Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundsiebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912.

Go gle

Leo. Hist.
Fl. 232-31
4 22 11

Inhalt.

Aldobrandinische Hochzeit . . 223
Amerika s. U. S. A.
Amerika, hast Du es besser? . 51
s. a. Briefe 165
Aprilwetter 32
Aquilifer 409
Banken s. Aprilwetter.
Bethmann Hollweg s. Hexeneinmaleins.
Bergmannwerke s. Aprilwetter.
Bergrede, die 64
Bismarck und Wilhelm I. 1862 s. Florianstag.
Boswau & Knauer s. Aprilwetter.
Brachmond 307
Brief, ein 405
Briefe, fünf 162
Civis Germanus s. Protuberanzen.
Delbrück s. Florianstag.
Deutsch-russischer Vertrag s. Florianstag.
Diamantenregie 99
Duell s. Scherben.
Einheitkurs 337
Elsaß-Lothringen s. Scherben.
England s. Brachmond.
Erdgeist s. Kinetoskop.
Ermordung Deutscher in Mexiko s. Protuberanzen.
Florianstag 137
Frankreich s. Quasimodogeniti.
Frauenpolitik s. Politische Uebergriffe.
Gebhardt 92
Gedichte 129
Gottlieb, Braun, Bavaria . . 270
Gretchentragoedie, die 85
s. a. Briefe 167
Heimkehr des Falken, die . . . 363
Hexeneinmaleins 103
Hoff s. Van 't Hoff.
Jahresbilanz s. Scherben.
Jessie 257
Jesuiten, die 171
Intellektuellen, die 126
Internationale Geschäfte . . . 159
Italien s. Brachmond.
Juristen, die Vorbildung der . 19
Kaiserhof-Passage 303
Katharina 212
Kind s. Verhältniß.
Kinetoskop 375
Korfu s. Protuberanzen.
Korngold, Erich 359
Lehrer und Schüler s. Osterfeuer.
Logik des Unlogischen, die . . 239
Mahnung 30
Malteserschwamm s. Brachmond.
Marokko s. Florianstag.
Methylalkohol-Vergiftung s. Florianstag.
Metropol-Palast s. Kaiserhof-Passage.
Mexiko s. Protuberanzen.
Militaria s. Protuberanzen.
Ministerium, das neue 193
Mittelmeer s. Brachmond.
Montanmarkt s. Aprilwetter.
Napoleon s. Osterfeuer.
Osterfeuer 1

Google

Oesterreich-Ungarn s. Osterfeuer.
Parlamentspolizei s. Scherben, s. a. Brachmond.
Petroleumkrieg 372
Philosophie s. Logik.
Politische Uebergriffe 181
Protuberanzen 69
Quasimodogeniti 35
Rechenberg s. Florianstag.
Record s. Titanic.
Remember s. Titanic.
Report s. Titanic.
Revolution, die 324
Romanpsychose 251
Sambeth s. Scherben.
Scharmach-Prozeß s. Florianstag.
Schauspieler, das Recht der . . 402
Scherben 273
Schiffsoffiziere s. Kinetoskop.
Schiller-Stiftung 55
s. a. Briefe 162
Schlafstall 218
Schmitz, Hermann Harry . . . 355
Schule, die s. Osterfeuer.
Selbstanzeigen
61, 96, 190, 221, 265, 333
Sprachliche Bildung s. Briefe 169
Staat und Stadt 201
Staatsfinanzen s. Hexeneinmaleins.
Stadtbahn, Berliner 133
Standard Oil Company s. Petroleumkrieg.
Stock Exchange 437
Tantieme 406
Tanz der Greise und Greisinnen 17
Tisza s. Kinetoskop.
Titanic 341
s. a. Kinetoskop.
Tripolis s. Brachmond.
Ungarischer Reichstag s. Kinetoskop.
Unsterblichkeit 401
U. S. A. 205
Van 't Hoff in Deutschland . . 431
Verhältniß zum Kind, das . . 177
Victoria-Versicherunganstalt s. Tantieme.
Vogtländische Maschinenfabrik s. Einheitkurs.
Volkswirthschaftlehre 118
s. a. Brief 405
Vor fünfzig Jahren s. Florianstag.
Vor hundert Jahren s. Osterfeuer.
Wedekind-Spiel s. Kinetoskop.
Wehrvorlagen s. Protuberanzen, s. a. Quasimodogeniti.
Wermuth s. Hexeneinmaleins.
Westrom s. Kinetoskop.
White Star Line s. Titanic.
Wie Robida um sein Erbe kam 329
Wilhelm I. s. Florianstag.
Wilhelm II. s. Osterfeuer, s. a. Quasimodogeniti.
Witte, Sergej Juliewitsch s. Protuberanzen.
Wolf, Eugen 322
Zeitalter des Verkehrs s. Briefe 164

Go gle

Die Zukunft.

Berlin, den 6. April 1912.

Osterfeuer.

Virgatum gehen.

Wenn im Thal, unter des Frühlings holdem, belebenden Blick, am Stämmchen der Hoffnung neues Glück zu grünen begann, knarrte, als sei es aus langem Schlaf erwacht und grüße nun gähnend den Tag, das Thor der Lateinschule, öffnete die sonst von Holz und Eisen gesperrte Hausflur endlich wieder dem Licht und ließ ein Gewimmel ins Freie strömen. Knospende Menschheit und in Reife erblühte, sacht schon welkende sogar schaute das Auge; bleiche und rothbackige Knaben, hagere und stämmige und den launisch gesprenkelten Troß der Magister. Durch der Straßen quetschende Enge wühlt sich, an Gärtchen und bunt bestickten Wiesen vorüber, der Zug bergauf. Und jedes fein gerippte Hälmchen wird, jeder zierlich gegliederte Baumtrieb von frohem Jauchzen begrüßt. Jeder sonnt sich heute so gern; athmet, des Druckes von Giebeln und Dächern ledig, in gierender Wonne den Lenz. Hier trillert ein Knabensopran der Vogelstimme nach, dort flattert, wie auf eines Falters luftigen Schwingen, ein Scherzwort auf; und bald schlingt, wie ein Silberband, helles Gelächter sich um die Reihen. Nicht in feste Platzordnung sind sie heute gepfercht; die Schulzucht des Alltags scheint munterer Kameradschaft gewichen; an losem, kaum mehr merklichen Zügel traben die Füllen feldein. Das nahe Wäldchen, das noch keinen Schatten spendet,

Google

nimmt die erhitzte Schaar auf. Nun gehts an die Arbeit; denn nicht nutzlosen Vergnügens wegen ward von dem Scholarchen der halbe Tag freigegeben. Auf den glatten, mit braunen Blättern und röthlichen Kiefernadeln beschichteten Waldwegen tummelt sichs rüstig. Röcke und Jacken werden an Stümpfe und Astbruchstellen gehängt. Messerklingen funkeln durchs Untergehölz. Wetteifer verbündet Lehrer und Schüler. Jeder erspäht, schneidet, schält eine derbe Ruthe. Jeder ist stolz, wenn er ein Prachtstück gefunden und handlich bereitet hat. Sind genug Gerten gesammelt, dann gehts nach Haus zurück. Die Lustigkeit ist nicht gedämpft; noch lauter lacht, nach gutem Werk, junger Uebermuth, noch höher sprudelt der Springquell der Schülerscherze. Die eingebrachten Ruthenbündel werden in die Badstube getragen und in Wasser gelegt. Das erst macht sie für den Dienst tauglich, dem sie bestimmt sind: Werkzeug der Lehrzucht zu sein. Mit diesen Gerten, die sie selbst suchten, schnitten, wässerten, sollen die Schüler gestriemt werden, wenn sie in Ungehorsam, Unfleiß, Unanstand ausglitten. Der ganze Bedarf eines Schuljahres wird an einem Frühlingstag eingeholt. Und diese Einholung ist ein Fest, das Lehrer und Schüler in einträchtigem Frohsinn begrüßen, verleben. Gehorsam, Fleiß, Anstand muß sein; der Reife dem Grünen, der Kundige dem Unwissenden, wenns nicht anders geht, mit gehärteter Ruthe den rechten Weg weisen. Ob ihn, ob den Nachbar ein kräftiger Hieb treffen wird: der zum Virgatumgang gerufene Knabe denkt nicht daran. Oder gelobt sich, vordenkend, als verständiger Schüler der Pflicht nie zu fehlen. Und der gestern geprügelte ist heute des Stäupers lieber Weggenosse. So fröhlich blickt uns das als finster verschriene Mittelalter an. So gesunder Humor ließ es auch die Kehrseite menschlicher Dinge lieben. Gott will Abhängigkeit.

Wir sind, in unserer Paragraphentrübsal, grämlich geworden. Die Schule, die aller Jugend Lieblingstätte sein müßte, das Land der Sehnsucht, in das es, zu Gleichalterigen, zu den Enthüllern der buntesten Wissenswelten, aus jedem Hausvergnügen sie drängen sollte, ist den meisten Kindern ein Marterort. Beim Geläut der Ferienglocke athmen sie auf. Für ein Weilchen wenigstens brauchen sie nicht in diese freudlose Schule, die, trotzdem sie dem dünnen Baum des Lebens ein Jahrzehnt (und oft mehr noch) entpflückt, ihren insichtbare Norm geprägten Zweck nicht in sich zu er-

Google

reichen vermag, sondern fast alle Tagesstunden des Zöglings mit Arbeit bepackt, ihn nach hastiger Mahlzeit wieder hinters Pult zwingt und im Morgengrau vors Vokabelbuch, vor die Liste der Griechenstädte oder Römerkönige setzt. Bis ihm alle Menschheitgeschichte, von Homer zu Schiller alle Dichtung, die Naturkunde selbst verekelt, jeder Wissensborn von widrig schillernder Wasserpest angekränkelt ist und seine Ungeduld in das dümmste, rohste Vergnügen so gierig taucht wie ein abgetriebener Ackergaul in den stinkenden Stadtgraben. Aehnelt er ihm nicht? Wird er von unfähigen Lehrern unb unerzogenen Eltern nicht, von früh bis spät, vorwärts gehetzt, aus der Traumsucht gerüttelt, aus dem Spielt ich gescheucht, mit Warnung geängstet, mit Drohung geschreckt? Daß er für Pflanzenkunde Sinn hat, am Turngeräth sich anstellig zeigt und einfache, aus Bodenbeschaffenheit und Menschengewöhnung sacht erwachsende Lebensverhältnisse leidlich auffaßt, genügt nicht. Er soll die Elemente des Euklid und die Bestandtheile des Glases, die Regirungzeiten der Sachsenherzoge und die Schwalbennester an den Mauern von Dunsinane kennen, die schwierigste Bruchrechnung und Vorderasiens Flüsse am Schnürchen haben; soll in alle Sättel gerecht sein. Den Kleinen lehrt der Stock das Fürchten. Noch wähnen ja allzu viele Väter und Lehrer, daß „ein Kind der Schläge bedarf“ (Gymnasiallehrer, die der Volkswille nehmen, von Brunnenlabe und Herdfeuer ausschließen müßte, schicken, weil ihre Doktorhand sich zu fein dünkelt, wilde Bengel dem Turnlehrer, der die Weisung hat, die ungewarnten mit geknotetem Tauende zu bläuen); und die Ruthen, die solcher Wahn als Pädagogenmittel unentbehrlich, unersetzlich glaubt, hat nicht die Schulgemeinschaft auf lustigem Lenzspazirgang vom Stamme der Birken und Haselstauden geschnitten. Auf dem Größeren lastet ein schwärzerer Alb. Wird er versetzt? Sonst mag er sich zu Haus ducken. Gilt er als ein Verlorener, dem jede Lust versagt wird, von dem jeder Reine seitab weichen muß. Weil er, vielleicht, in der Mathematik „das Klassenziel nicht erreicht hat“. Mit der Mappe, die einen vom Bahnfahrgeld erkauften Semmelschatz birgt, irrt er Knaben durch nächtige Straßen, werfen sich in den Fluß oder in die Schienen vor den heranbrausenden Eilzug, um vor den Lehrern, schwistern nicht, vor der Mutter am Pranger zu stehen. Häuslen-Schmach entläuft gesunde Jugend in den Tod. Und Herr Wirtspiegel

Google

lus, der den Sinn des Kindes nicht aufzuriegeln, in ihm die Begierde nach dem Wissensstoff nicht zu wecken, in ein Funkengestöber aufzuregen vermochte, setzt sich, den allein Schuldigen, mit behaglich vorgebundenem Mundtuch zu Tisch. Faits divers. Nicht der Rede werth. Unser Lehrstand ist ja der beste der Welt. (Im Deutschland der Satten, Selbstgefälligen, dummdreist mit Gottesfurcht Flunkernden ist Alles „besser als sonst irgendwo auf der Welt“.) Für Schule, Jugendpflege, Jugendfürsorge geschieht ungeheuer viel. Mißstände sind in menschlichen Dingen nie ganz zu vermeiden. Daß unser Salz verdumpft, daß ringsum die Mißachtung des Geistes und der Persönlichkeit gezüchtet, mit Lug und Trug ein im billigen Reichsladen eingehandelter und schnell verschlissener Plunderpatriotismus in die Hirne gespeichert wird und eine mit unfläthigem Witz den Schwaden dicken Wissensqualmes entlaufende Jugend die spärlichen Keime deutscher Gesammtkultur zertrampelt, um aus der hartgestampften Erde ein Tennisedden oder einen Fußballplatz zu machen: vor solcher Wahrnehmung, die zu dem stolzirenden Juchhe nicht stimmen würde, schließt sich das Auge. Nur des Nachbars Fell juckt; nur ihm ziemt die Ruthe.

Dennoch seid Ihr grämlich, auf allen Gemeinwegen unfroh und knirscht, im Bewußtsein der Abhängigkeit, gegen die nützlichste Kandare. Ohne Trutzkraft zu zähem Widerstand gegen unerträgliche Uebel; ohne ernsten Muth zur Erkenntniß der Mängel des eigenen Wesens. Gebraucht der Zeit; sie geht so schnell von hinnen. Holet, wenn sich der Ostermond wendet, Gerten und Haselruthen zu Hauf. Im Sommer, Herbst, Winter werdet Ihr sie, nicht für Kinder nur, brauchen. „Sie mögen sich die Köpfe spalten, mag Alles durch einander gehn; doch nur zu Hause bleibs beim Alten:“ so winselt der Pfahlbürger, dem das von Vater und Vatersvater Erworbene zinst. Thut dem Klöhner, wie Simson den Philistern that, die ihn umschnupperten. Setzet ihm Füchse mit brennenden Schwänzen in die Hürde, zwischen die Reben, ins Korn; und gelingt ihm und Seinesgleichen, Euch zu binden, so rufet aus des Mannesgemüthes hallender Tiefe den Geist des Herrn und hebet, wenn Ihr Euer Lehi nahen fühlet, die Arme. Wie versengte Faden fallen die Stricke dann ab, frei straffen sich die Gelenke und mit eines verwesenden Esels Kinnbacken könnet Ihr tausend Bedränger erschlagen. Ihr müßt: denn ohne den Rhyth-

Google

mus eines Heldenlebens kann das eng umringte Deutschland nicht dauern. Klettert mit unbeschwertem Gewissen über die Kadaver, häufet singend die Ruthen und traget mit ihnen die Vorlust an neuem Fatum, an Striemen und Wunden sogar, heimwärts in Euren Staat. Sahet Ihr sein Abbild? Mit seinen Farben ist der Schlagbaum bepinselt, der sich am Waldrand vor das Bahngleis senkt, um dem bedächtig herbeipustenden Güterzug die Strecke zu sichern und Menschen, Gefährt und Vieh vor Schaden zu hüten. Nicht Euer Fuß nur ist gehemmt: auch Automobile, die zwanzigmal, ehe die Lokomotive naht, den Schienenstrang überquert hätten, müssen warten, bis die letzte Kieslore vorbeigerollt ist. Mit Expreßzugsgeschwindigkeit sausen auf hundert Straßen Motorwagen durchs Land. Niemand zwingt sie in festes Gehege, schützt vor ihnen Träumer, Kindsmädchen, Dorfköter. Doch der Schlagbaum muß bleiben; dem langsamsten Staatsbahnzug das Mückenvolk der Gleiskreuzer abwehren. Alles Irdische hat sich gewandelt, Fülle und Schrittmaß des Verkehres spotten der alten Ordnung und längst hat neues Bedürfniß seinen Anspruch gemeldet. Aber der Schlagbaum bleibt. Vor den Gleisen des Rechtes und der Erziehung, der Verwalter- und Regirerkünste; des ganzen gemeinen Wesens. Bündelt die Ruthen, daß keine Euch fehle. Und lernet über jedes Politikum wieder aus heiterer Brust lachen.

Vor hundert Jahren.

„Von Preußen ist nichts zu fürchten.“ Bonaparte sprichts. Die Treusten, an deren Spitze sich diesmal Jerome, der sonst immer sorgenlose Bruder Lustig, stellte, haben den Imperator gewarnt. Unsinn. Den König kenne ich als ein kleines, ängstliches Herz, das stets trachten wird, um jeden Preis sein Krönchen zu wahren. Und (schon nach Jena hat er die Frage in einen Brief gekritzelt) giebts irgendwo noch so dumme Kerle wie im Schwarm dieser Preußenprinzen? Das Volk ist geduldig, lebt im Klima kaltsinniger Vernunft, läßt sich Alles gefallen, jede Bürde sich aufbuckeln. Nie ward in diesem Land einem meiner Soldaten in stummer Nacht das Lebenslicht ausgeblasen. Welches Unheil soll von da her drohen? Ihr seht Gespenster. Des Imperators Auge scheint innenwärts gekehrt. Der die Warner Blinde schilt, lebt, ein der Wirklichkeit Ferner, nur noch in seiner Vision. Vor dem Riesenspiegel

Google

des Mittelmeeres hat er sich in den Orient geträumt, als Großkhan von Asien in der Glorie gesehen. „Nur in Asien ist England tötlich zu treffen. Gardane und Jaubert haben heimlich Persien durchforscht, über Gelände und Volk Berichte geschickt: ich kenne nun meinen Weg. Ist Moskau genommen, Rußland niedergeworfen, der Zar mir versöhnt oder vom Hofadel gemordet, Polen als souverainer Staat wieder hergestellt, ein großes Franzosenheer, dem die Vasallen ihre Kerntruppen eingliedern müssen, von Tiflis abmarschirt, dann hält nichts mich, bis ich am Ganges stehe und mit einem Schwertstreich der Britenherrschaft über Indien die Wurzel durchschneide.“ Habt Ihr (so flüsterts hinter ihm) auf den fest verschlossenen, sorgsam behüteten Frachtwagen geachtet, der, mitten im langen Troß, von acht Pferden ostwärts gezogen wird? Darin ruht, weich gebettet, das Purpurkleid mit den eingestickten Goldbienen, Krone und Szepter, Schwert und Apfel. In diesem Schmuck, in diesem Ceremonialgepräng krönt sich der Erbe Karls des Großen, des letzten Basileus von Byzanz, der Kaiser von Indien. In zwei Monaten, schreibt Bernadotte, „hofft er mit Rußland fertig zu sein. Dann gehts nach Konstantinopel, wo er residiren will, um sich die Macht über Oesterreich und Rußland für die Dauer zu sichern. Von dort aus bereitet er den Angriff auf Persien vor, marschirt nach Ispahan und kann schon 1815 die Engländer in Indien packen.“ Den in solche Träume Verirrten soll der Gedanke an den Preußenstaat aufschrecken, den seine Hand schon einmal schlug und ins Zwergenmaß stümmelte? Deutschland hat einen heißen Sommer gehabt, schlürft selig seinen Kometenwein und nimmt den Herrgott für einen guten Mann, der auch das schlimm Aussehende weislich den Deutschen zum Wohl fügen werde. Der Kleinbürger segnet Frieden und Friedenseinkunft. Die Gelehrten beplaudern die Frage, ob es nöthig, ob auch nur nützlich war, die Universität von Frankfurt nach Breslau zu verlegen; schreiben einander auch wohl über die neuen Geschichtwerke von Niebuhr und Johannes Müller mit spitzer Feder ausführliche Zünftlerbriefe. Wer von schmackhafter Wortkunst naschen möchte, hat zwischen Goethes Lebensbeschreibung und den Hausmärchen der Brüder Grimm die Wahl. Und den nach Wundern des Orients Dürstenden führt Hammer in den Bezirk des Hafisdivans. Dieses Volk steht nicht auf. Dieser starre Boden gebiert nicht den Aiolos, der morgen den Sturm entfesselt. Napoleon weiß, daß die Kaiser Alexander und Franz

Google

für Preußen nicht fechten werden; daß Scharnhorst weder in Petersburg noch in Wien halbwegs bündige Zusage erlangt, daß England Geld und Truppenlandung versagt hat. Weiß auch, daß am Hofe Friedrich Wilhelms der frömmelnde Ancillon mächtiger ist als der Feldherr Gneisenau, dessen Kriegspläne der zage König in den Bereich „guter Poesie“ weist. Preußen wird sich unter das Korsenjoch beugen. Weh ihm, wenn es die im Herbst verbotene Rüstung wieder aufzunehmen wagt! Dreihunderttausend Franzosen überschritten ein paar Tage danach seine Grenzen und stünden bald mit grobem Geschütz vor Spandau, Koblenz, Graudenz. Friedrich Wilhelm ist kein Phantast und hat kühnen Entschluß nie gelernt. Er kennt seine Kraft gar nicht, fragt, vor einem Offiziercorps, zu dessen Häuptern Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und Grolmann, Boyen und Clausewitz gehören, wer sich erdreisten dürfe, das Heer gegen Bonaparte zu führen, und mißtraut dem Gedanken an einen Volkskrieg, der ruhmlos beendet sein werde, wenn ein Prediger erschossen ist. Ancillon, der schon in der Pfründe des Kronprinzenerziehers sitzt, schwatzt ihn, mit emsiger Hilfe anderer Französlinge, in den Bündnißvertrag vom vierundzwanzigsten Februar 1812 (den freilich nur der Wille zum Krieg vermeiden konnte). Zwanzigtausend Preußen werden in Napoleons Heer eingereiht, alle Straßen ihm zum Durchmarsch geöffnet, Pillau und Spandau dem Eindringling hingegeben, der wieder bis in Fritzens Hauptstadt die Adler trägt. Eindringling? Er kommt jetzt ja als Freund, als Bundesgenosse, der auch den wiener Schwiegervater inzwischen geködert und Europas ganze Festlandsmacht zum Kampf wider Rußland geballt hat. Und er läßt Oberschlesien und Breslau von jeglicher Invasion frei; läßt den König in Potsdam ohne einen Aufseher aus den Verbänden der Großen Armee. Die überschwemmt nun Preußens alte Provinzen und spült mit der Jugendblüthe auch den Unrath eines Erdtheiles auf den märkischen Sand. Hört den Priesterzorn des Wahlboruffen Heinrich von Treitschke: „Als das wilde fremde Kriegsvolk aus allerlei Landen durch die preußischen Dörfer strömte (die kleinen, genügsamen braunen Spanier und die Hünengestalten der unersättlichen bayerischen Trinker, die langsamen Holländer und die behenden Fanfarons aus der Gascogne), da schien dem kleinen Mann Alles wie ein wüster Spuk; er meinte, dies tolle Wesen nehme ein schlimmes Ende, und be-

Google

stärkte sich in solchem Glauben, wenn er, Wuth im Herzen, die zügellosen Horden hausen sah, wie sie in rasendem Uebermuth Haufen frischen Weißbrotes in den Koth traten, die vollen Flaschen an der Wand zerschmetterten. Die Politik der ideenlosen Eroberungluſt entsittlicht auf die Dauer ihre eigenen Heere; die alte Manneszucht der napoleonischen Truppen war verschwunden, ein frecher, meisterloser Landsknechtssinn nahm überhand. Auch die alte fröhliche Siegeszuversicht war dahin. Der Soldat selbst begann, des ewigen Schlachtens endlich satt zu werden; er fürchtete die Schneewüsten des Ostens. In den italienischen und deutschen Regimentern zeigte sich oft ein dumpfer Groll. Die Reiter klagten: in den früheren Kriegen hätten ihre Rosse lustig gewiehert, heuer nicht.“ Was nicht mit Nieten und Nägeln befestigt war, ging ins Reussenreich mit; für so langen Weg muß auch den feineren Sinnen im Tornister Futter bereit sein. Nach Hardenbergs Rechnung hat Preußen, das vierundneunzig Millionen Francs über den schuldigen Rest der Kontribution hinaus zahlen mußte, der Durchmarsch des bunten Heeres dreihundert Millionen gekostet. Das war zu ertragen. Unerträglich den stärksten Herzen das Bewußtsein, der Staat Friedrichs des Großen sei nun dem wüsten Helden verbündet, dessen Fuß ihn sechs Jahre zuvor in den Staub getreten hatte. Um solche Schmach nicht zu schauen, verbannten die Männer, die des Heeres, des Volkes Hoffnung geworden waren, sich selbst aus Preußens Gebiet. Die Besten entliefen dem Jammer. Der schwachgemuthe König blieb einsam. Und über ihm wölkte sich dräuend der Himmel.

Alexander Pawlowitsch läßt noch im März dem berliner Staatskanzler sagen, daß er, trotz allem Schein preußischer Feindsäligkeit, in seinem Gefühl sich dem König unlöslich verbunden fühle. Am fünften April setzt er sein Zarenzeichen unter den Vertrag, der ihm um den Preis des Versprechens, als Ersatz Finlands Norwegen zu bieten, Schwedens Hilfe verbürgt. An diesem Tag ist der Zwiespältige nicht Schüler Laharpes, ist er nur Katharinens Enkel, dem die so schnell an den kalten Orient akklimatisirte Ahnin den Namen des größten Makedonen zugedacht hat. Vom Wirbel bis zur Zehe Soldat. Wie der Schuster (spricht er zu dem von Bernadotte Bevollmächtigten) „stets Schuster, so bleibt der Diplomat sein Leben lang Diplomat. Deshalb ging die Verhandlung mit meinem Kanzler Rumanzow so langsam. Wir aber sind

Google

vom Kriegsvolk und lieben rasche Arbeit ohne Winkelzüge." Auch das Ultimatum, das er am achten April nach Paris schickt, hat noch Etwas vom soldatischen Ton. Er bricht das Schweigen, das fünfzehn Monate lang Europen ein Räthsel aufgab, und rafft sich, da er nicht mehr allein dem Sieger von Austerlitz und Friedland gegenüber steht, zu herrisch deutlicher Rede auf. Napoleon muß Preußen und Schwedisch-Pommern räumen, in Danzig sofort die Besatzungmannschaft mindern, seine Truppen hinter die Elbe zurückziehen und durch diesen Rückzug den Verdacht tilgen, er wolle Rußland unter dem Druck naher Einfallsgefahr halten. „Dann erst kann eine Verständigung noch möglich werden." Dann erst könne man über einen franko-russischen Handelsvertrag reden und gemeinsam erörtern, wie dem britischen Weltgeschäft zu schaden sei. Und selbst dann blieben noch wichtige Sicherungen zu schaffen: gegen alexandrische Erobererpläne in dem Orienttheil, der die Heimath der russchen Kirche ist und dem Haus Gottorp das Palaeologenerbe aufbewahrt; gegen die Wiederherstellung eines (von Frankreich zu patronisirenden) Polenstaates; gegen das Kontinentalsystem, an dessen antibritischer Zollschranke Rußlands dünnhäutige Wirthschaft sich bald wund reiben müßte. Ferner muß der aus seinem Herzogthum gejagte oldenburgische Verwandte vom Usurpator seiner Krone auskömmlich entschädigt werden. Beinahe barsch klingts; und hinter der Note steht, klirrend und stramm, des tollen Pauls Sohn: jeder Zoll ein Krieger. Am selben Tag aber schreibt er an den Freiherrn vom Stein: „Die entscheidenden Umstände des Augenblickes müssen alle Gutgesinnten, alle Freunde der Menschheit und des liberalen Gedankens vereinen. Die Aufgabe ist, sie vor Barbarei und Knechtschaft zu schützen, von denen ihnen Lebensgefahr droht. Um die Knechtung Europas zu vollenden, muß Napoleon Rußland niederwerfen. Der Krieg, der jetzt beginnt, wird wahrscheinlich der letzte sein und sicher über das Schicksal Europas entscheiden. Die Freunde der Tugend und alle Seelen, in denen neben hingebender Liebe für die Menschheit der Wille zur Freiheit lebt, sind im Innersten am Erfolg dieses Kampfes betheiligt. Und Sie, Herr Baron, der Sie sich unter ihnen so ausgezeichnet, in solchen Glanz gehoben haben, Sie können nur den einen Wunsch hegen: zu dem Sieg der Kräfte mitzuwirken, die sich im Norden jetzt zum Kampf gegen Napoleons grausamen Despotismus rüsten." Der Freiherr solle nach Wilna eilen oder aus Böh-

Google

men Rathschläge für Strategie und Taktik des politischen Aufmarsches schicken. Da redet der Zögling des waadtländischen Tyrannenhassers Laharpe. Von ihm hat Alexander das (aus Spanien stammende) Wort „liberal“; von ihm die Phraseologie der tief in der Waadtscholle wurzelnden Rousseaupfarre. Einen rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, der zum Kampf für die Freiheit ruft, für Naturrecht und Liberalismus erglüht und sich, nach Robespierres Vorgang, einen Tugendfreund nennt, wird in Aeonen der Erdkreis nicht wiedersehen. Rousseau in Rußland, in Berlin der Urenkel des réfugié Charles Ancillon, in Saint-Cloud der Sohn der Revolution: Cannings Erbe darf hoffen.

Am vierundzwanzigsten April empfängt Fürst Kurakin, Alexanders Gesandter, in Paris das Ultimatum. Drei Tage danach steht er in Saint-Cloud vor dem Gewaltigen. „Euch gelte ich also schon als ein Besiegter? Vor dem ersten Handgemeng! Sonst könntet Ihr Euch nicht das Recht zu solcher Behandlung anmaßen. Fünf Vierteljahre lang Schweigen; und das erste Wort dann eine Beleidigung. Ich soll Preußen räumen? Unmöglich. Schon die Forderung ist mir ein Schimpf; sie setzt mir das Messer an die Kehle. Mein Ehrgefühl verbietet, mich zu fügen. Wie können Sie, als Edelmann, mir mit solchem Vorschlag kommen? Ist man in Petersburg denn ganz kopflos geworden? Als Ihr Kaiser, nach meinem Sieg bei Friedland, mich in Tilsit aufsuchte, habe ich ihn mit der zartesten Schonung behandelt. Ihr machts wie die Preußen nach der Schlacht bei Jena. Die forderten auch die Räumung Norddeutschlands. Heute wie damals muß ich antworten: Nein. Denn hier gehts um meine Ehre.“ Das zischt, gurgelt, pfaucht und brüllt auf. Soll ihm der Vortheil des überrumpelnden Angreifers jetzt noch, so dicht am Ziel, geraubt werden? Hat Alexanders Heer vielleicht gar schon nachts den Njemen überschritten und nöthigt im Weichselgelände die Franzosen in Defensive? Die Zunge, die eben noch hüpfte, stockt; und aus gepreßter Kehle ringt sich der Antrag eines Waffenstillstandes los, der zu ruhiger Verhandlung Muße gewähre. Die Vertreter zweier Großmächte, die ihre Absicht auf jähen Angriff verbergen möchten; zwei Männer, die sorgenlos scheinen wollen und in denen doch Fieber brennen. Kurakin fühlt seinen Herzschlag bis in den Hals; trotzt den Nerven aber den Gestus gleichmüthiger Höflichkeit ab und spricht, er hoffe, seinen erhabenen Herrn für den Antrag zu gewinnen. Bonaparte ist

Google

schnell wieder undurchsichtig wie der Lauf eines Bronzegeschützes. Auch in seinem Hirn die assoziative Arbeit schon beendet. Beißt der petersburger Wirrkopf blind auf den Speck, dann ist die Offensive wohl noch zu erraffen. Ein Zeichen von Davout: und der Weltgebieter jagt durch Europa, grüßt die dienernden Potentaten nur mit lässiger Hand und mit dem Huf seiner Pferde und steht an der Weichsel, ehe der Russe die Kiemen von der Angel losgerissen hat. Kein Zeichen kommt; nach ein paar Tagen meldet Davout, daß sich die Moskowiter nicht rühren. Unnütze Sorge wars. Dieser Gossudar ermannt sich niemals zu kräftigem Entschluß. Also bleibt zu neuem Trugspiel noch Frist. Kurakins Bericht ist unterwegs. Wenn General Graf Narbonne, der in Berlin die Wacht hat, sich sputet, kann er ihn überholen. Für jeden Fall muß der Herzog von Bassano ihm eine Note an Rumanzow mitgeben, die von innigem Willen zum Frieden diktirt scheint; und Napoleon legt einen persönlichen Brief ein, der die Schwierigkeit so später Einigigung nicht verschleiert, doch mit dem Satz schließt: „Eure Majestät möge mir die Versicherung gestatten, daß selbst ein nach der Schicksalsbestimmung zwischen uns unabwendbarer Krieg die Gefühle nicht wandeln könnte, die Eure Majestät mir eingeflößt haben und die weder Wechselfälle noch Kränkungen in mir zu ersticken vermögen.“ Tönendes Blech. Doch Alexanders weiche Seele röstet sich gern an Sentiments. Note und Brief werden vordatirt: damit die Empfänger glauben, sie seien geschrieben, bevor das Ultimatum in Paris eintraf. Und der Kaiser hat Zeit, die große Pompreise vorzubereiten, die ihn und Marie Luise nach Dresden, ins Gepräng der Fürstenparade, führen soll. Beide Kronen werden in den Fourgon geschoben, die aus Goldlorber gewundene und die dem Legendenschmuck Caroli Magni nachgeahmte; der Hermelinpurpur und alle Kaiserkleinodien folgen. Denn von Dresden wirbelt die Windsbraut den gekrönten Soldaten ins Russenreich, an den Bosporus, durch Persien, an die Weihestätten des Ganges. Was zuvor war, dünkt die Enkel einst Knabenspiel neben dem Unternehmen, das nun beginnt. Beide Herrscher wollen den Krieg; müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn auf russischer Erde zu führen. Und weil Alexander den Feind herankommen läßt, hält ihn Napoleon für furchtsam und taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauchzend in umlodertes Eis.

Unter dick umwölktem Himmel ist in Deutschland noch Alles

Google

still. Der Freiherr, in dessen Haupt der Gedanke der deutschen Einheit flügge ward, berät in Rußland den Zaren. Friedrich Wilhelm der Dritte wagt nicht, auf Befreiung vom Fremdjoch zu hoffen. Der König, schreibt Gneisenau an Stein, „steht noch immer neben dem Thron, worauf er nie gesessen hat, und ist immer noch Rezensent des Thrones und Derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehilfe scheitern, der, Staatsmann in wahrem Sinn, erhabene Anordnungen zu machen gedenkt. Im Militärwesen wie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärke und wirkt entmannend auf Diejenigen, die gute Rathschläge ertheilen. Uebrigens ist er schlechter als je umgeben: wir haben nicht einmal die Aussicht, eine Agnes Sorel zu erhalten." Die nicht von Furcht Gelähmten stecken einander den zweiten Band von Arndts „Geist der Zeit" zu, der den Heiligen Krieg wider den neuen Atilla, die Weltgeißel, predigt. Unheimlich still ists auf dem Weg des Korsen. Hat Graf Narbonne geirrt, als er den Imperator warnte, Preußens gelassener Ruhe zu trauen, und ihn beschwor, von einem in seiner eigenen Hauptstadt bewachten Bundesgenossen nicht Treue zu erwarten? Die Patrioten zwingen sich in starres Schweigen; sehen knirschend den frechen Prunk. Murren sie allzu laut, morden mit blankem Wort schon den fetten Satan, so brummt Blücher: „Laßt ihn machen; er ist doch ein dummer Kerl." Aus Krämpfen aber heult Heinrich Kleist auf: „Nicht der Sieg ists, den der Deutsche fodert, hilflos, wie er schon am Abgrund steht; wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert, werth der Leiche, die zu Grabe geht!" Wie vor schwerem Gewitter ists; so still vor und hinter den Heersäulen und dem imperatorischen Wagenpark, daß der Lauscher das Geschwirr der ängstlich flatternden Vogelschwingen hört. Doch aus dem Süden tönt Goethes helle Greisenstimme herüber, die dem großen Franzosenkaiser und seiner Marie Luise, den Bereitern heilsamen Friedens, aus unterthaner Seele ein Loblied singt:

„Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn in seltnen, lang ersehnten Fällen
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nahverwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein Jeder, schauend, hochentzückt:
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Go gle

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Beförd're neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ewigem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden."

(Napoleon hatte dem Zaren das preußische Polen angeboten, Alexander mit dem Ultimatum geantwortet, dessen erste Bedingung die Säuberung Preußens von französischen Truppen heischte. Prinz Wilhelm von Preußen, Luisens zweiter Sohn, der damals schon den Offiziersdegen trug, hat sich sein Leben lang im Pflichtbann solcher Erinnerung gefühlt. Bismarck? Im Deutschen Reichstag hat ihm neulich ein sozialdemokratischer Zeitungmacher nachgesagt, durch die Konvention vom achten Februar 1863 habe er Preußens Namen mit Schmach beschmutzt und „der russischen Soldateska in Polen ihre Schlächterarbeit erleichtert". Wie aus der Kindheit dämmerfernen Tagen klingt den heute Greisenden die Weise ins Ohr. Waldeck: „Der Gendarmendienst, den unser Staat den Russen leistet, muß jedem Preußen die Schamröthe ins Gesicht treiben. Einer abenteuerlichen, dem Absolutismus dienstbaren, frivolen Politik werden Preußens Kinder und Güter geopfert. Wieder zeigen sich alle Mängel und Nachtheile unserer unseligen Heeresreorganisation. Europa muß endlich wissen, daß diese Regirung im Volke keine Stütze hat." Sybel: „Diese sinnlose Politik belastet uns mit der Mitschuld an einer kolossalen, von ganz Europa mit sittlicher Empörung betrachteten Menschenjagd. Die Wesensessenz dieser Politik ist die Nichtachtung des Rechtes; sie kann weder im Inneren noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja, ich möchte sagen: weder leben noch sterben, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen". Rennte: „Diese Politik widerspricht nicht nur dem Interesse des Volkes und des Landes, sondern sie gefährdet auch aufs Aeußerste die Existenz der Dynastie." Twesten: „Die Ehre der Regirung ist nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes. Laut und einmüthig müssen wir gegen diese Politik protestiren, die Preußen zu verderben droht." Simson: „Die Behandlung des polnischen Aufstandes ist ein trostloses Impromptu, das Gelegenheitgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Ich verlange nicht, daß eine Regirung stets den

Google

kühnen Flug eines Genies einzuhalten im Stande sein soll. Aber die Bewunderung dafür, daß Jemand nicht fällt, die man also jedem Seiltänzer zuwenden müßte, stünde doch wohl nicht nach Jedermanns Gaumen und Appetit.“ Virchow: „Der Herr Ministerpräsident hat ja eigentlich gar keine Politik; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus; jedes leitende Prinzip fehlt ihm und er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik, kein Verständniß für nationales Wesen und für Das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgeht.“ Noch einmal Waldeck: „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre, freie und redliche Politik im Inneren irgendwelchen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Menschlichkeit halten!“ Das wurde damals vom Präsidenten nicht gerügt. War damals, ein Halbjahrhundert vor dem Befreiungskrieg, sieben Jahre vor Sedan, mindestens noch verzeihlich. Ists aber heute nicht mehr. In seiner ersten Rede über den Februarvertrag hat Bismarck gesagt: „In dieser ganzen Sache kommt es uns nicht auf russische Politik und auf unser Verhältniß zu Rußland an, sondern nur auf das Verhältniß Preußens zur polnischen Insurrektion und auf den Schutz preußischer Unterthanen vor den Nachtheilen, die ihnen diese Insurrektion bringen könnte. So mußte der Diplomat sprechen. Aber durfte der Staatsmann, der über Düppel und Königgraetz bis in den versailler Spiegelsaal schreiten, auf diesem steilen Weg seine deutschen Landsleute ans Ziel der Einheit führen wollte, sich den Nachbar im Osten entfremden? Mußte er nicht den Saldo der Dankbarkeit, ehe es zu spät ward, zu tilgen trachten? Auch Stein hat, Herr Abgeordneter Wendel, ohne zärtliche Schonung gefährdeter Menschenleben, einem Zaren Alexander geholfen; und gilt heute doch als höchst liberal. Bismarck war von Sentimentalität frei; hatte Nikolai Pawlowitsch in der Nähe gesehen und hoffte nicht auf Verwandtentreue in der Schicht, „wo der Begriff des Gentleman rascher schwindet, als der Unterthanenverstand träumt“. Seine Rechnung von 1863 war richtig. Hätte er damals nicht, wo ers vermochte, den Aufstand niedergezwungen, hätte die Erinnerung an dieses Handeln nicht im Herzen Alexanders des Zweiten gehaftet, dann wäre dem blutenden Frankreich Anno 70 ein Helfer erstanden, dessen Ruf in Wien und in London Widerhall wecken konnte. Schade, daß in

Google

dem unernsteſten Reichstag, den Deutſchland jemals hatte, nur löbliche Gefühlsempörung, nicht kundiger Hiſtorienſinn die thörichte Scheltrede zurückwies. Am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts ein Reich aufzubauen, aus der Habe noch kräftig athmender Feinde den Stoff für den als Mauerſpeiſe unentbehrlichen Mörtel zu holen und doch nirgends ein Menſchengefühl blutig zu ritzen: Das vermag am Ende ſogar der Marxiſt nicht. Der kann über jedes Fleckchen am Staatskleid tapfer ſchmälen, weil er die Staatsnothwendigkeit leugnet. Kann, weil er nicht mithobeln will, jeden fallenden Spahn bezetern. Aber auch ihm iſt noch nie gelungen, aus unangetaſteten Eiern einen Eierkuchen zu backen.)

Royalties.

Felix Austria! Zum erſten Mal hat Oeſterreich-Ungarn, die Monarchie des deakiſchen Ausgleichs, eine Kaiſerkriſis; ſeit Jahrzehnten zum erſten Mal wird das perſönliche Handeln des Kaiſers von Oeſterreich, Königs von Ungarn vor öffentliches Gericht gezerrt. Ein faſt ſchon ein Vierteljahrhundert giltiges Geſetz ermächtigt den Monarchen, in beſtimmten Fällen der Reſerve und Erſatzreſerve Angehörige zum Wehrdienſt einzuberufen. Dieſes Kriegsherrnrecht wurde in die neue Militärvorlage aufgenommen, der Koſſuths und Apponyis Anhang den Weg durchs Parlament nur freimachen wollte, wenn durch eine Reſolution gehindert werde, daß der König noch einmal, wie er in der Nothzeit des Miniſteriums Fejervary that, durch die Einberufung der Reſerven ſich über eine Rekrutenweigerung des Reichstages hinweghelfen könne. Für ſolche Reſolution traten, nach Albert Apponyi, auch die Grafen Tiſza und Andraſſy, trat ſchließlich ſogar der Miniſterpräſident Graf Khuen-Hedervary mit allen Kollegen ein. Franz Joſeph lehnte ſie ab, klagte über unverdientes Mißtrauen, mahnte an ſeine Verfaſſungtreue und erklärte, er wolle abdanken, wenn der Stein des Anſtoßes nicht noch am ſelben Tag weggerollt werde. Das geſchah (Ungarn erſehnt das Regiment Franz Ferdinands nicht), Graf Khuen kehrte ins Amt zurück, doch alle Wortführer der Magyaren betonten, daß ſie dem alten König zwar gern in Ehrfurcht gefällig ſeien, auf dem Grundſatz ihres nationalen Rechtes aber ſtehen bleiben. Und Oeſterreich grollt, kaum noch leiſe, dem Greis, der aufhören wollte, Kaiſer von Oeſterreich zu ſein, weil er ſich nicht ſtark genug fühlte, eine neue Zwing-

Google

burg ungarischer Wünsche zu brechen. Hat ihn der Hader im Erzhaus zermürbt, die Pflicht, Wilhelm nebst Kindern und Schwiegertochter in Schönbrunn zu bewirthen, den am Aktentisch Unermüdlichen gelähmt? Zum ersten Mal hört Oesterreich die ernste Mahnung, sein Kaiser solle des höchsten Rechtes, der Unverantwortlichkeit, gedenken, Allzumenschliches, wo er als Träger der Reichsgewalt handelt, meiden und nie „ohne ministerielle Bekleidungsstücke“ sich den Völkern zeigen. Zum ersten Mal. Felix Austria!

Müssen auch wir uns froh geübter Sitte wieder entwöhnen, mit dem Kaiser wieder den leidigen Streit über Meinung und Rede erneuen? Wilhelm in der Französischen Botschaft als Deklamator der Hahnenhymne aus Rostands Thiertheatergedicht, dann eine entschüchterte Dutzendspielerin seines friedlichen Sinnes versichernd, als Kenner der Bretterpersonalien, als Bewunderer der engsten Poiretröcke von Parisergnade gelobt: Manchen (und Manche) überliefs schon leise. Der Deutsche Kaiser als Gutachter, der einem amerikanischen Ingenieur die Nothwendigkeit nachweist, den Panamakanal stark zu befestigen: kein nützliches, kein durch Widerruf zu entgiftendes Staatsspiel. Wilhelm in Venedig, wo er, unter Guirlanden, zu freundlich drohender Einwirkung auf die Türkei gestimmt werden soll, als Künder italischer Heldentugend, Weisheit, Vaterlandliebe: zu viel; den Landsleuten sang sein Mund nie so holde Aubade. Und Franz Ferdinand ist auch in Brioni Thronfolger in einem Reich, dessen Kaiser noch lebt. Und Korfu kann morgen dicht am Kriegsschauplatz liegen.

Gregorij Rasputin, wurde aus Petersburg gemeldet, ist endlich aus dem Vertrauen des Zaren gerodet. Dieser Hypnotiseur in der Mönchskutte hatte mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umsponnen, den ganzen Damenhof in Hystero-Ekstasen verzückt und war ein so wichtiger Mann geworden, daß Kokowzew nicht gegen ihn aufkommen konnte, Witte (so raunts) ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähig wurde. Ist er abgethan? Rußland, das neunhundert Millionen Rubel an neue Kriegsschiffe (64 Torpedojäger, 24 Unterseebote, 16 kleine, 8 gepanzerte Kreuzer, 16 große Linienschiffe) wenden will, steht, mit erstarkter Industrie und genesenden Finanzen, vor großer, lohnender Arbeit. Mit Nikolai Alexandrowitsch fiele das brüchige Herrscherhaus.

Google

Tanz der Greise und Greisinnen.

„Ihr Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!
Der alte Tod ging überlands.

Nun kommt die reiche Sommerszeit,
Die golden Euch das Herz erneut.

Die Fieberfröste, dumpf und träg,
Küßt sie Euch von den Lippen weg

Und blank, im Schweigen feierlich,
Neigt über Euch der Himmel sich.

Der alte Tod ging überlands.
Ihr Pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!"

„Ach! Ach! Wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt,

Es thut uns weh, wenn grell das Licht
In die entwöhnten Augen sticht.

O! Stirn und Arme, sie sind schon
Den langen Jammer so gewohnt,

Daß unser Herz, müd und verbraucht,
Schon längst nicht mehr zu Freude taugt.

Ach! Ach! Wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt."

„Vor Eurem Haus, im Gärtchen, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!

Selbst dort im Schatten spinnt noch Grün
Der Epheu auf die Mauern hin.

Am hundertjährigen Rosenstrauch,
Brachen drei späte Rosen auf

Und dort vom Wegkreuz winkt das Blühn
Wie Hände freundlich zu Euch hin.

Vor Eurem Haus, im Gärtchen, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!"

„Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten,

Und wärs nur eine, jung und schlicht,
Die man sich selbst vom Aste bricht.

Google

Und — ach! — wie gerne, Schritt vor Schritt
Schleppt' Einer sich den Andern mit,

Daß selbst man jeden Morgen sieht,
Wie viel der Phlox neu aufgeblüht.

Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten."

„Doch seid Ihr bei den Buchen dort,
Thut auf das Thor, geht weiter fort,

Geht querfeldein; dort ist kein Pfad,
Der für Euch nicht Erinnern hat.

Der nahen Thürme Glockenspiel
Sagt Euch, den alten Freunden, viel

Und einer klingt (er ist nicht weit)
Von dort, wo Ihr geboren seid.

Drum, seid Ihr bei den Buchen dort,
Thut auf das Thor, geht weiter fort."

„Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vergangen unsre Qual.

Mit jedem Stein an unserm Haus
Tauschen wir Rede und Antwort aus,

Mit Aschenrest, im Herd verweht,
Dem Wandschrank, der seit einstens steht,

Mit Bett und Stuhl, schief und geflickt,
Mit der Jungfrau, die vom Schreine blickt.

Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vorüber alle Qual."

„So horcht denn auf: 's ist Kermeßfest,
Das Kopf und Beine springen läßt.

Mit Hall und Schall im Schwunge stapft
Dort Tochter, Sohn und Schwiegerschaft.

Der Felder goldne Gerste quillt
Als Bier in Krüge hochgefüllt.

Und daß man trinke, wies einst Schwung,
Erharrn sie, Alte, Euern Trunk."

„Oh sagt, wie tanzten wir, ohndem,
Daß man uns all für Narren nähm?

Google

Ja, einſt! Wie toll war da der Spaß,
Wie wild die Luſt, wie groß ein Glas!

Von Geig und Klarinett, ach, wie
So anders klang die Melodie!

Das waren Lieder, ſchön und ſüß,
Als ob das Herz ſie klingen ließ.

Ach, ſagt, wie tanzten wir, ohndem,
Daß man uns all für Narren nähm?"

„Ihr Pfründnersleut, friſch auf zum Tanz!
Der alte Tod iſt überlands.

Was thuts, daß heut der Fiedelbauch
Ein Andres brummt, als einſtens Brauch.

Die alte Luſt, die Leben heißt,
Entflammt uns allzeit Kraft und Geiſt.

Glüht nur ein Funke Hoffnung wo,
Das Herz flammt auf und macht uns froh.

Der alte Tod ging überlands,
Drum Pfründnersleut, friſch auf zum Tanz!"

Brüſſel. Emile Verhaeren
(Deutſche Nachdichtung von Stefan Zweig).

Die Vorbildung der Juriſten.*)

Die Vorbildung des Berufsjuriſten (denn nur um Dieſen handelt es ſich) wird in der Neuzeit vielſeitig erörtert. Der ſachkundige Beobachter konnte ſchon ſeit Langem über ihre Unzulänglichkeit nicht im Unklaren ſein. Heute herrſcht darüber nahezu Ei-

*) Dieſer Aufſatz wird in dem „Handbuch der Politik" erſcheinen, das die Excellenzen Laband, Wach, Wagner, die Geheimräthe Lamprecht, von Liſzt, von Schanz und Dr. Fritz Berolzheimer im berliner Verlag Dr. Walther Rothſchild herausgeben. In einem Sammelwerk, wie es nach ſolcher Umſicht kaum je bereitet worden, in ſo würdigem Glanz noch nie entſtanden iſt. Die Grundlagen, die Aufgaben, die Ziele der Politik werden bis ins Tiefſte und Höchſte unterſucht; und für faſt alle wichtigen Gebiete ſind als Exploratoren und Wegweiſer die erſten Sachverſtändigen Deutſchlands geworben worden. Jede Frage, die das Leben des Staates, der Wirthſchaft, des Rechtes dem Betrachter ſtellt,

Google

nigkeit. Um so verschiedener sind die Meinungen über die Mängel und die Mittel der Abhilfe. Da nun jeder Jurist hier über Erfahrungen verfügt und sich wohl auch Verbesserungsgedanken zutraut, so findet das aktuelle Thema viele willige Federn und Zungen. Theoretiker und Praktiker wetteifern in der Tagespresse, in der Brochurenliteratur, in Fachzeitschriften, auf Vereinsversammlungen mit Kritik und Vorschlägen. Das Material ist schon jetzt kaum übersehbar. Aber alles Schreiben, Diskutiren und Experimentiren muß ergebnißlos bleiben, wenn es nicht gelingt, Klarheit zu gewinnen über unsere Ziele und über die wahren Gründe unserer Beschwerden.

Das Ziel.

Das deutsche Volk nährt sich nicht gern von Phrasen; wohl aber unterliegt es bei seinem, Gott sei Dank, noch immer lebendigen idealistischen Zug der Gefahr des Schlagwortes, das eine Idee, ein schönes Ziel bezeichnet und mit dem man Panier aufwirft. Und heutzutage, in dem großen Sprechsaal der Oeffentlichkeit, bei dem Wirrsal der Meinungen, Interessen und Wünsche, ist es schwieriger denn je, sich den Kopf frei zu halten von der Wirkung des laut hinausgerufenen halbwahren Schlagwortes. Die Politik ist dafür der eigentliche Tummelplatz. Daran hat Alles Antheil, was die Organisation der Rechtspflege berührt. „Klassenjustiz“, „Weltfremdheit“ der Juristen, „Wirklichkeitjuristen“, „Freirecht“: eben so viele Unwahrheiten oder doch Halbwahrheiten wie Worte, wenn sie Mängel unserer Zustände und Reformziele ausdrücken sollen. Der deutsche Juristenstand steht an Geistesbildung, juristischer Schulung, Leistung und Pflichttreue hinter keinem der Welt zurück. Das gilt eben so sehr vom Richter- wie vom Anwaltstand, von den Männern der Verwaltung, den Theoretikern und Praktikern. Vergegenwärtigt man sich den Umschwung der deutschen staatlichen, rechtlichen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse in den letzten fünfzig Jahren, die umfassende Neubildung unserer Rechtsordnung, die Gesetzarbeit in Reich und Gliedstaaten, die doch zum

---

wird von dem nach der Meinung seiner Rechtsgenossen dazu Berufenen beantwortet. Das Werk (von dem hier noch zu reden sein wird) kann, mit dem Aufwand so beträchtlicher Kräfte, werden, was Bayles „Dictionnaire“ vor zwei Jahrhunderten nicht zu werden vermochte: das Urtheil höchster Instanz, das eine Epoche über die Grundlagen, Aufgaben, Ziele ihres Gemeinschaftlebens fällt. Der berühmte leipziger Rechtslehrer hat ein Thema behandelt, das die Erfahrung eines Menschenalters ihn, in Theorie und Praxis, gründlicher als irgendeinen Anderen unter den heute Lebenden erkennen lehrte.

Google

großen Theil Juriſtenarbeit iſt, die erſtaunliche Schnelligkeit der Bewältigung dieſes ungeheuren Materials in Literatur und Praxis, die, bei aller berechtigten Bemängelung, unbeſtreitbare Geſundheit unſeres Rechtslebens, ſo muß der Gerechte dem deutſchen Juriſtenſtand rückhaltloſe Anerkennung zollen. Und Das hat er geleiſtet mit der Ausbildung nach traditioneller Schablone. Aber die Kritik kann deshalb nicht ſchweigen, ſo wenig wie die Erträglichkeit eines Zuſtandes uns von ſeiner Verbeſſerung abhalten wird.

Man darf die Unvollkommenheit unſeres Bildungſyſtems nicht im Stoff ſuchen. Das Arbeitfeld des Juriſten iſt die Welt. Er ſoll das „nihil humani mihi alienum“ von ſich ſagen. Denn das Recht ergreift alle Lebensverhältniſſe. Aber Allwiſſenheit iſt nicht von dieſer Welt; wer ſie erſtrebt, iſt ein Narr oder bleibt ein Dilettant. So wenig vom Arzt, Chemiker, Elektrotechniker oder Bankbeamten juriſtiſche Bildung erwartet wird, darf man vom Juriſten die Kenntniſſe jener Berufskreiſe fordern. Wir lehnen den „Wirklichkeitjuriſten“ ab, der ſich überall Fachkenntniß zuſchreibt. Hier hilft der „Sachverſtändige“, wenn auch der Juriſt, mag er richten, regiren, fremdes Recht als Anwalt wahren, immer bemüht ſein ſoll, mit offenem Auge durchs Leben zu gehen, überall das Leben erfaſſend. So können „Wirklichkeitſtudien“ im wirthſchaftlichen, gewerblichen, techniſchen, künſtleriſchen Leben nicht in den Bereich der juriſtiſchen Ausbildung einbezogen werden. Dieſe hat ein doppeltes Ziel, von dem wir uns nichts abmarkten laſſen: das verſtändnißvolle Aneignen des Rechtes und die Charakterbildung, die Bildung der Perſönlichkeit, der das Recht Lebensluft, Rechtsbeugung Verbrechen, das Rechtsgebot der oberſte irdiſche Wille iſt. Der Rechtsſtoff iſt das geltende Recht in durch den Lehr- und Lernzweck beſtimmter Begrenzung. Ueber dieſen Punkt wird ſpäter zu ſprechen ſein. Hier muß betont werden, daß „verſtändnißvolles Aneignen‘ nicht ein nur gedächtnißmäßiges bedeutet, denn Kennen iſt vom Verſtehen des Geſetzes weit entfernt; und das Aneignen, ſich zu Eigen machen vollzieht ſich nicht nur durch den Intellekt, das lediglich logiſche Operiren mit dem Geſetz; denn Richten iſt nicht „Rechnen mit Begriffen“, das Geſetz kein Turngerüſt des Verſtandes. Das Recht iſt Lebensgebot, ſein Inhalt das Gute, ſo weit es ſich zur allgemeinen Norm eignet, ſeine Anwendung die Emanation dieſes Willens, der Gerechtigkeit, die im Geſetz lebt. Daher nennen die Römer die Jurisprudenz die ars boni et aequi, ein Können, das ſeine letzte Wurzel im rechtlichen Empfinden und Wollen hat. Solche verſtändnißvolle Aneignung des Rechtes, die zu ſeiner heilſamen Anwendung und ſeiner Fortentwickelung befähigt, macht

Google

den Juristen. Sie bleibt sein Lebensziel und der für die Aus- und Vorbildung maßgebende Gedanke; alles Andere führt zur Verbildung oder Verkümmerung. Damit ist unser juristisches Ausbildungsſystem zur Frage gestellt.

Der Zustand.

Die Jurisprudenz ist für uns keine freie Kunst. Sie wird auf staatlichen Lehranstalten wissenschaftlich gepflegt und gelehrt, bei den staatlichen Behörden im Vorbereitungdienst erlernt und auch dann, wenn sie, wie in der Anwaltsthätigkeit, nicht Amtsinhalt ist, durch öffentliche Prüfungen kontrolirt. Aus solcher offiziellen Schulung und Kontrole gehen unsere Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Regirungbeamten hervor. Durch eine Schlußprüfung wird die Qualifikation zu diesen Berufen erwiesen, wird festgestellt, daß der Novize des Rechts das Maß juristischer Ausbildung erreicht hat, welches ihn zu selbständiger Ausübung solcher Funktionen befähigt. Davon ist auszugehen und dabei hats zu bleiben. Nun zerfällt die Rechtsschulung in den Universitätunterricht und den Vorbereitungdienst. Nach dem Reichsgerichtsverfassungsgesetz (§ 2) hat der ersten juristischen Prüfung ein mindestens dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft vorauszugehen, von dem mindestens drei Semester auf einer deutschen Universität verbracht werden müssen. Der Landesgesetzgebung steht es frei, die dreijährige Studienzeit zu verlängern. Der dreijährige Vorbereitungdienst führt zu den Gerichten und Rechtsanwälten und kann kraft Reichsrechtes zum Theil bei der Staatsanwaltschaft verwendet werden, wie nach Landesrecht die Dienstzeit verlängert und zum Theil, aber nicht über ein Jahr hinaus, in der Verwaltung verbracht werden darf. Hiernach ist theoretische und praktische Schulung grundsätzlich, zeitlich und organisatorisch unüberbrückbar geschieden. Die „praktischen Uebungen“ auf der Universität und lehrhafte Kurse im Gerichtsdienst bilden bisher die einzigen ausgleichenden und annähernden Mittel.

Der Universitätunterricht leistet, was er nach diesem System mit den vorhandenen Personen und Lehrmitteln zu leisten vermag. Er bewegt sich vorwiegend in einseitigen Vorträgen, die die Studirenden „hören“; nur in den Kollegien, die sie zu Arbeiten exegetischer oder praktischer Natur verpflichten, haben sie Gelegenheit, sich zu bethätigen, während ein Gedankenaustausch auch wohl in Konversatorien (Repetitorien) stattfindet. Das akademische Lehrziel ist das Erfassen des gesammten Rechtsstoffes in seinen Grundgedanken, inneren Zusammenhängen und seinem organischen Ausbau. Das kann nur erreicht werden durch systema-

Google

tisch-dogmatische Darstellung, die das Einzelne zum Ganzen fügt und aus den Grundgedanken entwickelt. Man wird ohne Uebertreibung sagen können, daß die Vorträge, wie sie an den deutschen Universitäten gehalten werden, geeignet sind, in die Rechtswissenschaft einzuführen und die Kenntniß und Erkenntniß des Stoffes zu vermitteln. Wenn aber dieser Erfolg, nach Vieler Klage, nicht erreicht wird, so sind die Gründe keineswegs nur persönlicher Natur: Ungeschick der Dozenten, Unfähigkeit oder Unfleiß der Studenten. Mag sein, daß die jungen Juristen sich vor anderen Kommilitonen durch schlechten Kollegienbesuch auf vielen Universitäten auszeichnen. Aber man soll nicht übertreiben. Würde man der natürlichen Folge des Unfleißes, der Unwissenheit, das gebührende Zeugniß im Examen zu Theil werden lassen, so würde man über dieses Uebel nicht zu klagen haben; denn die „Zuhörer", die sich lediglich als Amateurs auf der Universität aufhalten, scheiden ohnedies aus. Keinesfalls darf man das unschätzbare Gut der akademischen Freiheit einem schulmäßigen Betrieb um des Unfleißes willen opfern. Nein: der Unfleiß, über den man klagt, wurzelt in der Sache und hindert daher auch das „Bestanden" nicht, wenn sein Ergebniß, die Unbildung, durch eingepaukten Gedächtnißkram verdeckt wird. Die theoretischen, systematisch-dogmatischen Vorträge versagen den gewünschten Erfolg vor Allem aus doppeltem Grund: sie halten oft die durch den Bildungzweck gebotene Grenze nicht ein und sie ermangeln in ihrer Einseitigkeit der pädagogischen Kraft.

Die Universität ist Forschung- und Lehranstalt. Dieser Verbindung und Verwendung der besten wissenschaftlichen Kräfte für den Rechtsunterricht verdanken wir das hohe geistige Niveau unseres Juristenstandes. Die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit kommen unmittelbar den Studirenden zu Gut. Mancher Gelehrte findet in seinen akademischen Vorträgen die Hauptform seiner wissenschaftlichen Aeußerung. So wird, bei aller Beachtung des Lehrzweckes, die wissenschaftliche Bewältigung des Stoffes die selbständige Aufgabe des Dozenten. Hieraus ergiebt sich im Zusammenhang mit dem Lehrplan eine Zumuthung an die Aufnahme- und Verarbeitungfähigkeit des auf sich selbst gestellten Studirenden, der der Durchschnitt nicht gewachsen ist. Der Lehrplan umspannt das ganze Rechtsgebiet. Wir können völlig davon absehen, ob eine Vorlesung obligatorisch ist oder nicht und wie man jenen Plan anlegt: für den Studirenden ist entscheidend, ob die Disziplin examinirt wird. Der Examensgegenstand ist Lerngegenstand; und Examensgegenstand ist und muß bleiben (bis auf Nebensächliches) grundsätzlich das ganze Rechtsgebiet. Das bedeutet einen un-

Google

ermeßlichen Stoff. Allerdings wird man ihn dem Studirenden nur anſinnen, ſo weit er ihm vorgetragen wird. Aber er wird ihm vorgetragen in wiſſenſchaftlicher Konzentration und Vertiefung; und ſo will er aufgenommen ſein: begrifflich in Weſen und Zweck erfaßt, verſtanden werden. Früher, vor der ſtupenden Entwickelung der Geſetze des Reiches und im Reich, ſagte man: „Bonus institutionista bonus pandektista, bonus pandektista bonus jurista.“ Das gemeine Civilrecht, und zwar das Römiſche Recht, war das A und das O. Darauf kam es an. Das wurde geprüft; daneben noch ein Wenig Handels- und Wechſelrecht, Strafrecht, vielleicht Prozeß; alles Andere gehörte in die Rumpelkammer. Und wie iſt es jetzt? Ueberall Geſetzesrecht, womöglich Kodifikation und das Streben, die Geſetze zu bewältigen. An der Stelle der Pandektendogmatik der enorme Stoff des überaus ſchwierigen BGB mit ſeinen Nebengeſetzen. Man braucht nur das heutige Grundbuchrecht dem gemeinrechtlichen Hypothekenrecht, die heutige der gemeinrechtlichen Immobiliarzwangsvollſtreckung (von der in Vorleſungen überhaupt kaum die Rede war) oder das gemeinrechtliche Straf- und Prozeßrecht dem heutigen gegenüber zu ſtellen, um den Wandel zu erkennen. Dazu Staatsrecht, Verwaltungrecht, volkswirthſchaftliche Diſziplinen und Anderes. Ueberall wird eine in allen Grundgedanken lückenloſe, die Zuſammenhänge, die Struktur der Rechtsinſtitutionen klar zeigende Darſtellung erſtrebt und überall eine „verſtändnißvolle Aneignung“ gefordert. Und wenn auch der nicht geradezu thörichte Examinator nicht Paragraphen reiten, nicht Details fordern, ſondern ſich auf die Elemente beſchränken wird, ſo ſtellt ja Das gerade, das Prüfen auf die Grundbegriffe, auf das Verſtändniß der Rechtsinſtitution, die ſchwerſten Anforderungen.

Und der Studirende, der Rechtskandidat, dem das Alles, was man ihm vorträgt, fremd war? Dem ein den inneren Menſchen nicht ergreifender, ſpröder Stoff in Abſtraktionen geboten wird? Man klag' über „Unfleiß“, alſo darüber, daß es am Kollegienbeſuch mangelt. Aber ſo wars von Alters her und die Präſenz verbürgt nicht einmal das „Hören“; und das „Hören“ iſt ganz werthlos ohne Verſtehen und Verarbeiten. Bildet für dieſes ein vielleicht ſchlecht nachgeſchriebenes Heft die Grundlage, ſo iſts ſchon deshalb damit nichts. Aber überhaupt: das Verarbeiten, das verſtändnißvolle in ſich Aufnehmen lediglich auf Grund der Vorleſung iſt für Viele kaum möglich. Wer klärt Mißverſtändniſſe? Wer löſt Zweifel? Wer belebt die doch nur den Extrakt des Vortrages darſtellende Niederſchrift, nachdem das Gehörte längſt entſchwunden iſt? Und

Google

wer kann es feſthalten, wenn er mehrere Stunden täglich Vorleſungen verſchiedenen, fremdartigen und ſchwierigen Inhaltes gefolgt iſt? Wie ſoll der Kandidat ſcheiden zwiſchen dem Nothwendigen, Weſentlichen und Wiſſenswerthen? Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um begreiflich zu finden, daß das Hören und die ſelbſtändige Arbeit Vieler erlahmt und ſie ſich zum Repetitor retten. Der drillt auf das Examen. Hier wird die Frage und Antwort nach beſtimmtem Rezept auf die Examinatoren eingepaukt. Hier entſteht ein ad hoc brauchbares Wiſſen. Freilich vielfach nur Gedächtnißkram, bald vergeſſen, werthlos für das ſpätere Leben. Aber es erfüllt ſeinen unmittelbaren Zweck; der Examinator muß ſich wohl oder übel damit begnügen. Der Kandidat hat doch Etwas gewußt.

In dieſes trübe Bild fällt ein erquickendes Licht durch die Erfolge der praktiſchen Uebungen. Ich ſpreche aus Erfahrung; denn ich habe in jedem Semeſter mehr als vierzig Jahre hindurch Praktika gehalten und verdanke Brieglebs Praktikum das erſte Verſtändniß für den Prozeß. Ich arbeite ſeit dem erſten Oktober 1879 fortgeſetzt als Richter am leipziger Landgericht und bin daher in der Lage, das Verhältniß ſolcher Uebungen zur Praxis abzuſchätzen. Sie ſind keine Antizipation der Praxis. In ihnen arbeiten Dozent und Student zuſammen, beſteht freier Gedankenaustauſch, lernt der Hörer zuerſt methodiſch die Anwendung des Rechtes auf den gegebenen Fall, belebt ſich ihm der Begriff, gelangt er durch Arbeit zur ſelbſtändigen Aneignung Deſſen, dem er bisher nur rezeptiv gegenüber ſtand. Der Erfolg wird ſich ſteigern mit der eigenen juriſtiſchen und Lehr-Begabung des Dozenten; er wird gefährdet durch ungeſchickte Auswahl der Fälle, Tüftelei, dogmatiſche Feinſchmeckerei, wo doch das tägliche Brot noththut. Aber ſo werthvoll, ſo unſchätzbar die Praktika ſind, ſie verbürgen die nothwendige, univerſelle Durchbildung nicht.

Das Reſultat iſt: der Univerſitätunterricht ermangelt der edukatoriſchen Kraft; er bietet, wenn man Vorleſung- und Lernſtoff identifizirt, zu viel; und er bietet zu wenig an Hilfskräften zur wirklich wiſſenſchaftlichen, verſtändnißvollen Aneignung. Der Examensdruck, der ja beſteht, vermag daran nichts zu ändern. Auch nicht die Einſchaltung eines Examens (Zwiſchenexamens) in die Studienzeit, das Viele empfehlen, das Bayern und Oeſterreich haben und auf das in anderem Gedankengang zurückzukommen iſt. Ob eine Verbindung der Studien mit der Praxis in irgendeiner Form helfen kann, durch die dem Studirenden Anſchauung gegeben, der Stoff lebendig gemacht, ſein „Wirklichkeithunger“ geſtillt würde?

Der Vorbereitungdienſt bringt heute die praktiſche Schulung.

Google

Wie er im Einzelnen, in Ausführung der erwähnten reichsgesetzlichen Vorschriften landesrechtlich geordnet ist, kann unerwähnt bleiben. Seine allgemeinen Charakteristika sind, daß er durch alle Stationen des Justizdienstes in freiwilliger und streitiger Gerichtsbarkeit, im Civil- und Strafprozeß, bei dem Amtsgericht, den Landes-Kollegialgerichten und der Staatsanwaltschaft hindurchführt, daß er zum Theil Dienst beim Anwalt ist und daß er, auch wenn die Justizverwaltung das Aufsteigen vom Einfacheren zum Komplizirteren zum Leitmotiv nimmt, im Großen und Ganzen von den Personen abhängt, in deren Hände der Referendar kommt; daß von einer methodisch geordneten praktischen Ausbildung eigentlich nicht gesprochen werden kann. Und dieser Vorbereitungdienst dauert vier Jahre oder etwas kürzer, füllt also eine für die Entwickelung der Persönlichkeit entscheidende Zeit. Und was ist das Ergebniß? Ein grobes Mißverhältniß von Zeitaufwand und Erfolg. Selbst da, wo die Referendare nicht übermäßig mit Protokoliren oder anderen unersprießlichen Geschäften befaßt werden, wie insbesondere in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, ist jenes Mißverhältniß festzustellen. Erheblich fördernd ist die zeitweilige Wahrnehmung richterlicher Geschäfte oder die Vertretung des Anwalts, also ein selbständiges Handeln. Durch die Einrichtung von gemeinschaftlichen Kursen unter Leitung eines Richters wird auf eine methodische Schulung (in freilich unzureichender Weise) in einzelnen Staaten hingearbeitet.

Bisherige Verbesserungvorschläge.

Die Verlängerung des Universitätstudiums auf vier Jahre hat nur äußerlichen Werth, wenn auch anerkannt werden muß, daß der Fülle des Stoffes und der Steigerung der Aufgaben durch die oft allzu zahlreichen Praktika das Triennium nicht mehr entspricht. Aber wenn das Examenssemester nicht mitzählt, mögen sieben Semester genügen. Bei angemessener Prüfung ergiebt sich solche (thatsächlich schon jetzt geübte) Ausdehnung der Studienzeit von selbst.

Die Zwischenprüfung ist, von einem neuerlichen Vorschlag (Zitelmann: „Die Vorbildung der Juristen“) abgesehen, gedacht als der Abschluß der propädeutischen Studien, als welche man vorzüglich die historischen ansieht, etwa unter Hinzunahme des deutschen Privatrechtes (Bayern). Der Werth ist höchst problematisch. Man will den Fleiß steigern. Aber selbst wenn es gelingen sollte, ist der Preis zu hoch. Die Schulung soll einheitlich sein; für sie giebt es keine nur vorbereitenden Disziplinen. Die lehrhaft brauchbare historische Darstellung muß in dem Werdegang des geltenden Rechtes, nicht im antiquarischen oder vergleichenden Element gipfeln.

Google

Daher ist fraglich, ob nicht eine historische Vorlesung der dogmatischen mit größerem Nutzen folgt als vorausgeht. Keinenfalls darf das Historische mit dem Zwischenexamen abgethan werden. Dazu kommt das ständige, leidige Examiniren. Entscheidend aber ist, falls man nicht das Prüfungwesen zur Reichssache machen will, die politische, partikularisirende Wirkung solchen Zwischenexamens. Es zerstört die Freizügigkeit der Studirenden, bindet sie an ihre Landesuniversität. Veränderungen des Inhaltes und der Organisation der Prüfungen überhaupt bleiben außer Frage. Die in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Differenzen sollen unter Austausch der Erfahrungen durch Verständigung der Regirungen möglichst ausgeglichen werden.

Die wichtigsten Reformpläne erstreben ein Ineinandergreifen von theoretischem und praktischem Unterricht, von Studium und Vorbereitungdienst. Sie sind in neuster Zeit besonders laut geworben: ein Rückgriff auf frühere Anregungen (zum Beispiel: Dernburg). Man empfiehlt, den praktischen Dienst dem Studium zum Theil vorauszuschicken oder Beides neben einander hergehen oder das Studium durch die Praxis unterbrechen zu lassen. Die Gründe sind immer die selben; man will den Mangel der Anschauung beheben, den „Wirklichkeithunger“ der Studirenden befriedigen, sie ins Rechtsleben in foro einführen und durch all Das ihr Interesse an der Sache, ihre Empfänglichpkeit und ihr Verständniß für die theoretischen Vorträge steigern. Das soll nach den Einen dadurch geschehen, daß die Praxis unmittelbar nach Beendung der Schulzeit beginnt und so den Zweck der Einführung und des elementaren Unterrichts erfüllt. Wie lange diese „Vorpraxis“ auszudehnen und ob zu ihr ein Dozent heranzuziehen ist: Das sind untergeordnete Fragen. Außer ihr oder auch an ihrer Statt wird eine praktische Ferienbeschäftigung der Studirenden (Nebenpraxis), der Besuch von Gerichtssitzungen unter sachkundiger Leitung und Aehnliches empfohlen. Eine das Studium unterbrechende Zwischenpraxis, an die sich (darüber differiren die Meinungen) nach vollendetem Universitätunterricht die Schlußpraxis anreiht, scheint neuerdings Manchen die Lösung des Problems. Zitelmann denkt es sich so: zuerst eine dreisemestrige dogmatisch-historische Einführung in die Rechtswissenschaft und zwar im ersten Semester in das Staats-, Verwaltung-, Kirchen- und Völkerrecht, im zweiten in das bürgerliche Recht, im dritten in das Strafrecht, in die Prozesse; darauf nach bestandenem Examen eine zweijährige Praxis, die nur subaltern sein könnte, aber ausreichen soll, um Anschauung zu schaffen und den Wissensdurst zu steigern; nun ohne Weiteres Rückkehr für

Google

den zu Studien Reifen und Geneigten an die Universität zu vertieftem fünfsemestrigem Unterricht in all den bisher nur obiter getriebenen Disziplinen; endlich eine einjährige Praxis mit dem Abschluß des Assessorexamens, und zwar jetzt schon unter Trennung der Justiz- und Regirung-Kandidaten. Praktiker und Theoretiker haben diesen Plan abgelehnt. Und es läßt sich nicht verkennen, daß, trotz manchem Anmuthenden, die Bedenken überwiegen: vom Standpunkt des Praktikers aus der Einwand der Unbrauchbarkeit dieser nur dreisemestrig vorgeschulten Referendare, vom Standpunkt des Universitätlehrers aus die berechtigte Scheu vor dem „vertieften" Wiederholen des schon zur Einführung Vorgetragenen und die Befürchtung, daß jetzt zwar nicht die ersten Semester, wohl aber die späteren verbummelt werden, zumal dieses Studium ohne Examen schließt und man sich auf die Assessorprüfung später vorbereiten wird. Nicht minder unbrauchbar sind die Vorschläge der Vor- und Nebenpraxis. Wie kann man die elementare begriffmäßige Schulung auf die Praxis abschieben wollen, während sie dazu schlechthin ungeeignet ist und der Unterricht in den Grundbegriffen die wichtigste und schwierigste Aufgabe des Dozenten bildet! Was aber die „Nebenpraxis" leisten soll, läßt sich ausreichend im akademischen Unterricht erreichen.

Die Reform.

Der akademische Unterricht vermag nicht in die Praxis einzuführen und der praktische nicht die wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes zu vermitteln. Daher kann nicht der eine den anderen ersetzen; bei keinerlei Wandelung und Erweiterung. Also wird auch ferner der Eine wie der Andere unentbehrlich sein. Auch muß das Universitätstudium der praktischen Schulung vorausgehen. Denn ohne Kenntniß der Rechtssätze und Begriffe bleibt die Anschauung ohne Frucht und die Verwendung in der Praxis auf das äußerliche Handwerk beschränkt. Aber Universitätunterricht wie Vorbereitungdienst bedürfen der Reform.

Der akademische Unterricht muß in viel höherem Grade als bisher zur Arbeit anleiten und zu verständnißvoller Aneignung des Gehörten fördern. Praktika und Exegetika reichen nicht aus. Das, was in schädlicher Weise der Repetitor und Einpauker leistet, muß planmäßig die Universität leisten. Dazu bietet sich das Institut der Assistenten und Privatdozenten, die in Zusammenarbeit mit dem Fachlehrer konversatorisch und repetitorisch den Studirenden bei der Bewältigung des Stoffes helfen sollen. Diese ergänzenden Repetitorien sind mit der Fachvorlesung pflichtgemäß zu hören. Ferner wird darauf Bedacht zu nehmen sein, daß die dogmatischen Vorlesungen durch Ausschaltung gewisser für den Katheder vortrag

Google

nicht geeigneter Partien und Details entlastet werden, die in die konversatorisch zu leitende und zu kontrolirende Selbstarbeit zu weisen sind. Endlich muß dem theoretischen Unterricht ein Anschauungsapparat zur Unterstützung dienen, der aus reponirtem Aktenmaterial und Dergleichen leicht zu beschaffen ist.

Solche organisatorische Reform würde den weiteren Vortheil einer Schule für die Lehrkräfte der Universität bringen. Jetzt ist die Habilitation oft ein gewagtes Unternehmen. Auf eine gelehrte, manchmal auch wenig gelehrte Arbeit erfolgt nach mäßigem, ja, vielleicht miserablem Kolloquium und eben so dürftiger Probevorlesung die Habilitation. Ob der so zur Lehrthätigkeit Zugelassene für sie die Befähigung besitzt, weiß weder er noch weiß es die Fakultät. Aber nun ist er Dozent, schreibt Bücher, wird, weil ein Besserer fehlt, oder, weil er lange auf seinem Platze sitzt, Professor; vielleicht auch bleibt er sein Leben lang Privatdozent, den Gott im Zorn dazu gemacht hat. Die vorgeschlagene Reform schafft aber nicht nur eine Bildungstätte für den Dozenten, sondern erleichtert auch wirthschaftlich seine Existenz, denn es ist selbstverständlich, daß planmäßig beschäftigte Assistenten und Dozenten nicht ohne Gehalt arbeiten. Man wende nicht ein, daß es an geeigneten Personen fehlen werde. Unter den jüngeren Praktikern wird es stets brauchbare Hilfskräfte geben und der Ordentliche Professor wird sich leichtlich geeignete Schüler heranziehen. Finanzielle Bedenken haben bei der Wichtigkeit der Sache keine Berechtigung.

Der Vorbereitungdienst ist aus einem ganz äußerlich geordneten, in seinem Erfolg auf den Zufall abgestellten in eine methodische Schulung umzuwandeln. Heute hängt es vom Zufall ab, ob der Referendar das Glück hat, einen geeigneten Lehrmeister an seinem Richter oder Staatsanwalt zu finden, ob die Beschäftigung, die ihm wird, hinlänglich instruktiv ist. Das muß anders werden. Man mag mit einer knapp bemessenen Station beim Amtsgericht beginnen, die in den verschiedenen Gebieten der streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit orientirt. Dann muß eine methodische praktische Unterweisung folgen. Die ist nur beim Landgericht möglich, bei dem die Referendare in größerer Zahl zu Ausbildungskursen unter der Leitung dazu berufener und dafür bezahlter Instruktoren zu vereinigen sind. Dann mag die Zeit der praktischen Bethätigung folgen, deren Hauptgewicht in die Judikatur, die staatsanwaltliche und anwaltliche Thätigkeit zu legen ist. Das Bestreben, den Referendar überall sattelfest zu machen, auch in Nachlaß- und Vormundschaftsachen, in Grundbuchsachen, in der Berufunginstanz wie in der Ersten, ist zwecklos. Man hat zu bedenken, daß wir nicht aufhören, zu lernen, daß der junge Richter nicht alsbald in höherer Instanz

Google

zu entscheiden hat und daß, wer in Erster Instanz tüchtig ist, es auch in der höheren sein wird. Wesentlich ist, wo die stärksten, für die Novizen des Rechtes förderlichsten Bildungselemente liegen. Gänzlich aufhören muß die handwerkmäßige Beschäftigung, besonders die (wohl gar durch fiskalische Erwägungen bestimmte) Ersetzung des Gerichtsschreibers durch den Referendar. Man muß einsehen, daß die praktische Schulung Aufwendungen des Staates erheischt, wie die akademische, und daß Arbeit unter eigener Verantwortlichkeit die intensivste Bildungskraft besitzt.

Leipzig. Wirklicher Geheimer Rath DDr. Adolf Wach,
Mitglied der Ersten Kammer.

Mahnung.

(Melodie aus dem Niggersong „Dixi“.)

Wenn der Jüngling mit der Herzgeliebten geht
In aller Gottesfrüh,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt,
Und er plötzlich vor dem Sonnenaufgang steht,
So rosig strahlt sie nie,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt,
Hell klingen alle Saiten
In holdem Spiel.
Seine stolzen Blicke gleiten
Ueber tausend Herrlichkeiten,
Und er zärtlich dann bei ihr um Liebe fleht,
Leis zittern ihr die Knie,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt. . . .

Wenn der Ehmann schwitzend durch die Straßen keucht
In heißer Mittagsgluth,
Tief beschämt, gezähmt,
Vergrämt, schon halb gelähmt,
Ihn begehrenswert ein schönes Mädchen deucht,
Gleich schwillt ihm stolz der Muth —
Tief beschämt, gezähmt,
Vergrämt, schon halb gelähmt.

Google

Laut knarren rings die Bratschen:
Schaff Dies! Schaff Das!
Wie gern möcht er karbatschen,
Klaps: kriegt er eine Watschen,
Daß er sich am Liebsten vor der Welt verkreucht
In namenloser Wuth,
Tief beschämt, gezähmt,
Vergrämt, schon halb gelähmt. . . .

Wenn im Polsterstuhle sitzt der Nummelgreis
Am Abend vor der Thür,
Ganz verdumpft, verschrumpft
Und völlig abgestumpft,
Und er absolut nichts mehr zu denken weiß,
Dann träumt ihm wohl von ihr,
Ganz verdumpft, verschrumpft
Und völlig abgestumpft.
Dumpf brummt noch die Brummfiedel,
Wie klangs einst schön,
Sie brummt ein altes Liedl:
Didl=dum, didl=dum, dum=didl!

Lächelnd blickt er um sich im Verwandtenkreis:
Schau, schau, Du auch noch hier,
Ganz verdumpft, verschrumpft
Und völlig abgestumpft. . . .

Deshalb lasset keine Stunde ungenützt,
So lang die Kraft noch wächst,
Hollahoh, horido,
Vor Freuden lichterloh!
Kämpft wie Löwen, wenn Ihr in der Patsche sitzt,
Von heißem Pech beklext,
Hollahoh, horido,
Vor Freuden lichterloh!

Die Zeit ist rasch entschwunden,
Die Zeit der That.
Ueberdeckt mit tausend Wunden,
Bei lebendigem Leib geschunden,
Bleibt Ihr Herrn, so lang noch Euer Auge blitzt
Und Mann und Weib behext,
Hollahoh, horido,
Vor Freuden lichterloh!

München. Frank Wedekind.

Google

Aprilwetter.

In der Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft sprach der Generaldirektor, Geheimrath Kirdorf, über die Konjunktur. Das Geschäft in der Kohlen- und Eisenindustrie sei „durchaus günstig“ und werde es bleiben, wenn nicht politische Störungen eintreten. Januar und Februar haben (im Vergleich mit 1911) Mehrüberschüsse von etwa 1½ Millionen gebracht. Man dürfe auch hoffen, daß der Stahlwerkverband schließlich erneuert werde. Die Bergarbeiterlöhne sind schon am ersten März erhöht worden und werden bald noch höher steigen. Also: befriedigende Aussicht; sonst würde der Lohn nicht erhöht. In der Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Linie wurde eine Mittheilung verlesen, in der es hieß: „Der bedeutende Aufschwung, den Handel und Schiffahrt 1911 genommen haben, hat sich bisher ungeschwächt auf 1912 übertragen und alle Anzeichen sprechen dafür, daß der lebhafte Güteraustausch auch weiterhin anhalten wird. Nach vorsichtigen Schätzungen ist das Resultat der ersten Monate dieses Jahres erheblich besser gewesen als das Erträgniß in den Parallelmonaten 1911.“ Albert Ballin ergänzte dieses Zeugniß durch die Bemerkung, daß wir eine „Hochkonjunktur“ haben und „die Weltlage nie friedlicher gewesen sei als jetzt“. Ob sies bleiben wird, kann natürlich selbst der Klügste nicht wissen. Und die Hochkonjunktur? Ballin wollte die Nothwendigkeit der Kapitalerhöhung beweisen. Aber er ist nicht der Mann, der um solches Zweckes willen ausspricht, was er nicht glaubt. In der Generalversammlung der Diskontogesellschaft wurde gesagt, daß die Emissionthätigkeit am Jahresanfang sehr lebhaft war, später jedoch unter der Vertheuerung des Geldes litt. Die hohen Zinsensätze und die Börsengeschäfte haben guten Ertrag gebracht und man dürfe mit dem Geschäft zufrieden sein. Die Generalversammlung der Deutschen Bank wurde mit der Erklärung geschlossen, daß der Umsatz sich gegen das Vorjahr um 10 Prozent gehoben habe. Der hohe Zinsfuß hemme zwar die Ausdehnung der Industrie und des Handels, sei aber gerade jetzt als Bremse nützlich.

An vier der sichtbarsten Stellen hofft man also auf eine günstige Geschäftsentwickelung. An der Börse aber giebts Leute, die nur noch vom Fixen träumen. Man fürchtet, daß wieder einmal tüchtig ausgespuckt werden müsse, und möchte die Prozedur lieber heute als morgen erleben. Die Banken machen sich mit Gewalt von Engagements los, die nicht schnell genug gelöst werden können. Ist der Geldbedarf so dringend oder wollen die Herren nur diligentiam prästiren? Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft und der Schaaffhausensche Bankverein hatten einem Kunden Kredit bis zu sieben Millionen gegeben. Der Klient schied aus dem Aufsichtrath der Rheinisch-Westfälischen und man erfuhr, daß die Banken genöthigt seien, ihre Engagements schleunig abzuwickeln. Der Kreditnehmer hatte sehr viel Geld in Grundstücke festgelegt und dadurch die Liquidität verloren. Durften

Google

die Banken es so weit kommen lassen? Eine zweite Frage ist, ob das kostspielige Verhältniß auch bekannt geworden wäre, wenn der Wunsch nach Steigerung der Liquidität nicht bestanden hätte. Ohne den äußeren Anstoß hätte der Schuldner vielleicht weiter Bankkredit erhalten. **Wie oft wurden die Banken** gewarnt, kurzfristige Gelder in langwierige Engagements zu stecken! Häuser sind rascher aufgebaut als verwerthet. Die Erlebnisse der Deutschen Bank mit der Firma Boswau & Knauer zeigen, wie leicht ein festes Band zwischen der Grundstückspekulation und der Finanz herzustellen ist. „Wir waren in die Hände eines Gauners gerathen“: so sprach Herr von Gwinner. Durch das Geständniß eines Prokuristen der Firma Boswau & Knauer sei herausgekommen, daß Knauer ein „Betrüger“ war. Die Deutsche Bank sei „Mitopfer, aber nicht Mitschuldige“ geworden. Niemand zweifelt daran. Aber war sie nicht zu genauer Prüfung der Engagements verpflichtet? Die Bergisch-Märkische Bank hatte der Firma große Kredite gegeben (Vorschüsse auf Bauten und Hypothekengarantien); als sie ins Riesenmaß gestiegen waren, wurde an die „Vertheilung der Engagements“ gedacht. Das war der Anlaß zur Verbindung mit der Berliner Terrain- und Baugesellschaft. Vorher waren die für Boswau & Knauer verantwortlichen Direktoren der Bergbank entlassen worden. Durfte man das Schicksal der belasteten Baufirma mit der Terraingesellschaft verquicken? Gewiß: die Deutsche Treuhandgesellschaft hatte einen Bericht erstattet, der nichts Ungünstiges enthielt. Das Konto des Herrn Knauer sei geprüft und der Saldo als richtig befunden worden. Ein Jahr später kam heraus, „daß Knauer ein Betrüger war“. Das war also nicht früher festzustellen. Giebt es überhaupt noch Garantien, wenn drei angesehene Institute, Bergisch-Märkische, Deutsche Bank, Treuhandgesellschaft, die „Opfer eines Gauners“ werden können?

Wer einmal hinter die Coulissen geblickt hat, ist keiner Illusion mehr fähig. Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Bankpäpste ist erschüttert. Die Banken haben die Expansion der Industrie gefördert oder mindestens mitgemacht. Die Industrieaktie wurde das Idol des Publikums. Man war auf die kühnsten Leistungen gefaßt; denn die Aufschichtung des Betriebskapitals geschah unter der Aegide der Banken, die im Aufsichtrath der Industriegesellschaften vertreten sind. Nun kommt die Sammellinse ans Auge und das Okular auf die andere Seite: alle Gegenstände, die man sieht, sind verkleinert. Vorher wars anders. In der Elektroindustrie wuchsen einzelne Concerns rasch in die Höhe. Hinter der AEG und Siemens-Schuckert kamen die Bergmannwerke, die auch zu den Kunden der Deutschen Bank gehören. Die Gesellschaft wurde 1893 als Spezialfabrik mit 1 Million Mark Kapital errichtet; allmählich wuchs sie zu einem Großunternehmen mit 29 Millionen Mark Aktienkapital. Die Dividende kletterte bis auf 18 Prozent, mußte aber schon für 1910 auf 12 Prozent ermäßigt werden und wird diesmal noch niedriger. So lange Bergmann nur fabrizirte, ging Alles gut; mit der großen Organisation kam das Unheil. Die Bank-

Google

schulden stiegen und eines Tages hieß es: Die Bergmannwerke brauchen neues Geld, um die Verbindlichkeiten zu decken und das Betriebskapital aufzufrischen. Da Bergmann die Kapitalhöhe der beiden anderen Concerns nicht so bald erreichen könnte, dachte man an eine Vereinigung; die Herren Deutsch und Berliner, wurde erzählt, verhandeln mit Bergmann. Herr von Gwinner hat nun in der Generalversammlung der Deutschen Bank gesagt, deren Verwalter seien der Meinung, für die Aktionäre Bergmanns wäre der Eintritt in einen der beiden großen Concerns die günstigste Lösung. Zum ersten Mal hörte man offiziell von einer „übergroßen Ausdehnung" der Bergmannwerke. Siemens verhandelt; die AEG will wohl nicht mehr. Mußten die Banken nicht längst die „übergroße Ausdehnung" verhindern? Die Bergmannaktie wird jetzt zu 162 notirt; ihre höchsten Kurse waren: 327 (1906), 310 (1909), 300 (1910), 246 (1911). Wer das Papier hoch bezahlte, hat viel daran verloren. Die Wege der Finanzgewaltigen sind dunkel. Würde aus der Fusion nichts, so müßte die Deutsche Bank helfen, die aber, nach dem Riesenverlust (12 Millionen) im Terraingeschäft, zu einer Sanirung großen Stils kaum gestimmt sein wird.

Die Börse hat von allen Faktoren, die mit Kredit arbeiten, die festesten Nerven. Ein Ultimogeldsatz von 7 Prozent ängstigt sie nicht; und unter dem Schutzdach der Quartalsvertheuerung für Lombarddarlehen sind noch ganz andere Zinsensätze gezahlt worden. Die Börse hielt die Belastung aus. Die gefürchtete Aprilprolongation ging ohne Krach vorüber. Dabei sind die Kurse seit dem Jahresanfang nicht mehr ganz unangetastet. Von den Aktien der Banken verloren: Deutsche 1,25, Diskonto 3,25, Dresdener 3, Schaaffhausen 6½ Prozent. Auf dem Montanmarkt sind: Phoenix 6, Deutsch-Lux 12, Gelsenkirchen 7, Harpen 3, Hohenlohewerke 22, Rombach 8 Prozent niedriger. Aber die Einbuße wurde ziemlich ruhig hingenommen. Schwärzliche Tage gab es nur in der ersten Märzzeit. Die Börse freut sich der Kupferhausse, die dem Metall und den Aktien seit Jahren nicht mehr gesehene Höhenmarken giebt. Der Kupferpreis ist der höchste seit der Krisis des Jahres 1907. Damals war er in London bis auf 110½ £ gestiegen (und stürzte im selben Jahr bis in die Tiefe von 55 £). In den nächsten Jahren bewegte er sich zwischen 52¾ und 65¼; jetzt ist er über 68 £ hinausgegangen. Darin sieht man ein günstiges Symptom der nordamerikanischen Wirthschaftlage. Die dicksten Wolken haben sich verzogen und der Blick der Kaufleute wagt sich über die Grenzscheide der Präsidentenwahl hinaus. Wittert der Trustmann Morgenluft? Die nächste Sorge ist der Bergarbeiterstrike. Amerika hat seinen Theil an der Tendenz unserer Börse, die mit dieser Einwirkung ganz zufrieden ist. Die sicherste Hoffnung aber knüpft sie an das Verhältniß des Publikums zu den festverzinslichen Papieren. Dreieinhalbprozentige Pfandbriefe stehen auf 88, geben also 4 Prozent Zinsen und einen Amortisationgewinn von 12 Prozent (die Stücke werden mit 100 ausgelost). Das Publikum sieht die Chance nicht; die Börse hats also gut. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m. b. H in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. April 1912.

Quasimodogeniti.

La nouvelle France.

Ja die seltsame Evolution, die jähe Wandlung des durch den Gestus von Agadir aufgeschreckten französischen Geistes in Deutschland noch immer, trotz aller Warnung, nicht mit der nöthigen Wachsamkeit beachtet wird, da in wunderlichen Osterartikeln sogar zu lesen war, das Verhältniß der Republik zum Nachbarreich sei nach der Annexion Marokkos freundlicher geworden, muß die Beweisaufnahme fortgesetzt und, gegen den Wunsch der noch im Rhythmus der Dreyfuszeit lebenden Meinungmacher, der Nation die Gewißheit eingehämmert werden, daß Frankreich sich ernsthaft zum Krieg bereitet. Die Heeresfeinde, deren Häuflein im heißen Lenz dieses neuen Patriotismus schnell schmilzt, werden auf der Straße, wenn der alte Fehderuf sich ihnen scheu aus der Kehle stahl, niedergeheult. Wo sich eine Compagnie oder Schwadron zeigt, wird sie von jubelnden Schaaren begleitet. Seit der in Clemenceaus Fußstapfen wandelnde Kriegsminister Millerand die Wiederaufnahme der retraites militaires befohlen hat, ist die Abendmusik der Gardekapelle das Zeichen zu festlichem Gedräng und Getos. „Fünfzigtausend Pariser haben gestern wieder der Garde, dem ganzen Heer zugejauchzt. Als der letzte Ton der Nationalhymne verklungen war, der das Volk, entblößten Hauptes, in Andacht gelauscht hatte, stieg aus der Brust der elektrisirten

Google

Masse ein gewaltiger Schrei auf, der die Wiederholung des Patriotensanges schließlich erzwang. In der vordersten Reihe der bis ins Tiefste bewegten Menge sah man Paul Déroulède. Stürmischer Jubel heischte, empfing und umdröhnte den Marsch Sambre-et-Meuse, den die Regimentsmusik der Marseillaise folgen ließ. In Lächerlichkeit erstarben die Versuche, durch dem Heer feindliche Rufe die schöne Feier zu stören." (L'Éclair.) „Ueber den Häuptern sah man Abertausende winkender, Beifall spendender Hände. Eltern hoben ihre Kinder auf gestrafften Armen himmelan und schwenkten sie wie lebende Fahnen. Aus einer Heldenwelt schien ein Hauch über den Rathhausplatz hinzuwehen. Noch einmal stieg, nach dem Girondistenlied, ein mächtiger Massenschrei in die Luft; noch lauter, noch gewaltiger als der zuvor gehörte. Zum ersten Mal wieder, seit langen Jahren zum ersten Mal war hier die ganze Nation im Dienst des selben Ideals geeint. Die abmarschirende Garde kann sich nur mühsam einen Weg durch die ungeheure Menge bahnen. Alles drängt nach. Wie eine große dunkle Woge stürzt sichs in die Rivolistraße; und über der Brandung flattern die Töne kriegerischer Hymnen, in die sich die Inbrunst der Menge gelöst hat. So zogen einst, in ihren von Kugeln durchlöcherten Röcken, die Soldaten der Republik aus: neuen Siegen entgegen." (L'Écho de Paris.) Vom Sorbonneplatz ziehen, in langen Reihen, die republikanischen Studenten vors Standbild der Stadt Straßburg; und Herr Désiré Ferry, ihr Präsident, sagt im „Matin": „Das jetzt reifende Geschlecht ist im Wesen völlig anders als das heute welkende. Die beiden Generationen verstehen einander nicht mehr; sprechen nicht mehr die selbe Sprache. Die Lehrer der Jugend von gestern, Renan, Tolstoi, Anatole France, finden unser Ohr taub. Unser Blick ist auf Elsaß-Lothringen gerichtet, das wir heute besser kennen, als unsere Väter es kannten. Dorthin wendet sich unsere Aufmerksamkeit; dort suchen wir unserer Hoffnung tiefe Wurzeln zu schaffen. Seit der Drohung von Agadir ist das ganze Frankreich aufrecht und beweist der Welt, daß es nicht vergißt und daß es seine Ehre nicht minder hoch schätzt als das Gut des Friedens. In unserer Generation vereint sich wieder der kriegerische dem republikanischen Geist zu der Empfindensmischung, die Jahrhunderte lang meine Geburtstadt Metz beseelte. Das ewige Wunder eines zugleich tapferen

Google

und weisen Patriotismus erneut sich uns und verheißt unserem Vaterland herrliche Auferstehung.“ „Rußland, Britanien, Frankreich müssen sich gegen Deutschland verbünden. Dann bliebe dem Deutschen Reich nur die Wahl zwischen Nachgiebigkeit und Krieg. Zweifelt nicht: es würde nachgeben. Der Deutsche spreizt sich gern, wenn er sich gefürchtet glaubt. Doch er ist auch ein kalter Rechner; und sobald er merkt, daß er überwältigt werden könnte, duckt er sich. Trotzdem Rußland außer Gefecht gesetzt und unser Heeresverband gelockert war, hat er 1905 nicht zu schlagen gewagt: weil er Englands Eingriff fürchtete. Würde er heute der Koalition dreier Mächte trotzen, deren Wehrgewalt ihre Vollkraft erreicht hat? Wagt ers, dann ist ihm die Niederlage gewiß. Was ich hier ausspreche, ist nicht etwa ein Traumgebild. Nein: ich zeige die greifbare Nothwendigkeit, die sich jeder der drei Mächte morgen aufdrängen wird. Dahin strebte der Plan Eduards des Siebenten. Wo ist, in England oder in Rußland, der Staatsmann, der sich entschließt, ihn wieder aufzunehmen und auszuführen?“ (Abgeordneter Jules Delafosse.) Auf dem Jakobinerhügel des Bourbonenpalastes bläst Herr Jaurès die Schalmei. „Frankreich, England, Deutschland müssen sich verbünden; nur der Bund dieser drei Mächte kann den Frieden Europas verbürgen.“ Hauptmann Driant unterbricht ihn mit dem Ruf: „Und Elsaß-Lothringen?“ Jaurès: „Da Sie mit so schmerzhafter Grausamkeit mir gerade diese Frage stellen ...“ Driant: „Es ist die Frage aller Fragen!“ Jaurès biegt der Pflicht zu klarer Antwort aus: „Seit zweiundvierzig Jahren haben Sie weder Ruhe noch Frieden. Auch ohne gewaltsamen Zusammenprall, ohne Rachsucht, nur durch die Organisation und den Sieg der Demokratie wird das Recht wieder zu Geltung kommen“ (also: das deutsche Reichsland wieder französisch werden). Beifall auf der äußersten Linken; wilder Lärm aus den anderen Parteien. Ministerpräsident Poincaré: „Die Regirung fühlt sich, wie das Parlament, von gerechtem Stolz auf Frankreich getragen. Dieses Gefühl muß Jeder haben, der weiß, was Frankreichs neuer nationaler Aufschwung bedeutet.“

„Sollen wir einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse Marokkos gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und

Google

tollkühnem Muth liefert? Nur Blindheit könnte dazu rathen. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da Frankreichs Polizeimandat abläuft, natürlich zu erreichen. So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß. Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versönliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts aber zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Nach vier Jahrzehnten muß Frankreich, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich

Google

vertrödelt hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugte. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist." Spricht Haß oder gar Geringschätzung aus diesen Sätzen, die riethen, die große marokkanische Konjunktur zur Endung unleidlichen Haders zu nützen? Seit ich sie, am Tag vor dem Polyphemstreich von Agadir, hier veröffentlichte, werde ich in Frankreich als der Erzfeind verschrien und als Vogelscheuche zwischen die Schotenstauden und Weinstöcke gestellt. Der alte Herr Jules Claretie, Feuilletonpolitiker und Leiter der Comédie-Française, nennt mich, im Temps, „le terrible Harden" und sagt: „Ein wichtiger Politiker meinte neulich, er sei dem Agadir-Kaiser dankbar für den durch die Aufrüttelung unserer nationalen Würde uns geleisteten Dienst. Aber während dieser ganzen Marokkokrisis haben die Artikel des Herrn Harden uns über die wahre Gesinnung Deutschlands besser belehrt als alle Depeschen und halb vertraulichen Gespräche der Diplomaten. Der Kaiser wollte den Krieg nicht und der Schriftsteller drängte zur Totschlägerei. Und wir dürfen nicht vergessen, daß Herr Harden viele Leser hat." Zu denen Herr Claretie aber nicht gehören kann: sonst hätte er nicht auf das morsche Fundament dummer Preßfälschung und eines bebelischen Parteitagsgekrächzes eine Behauptung gestützt, die jeder dieser vielen Leser als falsch erweisen konnte. Wer in unserer Welt der Egoismen und wüthenden Gewinnstreites über die Bereitschaft zum Krieg, als zu der im äußersten Nothfall unvermeidlichen Kraftprobe, keinen Zweifel aufkommen läßt, Der, dünkt mich, hilft zu besserer Friedenssicherung als Einer, der täglich den Willen zu duldsamer Nachgiebigkeit betheuert. Und wer, in der seiner Heimath günstigsten Stunde, die Franzosen vor die Wahl zwischen hinterhaltloser Verständigung und blutiger Entscheidung gestellt sehen möchte und dabei stark betont, wie wichtig die schlanke Flamme des französischen Genius ihm für Europens Kulturklima scheint, Der dürfte doch wohl nicht für einen blutdürstigen Fran-

Google

zenfeind ausgegeben und, wie der Türkenkopf in der Scheibenbude, mit Schrotkörnern gespickt werden. Einerlei. Auch Graf Albert de Mun, Akademiker und nach Jaurès der wirksamste Kammerredner, sagt: „M. Harden veut écraser la France.“ Dieser tüchtige Mann kennt Deutschlands Zustand so wenig, daß er den Professor mit dem Staatssekretär („l'ancien ministre“) Delbrück verwechselt und den Kavalleriegeneral Friedrich von Bernhardi für einen im Vertrauen des Kaisers wohnenden Günstling hält. Im Abgeordnetenhaus hat er gesagt: „Ein Neues ist in unserem Leben aufgetaucht: die Möglichkeit eines nahen Krieges, den die Nation, in ruhiger Entschlossenheit, auf sich nimmt. Keine politische Erwägung, kein Geschäftsinteresse, keine Gefälligkeit noch Lockung irgendwelcher Art kann unserem gewarnten, wachsamen Land fortan auch nur die schweigende Zustimmung zu freundlicher Verständigung mit dem Deutschen Reich entreißen. Das ist das erste Ergebniß des franko-deutschen Vertrages; das einzige, dessen wir heute gewiß sind.“ Gewiß sein dürfen? Unter allen Umständen? In der Action Française, dem von Daudet geleiteten Organe du nationalisme intégral, das die Stimmung französischer Jugend klarer als eins der alten Blätter erkennen lehrt, warnte am Karsonnabend Herr Charles Maurras, der feinste Kopf und die stärkste Stimme der Nationalisten, vor dem „Romanzenpatriotismus“. Die Republik sei durch die Ereignisse zwar gezwungen worden, vorsichtiger für das Heer und den Grenzschutz zu sorgen und Frankreichs Fahne wieder zu Ehre zu bringen; dennoch müsse man sich fragen, ob diese in Sentimentalität schwelgenden Minister und Parteiführer etwa, wie weiland Teiresias, aus den Geschlechtswurzeln gerissen, aus Männern Weiber geworden seien. Ihre Reden haben den Ton weichmüthiger Romanzen und müßten auf einem alten Musikinstrument vorgetragen werden. Sie wissen nicht, was sie wollen. Ein Wort, gar ein Schrei, der patriotisch klingt, genügt, sie zu entzücken und ihr Vertrauen zu erobern. Sie verlassen sich sorglos auf das „Temperament der Nation“. Das ist aber vielleicht nicht so einfach und einheitlich, wie die großen Massenverführer wähnen. Neben dem Franzosen, der sich aus loderndem Wagemuth in Kreuzzüge und andere Kriegsgefahr stürzt, lebt der andere, der schnell entmuthigt wird, mitten im Kampfgewühl die Waffe sinken läßt und die Rückkehr ans Herd-

Google

feuer des Vaterhauses fordert. Neben dem kühnen Seemann hauſt der bedächtige Bauer. Frankreichs klügſte Häupter haben beide Typen des nationalen Weſens dem Staat nutzbar zu machen vermocht: den Don Quijote und den Sancho Panſa, deren Symbioſe in jedem echten Franzoſenherzen der Geſchichtſchreiber Sorel ahnte. Wer ſein Hoffen dem Gefühlsüberſchwang vermählt, kann ſchlimme Enttäuſchung erleben. Eine Demokratie iſt freilich auf den Beifall der Oeffentlichen Meinung, ſogar der auf der Gaſſe entſtandenen, und auf den Jubelchor der Maſſe angewieſen. Und die Herren Millerand und Delcaſſé haben, während der Patriotismus die Straßen durchjauchzte, immerhin ja Einiges für Heer und Flotte gethan. „Das kann nützlich werden, wenn der Krieg ſchnell kommt und die Reorganiſation noch neu, die Frucht des Mühens noch friſch iſt. Dauert aber der Friede noch eine Weile, dann muß unſere Zuverſicht wieder erlahmen. Denn der von lyriſchem Empfindensausbrauch geprieſene Ertrag der Beſſerungarbeit kann ſchwinden, ſobald die atmoſphäriſche Spannung in Europa nachläßt und die Drohung durch mehr oder minder aufrichtige Friedensverſicherung erſetzt wird. An dieſem Tag werden die Männer des Parteigeiſtes wieder das Kriegsminiſterium, die Internationaliſten das Marineamt ſtürmen, die Panzer, die jetzt Patrie und Lorraine heißen, werden auf die Namen der Rouſſeau und D'Alembert getauft und uns, unter der Firma irgendeines Combes oder auch Poincaré, die Herrſchaftlaunen des Herrn Jaurès und der Deutſchen aufgedrängt werden, denen er ſich neulich im Wagram-Saal verbrüderte.“ (Deren Führer, der Abgeordnete Scheidemann, den Pariſern erzählte, welche Wollensſchranke die deutſchen Sozialdemokraten an einer Arbeitgemeinſchaft mit den bürgerlich Radikalen hindere.) „Dahin gelangen wir, wenn der Krieg nicht morgen beginnt. Aus einem ſchönen Gefühl darf nicht eine häßliche Komoedie werden. Eine der Urſachen, die in unſerem Lande den Rachedurſt verlöſchen ließen, war der Anblick der Tribunenparaden und Schaufenſterauslagen, bei denen der Patriotismus vom ſchlechteſten Geſchmack bedient wurde. Der bedachtſame, nachdenkliche Franzoſe hielt ſich in natürlicher Scheu dieſer unzarten, zucht- und ſchamloſen Begeiſterung fern; und im Hirn des anderen Franzoſen, der leicht aufflackert, erwachte ein Geiſt der Kritik, den der Romanzenpatriotismus nicht wieder einlullen

Google

konnte. Maurice Barrès und nach ihm wir Männer der Action Française haben den Patriotismus mit Vernunftgründen unterkellert. Wir haben gezeigt, warum der freiste Verstand, der eleganteste Geist zur Hingebung an das Vaterland und insbesondere an Elsaß-Lothringen verpflichtet sei. Wer die Auferstehung Frankreichs will, muß festen Entschlusses fähig sein und darf Redner und Dichterlinge, deren Stimme ja nützlich werden kann, nicht überschätzen. Noch haben wir Metz und Straßburg nicht zurückzuerobern vermocht; doch soll ein französischer Staat, der dieses Werk wagen kann, aus unserer Bauarbeit entstehen."

Jeder deutsche Versuch, durch Freundlichkeit die pariser Stimmung zu bessern, wird drüben als Angstzeichen gedeutet. „Das Erwachen unseres Patriotismus scheint die Deutschen in Staunen zu setzen. Eine Augenblickswallung, dachten sie zuerst. Da jeder Tag aber höheren Gefühlsaufschwung enthüllt, müssen sie sich wohl an den Gedanken gewöhnen, daß eine neue Aera begonnen hat. Sie merken, wie ungeschickt sie waren (denn ihre Anmaßung hat unseren eingeschlummerten Patriotismus aufgescheucht), und möchten uns mit Sammetpfötchen streicheln, bis wir wieder einschlafen. Heute speist der Kaiser bei unserem Botschafter und diesem Abend soll, auf Wilhelms Wunsch, intime Behaglichkeit gewahrt bleiben. Offenbar sollen wir mit Sentimentalitäten gefüttert werden. Aber wir lassen uns nicht aus der Wachsamkeit locken: die Zeitgeschichte hat uns den Werth des Germanenlächelns richtig schätzen gelehrt. Wir müssen, Alle, empfinden wie Frau Juliette Adam, die auf die Frage, wie Frauen Frankreichs Fahne zu grüßen haben, die Antwort gab: ‚Ich habe sie stets mit erhobenen, gefalteten Händen begrüßt und Gott angefleht, er möge noch vor meinem Tode diese Fahne wieder über den Münstern von Metz und Straßburg wehen lassen.'" (La Patrie.) „Der Kaiser, der bei Tisch in heiterster Laune war, ist in den Räumen der Französischen Botschaft nach dem Kaffee plötzlich unwohl geworden. Kalter Schweiß trat, während er munter mit Frau Cambon plauderte, auf seine Stirn, er wurde von heftigen Krämpfen geschüttelt und verschied dreiundzwanzig Minuten nach Zehn. Der anwesende Professor Vidal fand die Todesursache in einer schweren Pilzvergiftung, die mit Blitzesschnelle gewirkt hatte. Der Kronprinz, der in einem von Gardekavallerie umringten Automobil herbeieilte, hat das Haus unseres Botschafters nicht betre-

Google

ten und den Aufklärungversuch des Herrn Cambon schroff abgewehrt. Erregte Massen drängen sich vor die Front der Botschaft und stoßen Drohrufe aus ... Das Alles ist, wie der Leser längst gemerkt hat, erfunden. Soll auch nur an die Gefahr erinnern, die der Empfang solcher Gäste bringen kann. Selbst Kaiser sind sterblich. Dürfen wir etwa einem Manne trauen, der im Salon sehr höflich und im Verkehr mit Damen sogar galant ist, der aber die Uniform der Totenkopf-Husaren anzieht, um zu hören, wie Fräulein Provost die ‚Deux Pigeons' vorträgt? Unser Verhältniß zu Deutschland kann durch das kleinste Fünkchen in hellen Brand gerathen: drum sollten wir uns vor unnöthiger Reibung hüten." (Paris-Midi.) Der Kaiser hat dem (der Comédie-Française entlaufenen) Fräulein Provost den friedlichen Sinn seiner Politik betheuert, Coquelin gerühmt, die Sonnenhymne des Chantecler deklamirt und sich als Kenner des pariser Coulissenlebens erwiesen. Wirkung? „Da Fräulein Provost es sagt, müssen wir glauben, daß Majestät Wilhelm ein höchst pariserisch gebildeter Monarch ist. Wenn ich aber die Ehre hätte, zu den ihm Vertrauten zu gehören, würde ich dem erhabenen Plauderer einen Repertoirewechsel empfehlen. Seit ein paar Jahren hört jeder Franzose und jede Französin, die ihm nahen, ihn Coquelins Tod beklagen und mit verzückter Miene Etwas aus Rostands Thierdrama rezitiren. ‚Majestät: in Paris spricht seit mindestens zwei Jahren kein Mensch mehr von Chantecler. Lesen Sie aus Gide, aus Francis-Jammes oder den Büchern der Frau von Noailles vor oder hören Sie auf, uns von französischer Literatur zu erzählen und sich für einen pariserischen Geist auszugeben!' Nachdem der Kaiser mit den Schauspielern, zwei Damen und einem Herrn, drei Viertelstunden lang vertraulich geplaudert hatte, ließ er ihnen Geschenke überreichen. Zwei Armbänder und eine Kravattennadel. Hauptmotiv: ein aus Brillanten gefügtes W, auf das die deutsche Kaiserkrone sich stützt. Ein zwei Quadratcentimeter großes, recht unzart gewähltes Motiv. Konnte der Kaiser sich denn gar nicht vorstellen, wie peinlich es französischen Künstlern sein müßte, vor Aller Augen seinen Wappenszug zu tragen, selbst wenn die Schriftzeichen aus Brillanten geformt sind? Er lechzt zu sehr nach unserer Liebe (und hat den Haß ja wirklich entwaffnet), als daß man ihm die Absicht auf einen boshaften Spaß zutrauen dürfte." (L'Intransigeant.)

Google

Si diletta.

Genug für heute. Discite justitiam moniti et non temnere divos! Gerecht ist im Verkehr der einander entfremdeten Völker nur das von weiser Erwägung des nationalen Vortheils empfohlene Handeln; und die dunklen Götter, deren Walten diesem Verkehr die Form und den Ton bestimmt, sind die vom Schoß bis ins Hirn der Volkheit wirkenden Willensmächte. Dem Sinn der vergilischen Warnung sollten endlich auch die Berather des Deutschen Kaisers nachdenken lernen. Ihr Schuldbuch ist übervoll. Schon die Abendmahlzeit in der Französischen Botschaft hinterließ einen bitteren Nachgeschmack. Die täglich erneute Auszeichnung des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg, der seit Monaten im Handelstheil der größten Blätter unsoliden Geschäftsbetriebes verdächtigt wird, ließ die Frage entstehen, ob Wilhelm wisse, daß dieser Günstling nicht, wie behauptet worden war, im ganzen Bereich seiner Kaufmannsinteressen und Haftpflichten von der Deutschen Bank abgelöst worden ist, die den Anfängen dieser heiklen Verbindung mehr als ein Siebenzehntel ihres Aktienkapitals geopfert hat (und ihren Carolum Klönne gern opfern möchte), sondern die fortwährenden Rückgänge der merkwürdig mannichfachen Unternehmungen, an denen er betheiligt ist und von denen die Berliner Handelsgesellschaft, die Firma Emanuel Friedlaender und endlich auch die Deutsche Bank sich abgewandt haben, bis unter die eigene Haut spüren müßte. Dann kam der Fall Goethals. Der amerikanische Colonel und Ingenieur erzählt, der Kaiser habe ihm übers Meer den Rath mitgegeben, den Panamakanal stark zu befestigen. Herr von Bethmann, der sich längst nicht mehr regen kann, ohne Unheil anzurichten, sagt in der Norddeutschen: Erlogen. Fühlt nicht, daß dieses dumm schroffe Dementi den Amerikaner vor die Streitschranke zwingt. Der sagt nun: „Ich hatte den Kaiser, als einen tüchtigen Soldaten, gebeten, mir seine Meinung anzudeuten. Er empfahl starke Befestigung des Kanals, der gegen jeden Angriff, von der Land- und Seeseite, geschützt werden müsse. Er gab mir noch die genauen Maßziffern der in Rußland geplanten Linienschiffe an, die auch für die Weitung des Nordostseekanals wichtig geworden seien. Mein Bericht an den Senatsausschuß enthält die vom Kaiser gesprochenen Sätze, die wahrscheinlich die Bewilligung der für die Armirung nöthigen Summen beschleunigen werden.“ Die stärksten

Google

Gegner des Befestigungplanes sind England und Japan; auch anderswo wird er, als Hinderniß der erwünschten Internationalisirung des Kanalverkehres, heimlich bekämpft. Das deutsche Interesse richt von offener Parteinahme in diesem Streit ab. Die Yankees haben in der Panamasphäre eine Insel besetzt, auf die Britaniens historischer Rechtsanspruch gesichert schien; und Staatssekretär Knox rühmt sich der Erfolge, die seine Werberfahrt durch die Lateinerstaaten dem panamerikanischen Gedanken eingebracht habe. Danach mußte, sechs Wochen nach Haldanes berliner Besuch, das Gutachten des Kaisers in England unfreundlichen Widerhall wecken. Dem Schatzkanzler Lloyd George schien, als er am zweiten Aprilabend dem Unterhaus das Budget vorlegte, die Möglichkeit anglo-deutscher Verständigung noch ferner als im März dem Marineminister; er schlug vor, den Bilanzüberschuß, hundertdreißig Millionen Mark, in Reserve zu stellen und, wenn Deutschlands Schiffbautempo dazu nöthige, für die Flotte zu verwenden. Und der Lord Mayor von London lehnte die Einladung des berliner Magistrates ab, im Juli sich an der Spree bewirthen und mit Oelzweigen kränzen zu lassen. Das hat mit seiner Berichtigung Sanktus Theobaldus erwirkt. Der Angabe, daß Wilhelm in Venedig gesagt habe, an der Spitze eines Volkes von der Tapferkeit, Heimathliebe und geistigen Kraft des italienischen könne ein Herrscher die Welt erobern, wurde nicht widersprochen: trotzdem sie doch allzu leicht in den Seufzer umgedeutet werden konnte, solche Eroberung sei dem auf die Leistung des deutschen Volkes Angewiesenen nicht möglich. Hier gebot das Selbstachtungbedürfniß einen Widerruf. Kann ein regirendes Staatshaupt in fremdem Lande den Glauben bekennen, daß ihm als dem Führer einer anderen, politisch tüchtigeren Nation höhere Ziele erreichbar wären? Als der Kaiser aus Venedig abgereist war, ließ Victor Emanuel, mit dem er Stunden lang unter vier Augen gesprochen hatte, am Rothen Meer die Blokadezone verlängern, bei Benghasi aus dem Aeroplan Bomben ins Araberlager werfen und im Yemen die Türken angreifen. Ob der libysche Brand nach Südeuropa hinüberzüngeln, der Krieg sich durchs Jonische Meer, vielleicht mit Rußlands Einverständniß, bis in die Adria hinaufschlängeln werde: darüber kann die Entscheidung ungefähr von dem Erdpunkt fallen, auf dem der Kaiser sein großes Gefolge mit Ostereiern beschenkt hat. (Auch seinen

Google

Kanzler, deſſen Knechte mit dem Pfunde der aus dem vorigen Lenz ſtammenden kaiſerlichen Einladung wuchern, als müßten ſie das im Haus des Zacchaeus geformte Heilandsgleichniß zu neuer Ehre bringen, und kecken Fußes jetzt bis in die Behauptung aufklettern, Wilhelm ſehe in dem Hohenfinower, deſſen Weſensmängel er oft beſtöhnt hat, der aber ſchon als Schulknabe den Großvater durch fehlerloſe griechiſche Briefe verblüffte, einen auch fern von Berlin unentbehrlichen Freund.) Um den Schein der Neutralität zu wahren, müßte der Muſterſchüler nun, nach der Landung am Lido, ſeinem Allergnädigſten Herrn eine Fahrt nach Konſtantinopel empfehlen, das von Korfu ja ſchneller zu erreichen iſt als Venedig. Viel wird daher freilich nicht mehr zu holen, von der Türkenfreundſchaft, trotz dem ſichtbaren, allzu ſichtbaren Eifer des Herrn von Marſchall, kaum ein ſchimmelnder Reſt noch zu retten ſein.

(Die Italiener, ſchreibt Goethe, „nennen jeden Künſtler Maestro. Wenn ſie Einen ſehen, der eine Kunſt übt, ohne davon Profeſſion zu machen, ſagen ſie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung, womit ſie ſich ausdrücken, zeigt dabei ihre Geſinnungen an. Geborene Künſtler, durch Umſtände gehindert, ſich auszubilden, ſind eine ſeltene Erſcheinung. Manche Dilettanten bilden ſich ein, Dergleichen zu ſein. Bei ihnen iſt aber nur eine falſche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.“ Schade, daß der baumeiſterliche Geiſt unſeres Dichters den Dilettantismus in der Politik nicht geſehen hat. Der hat das einſt klare Verhältniß zu Frankreich getrübt, der Republik einen gewaltigen Machtzuwachs, uns von der Seine her gehäuften Haß und aus Aequatorialafrika einen „Gewinn“ eingetragen, der, wenn wir ihn nicht noch raſch verſteigern oder verſchenken, Dutzende von Millionen wie entbartete Auſtern aufſchlürfen und den mühſam ſanirten Reichshaushalt mit neuer Sorge bedrücken wird. Sind die führenden Dilettanten ſtutzig geworden und fürchten, auf dem Weg durch Urwälder und Fieberſümpfe zu ſtolpern? Seit fünf Monaten iſt der franko-deutſche Vertrag unterzeichnet, ſeit Wochen von Muley Hafid anerkannt und in Rechtskraft getreten. Marokko iſt dem nordafrikaniſchen Reich der Republik einverleibt. Noch aber kam uns von der Hiſſung oder Einrammung deutſcher Hoheitzeichen keine Kunde aus den abgehandelten Bezirken des Congo Français. Sind die Reichsbotſchafter mit dem Dysangelium Theo-

Google

baldi, das die Eingliederung ankündet, unterwegs? Oder hat den Zweifelsqualm der Entschluß gespalten, dem Südwestmuster der Dresdener Bank nachzustreben und das lästige Gebiet, nach dem Seerechtsausdruck, zu abandonniren? Dann dürften wirs lächelnd sogar hinnehmen, wenn aus dem Aprilscherz, der den rathlos, von Fahrplans Gnaden, im Kolonialamt thronenden, nur von der Zinne des Marineamtes mit hellem Wimpel begrüßten Herrn Solf zum Erben des spreemüden Herrn von Kiderlen ernannte, für die kurze Dauer der Hundssterntage Wahrheit würde. Schlimme Erfahrung müßte die Dilettirsüchtigen, regirende und schreibende, immerhin an den Pflichtbefehl zu kühler Vorsicht gemahnt haben. Nein: sie ruhen nicht, bis auch zwischen Britanien und Deutschland das Kanalwasser völlig getrübt ist. Hoch und höchst gebildete Männer vergessen, daß selbst dem feinsten Kopf erst sichere Thatsachenkenntniß ein haltbares Urtheil über internationale Verhältnisse ermöglicht. Was wird geschrieben und, leider auch für Ausländeraugen, gedruckt! Dem franko-deutschen Vertrag, der dem von Radolin-Bülow Erlangten nichts Wesentliches zufügt und in allen Staatskanzleien als die Urkunde deutscher Rückzüge gilt, wird das Verdienst angedichtet, uns die Handelsfreiheit in Marokko beschert zu haben: die schon 1904 von Delcassé zugesagt, 1906 in Algesiras für alle Signatarmächte verbrieft, von allen besiegelt worden war. Hundert Jahre nach der britischen Umwerbung Alexanders, achtundneunzig nach dem Apriltag, der in Fontainebleau die Abdankung des gefährlichsten Britenfeindes sah, wird uns erzählt, England sei nie zu Angeboten genöthigt, nie noch so hart bedroht gewesen wie heute. Wird die als falsch erwiesene Mär von dem im Agadirherbst geplanten Ueberfall wiederholt und behauptet, Viscount Haldane, dessen Besuch doch vereinbart war, habe, wie ein plötzlich ins Lager tretender Friedensbote, die berliner Gewaltigen überrascht. Die franko-britische entente cordiale wird „ein Produkt Marokkos“ genannt: trotzdem sie aus dem April 1904 stammt, in dem Frankreichs Anspruch auf Marokko von Deutschland eben so wenig bestritten wurde wie jemals seit 1880. Mit dem selben Recht dürfte man den Vater das Produkt des Sohnes, eine Blume das Produkt ihres Duftes nennen. Der Wille zu dieser entente, die den Franzosen die Erste Hypothek auf die Mittelmeerherrschaft gab, kam, wie später die Bereitschaft zum Verzicht auf

Google

Tripolis, Nordpersien, die Mongolei, aus dem Bedürfniß, gegen Deutschlands schnell wachsende Flottenmacht auf dem Festland Bundesgenossen zu erkaufen. Und der deutsche Wunsch, durch die Anfechtung dieses Kaufvertrages das im Westen wichtigste Bündniß zu lockern, war die Ursache des Marokkohaders. Dem Wunsch ward nicht Erfüllung. Der Schweißofen gemeinsamen Hasses schuf, wie in Kaunitzens Zeit, eine dem berliner Drang feindliche Trias. Anno 1786 wähnte Joseph der Zweite, im Verein mit dem Preußenkönig könne er die Feindschaft der beiden deutschen Großmächte enden und ihnen in Europa ein unantastbares Schiedsrichteramt sichern; ein Wahn: denn unter diesen Schiedsrichtern von morgen war noch der ihre Lebensmöglichkeit bestimmende Vorrang streitig. Aus josephischem Traum, aus der Reihe der in den Berufspausen mit leichtem Gepäck durchs Hochland der Politik Streifenden kam jetzt der Vorschlag, den Geschäftsabschluß mit England von der Gewährung eines Neutralitätvertrages abhängig zu machen. Eines nur für den Fall französischen Angriffes geltenden? Dann käme es nur auf die pfiffigere Regiekunst an: im südafrikanischen Krieg waren die Buren, im mandschurischen die Japaner die Angreifer und die Rhodes und Jameson, die Alexejew und Bezobrazow die unterm Messer stöhnenden Lämmlein. Doch selbst ein zulänglicher Neutralitätvertrag, der ja wechselseitig sein müßte, würde nur eines Besitzstandes Dauer schirmen, mit dem Britanien, nicht Deutschland zufrieden sein könnte. Ob unser Besitzstand mit Englands Zustimmung oder erst nach englischem Blutverlust gebessert werden kann: Das ist die Frage, die Antwort heischt. Die ernsteste Frage naher Germanenzukunft. Nur gründliche Thatbestandskenntniß darf da im Rath sitzen; nicht die Lust an geistreicher, über dem Lampenlicht erblühter Kombination. „Der Dilettant will, in seiner Selbstverkennung, das Passive an die Stelle des Aktiven setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er, mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können. Was ihm eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinn, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstruirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen.“ Goethes Dilettantenspiegel zeigt im Abbild auch den amateur der Politik. Der mag in Behagenszeit, wie ein artiges Ornament, erfreuen. In den Sturm taugt er nicht.

Go gle

Triarier?

Nach den Osterferien wird der Kampf um die Wehrvorlagen entbrennen. So hitzig wie der vor fünfzig Jahren in Preußens Landtag ausgefochtene wird er gewiß nicht. Daß die Nothwendigkeit neuer Rüstung die Folge der von unseren Geschäftsführern gemachten Fehler ist, wird kaum Einer mit ziemlicher Wucht betonen. Wenn die Nadelstiche von 1905 und die Peitschenhiebe von 1911 die Franzosen nicht aus träger Ruhe aufgeschreckt hätten, wäre, nach dem Pfaffenfraß, der Verdauungschlummer der Republik nicht unterbrochen, die Stärkung des Heeres und der Flotte nicht versucht worden. Dann brauchten wir keine neuen Armeecorps; und ohne den Entschluß zum Wettlauf mit England keine neuen Dreadnoughts, deren jede fünfzig Millionen kostet. Vorbei. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Frankreich bereitet den Krieg; vermöchte, mit siebenunddreißig Millionen Einwohnern, gegen das fünfundsechzig Millionen herbergende Deutsche Reich aber an zulängliche Rüstung gar nicht zu denken, wenn unsere allgemeine Wehrpflicht Wirklichkeit wäre. Sie ists nicht; in jedem Jahr werden hunderttausend Wehrdienstfähige der Ersatzreserve zugeschrieben. Würden sie in die Linie eingestellt, so hätten wir nach einer Aushebung mindestens vier neue Armeecorps. Dreißigtausend sollen jetzt, nach allzu langem Zaudern, eingestellt, siebenzigtausend erst nach der Kriegserklärung, ohne den allergeringsten Drill, zu den Waffen gerufen werden. Die Zufallslaune bestimmt die Rekrutenwahl; der Ausgehobene neidet dem eben so kräftigen Nachbar die erwürfelte Freiheit; und Deutschlands Volkszahl wächst rasch. Der Reichstag, an dem, da er versagen und gewähren kann, die Verantwortlichkeit hängen bleibt, muß die Möglichkeit suchen, allen Wehrfähigen eine fürs Gröbste ausreichende Soldatenerziehung zu schaffen. Das wäre die beste Assekuranz gegen westliche Angriffsgefahr; wichtiger als ein neues Kavallerieregiment, eine siebente Armee-Inspektion und die Beglückung mit Landwehrinspektionen. Da England fest entschlossen ist, den Abstand zwischen seiner und unserer Flotte um jeden Preis zu wahren, ist mit Marinebauten für heute und morgen nichts Beträchtliches zu erwirken. Für das Heer aber, das Deutschlands Lebensrecht zu vertheidigen hätte, darf nicht länger geknickert werden. Alle Luxuswünsche (ist kein Richter da?), alles für Firlefanz Geforderte müßte der Reichstag ableh-

Google

nen, alles Nützliche oder gar Nothwendige schnell und gern bewilligen. Das deutsche Heer hat heute schon Uniformen, Mäntel, Litzen, Helme, Putz und Behang, die der Kriegszweck nicht verlangt; hat Kasernen (Langfuhr, Hannover etc. pp.), Manöverprunk, Kasinopomp und Paradegala, die der alte Fritz und der alte Wilhelm aus unfrohem Auge anstaunen würden. Zu buntem Spielzeug darf und will es nicht werden. Sich aber zu der Zahl runden, die dem Gebot allgemeinen Wehrdienstes entspricht und auch für die Zeit brauner und schwarzer Gallierhorden jeden Einbruch in den Reichsfrieden zu tolldreistem Wagniß stempelt.

Für die Kostendeckung sollen vier Monopole sorgen, die noch verschleiert werden, deren einträchtige Annahme aber schon gesichert ist; zunächst mindestens im Bundesrath. Spiritus, Petroleum, Streichhölzer, Cigarettenpapier. Als Staatssekretär Wermuth zum zweiten Mal seinen Abschied erbat, that ers, weil einzelne Bevollmächtigte ihm die Sucht nach Schmälerung bundesstaatlicher Finanzhoheit zutrauten. Herr von Bethmann, der ja in den Fällen Moltke, Arnim, Rheinbaben, Lindequist gezeigt hat, daß er die dem Auszuschiffenden ungünstigste Stunde zu wählen weiß, stiftete im Bundesrath Frieden; und das Mißtrauen der Süddeutschen, die in Wermuth den selbst von den Tirpitziden uneinnehmbaren Thurm sahen, wich völlig, als der Staatssekretär sie (nicht im Reichstag freilich) gegen Angriffe des Abgeordneten Erzberger in Schutz nahm; vielleicht, ohne zu ahnen, daß der fleißige Centrumsmann davon hören und sich von ihm wenden werde. In München regirte noch Graf Podewils, der von dem aus eben so schwachem Stoff gefügten Kanzler gelernt hatte, wie man unbequeme Kollegen hinausdrängt, und den Nutzen solcher Lehre an den tüchtigen Ministern Frauendorfer und Pfaff zu erproben vermochte. Nach dem mit Bethmannswaffen erstrittenen Sieg trieb ihn junger Stolz, die Meldung des Kabinetschefs Generals von Wiedemann, daß der Prinz-Regent ihn nicht empfangen könne, mit einem Abschiedsgesuch zu beantworten, das vielleicht nicht bitterernst gemeint war. Aber am Tage der Bayernwahl veröffentlicht wurde; dem Ministerpräsidenten zu unholdester Ueberraschung. Berliner Rathgeber und der achtzigjährige altliberale Reichsrath von Auer hatten als Ersatz des kraftlosen Grafen den Freiherrn von Hertling empfohlen. Der soll ein starker Mann sein. Ist ers? Im Bundesrath drängen die Kindlein an seiner Weisheit Brüste.

Google

Amerika, haſt Du es beſſer?

Amerika, Du haſt es beſſer
Als unſer Kontinent, das alte,
Haſt keine verfallene Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Die Vereinigten Staaten ſind dem deutſchen Leſer ſo bekannt, daß ihm Herbert George Wells in ſeinem neuſten Buch, deſſen deutſche Ausgabe unter dem Titel „Die Zukunft Amerikas“ bei Eugen Diederichs in Jena erſchienen iſt, nicht viel Neues mitzutheilen vermag. Aber die Mühe, die ſich der ſozialreformeriſche Novelliſt gibt, die Yankeeſeele zu ergründen, verdient Anerkennung; und es würde ſich lohnen, die in dem Buch zerſtreuten Charakterzüge zuſammenzufaſſen. Hier ſollen nur drei Gedanken ausgeſprochen werden.

Wells entdeckt die Kinderausbeutung, konſtatirt, daß die Gleichheit in nie dageweſene Gegenſätze, die Freiheit in harte Sklaveri von Millionen umgeſchlagen iſt, und bemerkt, in der Theorie ſeien die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit allerdings dem von ihnen beſiegten Gottesgnadenthum der Könige vorzuziehen. Die Bemerkung führt irr, wenn nicht hervorgehoben wird, daß dieſes Gottesgnadenthum der legitimiſtiſch-abſolutiſtiſchen Periode nur ein ſchäbiger und verhunzter Reſt des chriſtlich-germaniſchen Staatsgedankens geweſen iſt. Das im Staat organiſirte Volk ein lebendiger Leib, deſſen Glieder, die Berufſtände, jedes die ihm nach Gottes Ordnung zukommenden Gaben und Rechte zum Wohl des Ganzen anzuwenden hat, ſo daß jeder Stand ein Amt, jeder Beſitz ein Lehen Gottes iſt, über deſſen Verwaltung der reiche oder fürſtliche Nutznießer Gott dereinſt wird Rechenſchaft ablegen müſſen: dieſem Gedanken entſprangen die bekannten wirthſchaftlichen Grundſätze des deutſchen Mittelalters.

Natürlich weiß ich, daß ſich ſolche Grundſätze nur in der Wirthſchaftverfaſſung dieſer Zeit durchſetzen ließen und daß (die Geſchichtkonſtruktion von Marx-Engels enthält eben ein Körnchen Wahrheit) im Zeitalter der freien Konkurrenz und des Kapitalismus dieſe Möglichkeit ſchwand. Die neue Wirthſchaftform war nothwendig; nicht nothwendig jedoch waren die unerhörten Grauſamkeiten, die bei ihrer Durchführung verübt worden ſind. Die

Google

Gräuel der Inquisition kennt jede Küchenfee aus Schauerromanen und Jahrmarktbuden; die in England zwischen 1770 und 1850 an Fabrik- und Grubenkindern verübten Gräuel, die für das neunzehnte Jahrhundert nicht weniger charakteristisch sind als die französischen und italienischen Ketzerbrände fürs dreizehnte und die spanischen fürs sechzehnte Jahrhundert, kennt fast Niemand, nicht einmal der sozialdemokratische Arbeiter; dieses Kapitel aus Marx-Engels unterschlägt ihm seine ecclesia docens, weil es zu deren Taktik gehört, England auf Kosten des deutschen Vaterlandes herauszustreichen. Diese Gräuel haben kein Antecedens und keine Parallele in der Weltgeschichte; weder in der antiken Sklaverei noch bei den Menschenfressern. Sie wurden erst möglich, nachdem der harte, finstere Calvinismus die katholische Charitas erstickt hatte, die dann in der (hauptsächlich von dem katholisirenden Oxford ausgehenden) christlich-sozialen Bewegung wieder aufgelebt ist. Wie charakteristisch, daß die Puritaner nach dem Sturz der Stuarts, zur Betrübniß von merry old England, besonders streng die Weihnachtfeier als papistischen Götzendienst verpönten! Ihre vorläufig noch religiös verpuppte Kapitalistenseele ahnte schon, daß ihr die Gefühle einmal hinderlich werden könnten, die der Kult des göttlichen Kindes weckt. Die heutigen Kindergräuel in den Vereinigten Staaten sind der Qualität nach wohl nicht ganz so arg wie jene englischen, quantitativ aber viel schlimmer. Wells zählt 1700000 dem Mammon geopferte Kinder bis zu vierjährigen Würmern hinab. Nicht der unwahre und naturwidrige Gleichheitgedanke, sondern die in Erfüllung der Standespflichten sich bethätigende christliche Nächstenliebe ist die gesunde Seele, welche die Gesundheit des Volkskörpers verbürgt.

Korruption, sagt Wells, beherrsche nicht allein die Politik, sondern auch das private Geschäftsleben; vollkommen ehrlich gehe es im Handel und Wandel ja wohl nirgends zu. „Die Neuzeit hat den Kaufmann glorifizirt; nimmer aber wird er, sondern nur der produktive Mensch wird die Macht und Kraft aufzubringen haben für die große und glänzende Neuordnung der Dinge, die nicht ausbleiben kann.“ Eine neue Rechtfertigung des Widerwillens des klassischen Alterthums und des Mittelalters gegen die Chrematistik, gegen eine Wirthschaftform, in der nicht die Bedürfnißbefriedigung, sondern der Gelderwerb als das unmittelbare und Hauptziel aller wirthschaftlichen Thätigkeit gilt. Ist diese Abneigung berechtigt, so folgt daraus, daß es für ein Volk, trotz vorübergehender Bereicherung der Ober- und Mittelschicht, ein Unglück ist, wenn seine im eigentlichen Sinn des Wortes produktiven Stände, die Bauern und

Google

die Handwerker, ins Hintertreffen gerathen oder, wie die Bauern in England, ganz verschwinden.

Der ungeheuren Größe des Landes gedenkt natürlich auch Wells; aber so wenig wie die Anderen, die über die Vereinigten Staaten schreiben, spricht er deutlich und energisch aus, was der üblichen Verhimmelung der Demokratie als der vermeintlichen Mutter der amerikanischen Herrlichkeit entgegengehalten werden muß. Wenn energischen Europäern (die energielosen wandern nicht aus), die mit den Kenntnissen, Werkzeugen und Arbeitmethoden West- und Mitteleuropas ausgerüstet sind, eine fruchtbare und an Mineralien reiche Bodenfläche geschenkt wird, die achtzehnmal so groß ist wie das Deutsche Reich, dann wäre es eine Kunst, nicht reich zu werden; großer Reichthum der Oberschicht, behaglicher Wohlstand aller anderen Schichten bis in die unterste hinein ist der natürliche, beinahe unvermeidliche Zustand, die notwendige Wirkung einer vordem nie dagewesenen Kombination von Natur und Menschenkraft. Und da sage ich mir nun (im Soliloquium darf man ja grob werden): Welche Mängel müssen Regirung und Verwaltung dieses Landes haben, wenn, trotz allen Naturbedingungen allgemeinen Gedeihens, Massenelend mit Kinderausbeutung entsteht; wenn die Regirung dieses Landes, das bequem fünfhundert, bei intensivster Kultur achthundert Millionen Menschen ernähren könnte, jetzt schon darauf bedacht sein muß, durch einen Vertrag mit Kanada die Einfuhr wohlfeiler Lebensmittel und Rohstoffe zu sichern! Ist es nicht zum Totlachen und zugleich (beim Hinblick auf die Blindheit unserer Politiker) zum Flennen, wenn uns Amerika auch wegen seiner weiträumigen Stadtanlage als Muster vorgehalten wird, Amerika, das jeden seiner Bürger mit Rittergut und Park ausstatten könnte?

Wenn man freilich Julius Wolf glauben müßte, dann wären die Lebensmittelteuerung und das Elend eines Theils der nordamerikanischen Bevölkerung daraus zu erklären, daß die Vereinigten Staaten schon an der Grenze der Uebervölkerung stehen. In seinem neusten Buch „Die Volkswirthschaft in Gegenwart und Zukunft“ behauptet er, eine erhebliche Zunahme der Weizenproduktion sei drüben nicht mehr zu hoffen. Das ohne Vorarbeiten wie künstliche Bewässerung kultivirbare Land sei aufgetheilt, die künstliche Bewässerung aber sei so kostspielig, daß die Farmer, die auf solchen Boden gerathen seien, vorzögen, nach Kanada auszuwandern. Ich stelle die Autorität des verdienten Nationalökonomen sehr hoch, kann aber diese Behauptung, die sich auf gründliche Untersuchungen stützen soll, die jedoch gerade die werthvollste der unbegrenzten Möglichkeiten des neuen Kontinents leugnet, nicht für schon völlig

Google

erwiesen halten. Mit dem „aufgetheilten“ Gebiet, das keiner künstlichen Bewässerung bedarf, ist doch wahrscheinlich, außer dem Ostrand, das ungeheure Gebiet der beiden großen Ströme gemeint, das reich ist an natürlicher Bewässerung und das vor der europäischen Besiedelung Prairie und Urwald war. Das mag aufgetheilt sein; aber auch schon vollständig unter den Pflug genommen und intensiv bewirthschaftet? Und haben die „Wüsten des Westens“ wirklich den Charakter der Sahara? Die einfache Thatsache, daß in den Vereinigten Staaten nur 10 Seelen auf den Quadratkilometer kommen (im Deutschen Reich 112), läßt unglaublich erscheinen, daß die Getreideproduktion nicht verzehnfacht oder, wenn die Bodenbeschaffenheit Schwierigkeiten verursacht, die ich nicht kenne, wenigstens verfünffacht werden könne. Die Flucht der Farmer wird von Anderen auf die Tyrannei der Trusts zurückgeführt; und als die Fleischtheuerung Krawalle bewirkte, waren alle Zeitungberichte darin einig, daß sie nicht durch natürlichen Mangel, sondern vom Fleischtrust verschuldet wird. Nachlässige und unweise Staatsverwaltung mag schuld daran sein, daß bei so dünner Bevölkerung schon Zustände eingetreten sind, die im alten, dicht bevölkerten Europa den Engländer Malthus zu seiner berüchtigten Theorie geführt haben. Hegel hat vor hundert Jahren dem Lob amerikanischer Freiheit entgegengehalten, daß freilich in einem Lande, dessen Ansiedler meilenweit von einander entfernt wohnen, zur Verhinderung von Carambolagen kein Polizist nöthig ist; daß eben die Notwendigkeit einschränkender Staatseinrichtungen für Amerika noch gar nicht gekommen sei. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jedoch hat sich die Nothwendigkeit fühlbar gemacht; und diese Aenderung nicht bemerkt zu haben, darin besteht die Sünde der amerikanischen Staatsmänner. (Mit welchen Mitteln drüben Farmer, die nicht verkaufen wollten, von den Trustherrschern mürb gemacht wurden, hat neulich Frau Karin Michaelis erzählt, die offenbar nur das in Amerika allgemein Geglaubte wiedergab.)

Trotz Allem, sagt Wells, werde wohl nicht dem Deutschen Reich, auch nicht Britanien, sondern der großen Republik da drüben die Führerrolle im Fortschritt zufallen. Möglich; aber wenn es geschieht, werden es die Vereinigten Staaten nicht ihrer politischen Verfassung, sondern ganz allein der Größe und dem natürlichen Reichthum ihres Landes zu danken haben.

Neisse. Karl Jentsch.

Go gle

Die Schiller-Stiftung.

In der Neuen Rundschau hat Herr Hans Kyser schwere Anklagen gegen die alte, wohlbegründete und wohlgeleitete Schiller-Stiftung erhoben. Da sprach die Stimme der Jugend. Nun dürfte wohl auch einmal das Alter reden. Durch Zufall kenne ich die Zeit der Begründung der Schiller-Stiftung, vor allen Dingen die Stimmung, aus der sie hervorgegangen ist, recht gut. Ich wende mich deshalb besonders gegen den Vorwurf, mit dem Herr Hans Kyser die Leitung der Schiller-Stiftung brandmarken möchte: „Die Erscheinung als Ganzes ist eine fünfzigjährige Schmach gegen den Geist der Spende und der Spender". Wer die damalige Zeit in ihrer Sentimentalität, mit ihren kleinen, ja, kleinlichen Verhältnissen kennt, wird über diese pathetische Anklage sich entrüsten oder ein Wenig lächeln. Ich erlaube mir, aus meiner Erinnerung von den Empfindungen, die die Schiller-Stiftung begleiteten, einiges Thatsächliche zu erzählen.

Unter welchen Bedingungen vor fünfzig Jahren geringere Beträge der Schiller-Stiftung überwiesen worden sind, ist mir nicht bekannt, aber ihr Hauptkapital stammt aus der Schiller-Lotterie, die der aufopfernde, tapfere Major Serre in den Jahren von 1859 bis 1861, allen Widerständen zum Trotz, glücklich durchgeführt hat, so daß er dadurch in die Lage kam, ungefähr eine Million Mark der Schiller-Stiftung zu übergeben. Von dieser Lotterie und ihrem Drum und Dran habe ich in den Jahren 1860 bis 1862 viel gehört und miterlebt. Wir, mein Bruder Friedrich Nietzsche und ich, hatten eine Tante, Schwester unseres früh verstorbenen Vaters, die sich mit großer Wärme für diese Stiftung interessirte, da sie Schiller ungemein verehrte. Sie war von dem humanen Zweck der Stiftung ganz begeistert, daß von nun an Schriftstellern und Schriftstellerinnen in ihren Lebensnöthen, besonders aber in ihren alten Tagen geholfen werden solle, damit sie nicht der öffentlichen Armenpflege anheim fielen. Wir hatten in Naumburg ein trauriges Beispiel in der Gestalt eines Dichters mit Namen Ernst Ortlepp, der aber leider seine Nöthe und Altersorgen in Alkohol ertränkte und deshalb die allgemeine Sympathie verlor. Unsere Tante aber meinte, er trinke aus Verzweiflung und biete nur deshalb ein so unwürdiges Schauspiel, weil ihm nicht zur rechten Zeit geholfen worden sei. Solche Hilfe erwartete sie nun von der Schiller-Stiftung und sie fand es besonders schön, daß Schiller, der selbst recht wenig hatte, so lange nach seinem Tode noch Anderen helfen könne. Sie hatte 1859 in Prag Verwandte besucht, wo der Gedanke einer Ehrung Schillers besonders schnell Boden gefaßt hatte (man vergesse nicht, daß damals Oesterreich noch zum Deutschen Bund gehörte). Nachdem sie dort ihr Scherflein zu einer Sammlung gegeben hatte, bemühte sie sich nach ihrer Rückkehr, in dem kleinen naumburger Kreis ihrer Verwandten und Bekannten für die Schiller-Stiftung Propaganda zu machen, namentlich für die Lotterie, deren Lose Major

Google

Serre jetzt in den deutschen Bundesstaaten vertreiben durfte. Zunächst war von dem Trefflichen ein Aufruf in Hunderttausenden von Exemplaren mit der Bitte versandt worden, ihm Gewinne für diese Lotterie zukommen zu lassen. Er hatte gehofft, daß eben so viele Gewinne eingehen würden, wie er Lose ausgestellt hatte. Zuerst sollten dreihunderttausend Lose zu einem Thaler ausgegeben werden und in seinem Optimismus hatte der brave Major öffentlich versprochen, daß jedes Los Etwas gewinnen solle, das mindestens den Werth eines Thalers habe. Nach dieser Ankündung wurden die Lose so stürmisch verlangt, daß nicht drei-, sondern sechshunderttausend und sechzigtausend Freilose schnell vergriffen waren. Dafür hatte der arme Major nun Gewinne zu beschaffen. Das gab furchtbare Schwierigkeiten, da er von dem Umfang der Zuwendungen, die er von den bemittelten Klassen des deutschen Volkes, besonders von den Verehrern Schillers, erwartet hatte, absolut enttäuscht wurde. Von den vielen Mitgliedern fürstlicher Häuser im Deutschen Bund hatten ihm nur zwölf Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen Geschenke zugewandt. Der verehrte Großherzog Karl Alexander von Weimar zeichnete sich vor Allen aus; er gab ein Gartenhaus mit Grundstück in Eisenach als Hauptgewinn. Auch die Gaben der anderen elf Fürstenfamilien waren nicht übel, aber die geringe Anzahl der Geber doch ungemein betrübend. Noch weniger gaben, wie sich ein damaliger Schriftsteller ausdrückte, „die Fürsten der Börse“; sie hatten sich sogar ganz ausgeschaltet. Von den Malern und Bildhauern Deutschlands waren ungefähr acht Gaben zu verzeichnen und unter den vielen deutschen Städten, an deren Frauenvereine man sich gewandt hatte, haben sich nur sechzehn Städte, davon die meisten mit recht geringen Gaben, betheiligt; nur Dresden, Wien und Nürnberg sollen lebhafte Theilnahme gezeigt und reiche Zuwendungen gemacht haben. Von Berlin schweigt des Sängers Höflichkeit. Auch von Gaben der Industrien und Gewerbe wird wenig erwähnt und nur Buch- und Kunsthandlungen sollen reichliche Gaben an die Lotterieverwaltung gesandt haben. Leider muß ich hier hinzusetzen, daß sämmtliche Buch- und Kunsthandlungen in dem Verdacht standen, sich beim Anlaß der Schiller-Lotterie ihrer alten Ladenhüter entledigt zu haben. Nur die Firma Cotta wurde mit Auszeichnung genannt, da sie wirklich werthvolle Gaben gestiftet hatte. Summa Summarum: Es war „ein Häuflein klein“, das in allen Ländern des Deutschen Bundes seine Verehrung für Schiller durch Geschenke an die „Nationale Schiller-Lotterie“ ausdrückte.

Wie Das damals empfunden wurde und welche Schwierigkeiten dem Major Serre daraus entstanden, schildert im Jahr 1861 Dr. Alexander Ziegler sehr anschaulich: „Was die Betheiligung an der Schiller-Lotterie in Bezug auf Opferbereitwilligkeit anlangt, bleibt gar viel zu wünschen übrig. Wenigstens hat sie auf die Bezeichnung ‚national‘ schlechterdings keinen Anspruch. Denn wenn bei einem Nationalunternehmen von zwanzig Städten nur etwa eine vertreten ist, wenn

Go gle

unter zwanzigtausend Herzen nur ein einziges opferwillig schlägt, kann wohl von einer nationalen Begeisterung und Betheiligung (wie sie dem hochherzigen Begründer vorgeschwebt haben mag) keine Rede sein. Wer ein Los kaufte, hatte freilich kein Opfer zu bringen. Hier war (wie schwarz auf Weiß auf jedem Los geschrieben stand) nicht nur nichts zu verlieren, sondern sogar zu gewinnen. Wer hätte da nicht zugreifen sollen? Und sie griffen zu. Während also, mit Abrechnung der erwähnten Frauenvereine, von zwanzigtausend Deutschen nur ein einziger sich durch eine Gabe betheiligte, betheiligte sich an der Losabnahme jeder sechsundsechzigste Deutsche. Ob diese ungemeine Theilnahme aus Liebe zu dem edlen Zweck der Lotterie hervorging, möge hier ununtersucht bleiben. Nach den Aeußerungen, die nach der Veröffentlichung der Gewinnliste in so reichem Maße vernommen wurden, möchte es zu bezweifeln sein. Nun stelle man sich aber die Lage des guten Majors Serre vor. Während auf der einen Seite nur der zwanzigtausendste Deutsche eine Gabe gesteuert hatte, beanspruchte der sechsundsechzigste Deutsche einen Gewinn. Um dieses ungeheure Mißverhältniß auszugleichen, blieben jetzt nur zwei Auswege. Einer davon war: man mußte en-gros Einkäufe machen, um dadurch möglichst billige Einkaufspreise zu erzielen. Hier nun spielt das so unerquickliche Kapitel der Regenschirme, das oft genug, aber nicht eben in edelmüthiger Weise ausgebeutet worden ist. Hätte mancher Regenschirmspötter auch nur eine entfernte Ahnung gehabt von den unendlichen Sorgen, Mühen und dem Verdruß, der auch mit diesen Ankäufen verbunden war, wo der Käufer selbst mit Gemeinheit, Schwindel, ja, mit offenbarem Betruge zu kämpfen hatte, Dem würde gewiß nimmer in den Sinn gekommen sein, über die Regenschirme auch nur ein verletzendes Wort zu äußern."

Unter allen diesen Unannehmlichkeiten, die dem armen Major Serre nach seiner Aufopferung zu Theil wurden, hatten auch Die zu leiden, die sich um den Vertrieb der Lose bemüht hatten. Darunter war unsere Tante, deren Schwierigkeiten wir aber getreulich mittrugen. Auch wir hatten uns auf irgendeinen besonders schönen Geiwnn gefreut. Als die Zahl der Lose auf die doppelte Höhe anschwoll, hatte Major Serre noch viele sehr werthvolle Ankäufe für die Gewinne gemacht, unter Anderem ein reizendes Haus in Freyburg an der Unstrut, ehemaligen Besitz des Turnvaters Jahn. Ich erinnere mich noch eines Spazirganges nach dem schön gelegenen Freyburg, wo wir, unsere Mutter, die Tante, mein Bruder und ich, das hübsche Besitzthum betrachteten und uns überlegten, was wir damit anfangen wollten, wenn wir das Glück hätten, es zu gewinnen. Aber das Glück war uns nicht günstig: unsere Mutter gewann einen Schiller-Wandkalender (ein sehr mäßiges Kunstwerk), mein Bruder einen der bespöttelten Regenschirme (es hieß, er sei von Alpakka, aber es war wirklich nur Baumwolle) und ich erhielt ein Buch „Ein Jahr der Jugend" von Max Jähns, wofür mein Bruder, wie er sagte, niemals einen Thaler bezahlt hätte. Was unsere arme Tante gewonnen hatte, kann ich nicht

Go gle

sagen, denn aus lauter Verzweiflung täuschte sie ein Wenig und behielt von allen Gewinnen den geringsten zurück. Ja, sie legte aus eigenem Vermögen noch zu und schaffte sich einen ziemlichen Posten Mandelseife an, die eine beliebte Zugabe der Schiller-Lotterie war. Erst später mögen die Gewinner aus der Liste gesehen haben, daß sie von unserer Tante reichlicher bedacht worden waren als vom Schicksal. Uebrigens ist jetzt die Lecture dieser Gewinnliste ein wahres Vergnügen, da sie ein gutes Bild von den einfachen, anspruchlosen Verhältnissen der alten Zeit giebt. Man würde jetzt bei einer Dichterlotterie gar nicht wagen, solche komischen Gewinne zu schenken oder auszutheilen wie: eine Büchse Mostrich, Socken, Filzschuhe, ein Paket Hafermehl, Nagelbürsten, eine Büchse Pomade und Aehnliches. Aber es gab auch prächtige Gewinne: silberne Theeservice, Flügel, Nähtische. Ich muß hinzufügen, daß mein Bruder und ich unsere Gewinne der Tante zum Austausch anboten; aber sie sagte betrübt, auch damit könne man Keinen beglücken. Mein Bruder wäre seinen Regenschirm gern losgeworden, er fand ihn unter seiner Obersekundanerwürde, aber unsere Mutter meinte: „Zum Stehenlassen ist er noch gut genug". Wir waren froh, daß wenigstens unser Hauswirth, der ein schwarzseidenes Halstuch und zwei Vorhemdchen als Zugabe gewonnen hatte, zufrieden war. Aber sonst war ganz Deutschland voll von Murrenden und Unzufriedenen; und der arme Major Serre wurde sogar von einigen Losinhabern vor Gericht verklagt, weil ihre Gewinne keinen Thaler werth seien. (Ein Thaler galt in dem damaligen armen Deutschland als etwas Beträchtliches.) Das war „der Geist der Spende und der Spender", von welchem Herr Hans Kyser so pathetisch spricht.

Nun soll man aber nie nach dem Geist der Masse fragen, sondern nur, was der Einzelne, der Führende, hier also der Major Serre beabsichtigte. Auch darüber weiß ich gut Bescheid, da ich im Jahr 1862 nach Dresden in Pension geschickt wurde und dort Verwandte hatte, die den Major Serre und seine Absichten genau kannten. Hier muß ich nun ausdrücklich konstatiren, daß von ihm und seinen Freunden stets nur der humane Zweck der Stiftung hervorgehoben wurde, die den Interessen der gesammten Schriftstellerwelt dienen solle. Man darf nicht vergessen, daß es damals keine Pensionanstalt für Künstler und Schriftsteller gab. Diese Lücke sollte die Stiftung ausfüllen und dafür sorgen, daß die alten Schriftsteller und Schriftstellerinnen nicht die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen müßten, wie mehrfach vorgekommen war. Niemals ist davon die Rede gewesen, daß die Stiftung nur den Gentes dienen oder jugendliche ringende Talente unterstützen solle. Gerade gegen die zweite Annahme wurde heftig protestirt und das Wort vom „Heraufpäppeln" geringer und mittelmäßiger Talente war die Antwort auf eine vereinzelte Forderung dieser Art. Stets stand das Mitleid mit den alten, bedürftigen Schriftstellern im Mittelpunkt aller Ueberlegungen und Bestimmungen; ihnen solite, so zu sagen ohne Ansehen der Person, Unterstützung werden. Um aber

Go gle

das Zartgefühl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu schonen, ist nachher vom Vorstand der Stiftung aus dem Wort „Unterstützung“ hier und da das Wort „Ehrengabe“ gemacht worden; man konnte nicht ahnen, welche Anklagen darauf später gegründet werden sollten. Die Schiller-Stiftung hat im stillen Wohlthun Alles gethan, was die besten Spender des ihr anvertrauten Nationalvermögens von ihr verlangt haben. Sie hat in der Stille Freude bereitet und der Noth gesteuert und, in dem Wunsch, zu helfen, vielleicht allzu nachsichtige Urtheile über manche literarische Leistung gefällt. Darf man ihr daraus einen Vorwurf machen? Entspricht nicht gerade die Milde des literarischen Urtheils den Absichten und dem Geist der Begründer der Stiftung, daß deren Wohlthat möglichst Vielen zu Theil werde? Das Hauptvermögen war von der Allgemeinheit gesammelt worden und sollte der Allgemeinheit der Schriftstellerwelt zu Gut kommen. War es nun nicht grausam von Herrn Kyser, dieses stille Wohlthun und die Namen der Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Noth gelindert wurde, an die Oeffentlichkeit zu ziehen?

Was wirft er eigentlich der Stiftung vor? Nichts Anderes als Mitleid. Und Das thut er in einer Zeit, die mitleidiger ist als jemals zuvor eine war, mitleidig mit Allem, was schwach und der Hilfe bedürftig ist. Man sehe doch umher: werden die gesunden, starken Säuglinge sammt ihren Müttern unterstützt? Nein: die kümmerlichen und schwächlichen, die die Natur vielleicht zum Vergehen bestimmt hatte, werden aus Mitleid heraufgepäppelt. Sind unsere Schulen für die starken, geistig hervorragenden Schüler eingerichtet? Nein: für das bescheidenste Mittelmaß; immer mehr wird der Gesammtgeist der Schulen herabgedrückt, aus Mitleid mit den minder Begabten. Wen schickt man in die Ferienkolonien: die Starken, Gesunden, Frohmüthigen, oder die Elenden und Schwachen? Für wen wird am Meisten gesammelt und gesorgt? Für die Leidenden jeder Art, ja, für Idioten und Mißrathene. Und selbst das verderbliche Anwachsen der Sozialdemokratie und der geringe Widerstand, den die Einsichtigen ihm entgegenstellen, hat seinen Grund in unserem Mitleiden mit den „armen Leuten“. Ich müßte nicht die Schwester meines Bruders sein (der übrigens selbst eins der mitleidigsten Herzen hatte), wenn ich nicht seine Mahnung verstünde: „So seid mir gewarnt vor dem Mitleiden: daher kommt noch den Menschen eine schwere Wolke! Wahrlich, ich verstehe mich auf Wetterzeichen!“

Ich müßte also eigentlich den Angriffen des Herrn Kyser einige Berechtigung zugestehen; doch leider wendet er sich damit an die falsche Adresse, denn die Schiller-Stiftung ist vom Mitleid begründet und zum Mitleid verpflichtet. Daß sie die Sonne gütigen Wohlwollens über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, ist ihr Recht und ihre Pflicht. Natürlich würde die Stiftung hundertmal lieber nur bevorzugten Talenten helfen, aber wie soll sie dem Ansturm der Bittenden widerstehen? Und dürfen wir wünschen, daß Wotan dem Vorstand der Stiftung, dem Geist der Stiftung entgegen, ein hartes Herz in den Busen legt?

Google

Ich sagte schon am Anfang, daß ich nur die Bedingungen kenne, unter denen das Hauptvermögen der Schiller-Stiftung zusammengekommen ist; der kleinere Theil wird wohl den Paragraphen der Satzungen rechtfertigen, nach dem besonders solche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt haben, durch Hilfe in Noth und Sorge zu ehren seien. Aber der Nachsatz weist sogleich wieder auf die Stimmungen und Bedingungen hin, unter denen das Hauptvermögen zusammen gekommen war und nach denen das Verdienst nicht allein entscheiden soll. Die Schiller-Stiftung hatte zwei Testamente zu erfüllen: eins für die Allgemeinheit und eins für die Besonderen; sie hat es in bester Weise gethan. Jetzt, wo das durch die Lotterie zusammengekommene Vermögen nicht mehr die Hauptsache ist und für die Schriftsteller auch sonst noch durch Pensionanstalten und Krankenkassen gesorgt wird, wäre vielleicht die Zeit gekommen, wo die Schiller-Stiftung öfter größere Ehrengaben als Nothpfennige vertheilen könnte. Das ist auch schon lange geplant worden und ich habe schon einmal mit dem verstorbenen Dr. Hans Hoffmann darüber gesprochen. Vielleicht darf jetzt die Schiller-Stiftung der starke Weggenosse werden, der die Tüchtigen, Hochbegabten in ihren Mannesjahren stützt und ihnen kräftig zur Seite steht; aber gewiß nicht den unreifen Jünglingen, die der Schulbank entfliehen, um ihrem oft eingebildeten Talent zu leben. Es schadet der Jugend nicht, wenn sie ihr Joch trägt, das Joch einer tüchtigen Vorbereitung zu einem festen Beruf. Für Jeden ist der Beruf ein gutes Rückgrat und nicht nur ein Joch. Auch mein Bruder hat sein Joch als einer der besten Schüler Pfortas, als ausgezeichneter Philologe und gewissenhaftester Lehrer getragen und fast bis zur Blindheit seine Augen ruinirt. Endlich aber hatte er nur den einen Wunsch: „Ich lechze nach mir“. Und die Krankheit, die Ueberanstrengung und fast Erblindung seiner Augen war es endlich, die ihn von seinem Joch befreite. Sicher etwas zu spät. Wie hat er dann versucht, mit dem Rest seines kleinen Vermögens und einer bescheidenen Pension von der Universität Basel seinen eigenen Weg zu gehen und seine Gesundheit wieder zu erlangen! Gewiß: in solchen Fällen könnte die Schiller-Stiftung ehrend und helfend beispringen; aber wie selten wird zur rechten Zeit die Noth und das Genie selbst erkannt! Wie stolz verbirgt sich der Genius und wie wenig ist er geneigt, Hilfe anzunehmen!

Herr Hans Kyser hat die großen Schwierigkeiten, die mit einer solchen Stiftung verbunden sind, übersehen. Vielleicht wundert er sich, wie ich dazu komme, über solche Stiftung-Angelegenheiten zu sprechen. Zu meiner Legitimirung will ich nur hinzufügen, daß ich selbst aus dem Nietzsche-Archiv eine Stiftung gemacht habe, die nach meinem Tod Stipendien auszahlen soll. Ich habe, dem Geist meines Bruders treu, nicht nur an Schriftsteller gedacht, sondern auch an andere Künstler und an Offiziere, Juristen und Gelehrte. Reisestipendien, wenn möglich in der Höhe von fünfzehnhundert bis zweitausend Mark

Google

sollen an tüchtige Männer (nicht an Jünglinge) der genannten Berufe verliehen werden. Nicht von Ehrengaben oder irgendwelchem literarischen Verdienst darf hier die Rede sein, auch Niemand selbst sich darum bewerben, sondern Männer, die flecklos im Charakter und Leben dastehen, sollen ihre tüchtigen Freunde vorschlagen. Mit einem solchen Reisestipendium ist nur die eine Forderung verbunden, daß es Freude bereiten soll, denn mein Bruder hat immer gemeint, daß sich die Menschheit zu wenig gefreut habe. Mehr aber sollte man auch nicht von der Schiller-Stiftung verlangen. Mit Freude soll gegeben und mit Freude genommen werden.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Selbstanzeigen.

Der Hirsch und seine Geschichte. Berlin, bei Georg Bondi.

Vor ein paar Jahren habe ich damit begonnen, unter dem Titel „Thierbuch“ eine Anzahl kleiner Monographien aus der Thierwelt (zunächst aus dem Bezirk der Säugethiere) herauszubringen. Jeder Theil ist in sich abgeschlossen und kann einzeln gelesen werden. Wir stehen auf dem Gebiete der Populärwissenschaft heute bei den kleinen billigen Heften und Bänden, die von den Verlegern unter allerlei Sammeltiteln und meist mit sehr verschiedenwerthigem Mitarbeiterpersonal in die Welt geschickt werden. Ich möchte es am Liebsten allein machen, ohne Vielköpfigkeit: und so sind diese Thierbändchen ein Versuch. Im vorigen habe ich das Pferd behandelt, mit seinem weiten urweltlichen Hintergrund der Tertiärzeit, mit seinem fast unglaublichen Stammbaum von ganz kleinen, kaum fuchsgroßen Thierchen her, seiner Parallelentwickelung in Europa und Amerika, seinem räthselhaften Aussterben in Amerika vor Columbus, seiner schon praehistorischen Zerspaltung in zwei grundlegende Urkulturrassen: all die fabelhaft interessanten Thatsachen moderner Forschung, die doch, Tausend gegen Eins zu wetten, die Mehrzahl auch unserer feinsten sportlichen Pferdekenner noch nie gehört hat, dank der zunehmenden Zersplitterung unserer heutigen Bildungwege und des fachmännischen Bergwerksbetriebes im sorgsam verschlossenen Maulwurfsbau. Diesmal erzähle ich die muthmaßliche Geschichte des Hirsches, für Jäger im weitesten Sinn, vom Förster bis zum Liebhaber. Die Ahnenschaft des Hirsches hat auch des Amusanten genug, in ihren Beziehungen zum Nilpferd, zum Schwein, zu allerlei absonderlichem Urweltvolk, dann wieder zum Kamel, zur Giraffe, zum Moschusthier. Das ist in diesem Fall aber noch nicht das Entscheidende. Ein Wesen, um das sich von Alters her so viel Romantik webt, muß noch sein besonderes Geheimniß haben. Und das steckt in der That im Geweih des Hirsches. Diese

Google

Hieroglyphe zu lesen, bezweckt mein Buch. Wie das Hirschgeweih immer wieder abgeworfen und erneuert wird, wie es zugleich in seiner ornamentalen Ausgestaltung in den Perioden dieses Erneuerns wächst: daran haben wir uns zwar praktisch gewöhnt, weil ein allbekanntes Thier unserer Heimath es uns immer wieder vormacht; aber wer nur für kurze Minuten wieder einmal dazu Abstand sucht, nachdenkt, vergleicht mit anderen thierischen Wachsthumsvorgängen, Der muß sich sagen, daß es nicht leicht ein größeres Wunder und Räthsel in der lebendigen Natur geben kann. Nun wissen wir aber aus der Geschichte, daß die Hirsche einst überhaupt kein Geweih hatten. Irgendwo muß es also bei ihnen entstanden sein, mit all seinen Wundern. Mit der einfachen Nützlichkeit kommen wir nicht durch das Problem. Es gilt, Mysterien des Liebeslebens in der Natur zu entschleiern. Hinter denen aber birgt sich noch wieder ein Geheimkapitel unserer Naturerkenntniß: das Auftauchen ornamental gestalteter Luxusproduktionen im Organischen. Wer seine Jagd liebt und seinen Wald und das letzte große freie Waldthier, das unsere Kulturheimath sich selbst noch übrig gelassen hat: Der sollte wohl auch Lust und Zeit haben, einmal für eine Stunde sich dieser höheren Jagd im Geisteswald anzuschließen. Ein gut Theil ist da schon zur Strecke gebracht, wie das Buch ausführlich darlegt. Nicht jeder theoretische Schachzug braucht dabei nothwendig Jeden zu befriedigen. Um so besser, wenn Einer eigene Ideen dazu findet. Aber er mag aus dem Buch ersehen, wie Viel für solchen Ideengang schon heute berücksichtigt werden muß, wenn nicht nur ein Jägerlatein der Entwickelungsgeschichte herauskommen soll. Entwickelungsgeschichtliche Denkneigung setze ich natürlich voraus. Die haben wir aber Alle heute, so weit wir Kulturkraft und Kulturfreude besitzen. Ob wirs nun Darwin nennen oder anders.

Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche.

Das religiöse Leben in Amerika. Eugen Diederichs in Jena.

Als die Achtundvierziger aus Deutschland nach der Neuen Welt kamen, waren sie erstaunt, im Lande der Freiheit so viele Kirchen zu finden. Die älteren Einwanderer standen unter dem Einfluß des idealistischen Realismus jener Zeit, die jüngeren liefen unter der Marseillaise einer neuen Religion und Weltanschauung Sturm auf alles Bestehende. Beide hatten in der alten Heimath unter dem Druck des deutschen Polizeistaates gelitten, dem die kirchliche Orthodoxie willig Handlangerdienste leistete. Die Flüchtlinge brachten deshalb auch der Geistlichkeit in der neuen Welt wenig Liebe entgegen und kamen nur selten zu einer gerechten Beurtheilung des religiösen Lebens in Amerika. Das hat dort aber eine tiefere Bedeutung als in europäischen Ländern; und diese Bedeutung will ich zeigen. Den Schlüssel zum Verständniß der Erscheinungen fand ich in den Forschungen des reifsten amerikanischen Denkers, des Psychologen William James, der das Wesen der Religion in einem inneren Erlebniß erblickt. Duld-

Google

samkeit, Brüderlichkeit und das ernste Streben, die sittliche Gesinnung in der That zu erweisen und an der Lösung der großen sozialen Probleme rührig mitzuarbeiten: Das habe ich in Amerika gesehen und nun Europäern zu schildern versucht. Wilhelm Müller.

Das Herz im Harnisch. Neue Balladen und Lieder. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

Alte Geschlechter.

Wie oft in alten Geschlechtern ein altes Erinnern erwacht!
Da denkt der Enkel wohl Pläne, die einst der Ahnherr gedacht,
Da trägt der Enkel die Züge des Ahnen und spricht wie er,
Fremd klingt in unsre Tage der Klang von einstens her,
Da steht ein Landsknechtführer in unserer Mitte da,
Wie stolzer und derber ihn niemals sein Fähnlein reiten sah, —
Er steht wie ein Gedanke, den einst der Stamm gedacht
Und den ein seltsam Erinnern wieder ans Licht gebracht.

Still sitzen rings im Lande die alten Geschlechter verstreut,
Die Zeit, die Alles erneuert, sie hat sie nicht erneut.
Auf ihrer alten Scholle leben sie träumend dahin
Und die Scholle giebt ihnen jährlich immer schmalern Gewinn,
Fabriken schänden die Fluren, Bergwerke wühlen sie auf,
Aus Dörfern werden Städte — sie merken kaum darauf,
Sie schränken eng und enger des Lebens Kreise ein.
„Und waren die Ahnen Bauern, — wir wollens wieder sein!
Zu klug sind heut die Leute, da können wir nicht mehr mit,
Heut tänzelt und schwänzelt Alles, wir haben zu schweren Schritt,
Herr Gott, bewahr' die Lande vor Krieg und schwerer Noth!
In diesen Kaufmannszeiten wären wir besser tot,
Doch wenn erst wieder Fahnen jubelnd flattern im Wind ...
Gott schütze die Länder vor Zeiten, in denen wir nöthig sind!"

Ihr großen stillen Frauen, die Ihr mein Leben umgebt,
Wie Eure frische Reinheit die trübe Zeit belebt!
Wie seid Ihr gütig und offen, — und gebt doch nie zu viel,
Wie seid Ihr derb und gerade, — und kennt doch stets das Ziel,
Wie sitzt Ihr stolz zu Pferde, — und seid doch immer Weib,
Wie pflegt Ihr sanft die Kranken, — und nicht als Zeitvertreib!
Wie fliegt Ihr fröhlich im Tanze, — und seid doch nie zu laut,
Wie sprecht Ihr klug im Rathe für Den, der Euch vertraut!
In einer Heerde Kühe sah ich eine Hinde verirrt,
Mit seinem Knüppel rannte ihr schreiend nach der Hirt,
Sie wandte stumm und edelverachtend die schmale Gestalt
Und flog mit langen lässigen Sätzen zurück in den Wald.

Sahlis. Börries Freiherr von Münchhausen.

Google

Die Bergrede.

(Versuch einer zeitgemäßen Uebersetzung; aus dem Evangelium Matthaei.)

Als er aber die Volksmassen sah, stieg er den Berg hinan, und nachdem er sich niedergelassen hatte, traten seine Schüler ihm zur Seite; und er öffnete seinen Mund und hielt ihnen die folgende Lehrrede:

„Glücklich die Gottsucher, denn sie sind Könige im Reich des Geistes! Glücklich die Melancholischen, denn sie werden Seelenruhe finden. Glücklich die Friedfertigen, denn sie werden die Herren der Erde werden. Glücklich, die da hungert und dürstet nach göttlicher Vollkommenheit, denn ihr Verlangen wird gestillt werden. Glücklich die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden. Glücklich, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Glücklich die Friedensstifter, denn sie werden zu Söhnen Gottes berufen werden. Glücklich, die wegen ihres Gerechtigkeitsinnes verfolgt werden, denn sie sind Könige im Reich des Geistes. Glücklich seid Ihr, wenn Euch die Menschen, weil Ihr zu mir gehöret, schmähen, Euch verfolgen und alle nur möglichen boshaften Verleumdungen gegen Euch reden. Freuet Euch Dessen und jubelt darüber. Euer Lohn dafür in der anderen Welt ist groß; denn eben so verfolgten sie auch die Propheten vor Euch. Ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz fad wird, womit soll man salzen? Es taugt zu nichts mehr, als daß man es ausschüttet und von den Menschen zertreten läßt. Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt aber, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man nicht ein Licht an und stellt es unter ein Maßgefäß, sondern hinauf auf einen Leuchter: und es spendet dann Licht allen [redacted]wohnern. Eben so soll auch Euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie Eure guten Thaten sehen und rühmen Euren Vater in den himmlischen Sphären.

[redacted]

Daß Ihr nur ja nicht glaubet, ich sei gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben; nicht, um sie aufzuheben, bin ich gekommen, sondern, um sie zu ergänzen. Denn, wahr und wahrhaftig, ich sage Euch: bevor Himmel und Erde vergeht und bevor das Ende der Weltgeschichte kommt, wird nicht ein Jot oder ein Häkchen vom Gesetz untergehen. Darum, wer nur ein einziges auch von diesen kleinsten Geboten aufhebt und lehrt also die Menschen, Der wird auch als der Kleinste berufen werden in der anderen Welt; wer sie aber erfüllet und lehret, Der wird als ein Großer berufen werden in der anderen Welt. Denn ich sage Euch, daß Ihr nicht in den Himmel kommen könnt, wenn nicht Euer Gerechtigkeitsinn viel stärker entwickelt ist als der der Schriftgelehrten und Pharisäer. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: ‚Du sollst nicht morden!‘ Wer aber mordet, Der hat sich vor Gericht zu verantworten. Und ich sage Euch: Schon ein Jeder, der

Google

seinem Bruder sagt: ‚Du Hohlkopf!‘ Der gehört vor das oberste Gericht; wer aber zu ihm sagt: ‚Du Verrückter!‘ Der gehört ins Feuer der Hölle. Darum, wenn Du Deine Opfergabe auf den Altar niederlegst und es fällt Dir dort ein, daß Dein Bruder Etwas gegen Dich hat, so sollst Du Deine Gabe vor den Altar legen, zunächst zurückgehen, Dich mit Deinem Bruder versöhnen und dann erst hingehen und Deine Gabe darbringen. Du sollst mit Deinem Prozeßgegner so rasch wie möglich einen Vergleich schließen, so lange Du noch mit ihm zurecht kommen kannst, auf daß Dich nicht der Prozeßgegner dem Richter überantworte und der Richter dem Büttel und Du ins Schuldgefängniß geworfen werdest. Ich sage Dir: dann wirst Du nicht von dort herauskommen, bevor Du den letzten Pfennig bezahlt hast. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen! Und ich sage Euch, daß Jeder, der ein Weib nur mit lüsternen Blicken ansieht, schon im Herzen sie ehebrecherisch mißbraucht hat. Wenn Dein rechtes Auge Dich zu schwerer Sünde verleitet, so solltest Du es ausreißen und fortwerfen, denn es frommt Dir mehr, daß eins Deiner Glieder verderbe, als daß Dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. Und wenn Deine rechte Hand Dich zu schwerer Sünde verleitet, so solltest Du sie abhauen und von Dir werfen; denn es frommt Dir mehr, daß eins Deiner Glieder verderbe, als daß Dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. Und es ist auch gesagt worden: ‚Wer sein Weib entläßt, Der soll ihr einen Entlassungbrief geben.‘ Und ich sage Euch: ‚Wer sein Weib aus einem anderen Grunde als wegen Hurerei entläßt, Der macht sie zur Ehebrecherin, und wer eine solche Entlassene heirathet, treibt Ehebruch. Ferner habt Ihr gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: ‚Du sollst keinen falschen Schwur leisten und bei Gott Deine Schwüre ablegen.‘ Und ich sage Euch, daß Ihr unter keinen Umständen ‚beim Himmel‘ schwört, denn er ist ja nur Gottes Thron, oder ‚bei der Erde‘, denn sie ist ja nur sein Fußbänkchen, oder ‚bei Jerusalem‘, denn Das ist ja nur eines großen Königs Stadt; auch sollst Du nicht bei Deinem ‚Haupte‘ schwören, denn Du kannst ja nicht ein einziges Kopfhaar schwarz oder weiß machen. Euer Wort aber soll sein: Ja, ja! Nein, nein! Alles Weitere ist ein Ausfluß schlechten Gewissens. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Und ich sage Euch, daß Ihr dem Bösen nicht Widerstand leisten sollt, sondern, wenn Dich Jemand auf die rechte Backe schlägt, so biete ihm auch die andere dar. Und wenn Jemand gegen Dich einen Prozeß anstrengen und Dir Deinen Rock abnehmen will, so laß ihm auch den Mantel; und wenn Jemand ein Zwangsrecht gegen Dich hat, daß Du tausend Schritt gehest, so gehe mit ihm zweitausend. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben!‘ Und Du wirst Deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde! Segnet, die Euch fluchen! Thut wohl Denen, die Euch hassen, und bittet für Die, die Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Söhne werdet Eures himmlischen Vaters! Denn er läßt seine Sonne aufgehen über

Google

Böſe und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn Ihr nur Die liebt, die auch Euch lieben: welchen Lohn habt Ihr dann zu heiſchen? Handeln nicht die Steuerwucherer eben ſo? Und wenn Ihr nur Eure Brüder grüßet, was thut Ihr da Außerordentliches? Handeln nicht die Steuerwucherer eben ſo? Vollkommen ſollt Ihr ſein, wie auch Euer Vater in den himmliſchen Sphären vollkommen iſt.

Hütet Euch, Eure Wohlthätigkeitpflichten vor der Oeffentlichkeit zu erfüllen, um vor ihr zu protzen; ſonſt habt Ihr von Eurem himmliſchen Vater keinen Lohn zu erwarten. Darum, wenn Du Deine Wohlthätigkeitpflichten erfüllſt, ſo ſollſt Du es nicht an die große Glocke hängen, wie die Heuchler thun in den Synagogen und Straßen, auf daß ſie von den Menſchen gerühmt werden. Wahr und wahrhaftig: ich ſage Euch, ſie haben ihren Lohn dahin. Wenn Du aber Wohlthätigkeit übſt, ſo ſoll Deine linke Hand nicht wiſſen, was Deine rechte thut, auf daß Deine Wohlthätigkeit im Verborgenen bleibe, und Dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Und wenn Du beteſt, ſo ſollſt Du nicht ſein wie die Heuchler; denn ſie lieben, in den Synagogen und an den Ecken der Straßen zu ſtehen und zu beten, um von den Menſchen geſehen zu werden. Wahr und wahrhaftig: ſie haben ihren Lohn dahin. Du aber, wenn Du beteſt, ſo ſollſt Du in Dein Zimmer gehen und erſt, nachdem Du die Thür geſchloſſen haſt, zu Deinem Vater im Verborgenen beten. Und Dein Vater, der ins Verborgene ſieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Und wenn Ihr betet, ſo macht keine Phraſen wie die Heiden, die da meinen, ſie würden wegen ihres großen Wortſchwalls erhört. Daß Ihr Euch nur ja nicht ſie zum Muſter nehmt! Denn Euer Vater kennt Eure Bedürfniſſe, bevor Ihr ihn bittet. Darum ſollt Ihr alſo beten: Unſer Vater in den himmliſchen Sphären, Dein Name ſoll geheiligt werden, Deine Herrſchaft ſoll kommen, Dein Wille ſoll geſchehen im Himmel wie auf Erden! Das nöthige Brot gieb uns heute! Und vergieb uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben Denen, die gegen uns ſich verſchuldet haben, und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern befreie uns von der Macht des Böſen! Denn wenn Ihr den Menſchen ihre Fehler vergebt, ſo wird Euch Euer himmliſcher Vater auch vergeben. Wenn Ihr den Menſchen aber ihre Fehler nicht vergebt, ſo wird Euch Euer Vater auch Eure Fehler nicht vergeben. Wenn Ihr faſtet, ſo ſollt Ihr kein ſaures Geſicht machen, wie die Heuchler; denn ſie verſtellen ihre Geſichter, damit die Leute ſehen, daß ſie faſten. Wahr und wahrhaftig: ich ſage Euch, ſie haben ihren Lohn dahin. Du aber, wenn Du faſteſt, ſollſt Du Deinen Kopf ſalben und Dein Geſicht waſchen, damit die Leute gar nicht merken, daß Du faſteſt, ſondern nur Dein Vater Dieſes merke; und Dein Vater, der in das Verborgene ſieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Daß Ihr nur ja nicht auf Erden Schätze da aufſpeichert, wo ſie Motten und Roſt vernichten und wo ſie Diebe ausgraben und entwenden. Speichert Euch lieber Schätze im Himmel auf,

Google

wo weder Motten noch Roſt ſie freſſen und wo keine Diebe nachgraben und ſtehlen. Denn wo Euer Schatz iſt, da iſt auch Euer Herz. Das Licht des Leibes iſt das Auge. Darum, wenn Dein Auge richtig iſt, wird Dein ganzer Leib licht ſein; wenn aber Dein Auge trügeriſch iſt, wird Dein ganzer Leib finſter ſein. Wenn nun ſelbſt das Licht in Dir finſter iſt: wie tief wird dann die Finſterniß ſein! Niemand kann zweien Herren dienen; denn entweder er wird den einen haſſen und den anderen lieben oder er wird dem einen ſich anſchließen und um den anderen ſich nicht bekümmern. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Deshalb ſage ich Euch: Macht Euch nicht zu viel Sorgen wegen Eures Lebens, was Ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht wegen der Kleider für Euren Leib. Iſt nicht das Leben ſelbſt werthvoller als die Speiſe und der Leib ſelbſt als die Kleidung? Betrachtet doch die Vögel des Himmels: wie ſie weder ſäen noch ernten noch in Vorrathkammern ſammeln; und Euer himmliſcher Vater ernährt ſie doch. Seid Ihr nicht viel mehr als ſie? Wer unter Euch kann denn durch ſeine Sorgen ſeine Körperlänge auch nur um eine Elle vergrößern? Und warum macht Ihr Euch Sorgen um Eure Kleidung? Beobachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ohne zu arbeiten oder zu ſpinnen; und doch ſage ich Euch, daß ſelbſt der König Salomo in höchſter Gala nicht ſo ſchön bekleidet war wie eine einzige von dieſen Lilien. Und wenn Gott das Gras des Feldes, das nur heute ſteht und morgen ſchon in den Ofen geworfen wird, ſo bekleidet, um wie viel mehr Euch, Ihr Glaubenſchwachen! Macht Euch alſo keine Sorgen, indem Ihr ſprecht: Was ſollen wir eſſen? Was ſollen wir trinken? Wie werden wir uns kleiden? Nach Alledem trachten die Heiden. Euer himmliſcher Vater weiß, daß Ihr das Alles nöthig habt. Strebet vor Allem nach dem Reich Gottes und ſeiner Vollkommenheit. Und alles Andere wird Euch dann als Zugabe werden. Daß Ihr Euch alſo nur ja keine Sorgen macht für morgen; denn der morgige Tag wird ſchon für ſich ſelber ſorgen. Genug, daß jeder Tag ſeine eigene Plage hat.

Ihr ſollt Euch nicht zum Richter aufwerfen, ſonſt wird man auch über Euch ſich zum Richter aufwerfen. Denn nach dem ſelben Recht, nach dem Ihr Urtheile fällt, wird man auch über Euch Recht ſprechen, und nach dem ſelben Maß, nach dem Ihr meſſet, werdet Ihr gemeſſen werden. Was ſieheſt Du den Splitter in dem Auge Deines Bruders, den Balken im eigenen Auge aber erkennſt Du nicht? Oder wie darfſt Du zu Deinem Bruder ſagen: Erlaube, ich will Dir einen Splitter aus Deinem Auge ausziehen; und ſiehe: in Deinem Auge iſt doch ein ganzer Balken? Heuchler! Ziehe zunächſt den Balken aus Deinem Auge; und dann erſt ſiehe zu, den Balken aus Deines Bruders Auge zu ziehen. Daß Ihr ja nicht das Heilige den Hunden gebt oder die Perlen den Schweinen hinwerft, damit ſie ſie zertreten mit ihren Füßen und ſich umwenden und beißen Euch. Bittet und es wird Euch gegeben werden; ſuchet und Ihr werdet finden; klopfet an und es wird

Google

Euch geöffnet werden. Denn Jeder, der bittet, empfängt Etwas, und Jeder, der suchet, findet Etwas, und Jedem, der anklopft, wird geöffnet. Oder ist unter Euch etwa ein Mensch, der seinem Sohn, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein gäbe? Wenn er ihn um einen Fisch bittet, ihm eine Schlange gäbe? Darum, wenn Ihr, die Ihr doch Sünder seid, Euren Kindern gute Gaben zu geben wisset, um wie viel mehr wird Euer himmlischer Vater Gutes geben Denen, die ihn bitten! Alles nun, was Ihr wollt, daß die Menschen Euch thun, thut auch ihnen; denn Das ist die Lehre des Gesetzes und der Propheten. Gehet hinein in die enge Pforte; weil weit ist die Pforte und breit der Weg, die ins Verderben führen, und groß ist die Zahl Derer, die durch sie eingehen, und weil eng ist die Pforte und schmal der Weg, die ins Leben führen, und nur Wenige finden sie. Hütet Euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, innerlich aber sind sie wie reißende Wölfe. An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. Kann man Trauben lesen von den Dornbüschen oder Feigen von Distelsträuchern? Eben so bringt jeder nützliche Baum werthvolle Früchte, aber ein fauler Baum bringt werthlose Früchte. Ein nützlicher Baum kann nicht werthlose Früchte hervorbringen und ein fauler Baum nicht werthvolle Früchte. Jeder Baum, der nicht werthvolle Früchte hervorbringt, wird abgehauen und als Brennstoff benutzt. Darum also: An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. Nicht Jeder, der zu mir sagt: ‚Herr, Herr‘ wird in den Himmel kommen, sondern nur, wer auch den Willen thut meines himmlischen Vaters. Viele werden an jenem großen Tag zu mir sagen: ‚Herr, Herr, haben wir nicht in Deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in Deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in Deinem Namen Gewaltiges gethan?‘ Und dann werde ich ihnen rücksichtlos erklären: Ich habe Euch niemals anerkannt! Fort von mir, die Ihr ein Leben ohne das Gesetz führt! Darum: ein Jeder, der diese meine Worte hört und gehorcht ihnen, gleicht einem vorsichtigen Mann, der sein Haus auf einen Felsen baute. Und als nun ein Wolkenbruch niederging und die Flüsse stiegen und die Winde wehten und stießen gegen jenes Haus, da stürzte es doch nicht ein, denn es war auf Felsen gegründet. Und Jeder, der meine Worte hört und gehorcht ihnen nicht, Der wird einem unzurechnungfähigen Mann zu vergleichen sein, der sein Haus auf Sand bauete; und als nun ein Wolkenbruch kam und die Flüsse stiegen und die Winde wehten und stießen gegen jenes Haus, da stürzte es ein und es gab einen großen Krach.“

Und nachdem Jesus diese Worte gesprochen hatte, ging eine mächtige Bewegung durch die Volksmassen ob seiner Lehre. Denn seine Lehrart war wie die eines Lehrers von Gottes Gnaden und nicht wie die der Schriftgelehrten.

Köln. Dr. Morris de Jonge.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. April 1912.

Protuberanzen.

Civis Germanus.

In der Fabrik Kovadonga, nah bei Puebla, der Haupt- und Industriestadt des mexikanischen Centralstaates, der den selben Namen trägt, sind im Juli 1911 Deutsche gemordet, ist der Leib einer deutschen Frau von geilen Schurken geschändet worden. Nicht von Rächern ihrer Ehre oder einer Besitzschmälerung (die Deutschen hatten weder einer Kränkung noch eines Raubes Schuld auf sich geladen), sondern von Banditen. Um die Landsleute zu beruhigen und der mexikanischen Regirung zu zeigen, wie ernst er die Sache nehme, fuhr Kontreadmiral von Hintze, der Deutsche Gesandte, mit dem Generalkonsul nach Puebla; sorgte schnell für würdige Bestattung der Hingeschlachteten, ließ ihre Gräber mit Denksteinen schmücken und gab der Zuversicht auf ein rasches und strenges Strafgericht lauten Ausdruck. Der Handelssachverständige des Generalkonsulates mußte von Mexiko nach Puebla de la Zaragoza übersiedeln, um die Strafverfolgung in der Nähe zu kontroliren. Sechs Monate vergehen. Nichts. Der Arm der Gerechtigkeit scheint nicht lang genug, um die Mörder zu packen. Die Deutschen werden ungeduldig. Am Geburtstag des Kaisers sagt Herr von Hintze im Deutschen Haus: „Die Regirung der Republik hat, in Uebereinstimmung mit der Oeffentlichen Meinung dieses von ehrlichem Rechtsgefühl erfüllten Landes, in bündigster Form erklärt, daß sie das Verbrechen von Kovadonga als einen Fleck auf dem Schild Mexikos empfindet und nicht ruhen wird, bis es

Google

gesühnt ist. Der Herr Präsident der Republik ist ein Patriot und ein Ehrenmann; sein uns verpfändetes Wort ist also eine Bürgschaft, an die der Zweifel sich nicht heranwagen darf." Sehr schön. Ob, nach sechs Monaten, von einer kräftigen Warnung nicht mehr als von zierlich gedrechselten Komplimenten zu erwarten war, ließ sich aus der Ferne nicht leicht ermessen. Der Präsident hieß nicht mehr Porfirio Diaz, hieß jetzt Madero; und der Vertreter des Deutschen Reiches mochte glauben, den neuen Mann auch bei diesem traurigen Anlaß mit einem Lobliedchen bewirthen zu müssen. In Deutschland rührt sich nichts. Keine Depesche, die des Kaisers (oft genug Ausländern gespendetes) Mitgefühl kündet. Auch kein Wort von dem Herrn, der sich Reichskanzler nennen läßt. Noch ein Deutscher (Hans Angermann) wird auf mexikanischer Erde gemordet. Alles schweigt. Jeder neigt der kläglichen Chamade von Agadir sein Ohr. Endlich hört man, der Kleine Kreuzer „Bremen" werde den Hafen Veracruz anlaufen. Demonstration? Nein. Bringt (schreien die Offiziösen von der Reichsretirade) diesen harmlosen Besuch, der nur eine Etape auf der längst befohlenen Uebungfahrt ist, um des Himmels willen nicht mit den Morden in irgendwelchen Zusammenhang! Damit hat er nicht das Allergeringste zu thun. Wir haben das Wort des Herrn Madero und denken, als friedsame Leute, an Flottendemonstration nur, wenn wir ein paar Dutzend Millionen für neue Schiffchen fordern. Der Kreuzer landet; die Offiziere kommen (in Civil) in die Hauptstadt; der Gesandte will den Kommandanten dem Kriegsminister vorstellen: doch dieser vortreffliche Patriot und Ehrenmann hat gerade Besseres zu thun und nimmt den Besuch nicht an. Höhnend fragt die Presse der Republik, ob das Heldenvolk der Hidalgos (das doch manchmal schon Prügel hingenommen hat) etwa vor dem deutschen Kahn zittern solle. „Wenn sie sehen wollen, wie ein freies Volk sich wehrt, mögen die Deutschen kommen." (El Republicano.) So frech wird sieben Monate nach der Ermordung Deutscher drüben geredet. Der Mord ist nicht gesühnt, den Hinterbliebenen nicht das winzigste Almosen bewilligt worden und die Regirung läßt dem unverschämten Preßspott nicht widersprechen. Das Deutsche Reich aber betont sein Freundschaftgefühl für Maderos Mexiko und der Kreuzer huldigt mit Salutschüssen der Hafenflagge. Dann wird mit der Behörde gefrühstückt. In der Hauptstadt giebts sogar einen Maskenball für die deutschen Offiziere.

Google

Das geschah in der dritten Februarwoche des Jahres 1912. „Vor sieben Monaten sind, wie ich damals gemeldet habe, in einer Fabrik des Staates Puebla drei deutsche Männer und eine deutsche Frau von mexikanischen Rebellen gemordet worden. Einer der Männer mußte, bevor das Messer der Schlächter auch ihn traf, mit gebundenen Gliedern sehen, wie zwei Dutzend der Kerle, einer nach dem anderen, seiner Ehefrau die tiefste Geschlechts-schmach anthaten. Die Gräber der Gemordeten wurden zertrampelt. Den Hinterbliebenen von der Regirung weder die üblichen Ausdrücke offiziellen Beileids noch ein paar Pesos gewährt. Die Mörder nicht gefangen. Seitdem ist wieder ein Deutscher gemordet, sind in dem Schmelzwerk Los Arcos (Staat Mexiko, Bezirk Sultepec) zwei alte deutsche Damen von dreißig Räubern überfallen und ausgeplündert worden. Die deutschen Kolonisten, deren manche fern von jeder Möglichkeit landsmannschaftlichen Schutzes leben, sind in hohem Grade beunruhigt und erwarten von dem Vertreter des Reiches die wirksame Wahrung ihrer Interessen. Unter diesen Umständen kann ich nur empfehlen, den deutschen Kreuzer entweder keinen mexikanischen Hafen anlaufen oder amtlich erklären zu lassen, daß die ungesühnten Verbrechen uns gezwungen haben, an Mexikos Küste die deutsche Kriegsflagge zu zeigen. Ein sichtbarer Austausch von Freundlichkeiten zwischen den beiden Regirungen würde im Bewußtsein der Mexikaner und der Kolonisten das Ansehen des Deutschen Reiches mindern.“ So, dünkt mich, mußte der Gesandte ans berliner Auswärtige Amt berichten; und den Abschied erbitten, wenn wider seinen Rath entschieden wurde. Nein. Die Leute des cerebrasthenischen Buß- und Bethmannes lassen dem auf seinem Präsidentenstuhl schon unsicher zappelnden Herrn Madero andeuten, daß Mord, Schändung, Raub die Freundschaft nicht trüben. Einundzwanzig Salutschüsse aus deutschen Schiffskanonen. Frühstück in Veracruz. Maskenball in Mexiko. Die Rüpelei des Kriegsministers wird wie ein Leckerbissen geschluckt. Ob im Alten Schloß oder im Neuen Palais von der üblen Sache je die Rede war? Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten (erzählte Bismarck) hörte der zu Hof Geladene in irgendeiner Saalecke oft den alten Alexander von Humboldt einen langen Bericht über seine Forscherwanderung durch Mexiko mit dem Satz beginnen: „Auf dem Gipfel des Popokatepetl ...“ Jetzt? Hofstaatliches Leitmotiv: „Unangenehme Mel-

Google

dung muß dem Allerhöchsten Herrn so lange wie möglich erspart werden. Majestät braucht Sonne.“ Tag vor Tag fliegen wilhelmische Beileidsdepeschen über das Erdrund. Die Deutschen im Gebiet des großen Feuerspeiers hören keinen Laut.

Hören endlich aber, daß die Mörder von Kovadonga ergriffen und eingesperrt seien. All's well that ends well? Abermals: Nein. Als der Märzmond ins letzte Viertel schrumpft, kommt aus Puebla die Kunde, die Gefangenen seien entflohen. Sie hatten sich einen unterirdischen Weg ins Freie gebahnt, waren gemächlich auf eine abgelegene Straße gelangt und spurlos verschwunden. Nur im Einverständniß mit Gefängnißwächtern und Straßenpolizisten war solche Flucht möglich. Und nun soll wieder nichts geschehen? Auch die Mitwisserschaft oder (mindestens) Fahrlässigkeit der Beamten unbestraft bleiben? Den Hinterbliebenen nicht einmal das Recht auf Entschädigung zuerkannt werden, das, nach der Chinesenschlächterei in Torreon, selbst die schwache pekinger Regirung in Mexiko durchzusetzen vermochte? Sollen die schönen Reden der Herren Hintze und Madero den deutschen Kolonisten etwa genügen? Wenn sie sich unwillig regen, ruft die Presse ihnen zu: „Ihr seid Gäste in unserem Haus; paßts Euch hier nicht, so trollt Euch.“ (Tiempo.) Neun Monate sind verstrichen: und von dem Schilde des Landes, dessen Präsident bis zur Tilgung „nicht ruhen und rasten wollte“, ist der Schandfleck noch nicht weggewischt. Und die Heimathregirung hüllt sich in den bequemen Flor des Schweigens. Spräche sie, wie einer Großmacht ziemt, dann würde sie von Washington aus am Ende gar wegen dreister Verletzung der Monroe-Doktrin gerüffelt. Solcher Fährniß setzen sich die Herren nicht aus, die in jedem Jahr für die Wahrung deutschen Ansehens fünfzehnhundert Millionen Mark fordern. Hätten wir einen Kanzler, der, statt alle Tüchtigen, ihm also Ueberlegenen (Arnim, Rheinbaben, Lindequist, Wermuth, Rechenberg) aus dem Amt zu ekeln, den Unzulänglichen die Thür öffnete, dann wäre der Gesandte, der nicht im Lauf eines Quartals ausreichende Sühnung zu erlangen vermochte, schon sanft in die Ruhestandsfreuden gebettet worden. Dann würde morgen den Vereinigten Staaten von Mexiko der deutsche Handels- und Schiffahrtvertrag gekündigt, dessen Mängel der Vergleich mit dem (nur um sechs Jahre jüngeren) anglo-mexikanischen Vertrag deutlich zeigt. Den britischen Bürgern ist, unter Porfirio Diaz, für ihre Personen, Wohn- und La-

Google

gerhäuser, Fabriken und Kontore, für Leben und Eigenthum der staatliche Schutz zugesagt worden, auf den die meistbegünstigte Nation in Mexiko Anspruch hat. Dieses unbedingte Schutzrecht fehlt den Deutschen; sie sind in der Zeit eines Bürgerkrieges oder nach dem Einfall rebellischer Indianer (nach dem Wortlaut des achtzehnten Vertragsartikels) fast rechtlos und können auch in ruhiger Zeit von dem Vertreter ihres Reiches nur Hilfe erhoffen, wenn Rechtsweigerung oder Verschleppung nachweisbar ist. Wer eine Staatsgewalt von der Wucht unserer deutschen hinter sich hat und lieber sein Amt als die Erfüllung völkischer Pflicht hingiebt, kann freilich mit jedem Vertragsinstrument Nützliches erwirken. Wird jetzt wenigstens die Verbrechenhäufung zur Besserung des alten Vertrages benutzt und den Deutschen die Rechtsstellung gesichert werden, die anderen großen Völkern Angehörige in Mexiko haben? Allzu oft ist auf ähnliche Fragen im Ton Ottos von Manteuffel geantwortet worden, der nach der olmützer Schmach in Preußens Zweiter Kammer stammelte: „Das Mißlingen eines Planes hat immer etwas Schmerzliches; es wirkt aber anders auf den Starken als auf den Schwachen. Der Schwache gelangt dadurch in eine Gereiztheit; der Starke tritt wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Weg er es erreichen könne.“ (Friede: war an jedem Tag damals das erste, das letzte Geläute der gern tönenden Königsglocke. Zu Prokesch-Osten, Oesterreichs Gesandten, sprach in Potsdam Friedrich Wilhelm der Vierte: „Mit Schleswig-Holstein will ich nichts mehr zu thun haben. Diese ganze Frage überlasse ich Ihnen. Die Oesterreicher sind meine Freunde. Ich habe nichts dagegen, daß ihre Truppen in Kurhessen stehen. Ich gehe hinaus. In dieser feierlichen Stunde schwöre ich Ihnen: Ich will den Frieden. Oesterreich ist der Erste, Preußen der Zweite, Ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen wäre Beider Untergang. Ich will keinen Krieg. Die Bewaffnung stärkt den monarchischen Sinn meines Volkes und wird das erhaltende Prinzip stützen. Ich rüste, um nachgiebig sein zu können.“ Ein für die Begründung der neuen Wehrvorlagen brauchbarer Satz.) Wieder weicht der Starke, in allen Zonen, muthig zurück; wieder behält eine berliner Regirung Allerlei „fest im Auge“; und verlernt drum, klar zu sehen. Aus Washington wurde neulich an den Präsidenten Madero und an den Rebellenführer Orozko eine Note geschickt, die den Mexikanern

Google

einschärft, daß sie, Regirung und Volk, für jede rechtswidrige Handlung haftbar seien, durch die das Leben, Eigenthum, Berufsinteresse amerikanischer Bürger geschädigt oder auch nur gefährdet werde. Wir? Sind viel zu vornehm, um zu drohen. Am elften Oktober 1900 sagte, auf der noch nicht völlig verkalkten Saalburg, Wilhelm der Zweite: „Diesen Grundstein zum Reichs-Limes-Museum weihe ich der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, dem beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch das einheitliche Zusammenwirken der Fürsten und Völker, ihrer Heere und ihrer Bürger, so gewaltig, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war, damit es, wie in alter Zeit: ‚Civis romanus sum‘, in Zukunft dereinst heißen möge: Ich bin ein deutscher Bürger.“ Nach zwölf Jahren sind wir diesen „künftigen Zeiten“ noch nicht um Haaresbreite näher gekommen; klingt das Wort ciceronischen Volksbewußtseins uns fremder als je. Der Tetrarch Dejotarus ist ja viel länger tot als Manteuffels friedlicher König. Wir rüsten, um nachgiebig sein zu können.

Militaria.

Die Wehrvorlagen, die am fünfzehnten Aprilabend ans Licht gebracht worden sind, sehen fast genau so aus, wie sie hier neulich geschildert wurden. Daß ein vor elf Monaten vereinbartes Quinquennat, dessen Geltung bis in den Lenz 1916 (wo, nach der Ankündung gläubiger Hofgenerale, die große Abrechnung mit den Westmächten beginnen soll) zu währen hätte, schon jetzt geändert werden muß, kann das Vertrauen in die Weisheit der Heeresleitung nicht mehren. Würde von keinem anderen Parlament mit bethulicher Milde verziehen. Die Heeresstärkung ist versäumt, Frankreichs Vorsprung thatlos geduldet worden, weil alles erraffbare Geld der Seewehr zugewandt werden sollte. („Schiffe sind viel amusanter als Soldaten.“) Das rächt sich nun. Die Sache wird theuer, wie jeder Industriegesellschaft ein verzauderter Fabrikausbau oder eine vertrödelte Materialbesserung; und kann obendrein nicht früh genug wirken. Die letzte Forderung war durchaus unzulänglich. Der Ursache so trauriger Fahrlässigkeit muß der Reichstag nachforschen. Die (selbst dem Reichsten schweren) Opfer, die in Deutschland Jeder, außer den einer Regentenfamilie Angehörigen, der Reichswehrkraft bringt, geben das Recht auf die Gewißheit, daß ein stärkeres, mit besserer Waffe

Go gle

gerüstetes Heer unserem niemals und nirgends entgegentreten könne. Diese Gewißheit würde heute schon der Horcher an mancher Kommandostelle vergebens suchen. Die Begründung der neuen Militärvorlage beginnt mit dem Satz: „Das Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres (vom siebenundzwanzigsten März 1911) muß schneller durchgeführt werden, als noch vor einem Jahr nothwendig erschien.“ Warum? „Weil die blinde Thorheit der Herren von Bethmann und Kiderlen die Französische Republik aus einer uns nützlichen Abneigung von allem militärischen Wesen in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hat; weil diese Herren, denen Frankreichs Patriotenbund ein Denkmal schuldet, durch ihr der Heimath schädliches Handeln und ihr gemeingefährliches Unterlassen erwirkt haben, daß die Republik, die den Abrüstungplänen des Herrn Hervé und den Milizvorschlägen des Herrn Jaurès lauschte, mit allen erlangbaren Kräften, mit einem seit Bonapartes Zeit nicht erlebten Masseneifer den Krieg vorbereitet.“ Dieser Satz fehlt in der Begründungschrift; ist aber zum Verständniß der Stärkungpflicht unentbehrlich. Deutschlands Volk könnte in jedem Jahr mindestens eine Viertelmilliarde sparen, wenn es nicht die unfähigsten Geschäftsführer (und einen Reichstag, der sie duldet) hätte: Pfahlblinde, die Frankreichs Entmilitarisirung gehemmt und den ertraglosen Wettlauf mit England fortgesetzt haben.

Vorbei. Wer eine arglos welkende, nach Schmeicheltrank gierige Gouvernante mit einem um seine Namensdauer besorgten Balkandiplomaten allein ließ, darf nicht flennen, wenn ein Unglück geschehen ist. Wer sich an dem Filmspektakelstück „Der Stier im Glasladen“ ergötzt hat, darf nicht stöhnen, wenn ihm sein Beitrag zur Kostendeckung abverlangt wird. Immerhin müßte im Reichstag laut gesagt werden, daß ohne die beschämende, nur von Lakaien und Sternstrebern geleugnete Unzulänglichkeit einer Zufallsregirung, die Frankreichs Heer und Flotte vor raschem Niedergang bewahrt hat, die neuen Rüstung-Kredite unnöthig wären. (Für den monarchischen Gedanken ists ein Glück, daß in Deutschland das Evangelium vom „Instrument des Herrn“ so spärlichen Anhang hat: sonst bliebe die Verantwortung all der von der Nation in Bitterniß zu büßenden Fehler und Mißgriffe an der Stelle hängen, die der Geist und der Buchstabe der Verfassung vor solcher Bürde schützen will.) Dreierlei ist danach zu fragen: ob das

Google

Geforderte diesmal genügt; ob es das Bedürfniß übersteigt; ob die richtige Anwendung des zu bewilligenden Geldes verbürgt ist. Rußland, dessen Defensivkraft heute beträchtlicher wäre als vor hundert Jahren unter Kutusow, könnte im Fall eines (populären) Krieges gegen Deutschland auch durch Angriffslust überraschen. Wir dürfen uns weder darauf verlassen, daß es der vom franko-russischen Bündnißvertrag geforderten Pflicht auszubiegen trachten und sich, wie 1809 Alexander Pawlowitsch, auf einen Scheinkrieg gegen Oesterreich beschränken wird, noch allzu fest auf die Rückendeckung durch die austro-ungarische Armee bauen. Diese Armee ist gut; doch nur dem vom Zarenreich angegriffenen Nachbar zu Hilfeleistung verpflichtet. Wer weiß, ob Oesterreich-Ungarn sich nicht morgen mit Rußland und den Westmächten (sammt dem neuen Imperium Romanum, das den Kaisertitel aus Libyen holt) verständigt hat und die Regiefrage nach dem Angreifer dann umständlicher prüft, als uns in einer Schicksalsstunde lieb sein kann? Noch im (günstigsten, unwahrscheinlichsten) Fall russischer Neutralität dürften Deutschlands Ostgrenze und Seeküste nicht von Truppen entblößt werden. Dann aber hätten wir auch nach dem neuen Präsenzgesetzentwurf auf der Wacht am Rhein nicht die Uebermacht. Trotzdem Deutschlands Volksziffer um achtundzwanzig Millionen höher als Frankreichs ist. Keine Zahlüberlegenheit im Einzelkampf gegen Frankreich und ein uns viel ungünstigeres Kräfteverhältniß im Fall eines Landkrieges mit zwei Fronten: da birgt der Kalkul einen Fehler, den ein Roon sich niemals verziehen hätte. Den leider auch der neue Entwurf nicht tilgt. Der rechnet (im Gegensatz zu der letzten Vorlage) mit dem Ergebniß der Volkszählung von 1910, die einen Lustralzuwachs von fast $4^1/_3$ Millionen Köpfen verzeichnete; senkt aber den Prozentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen. Wenn wir alle Tauglichen einstellten, hätten wir sofort vier neue Armeecorps; und die beste Assekuranz gegen westliche Angriffsgefahr. Die müßte der Reichstag fordern. Ob die der Ersatzreserve zugeschriebenen siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am Tag der Mobilmachung in ein Reserveregiment eingereiht werden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Jeder Corps- oder Linienregimentsverband müßte sich Rahmen (Cadres) schaffen, deren Hauptzweck wäre, eine rasche und zureichende

Google

Reservistenausbildung zu ermöglichen. Dann könnten alle wehrhaften Männer, auch die jetzt als überschüssig weggewiesenen, im Kriegsfall ohne schädliches Säumen dem Reich dienstbar gemacht und die Gefahren feindlicher Zahlübermacht vermieden werden. Zutheuer? Nur die Ziffer der Subaltern- und Unteroffiziere müßte steigen; an der Spitze der Pyramide und im Etat der Ruhegehälter wären viele Millionen zu ersparen. Unser Beförderungsystem, das für die Vorrechte des Dienstalters besser sorgt als für die Auslese der Tauglichsten, drängt eine große Schaar rüstiger Männer aus dem Wehrdienst, dessen Pflicht sie noch Jahre lang erfüllen konnten und froh erfüllt hätten. Dadurch verliert das Heer brauchbare, nur nicht von Sippengunst geschirmte Frontoffiziere; und die Last der Pensionen wächst ins Unerträgliche. Von dem für Infanterie, Maschinengewehrabtheilungen, Artillerie (deren Stabsoffizierziffer ungemein hoch ist), Fliegercompagnien Geforderten darf der Reichstag nichts abknickern. Unnöthig scheinen vielen Sachverständigen (die an eine Ueberlastung der Brigadekommandeurs nicht glauben) die Landwehrinspektionen, die siebente Armeeinspektion und das neue Reiterregiment. Des Reichstages Arbeitziel muß sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Soldatenerziehung zu sichern. Dieses Ziel ist erreichbar, wenn die Parteien den Muth finden, alles Entbehrliche (und deshalb Schädliche: denn dem Kriegsmann frommt nur Unentbehrliches) mit scharfer Scheere abzutrennen, für Tand und Brimborium nicht eine Reichsmark zu bewilligen und Herrn von Tirpitz mit unzweideutiger Klarheit zu sagen, daß Deutschland, dessen Machtbezirk, heute wie gestern, durch die Stärke seines Landheeres bestimmt wird und das dieses Heer, den Herzmuskel des Reiches, zu lange verkümmern ließ, den Scharlachfiebertraum von einer der britischen gleichwerthigen Flotte abgeschüttelt hat und entschlossen ist, seinen Vermögenszuwachs an die Festigung seiner von mindestens zwei Seiten bedrohten Landmacht zu wenden.

Die neue Marinevorlage ist das Ergebniß langwieriger Kompromißverhandlungen, ihre Blutstemperatur drum weder heiß noch kalt und für ihr Wesen giltig, was im dritten Sendschreiben der Apokalypse den Laodikeiern gekündet ward. Die (seit Jahren hier oft erwähnte) herbstliche Reservistenklemme wäre durch stille Betriebsänderung, ohne den Klapperapparat eines neuen Gesetzes, zu lockern gewesen; und die Begründung bringt eine Phra-

Google

seologie, die den Bruch des alten Flottengesetzes verkitten möchte und ihn dem Britenblick doch nicht bergen kann. Diese Vorlage ist im besten Fall (wenn ihre Spiegelschrift nicht entziffert wird) unschädlich; zu nützen vermag sie nicht. Unsere Flotte ist groß genug, um deutsche Kauffahrer, deutschen Ueberseehandel, Deutschlands Ehre und ferne Kinder (kräftiger als jüngst in Mexiko) zu schützen; der Schutz deutscher Kolonien wäre erst nach dem Erwerb bequemer Kohlenstationen möglich, für den nicht das Allergeringste geschehen ist. Unsere Flotte ist stärker als jede einer Festlandsmacht gehörige; ist so stark, daß selbst England, um sie zu vernichten, seine Weltstellung gefährden müßte. Aber auch keinen Zweifel darüber läßt, daß es den Versuch, zwischen den beiden Kriegsmarinen den Abstand fortan noch mehr zu verengen, um jeden Preis hindern und, trotz aller Erhöhung der Ziffern für Personal und Material, die Unveränderlichkeit der Relation wahren wird. An eine ernsthafte Verständigung (die schon durch die neue Rumpfvorlage erschwert werden könnte) wird kaum noch gedacht; in der Wilhelmstraße wird man schon selig sein, wenn, ein Vierteljahr nach dem Scharwenzeln vor Haldane, auf einem geruchlosen Papierzettel gemeldet werden kann, daß der Plan einer anglo-deutschen Portugiesenanleihe ausgeführt wird. Der bewährte Hühnerjäger liefert das Latein über die unermeßlich „welttragende Bedeutung“ dieses Staatsrentengeschäftes, über den beiden Großmächten gemeinsamen Willen zum Frieden: und Michels Preßvormundschaft läßt alle Böller knallen und gratulirt am Ende gar Theobaldo zu der Möglichkeit unbezischten Abganges. Kinderei. Wie die Warnung munter geschriebener, doch im Inhaltskern alberner (und von betitelten Werftinteressenten angepriesener) Flottenbrochuren vor der grausen Stunde, da Großbritaniens Marine unserer Industrie alle Rohstoffe weigern, unserem Handel alle Welthäfen sperren werde. Kinderfrevel. England will seines Besitzstandes sicher werden, weiß, daß die Police nur aus Deutschland zu holen ist, und würde einer geschäftskundigen berliner Regirung hohen Preis dafür zahlen. Portugals Anleihe, Portugals Kolonialbröckchen sogar: Das röche nicht nach Hochzeit. Damit würde nur die Thatsache übertüncht, daß die Verhandlung gescheitert ist. Herr von Tirpitz ist schlau und zäh; ein guter Schiffbauer und pfiffiger Parlamentspilot. Müßte endlich aber merken, daß manche brave (zur Disposition gestellte oder verabschiedete) Kameraden den Kopf nicht aus den Ressort-

Google

scheuklappen bringen und über politische Angelegenheiten nicht klüger reden als der Dreibund Ancilla-Kamilla-Sibylla. Daß die Staatsmänner, Diplomaten, Patrioten, die, von Bismarck bis auf Holstein und jäher Ungnade auch jetzt noch Erreichbare, den Flottentraum des im Bureau zum Großadmiral Erwachsenen für verhängnißvoll hielten, nicht Esel waren, sondern die hellsten Köpfe im Wachtthurm des Reiches. Und darunter war und ist noch heute nicht Einer, der verkennt, daß die schlimmste Elendszeit deutscher Politik aus den Novembertagen des Jahres 1897 datirt, in denen, auf Tirpitzens Rath, Kiautschau besetzt und die von Hohenlohe und Marschall nicht erlangte Marinemehrung von Bülows Behendheit (nicht von Bülows Glauben an ihre Nützlichkeit) vorbereitet wurde. Herr von Tirpitz wäre verständlich, wenn er sich für ein Programm einsetzte, das alle erreichbaren Volkskräfte zum Kampf gegen England ballen will. Dann wäre ihm zu antworten, daß Einer, der die Arme zu weit ausbreitet, weder zärtlich umfangen noch fest zufassen kann; daß Englands Stern erst hell strahlt, seit es von Europens Festland gewichen und in sein Inselelement zurückgekehrt ist; daß wider ein zu Land und zu See übermächtiges Reich gemeinsame Furcht die Todfeinde von gestern verbünden würde; und daß ein Blick in die Geschäftsberichte deutscher Werften lehrt, welche Hindernisse, da an allen Ecken doch geknausert werden muß, sich dem hastigen Bau vieler Linienschiffe und Großen Kreuzer entgegenthürmen (selbst wenn sie, auf Treue und Glauben, bestellt worden sind, ehe der Reichstag zugestimmt hat). Die Halbheit, in die Herr von Tirpitz jetzt gepfercht wird, muß England, dem sie unnöthige Kosten aufzwingt, ärgern; kanns aber nicht in Lebensgefahr stürzen. Cui bono? Vor einundfünfzig Jahren hat, an einem Apriltag, Preußen ein Marineministerium bekommen (dessen Leitung Roon im Nebenamt übernahm). Aus der reinlichen Zelle dieses Preußenstaates entstand das Deutsche Reich, das seine nennenswerthen Kolonien sammt der Nordseefestung Helgoland erwarb, ehe es eine irgendwo mitzählende Flotte besaß. Welchen Zins hat diese Flotte bisher eingetragen? Daß deutsche Ehre, deutscher Rechtsanspruch heute besser geschützt sei als in den Jünglingstagen des Reiches, kann kein Redlicher behaupten. Kamerun und Togo, Ost- und Südwestafrika wurden von einer Landmacht erlangt. Der greifbarste Ertrag der Flottenpolitik ist das tiefe Mißtrauen Englands, das uns zuvor (vergeßts nie) am Er-

Google

werb großer Siedlungflächen nicht gehindert hatte. Britischer Angriff ist nur in zwei Fällen denkbar. Erster Fall: unsere Seerüstung nöthigt das Empire in so schwer erschwingliche Kosten, daß es sich zu dem Versuch entschließt, durch den Raub der Kolonien und die Zerstückung der Kriegs- und Kauffahrerflotte das Deutsche Reich für eines Menschenalters Dauer zu lähmen; ohne Helfer, aus deren Habe der Angegriffene die Kriegskosten decken könnte. Mit einer Marinepräsenzstärke von achtzigtausend Mann nähern wir uns solcher Gefahr. Dennoch bleibt, weil auch Britaniens Risiko ungeheuer wäre, dieser Fall der unwahrscheinlichere. Der zweite: England findet auf dem Festland Freunde, die dem Willen die Kraft zum Kriege gegen Deutschland vereinen. (Wozu, rief Eduard in Marienbad, „nützen mir Bundesgenossen, deren einer nicht will, deren zweiter nicht kann?“) Diese Möglichkeit umnebelt sich desto dichter, je ernster in Deutschland für die Erfüllung allgemeiner Wehrpflicht gesorgt wird. Nur in seinem Landheer ist Deutschland tötlich zu treffen. Nur am Rhein und an der Weichsel kann es, auch gegen Britenübermuth, seine Machtstellung sichern. Seine Zukunft liegt auf dem festen Land. Wenn Franzosen und Russen gewiß sind, daß ihr Angriff von einer Ueberzahl ausgebildeter Mannschaft abprallen müßte, vermiethet sich dem Angelnwunsch zwischen Nowaja Semlja und Porto Palo nirgends ein Schwert.

Die Vorbedingung jeder Assekuranz ist freilich die Ueberzeugung der Nachbarschaft, daß der bis an die Zähne Gewaffnete der Pflicht zum Krieg nicht schlotternd entkaufen würde. Der steten Bereitschaft zu Rückzügen von der Jammerart derer, die nach Agadir Franzosen und Italiener, Russen und Oesterreicher verblüfften (fragt, die Ihr noch immer zweifelt, das Terzett Tittoni-Bertie-Iswolskij), brauchen wir nicht Milliarden zu opfern. Die hätte Belgien, Holland, die Schweiz billiger; und Alfonsens Spanien verschmäht sie. Herr von Bethmann hat ja die Ostertage im Achilleion verlebt. Wollte er nur beweisen, daß er sein mürrisches Wort, für die paar Erholungtage sei die Reise hin und her eigentlich doch zu weit, nach Jahresfrist bereuen gelernt habe? Nur aus der Feiertagspredigt des Kriegsherrn Erbauung und für die Vertretung der Wehrvorlagen den Nimbus des noch von der Gnade sanft Belichteten mitbringen? Die Hoffnung, daß er zu Abschiedsaudienzen nach Korfu und Nauheim gefahren sei, scheint leider zerrinnen zu müssen. Er wird wohl wieder reden. Herr von Hee-

Google

ringen fürchtet die Gefährdung seiner Arbeit durch einen Kanzlerwechsel. Nicht durch eine bethmännische Empfehlung? Vielleicht hört Deutschland morgen, ob der Zweck der neuen Rüstung wieder sein soll, in Nöthen die Nachgiebigkeit zu erleichtern.

Regalia.

Korfu ... Im Jonischen Meer scheint eine neue Golfstromtrift entstanden zu sein. Wohin das Auge sich wende: lachendes Indigoblau labt den Blick. Und das finsterste Antlitz entfurcht und erhellt sich in heiteres Schmunzeln beim Klang dieses Namens: Korfu. Welches Schauspiel! (Ein Schauspiel nur?) Kerkyra-Koryphо: da haben Illyrer und Korinther, Athener und Sparter gehaust; spreiteten einst sich die Flügel der Adler von Byzanz und des Markuslöwen. Da mag der Boden Bau- und Bildwerk aus alter Welt herbergen. Vielleicht Meisterskulpturen aus den Tagen der Praxiteles und Skopas; vielleicht in Riesenmaße gestreckte Steinstümpereien. Pfuscherkram oder Kunstwunder. Doch ist aller Wunder größtes nicht, daß sie erst, seit Wilhelm die Insel betrat, ihrer Erde entgraben werden? Kaiserin Elisabeth, ihr Christomanos und gelehrte Antiquare, die ins Achilleion einkehren durften, haben von so leicht zu hebendem Schatz wohl nichts geahnt. Seit der Deutsche Kaiser, mit hundertfünfzig Trabanten, dort wohnt, wird, Tag vor Tag, Herrliches ausgegraben. So lange er dort wohnt. Reist er ab, dann weigert der Boden spröd neue Spende; und gewährt sie erst wieder, wenn Wilhelm dem Eiland zurückgekehrt ist. Hier ist ein Wunder: glaubet nur. Im vorigen Lenz mußte der Deutsche fragen, ob Georgios der Erste, trotz dem Hellenengesetz, nach dem alles griechischer Erde Entschaufelte in Griechenland bleiben muß, die aus der Tiefe des Nomos Kerkyra ans Licht gehobenen Schätze an den Vater seiner Schnur verschenken dürfe. „Dem Entgegenkommen des Königs Georg ist die erfreuliche Thatsache zu danken, daß Kaiser Wilhelm die Leitung der Ausgrabungarbeiten übernimmt.“ Schwarz stand es, im April 1911, auf weißlichem Holzpapier. Und schnell folgten Bildchen, die Wilhelm und seine Genossen in Goldgräbertracht, mit hellen, bis dicht ans Hüftgelenk reichenden Röhrenstiefeln und breitrandigem Filzhut, zeigten; folgten Artikelchen, die vergessen lehrten, daß ein Halbjahrtausend ins Weltenmeer gesunken ist, seit die Byzantiner auf Korfu herrschten. „Der Kaiser als Kunstmaecen“.

Google

„Der Kaiser als Archaeologe“. Die sind jetzt wieder zu lesen. Wie vor dem Herbststurm des Schreckensjahres 1908 ists. Als sei Wilhelm im Nebenamt auch ein Schliemann; könne Herkunft und Werth alter Plastik mit noch größerer Treffsicherheit als unser anderer Wilhelm, Bode da Vinci, bestimmen und der Gräbertechnik neue Wege weisen. Neue Frage drängt sich jetzt aber auf; ein ganzer Fragenschwarm flattert übers Meer. Wer die Ausgrabung leitet, muß, als Souverain, als Haupt einer Großmacht, die Kosten der Arbeit auf sich nehmen. Ists so? Heimst Hellas, ohne Spesen, ein, was Wilhelms Wink aus dem Boden schürft? Sprang dem durch das Recht auf hohe Leibrente vor der Absetzung bewahrten Nachfolger Agamemnons ein so königlich kluger Gedanke aus dem Hirn? Oder läßt, wie ringsum ohne Schüchternheit behauptet wird, der Träger der reichlich dotirten Preußenkrone sich von dem armen Dänensprossen Geschenke machen, deren Werth, wenn Fama nicht löge, ungemein hoch sein müßte? Und warum ward das vor zwölf Monaten Ausgegrabene, das Marktschreier neben und über die pergamenischen und mykenischen Funde zu stellen wagten, nicht von kundigen Forschern geprüft und beschrieben? Wie kommts, daß wir erst jetzt wieder, jetzt aber fast täglich von neuer Schatzaufschaufelung hören? Humann oder Hammann: Das ist hier die Frage. Eine von vielen. Kommen auf Korfu echte Kunstwerke aus guter Hellenenkulturzeit ans Licht, dann sind sie, nach dem vom Yankee bestimmten Tarif, Millionen werth; und gehören, nicht nur von Rechtes wegen, dem darbenden Griechenland. Ein Deutscher Kaiser ist nicht auf Geschenke angewiesen. Die vom alten Wilhelm angenommenen kamen ins Hohenzollern-Museum. Long ago. Ein Baumwollenkönig darf Fritzenreliquien ins Neue Palais liefern; heißt Senator, heißt Doktor gar und schmückt die Brust mit den rarsten Orden. Aber Millionengeschenke von dem Volk, das nach einer schlechten Korinthenernte hungert? Auch wer schenkende Danaer nie fürchten lernte, dürfte dem höchsten Vertreter deutscher Volkheit die Annahme nicht empfehlen. Oder ists nur Kitsch, den man nicht vors Archaeologenauge rücken darf? Wird etwa im Hochsommer und Herbst sauber eingegraben, was im Frühling an den Tag kommen soll? Das wäre ein Theaterpläntchen, das selbst Herrn Mephisto, als er einen Kaiser amusiren sollte, nicht einfiel.

Kurbel. Kehrt Sergej Juliewitsch Witte nach neun Jahren in Nikolais Gunst und auf den Machtgipfel zurück? Löst am Zaren-

Google

hof der weltliche den geistlichen Hypnotiseur ab oder bequemt sich, mit ihm die Herrschgewalt zu theilen? Gregorij Rasputin ist noch immer nicht abgethan; trotzdem der Ministerpräsident Kokowzew ihn vor dem Ohr des Gossudars eine Gefahr für die Dynastie genannt hat. Der Magus in der Mönchskutte hat mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umgarnt, den ganzen Damenhof durch heimliche Taufbäder und anderen Hokuspokus in Hystero-Ekstasen verzückt und auch über Nikolais schwankes Gemüth solche Macht gewonnen, daß selbst die Kollektivwarnung des Ministerrathes ihn noch nicht ins Dunkel zu drängen vermochte. Sein Vorgänger hieß Philipp; soll sein Nachfolger Witte heißen? Sergej Julitsch, flüstern an der Newa die Geschichtenträger, hat sich in aller Stille längst dem eingekutteten Erotosophen Rasputin verbündet. Im März hat er vom Zaren plötzlich eine Audienz erbeten und, als er empfangen wurde, in Demuth den Wunsch ausgesprochen, allen Würden und Ehrenämtern enthoben zu werden. Mausfalle. Nikolai habe die Erfüllung nicht nur gnädigst versagt, sondern den Weltmüden umarmt, geküßt, allerhöchster Huld versichert und nach Livadia, ins Seeschloß Monghettis, geladen. Vor den Griechenostern lasen wir wirklich, Graf Witte sei in die Krim gereist. Darf er lange unter einem Dach mit dem Kaiser weilen, so ists ein Ereigniß. Denn Keinen hat Nikolai Alexandrowitsch je so innig gehaßt wie den vom Vater ererbten Finanzminister. Als ihm im Dezember des Japanerjahres 1904 gerathen wurde, den von Plehwes Prokuratorenschroffheit weggefegten Tatarenenkel aus dem Schmollwinkel zu holen, stöhnte er: „Wenn Rußland es verlangt, werde ich, so schwer mirs wird, auch dieses Joch noch einmal auf mich nehmen.“ Er hats, später und nur für kurze Zeit, auf sich genommen. Hat Witte als Hauptbevollmächtigten nach Portsmouth (New-Hampshire) geschickt (um ihn, als den Bringer eines schmählichen Friedensvertrages, der Volksgunst völlig zu entwurzeln) und bald danach zum Ministerpräsidenten ernannt (um ihn die Freuden intimen Verkehres mit der unbotmäßigen Reichsduma auskosten zu lassen). Hat aber nie aufgehört, ihn zu hassen. Der durch eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik bekannt gewordene Südwestbahndirektor hatte sich als Wyshnegradskijs Erbe an der Spitze des Finanzministeriums ja allerlei nette Verdienste erworben und dem Selbstherrscher aller Reussen eines Tages sogar, mit der Hilfe Blochs, des Vaters der Frau von

Google

Koscielska, die dankbare Heilandsrolle des Friedenstifters und Weltbeglückers suggerirt. Da hakte der Nebenbuhlerneid ein. Ueberall wurde gewispert: „Er hat den Kaiser hypnotisirt und macht mit ihm, was er will.“ Die Zaritza selbst sprach scherzend von dieser Hypnose und zeichnete den Eheherrn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt; und Hofleute zeigten einander in stillen Winkeln eine noch bösere Karikatur: Nika als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Und Wittes Selbstbewußtsein sah auch im Thron keine Schranke. Die Freitage, an denen er in Peterhof Vortrag hielt, waren für Nikolai eine Last, die er Tage lang in Bangniß nahen sah; blaß, totmüde, im Tiefsten verstört kam er dann ins Familienzimmer. „Der Kerl brüllt stets wie ein trunkener Pope.“ „Hat so gräßlich lange Arme; und pocht auf seine Erfahrung.“ Auch Wittes wunderliche Gewohnheit, mit dem Zeigfinger unter den talgigen Nasenknorpeln hinzustreichen, wurde im Kämmerlein oft von Nika gerügt. Ruft er jetzt den Tyrannen zurück, dann ist die Vermuthung nicht grundlos, daß sein Wille noch unfreier geworden sei, als er im goldenen Käfig von Peterhof war. Und was könnte Witte wollen? Rußlands Industrie, die er hastig im Glashaus züchten zu können wähnte, blüht heute üppig aus fester Schollenwurzel. Rußlands Regirung kann jetzt für Kriegsschiffe (deren Zahl und Art am sechsten April hier, zum ersten Mal öffentlich, genannt wurde) neunhundert Millionen Rubel fordern. Dieser große Aufwand muß die Konjunkturgunst noch um ein Beträchtliches erhöhen. Französische Banken bieten unbegrenztes Kapital an und Rußland braucht seinen deutschen Konsorten den Kredit nicht um eine Kopeke zu kürzen. Witte kann nur nach der Kanzlerrolle langen. Will er dem Reich die Meerengenöffnung bescheren, ohne die der Flottenbau politisch zinslos bliebe? Die Mehrheit der Britenminister weiß, daß Italien mindestens fünf Jahre lang in Tripolitanien achtzigtausend Mann halten muß, die nur von der Seeseite her zu ernähren, zu waffnen sind: daß es für diese Zeit also an Englands gutem Willen hängt und zu aktiver Dreibundspolitik unfähig ist. Diese Mehrheit will aber auch, unter Wahrung des Gleichgewichtes, ihrer Marine die Mittelmeerwacht erleichtern. Jedes ins Mittelmeer zugelassene russische Linienschiff macht ein englisches für die Nordsee frei. Hat Herr von Tirpitz den Möglichkeiten solcher Seestrategie schon nachgedacht?

Google

Die Gretchentragoedie.*)

Millionen Deutscher sind durch das Schicksal Gretchens im Faust bis ins Innerste ihres Herzens gerührt worden und unter dem Eindruck erzittert, daß es sich hier nicht um das Schicksal eines einzelnen Menschen, sondern um ein Gattungschicksal, eine allgemeine und nothwendige Gestaltung menschlichen Erlebens handelt. Sagt doch Mephisto dem verzweifelnden Faust das rohe Wort: „Sie ist die Erste nicht!“ Und Faust antwortet unter einer Fluth von Verwünschungen: „Die Erste nicht! Jammer! Jammer! Von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug that für die Schuld aller Uebrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen; Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!“

Als ich neulich wieder einmal im Faust blätterte, fiel mir auf, wie doch das ganze Schicksal des unseligen Gretchens nicht in der Natur der Sache liegt, sondern ausschließlich durch die Einwirkungen und Beeinflussungen von außen bestimmt worden ist, durch die engsinnige und hartherzige Umwelt, in welcher Gretchen lebte. Denken wir uns den Anfang des selben Ereignisses etwa auf den Samoa-Inseln, wie Cook sie vor mehr als einem Jahrhundert in paradiesischen Farben geschildert hatte, oder im Japan von heute. Zunächst würde Alles etwa eben so verlaufen sein, wie es Goethe in seinem Faust bis zur Walpurgisnacht geschildert hat; dann aber wäre die tragische Wendung keineswegs eingetreten, sondern die Vorgänge hätten einen Glück bringenden weiteren Verlauf genommen. Das ganze Unglück ist über Gretchen nicht deshalb hereingebrochen, weil sie an und für sich etwas Unrechtes gethan hatte (denn sie hatte ja nur gethan, was Weibespflicht und Weibesrecht

---

*) Geheimrath Wilhelm Ostwald hat unternommen, von seinem Standpunkt eines überzeugten Monisten aus den Glaubensgenossen einen Ersatz für die ihrem Ohr stumme Christenpredigt zu liefern. Sechsundzwanzig seiner „Monistischen Sonntagspredigten“ sind in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erschienen; und in dem selben Verlag werden rasch neue Bände des selben Titels und Umfanges folgen (in denen auch der Aufsatz über die Gretchentragoedie seinen Platz finden wird). Jeder Band kostet nur eine Mark; der ungewöhnlich niedrige Preis soll den Predigten den Eingang in Häuser erschließen, deren Bewohner für Unterhaltung und Erbauung (wie man einst sagte) nicht viel Geld übrig haben.

Google

ist, so lange die Menschheit besteht), sondern, weil die äußeren Umstände, unter denen Dieses geschehen war, nicht mit den Forderungen der Sitten und Gewohnheiten ihrer Umwelt übereinstimmten.

Das Erste, was uns der Dichter erleben läßt, nachdem Margarete ihrer Mutter den Schlaftrunk und dem Geliebten das Letzte gegeben hatte, was ihr zu geben übrig geblieben war, ist das Gespräch mit der Nachbarstochter, die ein ähnliches Ereigniß an der gemeinsamen Freundin Bärbelchen schildert und auf Gretchens wehmüthig hoffnungvollen Satz: „Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau“ antwortet: „Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung hat anderwärts noch Luft genug; er ist auch fort.“ Gretchen sagt: „Das ist nicht schön!“ Worauf Lieschen in hellem Eifer antwortet: „Kriegt sie ihn, solls ihr übel gehn. Das Kränzel reißen die Buben ihr und Häckerling streuen wir vor die Thür!“ Und unmittelbar darauf wird die andere Seite der Sache geschildert. Der Bruder Valentin, der das Gerücht von Gretchens Fall gehört hat, ergrimmt nicht etwa über ihr persönliches Verhalten, sondern das Einzige, was ihn beschäftigt, ist sein vermindertes Ansehen bei den Kameraden. Was er früher von seiner Schwester gehabt hat, nicht sowohl ihre liebenswürdige Persönlichkeit als vielmehr die Möglichkeit, alle Anderen mit ihrem Lob zum Schweigen zu bringen, und was ihn jetzt wüthend macht, „das Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinauf zu laufen“ ist, daß

„Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.“

Die Rückwirkung, welche die Vereinigung Fausts und Gretchens ohne die Sanktion der Kirche auf Valentins soziale Stellung ausgeübt hat, ist es also, die den Bruder so völlig außer sich bringt, daß er Faust und Mephisto, die herankommen, anfällt und im Kampf auf den Tod verwundet wird. Auch die grausamen Worte, die er sterbend seiner Schwester zuruft, beziehen sich ausschließlich auf ihre soziale Stellung:

„Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel Dich verstecken

Google

Und, wenn Dir dann auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeit!“

Dann gehen die schrecklichen Ereignisse ihren schnellen Gang. Gretchens Mutter stirbt, das Kind wird zur Welt gebracht und in der Verzweiflung, welche die mitleidlose Verfolgung von ihrer ganzen Umgebung bewirken mußte, getötet, worauf dann die unschuldig-schuldige Mutter ins Gefängniß geworfen wird und unter dem unerträglichen Eindruck all dieser Leiden den Verstand verliert. Faust sucht sie vergeblich zu befreien und das Schlußwort (nach dem Ruf Mephistos: „Sie ist gerichtet!“): „Ist gerettet!“ läßt nur dunkel vermuthen, in welchem Sinn doch noch Gnade für dieses unschuldig gemarterte Opfer zu erwarten wäre.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Goethe in dieser ganzen Darstellung die Absicht hat, die Auffassung der christlichen Kirche, wonach die eheliche Vereinigung von Mann und Weib nur unter der Voraussetzung statthaft ist, daß sie von der Kirche kontrolirt und eingesegnet ist, unter anderen Umständen aber ein schweres Verbrechen, das mit den allerhärtesten Gegenreaktionen der ganzen Gesellschaft gestraft werden muß, auf die Anklagebank zu bringen und durch die Darstellung der Folgen zu verurtheilen. Vielmehr scheint Goethe diese Verhältnisse genommen zu haben, wie er sie damals vorfand; er wollte wohl ihre Notwendigkeit oder Gerechtigkeit überhaupt nicht untersuchen, sondern nur objektiv ihre Einwirkung auf die Schicksale der Menschen schildern. Um so eindrucksvoller aber stellt sich für Den, der sich nicht von dem poetischen Inhalt des Dramas allein beschäftigen läßt, sondern die in dieser Meisterdarstellung geschildetenr Ereignisse als ein kulturwissenschaftliches Dokument auffaßt, der innere Unsinn, die innere Kulturwidrigkeit dieses ganzen Vorganges heraus. Um was handelt es sich hierbei? Um den Anspruch der Kirche, ausschließlich und allein über Recht und Unrecht, über Zulässigkeit und Unzulässigkeit einer Grundfunktion der Menschheit zu bestimmen, von der ihre Existenz ganz und gar abhängig ist, und jede Ausschließung ihrer Mitwirkung mit den allerhärtesten und grausamsten Mitteln zu bestrafen, die einer noch unvollkommen entwickelten Kultur zu Gebot stehen.

Wir wissen aus dem Ersten Buche Mosis, daß dieser echte Priestergedanke, die religiös beschwerte Hand der Kirche auf diese fundamentale Nothwendigkeit aller menschlichen Dauerexistenz zu legen, schon am Anfang der Bibel zur Geltung kommt. Die Geschichte vom Sündenfall im Paradies stellt, unter durchsichtigster symbolischer Verschleierung, zwischen Mann und Weib den Vorgang dar, auf dem die Fortsetzung des Menschengeschlechtes beruht,

Google

und macht diesen Vorgang zur Sünde, zur ersten und entscheidenden Ursache aller weiteren Sünden, zur Quelle der Erbsünde und damit zu der entscheidenden Ursache dafür, daß der Mensch seitdem nicht mehr aus eigener Kraft selig werden kann, sondern dazu der Gnade des beleidigten Gottes bedarf, die ihm nur durch den Priester vermittelt werden kann. Von allen Verirrungen, deren priesterliche Herrschsucht der Menschheit gegenüber schuldig geworden ist, von all dem schweren Unglück und der Mißbildung, die aus dieser Quelle über die Menschheit hereingebrochen ist und ihre Entwickelung nach oben so schlimm beeinträchtigt und so sehr verlangsamt hat, ist dieser Gedanke einer der finstersten und in seinen Folgen schrecklichsten geworden. Noch bis auf den heutigen Tag können wir die Konsequenzen dieses fürchterlichen Priestereinfalles verfolgen. Die trostlose Verwirrung und die unsäglichen Widerwärtigkeiten und Leiden, die mit dem Geschlechtsleben heute in unserer kultivirten Welt verbunden sind, sie alle sind in letzter Instanz Folgen des Grundgedankens, daß dieser erste Akt der Menschwerdung gut oder schlecht, erlaubt oder streng verboten ist, je nachdem der Priester sein Wort dazu gesprochen hat oder nicht. Man muß sagen, daß kein wirksameres Mittel in dem ganzen Bereich des menschlichen Lebens und Treibens ausfindig gemacht werden könnte als gerade dieses, um Priesterherrschaft und Priestereinfluß daran zu knüpfen. Aber man muß auch wiederholen, daß keine von den Beeinträchtigungen der Menschheit, welche priesterliche Herrschsucht über sie gebracht hat, trostlosere und schrecklichere Folgen gehabt hat als dieser Gedanke.

Dazu kommt, daß diese Entwickelung innerhalb des Christenthums erst relativ spät begann. Erst im Mittelalter ist der katholischen Priesterschaft gelungen, ihre Hand schwer und schwerer auf das Ehegesetz zu legen, bis sie schließlich die gesamten Eheverhältnisse unter ihre Herrschaft gebracht hatte. Auch ist die Unmöglichkeit, diese religiöse Oberaufsicht über eine Angelegenheit, die mit der Religion unmittelbar nicht das Geringste zu thun hat, aufrecht zu erhalten, der modernen Kulturmenschheit mehr und mehr klar geworden. Die Einführung der Civilehe hat sich als eine Nothwendigkeit erwiesen und sie besteht auch in solchen Staaten, in denen übrigens die Trennung des Staates von der Kirche noch nicht durchgeführt, sondern nur ein Postulat der weiter sehenden und freier denkenden Minorität ist.

Man sträubt sich im Innersten gegen den Gedanken, daß dieser Ozean von Unglück und Schmach wirklich nur das Ergebniß der Priesterwillkür, des Machtgelüstes einer besonderen Kaste sei. Man

Google

möchte denken, daß in dieser strengen Kontrole der geschlechtlichen Verhältnisse zwischen den Menschen durch die Kirche irgendwelche verborgene Weisheit zum Ausdruck gekommen sei, durch die etwa volkzerstörende Wirkungen einer freieren und mannichfacheren Behandlung dieses Problems vermieden werden sollten. Aber betrachten wir die thatsächlichen Folgen, welche die Durchführung der kirchlichen Gedanken, daß der Geschlechtsakt an und für sich etwas Unreines und Schandbares sei und nur durch den Segen der Kirche einigermaßen in das Gebiet des Zulässigen gehoben werde, bisher erwirkte, dann muß man diesen Glauben aufgeben. Hier handelt es sich nicht um die Bethätigung irgendwelcher fundamentalen Weisheit, deren symbolische Festlegung in der Sage vom Sündenfall die Menschheit vor unabsehbarem Unheil gerettet hatte, sondern um eine Maßnahme, die, wenn sie auch vielleicht anfangs gut gemeint war, jedenfalls durchaus im Sinne der Verschlechterung und Ernierigung gewirkt hat. Denn wir kennen Völker, bei denen der Geschlechtsverkehr zu den regelmäßigen Lebensnothwendigkeiten gerechnet und mit der selben Unbefangenheit betrachtet wird wie etwa Essen und Trinken. Und wir finden nicht, daß solche Völker degenerirt sind oder degeneriren.

Insbesondere bei den Japanern besteht diese Auffassung oder bestand sie jedenfalls bis zu der Zeit, die europäischem Einfluß noch nicht so zugänglich war wie die jetzige. Und wenn ich auch persönlich nicht in die unbedingte Bewunderung japanischen Wesens einstimmen mag, die nach den vielfach unerwarteten Ergebnissen des russisch-japanischen Krieges sich überall geltend machte, so muß ich doch betonen, daß zweifellos dieses Volk eine ungeheuere Arbeitfähigkeit, namentlich in intellektueller Beziehung, bewiesen hat; es hat die Resultate der mehrtausendjährigen, langsamen Entwickelung der europäischen Kultur in außerordentlich weit reichendem Maß innerhalb weniger Jahrzehnte in sich aufzunehmen vermocht. Diese Nation hat also in keiner Weise gerade in Bezug auf das Werthvollste, was es im Wettbewerb der Nationen giebt, in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten, durch ihre unbefangene und freie Auffassung der erotischen Verhältnisse gelitten: und daraus dürfen wir den Schluß ziehen, daß eine ähnliche Auffassung für Europa nicht nur die Erlangung der heute erzielten Kultur möglich gemacht, sondern vermuthlich zu einer viel höheren geführt hätte. Die entsetzliche Vergeudung von Energie, die durch den unnatürlichen Anspruch der Kirche und seine Durchsetzung verursacht worden ist, wäre vermieden und die Arbeit edleren und höheren kulturellen Zielen zugewendet worden.

Google

Von der ersten bis zur letzten Szene der Gretchentragoedie sehen wir also, daß immer wieder die von der Kirche gepredigte und gepflegte Unduldsamkeit gegen den nicht von ihr sanktionirten Geschlechtsverkehr die Ursache all des Unglücks ist, das über das arme Wesen hereinbricht. Gretchen war nur dem Rufe der Natur gefolgt und vermochte nicht einzusehen, daß diese unwiderstehlichen und seligen Empfindungen Sünde sein sollten. Sie hat einst selbst ohne viel Nachdenken in diese unbedingte Verurtheilung eingestimmt und sagt von sich selbst:

„Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über Andrer Sünden
Nicht Worte gnug der Zunge finden!
Wie schien mirs schwarz, und schwärzts noch gar,
Mirs immer doch nicht schwarz gnug war,
Und segnet mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut, ach, war so lieb!"

Hier haben wir unmittelbar neben einander die äußerlich eingeprägte Auffassung von der Sündhaftigkeit der Liebe und das Ergebniß der eigenen Erfahrung, nachdem diese großen Gefühle in Gretchens Inneren aufgeblüht waren. Sie kann nicht begreifen, warum Das, was so gut und lieb war, Sünde sein soll; sie unterwirft sich aber, ihrem Wesen gemäß, durchaus den Konsequenzen der Auffassung, daß es Sünde sei.

Die Gretchentragoedie, wie Goethe sie uns geschildert hat, ist also nicht ein aus der inneren Nothwendigkeit der betheiligten Menschen erwachsendes Trauerspiel, sondern eins, wie es durch die Reaktion einer unvernünftigen sozialen Vorstellung, die durch die Kirche entwickelt und der unterworfenen Menschheit eingeprägt worden war, gegen das Natürliche und Nothwendige, das der ganzen Menschheit gemein ist, entsteht. Deshalb dürfte man sogar sagen, daß dieses Schicksal gar keine Tragoedie im eigentlichen, tiefen Sinn ist. Es ist das Zerschellen eines einzigen kleinen, armen Menschenschicksals nicht an dem unerschütterlichen Fels natürlicher Gesetze, sondern an den willkürlich aufgebauten Hindernissen und Klippen einer unsozialen Lebensauffassung, deren einziger Zweck war, die Herrschaft einer bestimmten Menschengruppe so tief wie möglich zu verankern und so lange und sicher wie möglich aufrecht zu erhalten. Nicht übersehen darf man aber, daß in dem Gretchenstoff noch eine andere Tragoedie steckt, von der zwar einzelne Andeutungen gemacht worden sind, die aber unter der einmal angenommenen

Google

Entwickelunglinie nicht zur Ausgestaltung gelangen konnte. Dies ist die innere Nothwendigkeit, die in dem Wesen der beiden Betheiligten liegt, daß nach allen Wonnen des Findens und der Vereinigung später eine Trennung nicht zu vermeiden ist. Gretchen mit den „kindlich dumpfen Sinnen", wie Faust sie selbst schildert, „im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld und all ihr häusliches Beginnen umfangen in der kleinen Welt", vermochte zwar dem Doktor Faust die ganzen Wonnen der ersten Liebe zu gewähren, wäre aber nicht im Stande gewesen, mit ihm gleichwerthig durch sein weiteres Leben zu gehen. Sagt sie doch selbst in rührender Selbsterkenntniß und Naivetät:

„Du lieber Gott! Was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen Ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir findt."

Für die Aufgabe, alles menschliche Schicksal am eigenen Gemüth zu erleben, um den Menschen verstehen und zuletzt ihm helfen zu können, konnte ihre weiche Natur nicht ausreichen. Das eigentliche tragische Schicksal wäre also dann der nothwendige, unvermeidliche Trennungvorgang gewesen, bei dem Gretchen vielleicht eben so zerstört werden mußte wie unter dem rohen Eingriff der grausamen engen Welt, in der sie lebte. Goethe hat dieses Drama nicht geschrieben; er hat es aber erlebt und hat darüber getreu genug berichtet.

Großbothen. Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

Nehmt Euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt Ihr Euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zulieb
Als mit dem Ring am Finger! (Mephistopheles.)

Bei meiner Geschichte mit Gretchen und deren Folgen hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit: Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jeder beträgt sich dabei anständig genug; aber im Inneren sieht es öfter um desto wüster aus und ein glattes Aeußere

Google

übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen! (Goethe.)

Gebhardt.

Recht in die Augen geschaut hatte ihm Niemand; denn sie waren meist geschlossen. In dem kleinen Laden der krummen Gasse im Städtchen an der Donau sah es blitzsauber und einladend aus. Beim Eintreten läutete die über der Thür angebrachte Glocke und Meister Gebhardt, der Goldschmied, trat etwas zögernd hinter dem Vorhang aus einem dunklen Gang hervor.

„Gehorsamster Diener! Was ist gefällig, bitt' schön?“ So klang es im Baß; zwei leicht geröthete graue Augen streiften den Eintretenden, schlossen sich dann aber schnell wieder. Hatte der Käufer das Verlangte gefunden (was bald geschehen war, denn Gebhardt verstand seine Kunden), so wurde der Preis für die Nadel, Broche oder für die Reparatur, deren Gegenstand meist schon fertig, sauber in Papier gewickelt, mit dem Namen des Besitzers versehen, auf dem Ladentisch lag, zweimal genannt. Erst im Baß mit der natürlichen Stimme: „Zwei Gulden dreißig Kreuzer“; dann leiser, wie flüsternd im Fistelton: „Zwei Gulden dreißig Kreuzer“. Blitzschnell streiften dabei die grauen Augen beobachtend das Gesicht des Käufers; flink aber schlossen sie sich wieder, wie zum Schlaf. Das war eine seiner Gewohnheiten.

Wurde bezahlt, so nahm Gebhardt das Papiergeld in die für seinen sonst zarten Körper groben, knochigen Hände, hielt die Scheine prüfend gegen das Schaufensterlicht empor und ließ sie dann in die große schwarze Lederbrusttasche wandern, die er im Kittel trug. Waren es Silbergulden und Kreuzer, dann warf er sie so geschickt auf den Ladentisch, daß sie sich klingend überschlugen und mit der Wappenseite nach oben fielen. Dabei fistelte er: „Richtig“! Und schob das Geld in die Ladenkasse. Das war die andere Gewohnheit.

Meister Gebhardt war Junggeselle; fleißig und sauber. Das zeigte der Anzug, der Laden und seine Arbeiten. Zu thun gab es immer. Im Sommer häuften sich die Aufträge. Durchzügler, die schnelle Reparatur von schadhaft Gewordenem verlangten, bei der netten und verlockenden Herrichtung der Auslagen Manches erstanden, ließen das

Google

Geschäft gut gehen. In solcher Zeit beschäftigte Gebhardt noch einen Gesellen, der in der Werkstatt thätig war, während der Meister hinter dem dunklen Gang in seiner Wohnstube saß, die zugleich Kontor und Schlafstube war, Bücher ordnete, Briefe schrieb und kleine Entwürfe oder Reparaturen an Ringen, Medaillons und Petschaften vornahm.

Diese Stube ähnelte einem Atelier. Ein großes Fenster, in der Breite beinahe zur Hälfte mit einem grünen Vorhang versehen, ließ das Licht von oben hineinfallen, und da das Zimmer in den engen Hof sah, der wenig Helle brachte, hatte Gebhardt an der Außenseite des Fensters oben eine Spiegelwand befestigt, die den Lichtschein des schmalen Stückchen Himmels schräg in die Stube warf, so daß man meinen konnte, die Sonne scheine ins Zimmer, während es auf dem engen, kleinen Hof schattig und dunkel blieb. An diesem Fenster stand ein ziemlich großer Tisch, der in zwei Hälften getheilt war. Links für die geschäftliche Schreiberei Kontobücher, Briefpapier, Schreibutensilien und eine niedliche Standuhr; rechts für die kleineren Reparaturen und Goldarbeiten Feilen, Zangen und Hammer. Hinten am grünen Kachelofen das hochgewölbte Bett mit blumiger Decke. In der anderen Ecke eine etwas schadhafte Spanische Wand, dahinter der Waschtisch. Mitten im Zimmer ein runder Tisch mit Lehnstuhl. An den Wänden alte Bilder, darunter einige Portraits von Napoleon und ein Petrus in auffallend breitem Holzrahmen. Kam man zur vollen Mittagsstunde, so hörte man zwölf Mal Kuckuck rufen, wobei Petrus eben so oft die Augen aufschlug. Petrus mit der Kuckucksuhr. Solche Witze mechanisch zu verarbeiten, war an langen Winterabenden Gebhardts lieber Zeitvertreib.

Von dieser Stube führte ein Gang, in dem Kleiderkästen und Truhen untergebracht waren, in die kleine Küche. Hier nahm Gebhardt seine Mahlzeiten, die er sich selbst bereitete. Allein führte er die Wirthschaft und allein war er in dieser Behausung, in die er nur ungern Jemand einließ. Aus der kleinen Küche trat man in einen Schuppen, wo Handgeräth zwischen Karren lag; dann gelangte man über den daranstoßenden Hof in die eigentliche Schmiedewerkstatt, ein Fachwerkhäuschen mit überhängendem Dach, unter dem der Geselle seine Schlafstube hatte. In der Schmiede wurde gegossen, gelöthet und gehämmert. Das Feuer glimmt auf dem Herd, der bläulich feine Rauch steigt in allerlei gespenstigen Bildern zum Schlot empor. War etwas Größeres in Arbeit, wie die schweren Kirchenkandelaber, so flammte es lodernd auf und die von der Gluth roth beschienenen Gestalten hoben sich wirksam von dem Dunkel ab.

Welskirchen lag nicht unmittelbar an der Donau; man ging vom Außenthor, von den Ueberbleibseln der Befestigung eine gute halbe Stunde auf der Landstraße bis zum Fährhaus des breiten Flusses. Schlug man den hügeligen Waldweg ein, der hübsche Ausblicke über Welskirchen und das bergige Gelände bot, so wars in einer Stunde nicht zu schaffen. Die Städter wählten meist den Waldweg, um dann

Google

im Fährhaus unter dem großen Nußbaum Rast zu machen und den Nachmittagskaffee zu nehmen. Dort saß es sich gut. Der Fluß, die Schiffe und das Fährboot brachten Zerstreuung. Fährmann Lipp war ein lustiger Spaßmacher und daran erfreuten sich die Städter, die besonders an Festtagen dorthin wanderten.

Meister Gebhardt ging seinen eigenen Weg. Von der Stadt, die Ringmauern hatte, zog sich ein Kanal mit seitigen Böschungen und Weidengestrüpp durch die Wiesen und Aecker bis zur Donau hin. Er ermöglichte die billige Beförderung von Baumaterial und nahm von dem Städtchen zugleich den Abfluß mit, da ihn der aus den Bergen stürzende Bach reichlich speiste. Das war ein Vortheil für Welskirchen, um den ihn manche Stadt beneidete, zumal das Wehr am Außenthor den malerischen Reiz noch erhöhte. Den schwarzen Filzhut in die Stirn gedrückt, die Augen wie zum Schlaf geschlossen, den Weichselstock in der Hand: so beschritt Gebhardt den Kanalweg. Wie ein Professor in Gedanken. Blieb er stehen oder beobachtete er das Fließen des Wassers? Schwamm Etwas auf der Fluth, so schien es ihn besonders zu interessiren; dann riß er wohl hier und dort hastig einen Büschel Gras oder hohe Schafgarbe mit Wurzel und Erdknollen aus und warf es in den Kanal, als wolle er die Strömung prüfen. Trug sie es fort, dann fistelte er: „Richtig!“

„An Mariae Geburt ziehn die Schwalben furt!“ Das ist der achte September. Die Läden sind geschlossen. Auf den Marktplatz brennt die Sonne. Unter Glockengeläut treten die Bürger aus der großen Pfarrkirche; behutsam schreiten sie die Steinstufen hinab, so geblendet sind sie von der Helligkeit des Tages draußen, während drinnen im Dunkel die Orgel summt und am Altar die Kerzen röthlich flackern.

Meister Gebhardt war nicht beim Gottesdienst gewesen. Er hatte noch in der Schmiede gearbeitet und war nun in seine Stube zurückgekehrt, nachdem er von außen die Spiegelwand zurückgedreht hatte, so, daß nur spärliches Licht ins Zimmer fiel. Den Schmiedehammer brachte er, wie in Gedanken, mit; und als plötzlich Petrus zwölfmal Kuckuck rief, ließ er ihn erschrocken fallen. Mürrisch hob er ihn auf und legte ihn auf den Arbeitstisch.

Im Fährhaus an der Donau ging es lustig zu, wie heiß auch die Sonne brannte. Die Ausflügler hatten im Wald Schatten gefunden und saßen nun bei Kaffee und Bier, kramten ihre Neuigkeiten aus und politisirten unterm Nußbaum und am Ufer des Flusses, dessen Strömung leichte Kühlung brachte. Fährmann Lipp holte die Ziehharmonika und bald drehten sich auf der Donauwiese die Paare im fröhlichsten Tanz.

Im Westen hatte sich nach des Tages Hitze abends über dem Strom ein Gewitter zusammengezogen, das drohend mahnte, nach Haus zu eilen. Wenn die Saumsäligen tüchtig naß wurden, war es ihre eigene Schuld; denn schon lange war der größte Theil der Städter nach Welskirchen zurückgekehrt.

Google

Am anderen Tag hieß es, der Briefträger Rubai sei verschwunden. In der Kirche und auf dem Weg nach dem Postgebäude war er zuletzt gesehen worden. Seitdem nicht mehr. Und er hatte doch von der Post angewiesenes Geld auszuzahlen. Aus der Ungeduld, die ihn erwartete, wurde bald heftige Erregung.

Die Tage wurden kürzer. Gebhardt machte auf dem Kanalweg seine gewohnten Spazirgänge in der Dämmerung. Er schien verstimmt. Mit seinem Gesellen hatte er Streit gehabt und ihn entlassen. Nun arbeitete er allein und war viel in der Schmiede. Da aber die großen Kandelaber fertig werden mußten, kam doch wieder ein Geselle ins Haus. Der war ein Hasenfuß. In seiner Dachstube oben schreckte er nachts zusammen und glaubte, Stimmen und Tritte zu hören. Eilte er dann zitternd in die Schmiede hinunter, so war es nichts oder Meister Gebhardt hatte, der Vorsicht halber, nach dem Feuer gesehen. In einer Nacht aber knatterte und prasselte es so gewaltig im Kamin, daß im Kopf des Gesellen feststand: „Hier geht es um!“

Alle drei Jahre wurde von der Stadtgemeinde der Bürgermeister gewählt. Die Frist war abgelaufen und Rauchfangkehrermeister Gothamseder einstimmig gewählt worden, nachdem Gebhardt, der erst vorgeschlagen worden war, abgelehnt hatte. Gothamseder sah auf seinen Säckel; überall wurde gründlich gekehrt. Die Reihe kam auch an Gebhardt. „Erst müssen die Kandelaber fertig sein, dann kann gekehrt werden; jetzt nicht!“ Er hatte den Kaminkehrer aus der Schmiede geworfen und sich damit den Bürgermeister zum Feind gemacht. Der befahl einfach: „Bei Gebhardt wird gekehrt!“ Das geschah denn auch.

Der Rauchfangkehrer reinigte den Schlot der Schmiede und der Geselle mußte die Haufen Ruß vom Herd entfernen. Dabei sah er Etwas aufblinken. Schnell stöberte er nach. Zu seinem Entsetzen fand er einen verkohlten Finger, der einen Ring trug. Der Rauchfangkehrer hatte mehr Muth als der Schmiedegeselle; nahm den verkohlten Finger nebst Ring und trug ihn schnurstracks zu seinem Herren, dem Bürgermeister.

Gothamseder traute seinen Augen nicht. Fahl erhob er sich in seiner ganzen Länge; dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und ging eilig in das Bezirksgericht. Noch am selben Tag wurde Meister Gebhardt in das Untersuchungsgefängniß abgeführt.

Mit aller Bestimmtheit hatten die Postbeamten und der Bürgermeister den Ring am verkohlten Finger als den des Briefträgers Rubai wiedererkannt. Rubai litt an Gicht und seine Finger zeigten an den Gelenken dicke Knoten. Einer davon hatte den kleinen Siegelring mit dem charakteristischen R im rothen Steinchen am Finger festgehalten. Das war ein Beweisstück, über das Keiner hinweg konnte. Man sagte dem Verdächtigen den Mord auf den Kopf zu. Und Gebhardt gestand Alles. Er wurde verurtheilt und hingerichtet.

So geschehen im Jahr 1858.

München. Paul Kalisch.

Google

Anzeigen.

Das leuchtende Reich. Von Leonore Frei. Cotta in Stuttgart.

Ein eigenartiges Buch. Ich habe dabei an Brokat denken müssen; und an eine japanische Goldstickerei, die ich einst aus Liebe zur Sache auseinandergezupft habe: um zu sehen, womit die plastisch gearbeiteten Stellen unterlegt waren. Ein abseitig veranlagter Mensch trägt sein weltfremdes, keusches Wesen durch eine Gegenwart, an der eine mit Grausen geschwängerte Vergangenheit wie eine rostige Kette, in Blut und Schuld verankert, hängt. Ein seelisch Feingliedriger fühlt sich an das fürchterliche Schicksal gebunden, das vor Jahrtausenden den Tantalussprößling in die Furienfänge peitschte. Daniel Achilles von Thielen hängt von Mutters Seite her mit einem hochsinnigen Bürgergeschlecht zusammen, dem die innere Zugehörigkeit zum Griechenthum ehrfürchtig gehegte, süß schmerzliche Ueberzeugung ist. Was in ihm als Erbtheil der sonnenfreudigen und schicksalgläubigen Ahnen lebt, alle schluchzende Sehnsucht nach farbigen Unwirklichkeiten, alles selige Suchen nach dem Flammenschein der Schönheit, alle tiefe Ehrfurcht vor Götterwille und Götterzorn, hat sich seiner Knabenseele verwoben zur Priesterbinde um die hohe Stirn seiner Mutter. Am hellen Alltag sieht er ihre Gestalt wie von Purpurfalten umflossen. Und diese Mutter, seinem träumetrunkenen Herzen Madonna und Tempelgöttin zugleich, wird vor den schaudernden Augen des herangewachsenen Jünglings zur ehebrecherischen Sphinx. (Sie läßt den verkommenden Gatten, dessen steinerne Rechtlichkeit einst ihren Aeltesten, ihr „Sonnenkind“, in den Tod getrieben hat, vor ihren Augen ertrinken wie einen räudigen Hund.) Der neue Orest windet sich seitdem unter den Fäusten der Furien. Den Toten zu rächen, durch Muttermord, empfindet er als von den Göttern ihm auferlegte Pflicht. Aber diese Götter haben keine Stimme mehr in der Welt, in der er lebt. Daniel Achilles sühnt die Schuld der Mutter durch Vernichtung des Lebens, das aus ihrem Schoß hervorgegangen ist. Bekränzt, in goldener Rüstung, geht er mit einem Griechenlächeln in den Tod. „Rosen auf dem Haupt“, feiert seine Seele ein letztes Fest: in voller Willenskraft und Stärke kehrt er freiwillig zurück in die ferne Heimath, steigt sehenden Auges hinab ins „leuchtende Reich“ der Vergangenheit. Ein eigenartiges, ein feines und tiefes Buch. Ich habe dabei an Goldbrokat denken müssen, der durch sein eigenes Edelgewicht Körpergestalt annimmt, auch ohne daß ein Körperliches in ihm zu stecken braucht. Denn die Personen dieses Romans (vom schrullenhaften Großvater Weitmüller, der seine Eule auf der Schulter, seinen Pelidenwahn im Herzen und sein gewaltiges Zeushaupt auf Teckelbeinen durchs Leben trägt, bis auf das sanft zerrüttete Wirthschaftfräulein Monika, das seinen altjüngferlichen Leib für die gewesene Pflanzstätte dreier strammen Stabstrompeterbuben hält) sind ohne Ausnahme von einem regenbogenfarbigen Rändchen der Phantastik umgeben; und Alle reden,

Google

Jeder in seiner Weise, in einer dem Alltag fremden, sinnbeschwerten oder krausgeschwungenen Sprache; ihre konkrete Rede gilt dem Abstrakten; aber trotz dieser Irrealität der Einzelnen wirkt das Ganze wie Lebenswahrheit. Dies hat der Glaube vermocht, der Berge von Unwirklichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten ins Mögliche und Nothwendige versetzen kann: der Glaube des Schöpfers an seine Geschöpfe. Eine bilderträchtige Phantasie hat hier Linien so fest geschaut, ihnen so inbrünstig Licht und Schatten beigegeben, daß sie auch für den zweifelnd Aufnehmenden zu Körpern werden. Die Phantastik ist so rhythmisch gegliedert, daß sie wie Gesetzmäßigkeit wirkt. Dies ist Kunst; und eine Kunst feinster Art. Ein feines und tiefes, ein bedeutendes Buch. Ich habe dabei an die japanische Seidenstickerei denken müssen, die ich einst aus Liebe zur Sache zerpflückt habe; die goldenen Drachen waren mit rothgefärbter weißer Watte unterlegt. Das gab den grotesken Gebilden ihre lebendige Wirkung. Mir scheint: die flockige Masse der Illusion, mit der Leonore Freis Gestalten unterlegt sind, ist mit eigenem Herzblut rothgefärbt. Das giebt den „absonderlichen“ Gebilden ihr Leben. Ich mache mir zwar nichts aus den Hypothesen von der Erhaltung der Seelenkraft, die im Hintergrund des Romans ihr Wesen treiben; aber der Gedanke an ein „leuchtendes Reich“, das „große, geheimnißvoll leuchtende Reich der Vorangegangenen“, hat meinem Wirklichkeitsinn Großes gesagt. In dieser mystischen Schale nämlich steckt ein fruchtbarer Kern. In diesem Schauder vor der Vergangenheit, so tief gefaßt, steckt unbewußt die Ehrfurcht vor dem Heute. Und um dieser Ehrfurcht willen (die, wenn sie zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, stets zum Prometheus wird, zum Schöpfer einer That), um dieser fruchtbringenden Ehrfurcht willen ist das Schaudern „der Menschheit bestes Theil“. Auch Daniel Achilles geht ja nicht zu Grunde. Er löscht mit starker Hand den alten Erbfluch aus. Sie soll sich nicht weiterschleppen von Kind auf Kindeskinder, die rostige Kette von Schuld und blutigem Verhängniß. Also schreitet er, bekränzt, ein strahlender Krieger in goldener Rüstung, mit seinem Griechenlächeln zum Sieg.

Henriette Gerling.

Als Darstellungprobe diene eine Vision. Mitten auf einem weiten, mandelförmigen See liegt im Widerschein des Abendroths eine kleine, grüne Insel. Aus den unbewegten, prunkvoll übergoldeten Wassern schimmert das Bild der umgebenden Landschaft als ein recht befremdliches und märchenhaftes Blendwerk zurück. Es fließt ein so goldener Schein über die Formen und Farben auf der widerspiegelnden Fläche, es fließt ein so verzaubernder Glanz über alle Dinge in der Runde, wie sie der See in seinem Spiegel fängt, daß sie unversehens völlig vertauscht und verwandelt aus der Tiefe heraufschimmern müssen: das schwere graue Schloß und die dunklen Kronen der alten Bäume, die kleine Kirche mit ihrem plumpen Thurme, die niedrigen rothen Dächer des Gutsdorfs und die Wellenlinien der bläulichen Waldhügel. Just, als gäbe es dort unten das Wunderreich einer fernen und räthselhaf-

Google

ten Welt: so geheimnißvoll flimmernd steigt das Abbild dieser alltäglichen Landschaft aus den tiefen Gewässern des Sees empor. Freilich muß man bedenken, daß es nicht so sehr die Dinge in der Runde sind, die das Wunder auszumachen pflegen, als vielmehr die Augen, mit denen ihr Spiegelbild gesehen wird.

Ein junger Mensch von großer und fremdartiger Schönheit steht dicht am Ufer der grünen Insel zu Füßen eines mächtig hingestreckten, löwentatzigen Steinweibes. Er lehnt an einem Bretterthürchen, das zwischen den beiden Vorderpranken der Sphinx ist. Denn tüchtige Hände haben den grauen Steinleib des alterthümlichen Riesenweibes tapfer ausgehöhlt und zur Kühlkammer für aufbewahrende Eß- und Trinkwaaren eingerichtet. Ein schillernder Taubenschwarm, am Himmel hinschießend und die Insel in Hast umkreisend, blitzt, wie ein funkelndes Sternengewimmel, über den widerstrahlenden Spiegel, blitzt auf und versinkt in dem grauen, reglos über Schloß und Dorf lastenden Dunst. In sonderlichem Bangen folgen die Augen des jungen Menschen der jäh aufblitzenden und verschwindenden Glanzerscheinung: gespannt, ob sich der schimmernde Flug aus den trüben Dünsten lösen oder ob er zurückkehren werde, in das lichte Reich, das der abenteuerliche Nachglanz einer gesunkenen Sonne aus der kargen Landschaft hervorgezaubert hat. Der silberne Schwarm verweht, der rothe Glanz erlischt, über dem großen Steinhaupt stehen streng und hoch die schwarzen Bäume der Insel. Die Luft ist still; und dennoch geht unaufhörlich ein leises Beben durch die Tausende feiner Blättchen und Nadeln: als zittere in ihnen das Leid vergangener Stürme.

Von der Höhe herab dringt unversehens ein wunderliches Rollen und Rieseln: ein verwittertes Steinchen tropft nieder aus den toten, starren Augen der Räthselfrau. Auf die große Löwentatze tropft es nieder, dicht neben der Schläfe des jungen Menschen. Die Dämmerung deckt ihre fahlblauen Schleier über das Land, — große, finstere Schatten steigen auf. „Mutter“, sagt der junge Mensch leise vor sich hin. „Mutter!“ Und mit einer fremden, schönen Bewegung hebt er seine Hände zu dem urzeitlichen Fabelwesen einer fernen Welt empor.

Leonore Frei.

Frau Sophie und ihre Kinder. Ruetten & Loening, Literarische Anstalt in Frankfurt a. M.

Ich habe versucht, die Gewalt der Alltagsforderungen zum Ausdruck zu bringen, die so unwesentlich erscheinen und die doch Riesen sind. Wie ein Mensch aus diesem oft lautlosen, immer unvermeidlichen Kampf zuletzt hervorgeht: Das allein ist das Entscheidende für die Kraft seiner Persönlichkeit. Der Herbst verwandelt die Farben in der Natur; das Leben eben so sicher die Seele. Trotzdem muß ihr Glanz nicht verloren gehen. Von solchem unvergänglichen Schimmer einen Hauch in mein Werk strömen zu lassen, war mein Verlangen.

Franziska Mann.

Google

Diamantenregie.

Der Verkauf der südwestafrikanischen Diamanten ist monopolisirt; und dieses Monopol paßt manchen deutschen Händlern und Diamantenschleifern nicht. Neulich wurde sogar behauptet, das Reichskolonialamt habe sich gegen die Taktik der bisher von ihr geförderten Monopolträgerin gewendet. Natürlich war die Behauptung falsch. Im Februar 1909 wurde die „Diamantenregie des südwestafrikanischen Schutzgebietes“ als Kolonialgesellschaft mit zwei Millionen Mark (500000 Mark sind eingezahlt) gegründet. Nach der kaiserlichen Verordnung über den Handel mit südwestafrikanischen Diamanten ist der Zweck der Gesellschaft, „unter Aufsicht des Reiches und in dessen Auftrag die Verwerthung der geförderten Diamanten zu vermitteln“. An der Gründung der Regiegesellschaft waren alle berliner Großbanken, angesehene Privatfirmen (Jakob S. H. Stern in Frankfurt a. M., M. M. Warburg & Co. in Hamburg, Sal. Oppenheim jun. in Köln) und die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika betheiligt. Das Ehrenamt des Vorsitzenden hat Herr Karl Fürstenberg. Die Absicht war, dem neuen Handelsartikel, der große Hoffnungen erweckt hatte, den Vortheil einer festen Organisation des Absatzes mit auf den Weg zu geben. Da der Diamant Luxuswaare ist, braucht man den Abnehmern nicht niedrige Preise zu sichern; die Monopolisirung war also bequemer als bei Massenartikeln. Dazu kam der begreifliche Wunsch, die Rentabilität der Kolonien nicht nur zu Gunsten des Fiskus, sondern auch zum Nutzen des Privatkapitals zu erhöhen. Trotzdem wurde die Einführung der Diamantenregie, wie alles in Deutschland Neue, mit Mißtrauen aufgenommen. Die Gewerbefreiheit, hieß es, werde geschmälert; man dürfe den Produzenten nicht zwingen, seine Waare einer bestimmten Stelle zur Verwerthung zu geben. Dieses Bedenken verstummte bald, weil die Regie sich bewährte. Aber nun kam eine andere Anklage. Die Diamantenregie verkauft ihre Steine einem antwerpener Händlersyndikat. Daß ein deutsches Unternehmen mit fremden Händlern arbeitet und deutsche Abnehmer zwingt, deutsche Waare im Ausland zu kaufen: Das dürfe nicht geduldet werden. Warum aber hat die Regie einen Vertrag mit fremden Firmen geschlossen? Doch nur in der Absicht, die deutschen Diamanten so gut wie möglich zu verwerthen. Der Abschluß mit den Antwerpenern war ein Nothbehelf. Daß sich in Deutschland ein Diamantenmarkt vom Umfang derer in London, Paris, Amsterdam, Antwerpen entwickeln werde, war unwahrscheinlich. Schon die höhere Qualität der südafrikanischen Diamanten sicherte den alten Handelsplätzen den Vorrang. Eine schlechte Verkaufsorganisation hätte die Verschleuderung der Waare zur Folge gehabt. Heute vergißt man leicht, wie rasch das Diamantenfieber sich in Deutschland verbreitete und mit welchen tollen Gewinnziffern die Phantasie damals arbeitete. Ohne eine sichere Hand, die den Markt beherrschte, wäre die Wirrniß gefährlich geworden.

Google

Die Diamantenregie hat gut gearbeitet. Nach dem Geschäftsbericht über das Jahr 1911/12 (die Betriebsperiode reicht vom ersten März bis Ende Februar) wurden 816296 Karat verkauft, die einen Erlös von 20,89 Millionen brachten. Der niedrigste Preis, der für das Karat erzielt wurde, war 23,41, der höchste 27,32 Mark. Der alte Vertrag mit den antwerpener Firmen Coetemans, Stryn und Walk läuft bis Juni; und noch für die laufende Periode sind Abschlüsse zu steigenden Preisen gemacht worden. Das neue Abkommen aber, das am ersten April unterzeichnet wurde, soll noch günstigere Bedingungen bieten. Die Diamantengesellschaften und die Privatförderer, die an die Regie liefern, haben also keinen Grund zur Klage. Daß es nicht leicht ist, die Preise zu halten, lehrt das Ergebniß der Förderung. Seit die Maschine den Handbetrieb ersetzt hat, werden öfter Steine von geringem Werth geliefert. Mit der Maschine kann der Sand besser durchgearbeitet werden, deshalb kommen jetzt mehr kleine Steine in den Handel. Die Zahl der Stücke von einem Karat und mehr betrug nur 0,14, die der $^1/_6$ bis $^1/_{10}$ karätigen fast 34 Prozent der Gesammtproduktion. Der Ertrag aber hängt natürlich von der Größe der Steine ab. Der prozentuale Antheil der deutschen Händler an der Abnahme der von der Diamantenregie gelieferten Steine spricht übrigens nicht für den Versuch, den Absatz in Deutschland zu organisiren. Von der Menge, die 1911/12 durch die Regie verwerthet wurde, gingen 94½ Prozent nach Antwerpen, 4¾ Prozent nach Deutschland und die kleinen Reste nach London. Der Bericht sagt, daß ein Theil der für Deutschland bestimmten Steine auf Umwegen wieder (ungeschliffen) ins Ausland gegangen sei, der wirkliche Bedarf also nicht viel mehr als 3 Prozent betragen habe. Dieses Ergebniß kann die Wünsche der deutschen Händler, die eine Trennung der Regie von den Antwerpenern wünschen, kaum unterstützen. Der neue Vertrag soll den deutschen Abnehmern einzelne Konzessionen bringen. Man will ihnen in gewissen Fällen die Möglichkeit bieten, zu Originalpreisen zu kaufen, während sie sonst die Steine nur mit 5 Prozent Aufschlag bekommen. Die Spannung von 5 Prozent bildet den Gewinn des antwerpener Händlersyndikates.

Die Gegner des Regievertrages behaupten, daß Gebote deutscher Händlergruppen, besonders eines hanauer Syndikates, nicht ernstlich geprüft worden seien. Kolonialsekretär Dr. Solf hatte in Hanau gehört, daß eine deutsche Gruppe mit der Diamantenregie unterhandeln wolle; da Beschwerden an den Reichstag und den Reichskanzler gelangt sind, wird der Staatssekretär darüber reden müssen. Die Regieleiter haben bisher nur erklärt, daß die Hanauer erst gekommen seien, als der neue Vertrag mit Antwerpen schon abgeschlossen war. Haben sie Grundsätze der Volks- und Privatwirthschaft verletzt? Schön ists ja nicht, daß deutsche Waaren durch fremdländische Vermittler auf den Markt kommen. Aber in Deutschland fehlten bisher die Vorbedingungen eines Diamantenmarktes. Sollte man deshalb ein werthvolles Produkt verkümmern lassen und, um eines Prinzips willen, den gesammten Diamantenhandel in Unordnung bringen? Denn ein unge-

Google

regelter Absatz der deutschen Steine würde natürlich auf dem Weltmarkt die Preislinien verwirren. Alle Erzeugnisse, die das Nationalvermögen mehren, haben auf Schutz Anspruch. Das Reich hat sich für das Etatsjahr 1912 eine Einnahme von rund 10 Millionen aus der südwestafrikanischen Diamantenindustrie berechnet. Der Ausfuhrzoll auf Diamanten beträgt 33⅓ Prozent vom Bruttonutzen und soll, nach dem Etat für 1912, eine Summe von 7,26 Millionen ergeben. Als Grundlage ist eine Roheinnahme der Regie von 22,95 Millionen genommen worden. 5 Prozent davon gehen für die Regie ab. 2,91 Millionen sind für den Erlös aus Bergwerkabgaben und aus der fiskalischen Diamantenpachtgesellschaft in den Kolonialetat eingesetzt worden. Der Reichsfiskus hat also ein wesentliches Interesse an der Rentabilität des südwestafrikanischen Diamantenbergbaues; und daß er die Diamantenförderer an den Abgaben betheiligt, widerspricht vernünftigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen nicht.

Und wie sieht die privatwirthschaftliche Seite aus? Behaupten die Diamantgesellschaften, daß sie von der Regie übervortheilt werden? Nein. Für die Produzenten ist die Regie die sichere Brücke zum Absatz und sie haben keinen Grund, über das Verhalten der Brückenwärter zu klagen oder gar einen anderen Verbindungweg zu suchen. Sie würden ihn nicht finden, da es in Deutschland kein Händlerkartell giebt, das gegen das antwerpener Syndikat aufkommen könnte. Die Gegner der Regie sind deutsche Diamantenschleifer und Händler. Beide Gruppen wünschen andere Bezugspreise und Geschäftsbedingungen. Die Schleifer können den Rohstein direkt von der Regie beziehen, müssen aber den selben Preisaufschlag (5 Prozent) zahlen, der den Abnehmern von den antwerpener Händlern berechnet wird. Sie stehen also nicht schlechter als die anderen Käufer deutscher Diamanten. Sie müssen aber die Steine, die sie nicht schleifen, der Regie wieder zurückgeben. Die will dadurch verhindern, daß ein unorganisirter Handel die Preise drückt und dem belgischen Syndikat den Absatz erschwert. Diese Bedingung läßt sich rechtfertigen; die Antwerpener, die ein sehr großes Quantum von Steinen übernehmen, tragen ja auch ein großes Risiko. Gehen die Geschäfte schlecht, so fehlt es an Geld für Luxusanschaffungen; und der Diamantenmarkt fühlt den Rückstoß eines Konjunkturumschlages sofort. Ende Januar 1912 hatte das antwerpener Syndikat etwa 180000 Karat deutscher Steine liegen. Das waren rund 5 Millionen Mark, die unverzinst blieben. Mit solchen Möglichkeiten haben die Abnehmer der deutschen Regie zu rechnen, da die Produktion deutscher Diamanten die Nachfrage übersteigt. Und das Mißverhältniß wird um so fühlbarer, je größer die Zahl der kleinen Steine wird. Wenn ein Käufer alle Gefahren auf sich nimmt, der Verkäufer dagegen nur den Erlös einzustreichen hat, ohne am Risiko betheiligt zu sein, so hat der Käufer das Recht auf anständige Konzessionen. Böte eine deutsche Händlergruppe den Diamantenförderern ähnliche Bedingungen wie die antwerpener, so wäre kein Zweifel über die Entscheidung möglich. Bei freiem Wettbewerb der Händler wäre die Diamanten-

Google

regie aber von der Konjunktur und von der Solvenz ihrer Abnehmer abhängig; und die Förderer hätten keine Garantie, ihre Waare zu verkaufen, sondern müßten auf Produktioneinschränkungen gefaßt sein. Wären solche Verhältnisse dem deutschen Diamantenbergbau nützlich?

Der Vergleich mit England und dem freien Verkauf durch das Syndikat der Debeers Company ist nicht stichhaltig. Die englischen Diamanten eroberten sich ziemlich rasch den Weltmarkt, da sie die brasilianischen Steine, die in Paris das Centrum ihres Handels hatten, an Zahl und Größe übertrafen. London war bald der Mittelpunkt des Diamantengeschäftes und englische Händler organisirten den Absatz. Das londoner Diamantensyndikat war stark genug, um sich gegen einen mächtigen Außenseiter, die Premier-Mine (mit eigener Verkaufseinrichtung), zu behaupten und ihn sogar zur Kapitulation zu zwingen; aber die Voraussetzungen einer solchen Taktik waren eben andere als die des deutschen Diamantenhandels. Als die Engländer mit ihren südafrikanischen Minen begannen, kam als ernsthafter Konkurrent nur Brasilien in Betracht, dessen Diamantenproduktion sich mit der englischen nicht messen konnte. Deutsch-Südwest fand einen viel stärkeren Wettbewerber auf dem Weltmarkt. Das londoner Syndikat muß heute mit den deutschen Diamanten und der Regie rechnen. Die Preise für die kleinen Steine, die „Mêlée-Waare“, konnten nicht gehalten werden; das große Angebot deutscher Produkte drückte den Preis. Aber den Engländern schafft das Monopol in großen Steinen stets ein Uebergewicht. Wenn das englische Syndikat den Markt mit Mittelwaare überschwemmte oder plötzlich viele große Diamanten im deutschen Kolonialgebiet gefunden würden, könnte eine Konvention mit dem englischen Syndikat nothwendig werden, die mehrmals angeregt, aber als nicht zweckgemäß abgelehnt wurde. Ohne die Diamantenregie ständen wir den mächtigen Mitbewerbern ohne ausreichende Rüstung gegenüber. Der Regie, die immer nur auf ein Jahr Verträge abschließt, also von Antwerpen nicht abhängig wird, wäre ein berechtigter Vorwurf nur zu machen, wenn sie ein dem belgischen gleichwerthiges deutsches Angebot abgelehnt hätte. Das ist aber nicht geschehen. Auch die Behauptung, der neue Abschluß mit den Antwerpenern, deren Vertrag noch bis zum letzten Junitag lief, sei übereilt worden, damit die Hanauer die Thür verschlossen fänden, ist nicht als wahr erwiesen worden. Die Pflicht gebot den im Ehrenamt thätigen Herren, in einer fürs Reich so wichtigen Sache rechtzeitig für die Absatzsicherung vorzusorgen. Magistrat und Handelskammer der Stadt Hanau haben die Reichstagskommission ersucht, vom Kolonialamt die Kündigung des neuen Vertrages zu fordern. Diese Forderung ist unnöthig. Bis zu dem Tag des nächsten Kündigungtermins hat jede deutsche Gruppe das Recht zu Offerten. Und die Regieführer haben nicht den allergeringsten Grund, ein deutsches Angebot abzulehnen, das der von ihnen (ohne Entgelt) vertretenen Sache den selben Vortheil wie das belgische bietet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. April 1912.

Hexeneinmaleins.

Du mußt verstehn!

Sitzt irgendwo im hintersten Winkel irgendeines königlichen oder großherzoglichen Ministerii irgendein Geheimrath, der für die Empfehlung der neuen Wehrvorlagen noch weniger Geist und Kraft, Seelenmuth und Rednerwucht aufgebracht hätte als der Kanzler des Deutschen Reiches? Heute noch Herrn von Bethmann (der längst in die Behandlung des Arztes, nicht des Politikers, gehört) zu kränken, kann der fühlenden Brust nur Pein bereiten. Auszusprechen, was ist, bleibt stets aber Pflicht. Die Wehrvorlagen, trotz ihren Mängeln, „durchzubringen“: Das hätte, selbst im Reichstag der Parteisekretäre, Rechtsanwälte und Zeitungschreiber, auch ein Hofchauffeur vermocht; einer von denen, die, auf Allerhöchsten Befehl, Herrn Karl Johannes Kaempf den Wahlsieg, den Einzug ins Hohe Haus erstritten. So war, draußen und drinnen, die Stimmung; so sichtlich den Zweiflern von gestern sogar die Nothwendigkeit, um eines Schrittes Weite wenigstens auf dem Rückweg ans Ziel allgemeiner Wehrpflicht, voller Ausnützung deutscher Wehrkraft vorwärts zu kommen. Nun aber sprach, am Geburtstage Gregors des Siebenten und Immanuels Kant, vor Deutschlands, Europens, des Erdrundes Ohr der Reichskanzler. Hunderttausend Mark Gehalt. Der für das Gesammtschicksal von fünfundsechzig Millionen Menschen einzig verant-

Google

wortliche, in ihrem Wohngebiet nach der Verfassung mächtigste Mann. Was je gefehlt ward, konnte sein Wort in des Vergessens tiefste Nacht tauchen. Wie eine reine, von keinem Lufthauch flackernde Flamme konnte seine Rede über dem windstillen Land aufsteigen, den Willen zur Reichsgröße hitzen und den von so hohem Anblick geschürten Geistern tröstlich blinkende Fernen erhellen. Nie war Solches so leicht; nie der Durst nach einem labenden Wörtchen aus so schmalem Becher zu stillen. Lest, ohne Vorurtheil, was Herr von Bethmann-Hollweg gesagt hat: und fragt Euch selbst dann, ob der winzigste Geheimrath, das engste Hirn eines Patriotenbundespräsidenten weniger leisten konnte. Vergleichendem Rückblick scheint Caprivi ein in Mythenglanz strahlender Achilleus, Hohenlohe der weiseste, beredteste Pylerfürst, Bülow, im Lichtreif majestätischer Klugheit, der Unheilsbezwinger Odysseus. Das war noch nicht; nie, seit des größten Märkers Kopf ein Reich schuf, nie solche Dürre. Verscharrt die Hoffnung, diesem starren Boden könne je noch ein deutscher Macht fruchtendes Hälmchen entblühen. Und quakt nicht aus Eurem Froschpfuhl, der Mann tauge zwar nicht, doch sei dem Kaiser nicht leicht, einen Nachfolger zu finden. Der im Prozeß Scharmach Vorsitzende kanns leisten.

Ein längliches Gerede, das sich, wie ein schuppiger Wurm, mühsam hinwälzt, dessen Letternbild ganze Berichtsspalten füllt: und nicht ein Wort, nicht eins, das irgendwo widerhallt, nicht ein Gedankenkeimchen, das nicht nach dem Trivium duftet, nicht, von abgetretenen Gemeinplätzen her, zerquetscht an der Sohle haftet. Der Stil eines in der Kanzelle verhockten Gerichtsschreibers. „Ich beschränke mich“ (noch enger? Strebe lieber aus Deinen Schranken heraus!) „auf einige allgemeine Gesichtspunkte.“ So ledern gehts weiter. Und wenn, vor jedem Steinchen, das Gerinne stockt, hilft die unfügliche Apostrophe „Meine Herren“ um die Ecke. Endlich ists aus; plätschert die Rabattgeschäftsphrase: „Ich gebe mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß bei den Entschließungen über die Ihnen gemachten Vorlagen nur der Einheitgedanke und die einsichtvolle Vaterlandliebe, die die Nation beseelen, das entscheidende Wort sprechen werden.“ Endlich. Kriegerverein in Ratzeburg. Den Herrn, der dem unzufriedenen Reichsland ein dem Einheitgedanken höchst schädliches Sonderparlament nebst einem (den „unreifen“ Preußen vorenthaltenen) demokratischen

Google

Wahlrecht gegeben und, muthwillig, blind, taub, die Französische Republik in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hat, so dicke Wortbrocken entspeicheln zu sehen, ist schon nicht angenehm. Was aber haben diese Rumpfvorlagen, deren eine unnöthig, deren andere unzulänglich und kropfig ist, mit Einheit und Vaterlandliebe zu thun? Ueber die Militärvorlage sagt Generalmajor Keim, ein sachverständiger Patriot: „Das neue Gesetz bringt nicht eine stärkere, sondern eine schwächere Heranziehung der Wehrfähigen zum Waffendienst.“ (Zwei Tage zuvor hatte ich hier gesagt: „Der neue Entwurf senkt den Prozentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen.“) „Nach wie vor bleibt die auch militärisch schwer wiegende Unzuträglichkeit bestehen, daß im Kriegsfall Hunderttausende älterer Reservisten und selbst Landwehrleute des Ersten Aufgebotes, also meistens Familienväter, die mörderischen Schlachten am Kriegsanfang schlagen helfen müssen, während Hunderttausende unausgebildeter Ersatzreservisten von viel jüngerem Lebensalter in der entscheidenden Periode des Krieges in der Heimath bleiben.“ (Zwei Tage zuvor stand in der „Zukunft“: „Ob die jetzt in jedem Jahr der Ersatzreserve zugeschriebenen siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am Tag der Mobilmachung in ein Reserveregiment eingereiht werden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Des Reichstages Arbeitziel muß sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Soldatenerziehung zu sichern.“) Generalmajor Keim sagt, daß schwere Mißstände verschwiegen werden, nennt den Entwurf ein unlogisches Stück- und Flickwerk und erspart der Regirung, die nicht den Willen habe, das für deutsche Wehrmacht Nöthige zu sichern, nicht den härtesten Tadel. Er dürfte, aus solcher Ueberzeugung, dem Entwurf nicht zustimmen; wären ihm Vaterland und Reichseinheit deshalb werthlose Güter? So abständigen Schwatz lassen Erwachsene, mit den Wahlweihen Begnadete sich auftischen; und in den Fraktionen der Konservativen und des Centrums, deren Selbstachtungbedürfniß und Intellekt mit erschreckender Schnelle schrumpft, wagen Strebsame, für solches Futter mit Beifall zu danken. (Die Parlamentsberichterstatter müßten den Namen jedes Bravo-

Google

rufers nennen: dann könnte man diesen sonderbaren Schwärmern bis in ihre Wahlkreise nachgehen; und die schreibende Bethmannschaft würde sich nicht mehr erdreisten, arglosen Lesern „großen Beifall“ vorzulügen, wenn durch anderthalb Dutzend Krüppelkiefern ein Säuseln gegangen ist.) „Laß unsern Herr Gott aus dem Spaß!“ Die Kanzlerleistung des Herrn von Bethmann, die, bona fide, schlimmere Wirrniß und schwerer zu verschmerzenden Schaden bewirkt hat, als eine Horde wüster Anarchosozialisten vermöchte, schließt ihn aus dem Recht, sich als Reichshüter aufzuputzen.

Doch er ist Doktor und hält sich für Germaniens Magister gar. Daß ein vor elf Monaten vereinbartes Quinquennat, dessen Geltung bis in den Lenz 1916 zu währen hätte, schon jetzt geändert werden muß, kann das Vertrauen in die Weisheit der Reichsleitung nicht mehren. Thut nichts. Das im Februar 1911 Geschriebene wird kanzellirt, gilt, unter den Gitterstrichen, nicht mehr und geduldiges Aktenpapier trägt die Leitsätze neuer „Begründung.“ Im vorigen Jahr wurde, in diesem wird Unzulängliches gefordert; aber dem Exponenten dieser Forderung wird bei seiner Gottähnlichkeit nicht bang. Als Palladion pflanzt er selbst sich, drei Ellen hoch, mit Schwert und Schild, Spindel und Rocken, wie das von Zeus einst dem Ilos geschenkte Holzbild, vor des Vaterlandes ragendes Heiligthum und heischt dem Wanderer zu: „Wer meiner Hoheit sich, der hölzernen Bürgschaft des gemeinen Wohles, nicht neiget, lockert mit dieser Andachtweigerung die Einheit unseres Reiches.“ Nur der Spukgläubige kann sich spöttischen Lachens erwehren. Nur der im Hörnerv des Politikers völlig Getäubte ohne Knirschen Sätze wie diesen lesen: „In der augenblicklichen europäischen Situation liegt für uns kein Grund zur Beunruhigung.“ Keiner: denn die Thatsache, daß Frankreichs Oeffentliche Meinung Tag vor Tag Schimpf und Drohung über die Grenze schleudert und in der Sorbonne der Erwähnung eines „savant allemand“ ein Wuthgeheul folgt, hindert unsere Geschäftsführer ja nicht, den erreichbaren Häuptern der Republik alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel zu häufen. Diese Thatsache muß verschwiegen, mit dem schärfsten Radirmesser weggekratzt werden, weil sie den hehren Novemberpropheten von Hohenfinow in Lächerlichkeit ersäufen könnte. Das zu vermeiden, ist wichtiger als die Warnung vor der Gefahr, die sich im Westen baut; wichtiger auch als die Sicherung

Google

des einzig zureichenden Grundes, der den Quinquennatsbruch rechtfertigen könnte. Deshalb wird die Nation im Dunkel gehalten und das Himmelszelt mit Rosenfarbe bepinselt. „Trotzdem würden wir gewissenlos handeln, wenn wir unsere Rüstung nicht stets wieder auf einen unseren Mitteln und Kräften entsprechenden Stand bringen wollten.“ Antwort: Also haben wir 1911 gewissenlos gehandelt und handeln heute wieder gewissenlos: denn der „entsprechende Stand“ wurde und wird nicht einmal erstrebt. Er wäre erreicht, wenn von je hundert Deutschen einer zum Wehrdienst ausgehoben würde; nach dem Gesetz vom März 1911 ist der Prozentsatz 0.849,786, nach dem neuen Entwurf 0.838,202. Und hinter der Tabelle, die uns diese Zahlen vors Auge rückt, stehen in der Begründungschrift die Worte: „Die Verhältnisse bleiben also in Wirklichkeit gleich.“ Gewissenlos? Wird der „entsprechende Stand“ nicht erreicht, dann, pfeifts aus der Orgelkanzelle, „sind alle unsere Aufwendungen für Wehrzwecke überhaupt am letzten Ende werthlos“. So redet Einer, der sich selbst nicht hört. Der Abstand von heller Vernunft und rechtem Sinn wird noch weiter. „Deutschland ist zu jedem Krieg bereit, der ihm aufgezwungen werden soll.“ Drei Minuten nach der Verkündung, aller Mehraufwand sei zwecklos verthan, wenn die neue Vorlage nicht angenommen werde; nach diesem gemeingefährlichen avis au lecteur étranger, der daraus doch schließen müßte, zu einem rasch, vor der Auswirkung des Aprilgesetzes ihm aufzuzwingenden Krieg sei Deutschland nicht bereit. Und des Politikers Leistung ist an dieser Stelle eben so erbärmlich wie des Logikers. Der sagt Zweierlei. Erstens: Niemand bedroht uns; keine Horizontsverdüsterung nöthigt uns, heute mehr zu fordern als vor einem Jahr; daß wir dennoch mehr fordern, ist die Folge ernsten Gewissensdranges. Zweitens: Ohne volle Ausnützung unserer Wehrkraft ist aller Aufwand werthlos; deshalb wollen wir, daß ein Fünftel des Jahreszuwachses ungenützt bleibe, und knüpfen an dieses Willens Ausdruck die Mahnung, an Deutschlands Bereitschaft zum Krieg nicht etwa zu zweifeln. Das Thun, das wir als eines Gewissenlosen, ein werthloses vehmten, just dieses empfehlen wir. Wenn wir der Wehrpflicht nicht alles Erraffbare opfern, ists, als gäben wir ihr gar nichts; drum verlangen wir vier Fünftel des Nöthigen. „Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch; ich habe manche Zeit da-

Google

mit verloren, denn ein vollkommner Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. So schwätzt und lehrt man ungestört; wer will sich mit den Narrn befassen? Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Auch der in den Reichstag Abgeordnete glaubts. Nimmt das vor jedem Wunschzettelchen erneute Geplärr über Rüstungmängel für den Wächterruf nestorischer Weisheit, dem aus dem Lager der Feindschaft das Echo antworten müsse: „Wenn die Deutschen selbst sagen, daß sie mit ihrer Kriegsvorbereitung nicht fertig sind, dürfen wir, als Gentlemen, ihnen die dazu unentbehrliche Zeit nicht durch einen Ueberfall kürzen."

Schon aber reckt der Magister den langen Arm und dräuend wimpelt sein Zeigfinger von der Estrade. „Keine Regirung einer Großmacht wünscht, gegen uns Krieg zu führen." Das mögen Klippschüler glauben. Die vergessen haben, was im Marokkoherbst und im Kongowinter der selbe Mund berichtet hat. „Um so mehr bedaure ich die alarmirenden Gerüchte, die Handel und Wandel stören." Gerüchte nennt der Herr den Nachweis kriegerischer Franzosenstimmung. Wer ihn erbringt, nützt, so gut ers vermag, seinem Vaterland; wer ihn verschweigt oder wegzuschwatzen trachtet, ist, all in seiner Excellenz, eine in Fleisch und Bein wandelnde Reichsgefahr. Ob Herr von Bethmann Etwas bedauert oder froh begrüßt, ist kaum der Rede werth; eine Stunde nach seiner Entamtung würde von ihm kein Reporter noch über Staatsgeschäfte ein Urtheil erbitten. Fast immer lag, wo ihm Bedauern das Köpfchen schüttelte, ein Grund zu patriotischer Freude. Und hat in vierzig Jahren deutscher Geschichte ein Anderer Handel und Wandel so arg und so lange gestört wie der Fuchtler von Agadir, der Weigerer anglo-deutscher Flottenkontingentirung, der Erwirker des libyschen Krieges? Der hatte vor der Dardanellensperre schon die Handelseinkunft um Milliarden geschmälert. Kann sich nie aber zur Erkenntniß eigener Schuld entschließen, wähnt sich den unter ewig Blinden allein Scharfsichtigen und wagt, jetzt noch, nach der alten Lieblingrolle zu langen. Abkanzler: nur dieses Amt spendet ihm hohe Wonne. Was bliebe ihm sonst? Kein Schöpfergedanke hat auch nur mit flüchtigem Fittich jemals seinen Hirnrand gestreift. Unter seiner Verantwortung wurde die berliner Politik wieder, was sie in Manteuffels trübsten Tagen gewesen war; und

Google

wieder konnte ein Beamter von Mark und Geist stöhnen, wie vor fünfundfünfzig Jahren der zum Bundestag bevollmächtigte Junker Otto von Bismarck: „Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker und doch traut uns eigentlich Niemand. So weiter zu vegetiren, dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Dip'omatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch: denn wir werden den Mund schwerlich dazu aufmachen, wenn wir nicht geradegähnen. Abereine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden. Sind, wie jetzt in Berlin, weder An- noch Absichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich plan- und zwecklosen Beschäftigung nieder. Ich thue nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich, hoffe ich, wird mir Alles eben so ‚Wurscht' werden wie anderen Leuten." Bis ins tiefste Gefühlsfäserchen ist heute so die Stimmung der besten deutschen Beamten. Und die jedem Vorgesetzten in Trauerdemuth ergebenen selbst haben erkennen gelernt, wessen Schuld ihrem Mühen den Fluch der Unfruchtbarkeit, aller Flüche furchtbarsten, zuzog. Im ganzen Reich weiß es nur Einer noch immer nicht. Der findet sich in einem ewigen Glanz und glaubt, nur Undank und Mißverstand weigere ihm das Rügerecht des Abkanzlers. „Tirpitz war stärker als ich, der die Pflicht, einen von keinem Politikerbedenken angekränkelten Fachfanatismus im Reichsinteresse zu dämmen, nicht fühlte, zu fühlen nicht wagte. Weil auf seinen Wunsch, der sich rasch in Allerhöchsten Befehl wandelte, der Löwentheil des erlangbaren Geldes fortan der Seewehr zugewandt werden sollte, durfte Frankreichs Vorsprung mich nicht zum Versuch rechtzeitiger Heeresstärkung spornen; mußte die Wurzel unserer Landmacht mählich verdorren. Das ging, bis Wermuths Druck härter als Tirpitzens wurde, bis die grassen Fehler meiner Franzosenkur eine beschwichtigende Erhöhung der Heeresziffer erzwangen und die Nation zu merken begann, daß der kurzsichtige Ressorteifer des Marine-

Go gle

herrn sie in eine vom Reichswachsthum nicht bedingte Britenfeindschaft verstricke. Im vorigen Lenz habe ich Unzulängliches gefordert, weil ich hoffte, Frankreich werde sich dem Kanzler dankbar zeigen, der Elsässern und Lothringern einen aus allgemeinem und gleichem Stimmrecht zu wählenden Landtag sammt der Vollmacht zum Bundesrath geschenkt hatte. Auch diesmal fordere ich, nach der Enttäuschung von solchem Hoffen, Unzulängliches: weil der Großadmiral die Gelegenheit, das längst ersehnte Dritte Geschwader einzuheimsen, nicht verpassen will und mich, der ihm nur die großen Kreuzer abzwacken konnte, der Monate währende und den Kaiser tief verstimmende Streit der Reichsämter erkennen lehrte, wie schwer einem auf schnellen Erfolg Angewiesenen die Deckung größeren Aufwandes werden müsse. Ich weiß, daß ich Beträchtlicheres verlangen, mehr an das Volk in Waffen als an den Rath der Hofgenerale denken müßte, daß meine Aprilvorlage nirgends dauerbare Spur eindrücken kann; muß aber, bis sie im Hafen ist, thun, als hinge an ihrem Papiermast des Reiches Schicksal." Ins Richtmaß solcher Sündenbeichte konnte sich nur ein Kräftiger recken, der nicht am Firniß des Amtes klebt noch von eitler, flacher Ambition beherrscht wird. Jedem Anderen empfahl sich die Hexenküchenkunst, die alt ist und dennoch stets wieder neu. „Es war die Art zu allen Zeiten, durch Drei und Eins und Eins und Drei Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten."

Aus Eins mach' Zehn!

Keinem Gebiet hat diese Art sich so fest eingewurzelt wie dem der Staatsfinanzen. Deshalb durfte Horchersneugier erlauern, was Herr von Bethmann über den Weg sagen werde, von dessen Saum er den Entschluß zu einer alle Blicke verblüffenden Finanzirung gepflückt habe. Sicher war bisher nur, daß Staatssekretär Wermuth die Wehrkosten durch den Ertrag der auf überlebende Ehegatten und Kinder erweiterten Erbschaftsteuer decken wollte. Er hatte, als der neue Reichshaushaltsplan im Bundesrath erwogen wurde, gegen den Widerstand süddeutscher Finanzminister (der preußische, ihm zu Dank verpflichtete, blieb dem Zwist fern) durch die ultima ratio eines Abschiedsgesuches die Bürgschaft errungen, daß seine Deutung des siebenzigsten Verfassungartikels als Grundriß des Reichsfinanzbaues zu gelten habe. Zwar klagte

Google

mancher Kollege ihn eines gefährlichen Strebens nach Centralis-mus an; doch der Mann, der die Hand auf den Reichsbeutel hielt und sich nicht einmal vor Tirpitzens Ueberwindergewohnheit beug-te, schien noch unbesiegbar. Und hatte geschworen, von dem erober-ten Boden nicht eines Fußes Breite je wieder hinzugeben. Neue Ausgaben nur gegen das Zugeständniß ausreichender Deckung zu erlauben. Ueberschüsse? Sind unsicher; hängen am Zufalls-faden der Konjunktur; den fetten folgen auf der Jahresweide bald magere Kühe. Die Ueberschüsse, hat er gelobt, sollen die Reichs-schuld tilgen. Der Versuch, irgendeinen Massenkonsum mit neuer Steuer zu belasten, riefe aus allen Weltbeglückerwinkeln die De-magogen auf die windige Schanze. Einstweilen darf auch nicht ruchbar werden, daß der Entwurf eines Reichsmonopols für den Vertrieb elektrischer Kraft im Schatzamt liegt und Monopole für Spiritus und Petroleum, Streichhölzer und Cigarettenpapier geplant werden. Ihr braucht Geld für Heer und Flotte und könnt dem röthlichen Reichstag nur eine Kapitalistensteuer vorlegen? Sollt sie haben. Doch muß sie den Gesammtbedarf der fünf Jahre decken, für den ersten Kongohunger Etwas übrig lassen und vom Steuerregenten ohne Ansehensverlust durchzulotsen sein. Die Möglichkeit, unverletzt uns an Skylla und Charybdis vorbeizu-schlängeln, bietet nur ein freundliches Mittel: die Erbschaftsteuer. Jede andere würde, weils eine andere ist, morgen verschmäht. Nach ihr schreien, wie nach dem köstlichsten Quickborn, Liberale und Sozialisten aller Sorten. Und das Dutzend Stimmen, das im schlimmsten Fall zur Mehrheit noch fehlt, ist uns gewiß wie von der Kirchenkanzel das Amen: denn weder Konservative (deren be-hendeste Truppe Herrn von Heydebrand, als den Organisator der Wahlniederlage, leis und listig befehdet) noch Centrumsmannen dürfen sich als Verweigerer einer der Wählermasse unschädlichen Besitzsteuer ins Urnengetümmel wagen. Auch ich ließe den lästigen Kram lieber beim Gerümpel; da Du, Theobalde, aber Geld von mir verlangst, muß ichs da suchen, wo es sicher zu finden ist. Auf-hebung des Branntweinsteuerkontingentes? Bringt, erstens, nicht genug; zwingt, zweitens, zu Entschädigung starker Bundes-staaten; wird, drittens, trotz dem Gebrüll, das sie Jahrzehnte lang heischte, jetzt heruntergehunzt: weils eben nicht die geliebte, erflehte, wie die besace des gueux von frommer Andacht umhegte

Google

Erbschaftsteuer ist. Der Verzicht auf die berüchtigte „Liebesgabe“ wird uns nicht viel mehr nützen, als im ersten Militärkonflikt dem König von Preußen der Verzicht auf den fünfundzwanzigprozentigen Zuschlag zur Einkommen-, Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer genützt hat. Fast auf den Tag ists fünfzig Jahre her. Bismarck hörte in Petersburg, was in Berlin die Glocke geschlagen hatte; und schrieb, am zwölften April 1862, an Roon: „Wie kam man eigentlich darauf, den fünfundzwanzigprozentigen Zuschlag jetzt aus dem Fenster zu werfen? Denkt man etwa, damit die Opposition zu versöhnen? Auf die Wahlen wird Das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher gut eingehende, also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammermoment die Konzession in Handeln und Dingen verwerthen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen sollen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne Kampf, aus unbestimmter Wahlangst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswerther Dimension. Ich will mich schriftlich nicht stärker ausdrücken.“ Der Schnaps wirkte; die siegreich wiederkehrende Fortschrittspartei konnte noch schrillere Tonart wagen. So wirds uns nach dem Kontingentsopfer ergehen. Ein verwünscht gescheiter Gedanke, dessen ertraglose Ausführung man jetzt herzlich dumm nennen müßte. (Von Faustens zu Macbeths Hexenzunft. Kühn ist Zahm und Zahm ist Kühn.) Also Erbschaft. Der Kanzler stimmt zu. Zaudert noch einmal und erwägt, ob ers nicht bis in den Herbst schieben solle. Unmöglich: Heeringen. Ganz unmöglich: Tirpitz. Unter allen Umständen vor Kiel: Wilhelm. Abgemacht. Erstens: Frühling. Zweitens: Erbschaftsteuer. Noch am dritten Tag nach dem Februaridus gilt nur diese Losung. Herr Speck (vom Centrum) hat, nicht ohne Rechtsgrund, gesagt, in dem Versuch, die erweiterte Erbschaftsteuer durchzudrücken, müßten die Fraktionen, denen die Finanzreform zu danken sei, die Absicht erkennen, sie öffentlich zu brüskiren. Schon ragt, wie der Pisanerthurm, der Abkanzler über den Saal hin; schlenkert die Linke, schüttelt die Rechte und fegt unziemlichen Machtanspruch weit aus dem Dunstkreis seiner Hochgestalt. „Beifall links!“ Um die Osterstunde wird die Erbschaftsteuer, die Retterin, dem Reich auferstehen.

Google

Und Zwei laß gehn!

Vier Wochen danach ist Herr Wermuth Staatssekretär a. D. Keine Audienz; weder Handschreiben noch Orden. Schlichter Abschied. Nach abermals vier Wochen veröffentlicht er einen Aufsatz, der erklärt, weshalb sein Gewissen ihn trieb, die Vertretung des neuen Deckungplanes abzulehnen. Unvorsichtige Bilanzirung. Unvermeidlicher Rückfall in eine lüderliche Pumpwirthschaft. Zweckwidrige Verwendung der Ueberschüsse. Die könne fürs erste Jahr allenfalls die Wehrkosten decken; für die vier folgenden Jahre fehle noch jede Vorsorge. Die größte Bank oder Industriegesellschaft, deren Direktor oder Prokurist mit solcher Motivirung austräte, wäre bis ins tiefste Gebälk erschüttert; müßte einer Kriminalunterſuchung gewärtig sein. Dem Geschäftsführer des Deutschen Reiches schadets nicht. Weder Lindequist noch Wermuth. Ward irgendwo Aehnliches jemals erschaut, erhört, von freien, nicht livrirten Menschen geduldet? Herr von Bethmann schließt einen Kolonialvertrag, der dem Reich Riesenstrecken sumpfigen, verpesteten, durch Raubbau siech gewordenen Landes zufügt, fast dreihunderttausend Quadratkilometer, darunter, neben dem trauten Heim der Schlafkrankheit, gewiß auch Sprengsel reinlichen, bewohnbaren Bodens. Der Leiter des Reichskolonialamtes, ein stiller, von aller Pose abgeneigter Patriot, spricht: „Noch die leiseste, nach sämmtlichen Seiten beschränkte Empfehlung dieses Vertrages würde mich vor meinen Landsleuten entehren; noch die zagste Andeutung eines Glaubens an den Nutzen, selbst einen nach Jahrzehnten erst fühlbaren, des Eingehandelten wäre mit meiner Gewissenspflicht, meinem Diensteid unvereinbar; ich scheide aus dem beneideten Amt, aus lange erstrebter Würde, aus der mir liebsten Wirkensmöglichkeit, nehme die Ungnade als Kreuz auf mich, nur, um nie einem deutschen Menschen für diesen Abschluß verantwortlich zu sein.“ Der Vertrag wird vom Reichstag angenommen. Dem Kanzler das Gehalt bewilligt. Von Verwegenen oder Bedürftigen sogar noch Beifall gespendet. Im selben Haushaltsjahr legt er einen Finanzplan vor. Und aus dem Munde des Reichsschatzsekretärs, den gestern noch alle Zungen überlaut priesen, aus dem Mund eines Mannes, der sich auf jedem Posten bewährt hat und ohne dessen Stützkraft Herr von Bethmann schon auf dem Stuhl Posadowskys unmöglich war, hören die zur Prüf-

Google

ung Berufenen: „Dieser Plan ist so unzulänglich, so unsolid und allen Regeln ernster Finanzkunst zuwider, daß ich, um jeder Gemeinschaft mit seinen Ersinnern ledig zu werden, mein Amt, meine Staatsmannszukunft hinwerfe und, mit fast zornigem Unwillen meines Kaisers beladen, in der Gipfelzeit meines Arbeitvermögens in die Enge eines Bürgerhauses zurückkehre.“ Dem Plan ist die Zustimmung des Reichstages beinahe, dem Kanzler sein Gehalt ganz sicher. Das hat der Kampf um Verfassung und Freiheit beschert. Ward im dunkelsten Balkanstaat Aehnliches je erlebt?

Vor manchem Herd, aus dessen Wärmbezirk der Glaube an die Tauglichkeit Theobaldi längst gewichen ist, darf der unwahrscheinlichste aller Staatsgeschäftsführer sich noch an glimmenden Bleibseln eines Menschengefühles rösten. „Er möchte so gern; kann leider nur nicht. Bieder ist er, ohne Falsch, bescheiden, wohlwollend; vom Schopf bis zur Zehe galantuomo. Und die Freundlichkeit der Sitten ist ihm nicht, wie dem schillernden Charmeur aus Klein-Flottbeck, von klügelndem Menschenwitz angetüncht.“ Das Eidolon des grimm nach der Budenscheibe Speere werfenden, Götter und Götzen ehrenden Oberlehrers (der oft auch anderen Zufallstitel trägt). Hätte Idolatrie fragen gelernt: endlich müßten sie Zweifel zerbeizen. Der freundlich Wohlwollende brauchte zu Lindequist, zu Wermuth nur, wie der Herr Gott zum Schalk, menschlich zu sprechen. „Halten kann ich Sie nicht; noch gar Ihnen Gewissensnoth zumuthen. Unverlierbar aber bleibt mir stets das Gedächtniß Ihrer Mitarbeit; und schönste Ehrenpflicht, ihr an Dank und Huld des Reichshauptes das Gebührende zu erwirken. Sachliches, meinetwegen auch persönliches Interesse mag meinem Auge die Dinge färben; daß ich sie anders sehe als Sie, kann Ihnen kein Grund zu Herzensgroll sein. Lassen Sie michs auf meine Weise versuchen. Und thürmen nicht Sie gerade mir neues Hinderniß!“ Hätte Herr von Lindequist, Herr Wermuth sich der verpflichtenden Macht solcher Bitte entzogen? Ein Schlackiger hätte es nicht vermocht. Doch Herr von Bethmann streckt sich ins Gewölk. Weh Jedem, der ihm Reverenz weigert! Weh der „nachgeordneten Stelle“, die in frevler Vermessenheit nach eigener Meinung langt! Ungehorsam (so nennts der Höhenwahn Eines, der sich nie sah, nie behorchen lernte) stürzt aus dem Himmelslenz des Elysion jäh in den finsteren Tartaros. Keine Audienz; weder

Google

Handschreiben noch Orden. Schlichter Abschied. Der Schnaubende ahnt nicht, was er anrichtet. Mit welchem Flor er Beamtenblicken das Bild seines Kaisers verhängt. Wie ängstlich die Nächsten in den Zügen des Strafenden, Wüthenden die Spur eines Selbstvergottungdranges suchen. Welche Gefahr er sich selbst heraufbeschwört. Die danklos Weggestoßenen sind nun ja völlig frei; schulden ihm nicht einmal mehr die holde Treupflicht des Schweigens. Reden sie aber, dann ringt der dem All Vorgesetzte die Hände. „Ists möglich? Das hätte ich Dem doch nicht zugetraut.“

Und Drei mach' gleich!

Herr von Lindequist war von den Nachbarn wohlbekannten Delatoren frech der Amtsgeheimnißlüftung verdächtigt und mit einer Disziplinaruntersuchung bedroht worden, deren Ergebniß nie ans Licht kam. Nicht jeden Fehler braucht der Olympier zu wiederholen. Herr Wermuth ist aus härterem Holz; dessen Splitter noch Pfeile werden. Lieber also einmal Philipps Probe von dem Gegentheil. Der Kanzler dosirt den Nachruhm; nickt dem „Verdienstvollen“ gnadenreich bedächtiges Lob. Herr Kühn, der brave Nachfolger, jodelt (mit hoher Erlaubniß, darf man wohl hoffen). „Den Aufsatz“ (der vor dem Finanzplan des neuen Herrn, als vor einem schlechten, durchaus schädlichen Stück Schleuderarbeit, mit wuchtigem Nachdruck warnt) „hat eine sachkundige Hand geschrieben.“ (Im Ernst: „eine sachkundige Hand“; habemus Excellenz Wippchen.) „Bis in die letzte Zeit stand ich zu dem Verfasser in einem Treuverhältniß. Letzten Endes weiß ich mich auch jetzt mit ihm eins und bin ihm dankbar dafür, daß er, gerade in diesem Aufsatz, so beherzigenswerthe, goldene Worte gesprochen und auch nach seinem Scheiden aus dem Reichsschatzamt sich der Interessen des ganzen Reiches in so warmherziger Weise angenommen hat.“ Herders frohe und treue Lerche steigt jubilirend himmelan. Kein Auge bleibt trocken. Keinen beschleicht noch der Zweifel, wem auch im Alpenverein die Nachfolge Sydows gebühre. „Zwischen des Verfassers und meiner Ansicht giebt es nur einen Unterschied, der nicht sehr erheblicher Natur ist.“ Letzten Endes. Denn dieser Verfasser sagt, höflich wie ein wohlerzogener Mann, letzten Endes dennoch: „Die Quacksalbe, die Du dem Reich verschreibst, würde es, nach meiner Ueberzeugung, so arg

Go gle

schwächen, daß ich mich nicht stumm von dem Pfuschrezept wegwenden darf, sondern laut von ihm abmahnen muß.“ Und der Rezeptirkünstler jodelt. Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. Ein rüstiger, stämmiger Staatssekretär rennt aus dem Amt, dem er noch Lüstren lang vorsitzen konnte, und ruft unter dem nächsten Mond durch Deutschlands Gaue: „Was da jetzt gebraut wird, ist Gift; hütet Euch, Bürger und Bürgerrechtswächter, vor der höllischen Latwerge!“ Das Ereigniß ist ohne Beispiel in deutscher Geschichte. Aus der Höhe aber trillerts: „Wir sind ganz einig. Beherzigenswerthe, goldene Worte sprach diese sachkundige Hand. In warmherziger Weise nimmt sie sich der Reichsinteressen an. Nur ein Unterschied ist zwischen der Hand und dem Hirn; doch einer von nicht sehr erheblicher Natur.“ Von nicht „erheblicherer“ gewiß, als im Oktober der zwischen den Herren von Lindequist und von Bethmann war. Hebt auch den gewichtigen Herrn Solf nächstens ein Lerchengefieder in Wölkchenschleier?

So bist Du reich.

Aus dem Trockenbeet bethmännischer Weisheit: „Keine Armee kann ohne die Rückendeckung durch starke Finanzen agiren.“ (Gegenbeispiele aus unserer Zeit: die Türkei im Kampf gegen Rußland; Japan vor Shimonoseki, auf Korea, in der Mandschurei; Italiens Erlebniß in der Erythraea und der Kyrenaika.) „Aber eine starke Armee ist zugleich das sicherste Fundament guter Finanzen.“ Aus den Vereinigten Staaten von Amerika und aus der Eidgenossenschaft des Schweizervolkes kann also nichts Rechtes werden, ehe sie sich ein starkes Heer anschaffen. „Die Erweiterung der Erbschaftsteuer hätte zweifellos die Kluft zwischen den bürgerlichen Parteien vergrößert.“ Die von Amtes wegen veröffentlichte Angabe, diese Steuer sei vom einstimmigen Votum der Bundesstaaten abgelehnt worden, wird nicht wiederholt: weil die Stimmführer dieser Staaten sie nicht nur als unwahr erwiesen, sondern vor Aller Ohren auch bestritten haben, daß es in der Lebenszeit der neuen Wehrvorlagen je nur zu ernster Verhandlung über diese Steuer gekommen sei. (Herrliche Tage. Der amerikanische Colonel Goethals verpfändet sein Wort der Behauptung, daß ihn der Deutsche Kaiser die Befestigung des Panamakanals empfohlen und die genauen Maßziffern der in Rußland geplanten Linienschiffe gegeben habe. Der Abgeordnete Cirmeni erbietet

Google

sich zum Beweis der Thatsache, daß von des Deutschen Kaisers Lippe in Venedig der Satz fiel: „Wenn ich ein so intelligentes und patriotisches Volk wie das italienische hätte, würde ich die Hälfte Europas erobern.“ Minister deutscher Bundesstaaten erklären: „Unsere Stellung zur Erbschaftsteuer ist gar nicht erkundet worden.“ In allen Fällen wird Ukasen des Kanzlers stramm die Glaubwürdigkeit abgesprochen.) Jetzt stehen wir also in Wemuth vor der „Kluft zwischen den bürgerlichen Parteien“. Die Herr von Bethmann zu schließen, mindestens zu verengen trachtet? Deshalb hat er am zehnten November 1911 gesagt, die Deutsch-Konservative Fraktion des Reichstages schädige, um Parteiinteressen zu dienen, das Deutsche Reich, belaste ihr nationales Gewissen mit einer „Schmähung“ der Regirenden, „bringe, um des Parteizweckes willen, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze, kompromittire dadurch den Patriotismus und vergeude so ein werthvolles Gut“. Hat diese Fraktion also des infamsten Handelns geziehen, das zu erdenken ist. Und möchte den so Angeprangerten nun die Bewohner reinlicherer Zellen versöhnen. Das wird, Alles, von diesem Mann ohne Lebensleistung hingenommen. Er scheucht die Tüchtigsten in der ihnen ungünstigsten Stunde aus dem Amt. Er stiftet draußen und drinnen gefährliche Wirrniß, die des Reiches Bürgerschaft bezahlen muß, weist mit dem Magisterfinger dann auf die entstandene Kluft und merkt nicht, daß sie schnell sich, wie einst die aus dem Forumsschlund klaffende, schlösse, wenn in ihm der selbstlose Muth eines Marcus Curtius lebte. Was merkt er? Nicht, weil er der Erbschaftsteuer ausbog, wird er getadelt, sondern, auch von deren Gegnern, weil er, der sie angekündet hatte, nach dem ersten Einschüchterungversuch sie, sammt seinem fähigsten Helfer, fallen ließ. Er merkts nicht. Um den Glauben zu schaffen, die Wahl dieses Deckungmittels hätte die Annahme der Wehrvorlagen vereitelt, läßt er sich von den Sozialdemokraten den Willen zur Ablehnung bestätigen, und kneift das Auge vor dem Licht der Gewißheit zu, daß die selbe Partei, die für Heer und Flotte Alles weigert, just nur für das eine Deckungmittel, Mann vor Mann, eingetreten wäre; daß von einer Mehrheit also die Wehrkräftigung, von einer mindestens eben so sicheren das für die Rechnung nöthige Geld zu haben war. Zu keinem nützlichen Werk bereitet, steht er, starr, ein allem Lebendigen Ferner; und zu Häupten schwirrt nie ihm, heute noch nicht, die Ahnung Dessen, was Deutschland ersehnt.

Google

Deutsche Volkswirthschaftlehre.

Vor einigen Jahren entstand wegen der Besetzung mehrerer Lehrstühle der Staatswissenschaften eine Zeitungfehde, die dann von Zeit zu Zeit aufs Neue ausgebrochen ist. Auf der einen Seite (ob von den Professoren selbst oder von ihren Freunden, weiß ich nicht) wurde behauptet, die Kathedersozialisten beherrschten die Fakultäten und ließen Gelehrte anderer Richtung nicht zu; besonders der Geheimrath Schmoller schalte als Diktator und übe einen unheilvollen Einfluß auf die Regirung aus. Die andere Seite (wiederum weiß ich nicht, ob die Zeitungen von den Angegriffenen oder von anderen Personen bedient wurden) beschwerte sich über den Druck, den die Großindustriellen auf die Regirung ausübten; die, ihnen zu Gefallen, die „Strafprofessoren“ berufen habe. Da ich nicht die mindeste Fühlung mit Hochschulen habe, vermag ich nicht zu beurtheilen, wie weit die Anklagen begründet sind. Ich sehe nur, daß es die „Scharfmacherorgane“ sind (eins von diesen, die Schlesische Zeitung, lese ich regelmäßig), die gegen die „Kathedersozialisten“ Partei ergreifen, weil sie, heißt es, die übertriebenen Ansprüche der Lohnarbeiter unterstützten und die Regirung auf der Bahn einer Arbeiterfürsorge, die der Industrie unerträgliche Lasten aufbürde und die Unternehmer fesfele, immer weiter drängten; die Frankfurter Zeitung hingegen nahm gegen die neue Richtung Partei. Die Schlesische Zeitung war nun sehr erfreut, als sie ihren Lesern berichten konnte, daß dem Kathedersozialismus Unwissenschaftlichkeit, ein den Grundsätzen echter Wissenschaft widersprechendes Verfahren, nachgewiesen werden könne. Einige Männer der neuen Richtung stellten der kathedersozialistischen Schule gegenüber die Forderung auf, die Nationalökonomik müsse „exakte Wirthschaftforschung“ werden. Professor Richard Ehrenberg in Rostock gründete 1905 als Organ für solche Forschung das Thünen-Archiv; und im Jahr 1907 wurde den „Verhandlungen, Mittheilungen und Berichten des Centralverbandes deutscher Industrieller“ ein „Plan zur Errichtung eines Institutes für exakte Wirthschaftforschung“ beigegeben, dem die Aufgabe gestellt wird, „den Glauben an die herrschenden, mit glänzender Rhetorik vorgetragenen Lehrsätze zu erschüttern, die Unfertigkeit dieser Theorien den jungen Volkswirthen (gemeint sind wohl die Studirenden der Volkswirthschaftlehre) zum Bewußtsein zu bringen, mehr Verständniß für das wirthschaftliche Leben zu wecken.“ Den Großbetrieben sei das Material zu den Ausarbeitungen zu entnehmen, die der Leiter des Institutes vor der Veröffentlichung den Großindustriellen zur Genehmi-

Google

gung vorzulegen habe. Zur Gründung des Institutes ists, so viel ich weiß, noch nicht gekommen, dagegen ist von konservativen und sanftliberalen Herren eine „Vereinigung für exakte Wirthschaftforschung“ gegründet worden, die im Februar in Berlin ihre erste Hauptversammlung abgehalten hat. Was die Abhandlungen Ehrenbergs, den ich wegen seines Werkes „Das Zeitalter der Fugger“ schätze, und seiner Mitarbeiter am Thünen-Archiv betrifft, so kann ich nicht finden, daß sie wesentlich verschieden seien von den Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik, der Organisation der „Kathedersozialisten“. Auch Pohle gesteht, daß die hundertdreißig Bände, die dieser Verein herausgegeben hat (besonders die neun Bände Untersuchungen der Lage des Handwerks in Deutschland) an brauchbarem Thatsachenmaterial reich sind.

Ludwig Pohle, Professor der Staatswissenschaften in Frankfurt, unternimmt nämlich, die Verwerflichkeit der kathedersozialistischen Methode in einer besonderen Schrift nachzuweisen. („Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirthschaftlehre.“ Leipzig, bei A. Deichert, 1911.) Er bekennt, daß er selbst früher der von ihm jetzt bekämpften Richtung zugeneigt habe. (Den ungebührlichen Zugeständnissen an den Halbsozialismus dürfte er auch Manches von Dem zurechnen, was er in seiner lehrreichen Schrift: „Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer“ gesagt hat; so, zum Beispiel, den Satz: „Das Dasein der Kartelle ist eine Bestätigung der Anschauung, daß das System der freien Konkurrenz eben so wenig als eine für die Ewigkeit bestimmte Wirthschaftverfassung angesehen werden darf wie die Gesellschaftordnungen, die ihm vorausgegangen sind.“) Pohle bezeichnet als den Fehler der herrschenden historisch-sozialpolitischen Schule, daß ihre Anhänger, wie er behauptet, politisiren, statt voraussetzunglos zu forschen. Daß sie, so weit sie forschen, Das unter der Einwirkung ihrer politischen und sittlichen Ideale thun, welche die Ergebnisse fälsche. Daß sie auf Grund ihrer so gefundenen falschen oder wenigstens einseitigen Ergebnisse den gegenwärtigen Zustand kritisiren und für die Zukunft Forderungen stellen. Schmoller habe in seiner Rektoratsrede 1897 gesagt, daß alle großen idealen Güter der Menschheit, das Christenthum, die Rechtsentwickelung und andere auf den Weg der sozialen Reformen hinweisen, und als Aufgabe der Wissenschaft bezeichnet: „für diese uralten, ethisch-religiösen und rechtlich-staatlichen Imperative die kausale Begründung zu geben und den strengen Beweis der Wahrheit zu erbringen.“ (Ich bin nicht im Besitz dieser Rede, vermuthe aber, daß Schmoller, dessen Objektivität mir, nachdem ich seinen „Grundriß der Allgemeinen Volkswirthschaftlehre“ gelesen,

Google

unangreifbar erscheint, das Erwähnte nicht als die Aufgabe der Nationalökonomik, sondern als eine ihrer Aufgaben hingestellt hat.) Eben deshalb, fährt Pohle referirend fort, „sei auf den Sieg der Wissenschaft trotz allen entgegenstehenden egoistischen Interessen zu hoffen. Wenn auch im Einzelnen die Maßregeln streitig seien, die Richtung im Ganzen sei es nicht mehr.“ Gerade Das, ruft Pohle, „was Schmoller hier als unbestritten hinstellt, die wissenschaftliche Richtung als solche, die wirthschaft- und sozialpolitische Forderungen im Namen der Wissenschaft erheben zu können glaubt, soll im Folgenden mit aller Schärfe und ohne jede Konzession bestritten werden.“ Dieser Glaube sei Köhlerglaube, nicht Wissenschaft. Schon im theoretischen Theil der Nationalökonomie trete ja bei den Anhängern dieser Schule der unheilvolle Einfluß der vorgefaßten Meinung hervor, indem sie ein Ideal der Einkommenvertheilung aufstellten. Noch schlimmer aber gestalte sich die Sache im praktischen Theil, der es mit der Wirthschaftpolitik zu thun habe. Obwohl Pohle ausdrücklich tadelt, daß die Gegner der Kathedersozialisten in deren Fehler verfielen, indem sie, zum Beispiel, deren Schutzzollargumenten gegenüber den Freihandel vertheidigten, legt er doch seinem Programm für den praktischen Theil selbst ein Ideal zu Grunde: die freie Konkurrenz der selbständigen Einzelwirthschaften; ja, er behauptet sogar, wo diese nicht herrsche, sei eine Wissenschaft der Nationalökonomie gar nicht möglich. Auf dieser Ansicht fußend, definirt er die volkswirthschaftliche Aufgabe des Staates im Sinn des manchesterlichen Nachtwächterideals. Nun habe jedoch der Staat sich niemals in den Schranken gehalten, sondern sich immer und überall in die volkswirthschaftlichen Prozesse eingemischt und dadurch den Stoff für den praktischen Theil geliefert. Die Aufgabe der Wissenschaft diesem Thatbestand gegenüber sei eine dreifache. Erstens habe sie die wirthschaftlichen Verhältnisse und Entwickelungen darzulegen, die den Anlaß gaben, die Einmischung des Staates zu fordern. Zweitens die Folgen zu beschreiben, die ein bestimmter Eingriff des Staates nach sich ziehen muß. Drittens die moralischen und politischen Grundsätze und Ideale darzulegen, von denen aus die Parteien zu solchen Forderungen gelangen. Aber selbst Forderungen aufstellen: Das dürfe der Mann der Wissenschaft nicht; die Wissenschaft werde entwürdigt, wenn man sie zur Magd der Politik mache, wie sie ehedem, als Magd der Religion, dazu verurtheilt gewesen sei, das Dasein Gottes und den Optimismus zu beweisen. Für seine Person möge auch der Nationalökonom Ideale hegen, aber als akademischer Lehrer dürfe er kein Interesse daran haben, daß gerade sein Ideal und nicht das des po-

Google

litischen Gegners verwirklicht werde; Propaganda und Ursachenforschung vertrügen sich nicht mit einander. Der Forscher diene übrigens sogar der Praxis besser, wenn er sich jeder Tendenz enthalte, weil die Praxis irr gehen müsse, wenn er ihr, von seiner Tendenz geblendet, falsches Thatsachenmaterial liefere. Dies die These Pohles. Daß bei der Forschung Zweck und Werthung ausgeschaltet werden müßten, ist auch auf dem Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt am Main (Oktober 1910) beinahe einstimmig gefordert worden, besonders lebhaft von Sombart, der auch in seinen Büchern bei jeder Gelegenheit betheuert, daß er nicht werthe. Ich erwähne Das, weil er zu den von Pohle Angegriffenen gehört; er wird allerdings als reumüthiger, wenn auch mitunter rückfälliger Sünder mit Wohlwollen behandelt.

Der bescheidene Umfang meiner Literaturkenntniß gestattet mir kein Urtheil darüber, ob die in dem Buch genannten Männer mit einander so übereinstimmen, daß es gerechtfertigt erscheint, sie unter dem Namen Kathedersozialisten zusammenzufassen, und ob sie der Verletzung der Grundsätze echter Wissenschaft in dem gerügten Maß schuldig sind. Seit 1872, wo der Verein für Sozialpolitik gegründet und seinen Mitgliedern der Spitzname Kathedersozialisten angeheftet wurde, haben sich die Zustände so gründlich geändert, daß die damals schutzbedürftigen und zum Theil in wirklicher Noth schmachtenden Lohnarbeiter eine gefürchtete Macht geworden sind, und es ist möglich, daß manche der angegriffenen Professoren in ihren Publikationen diesem Wandel bisher nicht genügend Rechnung getragen haben. Mit den volkswirthschaftlichen Ansichten, die Pohle in seiner Polemik entwickelt, stimme ich zu einem großen Theil überein und über manchen seiner Aussprüche freue ich mich.

Das Alles würde mich also nicht veranlassen, anders als blos referirend über das Buch zu sprechen, wenn ich mich nicht gedrungen fühlte, gerade der These, die der Verfasser beweisen will, entschieden zu widersprechen. Die Wissenschaften, die den Menschen betreffen, können und dürfen von ethischen und politischen Idealen nicht absehen. Möglich ist die Enthaltung von Ideal, Werthung und Zweck nur bei der Mathematik und den Naturwissenschaften, und zwar den exakten, mit der Hilfe der Mathematik arbeitenden und den beschreibenden. Kein Mensch hat Grund, zu ersehnen, daß Dreiecke und Kurven oder fallende Körper oder sich ausdehnende Gase sich anders verhalten, als sie in Wirklichkeit thun, oder einer Blüthe mehr Staubfäden zu wünschen, als sie hat. Dagegen haben wir guten Grund, zu wünschen, der Mensch, der gemordet hat, möchte sich anders entwickelt haben und eine drohende Hungers-

Google

noth oder Handelskrise möchte abgewendet werden. Und gerade die mathematischen und beschreibenden Naturwissenschaften sind es, die den Forschungtrieb entbinden und ihm eine Befriedigung gewähren, die, bei Licht gesehen, ästhetischer Art ist. Es giebt kein herrlicheres, ergreifenderes Schauspiel als den Sternenhimmel; und ihm entspricht das geistige Schauspiel der Regelmäßigkeit der Planetenbahnen, der Gesetzmäßigkeit der Bewegungen der Gestirne. Welches Entzücken muß der Astronom empfinden, wenn ein Komet, dessen Bahn er berechnet hat, genau zur vorausbestimmten Zeit in dem Ort größter Sonnennähe eintrifft! Den selben Genuß bereitet jede Einsicht in eine Gesetzmäßigkeit oder Harmonie. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich mich in der Schülerzeit freute, als ich erfuhr, daß dem geometrischen ein arithmetisches Quadrat entspricht, und als ich an den Klangfiguren sah, wie der reine Ton durch Luftwellen erzeugt wird, die eine schöne, reine Kurve bilden. Auch die Blumen, mit denen sich der Botaniker beschäftigt, sind ästhetisch angenehm wirkende Gegenstände. Hier also ist es das Wissen an sich, was befriedigt, und es hat einen guten Sinn, zu forschen, nur um zu wissen. (Daß sich die Sache in der Geologie und in der Biologie anders verhält, daß namentlich gewisse Biologen, die am Lautesten Voraussetzunglosigkeit fordern, von einer bestimmten Voraussetzung ausgehen und in einer bestimmten Absicht forschen, habe ich so oft dargelegt, daß ich es nicht zu wiederholen brauche.)

Dagegen bietet die Menschenwelt im Großen und Ganzen kein befriedigendes Schauspiel; und Der gerade, der sie mit modernen Augen und modernen Ueberzeugungen sieht, wird sich kaum angeregt fühlen, die Gesetze ihrer Veränderungen zu erforschen. Beim gläubigen Christen steht die Sache anders. Den Scholastikern, deren Verfahren unserem Autor als das Gegentheil echter Wissenschaftlichkeit erscheint, galt die reine Theorie, dieses Wort in seiner wörtlichen Bedeutung genommen, als das höchste Gut. Anschauung Gottes, visio beatifica nannten sie es. Natürlich meinten sie damit nicht die Beschauung eines weißbärtigen alten Herrn, der, wie ihn naive Maler darstellen, eine Papstmitra auf dem Kopfe trägt. Sondern sie glaubten, daß die selbe Gesetzlichkeit, die das physikalische Universum beherrscht, auch das geistige durchwalte, daß Gott das Urbild der Harmonie des Universums sei, daß also, wer Gott schaut, die Weltharmonie mit all ihren kunstreichen Verschlingungen und schönen Figuren schaue, und zwar doppelt: im Urbild und im Abbild, und die Aussicht, schon hinieden Theilstücke dieser Harmonie aufzudecken, war ihnen Triebfeder zum Forschen, bei dem sie freilich wegen der Fehlerhaftigkeit ihrer Methoden und der Unvollkom-

Google

menheit ihrer Mittel, besonders im naturwissenschaftlichen Gebiet, viel weniger Erfolg hatten als die heutigen Forscher. Aber was soll jetzt die Menschen zur Erforschung menschlicher Zustände locken, wenn es nicht der Wunsch ist, diese Zustände zu verbessern? Die Einen halten die ganze Welt für einen Zufall, womit gesagt ist, daß man ein Gesetz in ihr nicht suchen dürfe. Die Anderen sehen in der Welt unsere Vorstellung, also nichts Objektives. Noch Andere sehen in Dem, was wir sind, denken und fühlen, ein veränderliches Produkt unbewußter Entwickelung, so daß für spätere Geschlechter nicht allein andere ethische und ästhetische, sondern auch andere logische und erkenntnißtheoretische Gesetze gelten werden, als für uns jetzt gelten. Viele unserer neusten Novellisten und Dichter stellen uns die Wirklichkeit als einen wüsten Traum dar; und die politischen und wirthschaftlichen Kämpfe sind in der That so häßlich, daß man den Intellektuellen und Aestheten nicht übel nehmen kann, wenn sie deren Anblick fliehen. Die in Amerika herrschende Philosophie endlich, der Pragmatismus, definirt das Wahre als das praktisch Brauchbare; und ähnlich meint unser deutscher Kantinterpret Vaihinger, was wir Wahrheit nennen, Das sei der nützlichste oder der am Wenigsten schädliche von unseren Irrthümern. Wie soll bei solcher Geistesverfassung des Geschlechts von heute reine Theorie, vorurtheilloſe Ursachenforschung möglich sein? Ich huldige weder dem Subjektivismus noch dem Pragmatismus; da ich an Gott, das allerrealste Wesen, glaube und an die Gesetzmäßigkeit der von ihm geschaffenen Welt, so glaube ich auch an positive, feststehende Wahrheiten und an die Möglichkeit, von diesen Wahrheiten ein Stück, wenn auch unvollkommen (1. Korinther 13, 12), zu erkennen, und ich halte es für strenge Pflicht des Forschers, vorurtheillos zu verfahren und die Ursachen- und Thatsachenforschung eben so wenig wie die Darstellung der Ergebnisse durch seine Ideale und Wünsche fälschen zu lassen. Aber ihm zumuthen, daß er solche Ideale und Wünsche nicht haben soll, daß er den Wunsch, die immer besserungbedürftige Wirklichkeit mit der Hilfe seiner Forschungergebnisse besſern zu können, als Triebfeder nicht wirken lassen soll: Das geht über menschliches Vermögen. Wer wird sich denn noch getrieben fühlen, wirthschaftliche Zusammenhänge zu erforschen, wenn ihm kein praktisches Ziel winkt? Wer wird denn ein solcher Narr sein, sich mit absolut werthlosen Dingen zu beschäftigen? Denn darauf läuft die Zumuthung hinaus, daß man sich bei der Beschäftigung mit der Soziologie und Nationalökonomie des Werthens enthalten solle. (Die physikailsche Welt hat, wie gesagt, außer dem technischen einen ästhetischen Werth.) Und wie steht es um die Rekrutirung der

Google

akademischen Stände? Wozu studiren denn die jungen Leute Naturwissenschaften, Sprachen, Jura, Theologie?. Um zu erfahren, wie sich Mikroben fortpflanzen, oder welche griechische Wörter ursprünglich ein Digamma gehabt haben, oder wie sich das römische Obligationenrecht von unserem unterscheidet? Wenn man die Philosophen im engsten Sinn des Wortes und einzelne Naturwissenschaftler ausnimmt, thun sie es der Versorgung wegen; und die ideal Gestimmten unter ihnen thun es, um Kranke zu heilen, die Jugend zu unterrichten, Recht und Gerechtigkeit zu fördern, ihren Mitbürgern und dem Staat in Verwaltungämtern zu nützen.

Also im praktischen Gebiet ist die Forschung rein um der Wissenschaft willen, als reine, zwecklose Theorie, ist die Theorie als Selbstzweck nicht möglich, und wäre sie möglich, so wäre sie nicht erlaubt. Wie würde man einen Arzt, der ohne den Willen, zu heilen, Krankheitzustände studirte, Gedärme eines noch lebenden Menschen durchwühlte, einen Pädagogen, der seinen Schüler zu Experimenten mißbrauchte, um zu erfahren, in welchem Stadium der Ermüdung, der Verwirrung, der Angst er noch richtige Antworten zu geben vermag, einen Kriminalisten, der nur aus psychologischem Interesse den Gedankengängen und Motivverkettungen des Verbrechers nachspürte, einen Geistlichen, der das Selbe an einem Beichtkinde thäte, einen Nationalökonomen, der das Gesetz der Krisen und Hungersnöthe erforscht: ohne den Wunsch, drohenden Krisen und Hungersnöthen vorzubeugen, wie würde man sie tadeln! Ich gebe zu, daß die Professoren besser daran thäten, nur die Ergebnisse ihrer Forschung dem Publikum vorzulegen, und es den Politikern und den Behörden überließen, die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Doch die strenge Scheidung der theoretischen von der praktischen Arbeit läßt sich nicht durchführen, weil es doch zu den Aufgaben der Professoren gehört, die künftigen Verwaltungbeamten vorzubilden, und weil sie selbst von den Regirungen oft um Rath gebeten werden. Indem der Staat den älteren dieser Herren den Titel Geheimer Regirung-Rath verleiht, verpflichtet er sie sogar ausdrücklich dazu, die Regirung zu berathen. Herr Pohle muß also die Abschaffung dieses Titels beantragen, dessen Gefährlichkeit noch durch den Umstand gesteigert wird, daß die Berathung im Geheimen, ohne die Kontrole der Oeffentlichkeit, vor sich gehen soll.

Der Artikel würde überlang werden, wenn ich der Lockung folgte, die Beispiele zu erörtern, mit denen der Verfasser seine These illustrirt. Ich würde dabei zu zeigen versuchen, daß das Gemeinwohl, dem die Kathedersozialisten zu dienen bemüht sind, doch nicht ganz so undefinirbar ist, wie Pohle glaubt, und daß (wie er übri-

Google

gens selbst andeutet) die individualistische und die nationalistische Richtung in der Wirthschaftpolitik einander nicht unbedingt ausschließen; daß sie sich besonders dann gut in Einklang bringen lassen, wenn man einer dritten Richtung huldigt, die der Nurwissenschaftler als ganz unwissenschaftlich unbeachtet läßt: der christlichen; und bei Dem, was er über den Arbeitvertrag und die Begünstigung der Arbeiterorganisationen durch die Kathedersozialisten sagt, würde ich daran erinnern, daß Adam Smith, das Haupt der Schule, der Pohle selbst zuneigt, für die gewerblichen Unternehmer seines Landes und seiner Zeit und ihre „Verschwörungen gegen Arbeiter und Publikum" so böse Worte hat, wie ich sie noch in keinem Buch von Kathedersozialisten gefunden habe.

Neisse. Karl Jentsch.

Ein kurzer Nachtrag. In meinem Aufsatz „Kausalität und Teleologie" habe ich Alois Schmitt angeführt, der nachweist, daß sich in den Versteinerungen keine Spur eines Ueberganges aus einem Thierkreis in den anderen findet. Seitdem habe ich „Die Umbildung der Thierwelt" von Charles Depéret, ins Deutsche übertragen von Richard R. Wegner (Stuttgart, bei E. Schweizerbart, 1909) gelesen. Dieser Franzose ist überzeugter Anhänger der Deszendenztheorie, beweist aber, wie unglaublich leichtfertig viele Biologen bei der Konstruktion vermeintlicher Uebergänge verfahren. Die richtige Methode gewissenhafter Forschung lernt man aus seinen eigenen subtilen Untersuchungen kennen. Diese ergeben höchst merkwürdige Umbildungen innerhalb je einer Art, zugleich aber, daß das bis heute erschlossene Material keine Spur einer Umbildung zeigt, die aus einer Art in die andere oder gar aus einer Thierklasse in die andere, aus einem Thierkreis in den anderen führte. Sache der Fachgelehrten, denen ich nicht ins Handwerk pfuschen will, ist es, die Zeitung- und Zeitschriftenleser über das Stadium der Forschung zu unterrichten, das mit Depérets Buch erreicht ist. Ich bemerke nur, daß es sehr interessante Aufschlüsse über die Erscheinungen der Konvergenz, der Mutationen (Explosionen und Saltationen nennt sie der Verfasser), des Alterns und Aussterbens der Stämme darbietet, und beschränke mich auf ein Citat. Depéret sagt: „Gehen diese Großarten, die nicht immer ganz zutreffend mit dem Namen ‚linnésche Arten' bezeichnet werden, wie man so oft behauptet hat, durch schrittweise vorrückende Abänderung in einander über? Die Beobachtung der lebenden Naturwelt kann uns nur die Antwort geben, daß Dergleichen nicht stattfindet. Die heute lebenden Arten sind, abgesehen von einigen seltenen Fällen einer Bastardbildung, nicht mit einander durch unmerkliche Uebergänge verbunden. Dieses ist eine Grundthatsache, die auch auf Darwin Eindruck gemacht hat und die dieser hervorragende Beobachter durch seine Theorie vom Aussterben der Zwischenformen zu erklären versuchte." Daß die vermeintlich ausgestorbenen Zwischenformen von den Paläontologen bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, beweist eben das Buch.

Google

Die Intellektuellen.

Die Intellektuellen. Oesterheld & Co. in Berlin.

Wir sind gewohnt, zu glauben, daß, je abstrakter ein Gedanke ist, er um so kälter und leidenschaftloser sein müsse. Aber Das ist nicht der Fall; wenigstens nicht mehr für uns. Bei den Helden Dostojewskijs sieht man, wie abstrakte Gedanken leidenschaftlich sein können, wie metaphysische Sätze und Folgerungen nicht allein in unserem Verstand, sondern auch im Herzen, im Gefühl, im Willen wurzeln. Es giebt Gedanken, die mehr Oel in das Feuer der Leidenschaften gießen, die menschliches Fleisch und Blut stärker erregen als die unbändigsten Launen. Es giebt eine Logik der Leidenschaften; aber es giebt auch eine Leidenschaft der Logik.

Mereschkowskij: „Tolstoi und Dostojewskij".

Es giebt zwei Sorten von Romanhelden. Solche, bei denen der Verbrauch an Handlung ein vorwiegend quantitativer, und andere, bei denen er ein mehr qualitativer ist. Der Künstler wird sich am Liebsten solchen Gestalten nähern, bei denen das Vermögen, zu empfinden, zu leiden und zu wollen, am Stärksten ausgeprägt ist. Das schien mir ganz besonders der Fall bei der Schicht der menschlichen Gesellschaft, deren Bestimmung es ist, neue moralische und geistige Werthe aus sich selbst, so zu sagen aus ihrem eigenen Blut heraus, zu erzeugen. Diese Intellektuellen, die meist nicht dort stehen, wo der Waffenkampf des Tages am Lautesten klirrt, sie sitzen in Wahrheit im Innersten dieser Maschinerie, sie sind es, die mit der höchsten Anspannung ihres Wesens jedes neue Werden des sozialen Organismus begleiten. Sie haben mit Göttern und Teufeln zu kämpfen, mit den Leidenschaften des Herzens und mit denen des Verstandes, die von allen Leidenschaften die unbarmherzigsten sind.

Alles in Allem genommen, ist es ein „intellektuelles" Buch, das ich hier präsentire; und solche Bücher sind jetzt nicht beliebt, mindestens nicht bei den Intellektuellen. Stammelnde Unschuld ist heute dernier cri. Aber jeder Stoff trägt seine morphologische Bestimmung in sich. Er hat seinen Willen zu einer bestimmten Gestalt und der Sesam der Kunst erschließt sich nicht nur jedem Rufer auf ein anderes Losungwort, sondern auch jedem Rufer jedesmal auf eine andere Formel. So verlangte dieser Stoff eine Sphäre, die Viele mit den naheliegenden Schlagworten „cerebral", „abstrakt" abthun werden. In Wahrheit gebot hier ein zwingendes realistisches Müssen, die vielen Gestalten und ihr vielfaches Erleben in eine Atmosphäre höchst gesteigerter Geistigkeit hineinzustellen. Hier sind es thatsächlich oft Gedanken, die

Google

menschliches Fleisch und Blut stürmisch erregen, und der Druck auf so einen „abstrakten“ Knopf kann ums Leben gehen. Herzenserlebnisse berühren sich hier mit scheinbar kältester Metaphysik, Zeitahnungen, die für graue Theorien gehalten wurden, entladen sich plötzlich in menschlichen Schicksalen, Verbrechen und Leidenschaften, Sünden und Befreiungen offenbaren sich in einem grausam-komischen Zusammenhang mit intellektueller Dialektik. Von dem eisigen Gipfel der ewigen Schneeregion der Ideen stürzen reißende Sturzbäche der Leidenschaft, des tragischen Dranges, der das Schicksal bestimmenden Erkenntniß. Mereschkowskij fragt in seinem Essay über Tolstoi und Dostojewskij: „Ist eine Tragoedie der denkenden Leidenschaft und des leidenschaftlichen Denkens möglich? Und gehört nicht gerade dieser Tragoedie die Zukunft?“ Nun, diese Tragoedie hat heute thatsächlich ihre Helden; und die Schicht der sie Erleidenden wurde mir zum Angelpunkt meines Romans. Daß die intellektuelle Note schon wieder in Mißkredit ist, bekümmert mich nicht, da die literarische Mode in ihrer Wandelbarkeit hinter der Schneidermode nicht sehr zurückbleibt. Und das simple hegelsche Gesetz von These und Antithese, das sich in Ebbe und Fluth der Weltgeschichte, in der Ablösung des engen Rockes durch die Krinoline offenbart, wirkt auch in dem Auf und Nieder der Literatur. Eine überlegene Konversation war hier so nothwendig, wie gewisse Ausdrücke der Gaunersprache es in einem Kriminalroman sind. Darum weiß ich mich gegen den Vorwurf, daß die Menschen zu viel „gescheite Sachen reden“, gefeit. Sie reden sie nicht nur, sie machen sie auch, diese gescheiten Sachen, zwischen all den unzähligen Dummheiten ihrer Triebe, ihrer vielfach mißleiteten Instinkte. Das Gedämpfte, oftmals geistig Gelöste alles Erfühlten gab dem Buch die entscheidende Note. Und in der Gestalt einer Frau, die sich gegen Keulenhiebe des Schicksals behauptet, dürfte ein Stück Lebensideal sein Haupt heben. Es war mir eine freudige Botschaft, als ich in diesen Tagen in Björnsons Briefen las: „Ein ganzes Leben lang immer unterliegen und dennoch ausharren, nicht nur selber, sondern auch alle Anderen zum Ausharren anfeuern: Ja, Das ist mein Lebensideal! Das ist größer als der größte Sieg, denn dazu gehören mehr und größere Eigenschaften als zu einem glänzenden, im Augenblick alle Kräfte anspannenden Sieg“. Ueberwinden können, ohne sich zu vermindern, ohne zu verbröckeln, ohne geringer zu werden: Das ist die Aufgabe jeder sittlichen Entwickelung im Allgemeinen und der Frau im Besonderen. Denn hier haben dämonische Mächte, die zum Zusammenbruch treiben, mehr Spielraum als im Leben des Mannes, das sozial besser und stärker umfriedet ist. Das Wüthen der Geschlechtsmächte, denen noch jedes soziale Ventil fehlt, wird zur stärksten Gefahr der edelsten Seele. Hier kann die Persönlichkeit, in ihren Grundfesten erschüttert, zusammenstürzen, wenn nicht ein außergewöhnlich belichteter Lebenswille zum Retter der bedrohten Persönlichkeit wird.

Neben gewissen heroischen Gestalten dieser Zeit, deren Heroen-

Google

thum sich noch dazu auf dem undankbarsten, weil unsichtbarsten Schauplatz abspielt, auf dem der Seele, waren gewisse Karikaturen der Entwickelung von heute einmal anzunageln. Um diese Verschrobenheit der Instinkte, dieses absolute Beirrtsein aller Impulse, die das Leben erhalten, ordentlich darzustellen, dazu hätte es eines Buches für sich bedurft. Ich habe mich mit einem Auszug begnügt, der allerdings jeder Menagerie Ehre machen muß. Zum Unterschied von den wirklich freien und neue Werthe erbauenden Geistern giebt es einen Troß formalistisch Nachahmender, steril bis ins innerste Gefüge, grotesk im äußeren Ausputz, geflicktes, verlogenes, verlumptes Menschenpack. Ellen Key erzählt in ihrem Buch „Seelen und Werke“: „Von Maeterlinck wie von Verhaeren kann man lernen, daß eine große und gesunde Lebenskunst der gerade Gegensatz jeder Verkünstelung des Lebens ist, jeder Inszenesetzung des Genusses oder der Arbeit, jeder übertriebenen Empfindlichkeit gegenüber der Umgebung, jedes gesteigerten Anspruches für sich selbst. Von allen großen Männern der Gegenwart sind Belgiens zwei große Dichter ohne Zweifel die einfachsten, die anspruchlosesten und natürlichsten“. Den leibhaftigen Gegensatz dazu bildet jenes lemurische Volk, das in dem weiten Stoff des Romans mit verarbeitet werden wollte. In dieser Zone läuft Alles „geistigen“ Tagesmoden nach, zum Unterschied von der Gesinnungwelt der Echten. Dort auch giebt es keinen Zusammenhang zwischen einem äffisch arroganten Eigensinn und dem großen Ozean der sozialen Umwelt. Aber dieses lemurische Zwischenreich ist nicht das Wesentliche. Darüber hinaus breitet sich eine andere Zone. Hier ist Weltgeschehen und Persönlichkeit unlöslich mit einander verknüpft; hier wohnen Menschen wie die in dem Roman geschilderte Familie Wallentin, wie Eva Nestor und hierhin gelangen die Ringenden, aber von einem gut orientirten Ich Geführten: Stanislaus und Olga. Dieser „optimistische Zug“ ist mir hier und da schon abfällig angekreidet worden. Aber dieser Weg ins Freie ist nicht willkürlich erfunden: er ist da. Menschen sind sie, wie alle die anderen, die mit gröberen Dingen zu thun haben. Sie lieben, sie leiden, sie entsagen oder kämpfen, sie sterben und machen alle Stadien des irdischen Passionweges durch.

Die Komposition bot große Schwierigkeiten; durch strenge Gliederung der Handlung, durch einen gewissen geometrischen Bau der Geschehnisse versuche ich die Aufgabe zu bewältigen. Das Detail scheint im letzten Abschnitt nicht mit der selben Liebe behandelt wie in Anfang und Mitte, die Idee verbirgt sich hier nicht mehr so tief in der sinnlichen Erscheinung wie dort. Aber ich glaube, es ist künstlerisches Gesetz, daß auf einer gewissen Höhe das Detail zurücktreten muß, weil es hier den Stil verniedlicht, während es auf der breiten Basis der Geschehnisse nothwendig ist. Je höher die Pyramide steigt, desto mehr muß sich die Linie verjüngen. Wie in der Symphonie aus den breiten Einzelsätzen sich schließlich doch ein Triumphmotiv durchringt.

Steglitz. Grete Meisel-Heß.

Google

Gedichte.*)

Zwischen Saat und Sense.

Das beste Werk auf Erden ist: Korn in die Scholle säen,
Und aller Freuden vollste ist: die schweren Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns und rund des Mähders Eisen,
Des ganzen Lebens Auf und Ab liegt mitten diesen Kreisen.

Frage- und Antwortspiel.

Der Sohn fragt:	Der Vater antwortet:
Wohin käm' ich,	Flieg und steige in die Ferne!
Vater, wenn ich	Steig und fliege und verlerne,
Aufwärts immer höher stiege?	Daß ein Dort ist und ein Hier.
Wohin komm' ich,	Steigend lernst Du es begreifen!
Vater, wenn ich	Alles Indiehöheschweifen
Steilauf durch die Lüfte fliege?	Bringt am Ende Dich zu Dir.

Christoph, Ruprecht, Nikolaus.

Ich kenn drei gute, deutsche Geselln
Mit großen Händen und Beinen schnelln;
Mit dicken Säcken auf b eitem Buckel
Stampfen sie eilig durchs Land mit Gehuckel;
Haben Eis im Bart
Und grimmige Art,
Aber Augen gar milde;
Führn Aepfel und Nüsse und Kuchen im Schilde
Und schleppen und schleppen im Huckepack
Himmeltausendschöne Sachen im Sack.

All Drei sind früher Heiden gewesen.
Der Erste heißt Christoph: Auserlesen,
Hat er in einer eisgrimmigen Nacht
Das Christkindl übers Wildwasser gebracht.
Ruprecht der Zweite ist genannt:

*) Im Verlag von Georg Müller, der für die würdige Publikation alter und neuer Dichtung Ungemeines leistet, geben die Herren Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg die „Gesammelten Werke“ Bierbaums heraus, deren erster Band die Gedichte bringt. Der arme Bierbaum erlebte das ärgerliche Glück, durch die Verse berühmt zu werden, von denen er selbst nicht viel hielt; die ihm liebsten blieben fast unbeachtet. Jetzt wenigstens, nach seinem Tod, müßten die Landsleute trachten, den Mann und den Dichter kennen zu lernen. Ein paar Proben sollen zeigen, daß dieses Künstlers Palette reicher war, als seine Lober selbst bisher glaubten.

Go gle

Der fuhr voreinſten übers Land
Tief nächten in Geſpenſtergraus
Als Heidengott. Den Nikolaus,
Als wie der Dritte iſt geheißen,
Thät man als einen Biſchof preiſen.

Das iſt nun All Legend und Mär.
Ich übernehme nicht Gewähr,
Daß juſt genau es ſo geweſen.
Habs nicht geſehn, habs nur geleſen.
Auf Schildereien Jedermann
Die Dreie freilich ſehen kann.
Da iſt der Ruprecht dick beſchneet
Und derb geſtiefelt fürder geht.
Drei Aepfel trägt der Nikolaus,
Sieht väterlich und ernſthaft aus.
Und Chriſtophor im langen Bart
Iſt heidenmäßig dick behaart,
Hat einen rothen Mantel an
Und iſt anſonſt ein nackter Mann.

Die Dreie nun, daß Ihr es wißt,
Verehre ich als Menſch und Chriſt.
Sie ſind ſo lieb und ungeſchlacht
Und ganz aus deutſchem Mark gemacht.
Mildherzig rauh, kratzhaarig lind,
Des deutſchen Gottes Ingeſind.

Die guten Knechte, reichen Herrn!
Sie dienen gern und ſchenken gern,
Wolln keinen Dank, wolln keinen Lohn,
Sind in ſich ſelbſt bedanklohnt ſchon.

Grüß Gott Ihr Dreie miteinand
Im lieben weiten deutſchen Land!
Chriſtoph, Ruprecht, Nikolaus!
Schüttet Eure Säcke aus,
Schüttet ſie mit Lachen,
Blickt mit hellen Augen drein
Und laßt wohl geſegnet ſein
Eure Siebenſachen.

Roſen, Goethe, Mozart.

Was will ich mehr? Auf meinem Tiſche ſtehn
In ſchönem Glaſe dunkelrothe Roſen,
Der weiße Marmor-Goethe ſieht mich an
Und eben hört' ich Mozarts Figaro.

Go gle

Ich litt einſt Schmerz? Ich war einſt müd und krank?
Ich log mir Glück und dichtete ein Wunder
Von Weib, das nichts als gute Maske war?
Die Roſen glühen: Alles war ein Traum,
Der weiße Goethe leuchtet Heiterkeit
Und in mir ſingt Suſanne, Cherubin.

Wie aber: Hab ich denn nicht Kummers viel?
Verliebten Zweifel und des Schaffens Angſt?
Die rothen Roſen glühen: Sieh uns an,
Der weiße Goethe lächelt: Denk an mich,
Und Mozart ſingt mich ſüß und heiter ein.

Ich frevelte, wollt' ich nicht glücklich ſein.

Erde, liebe Erde . . .

Wie eine Blüthe im Mai
Blättert ſich auf der Tag,
Zeigt ſeine nackende Schönheit der Sonne.
Sehen, o zaubriſches Glück! Gottſelige Wonne,
Dies Athmen! Der Herzensſchlag!
Schmerzen und Lüſte herbei!
Ich will Euch ans Herz nehmen, ans Herz drücken;
Dornen und Dolche ſollen mich entzücken:
Alles, was iſt, iſt ſchön und recht.
Erde, liebe Erde, ich bin Dein Knecht.

Unſer Schloß.

Ich träumte mich in einen tiefen Wald . . .
Ich wanderte dem Lied der Vögel nach;
Auf ſchmalen Wegen über Wurzeln weg
Schritt ich und ſtrauchelte doch nie; es war
Im Gehn ein Schweben. Eine Stimme ſang
Ganz leiſe in mir: Siehe, heute noch
Biſt Du zu Hauſe . . . Immer grüner ward
Es rings um mich und Alles fiel von mir,
Das mich bebürdet. Und der Welt Geräuſch
Verhallte hinter mir. Die Vögel ſelbſt
Verſtummten. Nur das leiſe Wipfelwehn
Umrauſchte mich: dies ſüße Schlummerlied
Der großen Stille, das die Träume ruft,
Die ſammtenen Nachtfalter, braun und ſchwarz
Mit goldenen Fühlern, die wie Palmen ſind
Aus ſeidenen Riſpen, und mit blinden Augen,
Die mehr erblicken, als jemals der Tag
In ſeiner harten Grelle zeigt . . , Da ſtand

Google

Ein kleines Schloß an einem Teich vor mir.
Drei große schwarze Schwäne glitten sanft
Auf seinem Spiegel, drauf der Abendschein
Gelb lag gleich einem welken Rosenblatt.
Das Schloß war ganz aus amethystnem Quarz,
Violenblau, goldäderig, gebaut;
Die Thüren bronzen, grünlich-schwarz: als Schild
Das Bild der Sonne drauf: Ihr Bild, die mich
(Ich fühlt' es nun) in diesen Zauber rief.

Wo bist Du? sagt' ich leise vor mich hin.
Lädst Du mich ein in unser Glück, das wir,
In unsrer Herzen Gleichklang wortelos
Uns ganz verstehend, Tag vor Tag
Aufrecht im Glauben suchen: niemals ganz
Verzagend, ob auch manches Mal
Im Düster irrend: Hast Du mir erbaut
Dies Schloß aus hellem Gold und Veilchenblau?
Da thaten sich die Bronzeflügel auf,
Den Sonnenschild zertheilend, und Sie stand:
Minerva mit dem Speere, im Geviert
Des hohen Eingangs, aber lächelnd wie
Die Liebesgöttin und die Mutter Gottes da:
Und ihre Blicke überstrahlten mich
Wie aller Menschenliebe Inbegriff.

Und immer mehr erkenn' ich Dies.

Und immer mehr erkenn' ich Dies: das Leben
Ist Eins; wir Alle sind nur Glieder Gottes,
Des Ungeheuren, so, wie Magen, Lung' und Nieren
Einander fremd, doch Glieder sind des Leibes.
Wir kennen uns einander nicht und sind
Doch eines Wesens, sind uns fremd und gleich.
Und aller Haß ist Thorheit, alle Angst
Ist Wahn, ja, selbst der Schmerz ist nicht der Thräne werth.
Und Tod? Was ist der Tod? Es fällt ein Haar
Vom Haupte Gottes, — weniger noch: ein Sämlein wirbelt
Ins Nichts. Und gehts verloren? Nein. Wie könnt' es denn?
Wer weiß, wohin wir fallen! Sicherlich
Aufs Neu ins Göttliche. Ach, laßt die Angst!
Was gehn uns Gottes Sorgen an? Doch Dies
Ist wieder Thorheit. Gott ist so wie wir
Und kümmert sich gewiß nicht, sondern lebt,
Lebt, lebt und stirbt in Größeres noch,
Wenn seiner Kräfte Maß vergossen ist.

Otto Julius Bierbaum.

Google

Berliner Stadtbahn.

Die Reichshauptstadtbahn, dachte man längst, werde vor allen anderen deutschen Eisenbahnen die Freuden der Elektrifizirung erleben. Hier konzentrirt sich der stärkste Verkehr, der die höchste Leistung fordert. Hier konnte die Elektrizität ihre Kraft bewähren. Und der Wunsch, diese große Aufgabe zu bewältigen, vertiefte sich, als das Programm für die Sanirung der wiener Stadtbahn, im Juli 1911, bekannt wurde. Wien hat die Rente für das Anlagekapital der Stadtbahn (136 Millionen Kronen) nicht aufzubringen vermocht; da giebts nicht nur keine Zinsen, sondern ein chronisches Defizit. Der Staat, das Land Niederösterreich und die Stadt Wien möchten sich von dem Bahnkörper befreien und haben deshalb Angebote zur Erweiterung der Stadtbahn und zur Einführung des elektrischen Betriebes eingefordert. Das Privatkapital soll helfen. Aber es handelt sich um ein Objekt von einer Viertelmilliarde Kronen: also kann eine Weile vergehen, bis man ins Klare kommt. Berlin hat den Vortritt. Der Gesetzentwurf ist fertig; fraglich nur, ob die Rentabilität (die berliner Stadtbahn hat in ihren besten Tagen ihr Kapital nur mit 1½ bis 2 Prozent verzinst) und die technische Leistung dadurch erhöht werden wird. Die Elektriker sagen Ja, die Dampfmänner Nein. Die Umwandlung soll 123 Millionen kosten. Ist die Ziffer ungefähr richtig, so würde das Anlagekapital der Stadt- und Ringbahn, nach dem Umbau, der wohl fast fünf Jahre dauern wird, sich um die genannte Summe vergrößert haben. Die Rentabilität müßte sich also auf eine breitere Basis einstellen. Der Entwurf sagt, daß der Stadt-, Ring- und Vorortverkehr heute nicht die Betriebskosten deckt; für 1912 sei der Fehlbetrag auf 1985000 Mark zu schätzen und 1916 werde er auf 2239000 gestiegen sein. Woher kommt der Ausgleich? Aus Tariferhöhungen. Die sollen den Fehlbetrag decken, das neue Anlagekapital mit 4 Prozent verzinsen und Abschreibungen ermöglichen: ein Plus von 7,89 Millionen. Die Fahrkartenkäufer werden sich gegen höhere Preise nicht sträuben, wenn sie mit der Elektrizität besser fahren. That is the question. Die Denkschrift der Regirung sagt: „Bei Fernbahnen wird die elektrische Zugförderung ausschließlich vom wirthschaftlichen Standpunkt beurtheilt. Bei den berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen leiten dagegen nicht in erster Linie wirthschaftliche Erwägungen; bestimmend ist vielmehr die Betriebsnothwendigkeit“. Das ist ein Bekenntniß. Der Verkehr hat die Leistungfähigkeit der Bahn überflügelt. „Die Züge sind trotz möglichster Vermehrung und Verstärkung zu Zeiten auf fast allen Strecken unleidlich überfüllt.“ Wenn Das ein Verkehrsminister sagt, muß es wahr sein. Und wie traurig wahr es ist, weiß jeder Berliner.

Im Bezirk von Großberlin und dessen Vororten wuchs die Zahl der Fahrten (1895 bis 1909) von 107 auf 170 im Jahr pro Kopf der Bevölkerung. Die eigentliche Stadtbahn wurde 1882 eröffnet. Seit 1895 wurden wesentliche Tarifänderungen nicht mehr beschlossen. In

Google

vierzehn Jahren dehnte sich der Stadt- und Ringbahnverkehr fast alljährlich um etwa 6 Millionen Fahrten aus. Beim Dampfbetrieb können höchstens 24 Züge stündlich in jeder Richtung mit insgesammt 11712 Sitzplätzen laufen. 1916 müssen, damit die Ansprüche des Verkehrs eben noch befriedigt werden, 30 Züge mit 18300 Sitzplätzen fahren; und das Allerhöchste werden 40 Züge mit 24400 Sitzen sein. Das soll die elektrische Kraft leisten. Wird sies? Der Mann der Dampflokomotive sagt Nein; die Erfahrung fehle und zu Experimenten tauge die berliner Stadtbahn nicht. Richtig ist, daß die Leistungfähigkeit der Dampflokomotive die Grundlage der Beweisführung bot. Könnte nachgewiesen werden, daß eine Heißdampflokomotive, wie behauptet wird, die Leistung von zwei elektrischen Lokomotiven (die Stadtbahnzüge sollen künftig von zwei Maschinen gezogen werden) ums Doppelte übertrifft, so wäre die Nothwendigkeit der Elektrifizirung kaum noch glaubhaft zu begründen. Doch handelt sichs wirklich nur um einen Kampf der Technik? Nicht um einen der Kapitalien? Die Fabriken wollen leben, ob sie nun Dynamos oder Dampfmaschinen herstellen. Neben den riesigen Schloten ragen die Kapitalsgebirge in die Höhe. Ueberall tönt der Schrei nach Verzinsung. Kein Wunder, daß um große Brocken heiß gekämpft wird. Der preußische Eisenbahnminister wagt kein unbedingtes Lob des elektrischen Betriebes; er schätzt die Vorzüge der Dampflokomotive sehr hoch. Sie ist eine Kraft für sich, von anderen Quellen unabhängig, kann rasch ersetzt werden, niemals allgemeine Betriebsstörungen bewirken und ist im Kriegsfall kaum entbehrlich. Der Heerführer darf nie von den Tücken eines elektrischen Kraftwerkes abhängen; nach einer Störung stünden alle Räder still, die von der einen Centrale in Bewegung gesetzt werden. Der Elektriker weist auf die Präzision und Sauberkeit der elektrischen Leistung. Rauch und Lärm fallen weg. Die Kosten des Unterhalts sind niedriger als bei Dampflokomotiven; und der Oberbau wird nicht so hart angegriffen. Dann noch ein Argument, das schon bei der Gründung der ersten Elektro-Treuhandgesellschaft dick unterstrichen wurde: Schonung der Steinkohlenschätze. Man muß zu hindern suchen, daß viele Millionen des Nationalvermögens nutzlos in Rauch aufgehen. In den Kraftcentralen kann billiger Brennstoff verfeuert werden, während die Dampflokomotive nur Kohlen verdaut. Das wäre ein wirthschaftlicher Faktor von nicht geringem Gewicht. Der Umfang der technischen Erfahrung ist noch nicht groß. In Betracht kommen eigentlich nur die Stadt- und Vorortbahn Blankenese-Ohlsdorf und die Strecke Dessau-Bitterfeld. Und die Gegner der Elektrifizirung sagen, auf der Strecke Blankenese-Ohlsdorf (Hamburg) seien die Unterhaltskosten sehr hoch.

Die Art der Durchführung des Umbaues hat manchen Widerspruch geweckt. Das Gespenst des Elektrizitätmonopols schreckt noch viele Leute. Die Behörden einzelner Bundesstaaten, Preußen und Bayern an der Spitze, sind angewiesen, das Streben nach einem Monopol zu hemmen. (Daß die Bergmannwerke, die ihr Aktienkapital

Go gle

von 29 auf 52 Millionen erhöhen, in ein „freundschaftliches Verhältniß“ zu Siemens-Schuckert treten, hat der Furcht neue Nahrung gegeben. Die Antwort der Siemens-Schuckert-Werke war nicht gerade klug; klang auch nicht aufrichtig. Wer einem Konkurrenten hilft, thuts doch wohl nicht, um ihm die Fähigkeit zu ungehemmtem Wettbewerb zu erhalten. Die Bergmannwerke konnten, wie in der Begründung der neuen Transaktion gesagt wird, ihr Betriebskapital von 29 Millionen nicht ausreichend verzinsen: der scharfe Wettkampf erschwerte es ihnen. Woher soll aber die genügende Rente für das beinahe verdoppelte Kapital kommen, wenn die Existenzbedingungen unverändert bleiben? Warum leugnet man die begreifliche Absicht, den Konkurrenten unschädlich zu machen? Warum verbirgt man die zwei Thatsachen, daß, erstens, die älteren Gesellschaften über die auf schwacher Basis leichten Sinnes gewagte Bergmann-Taktik längst, mit Recht, unwillig waren und daß, zweitens, die Geschäftsführer des Hauses Siemens weder die Mehrheit bei Schuckert gefährden noch die Gelegenheit versäumen wollten, sich wenigstens den Schein eines Sieges über die AEG zu sichern?) Welche Gesellschaften an der Elektrifizirung der Stadtbahn mitzuwirken hätten, wird in der Denkschrift des Ministers nicht gesagt, weiß aber Jeder. Die Privatindustrie hat zunächst die Bestellung neuer Fahrzeuge (557 elektrische Lokomotiven, 690 Personenwagen, 29 Untersuchungwagen) zu erwarten, für die von den 123 Millionen 73 bestimmt sind. Wichtiger ist die Lieferung des Stromes. Der preußische Fiskus will sie der Privatindustrie überlassen. Die wird die Kraftwerke (die 90 Millionen kosten) mit den Leitungen und Nebenwerken herstellen und der preußischen Eisenbahnverwaltung die zum Betrieb nöthige elektrische Kraft liefern. Darf der Eisenbahnfiskus wagen, sich vom Privatkapital abhängig zu machen? Herr von Breitenbach sagt, ein Angebot „auf technisch und finanziell einwandfreier Grundlage“ sichere die Lieferung zu vortheilhaften Bedingungen auf dreißig Jahre. Also soll ein dreißigjähriger Stromlieferungvertrag geschlossen werden. Denkbar wäre auch die Errichtung staatlicher Kraftcentralen, die den Betrieb vor der Rücksicht auf andere Abnehmer schützen würden. Für ein Abkommen mit der Privatindustrie spricht die Höhe der Baukosten. Zwei Kraftcentralen sollen gebaut werden (eine in einem Braunkohlengebiet, wahrscheinlich bei Bitterfeld, die andere, als Reserve, nah bei Berlin); von ihnen soll die elektrische Kraft durch unterirdische Kabel für 60000 Volt Spannung einer Anzahl von Unterwerken zugeführt werden, die diese Kraft auf die Spannung der Fahrleitung umformen. Die Centralen, die auf je 100000 Kilogramm eingebaute Leistung bemessen sind, werden mit allen Nebenanlagen 90 Millionen kosten. Das wäre für den preußischen Etat keine kleine Belastung; die Erhaltung und der Ausbau der Kraftwerke würde oft neue Ausgaben erfordern. Die Privatindustrie kann sich solchen Ansprüchen rascher anpassen als der schwerfällige Staatsapparat, für den es keine Aufwendung ohne Bewilligung giebt. Schon jetzt wird dem Eisenbahn-

Google

fiskus vorgeworfen, daß er sich oft zu weit von kaufmännischen Grundsätzen entferne. Das könnte, wenn er eigene Elektrizitätwerke zu verwalten hätte, recht gefährlich werden. Welche Bedeutung in dieser Industrie der richtig rechnende Kaufmannsgeist hat, lehrt der Blick auf die Lebensarbeit des Geheimrathes Emil Rathenau, der ohne sein Finanztalent sicher nicht so weit gekommen wäre, wie er heute ist.

Die Eisenbahnverwaltung sagt: „Ueberall, wo Bahnanlagen an fremde Kraftwerke angeschlossen sind, hat sich gezeigt, daß diese Art der Stromversorgung unbedenklich ist und daß sie, besonders bei großen Werken privater Unternehmungen, vollkommene Sicherheit und vielfach bedeutende wirthschaftliche Vortheile bietet.“ Sind die natürlichen Bedingungen so günstig wie in Bayern, das über ungeheure Wasserkräfte verfügt, dann wird die Auffassung des Staates vielleicht anders sein als in Preußen. Stets aber kommt der Staat langsamer vom Fleck als der leicht beschwingte Privatunternehmer. Das berühmte Walchersee-projekt ist ein Beispiel. Nach dem Rausch kam der Kater. Wichtig ist, daß die Lieferungverträge dem Staat plein pouvoir lassen. Dafür ist im Fall der berliner Stadtbahn gesorgt. Die Eisenbahnbehörde hat sich „ein weitgehendes Recht zur Aufsicht über die Betriebsführung und Geschäftsgebahrung der Kraftwerke gesichert, das ihr auch gestattet, bei Ausständen und im Krieg nach eigenem Ermessen einzugreifen“. Die Regirung glaubt, daß ihr das Uebergewicht als Hauptabnehmerin die Möglichkeit bietet, „monopolistische Bestrebungen oder einen berechtigte Interessen schädigenden Wettbewerb“ zu verhindern. Auch Das sei im Vertrag vorgesehen. Dieser Passus ist nicht ganz klar. Die Lieferantin der elektrischen Kraft kann natürlich kein Monopolrecht geltend machen, da sie durch Vertrag an den Staat gebunden ist. Denkbar wäre nur, daß nach Ablauf des dreißigjährigen Vertrages dem Fiskus unbequeme Bedingungen gestellt würden. Wer die beiden Kraftcentralen, die Lebensquellen der Stadtbahn, beherrscht, hat eine sehr starke Position. Und der Staat darf nicht in eine Lage kommen, in der ihm der Strompreis vorgeschrieben werden kann. Uebrigens wird er an dem Gewinn der Kraftwerke betheiligt (er bekommt die Hälfte des Ueberschusses, der bei einer Verzinsung des Anlagekapitals mit 6 Prozent noch bleibt) und darf die Grundlagen für die Bilanz bestimmen. Da diese Bedingungen offenbar von den größten Gesellschaften gebilligt worden sind, ist Enttäuschung kaum zu fürchten.

Die Privatindustrie gab und giebt sich die erdenklichste Mühe, den Riesenauftrag zu bekommen. Das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Kein Kaufmann, der nicht Sklave der Konjunktur sein will, dürfte anders handeln. Bleibt nur die Frage, ob die Zeit für die Elektrifizirung schon reif ist. Unter den Bejahern sind Manche, die an der Einführung des elektrischen Betriebes interessirt sein müssen. Aber die Elektrotechniker würden sich an das Werk nicht heranwagen, wenn sie noch Zweifel an dem Gelingen haben könnten. Denn ein Fiasko müßte auch den stärksten Gesellschaften zum Verhängniß werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G m. b. H in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Mai 1912.

Florianstag.

Heute.

Herr von Bethmann will schnell noch, ehe er packt, dem Erdgrund beweisen, wie falsch ihn, aus ungerecht wägendem Auge, die Leute sahen, die ihm Humor abzusprechen wagten; will zeigen, daß ihm ohne langes Mühen gelingt, die Lippe der alten Europa in einen Lächelbogen zu dehnen. Herr Sasonow, Nikolais Sekretär für das internationale Geschäft, hat in der Gossudarstwennaja Duma geredet. Vernünftig; ohne jeden (einem wohlerzogenen, kränkelnden Dutzenddiplomaten unerreichbaren) Glanz, doch nicht ohne überlieferte Slavenschlauheit in den Tonmaßen. Da er der Nothwendigkeit, endlich einmal vor den auf Allerhöchsten Befehl vom Volkswillen Erwählten zu sprechen, nicht ausbiegen konnte, suchte er die Gelegenheit zur Feststellung dreier Tatsachen zu nützen. Erste: Rußland möchte sich, so lange Franz Joseph lebt, die austro-ungarische Monarchie versöhnen und hat von dem Grafen Berchtold die Erklärung empfangen, daß dieser Wunsch in Wien lauten Widerhall findet. Zweite: Oesterreichs Versöhnung würde dessen Zustimmung zu dem franko-russisch-italischen Balkanabkommen bedingen, das fertig ist, seit in Racconigi Nikolai Alexandrowitsch und Victor Emanuel, auf der Eisenbahn zwischen Modane und Chambéry die Herren Iswolskij und Pichon geplaudert haben; und Rußland will, vor dem seit Tscharykows Abberufung doppelt

Google

mißtrauischen Blick der islamischen Welt, seine Intimität mit Italien und seine Fähigkeit zur Wahrung der Balkanruhe gerade jetzt dick unterstreichen, weil auf Wilhelms Zusammenkunft mit Victor Emanuel der Vorstoß ins Aegaeische Meer und die Probebeschießung der Dardanellen so rasch gefolgt ist, daß der Islam in den Glauben neigt, diesem Thun der Italiener sei in Venedig die Einwilligung des Deutschen Kaisers gewonnen worden, dessen überschwingendes Lob italischer Tapferkeit und Intelligenz jedes Türkenohr ärgern mußte. Dritte Thatsache: Hinter den fünf Artikeln des deutsch-russischen Vertrages vom Sommer 1911 birgt sich nichts, was Rußlands Freunde irgendwie beunruhigen dürfte. Das Reich des Gossudars ist der Französischen Republik verbündet, Briten und Italienern herzlich befreundet, den Türken zwar nicht so willfährig, wie die allzu sichtbare Turkophilie des Botschafters Tscharykow wähnen ließ, doch bereit, ihnen unter einträglichen Bedingungen den Balkanfrieden zu verbürgen; und wünscht innig, daß zwischen Deutschland und Großbritanien das Verhältniß sich bessere. (Wünschts, natürlich, nicht: weil es nach einem agreement nicht mehr, wie seit sechs Jahren, von London und Berlin aus in hastigem Wetteifer umworben würde. Wer jetzt aber, da der Schwabenconcern jedes Mühen um anglo-deutsche Verständigung als das Werk kindischer Albernheit verschreien läßt, in einer weithin hörbaren Rede den Friedensstifterversuch des Viscount Haldane erwähnt, leistet den Briten einen beträchtlichen Dienst: rückt ihren goodwill ins rechte Licht. Das war ein Nebenzweck Sasonows.) „Mit Deutschland verbündet uns die Tradition guter Nachbarschaft und alter Freundschaft. Daß diese Tradition in Deutschland eben so geschätzt wird wie bei uns, haben die potsdamer Gespräche mich wieder erkennen gelehrt. Weder im nahen noch im fernen Orient trennt uns ein Interessenzwiespalt. Der Vertrag von 1911 giebt den Deutschen, wie allen anderen Nationen, die Zusicherung der Handelsfreiheit in Persien und das Versprechen, den Bau der Bagdadbahn nicht zu hemmen und eine Verbindung mit den in Norpersien zu bauenden Bahnen nicht zu hindern; uns giebt er den Verzicht Deutschlands auf jedes Streben, in dem uns gehörigen Theil Persiens politische oder strategische Konzessionen zu erlangen. Der Vertrag sichert unserem Verhältniß zu Persien also ungestörte Ruhe, wahrt unsere Interessen in dem heute erreichbaren Umfang und festigt, weil er uns kein Opfer auferlegt,

Google

die Freundschaft der benachbarten Kaiserreiche.“ Deutlicher kann ein Minister, der nicht nach dem Ruhm des im Glasladen wüthenden Stieres langt, nicht reden. (Nur die Sätze, die den Edelmuth italienischer Kriegführung, ihre selbst im Dardanellenbereich noch bewährte Achtung des Menschlichkeitgesetzes preisen, hat Herr Sasonow vor der Publikation seiner Rede gestrichen.) In einer Volksversammlung hätten die Sätze gelautet: „Mit Deutschland stehen wir wieder gut, weil es, ohne eine irgendwie nennenswerthe Genleistung zu fordern, in Persien jedes erdenkliche Hinderniß aus unserem Zukunftweg geräumt hat.“ Sie würden Wahrheit künden. Der Vertrag, den die Firma Bethmann & Kiderlen aus zehnmonatigem Kampf herausgeschlagen hat, bringt dem Zarenreich unseren Verzicht auf Nordpersien; Deutschlands Verpflichtung, in diesem weiten Gebiet keinen Anspruch auf irgendeine Konzession (Eisenbahn, Schiffahrt, Wegebau, Telegraph) zu unterstützen. Für solchen Verzicht hat, nach den zwischen Iswolskij und Cassini mit Nicolson und Donald Mackenzie in Algesiras und Petersburg geführten Verhandlungen, England in dem Vertrag vom einunddreißigsten August 1907 das Recht auf Südpersien erhalten. Was bekommen wir? Die Gewißheit, daß der Handel aller Nationen in Persien gleichberechtigt sein soll. Den Werth dieser tröstlichen Phrase müßte spätestens doch die in Marokko gemachte Erfahrung uns erkennen gelehrt haben. Wer in einem Orientalenlande die politische Macht hat, kann, trotz allen Verträgen, den Anderen jeden Tag die Handelsfreiheit schmälern. In den drei Jahren von 1904 bis 1907 war der deutsche Import nach Persien von 1 333 000 auf 3 496 000, der deutsche Export aus Persien von 1 046 000 auf 5 485 000 Mark gestiegen. Glaubt ein Sachkundiger, daß die in Persien herrschenden Briten und Russen ein weiteres Wachsthum unseres Handels, im selben Tempo, zulassen werden? Aber Rußland hat sich ja auch verpflichtet, weder den Bau der Bagdadbahn noch die Betheiligung fremden Kapitals zu hindern, so lange „ihm daraus keinerlei Opfer pekuniärer oder wirthschaftlicher Art erwachsen“. Glaubt es sich geschädigt oder scheint ihm die Vortäuschung dieses Glaubens nützlich, dann „hindert“ es wieder. Das haben unsere unermeßlichen Geschäftsführer unterschrieben. Die russische Regirung wird sich die Linie Teheran-Khanekin konzediren lassen und sie der von Sedidjeh nach Khanekin führenden Zweigstrecke der Bagdadbahn anschließen. „Sie

Google

behält sich die endgiltige Linienführung vor, wird aber hierbei den Wünschen der deutschen Regirung Rechnung tragen.“ Sie kann auf die Ausnützung der Konzession verzichten, sie einer fremden Finanzgruppe überlassen, der deutschen Regirung erlauben, für sich selbst um die Konzession zu werben, wahrt sich aber das Recht, „in jeder ihr erwünschten Form sich an den Arbeiten zu betheiligen und gegen Erstattung der von dem Erbauer thatsächlich aufgewendeten Kosten in den Besitz der Eisenbahn einzutreten“. Das sind die „Zusicherungen“, durch die wir „entschädigt“ wurden. Unnöthig, vor Erwachsenen auch nur ein Wörtchen über diesen Läppervertrag zu sagen. Weil er, der fast ein Jahr lang von unseren Offiziösen beschwatzt und zum Ereigniß gebläht worden war, der Harrenden Auge enttäuschte, ward gewispert, den fünf veröffentlichten Artikeln sei eine Geheimklausel angehängt worden, die das Wichtigste neugierigen Blicken berge. Die letzte Spur dieses Geraunes hat Herr Sasonow nun weggewischt. „Alle Bündnisse und Freundschaften Rußlands bleiben unberührt und Deutschland hat uns für seinen Verzicht auf Nordpersien kein Opfer zugemuthet.“ So sieht die potsdamer Ernte in Sasonows Reichsscheune aus.

Herr von Bethmann aber läßt in der einst mit Guanogeld gegründeten Zeitung dem Erdrund künden, die Rede des Nikolaiten sei in Berlin „mit vollster Befriedigung aufgenommen worden“. Wer wagt fortan noch die Behauptung, daß dem Mann die Göttergabe des Humors fehle? Infinite jest, most excellent fancy muß ihm, wie weiland dem Hofergötzer Yorick, der Gerechte nun nachsagen. Rußlands Minister spricht: „Mit den braven Berlinern, die nichts bekommen haben, bleibts beim Alten“. Und von der Spree antwortet dem sanften Spott der Ausdruck „vollster Befriedigung“.

Nicht ganz so lustig blinkt unser Auge bei der Betrachtung der dieser neusten Probe kanzlerischer Potenz angehängten Sätzchen. In der Gossudarstwennaja Duma hat der Abgeordnete Miljukow gesagt, Englands Eingriff habe, im Sommer 1911, das Deutsche Reich zur Minderung seiner Ansprüche genöthigt und dadurch den europäischen Staaten den Frieden erhalten. „Märchen“: schilts aus der Norddeutschen Allgemeinen; durch die Erklärungen des Kanzlers und seines Gehilfen „ist in unwiderlegter, weil nicht zu widerlegender Weise festgestellt worden, daß die deutsche Reichsleitung ihr bereits im Mai vorigen Jahres ausgearbeitetes Programm für die Behandlung der Marokkofrage

Google

ohne jede Beeinflussung von dritter Seite in den mit Frankreich allein geführten Unterhandlungen durchgesetzt hat." Hier hört der Spaß auf. (Nur für uns, versteht sich; durch die Amtsstuben der anderen Großmächte schallt ein Gelächter, daß die Aschenschale im Rhythmus der Heiterkeit zittert.) Panamabefestigung, Wilhelms Loblied auf die Italiener, an deren Spitze er den halben Erdtheil erobern könnte, das Schicksal der Erbschaftsteuer im Bundesrath: fürs Erste sind wir von bethmännischen Berichtigungen nun übersatt; und nicht mehr in der Laune, uns durch neue vor lauerndem Hohnblick blamiren zu lassen. Daß Deutschland nicht einen Tag lang „mit Frankreich allein" verhandelt, daß es dem Briteneinspruch nachgegeben hat und Schritt vor Schritt von der Basis seines Begehrens zurückgewichen ist, wurde nicht nur hier „in unwiderlegter, weil nicht zu widerlegender Weise festgestellt." Jede Nachprüfung unzweideutiger Thatsachen hats erwiesen. In dem Band „Le mystère d'Agadir" hat Herr André Tardieu (dem die Staatsakten des pariser Auswärtigen Amtes zugänglich sind) vom Standpunkt des französischen Patrioten, doch mit meisterlicher Klarheit den Verlauf des leidigen Handels dargestellt. Wer die Aussage des Rechtsanwaltes Claß und seiner Genossen im Alldeutschen Verband, die behauptet hatten, Herr von Kiderlen habe einen Theil von Marokko verlangt und als Deutschlands Ertrag aus dem Zwist verheißen, gestern etwa noch für das Produkt eines Hörfehlers hielt, erfährt aus Tardieus Buch (neben vielen anderen wissenswerthen Einzelheiten) Zweierlei. Erstens: Herr von Kiderlen hat in den Gesprächen mit dem Botschafter Jules Cambon auf Mogador als auf den für die Entschädigung Deutschlands geeigneten Punkt hingewiesen. Zweitens: der Kronprinz des Deutschen Reiches, dessen Besuche beim Staatssekretär im Auswärtigen Amt plakatirt und illuminirt worden waren, hat am zwölften Juni 1911 auf der Grunewald-Rennbahn zum Herrn Cambon gesagt: „Na, lieber Botschafter, nun sind Sie also in Fez. Allerlei Hochachtung! Marokko ist ein hübscher Bissen. Jetzt braucht man nicht mehr darüber zu reden. Wir bekommen von Ihnen unseren Theil: und Alles ist in bester Ordnung." Am elften Juni hat Cambon aus dem Munde des Kanzlers die freundlich einladenden Worte gehört: „Fahren Sie doch nach Kissingen, um mit Kiderlen zu reden." Er fährt hin, denkt an Mogador, an die Pflicht, jeden Anspruch auf eine Thei-

Google

lung Marokkos abzuwehren, und sagt: „Frankreichs Oeffentliche Meinung würde die Hingabe marokkanischen Bodens nicht dulden; aber man könnte anderswo suchen.“ Antwort: „Sie gehen ja nach Paris; bringen Sie uns Etwas mit.“ Am zweiundzwanzigsten Juni ist Cambon in Paris, um seinem Minister (Cruppi) zu berichten, nach dessen Weisung er ergründen sollte, „ce que l'Allemagne a dans le ventre“. Am vierundzwanzigsten ist sein Bericht fertig; das Ministerium Monis aber gestürzt. Am ersten Julimittag meldet der Deutsche Botschafter Herrn de Selves, dem Minister für Auswärtiges im Kabinet Caillaux, die Abfahrt des „Panther“ nach Agadir. Am selben Tag beschließt, auf Delcassés Rath, Herr Caillaux, keinen Schritt ohne Vereinbarung mit den befreundeten und verbündeten Mächten zu thun. Sieben Monate zuvor hat Herr von Bethmann im Reichstag gesagt, die russische und die deutsche Regirung seien „entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten.“ Jetzt wird in der Russischen Politischen Korrespondenz, höchst offiziös, gedroht: „Rußland wird nicht zaudern, wenn die Stunde zu wirksamem Eingriff für Frankreichs Interesse gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß aus vielen Gesprächen mit Herrn Neratow, daß seine Heimath auf den Beistand unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf.“ Am vierten Juli sagt, nach dem Ministerrath, Sir Edward Grey zu dem Botschafter Paul Cambon, dann zu dem Grafen Wolff-Metternich, daß England alle Pflichten, die es der Französischen Republik schulde, pünktlich erfüllen werde. Drei Tage danach ist Baron Schoen wieder am Quai d'Orsay und schwichtigt den aus dem Haag heimgekehrten Herrn de Selves mit dem Satz: „Deutschland fordert keinen Theil von Marokko, sondern glaubt, daß man über den Kongo verhandeln könne.“ Am siebenundzwanzigsten Juli läßt die berliner Regirung den Staatssekretär Grey, „dessen große Loyalität sich so oft bewährt hat“, durch den Botschafter um „eine öffentliche Erklärung“ bitten, „daß England einen erfolgreichen Abschluß der deutsch-französischen Unterredungen gern sehen würde“; dadurch (stand in dem aide-mémoire) könne Frankreich beruhigt und eine rasche Verständigung ermöglicht werden. Das war eine fast demüthige Bitte um britische Vermittlung; fünf Tage nach der unverschämt schlauen Rede des Schatzkanzlers Lloyd George. Muß noch an andere Daten erinnert

Google

werden? An das über den belgischen Kongostaat und das deutsche Togoland Geredete? An die Bündel lüderlich zusammengeklaubter Unwahrheiten, die vom Juli bis in den Dezember 1911 entknotet, entkräftet werden mußten? Im letzten Kapitel seines Buches sagt Herr Tardieu über den „échec de l'Allemagne": „Was in Tanger mißlungen war, sollte in Agadir noch einmal versucht werden. Selten hat eine Diplomatie sich so plump gezeigt; auf dem Pferdemarkt hört man den Roßtäuscher so sein Geschäft beschwatzen. Wenn eine Großmacht nach solchen Mitteln greift, kann nur der Erfolg sie entschuldigen: und dem Deutschen Reich ward dieser Erfolg versagt. Nach seinem lärmenden Gefuchtel mußte es einen Theil von Marokko erobern: und Marokko ist heute französisch. Deutschland hat ‚Kompensationen' erhalten. Das heißt, nach dem Wortsinn: Anderes, als es gewollt hatte. Deutschland hat kein Stückchen von Marokko erlangt und die Möglichkeit verloren, sich an der Küste des Mittelmeeres Stützpunkte zu schaffen. Diese Thatsachen wird die Geschichte verzeichnen." Leider. Das deutsche Volk mit Märchen abzuspeisen, das Bild empörender Wahrheit seinem Blick zu verhüllen: dieses schädlichen Versuches sind die eifernden Lober der Sozien schuldig, die, mit einem Getös, als gelte der Kampf einer Krone, im Sonnenlicht auszogen und abends eine lahme, räudige Mähre heimtrieben. Jeder in Paris beglaubigte Diplomat weiß (und mancher hats ausgesprochen), daß die Fülle deutscher Rückzüge den ahnungslosen Herrn de Selves und sogar den Marineminister Delcassé überraschte; daß eines Tages, um das Dickicht zu lichten, Freiherr von Schoen selbständig eingreifen und andeuten mußte, nicht hinter jedem der wechselnden berliner Wünsche sei der Wille des Kaisers zu suchen; daß nach Jahren erst ruchbar werden kann, wie elend das eingeheimste Kongostück ist und welche Kostenlast es uns aufpackt. Das Gesinde hätte dem Kanzler besser gedient, wenns nur die „vollste Befriedigung" aus dem Blinddarm gespült und den Wurmfortsatz weggeschnitten hätte. Ein im Mai ausgearbeitetes Programm? Unwahrscheinlich; sonst wäre nicht jeder in die Wilhelmstraße Verschlagene um Rath gefragt, nicht zwanzigmal geschwankt, wäre eine brauchbare Kongokarte angeschafft und ein Sachverständiger in das einzutauschende Land geschickt worden, über dessen Werth oder Unwerth uns heute noch kein Gutachten, nicht ein einziges, vorliegt. Nur mit Frankreich verhandelt? Als unwahr erwiesen.

Google

Keine „Beeinflussung von dritter Seite“ wurde versucht? In unwürdig kläglichem Ton ist sie von Berlin aus ja erbeten worden. Durchgesetzt? Den Tropenzuwachs, den England uns gönnt, den es, schon weil er uns den Belgiern verdächtigt, niemals geweigert hätte; ein Gebiet, dessen Kostenlast der jetzt im Reichsschatzamt nistenden treuen Lerche den Wonnetriller abgewöhnen wird und dessen Entwickelungmöglichkeit den Staatssekretär von Lindequist so gering dünkte, daß er sein Amt, die ihm liebste Arbeit, Macht und Gunst hinwarf, um der Pflicht zu leisester Empfehlung dieser Bezirke zu entgehen. Sonst? Nichts. Nicht ein Hälmchen mehr, als die Fürsten Bülow und Radolin auf die Tenne getragen hatten. Nicht einmal für die Brüder Mannesmann, aus deren Minenstreit der Hader mit neuer Kraft aufgeflackert war, ist auch nur das Allergeringste „durchgesetzt“ worden. Der Pakt, den sie am vierzehnten November 1911 mit der Union des Mines Marocaines schlossen, ist ihrem Interesse ungünstiger, als der am achten Juni 1910 von ihnen abgelehnte war. Und der Marsch, der an dieses Ziel führen sollte (sollte: sagt Herr von Bethmann), hat uns Milliarden und eine mühsälig gespeicherte Summe ungemünzten Ansehens gekostet, die schroffe Abkehr der neutralen Staaten, die Schmälerung deutschen Kredites im Islam und die Auferstehung des gallischen Kriegergeistes bewirkt; seine Folgen sind ferner der libysche Krieg und der Zwang zu theurer Mehrung der deutschen Machtmittel zu Land und zu See. Dünkelt der Wilhelmstraßenmannschaft, das Alles sei ohne Bleibsel verdaut und Germaniens Magen zur Aufnahme neuer Trugspeise schon wieder bereit?

An verwendbarem Stoff kanns ihr jetzt doch nicht fehlen. Sie könnte, zum Beispiel, ermitteln, warum wir nicht früher erfuhren, daß Herr Tscharykow als ein Opfer austro-russischen Versöhnungdranges aus Konstantinopel abberufen worden ist. Welche „Autorität“, welcher landsmannschaftliche Zuspruch den Abgeordneten Erzberger, der den Besuch Haldanes mit einem Jubelchoral gefeiert hatte, von der Gimpelthorheit alles Mühens um anglodeutsche Verständigung zu überzeugen vermochte, deren (kaum überschätzbaren) Werth ein halbwegs klarer Politikerkopf in einem Reich ohne Kriegshafen und Kohlenstation westlich vom Aermelkanal doch erkennen müßte. Wie Deutschland handeln wird, wenn Italien die Anerkennung seines libyschen Besitzrechtes nicht von der Türkei, sondern von den neutralen Großmächten fordert und an

Go gle

diese Bedingung den Verzicht auf die Weitung des Kriegsschauplatzes knüpft. Auch über Personalien könnte sie Auskunft geben. Welche Verdienste haben Herrn Dr. Schnee, der vor vierzehn Jahren als Assessor in die Kolonialabtheilung kam und nie in Afrika gearbeitet hat, auf den Thron des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika geholfen? Hätte er, der nur auf Neuguinea und Samoa thätig war, nach Apia nicht eher als nach Dar-es-Salaam gepaßt? Weshalb hat Herr von Kiderlen dem Freiherrn von Rechenberg nur das antwerpener Generalkonsulat und „höchstens" (ohne sich zu binden) den teheraner Posten angeboten, der durch den deutsch-russischen Perservertrag entwerthet ist, und mit diesem Deklassirungversuch einen unserer besten Männer gezwungen, sich zur Disposition stellen zu lassen? (Antwort: Tel est son plaisir. Wenn Freiherr von Mumm, nach zwölfjährigem Dienst in Ostasien, nach Europa oder Amerika zurück will, heißts: „Abzupressen ist uns nichts." Wenn Rechenberg, der in Deutsch-Ostafrika wie ein weißer Sultan von tapferem Wesensadel regirt hat, um ein Gesandtenamt wirbt, wird ihm geantwortet: „Sie waren 1905 Generalkonsul in Warschau; was Sie seitdem, im Bereich des Kolonialamtes, gemacht haben, ob Sie Gouverneur und Rath Zweiter Klasse geworden sind, hat uns nicht zu kümmern. Fürs Auswärtige Amt sind Sie Generalkonsul; Sie können Antwerpen, vielleicht, wenn Alles klappt, sogar Teheran haben. Lissabon? Kein Gedanke." Und doch soll, wie hier schon erzählt wurde, ein in Lissabon einzufädelndes Finanzgeschäft wenigstens den Schein anglo-deutscher Verständigung wahren. Portugals Republikanerregirung, die dem Volk bisher nur die Steuerlast erschwert hat, wäre dem Vertrauen entwurzelt, wenn sie sich die afrikanischen Kolonien abkaufen ließe, ehe das Nationalbewußtsein der Fidalgos richtig geknetet ist. Sie braucht also Zeit und, so schnell wie irgend möglich, Geld. Erste Etape: Britanien und Deutschland sorgen durch eine gemeinsam zu übernehmende Anleihe für das Nöthigste. Zweite: Sie verständigen sich über die hypothekarisch, schon beim Anleiheabschluß, ihnen zugesicherten Kolonialpfänder. Da müßte klug und muthig, mit zäher Verschlagenheit vorgearbeitet und nachgeschoben werden. Englands Geschäfte führt in Lissabon Sir Artur C. Hardinge, ein Afrikakenner, der in Sansibar einst das britische Interesse vertrat. Rechenberg war dort sein deutscher Kollege und hat sich dem vom Britennimbus Umleuchteten überlegen gezeigt. Auf allen Schanzen, hinter

Google

allen Wällen der Erdfeste fändet Ihr nicht Einen, der unter solchen Umständen so gut nach Lissabon taugt wie Albrecht Freiherr von Rechenberg. In Madrid geboren, neben Mozambique heimisch, mit allen Kniffen und Finten des Gegenspielers vertraut; und ein Mann, dessen Willenskraft den knochenlosen Sitzriesen Dernburg rasch unterjocht hatte. Lissabon? Kein Gedanke. Herr von Kiderlen will nicht. Tel est son plaisir. Herrn von Bethmann könnte ein „Nachgeordneter" unbequem werden, der die Nachfolge Lindequists nur bei sicherer Wahrung seiner Entschlußfreiheit antreten wollte. Also: mit dem Adlerpflaster zweiter Klasse zur Disposition gestellt. Wir sind an Diplomatentalenten ja überreich; und dürfen nicht bezweifeln, daß jedes auf eines Rechners Kunst angewiesene Amt auch hinfüro einem Tänzer zufallen wird). Diese Auskünfte wären, alle, nützlicher als der dreiste Schwatz über Sasonow und Miljukow. Doch ist im Hörbereich der unterirdischen Diplomatendestille und einer Spähne hackenden Zimmermannsaxt zu feiner Arbeit noch stille Muße? Kaum noch am Alltag. Und jetzt möchte, bevor der Kaiser aus den Rosenwäldern heimkehrt, jeder Jäger wissen und jeder Hund erschnuppern, auf welchen Theil fälliger Wildbeute er hoffen dürfe. „Wenn uns gelänge, Marschall als den für die londoner Botschaft unentbehrlichen Mann, den von der Vorsehung praedestinirten Löser des Angelknotens auszurufen, würde er nicht Kanzler, fände in Metternichs Bureau so viel zu thun, daß er nicht schnell wieder loszueisen wäre; und dennoch würde (die Hauptsache) Konstantinopel frei, der einzige Posten, auf den Kiderlen, trotz der Erinnerung an die dem hellhörigen Abd ul Hamid vorgetragenen Wünsche, allenfalls noch abzuschieben ist, und dem Württemberger wäre nicht gerade der Badenser vorgesetzt. Dann bliebe es auch wohl bei dem Beschluß, den in alle Sättel gerechten Clemens Delbrück (nicht den Vornamensvetter aus Lieser: ein Schorlemer sähe als Reichsprokurist doch gar zu schwärzlich aus) mit der Erbschaft Theobaldi zu bebürden. Der ist viel behender, hat festere Nerven und mehr Weltgewandtheit als der fünfte Kanzler; doch nicht ein Viertelpfund schöpferischen Geistes. Er würde Alles leidlich, Alles ohne Liebe, Alles für die Firma machen, blieb noch auf dem ersten Platz nur ein tüchtiger Zweiter und wäre frühstens nach anderthalb Jahren so weit, daß er laut ins internationale Geschäft dreinreden könnte. Das wäre, was wir brauchen. Ein Bürgerlicher, freikonservativ, als Neffe Dryan-

Google

ders in Kirchenfragen fast liberal, als Vetter des großen Hans und des kleinen Ludwig, der in Berlin Krupps Finanzstatthalter ist, den drei Großmächten Hochschule, Presse, Bank fördersam versippt. Auf solchem Favoriten ist das Rennen zu wagen. Wenn Marschall bis an die Themse zu loben und dem Heiligen Bethmann ein gutes Abgangszeugniß (mit im Sielengeschirr des Reichsdienstes zerrütteter Gesundheit) zu sichern ist. Alle Mann an die Pumpen!“ Paßt auf: noch in der Scheidestunde werden Triumphe bescheinigt und mit „vertraulichen“ Spukgeschichten Memmen in Schlaf geschreckt. Eilt ohne Weilen! Jetzt gehts um die Wurst.

Vor fünfzig Jahren.

„Ich kann meine Herrscherpflicht nur erfüllen, wenn mein Herrscherrecht nicht angetastet wird. Ich vermag nur so zu regiren, wie ichs vor Gott und vor meinem Gewissen verantworten kann. Unter den Willen einer Parlamentsmehrheit beuge ich mich nicht; auch nicht um den Preis meiner Ruhe hier, wo es sich um die Wehrfähigkeit des Landes handelt. Dazu aber will man mich zwingen. Ich finde keinen Minister, der sich stark genug fühlt, gegen die Majorität meinen Willen in der Militärfrage zu vertreten. Deshalb bin ich entschlossen, auf die Krone zu verzichten. Bitte! Die Urkunde der Abdankung ist schon fertig. Du magst nun versuchen, wie weit Du kommst.“ Aus dem Munde seines Vaters hört, am neunzehnten September 1862, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen diese Worte. Aus dem gothaischen Schloß Reinhardsbrunn, wo er mit der Frau, den Kindern und der Schwiegermutter als Gast des koburger Herzogs geweilt und den preußischen Jammer beredet hat, ist er am Abend zuvor nach Berlin gerufen worden. Vom König. Der ist, nach kurzer Regirung, des Haders so müde wie der fünfte Karl einst nach sechsunddreißigjähriger Herrschaft. Zwar hat keine fremde Macht ihm Land abgenommen und kein Lehnsmann steht wider ihn in Waffen; aber auch sein Interimsversuch ist fruchtlos geblieben und auch er scheint sich nach seinem San Yuste zu sehnen. Scheint. Vielleicht hat nur weibliche Angst ihn mürb gemacht. Daß er dem Thron entsage, wollte Augusta schon im März 1848, dann wieder in der Zeit des Zweiten Vereinigten Landtages, während der als „Kartätschenprinz“ Verrufene in England war. Einerlei. Dem blonden Fritz schlägt die Schicksalsstunde. Er kann dem Adlerland einen neuen

Google

Morgen bringen. Die beiden Victorien werden die Botschaft mit Jubel empfangen. Beide? Die Königin von England ist klug und noch in ihrem jungen Witwenschmerz kühl besonnen. Sie ahnt wohl, wie nach der unter Friedrich Wilhelm dem Vierten entstandenen Wirrniß die jähe Abdankung eines Königs wirken würde, hat aus der Geschichte der Reformbill die Folgen schwächlicher Nachgiebigkeit erkennen gelernt und kann dem Eidam, von dem sie so viel erhofft, nicht wünschen, daß er einer Niederlage des Königthums die Krone verdanke. Friedrich Wilhelm hat manchmal schon, ehe er Kronprinz hieß, den Wunsch gehegt, bald König zu werden, um noch in ungehemmter Jugendkraft aus seinem Ideal von Freiheit und Bürgerglück unter sonnenhaft strahlender Monarchengewalt eine in Preußen haltbare Wirklichkeit gestalten zu können. Denn er ist dem Vater im Innersten fremd, glaubt nicht an dessen Stern und fürchtet, daß Wilhelms greisender Eigensinn ihm das Erbe schmälere. (Auch hier gilt Juvenals Wort von dem Weib als der Streitzüchterin.) Doch dieser Prinz ist nicht aus dem harten Holz des fränkischen Heinrich, der, um das Reich aus Siechthumsgefahr zu retten, die Krone erlistete und den alten Vater hinter die Mauern von Bockelheim setzte. In Thüringen hat er, dicht bei der Benediktinerabtei Ludwigs des Springers, in Erinnerung an die Kaiserherrlichkeit geschwelgt. Aber sein Gewissen ist nicht schwindelfrei. Er will sich nicht in einen Purpur kleiden, den ein Lebender abthat; kanns, nach seiner in der schönen Hülle eines Germanenkriegers weichen, empfindsamen Wesensart, nicht. Käme der Konfliktsgegenstand wenigstens aus anderem Bezirk! Gerade in dem Militärstreit aber, in dem Kampf um Heeresziffer und Dienstzeit, Reserve und Landwehr, hat der Kronprinz aufrecht neben dem König gestanden. Für oder gegen Italien: Das wäre vor und nach Villafranca eine den Europäern verständliche Losung gewesen, eine klare und kühne Königsparole. Jetzt ists zu spät und zu früh. Unmöglich, aus der Sohnespflicht zu desertiren. „Du darfst die Urkunde der Abdikation nicht unterschreiben. Mein Auge weigert sich, sie nur anzusehen.“ Was aber soll werden? Nur eine Geste des Alten fragt noch; und rathlos hebt der Junge die Achseln. In das Zugeständniß zweijähriger Dienstzeit, ohne das die Minister Bernstorff, Heydt, Schleinitz nicht im Amt bleiben wollen, darf und will der König sich nicht bequemen. Albrecht Roon ist der tapferste, umsichtigste Kriegsminister; brächte als

Google

Kutscher den Staatswagen aber nicht durch die vom Wolkenbruch in die überschwemmte Preußenerde gerissenen Furchen. Nirgends ein Mann. Nirgends ein starkes, von stählerner Faust bedientes Hirn. Trüb reist der Kronprinz nach Reinhardsbrunn zurück.

Drei Stunden vor der Abreise hatte er den Mann, den sein Blick ringsum suchte, gesehen; doch nicht erkannt. Er hätte grimmig gelächelt, wenn ihm Dieser als Heilbringer genannt worden wäre.

„Periculum in mora. Dépêchez-vous! L'oncle de Maurice Henning." Das war der Wortlaut des Telegramms, das Herr von Bismarck-Schönhausen, Preußens beim Tuilerienhof beglaubigter Gesandter, am achtzehnten September in Paris erhalten hatte. Der Onkel Moritz Hennings von Blanckenburg ist Roon, der längst in die Ueberzeugung gelangt ist, daß nur Bismarck den König durch das Dickicht demokratischer Forderungen zu führen vermag. Schon im Lenz glaubt er (fast auf den Tag ists ein Halbjahrhundert her) sich am Ziel seines Wunsches. Bismarck, der aus Petersburg auf Urlaub in der Heimath ist, gilt in der Spitzenregion als der kommende Mann. Adolf Hohenlohe-Ingelfingen, der den Fürsten von Hohenzollern im Ministerpräsidium vertritt, sagt zu Wildenbruch (dem Vater des Dichters): „Ich gehe; und Bismarck kommt." Er ist in Berlin; mehrmals vom König in langer Audienz empfangen worden. Sehnt sich aber gar nicht in die Machtcentrale. „Länger als einige Monate würde es mit mir als Minister schwerlich dauern", schreibt er an seine Johanna nach Reinfeld; also „ist es eine günstige Fügung, daß wir möglichst viele Sachen nach Schönhausen bestimmt haben." Er will, endlich, nur Gewißheit; Petersburg oder Berlin, Paris oder London: er ist des königlichen Befehles gewärtig, möchte aber wissen, wo er unter den nächsten Monden sein Haupt betten werde. Zum ersten Mal zeigt er sich, bei der Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld, dem berliner Maigewimmel im Kürassierkoller mit dem gelben Kragen. (Und den Majorsepaulettes, die er, als für das Ansehen des Preußischen Gesandten am Zarenhof unentbehrlich, dem Militärkabinetschef Edwin Manteuffel nach langem Kampf abgerungen hat.) Paradegast Seiner Majestät, im blitzenden Schwarm des Königsgefolges, ungemein heiter gestimmt: sicher, so flüsterts im engeren Kreis, hat er die Ernennung in der Tasche. Das glaubt auch Frau von Roon, als er dem Wagen naht, aus dem sie dem militärischen Schauspiel zusah. „Also ists entschieden?" „Ja. Der

Google

König hat mich zum Gesandten in Paris ernannt; ich reise morgen und komme, Abschied zu nehmen." Nicht im Mindesten enttäuscht; sogar „sehr froh". Das schreibt er an sein „süßes Herz"; fügt freilich hinzu: „Aber der Schatten bleibt im Hintergrund." Auch Roon giebt die Hoffnung nicht auf, den König zu dem Entschluß zu bringen, der dem schwankenden Gemüth des Herrn noch allzu „extrem" scheint. In Berlin währt die „ministerielle Wechselreiterei", in Paris die Ungewißheit und das Junggesellenelend fort. Im Herbst ist der Gesandte wieder so weit, daß er „explodiren und einen festen Posten oder den Abschied erbitten" möchte. Spätestens am ersten Oktober muß „Kind und Kegel" nach Paris: sonst läuft er davon, um zu wissen, wo er wohne. Wenn er die Seinen bei sich hätte, bliebe er am Liebsten als Gesandter in Paris; „nichts", schreibt er an Roon, „möchte ich erbitten als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu sein". (Wie Europa, wenn ers bis dahin geblieben wäre, heute aussähe: dieser Frage sollten die Bekenner des ökonomischen Determinismus, die blinden Leugner des Persönlichkeitwirkens in der Geschichte, unbefangenen Geistes die Antwort suchen.) „Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit: und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!" Sechs Tage danach ruft Roons Depesche ihn nach Berlin. Vom Bahnhof geht er recta, zu Fuß, ins Kriegsministerium. Morgenkaffee mit den Damen. „Bei einem Blick in den Spiegel erschrak ich aber so vor der Schornsteinfegerfarbe, die der fünfundzwanzigstündige Kohlenstaub auf meinem Gesicht abgelagert hatte, daß ich sofort die Flucht ergriff, ein Bad nahm, zwei Stunden schlief und dann einige ministerielle und diplomatische Besuche machte." Um Fünf Diner bei Roon. Von dort wird der Gesandte zum Kronprinzen geholt und gefragt, wie er die innere Situation ansehe. Gar nicht; er warte auf den ihm seit einem Vierteljahr versprochenen Bescheid über Ort und Art seiner fürs Erste endgiltigen Verwendung, sei Wochen lang in Südfrankreich auf Reisen gewesen, habe keine deutsche Zeitung gelesen und könne drum über den Augenblicksstand heimischer Angelegenheiten nicht urtheilen. Ganz so unkundig, wie er sich an der Niederlagstraße gab, war er, nach den Gesprächen mit Roon, Blanckenburg, Hans Kleist, nach den Besuchen bei Ministern und Diplomaten, nicht. Aber er kannte den Kronprinzen, hinter dem er stets die kleinere, doch kräftigere Frau sah, als den Feind seiner Politik und Ministrabilität und blieb des-

Google

halb „sehr zurückhaltend“. Auch schien ihm nicht anständig, seine Meinung dem Sohn früher als dem Vater zu enthüllen. Friedrich Wilhelm mochte denken: „Der findet also in seinem blutrothen Reaktionärsherzen für die Linderung preußischer Noth auch keinen Rath.“ Und den Gesandten dünkt die Audienz so unwichtig, daß er sie in einem langen Brief an Johannen nicht einmal erwähnt.

Auf den mißtrauischen Sinn des Königs aber hat die Kunde von dieser Begegnung gewirkt. Am Einundzwanzigsten ist Roon mittags bei ihm in Babelsberg. Das Abschiedsgesuch Albrechts Bernstorff, des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten, muß irgendwie beschieden werden; auch Hohenlohe und Heydt wollen fort. Steif und zäh, wie der alte Cato, spricht Roon sein ceterum censeo: „Bismarck“. Den, hat Wilhelm gestern zu seinem Sohn gesagt, mag ich schon deshalb nicht, weil er zu sehr für Frankreich eingenommen ist. Jetzt klingt die Antwort anders: „Mit Dem ist es auch nichts; er ist ja schon bei meinem Sohn gewesen.“ Flinke Diener haben nur die Thatsache der Audienz, nicht ihre Entstehung noch ihren Verlauf, dem Monarchen gemeldet. Der glaubt nun, sein pariser Gesandter kenne den Abdankungplan, habe sich an den Kronprinzen herangedrängt, um vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne gewärmt zu werden, und sei dadurch des königlichen Vertrauens unwerth geworden. Roon erzählt, wie es zu der Audienz kam und wie sie verlief. Neuer Wetterwechsel im Sinn Wilhelms. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat aus dem Staatshaushaltsvorschlag für das Jahr 1862 die Gesammtkosten der Heeresreform gestrichen, das so verstümmelte Budget gegen eine winzige Minderheit angenommen und damit, nach Roons zornigem Wort, „den Bestand der preußischen Armee für nichtig erklärt“. „Wollen Eure Majestät Herrn von Bismarck nicht wenigstens hören?“ „Meinetwegen. Morgen.“

Der Kürassiermajor ist schon wieder einer Explosion nah. Nach zwei berliner Tagen so wild, daß er schreibt: „Lieber noch sofort in die Kammer, in Streit und Arbeit, als diese bummlige Gasthofs- und Visitenexistenz.“ Er ist überzeugt, daß Roons Glaube abermals trügt, und hofft, das Arbeitzimmer des Königs als endgiltig bei Louis Napoleon Akkreditirter zu verlassen. Von Wilhelms Absicht auf Thronentsagung ahnt er so wenig wie irgendein nicht zur Dynastie Gehöriger. (Auch Theodor von Bernhardi, der doch mit allen Würden- und Bürdenträgern in stetem

Google

Verkehr ist, ahnt nichts; er schreibt in sein Tagebuch: „Den Tag über krank vor Gemüthsbewegung. Wenn die Minister glauben, sie befestigen sich, indem sie die Krone preisgeben, so irren sie. Ihre Stellung wird immer erbärmlicher. Wir gehen mit raschen Schritten einem Ministerium Bismarck entgegen. Das ist an und für sich auch nicht erfreulich, aber es führt wahrscheinlich den Krieg herbei und da giebt es wohl Manches. Der Kronprinz ist in Reinhardsbrunn und reist nach dem Mittelmeer; wie ich mir vorstelle, um bei der Installation eines reaktionären Ministeriums nicht gegenwärtig zu sein und nichts damit zu thun zu haben.“) Während dieser Satz geschrieben wird, steht Bismarck vor dem König. Der spricht, wie er, drei Tage zuvor, zu dem Sohn gesprochen hat. Auf dem Tisch des babelsberger Landhauses liegt die Urkunde der Abdankung. „Dem Willen der Mehrheit kann ich mich nicht unterwerfen; und einen Minister, der dagegen anzugehen und sich trotzdem zu halten vermag, finde ich nicht.“ Hier ist Einer, der immer bereit sein wird, sich, und wärs in Beelzebubs Livrei, vor den bedrohten Thron der Zollern zu stellen. „Roon bleibt neben mir; gehen, weil ich komme, andere Minister, so ist mir um brauchbaren Ersatz nicht bang.“ Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott! Doch Das war zu erwarten. Ein hellblaues Auge, in dem, wie in Philipps dunklem Blick auf den Malteser, dem Spott sich schon Bewunderung paart, schweift wägend über die Gestalt des märkischen Junkers hin, der vom schwärmenden Posa keinen Blutstropfen hat. „Wollen Sie sich für die nothwendige Reorganisation meines Heeres einsetzen?“ „Ja.“ „Auch gegen die Beschlüsse einer Landtagsmehrheit?“ „Ja.“ „Dann ist meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdizire nicht.“ Im Park soll der neue Vertrauensmann auf ein Programm verpflichtet werden, das Wilhelm niedergeschrieben (und bis in die Einzelheiten der Kreistagsreform ausgearbeitet) hat. Bismarck sträubt sich; ehrerbietig, aber unbeugsam. „Heute handelt sichs nicht um die Schattirungen von Konservativ oder Liberal, sondern um die Frage: Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft? Und ich werde lieber mit dem König untergehen, als im Kampf gegen Parlamentsherrschaft Eure Majestät im Stich lassen.“ Neu zum Wenigsten ist dieser Ton.

Wilhelm zerreißt das Programm und ernennt noch am selben Tag Herrn von Bismarck-Schönhausen zum Staatsminister und

Google

interimistisch Vorsitzenden im Ministerium (dem, nach dem Staatsrechtsbuchstaben, Fürst Karl Anton von Hohenzollern noch präsidirt). Am Dreiundzwanzigsten meldets der Staatsanzeiger. Am Vierundzwanzigsten lachen und schimpfen die Berliner darüber. Und der Ernannte schreibt ans „geliebte Herz“: „Du wirst aus den Zeitungen unser Elend schon erfahren haben. Das Alles ist nicht erfreulich. Aber es muß sein. Ergieb Dich in Gottes Schickung. Leicht ist die Sache mir ohnehin nicht.“

Sie wurde noch schwerer, als er selbst sie sah. In den ersten Ministertagen verblüfft er die auf ein Schreckensregiment gefaßten Kammerdemokraten durch Sanftmuth; zeigt sich versöhnlich, bietet den Führern der Altliberalen Sitze im Ministerium an und ist, da sie abgelehnt haben, bereit, mit der Zurückziehung des Haushaltplanes für 1863 einen Waffenstillstand zu erkaufen. Vergebens. Auch die Bitte, ehrlichen Männern ehrlich zu vertrauen und, als Kinder des selben Landes, nicht durch eine innere Krisis die Heimath nach außen zu schwächen, verhallt unerhört. Die geehrten und lieben Herren der Zweiten Kammer bleiben feuchtkalt, wie tote Fische; mit diesem Sprudeljunker, dem noch vom rothen März her ein an Henkersarbeit mahnender Blutgeruch anhaftet, werden sie sehr rasch fertig sein. Der ruht bald wohl neben Roon und anderen Volksfeinden in der Wolfsschlucht. Da übermannts ihn. Vor seinem inneren Auge steht, winkend und warnend, Preußens deutsche Pflicht, die gebieterisch zu stärkster Rüstung, zu schnellster That ruft: und sein Ohr hört Schwätzerstimmen, die aus dem Wahngebild eines ungefährdeten, gesättigten, seiner Zukunft sicheren Preußenstaates zu stammen scheinen. Des alten Teutonenteufels Pfauchen fühlt er in seinem Athemstoß; und wie Schlossenwetter prasselts nun von der Lippe. „Wir haben im Land eine Menge katilinarischer Existenzen, die ein großes Interesse an Umwälzungen haben. Wir müssen unsere Kraft zusammenfassen und zusammenhalten. Nicht durch Reden und Majoritätbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“ Am dreißigsten September hat ers in der Budgetkommission gesagt; keinen Zweifel darüber gelassen, daß er jedem Versuch einer Parlamentsherrschaft sich entgegenstemmen und nur danach streben werde, „das möglichst große Gewicht von Eisen und Blut in die Hand des Königs von Preußen zu legen.“ Roon selbst, der Treuste, ist unzufrieden und murrt auf dem Heimgang mit dem

Google

von ihm so mühsam in den Machthafen Gelotsten, durch „geistreiche Exkurse“ werde die stachelige Sache nicht von den Dornen befreit. Auch er hat nicht gemerkt, daß in dieser zürnenden Stimme ein Schluchzen war; nicht empfunden, daß der Eishauch der Schlußmahnung aus gefrorenen Thränen herwehte. Keiner. Was der Minister bot (stand in der „Kölnischen Zeitung“) war kein Wein, sondern höchstens Soda. „Je länger er sprach, desto schärfer trat der Gegensatz hervor zwischen der ernsten, sachlichen Art, mit der bisher gerade die Budgetkommission die Sache des Landes gefördert hat, und diesem reichlich mit Fremdwörtern verzierten Geplauder. Ich bedaure, daß nicht Stenographen da waren, deren Aufzeichnungen dem Lande ein getreues Bild dieses Vortrages geben könnten. Jedenfalls würde dann über den Politiker Herrn von Bismarck nur ein Urtheil sein.“ Der Schlachtruf der Fortschrittspartei tönt noch schriller. Der Minister wird mit Vermögenskonfiskation, mit Zuchthausstrafe bedroht. Hat sich aber, mit gekühlter Hand, schon wieder fest am Halfter. Und schreibt, sechzehn Stunden nach dem Gewitter, an die ferne Gefährtin: „Gott der Herr hat mich noch in keiner unerwarteten und ungesuchten Lage verlassen und mein Vertrauen steht fest, daß er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zu Schanden werden lassen.“ Doch vielleicht dauerts nun nicht einmal ein paar Monate mit der Ministerschaft. Wenn dem König die Rede des neuen Mannes, mit der für seinen Gaumen passenden Sauce, vorgesetzt wird, brauchen die schönhauser Möbel am Ende nicht erst in Auerswalds Wohnung spedirt zu werden. Und an Köchen, die sich aufs Einrühren solcher Gerüchte verstehen, ist am Hoflager des Herrn jetzt just kein Mangel; auch nicht an Köchinnen. Wilhelm ist, Augustens Geburtstag mit ihr zu feiern, nach Baden-Baden gefahren. Da ist auch der Kronprinz mit seiner Frau. Da werden sicher die bösesten Zeitungartikel festlich beleuchtet. Noch ist Karl Anton, dem Namen nach, Ministerpräsident. Bleibt Bismarcks Vorsitz auch der Geschichte ein Interimistikum?

Te ne cede malis, sed contra audentior ito! Das vergilische Wort war schon des Deichhauptmanns Leitspruch gewesen. Je länger die badische Mahlzeit im Körper des alten Herrn nachwirkt, desto schwerer wird die Entgiftung. Bismarck fährt dem heimkehrenden König entgegen. Bis nach dem Kreishauptstädtchen Jüterbog kan der Nuthe. In dem verqualmten, von Handwerkern überfüllten Wartezimmer hält ers nicht aus. Setzt sich, im nächtigen Dunkel

Google

des schmalen Bahnsteiges, auf eine umgestürzte Schiebekarre. Und sinnt. Hier, in der Nikolaikirche, steht Tezels Ablaßkasten. Hier haben Sachsens und Brandenburgs Kurfürsten mit Melanchthon und Agricola über die Dauerbarkeit des karlischen Interims verhandelt und, dreiunddreißig Jahre danach, die Schweden Mathias Gallas mit seinen Kaiserlichen geschlagen. Nicht weit vom Stadtbezirk ist das Schlachtfeld von Dennewitz, wo 1813 Neys Armee von Bülow zersprengt ward. Wer weiß, ob nicht heute, fast auf der selben Stätte, in dieser Nacht noch eine Entscheidung von schwererem Gewicht fällt? Die: ob Preußen in ein behagliches Bürgerparadies verzwergen oder sich auf die Mission des Fritzenstaates besinnen und mit unwiderstehlicher Wucht sein Schwert in die Wagschale deutschen Schicksals werfen solle. Der Mann, der hier in Finsterniß seines Königs harrt, wird mit dem Entschluß zu muthiger, also deutscher Politik stehen und fallen. Er hat 1848 zu Friedrich Wilhelm dem Vierten, der sich von seiner Schwäche mit den Folgen langer Schlaflosigkeit entschuldigen wollte, gesprochen: „Ein König muß schlafen können.“ Hat dem aus England heimgekehrten Prinzen von Preußen, der jetzt die Krone trägt, an der Havel, als unerbittlich harter Mahner, das Soldatenlied vorgelesen, in dessen fünfter Strophe die Verse stehen:

„Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,
Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefallenen Sterne.“

Damals hat Wilhelm geweint. Wie wird er ihn heute finden?

Der Zug, ein vom Alltagsfahrplan vorgesehener, rollt sacht in den Bahnhof. Wo ist der König? Achselzucken wortkarger Schaffner. In einem gewöhnlichen Abtheil Erster Klasse (o quae mutatio rerum!) sitzt er; allein, ohne Adjutanten. Kaum noch das Bild eines Königs. Im Schacht des Bewußtseins halb schon dem Purpur entkleidet. Ueber ein Kleines legt er ihn vor Aller Augen ab und sichert seinem Erdenrest die dem Greis wohlige Ruhe. Der Damenhof hat seine Zeit nicht vertrödelt. Karl der Erste und Ludwig der Sechzehnte, Strafford und Polignac, Revolution und Schafott: alle Gräuel blutiger Monarchenausrodung sind dem Auge Wilhelms vorübergezogen. Er will nichts mehr hören. Kennt

Google

den letzten Nothhelfer nun, der sich in Babelsberg so gelind gab und, als der König ihm den Rücken gekehrt hat, rasch ins alte Berserkern ausglitt. Was ist da noch aufzuklären? „Ich weiß, wie das Alles enden wird. Vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen; und etwas später mir.“ Schon rasselt der Zug auf dem Schienenstrang, der in die Hauptstadt führt. Bismarcks großer Blick schaut dem Aelteren ins Weiße des Auges; still und fest. Dann fällt, Silbe vor Silbe, die Antwort von seiner Lippe: „Et après, Sire!“ Wie glühender Stahl, der in Wasser taucht, zischt das letzte Wort auf. Zwei Athemzüge vermählen sich. „Ja, après ... Dann sind wir tot!“ „Und können wir anständiger sterben? Eure Majestät sind in der Nothwendigkeit, zu fechten. Sie können nicht kapituliren.“ In diesem Ton geht es fort. Bis die Schwachheit, das Sekret lange überreizter Nerven, gewichen ist und Wilhelm in fröhlicher, kampflustiger Stimmung den Fuß auf den Boden seiner Hauptstadt setzt. „Er fühlte sich beim Porteepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten.“ In dieser Stimmung vermag er, der zagend ein San Nuste suchte, bis nach Sedan zu schreiten.

Am achten Oktober wird Bismarck endgiltig zum Ministerpräsidenten und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am siebenundzwanzigsten Januar kann er mit der Einwilligung des Königs und mit lauter Berufung auf den vierten Geburtstag des Kronprinzensohnes, dessen Erbe gewahrt werden müsse (und der heute als Deutscher Kaiser Wilhelm der Zweite heißt), der Parlamentsmehrheit, die den Willen des Monarchen, des Kriegsherrn, zu unterjochen strebt, trutzig zurufen: „Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt bleiben; was Sie darüber hinaus verlangen, Das werden wir ablehnen und gegen Ihre Forderungen die Rechte der Krone mit Ausdauer wahrnehmen.“

Dreißig Jahre danach hat der Entamtete die Schilderung des in Babelsberg und bei Jüterbogk Erlebten mit dem Satz geschlossen: „Menschlich gesehen, war das Ruhebedürfniß des Königs begreiflich; gegen den Staat und dessen Zukunftsicherung aber wäre es Frevel gewesen, den treuen, zuverlässigen Herrn nicht bis auf die letzte Nervenfaser pro re publica zu verbrauchen.“

Google

Sikinnis.

Der charlottenburger Droguenhändler Scharmach war angeschuldigt worden, durch den Verkauf großer Mengen Methylalkohols den Tod vieler Stammgäste des berliner Obdachlosenasyls bewirkt zu haben. Die zuständige Strafkammer hatte zwei Hauptfragen die Antwort zu finden. Erste: War der als Trinkbranntwein verkaufte Holzspiritus die erweisliche und erwiesene Todesursache? Zweite: Mußte der Angeklagte wissen, daß Methylalkohol (von dem in noch nicht veralteten Lehrbüchern und Lexiken gesagt wird, er wirke auf den Organismus wie anderer Alkohol) das Leben gefährden, zerstören könne, oder mußte er diese Möglichkeit mindestens in sein Bewußtsein aufgenommen haben? Trotzdem neben Scharmach der Beihilfe Angeschuldigte, vor ihm ein Halbdutzend bekannter Vertheidiger, ihm gegenüber ganze Reihen Sachverständiger saßen, konnte die Hauptverhandlung in drei, vier Tagen erledigt sein. Sie hat fünf Wochen gedauert; und nach den meisten Sitzungen wurde der Zeitungleser mit Sperrdruckberichten über „Zusammenstöße“ der Vertheidiger mit dem Gerichtshof, über heftige Wechselreden und Ordnungstrafen gelabt. (Der Feinschmecker obendrein mit einer primeur: Ungebühr vor Gericht als fortgesetzte Handlung.) Der präsidirende Landgerichtsrath war ein gewissenhafter Jurist und wohlwollender Richter; doch im sichtbaren Wesen fern von der ruhigen Hoheit und majestätischen Geschicktheit, die den von unserer Strafprozeßordnung erträumten Vorsitzenden erst zum Herrn des Forums krönen. Seit er die zugelassenen Journalisten gefärbter Berichterstattung beschuldigt hatte, las man fast täglich, er sei „sehr erregt“; las unbegreifliche Rügen und allzu barsche Drohung. In der vierten Woche, heißts, habe er mit grobem Wort die Zunftschreiber weggejagt. So wars nicht. Medizinalrath Dr. Stoermer hatte den Wortlaut einer Zeugenaussage nicht zu hören vermocht und auf die Frage, warum er nicht auf einer den Sachverständigen bestimmten Bank sitze, geantwortet: „Auf die haben sich die Herren von der Presse gesetzt.“ Duplik: „Dann muß die Presse heraus!“ Zu dieser Anordnung war, damit die Aussagen deutlich ins Ohr der Gutachter drängen, der Vorsitzende verpflichtet. Die Herren von der Presse aber fanden sich gekränkt; gingen, statt sich im Zuhörerraum den ihnen gebührenden Platz zu schaffen, nach Haus und kamen nicht wieder. Sie versäumten den härtesten

Go gle

„Zusammenstoß“; von dem denn auch kaum ein leise summender Widerhall ins Weite klang. Neben dem Protokolführer hatten die Beweisanträge sich zum Hügel gehäuft. Höchst erheblich: rufen die Vertheidiger. Hinter dem Gerichtstisch aber murrts: Aller einziger Zweck ist Verschleppung; wie werden wir, ohne die Sache revisibel zu machen, den Albdruck los? Wir können doch nicht sechzig Leichen ausgraben, obduziren und bis ins dunkle Kroatien Zeugen vernehmen lassen. Scharmach selbst hätte nichts davon; sein Lieferant hat hier ja beschworen, daß er den Droguisten vor der Methylgefahr unzweideutig gewarnt habe. Doch das Reichsgericht läßt in Beweisfragen nicht mit sich spaßen. Da meldet sich bei dem Anklagevertreter Staatsanwalt Gutjahr ein Mann, der im Korridor aus dem Munde des Sachverständigen Professor Dr. Juckenack die Worte gehört haben will: „Mir hat Rechtsanwalt Werthauer selbst gesagt, daß der Zweck seiner Anträge sei, die Sache nicht zu Ende kommen zu lassen.“ Daher winkt der Weg ins Freie. Der Staatsanwalt ersucht das Gericht, Dr. Juckenack als Zeugen zu vernehmen. Rechtsanwalt Dr. Werthauer könnte nicht im Saal bleiben, muß just auch vor dem Schwurgericht eine andere Sache führen; hört aber noch das Beweisthema und spricht, ehe er geht, zu einem Mitvertheidiger: „Alles natürlich unwahr; berufen Sie sich auf mein Zeugniß“. Regirungrath Juckenack darf die Aussage nicht weigern. Am vierten April habe Werthauer, dessen Aussetzungantrag abgelehnt worden war, ihm (ungefähr) gesagt: „Jetzt stelle ich Anträge, daß dem Gericht Hören und Sehen vergeht. Das ist der Sache ja gar nicht gewachsen. Sie werden erleben, daß der Justizminister eingreifen und für die Aussetzung sorgen muß. Dahin bringe ichs.“ (Am vierten April hatte das Gericht dem Vertheidiger drei Ungebührfälle eingekerbt.) Juckenacks beeidete Aussage wird, als objektiv unwahr, von der Vertheidigung bestritten und dawider Werthauers Zeugniß angeboten. Der Vorsitzende bittet (schriftlich) den Schwurgerichtspräsidenten, die Sitzung für kurze Zeit zu unterbrechen, weil der Vertheidiger eine Zeugenpflicht erfüllen müsse. Der aber will nicht kommen. Verlangt eine schriftliche Ladung. Nimmt sie dann nicht an, weil sie, nach der Prozeßordnung, in seinem Bureau zugestellt werden muß. Auto! Das Gericht läßt die Ladung secundum ordinem zustellen, einen Vorführungbefehl ausfertigen und, bevor er in Kraft tritt, den Vertheidiger noch einmal „zum Erscheinen auffordern“. Jetzt kommt

Google

er. Beantragt Vertagung, weil Scharmach ihn zunächst der Schweigepflicht des Anwaltes entbinden müsse. Abgelehnt: das Zeugniß kann nichts bei der Berufsausübung Anvertrautes streifen. Die Vertagung sei dennoch nöthig, damit die Durchsicht der Handakten das Gedächtniß schärfe. Abgelehnt: weil nicht anzunehmen ist, daß solche Aussprüche in die Handakten notirt werden. Wollen Sie nun aussagen? „Ich kann mich der Aeußerung absolut nicht erinnern. Ich muß mißverstanden worden sein. Insbesondere habe ich nicht gesagt, daß dieses Gericht, sondern, daß überhaupt kein Gericht der Sache gewachsen sei.“ Ist noch eine Frage? Nein. „Ich bitte, mich als Zeugen zu entlassen.“ „Sie haben am vierten April hier zwar gesagt, daß Sie ‚für alle Zukunft der Entlassung von Zeugen und Sachverständigen widersprechen‘. Aber gehen Sie nur, Herr Rechtsanwalt!“ Am nächsten Tag verkündet ein Gerichtsbeschluß, daß die meisten noch unerledigten Beweisanträge, als nicht ernstgemeint und in der Absicht auf Verschleppung entstanden, abgelehnt worden seien... Der gewandte Vertheidiger kann sich selbst vertheidigen. Doch auch Richter darf der Gerechte nicht ohne Kenntniß der Thatbestandsmerkmale verurtheilen.

Internationale Geschäfte.

Die neuste Republik bekommt Geld. Daß China ziemlich fernes Ausland ist, wird diesmal kaum beachtet. Die Furcht vor einer zu innigen Vermischung deutschen Geldes mit fremden Werthen stellt sich nur in bestimmten Stunden ein. (Der Zauber mit den Chicago-Milwaukee-Shares im Februar 1911 war eben nur Hokuspokus. Als neulich zum ersten Mal Aktien einer russischen Industriegesellschaft, der Naphtha-Produktiongesellschaft Gebrüder Nobel, nach der Zulassung an die berliner Börse zur Subskription aufgelegt und vielfach überzeichnet wurden, dachte Niemand daran, die ausländische Herkunft dieses Papieres öffentlich à la Chicago-Milwaukee zu bemäkeln. Der umfangreiche Prospekt wurde da besonders freundlich aufgenommen, wo im vorigen Jahr die Elitetruppe gegen die ausländischen Papiere kämpfte. Prinzipienreiter waren nicht darunter.) China kann lachen. Und Deutschland auch.

Wird der europäische Geldmarkt die amerikanischen Eisenbahnen mit neuem Kapital ausstatten? Die Dollarbahnen haben die Ausgaben lange eingeschränkt, weil die wirthschaftliche Entwickelung den Transportgesellschaften nicht günstig war. Der Güterverkehr hatte sich

Google

verlangsamt und die Vermehrung des Wagenparkes, die Erneuung der Gleise war nicht eilig. Jetzt regt sichs wieder lebhafter in der amerikanischen Industrie und für die Eisenbahnen muß Geld geschafft werden. Man schätzt die Summe, die bis 1915 für Reparaturen, Ergänzungen und Neubauten ausgegeben werden muß, auf 8500 Millionen Dollars: das Dreifache des Buchwerthes der preußischen Eisenbahnen. Wer soll die Riesensumme aufbringen? Das amerikanische Vermögen ist nicht liquide genug, um solche Effektenhaufen auffaugen zu können. Auch hat es in diesem Jahr schon Beträchtliches geleistet. Im März allein wurden an Bonds, Notes und Shares amerikanischer Eisenbahn- und Industriegesellschaften 759 Millionen Dollars emittirt (mehr als Deutschlands Emissionen im ganzen Jahr 1911 betragen hatten). Auf die Eisenbahnen entfielen 396 Millionen. Ihr Standard hat sich gesenkt; denn die Ueberschüsse waren nicht groß genug, um die Gewinnreserven mit einem guten Zukunftsaldo zu versehen. Hebt sich im Allgemeinen der Geschäftsertrag, so klettern auch die Bahngewinne in die Höhe; aber das Wachsthum des Anlagekapitals erschwert die Beweglichkeit. Für die 8000 Dollars, die hinzukommen, muß eine angemessene Rente erzielt werden. Die Jahre des Krieges gegen die Trusts sind nicht spurlos vorübergegangen. Die Aera Taft ist die Periode der Ernüchterung. Taft ward zum Paulus. Er protestirt nicht mehr gegen die Absicht auf Ermäßigung mancher Zolltarifsätze.

Die amerikanische Tarifrevision war bisher ein Bluff. Der Payne-Aldrich-Tarif erwies sich als eine Verböserung der Hinterlassenschaft McKinleys. Vor vier Jahren wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß die Union einen Theil ihrer Zollmauern abtragen werde. Als das große Werk fertig war, sah man, daß die Mauern sich noch erhöht hatten. Das war die „Reform“. Die Zöllner waren von dem Schutzbedürfniß der Industrie nicht unbedingt überzeugt, fanden aber, daß die Zölle eine gute Einnahmequelle seien, und gewannen mit dem Hinweis auf die Finanzen einen breiten Anhang. Das Jahr 1912 brachte den Umschwung. Das Repräsentantenhaus beschloß die Ermäßigung einzelner Zölle (Eisen, Stahl, Chemikalien). Der größte Erfolg aber war die Botschaft des Präsidenten über die Beschneidung der Baumwollzölle. Daß sie zu kürzen seien, hatte der Kongreß schon beschlossen. Tafts Einspruch hemmte die Ausführung des Beschlusses. Damals konnte man noch nicht wissen, wie weit die Wünsche der Demokraten nach einer Tarifänderung gehen würden. Heute sieht es anders aus. Roosevelt strebt bei gutem Wind nach der Präsidentschaft und Taft braucht die Zollreform zur Erhöhung seiner Popularität. Die amerikanische Tarifkommission (der Tariff Board) hat nachgewiesen, daß bei der Abmessung der Zollsätze die Kosten der Baumwollherstellung nicht richtig in Anschlag gebracht wurden. Die amerikanischen Zölle sind, im Verhältniß zu den Kosten der Herstellung von Garnen und Geweben im Ausland und in der Union, viel zu hoch. Statt den wirklichen Unterschied auszugleichen, hat man das Zwei- und Drei-

Google

sache des Kostenunterschiedes als Zoll auf den Preis der Importwaare gelegt und damit den amerikanischen Käufer fremder Baumwolle geschädigt. Die Amerikaner haben im Eifer für ein „System“ eben vergessen, sich um die Solvenz ihrer Verbraucher zu kümmern. Daß die Zölle die Kaufkraft des eigenen Volkes schwächen könnten, wurde niemals bedacht. Vielleicht wird einmal festgestellt, wie groß die Schuld der Rekordzölle an der Abnahme der Vermögensliquidität war. Präsident Taft sagt, er sehe den Hauptfehler der Zölle darin, daß sie Monopole züchten. Ob er aber die Trusts töten kann, wenn er sie einem stärkeren Luftzug vom Meer aussetzt, ist fraglich. Mit dem Leitmotiv von den Trusts wird er die Tarifrevision kaum durchbringen.

Das Ausland hat keinen Grund, den Hochstand der Zölle zu wünschen; aber auch keinen, sich über eine Schwächung der Trusts zu freuen. In den Riesengebilden des Kapitalmarktes steckt ja auch viel deutsches Geld; so viel, daß wir uns nicht als völlig Unbetheiligte fühlen und nach „Moral“ statt nach „Bilanz“ rufen dürfen. Wenn, was die Gesetzgebung verdarb, die Börse nicht wieder gut gemacht hätte, wäre die Begeisterung für den Krieg gegen die Trusts dem Europäer ein theurer Spaß geworden. Wie die amerikanische Wirthschaftpolitik der nächsten Zukunft aussehen wird, weiß noch Niemand. In den Vereinigten Staaten herrscht der Zolltarif autonom. Diese Selbstherrlichkeit wird durch einzelne Verbesserungen in den Positionen noch nicht geändert. Die Neigung zu Handelsverträgen ist gering. In Deutschland hofft Mancher, das provisorische Verhältniß zu Amerika bald durch ein Definitivum abgelöst zu sehen. Daß es noch nicht so weit ist, erweist sich mitunter aber als nützlich. Beispiel: die Handelsverträge mit Schweden und Japan, deren Vortheile wir den Amerikanern nicht zu gewähren brauchten, weil ihre Meistbegünstigung nicht unbedingt, sondern von Gegenleistungen abhängig ist. Die Yankees rächten sich durch die Abschaffung des Zolls für kanadisches Papier und Rohstoffe der Papierfabrikation und ärgerten damit Deutschland, Oesterreich, Belgien und die skandinavischen Länder. Der Versuch mit Kanada, der für die europäischen Wirthschaftstaaten nicht ungefährlich war, mißglückte, da das neue kanadische Parlament die Taktik der liberalen Regirung verwarf. Die Vereinigten Staaten blieben zu Kanada im selben Verhältniß wie Deutschland. Großbritanien behielt den Vorrang der allein meistbegünstigten Nation und den Genuß von Zollermäßigungen, deren sich kein anderer ausländischer Geschäftsfreund in Kanada erfreut. Die Ueberlegenheit des Mutterlandes beruht auf der Größe des Waarenverkehrs zwischen beiden Gebieten. Er steht dem Gesammtwerth nach (etwa 284 Millionen Dollars) an zweiter Stelle, an Ausfuhrwerth vornan. Die Union hat in ihrem Gesammtverkehr mit Kanada 404 Millionen umgesetzt, doch nicht so viel kanadische Waaren eingeführt wie England. Mit diesen beiden größten Kontrahenten kann sich Deutschland nicht messen. Trotzdem wurde die Beilegung des Zollkrieges mit Kanada (Februar 1910) als Erfolg gerühmt

Google

und der Abschluß eines Handelsvertrages empfohlen. Im April hieß es, die deutsche Regirung habe sich nach den Möglichkeiten eines Abschlusses mit Kanada erkundigt. In London wurde die Richtigkeit der Meldung bestritten. John Bull kann dem Dominion Kanada die Intimität mit Deutschland nicht wünschen. Deutsches Kapital hat auch dort aber kräftig mitgearbeitet. In Vancouver, dem wichtigen Hafen und Eisenbahncentrum, sind viele Deutsche an dem raschen Aufblühen der Stadt betheiligt. Ein Tarifvertrag würde sich also in die gegebenen Verhältnisse einfügen. Noch wird mit ungleichem Maß gemessen. Kanada hat in Deutschland die Meistbegünstigung, gewährt sie uns aber nicht, sondern giebt Großbritanien Vorrechte. Der Deutsche Handelstag hat sich mit dem Thema der Meistbegünstigung beschäftigt, um eine Grundlage für die nächsten Handelsverträge zu schaffen. Er schätzt die Vortheile solcher handelspolitischen Konzession richtig ein, fordert aber, daß Härten durch diplomatischen Ausgleich gemildert werden. Im Sinn dieser Resolution sollte man den Abschluß eines Handelsvertrages mit Kanada versuchen. Internationale Geschäfte sind nie auf starre Grundsätze zu bauen; ihre Lebensbedingungen bleiben stets von Umfang und Ansprüchen des Kapitals abhängig. Ladon.

Fünf Briefe.

I. An Frau Elisabeth Förster-Nietzsche.

Sehr geehrte gnädige Frau, gestatten Sie mir, bitte, eine Entgegnung auf Ihre Worte in der „Zukunft“ über die Schiller-Stiftung und den Ausdruck meines Dankes für Ihr Wort über die Freude, die Ihr weitherziges Unternehmen schaffen soll. Nichts Anderes als den Wunsch nach dieser Freude enthält mein Offener Brief an die Gründer der Kleist-Stiftung im Februarheft der „Zeitschrift für Bücherfreunde“: ich verbarg ihn unter der harten Verneinung des Mitleides. Angeregt durch Ihren Artikel, kann ich nun doppelt freudig bejahen.

Was wollen denn jene Gründer der Kleist-Stiftung, die Angreifer der Schiller-Stiftung? Freude? Nein, Mißgunst gegen andere Bemitleidete. Nicht etwa Kampf gegen das Mitleid, ein Prinzip, aber ein offener, wie er von einer starken Jugend zu erwarten wäre. Sie wollen das Mitleid für sich beanspruchen, in einem fremden Refugium sich einrichten. Ihr Ruf war nicht der Frühlingssturm des Neuen, Jungen gegen einen alternden Geist, wie es schien; sondern die Angst einer Schaar mehr oder weniger morbider Keime um das eigene Leben. Sie will sich aus dem großen Lebenssturme, den sie scheut, flüchten, weil er sie zerknicken möchte, wie er Andere zerknickt hat. Sie nahm die Geste des Kampfes an, um unter ihr die Angst vor dem Kampf gegen das wirkliche Leben zu verbergen. Das sagte ihr Rufen. Und ihre Kunst? Apollon trägt für sie das Antlitz der Erinnye. Ich habe

Google

nicht abzuwägen, wie viel von seinen Zügen Wahrheit, wie viel künstliche Verzerrung ist; wie viel heiliger Schmerz, wie viel neurasthenischer Krampf. Genug, daß sich ihre Kunst giebt, wie sie es thut: daß ihr Apollon ein Sisyphos, ihr Dionysos ein widerlicher Faun ist; Melpomene eine Megäre, Thalia eine giftige Natter; Terpsichore eine rasende Furie, Erato eine hysterische Dirne; daß Thersitesnaturen das tragische Mitleid für sich beanspruchen. Das ist es ja wieder: das Mitleid wollen sie für sich. Sie wollen nicht das Neue und keine Zukunft: nur einen Tausch, bei dem sie eine geschützte Gegenwart gewönnen. Sie wollen nicht die neue Form für den neuen Geist, wie sie vorgeben, indem sie sich selbst erwählen; sondern sie wollen mit von ihnen graduirten Scheffeln aus dem alten Speicher schöpfen. Sie kommen nicht weiter in Betracht; auch werden sie ja das Ihrige für sich thun.

Gesagt muß aber auch werden, daß das Mitleid, das die alte Stiftung gründete, ein alterndes Mütterchen im Kulturhaushalt langsam, aber sicher wird. Und ich frage: Ist es die Pflicht der Jugend, den greisen Geist unserer Väter und den Sinn, in dem sie einstmals, vielleicht mit Recht, sicher aber in bester Meinung, handelten, als unabänderliches Gemeinschaftgut aufrecht zu erhalten? Hat die Jugend wirklich nöthig, wie manche Väter meinen, den toten Eid in ihre Schlachten zu führen, um in seinem Namen zu siegen? Oder haben wir, ihre Kinder, nicht das heilige Recht, also die höhere Pflicht, uns von den väterlichen Satzungen loszusagen, um dereinst auch unsere Kinder von den unseren entbinden zu lernen? Wir haben diese Pflicht, im Namen des ewig sich wandelnden, nur in der Wandlung lebendigen Geistes, der stirbt, wenn er still steht, der sich mit uns verjüngt und nach uns sich wieder verjüngen wird.

Löste sich so nicht der Geist in neuer Jugend aus der grauen Hülle des Mitleids in den Glanz der Freude? Wird er dann nicht zum freien Gott, der eine Welt vergoldet, und bleibt die Dienerin Mitleid nicht pflichtgebunden unter ihm zurück? Verblaßte nicht die wärmende Flamme im Sonnenglanz? Nur er, der Gott, bringt die große Freude, niemals sie, die Helferin: weil sie Den, dem sie hilft, mit ihrer Hilfe darin erinnert, daß er zu schwach ist, sich selbst zu helfen. So zeugt sie Abhängigkeit, indem sie Abhängige nährt, und schwächt in den Einzelnen die Gesammtheit, indem sie deren Kraft an die Einzelnen zersplittert und diese damit immer unselbständiger macht. Die große Freude erlebt nur der Starke, Einzelne im Lebenskampf; darum ist er allein sie werth. Der Schwache, Abhängige aber will und kennt nur die Wohlthat; sie beschämt ihn schließlich oder sie macht ihn übermüthig, indem er sie zur Lebensbedingung setzt. So meint es das Evangelium: Nur Dem, der schon hat, wird noch gegeben, Dem aber, der nicht hat, wird genommen werden. Die Freude, die jauchzende, ist nur im Ueberfluß. Sie leuchtet nur auf glänzenden glatten Stirnen; das helfende, verpflichtende Mitleid mit dem Mangel wischt kaum den Schweiß aus dem gefurchten Antlitz.

Eine einzige solche Freude wird nicht von Millionen von Wohl-

Google

thaten aufgewogen. Und wenn heute eine diese Freude heischende Jugend an die graue Pforte des Mitleidshafens pochte: Oeffnet, draußen stehen nicht Bettler, nicht verschämte und nicht unverschämte! Ihr braucht nicht mehr zu fragen: Wo ist Noth und Schmerz? Kein Recht auf Euch wird geltend gemacht und keine Pflicht habt ihr mehr zu erfüllen, sondern Ihr sollt in Freiheit, Freudigkeit und Mitfreude geben. Wer dürfte dieser Jugend widerstehen?

Ist die geschriebene Satzung unwandelbar, weil Jene, die sie gaben, nicht mehr sind? Entbindet uns ihr Scheiden nicht vielmehr von Dem, was sie geschaffen haben, um unserem Eigenen Platz zu machen? Denn Scheiden heißt: Platz machen. Sind wir ihnen, die nicht mehr sind, verantwortlich oder uns, die wir leben, und Denen, die nachkommen werden? Ist das wahrhaft erhaltende Gesetz nicht jenes, das Bestehendes preisgiebt, wenn es gilt, das Beständige in ihm zu erhalten? Und soll die Form unantastbar bleiben, daß der sich stets wandelnde Geist in ihr erstickte? So giebt die Menschheit Gebote auf, die ehemals göttliche waren, weil sie das wachsende Menschenthum einengen. Sie um ihrer selbst willen festhalten, heißt: Götzen dienen. In der sittlichen Erkenntniß sind wir so weit. Warum wenden wir sie nicht dort an, wo sie einzig Sinn hat: auf das Leben und seine Forderungen?

Das ist die große Frage, die offen bleiben wird, noch, wenn der Streit längst abgethan ist. Sie ist es, die der Mensch stets an den Menschen richten soll, wenn er in Gemeinschaft mit ihm oder allein drangeht, eine That zu thun. Und es ist die Frage einer Jugend, die erst dann wieder erstarken wird, wenn sie keine andere Hilfe weiß als sich selbst und kein Mitleid sucht, weil man sie es nicht gelehrt hat. Die Kunst dieser Jugend: möchten wir sie erleben! Erziehen wir unsere Kinder zu einer solchen Jugend: und sie steht uns selbst bevor.

In diesem Sinn gilt mein Dank Ihnen, gnädige Frau, die Sie einen solchen freien Hort geschaffen haben.

Weimar. Karl von Felner.

II. „Wir leben im Zeitalter des Verkehrs", sagen die Menschen, lassen sich zu Dutzenden in der Eisenbahn zu Brei zerquetschen, in einem modernen Wolkenkratzer knusprig rösten oder auf dem Meer ertränken. Nach der ersten Meldung eines neuen Unglücksfalles raschelt ein Aufschrei des Entsetzens durch das Druckpapier der ganzen gesitteten Welt, die Parlamentarier erheben sich von ihren Plätzen, Sammlungen sollen die Noth der Hinterbliebenen lindern und die Versicherungsgesellschaften beschließen eine Erhöhung der Prämie für die gefährdeten Objekte. Der neue Wolkenkratzer wird um zwei Stockwerke höher, die Eisenbahn hat gerade die Ausmerzung ihres alten Materials abgeschlossen und erhöht die Geschwindigkeit um drei Kilometer in der Stunde und ein Jahr nach dem Schiffsuntergang wird bei der Taufe des Ersatzbaues „der ruhmvoll begonnenen Laufbahn" des Vorgängers gedacht. Für die Oeffentliche Meinung ist „der Gegenstand erschöpft". Indolenz? Mangel an Verständniß für die Möglichkeit einer Wiederholung der Katastrophe? Nein. Die Statistik erweist, daß nur jeder

Google

X-Tausendste zerquetscht oder gebraten wird, und auch der Prozentsatz der auf der Ozeanfahrt Ertrinkenden ist nicht größer als bei anderen modernen Verkehrsmitteln. Wir brauchen also mit der Wahrscheinlichkeit, daß wir oder die uns Allernächsten auf diese Weise in unseren Dispositionen gestört werden, nicht zu rechnen; und unsere ganze Lebensführung ruht ja auf Wahrscheinlichkeitrechnungen.

Ein anderes Bild. Ein Mensch wird, allem Anscheine nach unschuldig, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Empörung rast um den ganzen Erdball. Protestkundgebungen mit blutigen Zusammenstößen, Interpellation in fremden Parlamenten, telegraphischer Protest des Parlaments von Honolulu. Wo bleibt die Wahrscheinlichkeitrechnung? Die Wahrscheinlichkeit, unschuldig zum Tode verurtheilt zu werden, ist gleich Null; aber die himmelschreiende Ungerechtigkeit! Das kann ja Jedem passiren! Die Menschenrechte werden mit Füßen getreten! Sind die Menschenrechte Aller, die alljährlich auf dem Altar des Verkehrs zu Brei zermahlen und zu Asche gebrannt werden, weniger mit Füßen getreten worden? Mußten sie nicht zum Gewissen Eurer Techniker das selbe Vertrauen haben wie der Angeklagte zu seinen Richtern? Ja; aber was wollen Sie denn eigentlich? Wollen Sie das Rad der Entwickelung rückwärts drehen? Wollen Sie zur Postkutsche zurückkehren? Sicher nicht; nur das Urtheil der auf diese Weise Hingerichteten in aller Oeffentlichkeit nachprüfen und den Schuldigen ermitteln. Wenn als Schuldige „die Erfordernisse des modernen Verkehrs“ ermittelt werden, dann wollen wir doch einmal sehen, ob die „Solidarität der Kulturvölker“ nicht ausreicht, um zu einer Verlangsamung des „Fortrasesschritts“ der Verkehrsmittel zu gelangen. Daß die berühmten Schutz- und Sicherungvorschriften im heutigen Rasewerkehr nicht helfen, habt Ihr wohl an den Unglücksfällen erkannt, die in allen Betrieben immer wieder vorkommen. Seht sie einmal an, die Männer am Steuer, die Lokomotivführer und Chauffeurs: wie ihr Blick leer geworden ist von der steten Leistung des Maximums menschlicher Willenskonzentrirung.

Glauben wir denn wirklich, daß Kultur und Civilisation leiden werden, wenn man sich international verständigt hat, über halbwegs erprobte Maximalgeschwindigkeiten der einzelnen Verkehrsmittel fürs Erste, etwa für die nächsten zehn Jahre, nicht hinauszugehen? Handel und Wandel werden auch kaum darunter leiden; denn zur Erschließung der dunkelsten Erdtheile und zur Verbreitung der Kultursegnungen dürften die heutigen Geschwindigkeiten wohl noch eine Weile ausreichen. Die Konkurrenz, dieses Gespenst, das unseren Lebensfunktionen das Tempo angiebt, wird durch das internationale Abkommen ja gezwungen, auch nicht schneller zu fahren. Und das Ziel wäre leichter zu erreichen als der siebenstündige Arbeitstag, weil Kapital und Arbeit auf diesem Gebiet nicht Gegner sind.

III. Karl Jentsch hat in dem Aufsatz „Amerika, hast Du es besser?“ gegen die von der Zukunft der amerikanischen Landwirthschaft handelnden Theile meines jüngst erschienenen Buches „Die Volks-

Google

wirthschaft der Gegenwart und Zukunft“ polemisirt. Das geschah in den liebenswürdigsten Formen. Trotzdem darf ich einen von so sachkundiger Seite angemeldeten Widerspruch nicht ruhig ins Land gehen lassen. Ich charakterisire in dem Buch die Union als ein Land begrenzter Möglichkeiten, im Gegensatz auch zu einem deutschen Praktiker der Volkswirthschaft, dessen Stimme sonst schwer wiegt. Daß die Union ein Land begrenzter Möglichkeiten ist, zeigt schon die Thatsache der Theuerung. Sicher haben an der Theuerung die Trusts und Ringe ihren Antheil. Ich habe darüber in meinem Buch unter dem Titel „Beuteeinkommen“ das Erforderliche gesagt. Die Theuerung erstreckt sich aber auch auf Artikel, die mit Trusts und Ringen nicht das Geringste zu thun haben. Das gilt von Fabrikaten, mehr aber noch von Rohstoffen. Kann von unbegrenzten oder weit hinaus liegenden Möglichkeiten für ein Land die Rede sein, in dem der Weizenpreis (Notiz der newyorker Börse) von 1900 auf 1910 von 80 auf 98, der Haferpreis von 27 auf 39, der Maispreis von 45 auf 57 Cents, der Kartoffelpreis (auf der Farm) von 43 auf 108 Cents pro Bushel gestiegen ist? In einem Land, wo in der selben Zeit der Preis von Rindfleisch von 9,73 auf 18 Dollars, der von Schweinefleisch von 12,48 auf 22 Dollars pro Barrel und der von Butter von 14,40 auf 25,20 Dollars pro 100 Pfund hinaufging? Nach der Angabe des Arbeitamtes der Vereinigten Staaten sind landwirthschaftliche Produkte von 1900 auf 1910 durchschnittlich im Ausmaß von 109,5 auf 164,6 gestiegen. In Europa, auch in dem durch Zoll geschützten Deutschen Reich, ist die Theuerung nicht größer, sondern „durchschnittlich“ geringer gewesen. Und darauf, daß die nachgewiesenen Preise nicht etwa zufällige sind, weist auch die Thatsache hin, daß Taft es ist, der Präsident der Vereinigten Staaten, der eine internationale Enquete zum Studium der Theuerungfrage vorbereitet. Wenn Jentsch aus meinem Buch herausgelesen hat, „daß die Vereinigten Staaten an der Grenze der Uebervölkerung stehen“, so versteht er offenbar unter Uebervölkerung schon den Bevölkerungstand, jenseits dessen ein weiteres Wachsen der Volkszahl die Durchschnittsportion des Einzelnen verkleinert. Daß Amerika diesen Stand erreicht hat, glaube ich. Dabei verkenne ich aber durchaus nicht, daß bei intensiverer Wirthschaft und besserer landwirthschaftlicher Technik größere Bruttoerträge zu erzielen sind. Jentsch täuscht sich, wenn er glaubt, ich sei der Meinung, daß „eine erhebliche Zunahme der Weizenproduktion drüben nicht mehr zu hoffen“ ist. Daß die landwirthschaftliche Produktion der Vereinigten Staaten im Lauf dieses Jahrhunderts sich quantitativ auf ein Vielfaches des heutigen Standes erheben wird, gilt mir als sicher. Nur ist Das nicht das Wesentliche. Sondern das Wesentliche ist die Frage der „Kosten“, die solche Mehrproduktion auf die Einheit erfordert. Gerade mit den Technikern, die sich an dem Nachweis genügen lassen, daß die Mehrproduktion möglich sei, nicht aber auf die Frage der Kosten eingehen, setze ich mich grundsätzlich in meinem Buch auseinander. Vor Allem das Minus der Produktionkosten bedeutet Ueber-

Google

legenheit auf dem Weltmarkt; und das Minus der Produktionkosten hat auch die amerikanische Konkurrenz zu Dem gemacht, was sie war. Mag die Bevölkerung und die Produktion die doppelte, ja, die drei- und vierfache der heutigen werden: Das schafft und sichert keinerlei Ausnahmestellung. Die Produktionkosten sind das Entscheidende. Sie sind aber nicht im Rückgang, sondern im Steigen begriffen. In vorzüglichster Hochachtung Ihr ergebenster Professor Julius Wolf.

IV. Die von Geheimrath Ostwald in dem Artikel „Die Gretchentragoedie“ hier vertretene Auffassung, Valentins Zuneigung zu seiner Schwester habe als Grundlage Eitelkeit gehabt und er sei so ergrimmt, weil durch den Familienskandal seine eigene soziale Stellung erniedrigt sei, scheint mir den Charakter dieses prächtigen Burschen nicht zu erschöpfen. Er liebte wohl mit warmem Herzen an Gretchen all das Liebenswürdige ihrer Persönlichkeit und freilich rechnete er dazu, mit besonderem Bruderstolz, ihr stadtbekanntes ehrbares Leben. Und da wird denn, als er gerade in diesem Punkt eine Enttäuschung erleben muß, nicht nur seinem Bruderstolz, sondern auch (bei der strengen Auffassung, die er noch mit dem letzten Lebensodem herauskeucht) seiner Bruderliebe die stärkste Stütze, der feste Boden entzogen. Daß er in der Wuth hierüber gerade die künftigen Stichelreden der Kameraden, die er schon im Geist hört, erwähnt, scheint mir kein Beweis liebeleerer Eitelkeit; seine einstige Freude über die unumschränkte Hochachtung seiner Kameraden vor Gretchen und seine Wuth: Beides scheint mir die nur im Konkreten heimische Art, in der das Volk seine Gedanken und Empfindungen ausdrückt, mit feiner Psychologie wiederzugeben. Gretchens Schicksal sei gar nicht tragisch „im eigentlichen tiefen Sinn“, sagt Professor Ostwald; denn sie gehe nicht an dem Widerstreit mit natürlichen Gesetzen unter, sondern an einer willkürlich aufgebauten, unsozialen Lebensauffassung. Willkürlich oder nicht: diese Lebensauffassung war jedenfalls Jahrhunderte lang die allgemein für natürlich angesehene und Gretchen hat sie bis zum letzten Tag ihres Daseins als inneres Gesetz anerkannt. Und das eigentlich Tieftragische in Gretchens Erleben liegt wohl darin, daß sie dem als maßgebend empfundenen inneren Gebot, also sich selbst, untreu wird. Gretchen, wie Goethe sie in all ihrem Liebreiz vor unserem Auge erstehen läßt, ist eben keine Brecherin alter Tafeln. Da muß sie, als der erste Rausch vorüber ist, den (freilich durch Selbstvorwürfe über den mitverschuldeten Tod von Mutter und Bruder noch verstärkten) Gewissensruf als dröhnende Anklage in ihrem Herzen empfinden, den Goethe, als Bösen Geist poetisch „materialisirt“, in der Domszene vorführt; sie ist dem Erdreich, in dem sie bisher gedieh, entwurzelt; ihr Leben wäre, auch ohne die Verzweiflungthat und den dadurch herbeigeführten Richtspruch, zerbrochen; deshalb wird in der Kerkerszene, je mehr des Wahnsinns dunkle Schleier allmählich von Gretchens Geist niedergleiten, ihre Weigerung, sich Faust zur Rettung ihres Lebens anzuvertrauen, immer stärker; bis zu dem Höhepunkt, wo sie, beim Auftauchen des von Anfang an mit dem Instinkt der Reinheit verabscheuten Mephisto, den Flucht-

Google

plan als eine Versuchung zu erkennen glaubt und, von Grauen vor ihrem Geliebten gepackt, inständig zu Gott um Standhaftigkeit fleht: „Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben! Dein bin ich, Vater! Rette mich! Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren, lagert Euch umher, mich zu bewahren!“ Gegen so vertrauensvolles Gebet kann Mephisto nichts ausrichten; daher sein Wort ohnmächtiger Wuth: „Sie ist gerichtet!“ Die „Stimme von oben“ „Ist gerettet!“ bietet keineswegs nur für eine dunkle Vermuthung Raum, wie Herr Ostwald meint, sondern ist ganz zweifellos die versöhnende, erlösende und das Gemüth des Zuschauers entspannende Antwort der Macht, an die sich Gretchen mit ihrem Stoßgebet gläubig gewandt hat. Ob, wie Herr Ostwald sagt, auf den Samoa-Inseln oder im alten Japan die Gretchenepisode einen anderen Verlauf genommen hätte, weiß ich nicht; möchte aber bezweifeln, daß in den paradiesischen Zuständen der Samoa-Inseln eine Gretchengestalt überhaupt möglich ist, an der uns gerade all das knospig Mädchenhafte, all das Schämige in ihrer Liebe zu Faust immer wieder entzückt, das bei den Samoa-Schönen, wo ja „der Geschlechtsverkehr mit der selben Unbefangenheit betrachtet wird wie etwa Essen und Trinken“, naturgemäß wegfiele. Und bezweifeln werden wohl Viele mit mir die Ansicht Ostwalds, daß die christlichen Staaten um ungeahnte Kulturwerthe gekommen sind, nur weil sie sich nicht der „unbefangenen und freien Auffassung der erotischen Verhältnisse“ erfreuten und erfreuen, sondern mit ihrem Geschlechtsleben hinter den starren Schranken schmachteten und schmachten, die durch einen „fürchterlichen Priestereinfall“, durch „das Machtgelüst dieser besonderen Kaste“ um sie gezogen sind. (Ob nur so unedle Beweggründe oder nicht doch vielleicht auch eine ehrlich empfundene Pflichtauffassung die Kirchen zur Errichtung dieser Schranken bestimmte, die wir übrigens auch schon bei heidnischen Völkern finden und die durch die Civilehe nicht aufgehoben, sondern nur mit andersfarbigem Anstrich versehen werden: diese Frage habe ich hier nicht zu prüfen.) Jedenfalls haben diese Staaten, trotz der von Ostwald beklagten, angeblich durch die Einschränkung des Geschlechtslebens bewirkte Vergeudung von Energie sich so leidlich kultivirt, daß Japan die Kultur aus den christlichen Ländern, fertig verpackt und mit Gebrauchsanweisung versehen, bezog. Und selbst da, wo diese „willkürlichen“ Schranken der geschlechtlichen Bethätigung für immer geschlossen blieben, wie in den Ordensgenossenschaften, ist der Baum der Kultur nicht verdorrt, sondern hat Blüthen und Früchte getragen (heroische Leistungen der Krankenpflege im Krieg, im Frieden, bei Seuchen, Civilisirung kulturarmer Völker, künstlerische und wissenschaftliche Großthaten), die wir Alle, Professor Ostwald eingeschlossen, zum Theil doch recht schmerzlich vermissen müßten, wenn, statt der gewollten Geschlechtlosigkeit, diesen Genossenschaften eine rege und möglichst freie geschlechtliche Bethätigung zur Förderung der Kultur durch Ordensregel zur Pflicht gemacht worden wäre. Für einzelne Naturen mag geschlechtliche Freiheit die von Ostwald erwarteten guten Folgen haben; bei einer Uebertragung dieser Freiheit auf

Google

die Gesammtheit eines modernen Kulturvolkes würde sich wohl die anstrebende Linie der technischen Kultur sehr bald mit der dann jäh abfallenden Kurve der ethischen und humanen Kultur kreuzen. Und Das wäre ein Unheil verkündendes Kreuz für Volk und Land.

Heiligenstadt. Dr. med. Adolf Nolte.

V. Zeitungschreiber, Redner, Verfasser gelehrter Werke setzen ihr Werk, die Zerstörung unserer armen deutschen Sprache, fort. Gegen die neusten Verhunzungen würden sich an allen Ecken und Enden unter einem Volk mit feinem Sprachgefühl die Geister geregt und Verwahrung eingelegt haben, aber bei uns ist leider das Sprachgefühl noch nicht fein; selbst die Berufenen haben sich nicht bis zur Tinte durchgerungen. Deshalb darf wohl auch ein Unberufener einmal den Klagegesang anstimmen. Heute will er die Wucherungen des Gegenüberkrebses den Blicken vorführen; ein anderes Mal gedenkt er der Konjunktivpest auf den Leib zu rücken.

A. Befund.

Falsch:	Richtig:
1. Die Reichseinnahmen sind gegenüber dem Vorjahr gestiegen ...	gegen das Vorjahr
2. Die Resolution bedeutet einen entschiedenen Rückzug gegenüber den weitgehenden Erklärungen Rießers ...	hinter die Erklärungen
3. Dem Reichskanzler gegenüber äußerte er seine Bedenken ...	zum Reichskanzler
4. Gegenüber den Meldungen von der plötzlichen Rückkehr des Gesandten sind wir in der Lage, mitzutheilen, daß er sich noch auf seinem Gut befindet ...	entgegen den Meldungen
5. Die Stellungnahme des Centrums gegenüber dieser Frage ...	zu dieser Frage
6. Gegenüber den kritischen Bemerkungen seines Gegners vertheidigte der Abgeordnete seine Behauptungen ...	gegen die kritischen
7. Schönherr äußerte sich gegenüber den verschiedenen Verunglimpfungen ...	über die verschiedenen
8. Die Demokratisirung der Ersten Kammer hat sich als eine nothwendige Forderung erwiesen gegenüber dem Wahlverfahren zur Zweiten Kammer ...	in Folge des Wahlverfahrens
9. Das Aufsichtrecht des Staates gegenüber den Gemeinden ...	über die Gemeinden
10. Gegenüber der heutigen Gestaltung unseres Klassenwahlrechtes hat das Privilegium der Hausbesitzer geringe Bedeutung ...	bei der
11. Gegenüber den Berufsgenossenschaften ist das Mißtrauen groß ...	gegen die

Google

12. Gegenüber den Strapazen des Feldzuges ist die Widerstandsfähigkeit der Soldaten . . . — die Widerstandsfähigkeit gegen

Wer kann da noch am Gegenüberkrebs zweifeln? Jeder muß ja sehen, wie er um sich frißt und sich an die Stelle aller anderen Verhältnißwörter setzt. Bald werden wir mit einer einzigen Präposition auskommen. Mit: Gegenüber.

B. Diagnose.

Die Behauptung, daß in der Presse viele Männer mit ungenügender sprachlicher Bildung arbeiten, vermag ich nicht zu prüfen, denn die Unterthanen dieser Großmacht sind mir zu wenig bekannt. Jedenfalls erklärt sie nichts, denn auch in gelehrten Werken, deren Verfasser neun Jahre lang auf dem Gymnasium sprachlich einexerzirt worden sind, finden wir die selben Verwüstungen. Aus dieser Erscheinung darf man nur schließen, daß unsere Konstitution gegen schädliche Sprachbakterien wenig widerstandsfähig ist. Wie entstehen sie? Aus der oft geistlosen Art, wie bei uns fremde Schriftsteller gelesen werden. Das Bestreben ist nur darauf gerichtet, möglichst rasch zum Verständniß des fremden Autors zu gelangen, nicht aber darauf, für jede fremde Wendung den eigenthümlichen, charakteristischen Ausdruck der Muttersprache zu finden. So bildet man durch die Beschäftigung mit fremden Sprachen sein Sprachgefühl nicht aus, sondern man verbildet es und verunziert die deutsche Sprache mit allerlei fremdländischen Lappen, die man auf ihr schönes Kleid näht. Ein richtig betriebenes Studium fremder Sprachen ist das beste Mittel, um das Sprachgefühl zu verfeinern, um die volle Herrschaft über ihre Schätze zu gewinnen; falsch betrieben, macht es ärmer und leert den Sprachvorrath, den wir durch gute Lecture in der Jugend angesammelt hatten. Weshalb ist die Herrschaft des gebildeten Franzosen und Engländers über seine Muttersprache so viel größer? Weil das Uebersetzen in die Muttersprache so viel mehr betrieben wird. Als ein hervorragender französischer Gelehrter vor einiger Zeit für die Rückkehr zur klassischen (lateinischen) Bildung eintrat, führte er als einen Grund auch an, daß man nur so alle Register der Muttersprache ziehen lerne.

Ist diese Diagnose richtig, dann läßt sich die Sprache, aus der sich ‚Gegenüber' eingeschlichen hat, leicht feststellen. Es ist die französische, in der vis-à-vis mannichfach in übertragener Bedeutung verwandt wird. Auch charakteristisch für uns und die Franzosen! In ihrem Drang nach nationaler Geltung, der sich gerade jetzt so fieberhaft äußert, setzen sie alle Hebel an, um das Studium ihrer Sprache auszudehnen (denkt an die freien Reisen junger Deutschen nach Paris), weil sie fühlen, daß sie nicht mehr zu den Weltsprachen gehört. Und wir, die wir wissen, daß unsere Sprache zusammen mit der spanischen und russischen sich neben der englischen zur Weltsprache entwickelt, wir studiren weder Spanisch noch Russisch und treiben Französisch, treiben es in einer Weise, daß es zum Verderb der Muttersprache ausschlägt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Mai 1912.

Die Jesuiten.

Meine Mutter hatte mich in die „Exerzitien“ geschickt, um die Geister der Sturm- und Drangperiode zu bannen. So sa ich nun mit dem warmen Blut des Neunzehnjährigen unter der kalten Douche einer ganz auf Verstand, Pflicht und Willen aufgebauten Weltanschauung. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes, ein Knecht, bestimmt, zu dienen. Die Gesundung seines Daseins muß also damit beginnen, daß er die eigenen Forderungen an das Leben ertötet und alle beweglichen Theile seiner Seele und seines Körpers bedingunglos in die Fesseln eines unbeschränkt schaltenden überweltlichen Willens legt. Mit den scharfgeschliffenen Stiften aristotelischer Logik wird die widerstrebende, in ihre Glücksvorstellungen verrannte Seele an das Kreuz der willenlosen Hingabe geheftet. Die Prozedur ist schmerzhaft. Das ganze Lebensgebäude kracht in allen Fugen. Es soll auf ein neues Fundament gestellt werden. Die Seele vertheidigt eine Position nach der anderen. Sie giebt eine Glücksvorstellung nach der anderen auf; es wird immer leerer und unheimlicher. Schließlich steht sie, zitternd von allen Wünschen und Hoffnungen, entblößt vor ihrem großen Herrn, ganz Ergebung, nur noch Knecht und Werkzeug seiner Größe.

Nach diesen Vorbereitungen öffnet der geistige Führer die Folterkammer des großen Gottes. Er trägt alle Schmerzensrufe zu Tode gequälter Menschen zusammen. Er erinnert an alle grauenhaften Möglichkeiten körperlicher Marter. Das Alles, ins Ewige, Unendlich: gesteigert, wartet auf den ungetreuen Knecht.

Google

Dann folgt der Blick auf das eigene Totenbett. „Denken Sie sich, Sie lägen in Ihrem Sarge und könnten von da aus Ihr Leben beurtheilen.“ Alles vergeht, verfault, vermodert. Die Gegenstände, die ich als meine berühre, die Hand, mit der ich sie berühre. Auf die liebgewonnenen Glückspfänder legt sich der Moderduft und verwandelt die Luft in Ekel. Die Seele sieht sich in den Händen der mit übermenschlicher Grausamkeit ausgestatteten Marterknechte. Der nur zum Leiden umgebildete Körper ist in ewig brennendes, nie versengendes Feuer getaucht. Der letzte Widerstand weicht. Die Seele ist befreit von den Fesseln der Welt. Auf diesen Weg der Reinigung folgt der Weg der Erleuchtung. Der leere, von allen Glückstrieben gereinigte Raum der Seele wird ausgefüllt mit einem neuen, aus göttlicher Offenbarung herabfließenden Lebensideal. Es ist verkörpert im Leben des Mensch gewordenen Gottessohnes. Dieses Leben wird an der Hand der Evangelien in allen Einzelheiten betrachtend durchlebt. Die sich daraus ergebenden Lebensregeln und Lebensformen werden abgeleitet und dem Willen eingeprägt.

Den Abschluß der Exerzitien bildet die Versenkung in die Beseligung, die des getreuen Knechtes wartet. Sie gipfelt in der Vereinigung mit Gott. Mit den schönen Akkorden höchster Verzückung schließt die Führung, die der Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyala, nach älteren Vorbildern in einer Höhle selbst durchlebt und auf der er den Geist seines Ordens aufgebaut hat.

Das Geheimniß der Erfolges beruht nicht zuletzt darin, daß die Theilnehmer während der ungefähr vierzigtägigen Uebung von der Außenwelt vollständig abgeschlossen sind. Sie beobachten strengstes Stillschweigen. Sie können den auf sie eindringenden religiösen und ethischen Vorstellungen nicht ausweichen.

Schon die äußere Form dieser „Uebungen“ läßt jede Stellungnahme zur Reformation vermissen. Die Betrachtung folgt den Evangelien. „Bibelstunden“ werden gegeben. Die Theologie ist noch identisch mit der vertieften Bibellesung. Von der dialektischen Formulirung einzelner Glaubenssätze, wie sie durch die in der Begriffswelt gewandten Häretiker der ersten Jahrhunderte angeregt und im Tridentinum zur Abwehr der Reformation zum Abschluß gelangt ist, finden wir in dieser praktischen Andachtübung keine Spur. Die Absicht geht auf Schaffung der jeder Glaubensübung gemeinsamen ethischen Grundlagen, nicht auf die Vertheidigung einzelner durch Gegenströmungen gefährdeter Glaubenssätze.

Man hat seit der apostolischen Zeit nie anders als auf diese Weise das Christenthum in der Gemeinde der Gläubigen gepflegt. Die geistigen Uebungen des Stifters des Jesuitenordens haben

Google

nur den einen charakteristischen Zug, daß sie mit unbarmherziger Konsequenz die angestrebte Vereinigung mit Gott erzwingen. Hier wird der rein verstandesmäßige Wille gegen die sündige Seele aufgerufen und veranlaßt, sie mit Peitschenhieben in den Schafstall Gottes hineinzuquälen. Ignatius hat die religiöse Selbsttortur des Mittelalters vergeistigt. Der jesuitische Aſket fesselt seine Seele mit Syllogismen und gewaltsam erzeugten religiösen Vorstellungen und gebraucht die psychischen Schreckniſſe, denen die Seele zugänglich ist, als Peitsche.

Es giebt noch einen anderen Weg, die Seele zu Gott zu führen. Er geht auf die Triebe und Glücksvorstellungen der Seele ein und bahnt von hier aus neue Wege, das Reich Gottes mit seinen Forderungen als die Vollendung und Erfüllung der bereits vorhandenen Glückstriebe zu empfinden. Das Gefühl geht hier voraus und der Wille folgt nach. Die Seele wird nicht beunruhigt. Sie ist plötzlich am Ziel, ohne die Nähe des Weges zu spüren. Diesen Weg sind die Mystiker gegangen. Der Benediktinerorden hat ihn in seiner groß angelegten Ordensorganisation verkörpert. Im Benediktinerorden wird gemalt, gemeißelt, gesungen, musizirt. Man pflegt ein wohlthuendes, anschmiegendes Familienleben. Der Abt ist der Vater, nicht der kommandirende Schlachtenlenker. Jedes Kloster lebt für sich, so daß der Einzelne sich im Kreis der Wenigen, mit denen er persönlich verwachsen ist, leicht entfalten kann.

Die Jesuiten verachten für ihre Person jede Kunst. Man sucht in diesen Häusern vergebens Bilderschmuck, Musikinstrumente oder ein Buch, das schöngeistigen Interessen dient. Selbst der Schmuck der kirchlichen Liturgie ist als nebensächlich und zeitraubend verpönt. Der Jesuitenorden hat mit der kirchlichen Sitte, das Stundengebet feierlich und gemeinsam im Gotteshaus zu verrichten, gebrochen. Der Jesuit kämpft im betrachtenden Gebet mit sich, während die übrige Kirche in gemeinsamem Gesang und Gebet ihr Herz zu Gott erhebet. Eine volle Stunde täglich widmet er dieser Betrachtung, bei der die gewaltsame Erzeugung religiöser Vorstellungen durch Regeln genau vorgeschrieben ist.

Im Verkehr der Einzelnen unter einander und im Verkehr der Untergebenen zum Vorgesetzten sind alle persönlichen, gemüthlichen Beziehungen ausgeschaltet. Jeder ist verpflichtet, seinen Nebenmann zu denunziren (wenn man dieses Wort hier gebrauchen darf). Persönliche Freundschaften sind verboten. Der Einzelne wird von dem Vorgesetzten von heute auf morgen je nach Bedarf versetzt, so daß er nie zu seinen Kollegen, nicht einmal zu seiner Arbeit ein persönliches Verhältniß gewinnen kann. Jede Publikation

Google

hat die Ordenscensur zu bestehen, die von der allgemein kirchlichen Censur verschieden und viel enger als diese ist. Der Orden hat seine eigenen, feststehenden Anschauungen und Sittengesetze, zu denen jedes Mitglied sich zu bekennen hat. Diese Ordensdogmen haben keine Beziehung zu den allgemein kirchlichen Dogmen. Sie stehen zum Theil im schroffen Gegensatz zu denen anderer Orden.

Aus all diesen Einrichtungen des Jesuitenordens fühlt man die Hand des ehemaligen Soldaten heraus. Ignatius, der, ein im Kampf Verwundeter, auf dem Krankenlager sein religiöses Ideal überdachte, denkt sich in die Lage eines Strategen hinein, der im Begriff ist, unter sehr schwierigen Verhältnissen eine Festung zu erobern. Alle menschlichen Rücksichten und Zartheiten müssen zurücktreten. Werth hat nur, was dem strategischen Zweck dient. Die Persönlichkeit gilt nichts, und wenn es darauf ankommt, so füllt man mit den Leibern der Soldaten die Gräben aus. Der Jesuitenorden ist eine auf das geistige Gebiet übertragene militärische Organisation. Die Mitglieder stehen unter einem geistigen Kriegsgesetz. Der Zweckgedanke beherrscht nicht nur den Vorgesetzten, der seine Befehle weiter giebt. Er lebt in jedem einzelnen Glied. Jedes Mitglied des Ordens bis hinunter zum Zögling, der dem Orden zur Erziehung anvertraut ist, hat die persönliche Ueberzeugung, daß alle Opfer und alle Unterwerfungen, die von ihm gefordert werden, aus dem freiwillig gewollten Zweck sich als nothwendig ergeben. Kommt diese Ueberzeugung in einzelnen Fällen ins Wanken, so ist in einer Weise Vorsorge zur Korrektur getroffen, die geradezu an das Uebermenschliche grenzt. Jedes Mitglied des Ordens wendet sich, wenn es glaubt, daß ihm Unrecht geschieht, unmittelbar, persönlich, ohne Einhaltung des Instanzenweges und ohne Beobachtung irgendeiner Formalität, an jede der ihm vorgesetzten Behörden bis hinauf zum Ordensgeneral. Jeder Obere, der Das zu verhindern sucht, verfällt der Exkommunikation.

Der unbedingte Gehorsam des Jesuiten ist Gehorsam gegen den frei gewählten Ordenszweck: die Verherrlichung Gottes. Den persönlichen Launen, Anschauungen und Zufälligkeiten, die sich so gern unter den Deckmantel der rechtmäßigen Gewalt verkriechen, ist der Weg verlegt. Es war für den Gymnasialabsolventen eine Offenbarung, als er in diese durch den Zweckgedanken gereinigte Atmosphäre trat. Im Gymnasium ein sonderbares Gemisch von geistiger Aufreizung und geistigem Druck, ein Hin- und Herpendeln zwischen der Brutusfigur und dem Max und Moritz, der sein Bubenrecht mit in die Katheder eingeschlossenen Maikäfern vertheidigt. Im Jesuitenkolleg Leute, die sich ernst nehmen, die wissen, was sie wol-

Go gle

len, und daher nicht auf die sonderbare Idee kommen, der Eine oder Andere könne, wenn zum Angriff geblasen wird, sich auf den Maikäferfang machen. Das für den heranwachsenden Jungen so begehrenswerthe Wörtchen „Herr“ bekommt aus dem klaren und wirklich empfundenen Ideal einen festen Gehalt. Der Einzelne ist in den Augen Aller durch dieses Ideal als dessen Träger gehoben und geadelt. Er ist allerdings nur ein Werkzeug des gemeinsamen Zweckes. Aber er ist ein heiliges Werkzeug, wie der Zweck heilig ist. Wenn der Einzelne diesem Zweck sich opfert oder geopfert wird, so empfindet er diese Beschränkung nicht als Hemmung und Erniedrigung. Das Opfer des Gehorsams ist eine Art Heldentod, nicht die That eines Knechtes. In allen Anordnungen und Verfügungen herrscht ein so vornehmer, von Achtung gegen den Einzelnen getragener Geist, daß der Gegensatz eines Befehlenden zu einem Gehorchenden ausgschaltet zu sein scheint. Jedes Mißtrauen ist bei dieser Gesinnung ausgeschlossen. Die Erniedrigung einer Ueberwachung ist undenkbar.

Der Jesuitenorden war bei seiner Gründung ein fortschrittliches Element. Er hat nicht die Grundlagen der Kirche, also den Zweck seines Daseins, aber die Mittel genau revidirt. Er hat eine ganz neue Form des Ordenslebens geschaffen. Er hat das Erziehungsystem auf den humanistischen Studien aufgebaut. In jeder seiner Erziehunganstalten ist heute noch eine technisch vorzüglich eingerichtete Bühne, die fleißig benutzt wird. Der Jesuit hat kein Ordenskleid. Er steht in Fragen der äußeren Form nur unter den allgemeinen Kirchengesetzen, denen jeder Priester unterworfen ist. Der Jesuit ist freizügig. Er ist heute in Indien, ein paar Wochen danach sehen wir ihn bei Harnack im Kolleg und dann in Wien auf einem Archiv. Der Jesuit studirt. Der allgemeine Studiengang umfaßt nach dem Absolutorium noch sieben Jahre. Die Jesuiten besitzen ein eigenes Gelehrtenhaus. Wer dazu bestimmt ist, sich den Wissenschaften zu widmen, erhält Zeit, Geld, Reisegelegenheit.

Das Alles klingt sehr modern und weist auf eine starke Anpassungsfähigkeit hin. Und viele Jesuiten arbeiten heute an den wissenschaftlichen Aufgaben der deutschen Nation erfolgreich mit.

Die Beziehungen des Ordens zur Katholischen Kirche sind sehr einfach. Der Orden will die Verherrlichung Gottes durch die Kirche. Die Eingliederung des Ordens in die kirchliche Verwaltung ist mit der in der ganzen Konstitution des Jesuitenordens sichtbaren rücksichtlosen Konsequenz durchgeführt. Der Jesuit leistet dem Papste ein besonderes Gelübde unbedingten Gehorsams. Der Orden ist also nicht nur als kirchliche Institution, wie andere Orden, dem

Google

kirchlichen Oberhaupt unterworfen. Er bildet eine Art geistiger Leibgarde. Freilich bleibt dem Papst vorbehalten, wie weit er von diesem Rechte Gebrauch machen will, doch ist ein Zwiespalt zwischen der Papstkirche und dem Jesuitenorden durch diese Sachlage ausgeschlossen. Der Jesuitenorden ist der Kern der Katholischen Kirche; deshalb wars durchaus konsequent, daß man bei dem Versuch, diese Kirche zu stürzen, zunächst die Kerntruppe über die Grenze brachte.

Die Stimmung hat jetzt umgeschlagen. Die soziale Gefahr hat die Furcht vor der religiösen in den Hintergrund gedrängt. Der Jesuitenorden wird, sobald eine ernsthafte Versöhnung erreicht ist, seine ganze Kraft auf die wissenschaftliche Verarbeitung der dringlichsten sozialen Fragen werfen. Er ist auf diesem Gebiet durch keinerlei Tradition gebunden. Erbitterte Kämpfe wird es auch hier geben, doch werden sie erquicklicher und sachgemäßer sein als die religiösen Auseinandersetzungen.

Der Jesuitenorden ist aufgebaut auf Willensrichtungen und Gefühlsatmosphären, mit denen wir nicht vertraut sind. Aus den straffen, von Willensanstrengungen verhärteten Gesichtszügen des Jesuiten schaut ein fremder Geist uns prüfend, fast drohend an. Der Mensch denkt nicht gern Gutes von Seinesgleichen. So sieht er im faltigen Gewande der spanischen Priestertracht den Dolch und er fände da doch nichts als einen eisernen Bußgürtel auf dem bloßen Fleisch. Hinter der eisernen Maske steht nichts als ein in Selbstprüfung und Selbstzucht bis zur Selbstvernichtung sich verzehrender Mensch, dem man nur den einen Vorwurf machen könnte, daß er seine Mitmenschen in diese Atmosphäre hineinzwingen will. Der Vorwurf ist noch nie gemacht worden. So unmenschlich der Jesuit gegen sich ist, so menschlich ist er gegen Andere. Das Ordensideal ist nur für den Berufenen. Die übrige Menschheit steht unter einem sanfteren Gesetz, das mit der ganzen Schärfe aristotelischer Logik aus dem Zweck des Menschen und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft abgeleitet ist. An diesem Gesetz kann jeder denkende Mensch seine Freude haben. Es ist moralinfrei: frei von unmotivirten, willkürlichen Zuthaten. Es folgt sorgsam den Spuren des Naturgesetzes und rechnet mit der Schwäche des Menschen. Es ist nach dem Zweckgedanken genau zugeschnitten und kein Mensch, der seine Existenz und die der Mehrheit behaupten will, kann ein wesentlich anderes Sittengesetz aufstellen.

Der für sich sittenstrenge Jesuit ist in seiner Seelsorgerthätigkeit als Laxist verschrien. Er ists nicht; er kennt keine Stimmungen, aus denen solche Masken herauswachsen. Der Jesuit überlegt und handelt aus dem Zweck heraus. Er steht auf dem Boden der logi-

Google

schen Konsequenz. Dieser Umstand giebt ihm eine unbegrenzte Sicherheit des Auftretens. Der Jesuitenorden glaubt an sich selbst. Er schließt deshalb auch keinerlei Kompromisse, die sich nicht aus dem Zweck des Ordens ableiten lassen. Aus dieser Selbstsicherheit fließt auch die stolze Zurückhaltung des Ordens von seinen Gegnern. Die Jesuiten haben immer versäumt und versäumen auch heute, die Mitwelt über ihre eigenen Tugenden aufzuklären. Sie finden nicht einmal der Mühe werth, die gegen sie geschleuderten ungeheuerlichen Anklagen zurückzuweisen. Jetzt ist ihre ganze Existenz in ein dichtes Netz von falschen, meist abenteuerlichen Vorstellungen eingesponnen. Meine Absicht war nicht, mit den (lückenhaften) Erinnerungen aus meiner Jugend dieses Netz zu zerreißen. Ich denke nur, daß es für Manchen von Interesse sein wird, zu wissen, welchen Eindruck die Jesuiten auf einen Menschen gemacht haben, der Jahre lang, ohne mit ihnen sich zu identifiziren, mit ihnen unter einem Dach gewohnt hat.

München. Dr. Hermann Dimmler.

Das Verhältniß zum Kind.

Verhältnisse, die sich in der reinen Gegenseitigkeit erschöpfen, bringen die Welt in keinem Sinn weiter. Sie sind wie isolirte Systeme, die nach ihrem Gesetz ablaufen und der Entropie rettungslos verfallen. Hätten die Kinder den Eltern Maß für Maß zu vergelten, der Stand der Dinge bliebe in Ewigkeit der selbe. Und wiederum: würde die einzige Pflicht der Menschen, die Freude des Daseins zu erfassen, unerträglich wäre die Bindung des Kindes an die Eltern dann und undurchdringlich das Gefühl der Verpflichtung, in das sie sich verstrickten. Die Gegenwart würde entvölkert und die Welt flösse zurück. Denn mit seinen Gedanken an Jemand hängen, heißt, ihn ausbeuten und wachsen, aber mit Gefühlen an ihn gebunden sein, ist Zinszahlen aus eigenem Mark.

Umsch Dschehân, eine Urenkelin des in Persien wohlbekannten Dichters Hassan bin Fadil, erzählte mir in Ispahan eine Geschichte aus dessen Jugend. Der junge Hassan machte seinen Eltern viel zu schaffen. Statt nach dem Wunsch des Vaters sich mit den Geheimnissen des überkommenen Spezereihandels vertraut zu

Go gle

machen oder als Teppichleger in den Dienst des Königs der Könige zu treten, wie es der Ehrgeiz der Mutter wollte, die ihren Sohn gern im Glanz aufsteigender Ehrenstellen erblickt hätte, trieb er sich taugaus, tagein in den Straßen des Bazars umher, dessen verwirrendes Leben mit der Unzahl der aus der Fremde ankommenden und in die Ferne abgehenden Waarenzüge und der Pracht der ausgelegten Schätze seinen Geist am Meisten beschäftigte. Obendrein erlaubte ihm die persönliche Freundschaft, die er mit den Kaufleuten unterhielt, ohne Schwierigkeit seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Schmerz der Eltern rief schließlich die Weisheit des Kadi an. Der ließ also nach Hassan fahnden und ihn vor sich bringen. „Hassan bin Fadil," begann er, „nicht die Liebe Deiner Eltern noch ihr Unwille hat vermocht, Dich auf den Weg, der ihnen der rechte scheint, zu führen. Sie halten Dich für einen Taugenichts und erheben Klage über Dich." Der Uebelthäter stand stumm vor seinem Richter. „Ist es wahr, mein Sohn, daß der Inhalt Deiner Tage der Müßiggang ist?" „Kadi," entgegnete Hassan und ein Leuchten flog über sein Gesicht, „ich dichte!" „Allah Kerim, Du dichtest!" „Ich dichte", wiederholte Hassan, zog aus seinem Gürtel ein Bündel beschriebenen Papiers, das eben so schmutzig war wie sein Anzug, und überreichte es ohne Umstände. Der Kadi blickte auf die erste Zeile und las weiter, er legte das erste Blatt weg und ergriff das zweite. „Wallahi, Billahi," meinte er kopfschüttelnd, als er zu Ende war, „wenn diese Verse von Dir sind, so will ich Dich zu Ibrahim Aga führen, daß er Dich unter die Zahl der Hofdichter aufnehme. Aber antworte: Warum verbirgst Du vor Deinen Eltern die Gaben, die Allah Dir schenkte?" „Kadi," sagte Hassan, „sie haben mich nicht gefragt und es nicht erkannt: wie hätte ich zu ihnen reden können?"

Die Geschichte giebt zu denken. Nicht Jeder freilich ist Hassan; aber Viele finden den Kadi nicht.

Wir scheinen heute an einem kritischen Punkt der Entwickelung zu stehen. Eine Umgestaltung im Verhältniß der Eltern zum Kind ist nothwendig, eine Sklavenbefreiung, aber eine, die nicht mit der selbstthätigen Kraft der zu Befreienden rechnen darf, sondern auf die Einsicht der Herren hoffen muß. Die Krisis aber ist historisch begründet.

Die seelische Mannichfaltigkeit hat sich endlich, seit wenigen Jahrzehnten, in der Psychologie ein Spiegelbild und Organ der Erkenntniß geschaffen. Das war bisher nicht geschehen, weil die Psyche gänzlich in ihren Anwendungen aufgegangen war. Nun aber zog sie sich zurück von ihren entlegenen Gebilden, von Reli-

Google

gion und Metaphysik, von romantischer und mystischer Naturbetrachtung, in die sich Gedanke und Gemüth ungeschieden bisher ergossen hatte. Was an die Stelle trat, die reine Wissenschaft, gab wohl dem Intellekt unendlichen Stoff, verschloß sich aber streng dem Strom der Einlaß begehrenden irrationalen Triebe und Gefühle, die sich so aus dem Paradies verwiesen sahen. Diese freigewordenen Kräfte nahmen schwere Rache für die allzu schroffe und leichtfertige Abweisung und warfen sich, da die Entfaltung nach außen ihnen verwehrt war, ins Innerste der Psyche. Sie schenkten ihre Energie den elementaren Trieb- und Erlebnißformen, die logisch und historisch, in der Entwickelung der Menschheit und des Einzelnen die ersten sind, uralte und dunkle Mächte, welche die sich entwickelnde Kultur längst erstorben und vernichtet glauben will, weil sie ihre bedrohliche Nähe ahnt, indem sie vor ihnen flieht. Diese elementaren Gewalten erhielten durch den veränderten Gang der Dinge neue Nahrung. Zwar konnte es nicht fehlen, daß gerade die Gluth des erwachten Brandes ihr Verräther wurde und die Möglichkeit gab, den Feind zu erkennen; aber die Gefahr wuchs und die Folgen stellten sich ein. Tiefe Unbehaglichkeiten und Fragwürdigkeiten der Existenz, Neurosen genannt, leiten sich ab von diesen noch lebendigen Gefühlsrudimenten. Unter ihnen, so hat man gezeigt, sind solche, in denen auch das ursprüngliche Verhältniß des Kindes zu den Eltern sich als von dem uns natürlich erscheinenden abweichend, sogar ihm entgegengesetzt ausweist. Die Liebe, von der es für uns heute beherrscht ist, verwandelt sich auf Grund durchsichtiger Prozesse zurück in Gefühle der Ablehnung, des Hasses und Mißtrauens oder sie erhält einen erotischen Beigeschmack, der uns nicht mehr behagt. Urzeitliche Bilder mit aller Unmittelbarkeit noch nicht gebundener Triebe: Der Sohn blickt begehrenden Auges auf Mutter und Schwester, wendet sich in Erbitterung gegen den Vater und fürchtet zugleich seine überlegene Macht. Die Tochter sieht im Erzeuger ihren Helden und ihr Schicksal, in der Mutter ihre Nebenbuhlerin. So das Urbild der wieder auflebenden Gewalten, freilich trotz ihrer Wirksamkeit verblassend gegenüber der Wildheit des Gewesenen. Dennoch: Alles, was von den Eltern ausgeht, unterliegt unabsichtlich und unwillkürlich im Kinde der doppelten Deutung; jedes Wort wird zweifach gewogen, jeder Blick zweifach gesehen, jedes Gefühl zweifach gewerthet. Unvereinbare Beziehungen zwischen Ursprünglichem und Gewordenem, unvereinbares Gegenspiel. So wird die bejammernswürdige Lage der zu Befreienden verständlich. Wir Eltern führen ein Doppelleben verschiedener Art und Qualität in unseren Kindern, das-

Google

eine in der Tiefe voll intensiver Wirklichkeit und geheimer Wirksamkeit. Ists ein Wunder, wenn Dem gegenüber unser sogenanntes reales Bild, das Sichtbare, Tastbare, Hörbare als aufdringlich, überflüssig und widersprechend empfunden wird und alle die Gefühle von zitternder Angst bis zur starren Verständnißlosigkeit auslöst, mit denen wir dem eigenen Doppelgänger begegnen würden?

Nicht von den also Zerrissenen: von uns Eltern muß die Befreiung kommen. Wie aber befreien wir unsere Kinder? Indem wir uns von ihnen zurückziehen. Wir hängen allzu fest an ihnen und nennen Das unsere Anhänglichkeit, vielleicht sogar unsere Liebe. Bisher, wo verborgen blieb, was verborgen bleiben sollte, war die Anhänglichkeit Das, wofür sie sich gab, und wurde dafür genommen. Jetzt aber gähnt der Abgrund zwischen zwei Welten, und je größer die Anhänglichkeit, desto größer wird die Kluft; sie muß unwahr scheinen und weckt Mißtrauen und Angst. Wenn Einer im Gefängniß sitzt, ist er gegen allzu freundliche Behandlung mit Recht skeptisch und wähnt sein letztes Stündlein gekommen. Wir gehen mit unserer „Liebe“ den falschen Weg. Es ist, wie wenn wir einen Menschen, den wir fast erstarrt in der Kälte aufgefunden haben, dadurch wieder ins Leben zurückrufen wollten, daß wir ihn in einen überhitzten Raum bringen. Er wird umkommen.

Und was ist unsere Anhänglichkeit, wenn sie der Kritik verfällt? Psychologisch: ein kaum entwirrbares Konglomerat aller möglichen Gefühle, aber Liebe im seltenen Fall. Ethisch: ein unwandelbares Bestandstück jeder Ethik, die nicht begründet, sondern Begründung braucht. Aesthetisch: ein unästhetisches Phänomen, denn ihr fehlt die Uninteressirtheit. Logisch: eine Tendenz zur Identität mit dem Geschöpf, ein Bedürfniß also, seine Existenz zu widerrufen. Und damit, wollten wir die Metaphysik befragen, nichts als Schuld: das Verlangen, die Schuld der Zeugung im Erzeugten wieder gut zu machen durch die unselige Liebe zum Geschöpf. Verhängnißvoll fortdauernde Sünde und ewiger Irrthum.

Verpflichtend und Zins fordernd lastet unsere Anhänglichkeit wie eine eiserne Hand auf den Kindern. Geben wir also weniger, damit wir der Begier, zurückzufordern, was wir gaben, eher entgehen. Wenn die Schuldforderung ins Ungemessene wächst, wird auch dem Ehrlichsten nicht einfallen, mit der Rückzahlung zu beginnen. Der Dekalog verlangt nicht Liebe zu Gott und nicht Liebe zu den Eltern. Gefühle lassen sich nicht erzwingen, sondern nur vorbereiten. Seien wir also zuvor mit der Ehre zufrieden!

München. Dr. Willy Haas.

Google

Politische Uebergriffe.

Der Geist der Politik ist in Gefahrzeiten entstanden; und von Denen ausgebildet worden, deren kalte Unruhe Gefahren suchte. Die Gefahr erhebt zum Herrn, wie der Friede zum Diener oder Genossen der Dinge macht. Die Gefahr bringt die Seele in den äußersten Atavismus. Sie vereinfacht Urtheil und Handeln auf die Nerven beglückende Weise; sie läßt keine Zweifel aufkommen, wo das Ziel liegt, sie läßt keine Rücksicht aufkommen, die dem Ziel widerstreitet; sie erlaubt, unempfindlich zu sein, Vieles nicht zu sehen, Vieles zu unterdrücken, und beschränkt die Verantwortlichkeit. „Ein Ziel, eine gerade Linie, ein Ja und ein Nein“: diese Formel der Gefahr ist auch die Formel der Politik. Unter ihrem Gesetz sind die Staaten gegründet, vertheidigt und erweitert worden. Noch heute sucht die Politik ihre Rechtfertigungen in Gefahren; in der gelben Gefahr, in der rothen Gefahr, in der deutschen Gefahr, in der amerikanischen, panislamischen, jüdischen und unzähligen anderen Gefahren. In ihren großen Zeiten schuf sie sich ihre Gefahren selbst; durch die Absicht auf Geschäftserweiterung, auf Herrschafterweiterung, auf Betriebserweiterung, besonders oft durch die Absicht auf Suprematie. Ihr Bemühen, die Machtbasis festzuhalten, sie sprunghaft zu erweitern, das Schicksal zu steigern, immer mit dem ideellen äußersten Ziel der Hegemonie, gab der Politik außer der Zuspitzung die absolute Breite der Geschäftsführung, die Unterordnung aller Dinge unter das Machtkriterium, die kalte Voraussetzunglosigkeit des Blickes. Von der Gefahr hat die Politik die gerade Linie der Aktion, von den Geschäften die requirirende Umsicht. Zwischen Geschäften und Gefahren führte sie ihren herrischen, sicheren, wagenden Fuß; zwischen Geschäften und Gefahren erwuchs ihr Genius: ihre Grundsätze und ihre Methoden, ihr Stil und ihre Atmosphäre. Auch ihre Anziehungskraft pulsirt aus dieser Verbindung von äußerstem Atavismus und äußerster Aktualität, aus dieser Verbindung des Urwillens des Blutes mit umfänglicher Gegenwärtigkeit. Sie zieht an mit der Kraft eines Wahns. Auch dessen Formel heißt: ein Ziel, eine gerade Linie, ein Ja und ein Nein; nur steht die Politik unter den Urtheilen der Wirklichkeit, deren Gewichte sie verankern. Sie ist der Menschheit giltiger Wahn. Deshalb steht nichts neben ihr.

Das Verhängniß des politischen Geistes ist, daß er ein unpersönliches Leben führt. Ist kein großer Staatsmann zur Stelle, so wirkt er in Epigonen, die seine Sprache, seine Tradition zwingt und erhebt. Ist kein Ereigniß fällig, so hört er deshalb nicht auf,

Google

Ereignisse zu schaffen. Da er einmal ist, mit seiner Organisation, seinen Machtmitteln, seinem Prestige und der Verpflichtung, deren Dasein durch Leistungen zu rechtfertigen, so muß er auch ohne Gelegenheit, ohne die Möglichkeit oder ohne den Muth zu äußerer Politik, ohne große Führer wirken. Die ganze Macht, die geschaffen ist, Staaten zu zerstören, die in der Stimmung gehalten wird, einen Kampf ums Schicksal zu führen, mit Ehren, Ruhm und Wunden herrlich bedeckt, richtet sich dann nach innen. Reichsfeinde werden gesucht. Die reißende Ungenauigkeit, mit der das Volk sich ausdrückt, weil es in großen Dingen keine Sprache, sondern nur ein paar Sprachgesten hat, wird als Provokation gebucht, festgehalten, zur Devise erhoben. Man täuscht sich innere Feinde vor; bis sie da sind. Der Krieg wird im Inneren erklärt. Die Regirung hat dann die politische Situation im Lande: Gefahr und Anlaß zur Erweiterung der Geschäfte bis zur Suprematie. Sie kann etwa verbinden: die Gefahr ist der Zukunftstaat; deshalb stellen wir den Zukunftstaat her. Die Gefahr ist die Kirche; deshalb machen wir den Staat zur Kirche. Früher war innere Politik ein Griff rückwärts nach Waffen, wobei man den Feind fest im Auge behielt; heute ist sie eine kämpfende innere Mission. Sie schließt sich an die Tendenz, das System der zwei Parteien herzustellen, die im ewigen Streit um die günstige Parole das Leben politisiren. Sie nimmt jeden großen Zwiespalt in sich auf, sie verwendet jeden deutlichen Gegensatz, um die Kampfstimmung im Inneren zu erhalten.

Man muß freilich einräumen, daß der Anwendung des imperatorischen Geistes der Staatenpolitik auf die friedlichen Arbeitgebiete die Werke der Civilisationen zu danken sind; die man als Nebenprodukte des politischen Geistes, als seine Schöpfungen zwischen den Kriegen ansehen kann. Daß wir heute nicht nur Heeresorganisationen gegen Unseresgleichen, sondern auch Mobilisirungpläne gegen Krankheiten haben, die an unseren Grenzen erscheinen, daß die Wissenschaft ihre Verwaltung und Diplomatie, ihre Strategie und Taktik hat, den Flankenangriff gegen die Milliardenheere der Bazillen übt, in die unwegsamen Urwälder fast spurlos vergangener Zeitalter dringt und Straßen durch das Reich des Unsichtbaren legt, daß unsere Schulen, Fabriken, Akademien Heerlager sind, daß Erkundung-, Melde- und Sicherungdienst, Arsenale, Besatzungen und Expeditionen auf technischer Höhe stehen: Dieses wird nur dadurch erreicht, daß der Geist, der einst entstand, das Höchste zu verwirklichen, für die kleinsten Dinge in Bewegung gesetzt wird, daß die Opfer, die Selbstverleugnung und Unpersönlichkeit, die lebenslange Zähigkeit, die schweigende Hypnose auf ein

Google

Ziel, die einst nur ein Caesar aufbrachte, um die Suprematie der römischen Gerechtigkeit über dem Erdkreis aufzurichten, heute von Jedem gefordert wird, der auch nur einen geringen Ehrgeiz befriedigen will, ja, fast schon von Denen, die nicht viel mehr als das nackte Leben behaupten sollen. Man muß auch zugeben, daß der politische Geist als Hort der Nüchternheit und Giltigkeit und Sammlung eine ungeheure Auskühlung des menschlichen Geistes bewirkt und ihm damit Schwere, Ordnung und Weite gegeben und, durch seine große Art die Ahnung vertheidigt hat, daß in diesem Dunkel doch Etwas sei, das man giltig nennen kann. Deshalb kann man auch Wahres in der Behauptung finden, daß die Politik erst den Menschen zum Menschen gemacht habe und noch heute die Entwickelung vom Menschen zum Staatsbürger eine Erhebung, gar eine Veredelung bedeute.

Aber was jetzt geschieht, geht viel weiter; man glaubt an die Möglichkeit politischer Allmacht. Man lebt der Meinung, der politische Geist müsse zur völligen Sozialisirung ausgenützt, ganz ins Bürgerliche überführt, zu einem Lebensrationalismus ausgedehnt werden. Selbst die Frauen ließen sich durch ihn veredeln; und man handelt danach. Die Politik greift auf Dinge über, für die sie nicht intim genug ist; sie drängt in Felder, wo sie nur zerstören kann. Sie sucht Ruhm in kleinen Zielen und dehnt sich dorthin aus, wo kein Widerstand gegen sie organisirt ist; sie bemüht sich, den Dingen, die fröhlich aus sich selber blühen, ihre Zweckmethode, ihre Vernunft ohne Intimität, ihren kalten Willen zur Organisation einzuhauchen. Sie sieht auch uns auf politischen Kampfwerth an. Die Politik ist der Angreifer und wir sind die Angegriffenen.

Die Frau ist seit einigen Jahren in Deutschland zum politischen Objekt erklärt, ihre Sphäre der politischen Behandlung freigegeben worden. Man kann nicht einmal von einem Eindringen der Politik in das Leben der Frau sprechen: es ist ein Ansturm. Ein Ueberfall auf ein offenes Land, das nicht befestigt und leider auch in den letzten Jahrzehnten schlecht verwaltet ist, weil sich alles geistige Leben in der Frauenwelt auf die Emanzipation gerichtet hatte. Verfalls- und Krankheitserscheinungen erleichtern die Ingerenz der Politik. Es handelt sich um einen Eingriff in eine Pathogenese. Er kam nicht von den Parteipolitikern, sondern von den Regirungpolitikern. Welchen Einfluß hat das Bedürfniß nach „Großzügigkeit“ der inneren Politik auf diesen Eingriff gehabt?

Als Anamnese der deutschen Frauenpolitik findet man Folgendes. Wer als Gegner einer unbeschränkten Frauenrechtlerei gewohnt war, in der preußischen Regirung einen Bundesgenossen zu

Google

sehen, mußte vor fünf Jahren eine auffällige Veränderung bemerken. Ein unangenehmes Weichen und Nachgeben trat ein, steigerte sich schnell zu aktivem Fördern und schließlich zu einem Vorwärtstreiben der Frauenbewegung; offenbar war innerhalb der Regirung eine neue Parole ausgegeben worden. Der Umschwung war gründlich und kam unerwartet. Soeben hatten noch die Frauenrechtlerinnen, auch die gemäßigten, erklärt: „Von der preußischen Regirung erwarten wir nichts.“ Und nun schlug plötzlich diese schwärzeste aller schwarzen Institutionen in allen Fragen des Frauenfortschritts ein Tempo an, daß den ihr Folgenden der Athem auszugehen drohte. Das war auch kein sachliches Fortschreiten, sondern einfach ein thätliches Bekenntniß zu prinzipiellem Fortschritt. Gegen alle preußische Regirungtechnik, die eine langsame Aenderung überall, mit Recht, für zuträglich und der Verflochtenheit der Dinge entsprechend hält, wurden hier in fast revolutionärer Weise die Fortschritte beschleunigt. Nur wenn man beabsichtigte, der Frauenbewegung einen starken Impuls zu verleihen, wenn man sie in Gährung bringen und ihr eine auf die Akustik der Oeffentlichkeit berechnete Resonanz geben wollte, durfte man diese Fortschritte und neuen Rechte für nützlich halten. Eine höhere politische Absicht mußte man auch deshalb vermuthen, weil es an sachlicher Rechtfertigung des neuen Kurses fehlte. Denn was als Begründung und Vertheidigung der neuen Bestimmungen und Gesetze geliefert wurde, war herbeigezogen. Ob Jemand Gründe hat oder Gründe zusammensucht, läßt sich nicht verkennen. Mit nicht passenden Voraussetzungen, mit Redewendungen aus Leitartikeln volksthümlicher Art und mit heftig ungenauen Aufforderungen zu neuen Zielen: damit wurden preußische Bestimmungen ausgestattet. Alle diese Vorgänge werden verständlich, wenn man eine Absicht aus dem Gebiet der ‚Hohen‘ Politik annimmt.

Mancher wird sich erinnern, daß Bülows Physiognomie sich in jener Zeit veränderte. Die Beschränkung auf einen Plan, die Geschlossenheit des Willens, der ernste Schwung, den das Bewußtsein der „Großzügigkeit“ verleiht, prägte sich aus; er sprach mit Aplomb: Ich; und: Meine Politik; er forderte Gehorsam von den Parteiführern, unbedingte Gefolgschaft in der Regirung; er drohte mit Rücktritt, er wechselte lässig Ueberzeugungen, wo es nur als Opfer eines größeren Planes zu verstehen war, und ging schließlich mit einem unpersönlichen Groll, als wäre mit ihm ein großes Werk zerstört. Und was war das Ziel dieser geraden Linie?

Die Gefahr, die zu bekämpfen das Gewissen und den Ehrgeiz eines deutschen Staatsmannes anziehen muß und seiner inneren

Google

Politik eine große Haltung geben kann, ist die der drohenden Uebermacht entwurzelter Massen; und die Hauptstellung dieser Gefahr ist das demokratische Reichswahlrecht. Ein Staatsmann, der dieses Wahlrecht ändern will, muß die Verkürzungen durch liberale Zugeständnisse ausgleichen und annehmbar machen. Zu einem solchen Ausgleich wird er eine Maßregel für geeignet halten, die im allgemeinen Urtheil für durchaus fortschrittlich, sogar radikal gilt, aber, seiner tieferen Einsicht nach, unschädlich ist oder sogar konservative Wirkung haben wird. Als eine solche Maßregel könnte die Einführung des Frauenwahlrechtes erscheinen. Sie gehört jedenfalls in dem kleinen Kreis möglicher Kompensationen zu den substanzreicheren und zu den unmittelbar mit dem Wahlrecht zusammenhängenden. Daß ein deutscher Staatsmann daran denkt, dem Mißbrauch der Zahl entgegenzutreten, ist verständlich. Daß er dann das Frauenwahlrecht ins Auge faßt, ist nothwendig. Dann aber ist die Vermuthung berechtigt, daß die ganze preußische Frauenpolitik ihre Entstehung diesem kompensatorischen Werth verdankt.

Daß dem Kanzler bei seinem Versuch, die konservativen und liberalen Parteien zu einigen, Abwehrmaßregeln gegen die Demokratie als Ziel vorschwebten, hat er selbst angedeutet: „Die Regirung erhoffte von dieser Konstellation nicht nur die Mitarbeit der konservativen und liberalen Partei, sondern wollte auch dadurch Gegensätze und Kämpfen vorbeugen, die das zukünftige politische Leben Deutschlands ungünstig beeinflussen können.“ Wenn er dafür staatsmännische Weisheit in Anspruch nahm, so konnte es nur den Sinn haben, daß er für seine Pflicht hielt, das Reichswahlrecht mit der Hilfe der bürgerlichen Parteien so zu gestalten, daß Vernunft und eine gegenständliche Gerechtigkeit zur Geltung käme und er oder sein Nachfolger nicht in die Gefahr geriethe, Gewalt gegen Unsinn zu gebrauchen. Daß andere Kompensationen, Diäten oder Aenderungen des preußischen Wahlrechts, ausreichenden Werth haben, hat Bülow wohl nicht geglaubt, weil er das Eine hingab, das Andere hingeben wollte, ohne eine Verkoppelung mit der Reichswahlrechtsänderung zu versuchen. Dann mußte er Anderes in Vorschlag haben; und außer dem Frauenstimmrecht wird man schwerlich Etwas finden, das mit Wahlrechtsänderung unmittelbar zusammenhängt und mit ihr zusammen eingebracht und eingeführt werden kann. Dieser Plan hätte also den Konservativen Pluralstimmen (richtige Werthung des Atomgewichtes des Stimmzettels, wie es hier ausgedrückt worden ist) und vielleicht noch mehr bieten können; den Sozialisten und Liberalen Frauenwahlrecht und die Möglichkeit parlamentarischer Regirung für eine gewisse Zukunft.

Google

Mancher erinnert sich vielleicht, daß Bülow diese Situation im Kleinen bei der Berathung des Vereinsgesetzes herbeigeführt hatte: die Liberalen waren nicht zufrieden, sahen aber in Einzelheiten, zu denen das Frauenrecht gehörte, eine solche Verbesserung, daß sie nicht ablehnen durften, und die Konservativen erklärten zwar die Zustimmung zu dem die Frauen betreffenden Theil des Gesetzes für ein Opfer, wollten aber deshalb das Ganze, da es sonst nicht extrem war, nicht zu Fall bringen. Dieses Gesetz war das erste von Bülows Parteigruppirung bewilligte; und der Frauenfortschritt half hier zum ersten Mal über die Kluft.

Wenn nun der Plan bestand, die Frauenfrage für die innere Politik in dieser Weise weiter auszunutzen, so mußte sich der leitende Staatsmann vor der Thatsache sehen, daß die Forderung des Frauenstimmrechts in Deutschland fast nur von der Theorie erhoben wurde. Die Frauenbewegung lebte in Vereinen, in Bundeszeitschriften, als Sekte, die keineswegs populär war; von einer allgemeinen Bewegung konnte man nicht sprechen. Die mußte erst von der Regirung geschaffen werden; und sie ist von der Regirung geschaffen worden. Man wird schwerlich eine nicht anerkannte problematische Bewegung nennen können, die so stark von einer Regirung gefördert worden ist. Nicht nur wurden neue Rechte eröffnet, neue Wege frei gegeben, sondern die Frauen wurden von der Regirung auch auf diese Wege gedrängt. Der Regirung genügte nicht, die politische Vereins- und Versammlungfreiheit festgesetzt zu haben, sondern den Frauen wurden auch von Ministerien und Reichsämtern politische Aufklärung und Anregung geboten. Nicht nur die Bildungmöglichkeiten wurden erweitert, sondern auch neue Berufsmöglichkeiten angebahnt und empfohlen. Außerdem wirkt die demonstrative Förderung vom hohen Sitz der Regirung her überwältigend auf die Schaar der meinungslosen Mitmacher. Ein großer und parteiloser Zeitung- und Zeitschriftenverlag wird natürlich auch wissen, wie er sich einer offiziell geförderten Bewegung gegenüber zu verhalten hat; und die anderen zwingt die Konkurrenz. Die Hilfe der Presse ist als mittelbare Förderung der Regirung anzusehen. Die Wirkung auf die Frauenrechtlerin war ein Umschwung zum Radikalismus mit der gewünschten nationalen Tendenz, ein allgemeines Bekenntniß zum Frauenstimmrecht und zu öffentlicher Bethätigung. Und Das, womit in letzter Linie dieser Umschwung gerechtfertigt wurde, war auch wieder eine von der Regirung gelieferte Zahl, die ein ungemeines Anwachsen der Frauenarbeit zeigte und deren der Frauenbewegung günstige Größe vermuthlich durch einen veränderten Zählungmodus entstanden ist.

Google

Die Aktion der Frauen bekam durch dieses Zusammenarbeiten mit der Regirung eine schöne Festigkeit; die elegante Technik der Regirung färbte ein Wenig auf sie ab; es wurde genau an der Stelle weiter gebaut, wo es nöthig war. Auf Kongressen gab es nach dem Referat und der Diskussion, die sich an Werth nicht veränderten, oft eine sorgfältige Resolution, die mit dem Referat wenig, mit der Diskussion nichts zu thun hatte, aber mit sachlicher Genauigkeit gearbeitet und als Stück eines großen Planes zu erkennen war. Und der Sinn des Ganzen war, aus der Frauenrechtlerei eine breite, allgemeine Frauenbewegung zu machen und mit Energie und Eile auf das Frauenstimmrecht hinzusteuern. Die Initiative zu so weitgehender und schlagender Wirkung konnte nur von einer mit Autorität ausgerüsteten und von Anfang an planmäßig vorgehenden Persönlichkeit ausgehen, die mit ihr größere Zwecke verband.

Das ist eine Hypothese. Die Regirung selbst hat sich niemals dazu hinreißen lassen, auch nur andeutend zu erklären, warum sie plötzlich und heftig in der Frauenpolitik einen anderen Kurs einschlug. Da ist also erlaubt, ganz Anderes zu vermuthen. Man kann, zum Beispiel, annehmen, die sieghafte Kraft, die in der Idee von der Gleichberechtigung der Geschlechter liegt, habe die Minister überwältigt, die Argumente der Frauenprogramme haben sie mit Zorn auf die bestehenden Zustände erfüllt oder ihre Naivetät habe sie gerührt. Das Alles mag zutreffen und auch einiges Andere. Aber die Plötzlichkeit und stumme Gründlichkeit, mit der sich dieser Umschwung vollzog, wird man schwerlich so erklären.

Nun bleibt zu fragen, welche Folgen sich für die Frauenpolitik ergeben, wenn die Absicht, die Frauenbewegung für die große innerpolitische Frage auszunutzen, etwa nicht mehr besteht. Bülows Nachfolger braucht die Frauenpolitik seines Vorgängers nicht weiterzuführen. Er kann es jetzt auch gar nicht. In der Nation ist keine Stimmung, im Reichstag keine Mehrheit für eine andere als rein demokratische Aenderung des Reichswahlrechts. Die Rechtlerinnen selbst erklären sich bereit, lieber auf Frauenwahlrecht noch zu warten, als es mit Minderung des Männerwahlrechtes zu erkaufen. Das ist jetzt freilich ein platonischer Entschluß. Die Stimmung im Lande und die Mehrheit des Reichstags kann sich ändern. Und wenn das Angebot des Frauenwahlrechts (als Kompensation) vorliegt, sieht es auch für die Rechtlerinnen ganz anders aus; dann stehen sie vor der Entscheidung, ob sie das Angebot ausschlagen und zugleich eine von der Regirung für national gehaltene That verhindern helfen oder eine vielleicht einzige Gelegenheit benützen und mit einer historischen Leistung ihre Laufbahn beginnen sollen.

Google

Lehnt die Frauenführung ab, so hat sie mindestens auf eine Spaltung zu rechnen. Denn die Frau ist von Natur gouvernemental. Die Intransigenten würden also in der Minderheit allein bleiben und sich der Gefahr aussetzen, die Führung zu verlieren. Und weil sie dazu bisher keine Neigung gezeigt haben, ist anzunehmen, daß sie, nach zwei Abschied nehmenden Sätzen und einer taktischen Anmerkung, ihre volle Kraft für das Angebot einsetzen würden. Der Unterschied zwischen geborenen und geschworenen Demokratinnen würde akut werden. Man muß sich vorstellen, daß eine Reichswahlländerung ja nicht bei gutem Wetter aus heiterem Himmel käme, sondern daß (mindestens) ein auch starke Bürgerherzen ängstigendes Ereigniß vorhergegangen sein müßte, nach dem dann ein Umschwung wieder einmal eine allgemeine Uebung wäre. Mit der Möglichkeit, die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrer ganzen Betriebsamkeit für die Wahlrechtsänderung zu verwerthen, wenn sie nur einigermaßen ein Echo in der Nation findet und Erfolg haben kann, könnte also eine Regirung sehr wohl rechnen. Und deshalb ist leider anzunehmen, daß sie fortfahren wird, die Frauenbewegung als einen möglichen Faktor der inneren „Hohen" Politik zu pflegen, zu fördern und sich zu verbinden.

Natürlich kann die Regirung, so lange keine Möglichkeit für die strikte Ausführung eines Planes besteht, nur geschäftlich verfahren; so, daß sie möglichst viel Metall im Feuer hält. Ob im kritischen Moment, wenn gegossen wird, die Frauenbewegung nöthig und verwendbar ist, entscheiden die Umstände. Heute besteht wohl keine entschiedene Absicht. Man fördert sie auf Möglichkeiten hin, in dem sicheren Gefühl, damit nichts Unheilvolles, sondern in jedem Fall Nützliches zu thun. Dadurch entsteht Schlimmeres, als die Verleihung des Wahlrechtes wäre: die Frauenrechtsbewegung wird zu einer inoffiziellen Macht erhoben, die den Umstand, eine politische Chance zu sein, nach allen Seiten hin ausnutzen kann.

Das vermag sie um so eher, als ihr die Stellung in der Opposition einen Zusammenhang giebt. Ihre Vereine und Verbände unterstützen einander in ihren Forderungen. Geschieht irgendetwas einer Frauengruppe nicht Genehmes, so treten sämmtliche Berufsvereine, die auch nur in loser Beziehung zur strittigen Frage stehen, in Thätigkeit; auch werden die der Frauenrechtlerei günstigen Männer in Bewegung gesetzt. Das zeigte sich, als sich (fern von Berlin) unter den Philologen ein Widerstand gegen die weibliche Vorgesetzte erhob. Der wurde einfach erstickt, weggefegt. Natürlich auf völlig legalem Wege; durch Gegenpetition, Erklärung einer Reihe von Berufsvereinen, Veröffentlichung dieser Erklärung in

Google

der Presse. Aber der heftige Ton dieser Erklärung sprach deutlich das Machtbewußtsein aus. Das war damals eine kleine Angelegenheit, aber für das System durchaus bezeichnend. Heute ist die Macht der Bewegung viel größer, weil die Fühlungnahme und Organisation vorgeschritten ist. In dem Bestreben, Mittelpunkt der ganzen Bewegung zu werden, hat der Lyceum-Club jetzt den Sieg davongetragen. In ihm bildet sich eine Regirung-Centrale der Frauenbewegung aus, die so verantwortlich ist, wie sie sein kann, so öffentlich, wie sie sein will. Hier werden die Frauenfragen schon ressortgemäß bearbeitet und erledigt. Durch diese Organisation wird die Frauenbewegung eine unfaßbare Macht. Ist sie ein Staat im Staate? Eine Kirche? Ein Bund, wie die Gewerkschaften? Ist sie eine Oligarchie? Wird sie konstitutionell oder parlamentarisch regirt? Ihre Stärke ist ihre Undefinirbarkeit. Sie ist Alles, was man will. Sie ist eine gesellschaftliche Macht, wenn sie politisch verantwortlich gemacht wird, sie ist eine politische Macht, wenn man sie als gesellschaftliche Verbindung vernachlässigen will. Sie ist Vertretung der Berufsfrauen, aber sie geht darüber hinaus. Wird ihre Praxis schädlich genannt, so flieht sie in Visionen. Erklärt man ihre Ziele für nicht erdenschwer, so weist sie auf die Bravheit ihrer Praxis. Die Unbestimmtheit ihrer Leitung, die hier gesellschaftliche, dort politische Luft der Centrale (die natürlich auch geleugnet werden kann) ist das Gefährlichste von Allem. Aber sie ist durchaus den gesetzlichen Zuständen gemäß. Man hat ja die Weisheit gehabt, uns politische Rechte zur Hälfte zu geben. Die Rechtlerinnen können sagen: „Wir thun nichts Anderes als Das, wozu man uns zwingt.“ Aber ihr Interesse an der Erhaltung dieses Zwischenzustandes ist, daß er für sie außerordentlich angenehm ist. So viel Macht wie in ihm werden sie vielleicht nicht wieder erreichen. Würden sie, wenn man uns das passive Wahlrecht gäbe, überhaupt in die Kammern gewählt werden oder würde man nicht lieber Männer wählen? Der jetzige Zustand könnte unter dem Wahlrecht nur fortgesetzt werden, wenn bestimmt würde, daß Frauen nur Frauen wählen dürfen. Das wird vermuthlich nicht geschehen.

In beiden Fällen, ob man den jetzigen Zustand erhalten oder ob man das Frauenwahlrecht durchführen will, bleibt bestehen, daß die Frauenfragen heute unter politischen Gesichtspunkten beantwortet werden und daß diese Behandlung der sachlichen Erörterung, von sachlicher Verwaltung zu schweigen, entgegensteht. Denn die Politik kann nur berücksichtigen, was in politische Macht übersetzbar ist. Und das eigentlich Lebendige kommt darüber zu kurz. Ist es möglich, an die Regirung zu appelliren? Bülow eröffnete eine

Google

Audienz mit den Worten des Holofernes an die Gesandten der Bethulier: „Wer seid Ihr? Wie viel vermögt Ihr? Wer sind Eure Bundesgenossen? Wen vertretet Ihr?“ Und hob die Achsel, wenn da unorganisirte und unorganisirbare Dinge waren. Das heißt: die Methoden des Kriegsmannes auf die innere Politik übertragen. Eine Regirung sei nur die Komponente aller organisirten Bestrebungen? Dann dürfte sie nicht das Monopol auf Macht haben. Da sie es besitzt, muß sie selbst die Imponderabilien vertreten. Bismarck hatte dafür das Wort vom Respekt vor den „gottgegebenen Abhängigkeiten“. Die Formel mag anfechtbar sein, über ihren Bereich mag man streiten, aber ihr Sinn muß bleiben. Und es genügt keineswegs, die Sakramente zu grüßen.

Andere als politische Gründe für eine Frauenrechtsbewegung liegen nicht vor. Die Voraussetzung einer sachgemäßen Frauenpolitik ist, daß die Möglichkeit aufhört, in der Frauenfrage einen politische ı Handelsgegenstand zu sehen.

Charlottenburg. Lucia Dora Frost.

Anzeigen.

Geld und Kapital. Leipzig, Duncker & Humblot. 4,50 Mark.

Ich habe mich mit Ideen zu einer Geldschöpfunglehre schon vor dem Erscheinen der „Staatlichen Theorie“ getragen. Aber erst durch Knapps Werk ist der Boden für eine Entwickelung dieser Lehre geschaffen. Meine Schrift „Das Wesen des Geldes“ wollte weniger etwas Fertiges und Abgeschlossenes bieten als die Augen öffnen für die Fülle der vorliegenden Probleme und auf den Weg zu ihrer Lösung hinweisen. Aber wie gleichgiltig bleibt die heutige Nationalökonomie vor diesen Aufgaben! Es scheint, daß erst wieder eine Generation darüber hinsterben muß, bis man die Geldnatur der Giroguthaben begreift, bis man zwischen Kaufmittel und Rechnungmittel unterscheiden lernt, bis man sich gewöhnt, die Geldschöpfung als planmäßige menschliche Thätigkeit aufzufassen und unter wissenschaftliche Regeln zu stellen. Die Oeffentliche Meinung in unserem sozialpolitischen Zeitalter ist geneigt, jede Kapitalanhäufung als einen Raub an den Volksgenossen anzusehen. Die soziale Gesinnung artet leicht in Kapitalfeindlichkeit aus, die dann in nationalökonomischen Dingen zu völliger Verblendung führt. Die Gesetzgebung aber hat bisher weder in der Initiative der Regirungen noch der Parlamente merken lassen, daß sie von der Bedeutung der Kapitalbildung für die Zukunft der Nation eine klare Vorstellung besitze. Sie erhält ihre Richtung von der Sozialpolitik, so weit nicht die Macht entgegenstehender Interessen hem-

Google

mend eingreift. Der Gedanke, daß das Interesse der Nation nicht identisch ist mit den Interessen der heute lebenden Bevölkerung, daß die Zukunft von der Gegenwart Opfer zu verlangen berechtigt ist, liegt unserer Politik weltenfern. Wir treiben eine Gegenwartpolitik, die von der Hand in den Mund lebt. Dr. Friedrich Bendixen,
Direktor der Hypothekenbank in Hamburg.

L'illusion et la dé lusion dans le roman réaliste français (1851—1890). Paris, Jouve & Cie. 3,50 frcs.

Im Anfang war die Illusion. Alle Wirklichkeit ist das Produkt einer Desillusion. Was man nicht rektifiziren kann, Das spreche man als wirklich an. Dieses etwa sind die Grundgedanken der Psychologie Taines. Ich habe versucht, diese psychologische Theorie auf das Gebiet des Aesthetischen zu übertragen. Die Romantik erscheint so als Höhepunkt einer Illusionsucht, deren Modalität sich vielfach verändert; der Realismus ist eine Desillusion von nicht geringerer Mannichfaltigkeit der Erscheinungformen. Doch berührt die bloße Wiedergabe der Desillusionen des Autors zunächst noch romantisch; erst die Einführung einer Mittelsperson, des Illusionärs, dessen Prototyp wir im Don Quijote vor uns haben, führt zum eigentlichen Realismus. Der Illusionär par excellence des französischen realistischen Romans ist das eingebildete (romantische) Genie, Delobelle in Daudets Fromont jeune et Risler aîné; daneben erscheint die Repräsentantin der romantischen Liebe, Madame Bovary. Der Realismus dieses Romans besteht aus den Desillusionen der Heldin. Falsch ist, zu sagen, Flaubert „beschreibe" eine Hochzeit in der Normandie: er führt uns in den Kontrast zwischen den Träumen eines lesesüchtigen Landfräuleins (Trauung um Mitternacht bei Fackelschein) und dem soliden Daueressen, das in der Wirklichkeit veranstaltet wird und das Flaubert, um den Kontrast herauszuarbeiten, ausführlich beschreiben muß. Andere, oft tiefere Kontraste, die auf religiösen, politischen, moralischen, kommerziellen und wissenschaftlichen Illusionen beruhen, sind weniger leicht sichtbar; sie deutlich zu zeigen, gelingt nur eindringender, falsche Pathologie und Episodenwulst durchschneidender oder vermeidender Analyse. Dafür lohnt die Fluth nicht unoriginneller und höchst positiver Resultate und Nebenresultate. Das jähe Ende des Realismus wird erklärt, denn kein Mensch kann zweimal die selben Töpfe in Scherben schlagen; die Komik und Tragik dieses Realismus der Illusion und Desillusion erscheint als ein natürliches Produkt seines Dualismus.

Paris. Dr. Gustav Jakob.

Monistische Ethik. Vom Dr. M. L. Stern. Herausgegeben vom Dr. Viktor Stern bei Barth in Leipzig.

Das Werk ist eine moderne Individual- und Sozialethik auf der Grundlage der Deszendenztheorie. Dreierlei scheint mir daran beachtenswerth. Die Einheitlichkeit der Weltanschauung: die selben Prin-

Google

zipien werden in der ganzen Weltentwickelung, in der organischen wie in der anorganischen, als wirksam nachgewiesen. Ein Grundgedanke kehrt in allen möglichen Wendungen wieder, so daß Erkenntnißtheorie und Psychologie, Naturphilosophie und Metaphysik, Aesthetik und Ethik, Politik und Soziologie nur verschiedene Seiten eines einzigen Systems zu sein scheinen. Das ethische Prinzip: Schmerzheilung, nicht Schmerzflucht. Der tragende Gedanke: In unserem endlichen und vergänglichen, daher sinnlos scheinenden Leben, [illegible]t in einem erträumten jenseitigen, kann das Ewige und Unvergängliche, worauf aller Sinn des Lebens beruht, erkannt und gefunden werden.

Wien. Dr. Viktor Stern.

Schiller. Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt. Ullstein & Co. in Berlin.

Der Titel des Buches sagt, an wen es sich wendet; aber nicht so möchte ich verstanden sein, als ob ich eine Darstellung versucht hätte, die mit dem Kennwort „für das Volk und die reifere Jugend“ abgethan wäre. Freilich: für Volk und Jugend ist das Buch bestimmt; aber wer für Beide schreiben will, Der soll gefälligst nicht für Beide schreiben. Seit Storms „Pole Poppenspäler“ sollte uns Das kein Paradoxon mehr sein. Gewisse Beschränkungen legte der Zweck natürlich auf: nicht eine bis ins Einzelne gehende biographische und literarhistorische Darstellung war zu geben, die philosophischen Gedankengänge waren auf ihre Grundlinien zurückzuführen, die Umwelt des Helden durfte nur mit großen Strichen gezeichnet werden. Was von Alledem gegeben wurde, konnte nur einen Zweck haben: die Art des Dichters verständlich zu machen, der aus schwäbischer Enge, aus pfälzischen und sächsischen unsteten Wanderjahren zu einem Führer seines Volkes emporwuchs. Sein Bild war zu zeichnen als des königlichen Mannes, der im tintenkleckſenden Säkulum seinen Deutschen das Verständniß weckte für der Menschheit große Gegenstände, für Herrschaft und Freiheit; gezeigt mußte werden, wie er trotz aller Ungunst der Verhältnisse, trotz dem kranken Körper, sein Geschick sich nach seinem Sinn bereitete, wie er schier keinen Vers schreiben konnte, ohne ihm das Gepräge seiner herrischen Art zu geben. So wurden ihm Dichten und Leben eins; und seine Biographie soll danach streben, Goethes Worte verstehen zu lehren: „Er wendete die Blüthe höchstens Strebens, das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens“. Für den Stoff galt es die rechte Form zu finden. Dies Buch will nicht nur als stattliches, mit Liedern geschmücktes Geschenkwerk auf dem Tisch liegen oder im Schrank stehen: es will gelesen werden. Drum habe ich nach Lebhaftigkeit in Sprache und Schilderung gestrebt; des trockenen Tons ist man so bald satt! Wer von Schiller sprechen will, soll bei aller gebotenen Schlichtheit nicht vergessen, daß seine Darstellung doch auch Etwas von dem Schwung und der Begeisterung zeigen muß, die Schillers Sprache erfüllen.

Lichtenberg. Dr. Albert Ludwig.

Google

Das neue Ministerium.*)

Mister Shippen, der in Greenwich als Schlosser lebte, speiste während seines pariser Aufenthaltes täglich in der „Bratküche zur Königin Gänsefuß“ in Gesellschaft meines Vaters, des Wirthes, und meines guten Lehrers, des Herrn Abbé Jérôme Coignard. Zum Nachtisch verlangte er neulich, wie stets, ein Flasche Wein, steckte sich die Pfeife an, zog die „Londoner Zeitung“ aus seiner Tasche und begann, seelenruhig zu trinken, zu rauchen und zu lesen. Dann faltete er seine Zeitung wieder zusammen, legte seine Pfeife auf den Tischrand und sagte: „Meine Herren, das Ministerium ist gestürzt“.

„Oh!“ machte mein guter Lehrer, „Das hat nicht viel zu sagen.“

„Pardon,“ erwiderte Mister Shippen, „es hat sehr viel zu sagen. Denn da das letzte Ministerium ein Toryministerium war, so wird das neue ein Wighministerium sein; außerdem ist Alles, was in England geschieht, wichtig.“

„Mister Shippen,“ entgegnete mein guter Lehrer, „wir haben in Frankreich größere Veränderungen erlebt als diese. Wir haben erlebt, daß die vier Staatssekretäre durch sechs bis sieben Kollegien von je zehn Mitgliedern ersetzt wurden, so daß man die Herren Staatssekre-

---

*) „Nützliche und erbauliche Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard“: diesen langen Titel trägt der neue Band von Anatole France, dessen deutsche Ausgabe bei Georg Müller erscheint und die hübsche Skizze über das neue Ministerium enthält. Wieder hat France, wie schon manchmal, sich einen Wortführer und Platzhalter zurechtgeknetet. Diesmal ists ein Weltgeistlicher; heißt Coignard, war bischöflicher Bibliothekar, Lehrer der Beredsamkeit in Beauvais, Konservator der größten Büchersammlung, die unsere Erde je sah; wurde auf dem Weg nach Lyon von einem der Kabbala kundigen Juden ermordet und hinterließ, außer ein paar Buchfragmenten, die Erinnerung an Gespräche von köstlichem Inhalt und Duft. „Alle Umstände seines seltsamen Lebens und tragischen Endes hat uns sein Schüler Jacques Ménétrier geschildert, der den Beinamen Tournebroche (Bratenwender) trug, weil er der Sohn eines Bratküchenbesitzers war. In seinem Lehrer Coignard sah er den liebenswürdigsten aller Erdenwanderer und er hat ihm in dem jetzt ans Licht gebrachten Buch ein Denkmal gesetzt wie Xenophon einst dem Sokrates“. Die Personen kennen wir aus der „Bratküche zur Königin Gänsefuß“; jetzt wird die Fiktion weitergeführt und aus Coignards Gesprächen das Bewahrenswerthe mitgetheilt. Wieder schauen wir lächelnd das Gemisch von Menschenliebe und Menschenverachtung; hören lächelnd, daß France seinen Abbé, als einen Unabhängigen, über Bossuet und dessen große Geistgenossen erhöht; und freuen uns, der Thatsache, daß der in anständigem Sinn witzige Anatole an der Greisenschwelle die Lust an Mummenschanz noch nicht verlernt hat.

Google

täre also in zehn Stücke zertheilte, um sie nachher in ursprünglicher Form wieder herzustellen. Bei jeder dieser Veränderungen schwuren die Einen, daß Alles verloren, und die Anderen, daß Alles gewonnen sei. Und man machte Spottlieder. Was mich betrifft, so kümmere ich mich wenig um die Vorgänge in den Kabineten, denn ich habe bemerkt, daß die Lebensgestaltung dadurch nicht verändert wird und daß die Menschen nach wie vor den Reformen selbstsüchtig, geizig, feig und grausam und abwechselnd stumpf oder wüthend sind; auch, daß die Zahl der Geburten, Eheschließungen, Ehebrüche und Hinrichtungen sich wenig verändert, worin sich die schöne Ordnung der Gesellschaft erweist. Diese Ordnung ist beständig, Herr Shippen, und läßt sich durch nichts stören, denn sie beruht auf dem Elend und der Dummheit der Menschen: und diese Grundlagen werden nie erschüttert werden. Durch sie erhält der Gesellschaftbau eine Festigkeit, die dem Wüthen der ärgsten Fürsten und dem ganzen Schwarm unwissender Beamten, die ihnen als Handlanger dienen, Widerstand leistet."

Mein Vater lauschte dieser Rede mit dem Bratspieß in der Hand; dann erhob er höflich, aber bestimmt den Einwand, daß es auch gute Minister geben könnte. Er besonders denke an einen von ihnen, der vor Kurzem verstorben sei und der eine sehr weise Verordnung zu Gunsten der Bratköche gegen die erdrückende Konkurrenz der Schlächter und Bäcker erlassen habe.

„Schon möglich, Herr Tournebroche", erwiderte mein guter Lehrer; „in der Sache müßte man freilich auch die Bäcker hören. Aber der springende Punkt ist, daß die Staaten nicht durch die Weisheit einiger Staatssekretäre, sondern durch das Lebensbedürfniß mehrerer Millionen Menschen bestehen, die allerlei niedrigen und verachteten Künsten obliegen, als da sind Gewerbefleiß, Handel, Ackerbau, Krieg und Schiffahrt. All dieses private Elend macht die sogenannte Größe der Völker aus und weder Fürsten noch Minister haben daran Theil."

„Sie irren, Herr Abbé", sagte der Engländer; „die Minister betheiligen sich wohl daran: sie machen Gesetze, von denen ein einziges das Volk reich machen oder ruiniren kann."

„Oh, was Das anbetrifft," entgegnete der Abbé, „so ists Glückssache. Die Geschäfte eines Staates sind so umfangreich, daß ein Menschengeist sie nicht umspannt; man muß den Ministern also nicht übelnehmen, daß sie sie blindlings führen. Man darf ihnen weder das Gute noch das Böse nachtragen, das sie vollbringen, und muß einsehen, daß sie Blindekuh spielen. Ueberdies dürfte uns dieses Gute und Böse gering erscheinen, wenn wir es ohne Aberglauben abschätzen; und ich zweifle, mein Herr, ob ein Gesetz oder eine königliche Verordnung die von Ihnen behauptete Wirkung haben kann. Ich schließe Das aus dem Anblick der Dirnen, die allein in einem Jahr mit mehr Vorschriften bedacht werden als alle anderen Korporationen des Königreiches seit hundert Jahren; und doch liegen sie ihrem Gewerbe mit einer Zuverlässigkeit ob, die an die Naturkräfte gemahnt. Sie spotten der keu-

Google

schen Ränke, die ein Beamter, namens Nikodemus, gegen sie schmiedet, und lachen über den Bürgermeister Baiselance, der mit mehreren Fiskalen und Staatsanwälten ein ohnmächtiges Bündniß zu ihrem Verderben geschlossen hat. Ich kann Sie versichern, daß Katharina, die Spitzenklöpplerin, nicht mal den Namen dieses Baiselance kennt, und sie wird ihn bis an ihr hoffentlich christliches Ende nicht kennen. Und daraus schließe ich, daß all die Gesetze, mit denen ein Minister sein Portefeuille vollstopft, werthloses Papier sind, das uns das Leben weder geben noch nehmen kann."

„Herr Coignard," sagte der greenwicher Schlosser, „man merkt an der Niedrigkeit Ihrer Sprache, daß Sie in Knechtschaft geboren sind. Sie redeten von den Ministern und Gesetzen anders, wenn Sie das Glück hätten, eine freie Regirung zu besitzen wie ich."

„Herr Shippen," sagte der Abbé, „die wahre Freiheit ist die Freiheit einer Seele, welche die Eitelkeiten dieser Welt abgethan hat. Was die öffentlichen Freiheiten betrifft, so lache ich darüber wie über ein Kinderspiel. Das sind Illusionen und Köder für die Eitelkeit der Dummköpfe."

Mister Shippen erwiderte: „Sie bestärken mich in der Meinung, daß die Franzosen Affen sind."

„Verzeihen Sie", rief mein Vater dazwischen und schwang seinen Bratspieß. „Es giebt unter ihnen auch Löwen."

„Dann fehlen also nur die Staatsbürger", entgegnete Mister Shippen. „Im Tuileriengarten politisirt zwar alle Welt, aber bei diesem Gezänk kommt doch kein vernünftiger Gedanke heraus. Ihr Volk ist nichts als eine geräuschvolle Menagerie."

„Herr Shippen," rief jetzt mein guter Lehrer, „es ist wahr, daß die menschlichen Gesellschaften auf einer bestimmten Stufe der Gesittung zu Menagerien werden. Der Fortschritt der Sitten besteht darin, daß sie im Käfig leben, statt elend in den Wäldern herumzuirren. Und dieser Zustand ist allen Völkern Europas gemeinsam."

„Herr Abbé," entgegnete der Schlosser, „England ist keine Menagerie, denn es hat ein Parlament, von dem die Minister abhängen."

„Mister Shippen," sagte der Abbé, „es kann sein, daß auch Frankreich eines Tages ein Parlament hat, dem die Minister unterstehen. Mehr noch. Die Zeit bringt den Staatsverfassungen große Veränderungen; und man kann sich denken, daß Frankreich in ein-, zweihundert Jahren zur Volksherrschaft gelangt. Dann, mein Herr, werden die Staatssekretäre, die heute wenig bedeuten, vollends in nichts versinken. Denn statt vom Monarchen abzuhängen, von dem sie Macht und Dauer empfangen, werden sie der Meinung des Volkes unterthan sein und an dessen Unbestand theilnehmen. Es ist zu beachten, daß die Minister nur in absoluten Monarchien kraftvoll regiren, wie, zum Beispiel, Joseph, Jakobs Sohn, der Pharaos Minister war, und Haman, der Minister des Ahasverus, die Beide großen Antheil an der Regirung hatten, der Eine in Egypten, der Andere bei den Persern. Es bedurfte

Google

eines ſtarken Königthums und eines ſchwachen Königs, um Richelieus Arm in Frankreich zu waffnen. Im Volksſtaat dagegen werden die Miniſter ſo ſchwach ſein, daß weder ihre Bosheit noch ihre Dummheit Schaden thun kann. Sie werden vom Parlament nur eine unſichere und ſchwankende Macht erhalten, werden ſich weder langen Hoffnungen noch großen Plänen hingeben können und ihr Eintagsdaſein in kläglichen Machenſchaften verzetteln. Sie werden dahinſiechen in dem traurigen Bemühen, auf den fünfhundert Geſichtern einer Volksverſammlung Befehle zum Handeln zu leſen; ſie werden umſonſt ihre eigenen Gedanken in denen einer unwiſſenden und getheilten Menge ſuchen und in ruheloſer Ohnmacht dahinwelken. Sie werden die Gewohnheit verlernen, irgendetwas vorzubereiten und vorherzuſehen, werden ſich nur noch in Lügen und Ränken ausbilden. Sie werden aus ſo geringer Höhe herabſtürzen, daß ſie dabei nicht zu Schaden kommen; die Schulbuben werden ihre Namen mit Kohle an die Wände malen und das Volk wird darüber lachen."

Bei dieſer Rede zuckte Miſter Shippen die Achſeln. „Möglich", ſprach er; „und ich kann mir ohne beſondere Mühe die Franzoſen in dieſem Zuſtand vorſtellen."

„Oh!" fuhr mein guter Lehrer fort, „auch in dieſem Zuſtand wird die Welt weitergehen. Die Menſchen wollen eſſen. Das iſt die große Nothwendigkeit, die alle anderen erzeugt."

„Inzwiſchen", erwiderte Miſter Shippen, ſeine Pfeife ausklopfend, „ſteht uns ein Miniſter bevor, der die Agrarier begünſtigen, aber den Handel vernichten wird, wenn man ihn ſchalten läßt. Doch da werde ich ſchon vorbeugen, denn ich bin Schloſſer in Greenwich. Ich werde die Schloſſer verſammeln und ihnen eine Rede halten." Danach ſteckte er ſeine Pfeife in die Taſche und ging, ohne uns Guten Abend zu ſagen.

*

Da der Abend ſchön war, ſo machte der Herr Abbé Coignard nach der Mahlzeit einen kleinen Gang durch die Rue Saint-Jacques, in der juſt die Laternen angeſteckt wurden; und ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten. An der Vorhalle von Saint-Benoît blieb er ſtehen; dann wies er mit ſeiner ſchönen fleiſchigen Hand, die ſowohl für belehrende Geberden wie für zärtliche Liebkoſungen geſchaffen ſchien, auf eine der Steinbänke, die auf beiden Seiten unter den gothiſchen, von Bubenhand beſchmierten Steinbildern ſtanden.

„Tournebroche, mein Sohn," ſprach er zu mir, „wenns Dir recht iſt, ſo ſetzen wir uns ein Wenig ins Freie auf dieſe alten abgeſcheuerten Steine, auf denen ſo viele Bettler vor uns in ihrem Elend Ruhe fanden. Vielleicht haben zwei, drei von dieſen zahlloſen Unglücklichen dort treffliche Reden gewechſelt. Vielleicht kriegen wir dort auch Flöhe. Doch da Du im Alter der Liebe ſtehſt, mein Sohn, ſo wirſt Du Dir einbilden, ſie kämen von Jeannette, der Leierfrau, oder von Katharina, der Spitzenklöpplerin, die ihre Liebhaber zur Dämmerſtunde dort hinzulocken pflegen, und alle Stiche werden Dich hold dünken. Das iſt eine Täu-

Google

schung, die Deiner Jugend gestattet ist. Ich, der das Alter des holden Wahns hinter sich hat, werde mir sagen, daß man sein Zartgefühl nicht zu weit treiben darf und daß der Philosoph von den Flöhen kein Aufhebens machen soll, denn sie sind, wie die übrige Welt, ein großes Mysterium Gottes." Nach diesen Worten setzte er sich und vermied vorsichtig, einen kleinen Savoyarden mit seinem Murmelthier aufzustören, die auf der alten Steinbank den Schlaf der Unschuld schliefen.

Ich nahm neben ihm Platz, und da mein Geist noch voll von der Unterhaltung war, die bei Tisch geführt worden, so fragte ich meinen theuren Lehrer: „Herr Abbé, Sie sprachen vorhin von den Staatssekretären. Die Minister des Königs imponirten Ihrem Geist weder durch ihr Staatskleid noch durch ihre Equipage oder ihre Talente; und Sie urtheilten über sie mit der Freiheit eines Geistes, den nichts in Erstaunen setzt. Denn als Sie das Los dieser Beamten im Volksstaat erörterten (falls es je dazu kommt), stellten Sie uns sie also höchst jämmerlich und nicht sowohl lobenswerth als erbarmenswerth dar. Sollten Sie ein Feind der freien Regirungen sein, die eine Erneuerung der antiken Republiken sind?"

„Mein Sohn," antwortete mein theurer Lehrer, „ich neige von Natur zur Volksherrschaft. Die Niedrigkeit meines Standes und die Lecture der Bibel, in der ich ein Wenig Bescheid weiß, haben mich in dieser Vorliebe bestärkt, denn der Herr sagt im Buche Ramatha: ‚Die Aeltesten Israels wollen einen König, auf daß ich nicht allein über sie herrsche. Aber siehe: Solches wird das Recht des Königs sein, der über Euch herrschen wird. Er wird Eure Kinder vor seine Wagen spannen und wird sie vor seinen Streitwagen laufen lassen. Er wird Eure Töchter zu seinen Weihrauchbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen machen'. Filias quoque vestras faciet sibi unguentarias et focarias et panificas. So heißt es ausdrücklich im Buche der Könige, wo man weiterhin sieht, daß der König den Unterthanen noch zwei verderbliche Gaben bringt: den Krieg und den Zehnten. Und wenn es wahr ist, daß die Monarchien göttliche Einrichtungen sind, so ist es nicht minder wahr, daß sie alle Merkmale menschlicher Dummheit und Bosheit tragen. Und man kann glauben, daß der Himmel sie den Völkern zur Strafe gegeben hat: Et tribuit eis petitionem eorum.

‚Oft nimmt er unsre Opfer an im Groll
Und seine Gaben sind der Sünde Sold.'

„Ich könnte Dir, mein Sohn, mehrere schöne Stellen aus den alten Schriftstellern citiren, die den Tyrannenhaß mit wunderbarer Kraft ausdrücken. Schließlich glaube ich auch, stets einige Seelenstärke bewiesen zu haben, indem ich die weltliche Größe verachtete, eben so die Soldatenfratzen, worin es mir der Jansenist Blaise Pascal zuvorthat. Alle diese Gründe machen mein Herz und Hirn der Volksherrschaft geneigt. Ich habe Betrachtungen über dies Thema angestellt, die ich eines Tages in einem Buch herausgeben werde, auf welches das Wort paßt: ‚Man muß den Knochen zerschlagen, um das Mark zu finden'.

Google

Ich will Dir gestehen, daß ich ein neues ‚Lob der Thorheit' plane, das die Spötter frivol dünken wird; aber die Weisen werden darin die Weisheit entdecken, die sich klüglich unter der Schelmenkappe verbirgt. Kurz, ich werde ein neuer Erasmus sein; nach seinem Vorbild werde ich die Völker durch gelehrte und scharfsinnige Kurzweil belehren. Und in einem Kapitel dieses Buches, mein Sohn, sollst Du Aufklärung über den Gegenstand finden, der Dir am Herzen liegt. Du sollst die Abhängigkeit der Minister von den Volksregirungen erfahren."

„Ach, Herr Abbé," rief ich, „wie drängt es mich, dieses Buch zu lesen! Wann wird es wohl fertig sein?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte mein guter Lehrer. „Und, offen gesagt, ich glaube, daß ich es nie schreiben werde. Die Pläne der Menschen werden oft durchkreuzt. Wir verfügen nicht über den kleinsten Theil der Zukunft; und diese Ungewißheit, die allen Adamskindern gemein ist, steigert sich bei mir durch eine lange Verkettung von Mißgeschicken ins Grenzenlose. Daher glaube ich, mein Sohn, daß ich diese ehrbare Kurzweil nie schreiben werde. Doch ohne Dir auf dieser Bank einen politischen Vortrag zu halten, will ich Dir nur sagen, wie ich dazu kam, in mein erträumtes Buch ein Kapitel über die Schwäche und Bosheit Derer aufzunehmen, die dem biederen Demos dienen werden, wofern es dazu kommt, daß er Herr wird, was ich nicht entscheiden will; denn ich bin kein Prophet und überlasse diese Sorge den Jungfrauen, welche nach Art der Sibyllen orakeln, als da sind die kumäische, tiburtinische und persische Sibylle, quarum insigne virginitas est et virginitatis praemium divinatio. Kehren wir also zu unserer Sache zurück. Vor etwa zwanzig Jahren wohnte ich in der lieblichen Stadt Seéz, woselbst ich Bibliothekar des Herrn Bischofs war.

Umherziehende Komoedianten, die der Zufall dorthin verschlug, spielten in einer Scheune ein ganz gutes Trauerspiel, das ich mir ansah. Ich erblickte dort einen römischen Kaiser, dessen Perücke mit mehr Lorber geziert war als ein Jahrmarktschinken. Er setzte sich in einen Chorstuhl; seine beiden Minister, im Hofkleid mit großen Ordensbändern, ließen sich rechts und links auf Sesseln nieder und alle Drei hielten einen Staatsrat vor den Rampenlichtern, die abscheulich stanken. Im Verlauf ihrer Berathung entwarf einer der Räthe ein satirisches Bild der Konsuln in den letzten Zeiten der Republik. Sie konnten nicht abwarten, ihre vergängliche Macht zu brauchen und zu mißbrauchen; sie waren Feinde der öffentlichen Wohlfahrt, eifersüchtig auf ihre Nachfolger, mit denen sie nichts verband als die Mitschuld bei ihren Räubereien und Unterschlagungen. Dies waren seine Worte:

„Die kleinen Könige auf Jahresfrist,
Deren Gewalt so kurz bemessen ist,
Die schönsten Pläne bringen sie zu Falle,
Damit die Frucht dem Nächsten nicht zufalle.
Da klein ihr Theil am öffentlichen Gut,
So wuchern sie es aus bis auf das Blut.

Go gle

Auf Andrer Nachſicht baun ſie mit Bedacht,
Da Jeder ſich die ſelbe Hoffnung macht.“

„Dieſe Verſe, mein Sohn, mit ihrer pointirten Schärfe ſind, was den Sinn angeht, viel beſſer als der Reſt des Trauerſpiels, das gar zu ſehr an die prunkhaften Frivolitäten der Frondezeit gemahnt und gänzlich verunſtaltet iſt durch heroiſche Galanterien im Stil der Herzogin von Longueville, die darin als Emilie auftritt. Ich habe dieſe Verſe auswendig gelernt, um recht darüber nachzuſinnen. Denn ſelbſt in Theaterſtücken findet man ſchöne Lebensregeln. Was der Poet in dieſen acht Verſen von den Konſuln der römiſchen Republik ſagt, Das paßt eben ſo auf die Miniſter der Demokratien und ihre unſichere Macht. Sie ſind ſchwach, mein Sohn, weil ſie von einer Volksverſammlung abhängen, die eben ſo unfähig iſt zu den großen und tiefen Plänen eines Politikers wie zu der harmloſen Blödigkeit eines nichtsthuenden Königs. Miniſter ſind nur dann groß, wenn ſie, wie Sully, einen klugen Fürſten unterſtützen oder wenn ſie, wie Richelieu, an die Stelle des Monarchen treten. Und wer ſähe nicht ein, daß der biedere Demos weder die zähe Klugheit eines vierten Heinrich noch die vortheilhafte Trägheit eines dreizehnten Ludwig beſitzen kann? Wenn er weiß, was er will, ſo weiß er doch nie, wie ſein Wille ausgeführt werden ſoll, noch, ob er ausführbar iſt. Da er ſchlecht befiehlt, ſo wird ihm ſchlecht gehorcht und er hält ſich ſtets für verrathen. Die Abgeordneten, die er ins Parlament ſchickt, werden ihm Sand in die Augen ſtreuen, bis zu dem Augenblick, wo ſein ungerechter oder berechtigter Argwohn ſie ſtürzt. Das Parlament aber, aus der verworrenen Mittelmäßigkeit der Volksmaſſen entſtanden, wird ſein wie ſie. Es wird dunkle und verwickelte Fragen erörtern. Es wird den Häuptern der Regirung aufgeben, unbeſtimmte Abſichten zu vollſtrecken, über die es ſich ſelbſt nicht klar iſt, und ſeine Miniſter werden, minder glücklich als Oedipus, von der hundertköpfigen Sphinx vertilgt werden, weil ſie das Räthſel nicht erriethen, deſſen Löſung die Sphinx ſelbſt nicht kennt. Ihr größtes Elend aber wird darin beſtehen, daß ſie zur Ohnmacht verdammt ſind und reden müſſen, ſtatt zu handeln. Sie werden Volksredner werden und herzlich ſchlechte: denn das Talent, dem einige Klarheit eignet, würde ſie ſtürzen. Sie werden lernen müſſen, zu reden, um nichts zu ſagen, und je weniger einfältig ſie ſind, deſto mehr werden ſie zum Lügen verdammt ſein, ſo daß die Geſcheiteſten die Verächtlichſten ſein werden. Und wenn ſich unter ihnen noch Solche finden, die befähigt ſind, Verträge abzuſchließen, die Finanzen zu ordnen und die Staatsgeſchäfte zu führen, ſo werden ihre Kenntniſſe ihnen nichts nützen, denn ſie werden keine Zeit haben. Und die Zeit iſt der Stoff, aus dem die großen Unternehmungen gemacht werden.

Dieſe demüthigende Bedingung wird die Guten entmuthigen und die Schlechten mit Ehrgeiz vollſtopfen. Von allen Seiten, aus den kleinſten Neſtern, werden ehrgeizige Stümper zu den erſten Staatsämtern herandrängen, und da die Redlichkeit keine angeborene Men-

Google

schentugend ist, sondern nur durch langes Bemühen und stete Nachhilfe anerzogen wird, so werden Schaaren von Dieben über die öffentlichen Gelder herfallen. Durch den Ausbruch von Skandalen wird das Uebel noch ärger werden, denn einer Volksregirung ist es schwierig, irgendetwas zu verheimlichen, und durch die Sünden Einiger werden nach und nach Alle verdächtig.

Daraus schließe ich jedoch nicht, mein Sohn, daß die Völker dann unglücklicher sein werden als heutzutage. Wie ich in unseren Gesprächen oft genug betonte, glaube ich nicht, daß das Geschick eines Volkes vom Fürsten und von seinen Ministern abhängt; ja, man schriebe den Gesetzen zu viel Kraft zu, wenn man sie als die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt oder des öffentlichen Elends ansähe. Dennoch ist eine große Zahl von Gesetzen verderblich; und ich fürchte, die Parlamente werden mit ihrer gesetzgeberischen Macht großen Mißbrauch treiben. Die Lieblingsünde von Hinz und Kunz ist, Gesetze zu machen, die sie nichts kosten, und dabei zu sagen: ‚Ja, wenn ich König wäre!‘ Wenn Kunz König sein wird, so wird er in einem Jahr mehr Verordnungen erlassen als der Kaiser Justinian in seiner ganzen Regirungzeit. Auch in dieser Hinsicht erscheint mir die Herrschaft von Kunz und Hinz bedenklich. Doch die Regirung der Könige und Kaiser war insgemein so schlecht, daß es nicht schlimmer kommen kann, und Kunz wird vermuthlich nicht viel mehr Dummheiten und Schlechtigkeiten leisten, als alle die Fürsten mit doppelter oder dreifacher Krone, welche die Welt seit der Sintfluth mit Blut und Trümmern bedeckt haben. Ja, just seine quirlige Unfähigkeit hat das Gute, daß sie die sinnreichen Beziehungen zwischen den Staaten vereitelt, welche man Diplomatie nennt und welche nur dazu führen, unnöthige und verhängnißvolle Kriege künstlich zu bewirken. Die Minister des biederen Demos werden täglich mit Füßen getreten, gepufft, gedemüthigt, angerempelt, über den Haufen gerannt und mehr mit Bratäpfeln und faulen Eiern beworfen werden als der schlechteste Harlekin auf dem Jahrmarktstheater; und so werden sie gar keine Zeit finden, am Grünen Tisch und im Geheimniß der Kabinete Schlächtereien vorzubereiten, die das ‚europäische Gleichgewicht‘ erhalten sollen, in Wahrheit aber nur den Diplomaten zu Gut kommen. Dann wird es keine auswärtige Politik mehr geben und Das wird für die unglückliche Menschheit ein großes Glück sein.“

Nach diesen Worten stand mein guter Lehrer auf und sagte:

„Nun aber wird es Zeit, heimzukehren, mein Sohn; ich fühle, wie die Abendkühle mir durch die Kleider dringt, denn sie sind an verschiedenen Stellen durchlöchert. Auch würden wir bei längerem Verweilen in dieser Vorhalle die Liebhaber Jeannettes und Katharinas verscheuchen, die hier der Schäferstunde harren.“

Paris. Anatole France.

Google

Staat und Stadt.

Die Städte rühmen sich ihres Rechtes auf Selbstverwaltung. Das, sagt der Staat, will ich nicht antasten; aber Eure Geldgeschäfte kontroliren. Daß die preußischen Kommunen über 5 Milliarden Mark fundirter Schulden haben, paßt dem Staat gar nicht; hat er doch selbst kaum das Doppelte dieser Summe in Anleihen stecken. Der preußische Fiskus hat also die Kommunalverwaltungen mehrfach väterlich ermahnt, das Leben weniger kavaliermäßig aufzufassen und sich mehr an die Grundsätze bürgerlicher Sparsamkeit zu halten. Was geschah? Als der Staat selbst in spartanischer Enthaltsamkeit ein gutes Beispiel gab, nützten die Städte die Gelegenheit, erst recht üppig zu pumpen. Nun hat sich die Tonart verschärft. Die Minister des Innern und der Finanzen ließen den Städten durch die Oberpräsidenten eine Botschaft übermitteln, die ein Erziehungprogramm enthält. Die „damit verbundene Lebensgefahr“, die in den Eisenbahnwagen den Reisenden von Sprachgefühl immer wieder Freude macht, ist auch hier der Höhepunkt. „Die fortwährend steigende Zunahme des kommunalen Schuldenstandes und das damit verbundene Anschwellen der kommunalen Ausgaben zu Zwecken des Schuldendienstes hat sich zu einer so bedrohlichen Erscheinung ausgewachsen, daß die staatlichen Aufsichtbehörden vor die Aufgabe gestellt sind, mehr als bisher sich die Vermeidung einer Vermehrung und die Verminderung der bestehenden kommunalen Schuldenlast angelegen sein zu lassen.“ So schreiben unsere Excellenzen. Grammatik, Aesthetik und Staatswohl in trautem Verein. Im geliebten Deutsch heißts: Die Städte sollen nur Schulden machen, wenns unbedingt nöthig ist, und ihre alten Schulden so rasch wie möglich tilgen. Ein verständiger Wunsch; aber wie soll er erfüllt werden? Eine Stadt will neue Straßen anlegen oder kanalisiren. Ohne Anleihe gehts nicht. Sie meldet also dem Regirungpräsidenten ihre Absicht. Der versagt die Genehmigung, weil er findet, daß das Budget der Kommune schon zu schwer belastet sei. Was ist wichtiger? Straßen bauen und für Kanalisation sorgen oder den Etat lassen, wie er ist?

Die Stadt braucht gute Steuerzahler. Um sie sich zu erhalten oder heranzuziehen, muß sie ihnen bequeme Wohngelegenheit bieten. Die Kommunen treiben also praktische Wohnungpolitik. Sie suchen die Erschließung und Bebauung des Bodens dadurch zu erleichtern, daß sie hypothekarische Darlehen gewähren. Düsseldorf, Dresden, Köln, Magdeburg, Neukölln haben städtische Einrichtungen zur Gewährung von Hypotheken. Andere Städte geben Beleihungen zur ersten und zweiten Stelle aus Anleihegeldern. Aber diese Thätigkeit belastet den Etat der Kommunen und den Rentenmarkt. Denn die Mittel für die Kreditgeschäfte müssen durch die Emission von Schuldverschreibungen aufgebracht werden. Die Mitwirkung der Städte an der Bebauung des Bodens ist also mit den Wünschen des Staates kaum vereinbar. Sie gehört zu den Erscheinungen, die der Ministerialerlaß bekämpfen

Google

will. Wenn es nicht nöthig wäre, die Quellen des Hypothekenmarktes zu bereichern, würden die Städte sich kaum an solchen Geschäften betheiligen. Der Nutzen, den sie davon haben, ist im besten Fall ein indirekter: die Besiedelung ihrer Wohnflächen und die Vermehrung der Censiten. Wohlhabende Einwohner: da ist das Ziel aller Wünsche. Um es zu erreichen, thut man, was irgend möglich ist. Daher stammt die Bestimmung, daß Häuser, die mit Zweiten Hypotheken beliehen werden sollen, nicht älter als zehn Jahre sein dürfen. Ueber den Werth solcher Vorschriften läßt sich streiten. Wo sechzigtausend Wohnungen leer stehen, braucht man eigentlich keine Neubauten. Aber die Städte wollen den Zuziehenden die besten, modernsten Wohnbedingungen bieten und gerathen dadurch in einen Gegensatz zur Taktik des Staates. Kein Regirungvertreter würde eine Anleihe gestatten, deren Zweck die Gewährung von Hypotheken ist. Und doch wird verlangt, daß die Stadt praktische Bodenpolitik treibe. Berlin hat einen Etat, der in Einnahmen und Ausgaben mit 330 Millionen balancirt, und das Vermögen der Kommune beträgt rund 900 Millionen. Im vorigen Jahr wurde eine Anleihe von 281 Millionen bewilligt; 323 waren gefordert worden. Die Anleiheschulden werden allmählich auf 700 Millionen steigen. Das sind Ziffern, die dem Staat nicht behagen, die aber durch die natürliche Entwickelung der Reichshauptstadt gerechtfertigt werden.

Staat, Stadt und Hypothekenbank sind mit ihren Schuldverschreibungen Konkurrenten; aber die Stadt Berlin schafft den Pfandbriefinstituten die besten Chancen. Die mit dem Anleihegeld durchgeführte Modernisirung der Stadt ermöglicht den Hypothekenbanken gute Beleihungen und die Vermehrung des Pfandbriefumlaufes. Die Kommunalanleihen züchten also die eigene Konkurrenz. In Berlin fließen aus allen Himmelsgegenden die Hypothekengelder zusammen. Partikularistische Vorurtheile giebt es nicht. Was die Lebensbedingungen der Stadt leisten, wird von den Strategen der großen Bodenkreditinstitute anerkannt. Der berliner Geschäftspalast ist das gegebene Objekt für Millionenbeleihungen. Darlehen von 1 bis 2 Millionen sind in Berlin nichts Außergewöhnliches; und die Zinsen dieser großen Hypotheken werden meist pünktlicher gezahlt als die kleiner Gläubiger. Der berliner City darf man ein Loblied singen. Was würde aus den deutschen Bodenkreditbanken ohne die Welt von Stein, Eisen und Beton, die der Geschäftsgeist Berlins regirt? Der innere Ring der Stadt umschließt die Ketten ragender Hausgebirge, die vom ewigen Schnee der Hypotheken bedeckt sind. Der Staat profitirt vom Werthzuwachs und von den Gewerbesteuern. Freilich: er kann sich an diesen Früchten der kommunalen Leistung nicht sorgenlos freuen. Er selbst aber unterstützt Bodenkreditinstitute, die ihm wichtig scheinen. Wenns nur auf die Belastung des Kapitalmarktes mit Anlagepapieren ankäme, dürften auch „nationale“ Wünsche (Posen) nicht erfüllt werden.

Bis jetzt ist der Bodenwerth großer Städte ohne Hemmung gewachsen. Die Einmischung des Staates in die Finanzgeschäfte der

Google

Kommunen war noch nicht fühlbar. Der Grundbesitz der Stadt Berlin (ohne die öffentlichen Gebäude und Grundstücke) repräsentirt, nach neuster Schätzung, einen Werth von 8250 Millionen Mark. Diese Summe unterliegt der Grundwerthsteuer. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Grundfläche der Reichshauptstadt nicht größer ist als die Münchens. Fast ums Dreifache größer als der Aufriß des Stadtgebietes ist das Grundeigenthum, das der Kommune innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen gehört. Wie läßt sich solches Vermögen nach der Weisung, die Finanzpolitik der Städte zu begrenzen, nützlich verwalten? Die Sozialpolitiker fordern, daß die Kommunen, wo es noch möglich ist, den Boden in eigene Verwahrung nehmen, um ihn der Spekulation zu entziehen und den Bau anständiger Wohnhäuser zu ermöglichen. Die „Steinwüste" Berlin: das Schlagwort fiel auch, als neulich Bürgermeister und Reformatoren im Wortgefecht gegen einander stritten. Hie Weltstadt, hie Gartenstadt. Wer würde zögern, den Bringern von Luft und Sonne zu folgen? Aber die Praxis ist härter als die stärkste Mauer. Und die Städte sollen in ihren Ausgaben bescheiden sein. Berlin hat in seiner Bilanz stets mit Ueberschüssen gearbeitet. Nur sind sie immer kleiner geworden; und ist erst ein Defizit entstanden, dann wird es noch schwerer, die Finanzen mit den Lebensbedingungen in Einklang zu bringen. Schon giebt es in Groß-Berlin, außer der Millionärkolonie Grunewald, keine Gemeinde mehr, die weniger als 100 Prozent Steuerzuschlag fordert. Der preußische Finanzminister meint freilich, die Kommunen würden milder werden, wenn der neue Staatstarif eingeführt sei. Da Herr Dr. Lentze selbst Oberbürgermeister war, müßte er die Grundsätze städtischer Steuerpolitik kennen. Die Städte werden halten, was sie haben. Leicht hat man ihnen die Forderung von 110 Prozent nicht gemacht. Nun hören sie noch, daß die Aufsichtbehörden ihnen beim Schuldenmachen auf die Finger sehen werden: da würden sie thöricht sein, wenn sie dem Steuerzahler den Riemen lockerten und weggäben, was sie haben.

Als Schuldner und Schöpfer von Anleihen denkt der Fiskus anders als im Amt des Steuererhebers. Wie kann man von den Städten verlangen, daß sie konsequenter seien als die ihnen vorgesetzte Behörde? Als die Stadt Berlin mit der Großen Berliner Straßenbahn stritt (tempi passati), wurde von einer Partei die Uebernahme der Bahn durch die Stadt gefordert. Das geschah; trotz der Erkenntniß des Sparzwanges für die Kommunen. Und die Fähigkeit des städtischen Apparates zum Betrieb eines Transportunternehmens von solchem Umfang wurde doch mit Recht angezweifelt. Im Friedensvertrag, der im Juli 1911 unterzeichnet wurde, verzichtet die Stadt auf den Bahnkörper der Großen Berliner und nimmt eine Entschädigung von 23 Millionen. Die sind ausgezahlt worden. Berlin könnte im Geld schwimmen, wenn die Anleihe von 281 Millionen nicht wäre. Man darf nicht zu gleicher Zeit Darlehen aufnehmen und mit breiter Hand Geld ausstreuen. Die 23 Millionen, auf die mancher Steuerzahler die letzte Hoffnung gesetzt

Google

hatte, werden zur „Konsolidirung der Bilanz“ und auch als Ausgleich eines Theiles der gekürzten Anleihesumme dienen. Daß die Stadt ihre Straßen verbreitert, neue Wasserwerke und Untergrundbahnen baut, darf man, da sie ihren Bürgern Etwas bieten muß, nicht tadeln. Soll sie möglichst viele Unternehmungen dem Privatkapital überlassen? Der Staat thuts ja auch nicht. Der preußische Fiskus denkt nicht daran, von seinem Montanbesitz abzugeben; er strebt nach Vergrößerung. Nicht, um die Privatindustrie zu einer der Allgemeinwirthschaft günstigen Preispolitik zu zwingen, sondern, um ihr nachzueifern. Für die städtischen Gaswerke ist, bei ihrem Riesenverbrauch, der Kohlenpreis sehr wichtig. Wirkt nun der Staat, direkt oder indirekt, zur Gestaltung des Preises mit, so trägt er zur Erhöhung der städtischen Ausgaben und damit zur Steigerung des Geldbedarfes bei. Da hat man den Fiskus in drei verschiedenen Rollen: als père noble (Rentenhalter), Intriganten (Steuererheber) und Bonvivant (Bergwerkbesitzer). Und die Stadt soll sich immer nur als sparsame Hausfrau geben. Der Staat möchte dem Kommunismus in seiner Weise entgegenkommen: er will die Güter vertheilen, um die Menschen aus der Knechtschaft des Monopols zu befreien. In Deutschland kommt man nur langsam vorwärts: ein Petroleum- und Elektrizitätmonopol des Reiches ließe sich höchstens in Bruchstücken verwirklichen. Einstweilen beschränkt der Staat sich auf die Durchkreuzung monopolistischer Versuche der Privatindustrie. Das versucht er auch in Erlassen, die von der Vergebung der Aufträge beim Bau von Ueberlandcentralen handeln. Die Stadt ist damit nicht zufrieden; sie arbeitet lieber mit nur einer großen Firma. In Sachsen möchte der Fiskus Kohlenbergwerke kaufen und zugleich der Industrie und dem Gewerbe neue Steuern aufbürden. Solche Doppelabsicht trägt den Widerspruch in sich.

Um das Verhältniß zwischen Staat und Stadt in Deutschland richtig zu sehen, muß man in andere Länder geblickt haben. Die kommunale Finanzpolitik wird weder in Großbritanien noch in Frankreich vom Staat beschränkt. Und die Entwickelung der City war in London doch ähnlich wie jetzt in Berlin. Aber England und Frankreich haben eine einheitliche Staatsrente und kennen nicht die vielen Konkurrenten, die in Deutschland um den besten Platz auf dem Geldmarkt raufen. So trägt schließlich die Eigenart der Kreditbeschaffung die Schuld an dem wachsenden Aerger über die kommunale Finanzpolitik. Was aber soll aus der „städtischen Kultur“ werden, wenn der Staat die Kreditgeschäfte der Stadt allzu sehr erschwert? Daß die Kommunen sich eigene Anstalten zur Durchführung ihrer Finanztransaktionen nicht schaffen können, weiß man längst. Jedes Bankunternehmen muß in den Kreis der bestehenden Kreditinstitute eintreten und seinen Rückhalt in der Reichsbank suchen. Die aber drängt die Banken mit zunehmendem Eifer auf den Weg zur Krediteinschränkung. Die Städte müssen sich also den Wünschen des Staates fügen; er wirds schon merken, wenn die Erfüllung seinem Steuerbudget schädlich zu werden anfängt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Mai 1912.

U. S. A.

U. S. A.: um anzuzeigen, daß ich im Telegrammstil schreibe. Zu einem „System“ reichts noch nicht. Als ich nach Amerika kam, ließ ich mich zunächst in einem Vorort Chicagos, Evanston, nieder. Mein Töchterchen antwortete damals auf die stereotype Frage: „How do you like America?“ „I can not America, I can only Evanston.“ Das war Kauderwelsch, aber Weisheit. Jeder, der über Amerika schreibt, sollte sie beherzigen. Wir kennen immer nur einen winzigen Ausschnitt, haben nur wenige Menschen und Sitten, Ideen und Institutionen prüfen können. Schließlich ist selbst ein noch so umfangreiches, noch so „wissenschaftliches“ Buch nur Impression mit Dokumenten. Also: U. S. A.

Wie sind die Menschen, mit denen Du hier leben wirst? Wie die Männer? Wie die Frauen? Wer etwa zweihundert amerikanische Romane gelesen, etwa hundert amerikanische Stücke gesehen hat, kann aus ihnen den idealen Mann, das ideale Weib abstrahiren. Der Mann ist nicht „schön“ oder „hübsch“, er ist höchstens good-looking. Groß, schlank; er mag etwas ungelenk und schwerfällig sein. Auf Kleidung giebt er nichts; nur der Frackanzug soll tadellos sein. Ringe verschmäht er, doch eine Krawattennadel ist (selbst für den minder Bemittelten) de rigueur. Er ist selten kontemplativ, meist aktiv. Außerordentlich praktisch und „successful“ (hier das dritte Wort), Arbeiter, Geschäftsmann, ein guter fighter im Kampf des Lebens. Von esoterischer Bildung keine Spuren. Mit Männern Kamerad. Niemals empfindlich. Gar nicht nervös. Anspruchlos. Kinderlieb. In der Frau verehrt er die höhere Natur,

Google

die „Reinheit“, die feinere Empfindung, das tiefere Verständniß, den subtileren Intellekt. Er ist herzenszart in seiner Behandlung des Weibes, läßt sich viel, beinahe Alles gefallen und gewährt Schutz, Nachsicht, Anbetung in unbegrenzten Quantitäten.

Die Betrachtung des täglichen Lebens bestätigt dieses Bild (natürlich trivialisirt) im Großen und Ganzen. Man vergleiche nun hiermit etwa den französischen Durchschnittsroman. Orphelin à quinze ans, maître dc sa fortune à vingt, hat Gaston nichts Eiligeres zu thun als Dies: sein Vermögen in elegantem Müßiggang durchzubringen. Männern gegenüber ist er „raide ct cassant“ oder „d'une politesse alarmante“; Frauen betrachtet er als „bêtes de luxe“. Einen Beruf hat er nur selten, doch mag er zur Noth Künstler in Wort, Ton oder Farbe sein; Geschäftsmann nie. Sehr verwöhnt, empfindlich, reizbar, kurz: feminin. (Man denke an Renans Wort: Je suis femme aux trois quarts.)

Die Jungfrau und Frau der Literatur ist manchmal schlechtweg „sweet“, Das heißt, sie hat wenig intellektuelle Vorzüge, wirkt aber durch ihr gefälliges Aeußere und den Zauber junger, unberührter Weiblichkeit. Doch ist auch dies holde und harmlose Geschöpf sich stets mit Stolz des Vorzugs bewußt, den ihr Geschlecht ihr verleiht. Nie erblickt sie in Ihm den „Herrlichsten von Allen“, nie empfindet sie sich als Elsa vor Lohengrin. Bisweilen ist sie der gute Sportkamerad (athletic girl), der in körperlichem Wettbewerb die Lust des Lebens sieht; dann hat sie eine angenehme, durchaus keusche Frankheit. Meist aber ist sie die schon geschilderte Trägerin aller der transszendentalen Eigenschaften, die amerikanische Ueberlieferung ihr zuspricht: eine Vestalin, die bei Osborn arbeiten läßt.

Diese Typen sind auch im „Leben“ vorhanden. Allen ist das außerordentliche Selbstgefühl gemein. Die Frauen bemühen sich, geistreich, amusant, erziehend, „weiblich“ zu sein, haben aber durchweg in Stimme, Miene, Geberde härtere Accente, schroffere Linien als die europäischen Frauen.

Seltsam: Die „schöne Teufelinne“, Vénus tout entière à sa proie attachée scheint die amerikanische Literatur nicht zu kennen.

Ueber das Verhältniß von Mann und Frau in der Ehe citire ich den Brief einer Amerikanerin:

„Unsere Männer verziehen uns mit Freundlichkeit, aber sie unterschätzen uns. Sie sind, Dessen bin ich sicher, die besten Männer der Welt, aber irgendwo in ihnen muß noch das Rudiment der barbarischen Anschauung vorhanden sein, daß eine Frau geschaffen wurde, ein schönes Spielzeug zu sein. Abends kommen sie heim, beladen mit dem reichen Erwerb des Tages, von dem wir haben

Google

können, was unser Herz begehrt ... Brillanten oder eine Saison in Europa. Aber die Geber dieser Geschenke sind durch die Erwerbsarbeit so völlig erschöpft, daß sie nach Tisch nur schlafen gehen oder ein Vaudeville besuchen können. Sie bringen die Gaben, aber nicht die frohe Botschaft. Wenn sie doch ein paar Stunden früher kämen, mit weniger Ernte in Gestalt eines vergrößerten Bankdepots, aber mit dem schöneren Schatz der Muße, Hand in Hand mit uns zu sitzen und über die Welt und uns selbst zu reden!"

Ich glaube, daß diese Worte Tausenden amerikanischer Frauen aus der Seele gesprochen sind.

Neulich las ich ein Dutzend „Briefe an den Herausgeber", welche die Frage erörterten, ob das Wort „Gehorchen" in der Trauformel aufrecht erhalten werden solle und dürfe. Fast alle Damen betonen mit dem hierzulande üblichen nervösen Nachdruck, daß keine Braut auch nur die entfernteste Absicht habe, dem künftigen Manne zu gehorchen, und daß kein amerikanischer Ehemann Das von seiner Frau erwarte. Nietzsche hat gesagt: „Des Mannes Glück ist ‚Ich will'; des Weibes Glück: ‚Er will.'" Entweder war er zu europäisch oder es vollzieht sich hüben wie drüben eine Umwandlung der Instinkte. Wo dieser individualistische Standpunkt die Herrschaft erlangt, zerfällt die Familie, leiden die Kinder. Denn Konflikte bleiben in keiner Ehe aus, und wenn dann der eine Theil (der bisher meist die Frau war) sich nicht unterordnen will, so laufen die Partner auseinander. Naiv ists, zu glauben, daß solche Konflikte mit „Liebe" geschlichtet werden können. Die Ehe ist als eine dauernde Institution gedacht und die menschliche Liebe hört, im Gegensatz zur göttlichen, immer auf; ihr Flugsand ist kein Fundament. Der amerikanische Mann lächelt nachsichtig: die Macht bleibt ihm ja doch. Er begnügt sich mit dem Wesen, der Schein ist ihm gleichgiltig. Ihn interessirt im Grunde nur das geschäftliche Leben, die materielle Entwickelung, und hier herrscht er, wird er auf unabsehbare Zeit der Herrscher sein.

Vom Stimmrecht der Frauen erwarten hier Viele eine ethische Hebung der Politik, weil bekanntlich die Frauen so viel „reiner" sind. Sonderbar! Die Frau ist seit Jahrtausenden als die Schwächere auf List angewiesen. Sie ist im Konkurrenzkampf um den Mann skrupellos in der Wahl der Mittel, kennt weder einen strengen Ehrbegriff (die geschlechtliche Ehre kommt hier nicht in Betracht), noch gewährt sie fair play. Was verheißt, daß sie die herrschende Korruption bessern könne?

Google

Im Uebrigen ist in einem Lande, das Krieg kaum zu fürchten hat, gegen das Stimmrecht der Frauen nichts einzuwenden.

Ein Handwerker wurde neulich zu hundert Dollar Geldstrafe verurtheilt, weil er seine Tochter geohrfeigt hatte. Ich bezweifle, daß dieses Urtheil, das Autorität und Strafgewalt des Vaters vernichtete, der Tochter nützlich war. Sie wird nun „losgebunden, frei, erfahren, was das Leben sei". Aber meinetwegen: Ehret die Frauen! Nur scheint mir, die nützlichste und schönste Art, Frauen zu ehren, sei die Beschränkung der weiblichen Fabrikarbeit; und auf diesem Gebiet ist natürlich noch Alles zu thun.

Amerika ist viel patriarchalischer, als der Europäer denkt. Der Richter ist hier noch der Erzieher. So stellte neulich ein Richter einen unsoliden Ehemann unter Aufsicht und befahl ihm, sechs Monate lang abends um neun Uhr zu Haus zu sein, wenn er aber ausgehen wolle, seine Frau mitzunehmen.

Der Bürgermeister von New York, Herr Gaynor, schreibt gern Briefe, in denen er ihm Mißliebige geißelt. Er ist im Recht, wenn er vor anderer Leute Thüren fegt, denn New York wird täglich schmutziger. Auf dem Damm vor dem Haus des Sängers Maurel, in einer der vornehmsten Straßen, lag drei Tage lang der Leichnam einer gelben Katze. Hier spricht nicht etwa ein berliner Nörgler; die „World" sagte erst kürzlich das Selbe.

Im Charakter des Amerikaners liegt, so energisch er ist, die Neigung zum Laisser aller. Er vermeidet Friktionen, scheint immer zu überlegen, ob sich der Kraftaufwand auch lohne, und der „Kampf ums Recht" in Bagatellen ist ihm fremd. An Schaltern und Garderoben, im Straßen- und Reiseverkehr geht Alles glatt; die Leidensgefährten sind freundlich, zu Hilfe bereit, gesprächig. Die früher grassirende europäische Vorstellung von dem brutalen, unmanierlichen Amerikaner ist hoffentlich inzwischen ausgestorben. Gerade in dieser Beziehung hat meiner Ansicht nach die Demokratie einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Snobismus ist auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt. Niemand posirt; millionenschwere Männer geben sich einfach und bescheiden. Die unverschämte Herablassung, die Prominente in Deutschland so oft an den Tag legen, ist hier unbekannt. Die „Vielzuvielen" sind herzlich und natürlich, ohne zudringlich zu sein. Ein Appell an den Gentleman oder an den guten Willen, an das Menschliche, versagt selten. Die seelische Atmosphäre ist sehr günstig.

Go gle

Einen sprechenden Beweis hierfür bietet die zweite Generation der Juden. Sie haben weder die lärmende Gewäschigkeit des wiener noch das brüske Auftrumpfen des berliner Rassegenossen. Sie halten auch nicht in bewußter Selbstzucht zurück. Sie geben sich zwanglos und ruhig. Sie scheinen (man hälts nicht für möglich) nicht einmal cynisch zu sein.

Das schroffe Vorgehen der Vereinigten Staaten gegen Rußland in Sachen der Gleichberechtigung jüdischer Reisender wurde vielfach auf den Einfluß jüdischer Geldmacht zurückgeführt. Mag sein; doch muß ein anderes Moment beachtet werden. Das Wort Posas, der Prinz solle für die Träume seiner Jugend Achtung haben, wenn er Mann sein werde, gilt auch den Nationen. Wenn Amerika nicht an dem Gedanken der politischen, sozialen, religiösen Toleranz, an den „Menschenrechten" und anderen wohlthätigen Fiktionen festhält, verliert es den Glauben an seine weltgeschichtliche Mission. Amerika bedarf einer Dosis Quijotismus, um nicht in den schnödesten Materialismus zu verfallen.

Europäische Schriftsteller, die uns besuchen, sehen immer nur das fiebernde New York; das idyllische gewahren sie nicht. Und doch kann man fünf Minuten von der City mutterseelenallein auf einer Bank im Central-Park sitzen. Vor uns den weiten Wiesengrund mit den Schafen und dem alten Schäfer, einer Lederstrumpf-Erscheinung. Und über uns den wunderbar klaren, italisch blauen Winterhimmel. Solcher Zufluchtstätten giebt es viele, und wenn man mit der Fähre über den Hudson setzt, ist man in einer prachtvoll wuchernden Wildniß. Das ist ja wohl überhaupt Amerikas stärkster Reiz: Urnatur und höchste Civilisation so nah bei einander. Und dazu die felinen Launen des heute schmeichelnden, morgen zermalmenden Klimas! Was wohl Cesare Borgia zu diesem Milieu sagen würde?

Die Pennsylvania-Station erhebt sich in ihrer Zweckmäßigkeit zur Weihe. Kein Tempel kann edler wirken. Welche psychologische Einsicht in dieser Architektur! Woran gebricht es dem Reisenden vor Allem? An innerer Ruhe. In diesen Heiligen Hallen kennt man die Unrast nicht. Hier scheint unmöglich, Etwas zu vergessen, zu verlieren, zu versäumen. Ein Viertelstündchen in der Pennsylvania-Station zu spaziren, thut eben so viel für die Diätetik der Seele wie ein schönes Gedicht oder ein gutes Bild.

Ein junger Schriftsteller, Harvard Graduato, dessen Vater und Mutter Deutsche sind, sagt mir: „Ich würde mich freuen, wenn

Go gle

Deutschland im nächsten Kriege von Frankreich geschlagen würde.“ Goethe findet er „kalt“; Bismarck „rollte immer die Augen“. Die erwachsenen Kinder eines sehr erfolgreichen Komponisten (Vater verdankt seine ganze Bildung Deutschland; Mutter Urteutonin) lehnen mit Verachtung ab, Deutsch zu sprechen. Die Söhne meines Vetters, eines angesehenen Anwalts, können kein Wort Deutsch. Ein hervorragender Arzt, in Deutschland geboren, sagt: „Die moderne deutsche Literatur ist wohl ganz Nachahmung der französischen Sexualgeschichten?“ Ein unbefangen urtheilender Amerikaner schreibt mir: „Die Einschätzung der Nationen im Gehirn meiner Durchschnittslandsleute ist die folgende: Amerika, das Europa in jeder Hinsicht geschlagen hat, dann große Pause, England, Frankreich, große Pause, Deutschland.“ Diese Ansichten sind in einer Bevölkerung, in der manche Statistiken siebenundzwanzig Prozent deutscher Abstammung zählen, immerhin befremdend.

Freilich: Herr v. Bethmann ahnt nicht, wie es auf hier lebende Deutsche wirkt, wenn er, nach Wahlen wie den letzten, im Reichstag erklärt, von den Rechten der Krone werde nicht ein Titelchen abgelassen werden. Diese als Prinzipienstrenge aufgedonnerte Ideenarmuth kann man nur belächeln. Wie soll man sich, wenn man nicht sehr tief im Deutschthum wurzelt, nach einem Lande politischer Versumpfung zurücksehnen?

Das Gerede über den dritten „term“ Roosevelts ist müßig. Es giebt keine „monarchische Gefahr“ für Amerika. Wichtig aber ist die Frage, welche Ideen Roosevelt denn vertritt. Referendum, Initiative und, als dernier cri, den Recall, die Kassirung gerichtlicher Urtheile und Absetzung mißliebiger Beamter, auch der Richter, durch Volksabstimmung. . . . Das heißt: Umwandlung der Repräsentativ-Republik in eine „wirkliche“ Demokratie. Alle diese Maßregeln, mit denen ja einzelne Staaten schon experimentiren, verschlechtern das Material der Gesetzgeber und Richter, weil sie Kongreß und Richter erniedrigen, erzeugen immer neue politische Beunruhigung, vervielfachen die Abstimmungen, nehmen die Möglichkeit legislatorischer, fachmännischer Durcharbeitung und legen wichtige Entscheidungen in die Hand einsichtloser . . . Minoritäten. Ein Beispiel: Im Staate Kalifornien wurden im Oktober 1911 dreiundzwanzig Amendements zur Verfassung, darunter Verleihung des Stimmrechts an die Frauen, auf einen Hieb den Wählern unterbreitet. Die Gesammtzahl der Stimmen betrug sechzig Prozent von denen, die im Jahr 1908 für die Präsidentenwahl abgegeben worden waren.

Roosevelt hat jetzt nur einen Gedanken: er will der Erwählte

Google

des Volkes sein. Daher giebt er sich „logisch“ und „einfach“. Logisch: die Richter sind Diener des Volkes; warum sollte das Volk sie nicht absetzen? Natürlich sind die Richter eben so wenig in Republiken Diener des Demos wie in Monarchien Diener der Krone. Sie sollen Diener des Gesetzes sein. Präsident Butler sagt mit Recht, unter der Herrschaft des Recall wären Washington, Madison, Lincoln und Cleveland abgesetzt worden. Und einfach: Wozu komplizirte Arbeitstheilung? Alles durch das Volk und für das Volk. Demagogische Plattheiten, die aber die Grundlagen des amerikanischen Verfassunglebens bedrohen.

Als ich noch in Deutschland lebte, suchte ich oft leichte und doch lohnende englische Literatur und verlor viel Zeit und Geld mit Mißgriffen. Schließlich weiß selbst der junge Mann bei „Nikolai“ nicht immer recht Bescheid. Vielleicht ist den Lesern ein Fingerzeig willkommen. Gertrud Atherton „The Conqueror“ (Hamiltons glänzende und tragische Gestalt), Eleanor Hallowell Abbott „The Sick-a-Bed Lady“ und Molly-Make-Believe (Federleicht, süß, doch nicht zuckrig), Kate Douglas Wiggin „Rebekka of Sunnybrook Farm“ (Liebenswürdiges Idyll), Royal Cortissoz „John La Farge“ (Für Kunst-Interessirte; ein distinguirtes Buch), Edith Wharton „The House of Mirth“ (Typisches aus der newyorker Gesellschaft), Mary E. Wilkins „Pembroke“ (Still und echt) und von dem Engländer F. W. Bain „The Digit of the Moon“ (Entzückende hindostanische Liebesagen). Von dem wundervollen Aufschwung, den Arnold Bennett dem amerikanischen Roman vor einigen Jahren in der North American Review prophezeite, vermag ich nichts zu entdecken. Das Beste ist gute Unterhaltunglecture, ungefähr auf der Höhe unserer Stratz, Wohlbrück, Zobeltitz, die ja viel erzählerische Begabung besitzen. Typen wie Keyserling, Thomas Mann, Irene Forbes-Mosse, die „Feinen im Lande“, kenne ich hier nicht. Der Amerikaner hält sich überhaupt (vom Bombast patriotischer Festrhetorik abgesehen) an das Wort: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.“ Er denkt, eigentlich „komme es doch auf den Inhalt an“. Der literarische Monismus ist ihm fremd; er unterscheidet noch Leib und Seele.

William Dean Howells, nach Taft „der größte lebende amerikanische Romandichter“, hat bei dem Banket, das ihm an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage gegeben wurde, gesagt, „Our drama mainly has been decent and clean and sweet as our average life is.“ Der Satz zeigt, wie grundverschieden Gebildete diesseits und jenseits des Ozeans über die Aufgaben des Dramas denken.

New York. Eduard Goldbeck.

Google

Katharina.

Die Lebensgeschichte der großen russischen Katharina sollte man, nachdem man eine ganze Bibliothek von Schriften durchgearbeitet hat, im Ton eines modernen Märchens erzählen, in dessen bunten Bildern das sonst Unbegreifliche am Ehesten natürlich und faßlich erscheint. Man müßte von einem deutschen Aschenbrödel sprechen, dem auf der Reise von dem armsäligen Fürstenhof Anhalt-Zerbst nach der neuen Stadt Peters des Großen die verstaubten grauen Kleider abgenommen und dafür kostbare Pelzgewänder umgehängt werden. Man müßte zeigen, wie sich aus der dünn aufgetragenen europäischen Kultur alle Schrecken der Barbarei mit Folter, Galgen, Richtblock und Gift an die noch nicht Fünfzehnjährige heranschleichen, auf deren Stirn sich aus Eisreif und Schneenebel plötzlich eine golden glitzernde Krone herabsenkt, als Sinnbild der Herrschaft über viele Millionen Menschen, denen ein einziger Wille gebietet. Bis schließlich, wie in einem orientalischen Ballet, während ein Meer von Licht und Farbe zusammenströmt, die „Apotheose“ vor der staunenden Welt erfolgt. Kein Wunder, daß die geschichtliche Darstellung, die keine Phantasie zum Gestalten mitbringt, sondern nur Thatsachen mit einander verknüpft, hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, wenn sie die Persönlichkeit dieser Kaiserin ausgestalten will. Der Deutschrusse Brückner hat in seiner Biographie der „Semiramis des Nordens“ (man kommt um das abgegriffene Wort Voltaires schwer herum) das Material mit rühmlichem Gelehrtenfleiß geschichtet, das die einzelnen Theile einander verknüpfen konnte. Der französisch schreibende Pole Waliszewski, dessen Temperament für das Verständniß einer solchen Frauennatur besser geeignet ist, läßt nach dem anschaulich erzählten ersten Drittel sein Werk in lauter selbständige, werthvolle Essays über Katharinas Charakter als Herrscherin in äußerer und innerer Politik, als Frau mit ihrer Günstlingwirthschaft, ihren künstlerischen Neigungen und literarischen Arbeiten zerfallen. Der grundgelehrte und eben so gewissenhafte Russe Wassili Bilbassow hat von den zwölf Bänden des Riesenwerkes, das er Katharinen widmete, die mittleren acht Bände, wie bestimmt versichert wird, vor seinem 1904 erfolgten Tod auf den Wunsch des Zaren Nikolai Alexandrowitsch verbrannt. Bilbassow führt uns in den übrig gebliebenen Bänden nur bis zur Staatsumwälzung und Thronbesteigung der Kaiserin und schildert sie dann „im Urtheil der Weltliteratur“, wobei er ungefähr dreizehnhundert in nichtrussischer Sprache über sie erschienene Werke in ihrem Inhalt bespricht und kritisirt. Eine wahre Schatzkammer biographischer For-

Google

schung über die größte Herrscherin, die je gelebt hat, ist durch den Willen des Selbstherrschers zum größten Theil zerstört worden.

Das Märchenhafte im Leben der Kaiserin Katharina beginnt schon bei ihrer Geburt. „Eine Tochter dreier Väter" hat sie Heinrich von Sybel in einem Aufsatz genannt, der in das Dunkel ihrer Abstammung hineinzuleuchten sucht. Ihr legitimer Vater, der ernste, steifleinene preußische General und Gouverneur von Stettin Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, war weder zur Brautreise seiner Tochter nach der nordischen Palmyra, wohin ihre Mutter sie begleitete, noch zur Verlobung- und Hochzeitfeier mit dem verblödeten Großfürsten Peter eingeladen worden. Am Liebsten hätte man den alten Herrn über den ganzen Heirathplan im Unklaren gelassen, was natürlich nicht durchführbar war. Der Fürst hatte sich in Schwedt an der Oder von seinem „Fiekchen" (wie die Prinzessin im Familienkreis genannt wurde) militärisch gefaßt verabschiedet, ihr ein Heft mit Verhaltungmaßregeln für die fremde Umgebung mitgegeben; und hat sein Kind nie wieder gesehen. Als er 1747 starb, war aus der Prinzessin Sophie Friderike Auguste bereits seit zwei Jahren die Großfürstin Katharina Alexejewna mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit" geworden, die sich längst überzeugt hatte, daß ihrem „lieben Gemahl" das Einexerziren von Bedienten, das Dressiren von Hunden und der zwanzigmalige Wechsel der Uniform (im Lauf eines Tages) lieber waren als die sinnlich leuchtenden Augen und kirschrothen Lippen seiner Frau, die ihm aus dem Nichts einen Romanow gebären sollte. Katharinas Beziehungen zu ihrer Familie lockerten sich schnell. Ihre Mutter hatte sich durch Klatschereien in Petersburg unmöglich gemacht und wurde gleich nach der Hochzeit schnell nach Deutschland zurückgeschickt. Ihr Bruder, der als Fürst in die Erbschaft von Anhalt-Zerbst vorrückte, war ihr gleichgiltig. Die Mutter, eine Prinzessin von Holstein-Gottorp, war um zweiundzwanzig Jahre jünger als ihr Mann und in allen Stücken das Gegentheil von ihm; ehrgeizig, leichtsinnig, verschwenderisch, voll Geist und Bildung. Selbst ein so vorsichtiger Mann wie Kurd von Schloezer betont, daß die heißblütige Dame früher mit dem natürlichen Sohn des General Trubetzkoi, dem bekannten Iwan Betzki, der später als Kunstkenner und als Begründer von Findelhäusern und Erziehunganstalten in Petersburg eine große Rolle spielte, in sehr nahen Beziehungen gestanden habe. In Paris, 1728, wo er zur Russischen Gesandschaft gehörte und Katharinas Mutter ein Jahr vor der Geburt ihrer Tochter lebte. Betzki wurde steinalt, schließlich blind und taub. Als die Kaiserin den hinfälligen Greis besuchte, neigte sie sich zu seinem Lehnstuhl nieder und küßte ihm

Go gle

gerührt die Hand. Der Roman ihres Lebens ertheilt diesem Betzki die Rolle eines zweiten Vaters. Den dritten Erzeuger hat der Historiker Sugenheim, freilich ein wüthender Russenhasser, in seinem 1856 erschienenen Werk „Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland“ in der Person Friedrichs des Großen herauszufinden versucht. Die strenge Fachwissenschaft hat die überraschenden und gewagten Schlüsse, mit denen Sugenheim seiner Vermuthung den Stempel der Gewißheit aufdrücken möchte, kurzweg abgelehnt. Johannes Scherr meint, daß man diesen Gelehrten wegen seiner herben und manchmal barocken Form mit allzu großem Mißmuth beurtheile und das von ihm aufgebrachte Kuriosum mindestens prüfen müsse, weil er sonst kein leichtgläubiger Mann sei. Zwischen der Frau des so viel älteren preußischen Generals und dem siebenzehnjährigen Friedrich habe, als der Kronprinz sich am sächsischen Hof Augusts des Starken austobte, ein schwerlich als platonisch zu bezeichnendes Verhältniß bestanden. Ferner weist Scherr auf ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß dafür hin, daß gerade neun Monate vor Katharinas Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornbach abgestattet habe. Das Interesse, das er als König an der Heirath der Prinzessin mit dem Großfürsten Peter nahm, war so lebhaft, daß es sich durch politische Gründe allein kaum erklären läßt. Als die knapp Fünfzehnjährige bald nach ihrer Ankunft in Petersburg schwer erkrankte, schrieb der König einen Tag um den anderen sorgenvolle Briefe dorthin, als handelte es sich um eine nah Verwandte. Schwarz auf Weiß läßt sich diese Spur nicht weiter verfolgen; ernst zu nehmende und vorsichtige Männer, wie der als Jurist von Gneist hochgeschätzte Baron Nikolai von Bistram, Majoratsherr in Russisch-Polen, behaupten aber, in den Archiven Dokumente gefunden zu haben, die diese Abstammung Katharinas beweisen.

Bei ihrer Thronbesteigung erließ sie ein Manifest an ihre Russen, worin sie den von Peter gegen Ende des Siebenjährigen Krieges mit Preußen geschlossenen Frieden als ein Verbrechen und König Friedrich als den Todfeind ihres Landes bezeichnete. Aber im Text der Proklamation, die an die Gesandten abging, wurden die beiden Worte „Verbrechen“ und „Todfeind“ getilgt. Katharina erklärte zum Erstaunen Aller, daß ihr Land von den vorausgegangenen Kämpfen zu sehr geschwächt sei, um den Krieg gegen Preußen fortsetzen zu können. Zu diesem plötzlichen Wechsel ihrer politischen Gesinnung wurde sie durch einen Brief Friedrichs veranlaßt, der eine überraschende Enthüllung enthielt und auf sie einen tiefen Eindruck machte. Was stand darin?

Go gle

Der Frau Mama konnte man schon Allerlei zutrauen. Sie endete in Paris als vornehme Hetäre, fast erdrückt von einem Berg von Schulden, den russische Hilfe beseitigen mußte. Das Märchen, zu dem sich die Geschichte der Kaiserin auslebt, gewinnt einen erstaunlichen Schwung ins Phantastische, wenn man mit der Möglichkeit rechnet, daß nach dem Erlöschen des Hauses Romanow beim Tode der Kaiserin Elisabeth „Fiekchens“ Sohn Paul Hohenzollernblut auf den Zarenthron brachte.

Friedrich der Große behauptete noch ein Jahr vor seinem Tod im Gespräch mit Ségur, daß Katharina zu der gräßlichen Ermordung Peters des Dritten nicht mitgewirkt habe und die beiden Orlow, Gregor und Alexej, allein dafür verantwortlich seien. Mit bloßem Ja und Nein ist aber diese Frage nicht zu beantworten. Die Kaiserin war weder dumm noch schlecht genug, um den Verschworenen offen zu sagen, wie man den Zaren unschädlich machen könne. Aber sie wußte, daß der arme Narr, so lange er lebe, eine furchtbare Gefahr für ihren Thron bedeute und die stärksten Mauern, die zuverlässigsten Wachen in Schlüsselberg sie davor nicht schützen konnten. Als Meisterin der Verstellung, die jede Rolle mit vollendeter Täuschung ihrer Umgebung durchführte, ließ sie die Betheiligten mindestens ruhig gewähren, als ahne sie nichts Böses. Auch verhängte sie über die Mörder nicht einmal den Schein einer gerichtlichen Untersuchung und schrieb an den Bildhauer Falconet, den Schöpfer des herrlichen Peterdenkmals in Petersburg, daß „ohne seine schlechte Haltung dem Kaiser sicher nichts zugestoßen wäre“. Auch dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Kaiser Joseph trug sie bei deren Besuch in ihrer Residenz alles zu ihrer Rechtfertigung Dienende vor, da sich scharfe Anklagen wegen ihrer Haltung nach der Schreckensthat gegen sie erhoben. Ihre drei neusten Biographen suchen sie rein zu waschen; aber keiner von ihnen entschließt sich, den Hergang der Ermordung zu erzählen, obwohl darüber ein zuverlässiges Zeugniß vorliegt: das des Herrn de Rulhière, der während der Revolution Sekretär der Französischen Gesandschaft in Petersburg war, eines geistreichen Mannes, der alle Persönlichkeiten bei Hof und in der Armee genau kannte und unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehenen eine sehr interessante kleine Schrift: „Histoire ou anecdotes pour la révolution de Russie“ verfaßte. Er las sie aus dem Manuskript in Paris Diderot, D'Alembert, Frau Geoffrin und Allen, die sich dafür interessirten, vor. Als Katharina davon hörte, bemühte sie sich, die Blätter in ihre Hände zu bekommen und zu vernichten. Sie wollte Rulhière das Heft für einen hohen Preis abkaufen und bot ihm

Google

obendrein einen Konsulatsposten an. Sie erreichte aber durch Diderots Vermittlung nur, daß diese Arbeit erst nach ihrem und des Verfassers Tode 1797 veröffentlicht wurde. Sie selbst hat das Manuskript niemals gesehen. Darin wird geschildert, wie Gregor Orlow den Zaren zuerst mit einer Flasche vergifteten Burgunders umzubringen suchte und dann Orlows Bruder Alexej mit seinen Helfern den nach Milch schreienden und sich übergebenden Zaren aus dem Bett zerrten, ihn mit Fäusten und Knien bearbeiteten und schließlich mit einer Serviette erwürgten. Die Kaiserin ließ verkünden, daß Peter an einer schweren Krankheit (man sprach von einem Hämorrhoidalleiden) plötzlich gestorben sei, und berief sich auf den „Willen Gottes“ und die „göttliche Vorsehung“, als sie ihre getreuen Unterthanen einlud, für des Kaisers Seelenruhe zu beten. Das Schreckbild der Ermordung wird von den Historikern vorsichtig verhängt; sie sagen, es sei schon oft genug zur Schau gestellt worden. Wie viele Menschen aber haben das Büchlein von Rulhière jemals gesehen?

Aus solchen Gräueln steigt das Leben Katharinas zu märchenhaft sonnigem Glück empor. Sie erfand, was man heutzutage ein Preßbureau nennt; und für sie schrieben dort die feinen Federn der Voltaire, Diderot und Grimm. An verzuckerten Schmeichelworten aller Art wurde nicht gespart. Die Kaiserin erlebte ihre Unsterblichkeit. Im Jahr 1834 erschien sie als Heldin eines Schauspiels der Birch-Pfeiffer („Die Günstlinge“) im berliner Schauspielhause, wo Auguste Crelinger sie in ihrem Seelenkampf zwischen der Pflicht fürs Vaterland und der Liebe zu ihrem jungen Freund Mamonow darstellte, dem der schlaue Patjomkin seinen Segen ertheilt. 1844 brachte Fräulein Rachel mit allen Blitzen und Donnern ihrer Tragödiengluth eine Katharina von Hippolyte Ramond auf das Théâtre Français; in unsinniger Verdrehung alles Thatsächlichen und Möglichen läßt der Autor die Kaiserin den Plan hegen, den auf der Festung Schlüsselburg schmachtenden Iwan den Dritten zu heirathen. Zu einer Lustspielfigur wurde sie in einem zweiaktigen Stück „Die Gefangenen der Zarin“ von W. Friedrich 1847 gemacht und bekannt ist, daß Meyerbeer seine Oper „Das Feldlager in Schlesien“ zu seiner „Etoile du nord“ umarbeitete, womit die russische Kaiserin gemeint war. Soeben versendet der Verfasser des „Taifun“, Melchior Lenghel, ein Stück „Die Zarin“ an die Bühnen. Wie viele Katharinendramen es sonst noch geben mag, entzieht sich jeder Berechnung.

Auch das Geschlechtsleben dieser Semiramis ist entweder heuchlerisch vertuscht oder im Nachweislichen übertrieben ausgemalt wor-

Google

den. Sie kam ahnungloser nach Petersburg, als man für möglich halten sollte, und sie hat acht Jahre lang neben der Impotenz Peters manche Nacht verzweifelnd durchweint. In ihren „Memoiren“, deren Echtheit verbürgt ist, erzählt sie rückhaltlos, daß man sie mit Vorwürfen überhäufte, weil sie keine Kinder bekam, und ihr die Wahl eines „Vaters“ durchaus frei ließ. Nachdem der schöne Ssaltykow seine Pflicht gethan und Poniatowski, der später König von Polen wurde, sie in die Geheimnisse der pariser Salonkultur eingeweiht hatte wurde die Günstlingwirthschaft, in der Zeit Gregors Orlow, zu einer staatlichen Einrichtung, die man eben so anerkannte wie die Maitressenherrschaft der französischen Könige. Die Kaiserin scherzte kaum, wenn sie schrieb, daß sie sich ein Verdienst um ihr Vaterland erwerbe, indem sie die „Erziehung junger talentvoller Leute vollende“. Patjomkin war der Erste, der nicht nur auf ihre Lüste einging, sondern auch ihre staatsmännischen Ideen ausführte und für einen tüchtigen Ersatz im Schlafzimmer sorgte. Eine allerliebste Anekdote pflegte Iwan Turgenjew von der Kaiserin zu erzählen. Als sie sich einst mit Patjomkin gezankt hatte und nichts mehr von ihm wissen wollte, trat der „Cyklop“, wie er wegen seines einen Auges genannt wurde, vor einen prachtvoll gewachsenen Soldaten, der vor dem Schloß von Zarskoje Sselo auf Posten stand, und fragte, ob er ihn kenne. „Zu Befehl!“ „Gut. Dann eile sofort in das Erste Stockwerk des Schlosses. Dort wirst Du im zweiten Zimmer links eine etwas starke, ältere Dame finden, die auf einem Sopha liegt und ein Buch in der Hand hält. Du wirst sie in Deine Arme nehmen, ihr einen kräftigen Kuß geben und mit ihr wie mit Deiner Frau verfahren. Verstanden?“ „Zu Befehl, Hoheit!“ antwortete der Soldat, machte Kehrt und lief ins Schloß. Noch war nicht Abend geworden, als Patjomkin von der Kaiserin einen zärtlichen Brief erhielt, in dem sie ihn für den „Freundschaftdienst“ herzlich dankte und betheuerte, daß zwischen ihr und ihm Alles beim Alten bleibe.

Mein in Rußland verbotenes Buch „Der Roman einer Kaiserin“ ist aus der Erwägung entstanden, daß zwischen der Trockenheit und Unvollständigkeit der geschichtlichen Darstellung und den Erzeugnissen der Sensationsucht eine Lücke auszufüllen sei. Ich durfte es wagen, nachdem ich seit fast dreißig Jahren das Zarenreich von der baltischen Küste bis nach der Krim, dem Kaukasus und auf der Sibirischen Bahn bis nach China und dem Stillen Ozean durchstreift und in vielen Schriften das Kulturleben Rußlands geschildert hatte. Ich wollte die Kaiserin in ihrer Entwickelung von den Leidensjahren der Ehe an, in ihrer Arbeitleistung und geistigen

Google

Ueberlegenheit, in ihrer Verliebtheit und Menschlichkeit, im Verkehr mit den französischen Philosophen, aber auch in ihrem Zusammenhang mit deutschem Wesen (zum Beispiel: bei der Begründung der Wolgakolonien) schildern. In vielen Besprechungen meines Buches wurde erzählt, ich habe behauptet, Katharina sei eine Tochter Friedrichs des Großen gewesen. Das ist nicht richtig. Ich habe mich bemüht, objektiv zu bleiben und voreilige Schlüsse zu meiden. Die Art des Materials, auf das der Glaube an Friedrichs Vaterschaft sich stützen kann, habe ich hier angedeutet. Neuerdings hat sich auch der Onkel der deutschen Kronprinzessin, Großfürst Nikolai Michailowitsch, Bruder der Großherzogin Anastasia, in seinen historischen Untersuchungen damit beschäftigt; in Rußland wird über diese Frage überhaupt unbefangener als bei uns gesprochen. In der berliner Ausstellung „Friedrich der Große in der Kunst“ hingen die Portraits des Königs und der früheren Prinzessin aus Zerbst (vom preußischen Hofmaler Pesne) einander gegenüber und wirkten, vom Unterschied des Geschlechts abgesehen, wie ein doppelter Abglanz der selben Seele. Meinte man nicht, in diesen beiden Gesichtern die Worte zu lesen: Wir wissen Etwas von einander, das die amtlich abgestempelte Geschichte verschweigen, das nur in Staatsarchiven, in verschlossenen Truhen und versiegelten Dokumenten zu finden sein wird?

Eugen Zabel.

Schlafstall.

Auf seinem großen Besitzthum hatte der Graf am Gelände des Sees Thonschichten entdeckt. Da sie recht ergiebig schienen, wie die Prüfung durch Sachverständige ergab, beschloß er, dort eine Ziegelei zu errichten. Im Frühjahr wurde mit dem Bau begonnen und schon im Herbst standen die Gebäude; fertig zur Uebergabe. Der große Ringofen mit seinem weithin sichtbaren hohen Schornstein hatte so manchen Bauer und Kleinstädter vom nahen Markt nach der Ziegelei gelockt. Alle wollten den Ziegelofen, wie sie sagten, besichtigen. Da standen sie, besonders gern an Sonntagen, auf der Landstraße und kritisirten.

Als im Frühjahr dann der Postbote eines Morgens durch die Felder seinen gewohnten Weg in die auf den Hügeln zerstreut liegenden Bauernhöfe machte, sah er zu seinem Erstaunen den ersten blauen Rauch aus dem großen Schornstein aufsteigen. Wie wenn es bei ihm

Google

selber brenne, beschleunigte er seine Schritte, um Jedem, dem er einen Brief oder ein Paketchen zu geben hatte, das Gesehene, als größte Neuigkeit, mitzutheilen. Nachmittags war denn auch die ganze Gegend auf den Beinen. Alle wollten sehen, ob der Ofen gut brenne und wie gearbeitet werde. Die Meinungen waren getheilt; aber in Einem mußte man dem Grafen Recht geben: er setzte durch, was er sich einmal vorgenommen hatte.

Mit der Ziegelbrennerei gings vorwärts und der Inspektor machte dem Grafen den Vorschlag, polnische Arbeiter anzustellen; weil sie billiger und fleißiger seien als andere. Der Vorschlag wurde angenommen und bald erschien ein Trupp Arbeiter und Arbeiterinnen, die, mit Säcken, Bündeln und Kästen bepackt, in die Scheunen und Häuser einzogen. Das war wieder eine Neuigkeit und gab zu allerlei Geklatsch Anlaß. Der Apotheker sprach vom sanitären Standpunkt, der Küster vom religiösen, der Gendarm vom Schreibnamenverzeichniß und das lustige Schneiderlein vom Thierschutz. Allmählich aber verstummte das Gerede und die Gewohnheit ließ Alles seinen Gang gehen. Selbst die früher Angestellten und nun Entlassenen zogen still ab und bald sah Niemand mehr durch das Gitter noch der Ziegelei oder zu den Rauchwolken empor, die dem großen Schornstein entstiegen und oft die Sonne verdunkelten.

Wie in einer Welt für sich lebten die „Polnischen“. Auf dem Markt erschien wohl Einer oder Eine, um in gebrochenem Deutsch nach dem Preis von Stoffen, Schnaps, Petroleum, Waaren aller Art zu fragen. Bescheiden, wie sie gekommen, gingen sie auch wieder. Fleißige und billige Arbeiter. Die meisten Jungverheiratheten schliefen in einem Raum, der einem Stall ähnelte; für die wenigen unverheiratheten Mädchen war ein Verschlag gemacht, hinter dem sie ihre Ruhstatt hatten. In der Woche wurden sie von einem dort Ansässigen beaufsichtigt. Samstag und Sonntag aber ging der Mann ins Dorf, um bei seiner Familie zu bleiben.

Das machten sich die Polnischen zu Nutzen. Die ganze Woche schwere Arbeit und strenge Aufsicht! An den freien Abenden wurde bei Harmonikaspiel, Gesang, Tanz und Schnaps das Leben genossen. Schnaps: Das war die Hauptsache. Beim ersten Glas schnalzten die Zungen; die kleinen Augen der Männer schlossen sich vor Vergnügen und zuckten dann in Entzücken auf. War erst das Feuer entfacht und das Blut im Kreisen, so tranken die Weiber und Mädchen auch Schnaps und schnalzten und schmunzelten. Trieben sie es gar zu toll und laut mit Sang und Tanz, der durch das Stampfen der benagelten Stiefel und Holzpantinen zum Dröhnen anwuchs, so erschien wohl der Inspektor in dem von Pfeifendampf und Lampenblak angefüllten Schlafstall, knallte mit der großen Hundepeitsche und gebot Ruhe. Das geschah aber selten; er gönnte den „Billigen“ den Feierabend. Auch fuhr er, als Junggeselle, dann meist in den Marktort, um sich in besserer Gesellschaft zu ergötzen.

Google

Unter den polnischen Mädchen fiel Katinka, die Jüngste, auf. In besser sitzendem Kleid hätte sie, mit ihrem Wuchs, wohl den Vergleich mit manchem Stadtfräulein ausgehalten. Kleine Füße, kleine Hände, starke blonde Zöpfe; sogar, trotz der schlecht gemachten groben Jacke, eine Taille. Beim Gehen wiegte sie sich in den Hüften und ihre blauen Augen hatten etwas Lustiges. Kam der Feierabend, so tanzte sie wilder und länger als alle Anderen; stets war sie die Letzte, die auf ihr Lager fiel. In einer solchen Nacht hatte sich Ignaz zu ihr geworfen.

Schon stürmte es über den See und über das Hügelland. Der Herbst kam. Durch die Fenster und Thüren des Schlafstalls stöhnte der Wind.

Stöhnte der Wind oder waren es die Wehen des Mädchens? Unheimlich klagten Beide in die dunkle Nacht, deren Ruhe schon vom Schnarchen der Müden gestört wurde.

Vor Schmerzen hielt es Katinka nicht mehr aus. Sie weinte laut. Das weckte Manchen. Müde Leute, die ausschlafen wollten. Sie brüllten das Mädchen an, draußen möge sie heulen; nicht hier. Sie drohten ihr und jagten sie, die weiter schluchzte, schließlich aus dem Schlafstall. Zitternd wankte sie, im Hemd, über den Hof, dem Ackerland zu. Da fiel sie und blieb, wie leblos, liegen.

Als der Morgenwind feuchte Tropfen auf ihre heiße Stirn warf, weckte sie ein Schrei. Im Osten zogen fahle, gelbe Wolken auf, die den Tag ankündeten. Die Glocke der Ziegelei rief zur Arbeit.

Zur Arbeit! So drängte es auch in Katinka. Von ihrer Kindheit an kannte sie nichts Anderes als Arbeit unter fremden Menschen. Vater und Mutter waren ihr fremd, fremd war ihr die Heimath gewesen.

Wieder ertönte die Glocke. Da warf sie das Kind, wie eine unnütze Last, in den vom Regen angeschwollenen Bach, der es gurgelnd aufnahm. Erleichtert fühlt sie sich; wusch sich und eilte dann, so schnell sie konnte, an die gewohnte Arbeit.

Nach wenigen Tagen kam der Inspektor mit einem Gendarm in die Trockenscheune, wo die Mädchen Ziegel schichteten. Die Kindesleiche war gefunden worden und der Verdacht auf die Polnischen gefallen.

Nach kurzem Verhör gestand Katinka. Sie wurde gefesselt und ins Gericht abgeführt. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Auch hier gestand das Mädchen Alles. Das Urtheil lautete: Fünf Jahre schweren Kerker. Lachend ging Katinka ins Gefängniß; denn sie kannte kein Gesetz.

Im Marktort wars ein großes Ereigniß. In Gruppen standen sie vor dem Gerichtsgebäude und beschimpften das polnische Mädchen; das Aergste leisteten die Weiber.

In der Wirthsstube zum Goldenen Engel aber saßen die besseren Leute: der Apotheker mit seinem sanitären Standpunkt, der Küster mit seinem religiösen, der Gendarm mit seinem Schreibnamenverzeichniß; später kam auch das lustige Schneiderlein mit seinem Thierschutz.

München. Paul Kalisch.

Google

Anzeigen.

Lord Chesterfields Briefe an seinen Sohn. Verlag von Georg Müller in München.

Ein guter Europäer, einer der freisten und beredtesten war Philipp Dormer Stanhope, der vierte Earl von Chesterfield. Man wußte von ihm als von einem Lebenskünstler, der nicht allein das Wort und die Feder, sondern auch die reale Welt selbst zu meistern gelernt hatte, so weit eben Kraft, Wille und Zucht an sie herankönnen. Er glänzte als Schriftsteller, als Hofmann und Diplomat, als Redner, Gesellschafter, Causeur, er war einer der tüchtigsten Verwalter Irlands, wo seine amtliche Wirksamkeit lange unvergessen blieb. In welcher Weise ihm gelang, sich im englischen Parlament auch bei seinem Wissen und Können ziemlich fern liegenden Gegenständen als Redner hervorzuthun, darüber hat er selbst sich in seinen Briefen und Schriften ausgesprochen. Sein Weltruf stammt aber aus der nach dem Tode des Achtundsiebenzigjährigen von seiner Schwiegertochter Eugenie Stanhope 1774 veröffentlichten Briefsammlung: „Letters written by the late Right Honourable Philip Dormer Stanhope Earl of Chesterfield to his son Philip Stanhope Esqu.; late envoy extraordinary at the Court of Dresden; together with several other pieces on various subjects." Es waren wirkliche Briefe, ohne jede zwinkernde Nebenabsicht auf posthume Veröffentlichung und Nachruhm geschrieben. Als diese Erziehungbriefe in Druck erschienen, war es, zunächst im Inselreich, ein literarisches und gesellschaftliches Ereigniß. Religion und Sittlichkeit schienen wieder einmal in Gefahr. Aber alle Schmähungen und Angriffe konnten nicht hindern, daß das Werk einen Siegeslauf antrat, daß Auflage auf Auflage folgte und daß es alsbald in andere Sprachen übersetzt wurde. Natürlich hat es ihm auch in Deutschland an heftigen Widersachern nicht gefehlt. F. C. Schlosser, der ja so Manchen mit der Berserkerwuth seiner Uebermoralität anfiel, schrieb in seiner (trotz dem darin sein Unwesen treibenden sittlichen Rigorismus) noch immer bedeutsamen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von der Briefsammlung als von „einer in gefeilter Form ganz vortrefflich geschriebenen Gaunermoral, die in England gleichzeitig mit der Sentimentalität eines Sterne und der übertriebenen Religiosität eines Young Mode ward". Es ist, als ob Schlosser den Begriff des guten Europäers vorausgeahnt hätte, denn er macht Chesterfield an anderer Stelle zum Vorwurf, daß er sich nach dem Beispiel der Franzosen bemühe, „eine vornehme und allgemeine Literatur der höheren Klassen zu erschaffen, die, allen Europäern angehörend, jedes nationalen, individuellen, kräftigen Charakters ermangelt und im Egoismus weichlich zerfließt". Gegenüber dieser von Schlossers Sittlichkeitfanatismus zeugenden Bewerthung darf wohl auf das in seiner Knappheit alles Wesentliche zusammenfassende, daher alle neuen Worte überflüssig machende Urtheil des stets sorgsam abwägenden, gerecht und vornehm denkenden Hermann Hettner verwiesen werden, der von den Briefen

Google

Chesterfields sagt: „Die Wahrheit ist, daß dies Buch einen herrlichen Schatz der feinsten Beobachtungen und Lebensmaximen enthält. Es ist eine Schule der Höflichkeit und des guten Tones, eine Erziehung zum Weltmann, zum man of fashion“. Freilich sieht sich auch Hettner gezwungen, noch hinzuzufügen: „Aber zum Weltmann um jeden Preis“. Eine vollständige Uebertragung des Originals erschien 1774 bis 1777 bei Weidmanns Erben in Leipzig; der Uebersetzer hat sich nicht genannt. Diese Ausgabe haben wir für unsere Ausgabe benutzt. Wir sind dabei von dem Gedanken ausgegangen, den ganzen Geist Chesterfields in allen seinen Ausstrahlungen zu zeigen und dem Leser nichts von der in der Briefsammlung waltenden Art des Mannes vorzuenthalten, insbesondere also keine sittenrichterliche Censur zu üben. Die Uebersetzung haben wir im Großen und Ganzen beibehalten. Sie ist, als einheitliche Leistung genommen, durchaus gut; auch der altfränkische Ton paßt heute noch trefflich zu dem Werk. Verleger und Herausgeber sind übereingekommen, das Werk in die von Otto Julius Bierbaum begründete „Bücherei der Abtei Thelem“ als achten und neunten Band einzureihen. Sie meinen, damit nur im Sinn des verstorbenen Dichters zu handeln. Schrieb doch Bierbaum: „Wer die Kapitel 52 bis 58 des Ersten Buches im Gargantua kennt, erfaßt den Sinn der Uebertragung des thelemitischen Klostergedankens auf eine Büchersammlung ohne Weiteres. Vor Allem wird damit gesagt, daß es nicht eine Bibliothek für Alle sein soll, insbesondere nicht für Die, denen Gottlob Regis die Namen aufgebrannt hat: Gleisner und Zeloten, Duckmäuser-Roten, dämischer denn Gothen, Brummbär und Eifersüchter, Krokodilgelichter. Dagegen: Kamerad erlesen, von munterem Wesen mit lauterem Sinn freue sich hierin. Solchen Männern (und Frauen gleicher Art) eine kleine ausgewählte Bibliothek zusammenzustellen, ist also der Grundgedanke des Herausgebers. Er nimmt an (mehr: er weiß), daß die Abtei Thelem, wenn auch nicht als das schöne Weltkloster am Ufer der Loire, so doch als eine überallhin verbreitete Gemeinde besteht“. In solche Bibliothek gehört auch Chesterfield.

Hans Feigl.

Jahrbuch der Weltwirthschaft 1911. Verlag von Gustav Fischer in Jena. Preis M. 18.

In diesem Werk wird ein Versuch gemacht, das wirthschaftstatistische Material, so weit es auf amtliche Quellen zurückgeht, den an der Weltwirthschaft interessirten Kreisen in einer für Nachschlagezwecke brauchbaren Form zu bieten. Wollen wir ein Bild der wirthschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern feststellen, wollen wir uns über das Getriebe der Weltmarktwirthschaft orientiren, so ist erst nothwendig, das in Frage kommende Material zusammenzutragen. Bei der Herausgabe des Jahrbuches blieb die Statistik der Interessenten, so weit sie nicht in die amtliche Statistik übergeht, unberücksichtigt. Nur das aus Amtsquellen gelieferte Material wurde benutzt.

Jena. Gustav Fischer.

Google

Aldobrandinische Hochzeit.

In den Titus-Thermen zu Rom wurde vor etlichen Jahren eine marmorne Nymphe ausgegraben, deren Leib so voll warmen Lebens schien, daß es war, als hätte man eine Schlafende aus der Erde gehoben. Den Reiz des Lebendigen erhöhten noch schaurig dunkelrothe Tropfen, die ihr über Busen und Hüften gesprengt waren, gleich Blut. An Händen, Füßen und um die Lenden war sie mit dicker Eisenkette gefesselt, wie eine schwere Sünderin. So viel natürlich auch über das blutbenetzte, gebundene Steinbild geforscht und gefabelt ward, so hat doch kaum Einer seine wahre Geschichte erfahren, wie auch kaum Einer von dem Papst weiß, der dem üppigen Borgia folgte und dem herrischen, zweiten Julius voraufging, den keine Papsttafel nennt, der nicht in Gold von San Paolo niederstrahlt wie die anderen guten Hirten, der für seinen ungemessenen Frevel getilgt ward aus dem Gedächtniß aller Frommen. Wie das schöne Marmorbild, so schien auch sein Name zu ewigem Dunkel verdammt. Aber der neue Tag entriß dem vorigen sein Geheimniß, gab die lebendige Nymphe und den toten Papst noch einmal dem funkelnden Licht italienischer Sonne zurück.

*

Nach dem Tode des Borgia wars. Durch die Gänge des Vatikans schritten die Kardinäle, in langer, streitbarer Berathung ihn zu wählen, dessen Name die feierliche Haft des Konklave bricht und den jauchzenden Verklärungruf auffliegen heißt: „Habemus papam!“

Jetzt raunte es noch schreckhaft um sie her von Tod und Todesnoth. Wie ein unbekanntes Uebel dem Borgia mit Eins die Muskeln verrenkt und gesteift, daß er in der fürchterlich grotesken Verzerrung anzusehen gewesen wie ein Gliederkünstler auf dem Jahrmarkt. Wie kaum eine Stunde nach seinem Abscheiden der Leichnam schon blaufleckig, übelriechend gewesen; und dann (das Schrecklichste) das unheimliche, schwarze Wasser, das zäh und unaufhörlich aus dem Sarge getropft war, als die jungen Kleriker ihn auf die Schultern geladen. „Sumpffieber“ ... Jeder betheuerte, Keiner glaubte es. Mit lauernder Angst prüften sie einander die Augen und Mienen, das Beben der Nerven und Jeder dachte vom Anderen: „Du warst es!“ In das Flüstern ihrer Erinnerung, ihres Grausens und ihres Argwohns drang von den Totengemächern her der tobende Jammer Caesars und Lukrezias, denen in dem Mann mit der Tiara auch der schwächste Vater gestorben war, der lächelnde Schirmherr ihrer verworfenen Lüste.

Heiß und schwer war der Wahlgang, denn zwei Parteien hatten sich gebildet, die einander hitzig bekämpften. Die Einen, Anhänger von Borgia und Borgias Art, wollten nicht nur einen Hirten, sondern auch einen Streiter und Fürsten der Kirche und schaarten sich um den Kardinal Aldobrandini, den geistreichen Spötter, den genußfrohen Weltmann. Die Anderen, mit dem demüthigen Sinn und dem hochmüthigen Glauben, hatten sich im Stillen für den Karaffa entschieden,

Google

einen Priester, der trotz seinem Purpur und seiner vornehmen Abkunft das Leben ansah wie einen Bußtag, nichts von Streit, Macht, Kunst wissen wollte, mit verbissenem Gehorsam jedem Kirchengebot anhing und jeden leisesten Verstoß dagegen mitleidlos ahnden würde. Wie zwei Standarten flatterten die Namen Aldobrandini und Karaffa über die Streitenden hin, und weil in der Erbitterung der Meinungen schließlich Jeder lieber die eigenen fallen als die Anderer siegen lassen wollte, so einigten sie sich schließlich auf einen jungen Prälaten, an den Keiner zuvor gedacht hatte, von dem man nichts wußte, als daß er einem Geschlecht entstammte, das der Welt schon drei Päpste gegeben hatte. Als die ersten Leidenschaften und Enttäuschungen abgebraust waren und sie ihre Wahl mit kühlen, klugen Blicken betrachteten, waren sie zufrieden; konntens auch sein. Der neue Papst war zwar noch sehr jung, kaum an Dreißig, hell und heiter, fast jünglinghaft anzusehen, ohne darum einer schicklichen Würde zu entbehren. Er galt als gelehrt, den Künstlern wohlgeneigt und es gab manchen Frauenmund, der ihn gern anders genannt hätte als Monsignore. So gefiel er besonders Denen, die zuerst Aldobrandini gewollt; Die von Karaffa aber versöhnte die Thatsache, daß sein Ohm von Mutterseite her Bocasini war, der finstere Karmeliter, der den Purpur verschmäht hatte, weil ihm die rauhe Ordenskutte noch allzu weich für das sündige Gefäß seiner Seele schien, dem der Glaube ein Kreuz war, an dem er jeden Tag aufs Neue unter qualvoll brünstigem Bekenntniß verblutete.

So begann die neue Herrschaft unter glücklichen Voraussetzungen. Die Kirche konnte gerade einmal der Ruhe pflegen, hatte sich weder gegen einen unbotmäßigen Kaiser noch gegen widerspenstige Fürsten zur Wehr zu setzen. Der junge Papst lebte friedlich im Vatikan, las jeden Morgen in seiner Hauskapelle die Messe, hörte die Vorträge und Rathschläge erfahrener Kämmerer klugen und willigen Sinnes an, speiste mit Malern und Bildhauern zu Mittag, erwies seinem finsteren Ohm fast kindliche Ehrerbietung, obgleich er der Statthalter Christi und Jener nur Fra Giacomo hieß. Wenn er in den verschiegenen Gärten römischer Edler lustwandelte oder zu Festen und öffentlichen Prunkschauspielen erschien, dann drängten sich wohl schöne Frauen, die noch des Borgia schwüler Zeit gedachten, an ihn, mit der Sehnsucht ihrer Blicke, mit dem Duft ihrer Haut ihm die Sinne zu lösen. Er schalt sie nicht „unreines Gezücht“ wie sein finsterer Ohm; aber seine lächelnde Kühle beleidigte sie bitterer als zornige Abwehr. Er lebte das reine Leben eines Gottesmannes und das heiter prächtige eines mächtigen Kindes seiner Zeit. Nicht einmal der Ohm fand an ihm zu tadeln.

*

Frühling wars in römischen Landen geworden. Krokus und Iris blühten. Mit tiefen Athemzügen trank der junge Papst Lenzesduft und Lenzesschönheit; war dankbar und froh, daß der toten Monde Regenzeit vorüber war. Das von Sandel duftende Feuer der weißen Kamine

Google

verachtete er nicht etwa gänzlich noch verschmähte er die tiefen Gespräche langer Nächte; aber im Spätherbst erst hatten sie ihn auf Petri Stuhl erhoben und all die vielen Wochen nachher nichts Anderes mehr gekannt als den Wunsch, ihn zu feiern und zu vergöttern. So berauschend es das jugendliche, dreifach gekrönte Haupt auch zuerst dünkte, wie in einer Wolke der Verklärung über tiefgesenkte Stirnen zu ragen und selbst die Mächtigsten der Erde zum Fußfall zu zwingen: allmählich schlich es doch wie Sehnsucht über ihn, ohne daß er selber recht wußte, was ihm mangelte und was er begehrte. Als aber der erste blühende Mandelstrauch im Rosenfeuer wie ein erröthendes Mädchen vor ihm stand, da fiels ihm ein. Er ließ die Sänfte halten, die ihn trug, stieg aus, stand ein Weilchen in frommem Schweigen: dann segnete er mit ausgebreiteten Händen den lieben Strauch und die dunkle Erde, der er entsprossen war.

Fra Giacomo, Kardinal Morosini und Kardinal Bigatto waren mit ihm. Erstaunt, nicht ohne Bewegung sahen die Eminenzen sein ungewöhnliches Thun. Ihr Glaube war aber nicht so hart und eng, daß er nicht gern die schöne Symbolik dieser Frühlingshandlung verstanden hätte. Wie gütige, vielleicht allzu erfahrene Menschenkenner verneigten sie sich, als der Papst sich mit einem kleinen Lächeln zu ihnen wandte.

„Monsignori, bis heute waren wir immerfort ‚Herr der Christenheit'. Von morgen an wollen wir auch ein Wenig Mensch sein, denn auch Lenz und Jugend kommen von Gott . . ."

Der finstere Karmeliter aber sah den gesegneten Strauch böse an, kreuzte sich und sprach laut: „Der Herr vergebe uns unsere Sünden, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen."

Wie der Papst gesagt hatte, geschahs. Von Bigatto und Morosini geleitet, wanderte er in Rom und Roms Umgebung mit solchem Eifer umher, als habe er zum ersten Mal den Fuß in die Ewige Stadt gesetzt. Allzu genau kannte er freilich den Sitz seiner eigenen Herrlichkeit nicht, denn er war nicht Römer von Geburt. Entzückt durchstreifte er die Kampagna, kam an den blauen Nemisee, auf dessen Grund noch die Prunkgaleeren des Tiberius glitzern, stieg hinauf nach Tivoli, zu dem in den Fels gesprengten Tempel der Sibylle, grüßte mit jeder neuen Sonne einen neuen Reiz, ein neues Wunder, denn eben begann Rom aus lange verhülltem Schoß seine Schätze auszuwerfen, zum Entzücken und zur Beschämung einer ganzen Welt. Anfangs hatte der Papst versucht, auch den Karmeliter mit in die neuerstandenen Wunder hinauszulocken. „Ohm, solche Pracht habt Ihr noch nie gesehen!"

„Ich begehre auch nicht, sie zu sehen."

Des Papstes Lippen zuckten. „Warum begehrt Ihrs nicht zu sehen!"

„Weil das heidnische Steinzeug ein Spott ist für den gekreuzigten Heiland."

„Glaubt Ihr, der Herr ließe es neu erstehen, wenn wir uns nicht daran freuen sollten?"

Google

„Glaubt Ihr etwa, daß der Herr am Marterholz hing und schrie, damit wir, sein vergessend, unsere Tage in Jubel vergeuden sollten?“

Der Papst entgegnete nichts mehr. Allzu oft schon hatte er mit dem Ohm ähnliche Gespräche geführt und nie war er Sieger geblieben. Immer hatte der Karmeliter das letzte Wort gesprochen und die Schatten seines furchtbaren Glaubens lagen dann immer noch lange auf dem jungen Papst. Heute aber wollte er heiteren Sinnes bleiben, denn ein erlesener Genuß wartete auf ihn.

„Verzeih, Ohm,“ sagte er mit liebenswürdigem, fast kindlichem Lächeln, „wenn ich jetzt nicht weiter mit Euch über Zweck und Sinn dieses Daseins streiten kann. Ich will hinaus nach Frascati, zum Aldobrandini.“

Der Karmeliter schwieg und sah den Neffen durchbohrend an; denn er haßte den Kardinal Aldobrandini. Die frivole Eminenz rächte sich für den offen zur Schau getragenen Haß mit Spott, der sich meist hinter den Schein der Ehrfurcht barg. Er wars, der dem Karmeliter den Spitznamen „Der Heilige Oheim“ aufgebracht hatte.

„Verzeihen Eure Heiligkeit die kecke Frage: Haltet Ihr mit dem Aldobrandini eine Andacht ab?“

„Eine Andacht? Nein. Oder doch. Vielleicht. In seinen Gärten draußen in Frascati haben die Gärtner beim Ausheben von Erde ein wundersames altes Bild gefunden. Das will er mir zeigen!“

„Ein wundersames Bild? Eine Madonna also oder eine Heilige?“

„Nicht doch. Da ich wundersam sagte, meinte ich nur seine Schönheit, die groß sein soll. Aldobrandini findet nicht Worte genug, um den Reiz der Linien, den zarten Schmelz der Farben zu schildern, trotzdem es wohl schon an zweitausend Jahre alt sein mag.“

„Ein Heidenbild also?“

„Ungefähr. Es soll eine altgriechische Hochzeit darstellen. Ich brenne vor Begier, es zu sehen.“

„In unreiner Flamme brennt Ihr!“ rief der Karmeliter leidenschaftlich.

Der Papst richtete sich gerade auf. Sein eben noch gütiges Gesicht war ernst und stolz. „Ihr vergeßt, zu wem Ihr spricht!“

Der Karmeliter schlug die fanatischen Augen nieder, beugte die Knie. „Ich habe gefehlt. Legt mir die Buße dafür auf; ich will sie ohne Murren tragen.“

Der Papst bedachte sich einen Augenblick. Schon huschte wieder Güte und Freundlichkeit über sein Antlitz. „Steht auf, Fra Giacomo! Eure Buße sei, daß Ihr mich zum Aldobrandini begleitet. Wir fahren sogleich, denn die Sonne steigt sonst zu hoch und wir kommen allzu erschöpft bei meinem Bilde an.“

Ein heißer Tag wars und der Weg weit bis in den köstlichen Wald, der noch über die Villa des Kardinals hinaus zu dem verfallenen Theater des Maecenas führte. In einem luftigen, hellen, mit munteren Eselchen bespannten Wagen fuhr der Papst und freute sich

Google

über die Beweglichkeit der fleißigen Thiere. Zu seiner Linken saß schweigsam Fra Giacomo. Als die Sonne immer höher stieg, perlten helle Tropfen von seiner Stirn auf die härene Kutte; da nahm er den geweihten Rosenkranz aus der Tasche und begann, das Agnus Dei zu beten. Der Papst war nicht so geduldig. Die Hitze griff ihn an. Das tanzende Hin und Her der großmaschigen Goldnetze, mit dem Kopf und Bug der Esel behangen waren, that in dem flimmernden Licht seinen Augen weh, wie seinen Ohren das Gesurr der Bremsen, die sich in den verschobenen Vierecken der Goldmaschen fingen und die Thiere quälten. Er gehörte nicht zu Denen, die Hitze röthet und erschlafft; allmählich wurde er immer blasser, seine Augen und sein ganzes Wesen waren unruhig. Immer wieder wandte er sich mit einer Frage, mit einem Gespräch an den Begleiter; eine seltsame Hast, eine fiebrige Heiterkeit lag über jedem Wort und in jeder Geste. Endlich, die Sonne stand schon auf ihrem Scheitelpunkt, kamen sie beim Aldobrandini an. Der Kardinal erwartete ehrfürchtig seinen erhabenen Gast am Eingang des Hauses; Pagen, in gelben Damast gekleidet, boten mit demüthiger Kniebeuge gekühlte Kristallschalen, in denen Scherbet und Früchte lockten.

Als Aldobrandini hinter dem Papst den Karmeliter auftauchen sah, traute er seinen Augen nicht. Er verneigte sich aber gleich so tief vor ihm, wie nur der Spott sich verneigt, und sagte mit gut gespielter freudiger Ueberraschung: „Nimmermehr hätt' ich mirs träumen lassen, daß ein heidnisches Bild mir die Ehre Ihrer Gegenwart verschaffen würde."

„Ich kam, weil Seine Heiligkeit es befahl."

„Ja, ja, Aldobrandini," sagte der Papst lächelnd, „er kam nur, weil er mußte. Und er hat den ganzen Weg über schon so eifrig gebetet, daß ihm kein Spuk der Hölle mehr Etwas anhaben könnte."

„Ich dachte nicht, daß mein Gebet den Spott Eurer Heiligkeit herausfordern werde."

„Soll es auch nicht, mein theurer Ohm, soll es wahr und wahrhaftig nicht! Wenn ichs dem Aldobrandini erzählte, geschah es nur, damit er recht bedenke, wie erlesen sein Bild sein muß, wenn ihm zu Liebe ein so strenger Mann wie Ihr Stunden lang in der Sonne briet."

„Ich verlasse mich auf mein Bild", sagte Aldobrandini und lächelte. Fra Giacomo sah ihn an und erschrak. War nicht dieser Aldobrandini der Versucher, der schon vor fünfzehnhundert Jahren dem Herrn genaht war? Eigentlich teuflisch sah er ja freilich nicht aus, trotz seinem scharfgeschnittenen Gesicht und dem Lächeln, das ihm den linken Mundwinkel immer aufwärts zog; aber der weltfremde Mönch verstand die sehr irdische Geschichte nicht, die in dem leidenschaftlichen, verlebten Gesicht geschrieben stand. Unwillkürlich sah er zu Boden, ob nicht unter dem langwallenden Talar ein Thierfuß sichtbar werde oder ob die Eminenz nicht ein Bein schleife; aber da war nichts Uebles zu merken. Von je her war der Gang das Beste an der Erscheinung

Google

Aldobrandinis gewesen und immer noch lag in seinem Schritt das prächtige Temperament, der Hochmuth und die Geschmeidigkeit einer alten Rasse.

Der Papst hatte in Hast zwei, drei Schalen voll gesüßten Granatapfelsaftes getrunken. Er schien wie verbrannt von innerer Hitze.

Der Kardinal geleitete seine Gäste in eine dämmerige Halle, in der nichts von der Gluth des Tages zu spüren war. Aus einem weiten Porphyrbecken sprang ein silberiger Wasserstrahl mit geschäftiger Anmuth in die Höhe und verplätscherte dann mit schmachtender Lässigkeit auf dem zitternden Spiegel. Die Herren lagen in kühlen, bequemen Mattensesseln, hinter dem Papst standen zwei Pagen und fächelten ihn mit Rädern aus Straußenfedern. Allmählich schwand da der Bann des lähmenden Lichtes von ihm. Sein blasses Gesicht färbte sich wieder leicht, seine Augen flackerten nicht mehr, wohliger Halbschlummer umfing ihn, in dem er aber noch deutlich hörte, daß Aldobrandini den Karmeliter in ein tiefsinniges scholastisches Gespräch verwickelte.

Als er ausgeruht war, schritt man zum Mahle, obgleich der Papst sehr ungeduldig war, das Bild zu sehen.

„Ich verstehe Euch nicht, Aldobrandini! Die Tafel kann doch warten, bis wir Euer Wunderwerk gesehen haben.“

„Ich fürchte, Euer Heiligkeit werden Essen und Trinken vergessen, wenn Sie es zuvor betrachten, darum bitte ich, erst meinem armen Tisch die Gnade zu erweisen.“

Der Papst lachte gutgelaunt. „Ich möchte wohl wissen, was Euer Küchenmeister thäte, wenn er hören könnte, daß Ihr seine Meisterwerke ‚armer Tisch‘ nennt!“

„Er würde mich vergiften!“

„Und er thäte Recht daran!“

„Da Eure Heiligkeit selbst ihn so hoch schätzen, ist es nur billig, daß seine lebendigen Schöpfungen den Vortritt vor toten, griechischen haben.“

„Also gut, denn mit Euch ist eben so wenig zu streiten wie mit meinem Ohm. Auch Ihr behaltet immer Recht.“

Aldobrandini lachte und verneigte sich tief.

Der Mönch sah ihn nachdenklich an; in seinen düsteren Augen stand die Frage: „Immer?!“

Der Küchenmeister hätte gewiß Recht gehabt, beleidigt zu sein, wenn Einer seine Meisterwerke gering schätzen wollte. Verstand er aber, den Gaumen zu reizen, so wußten Falerner und Lacrimae Christi ihn wieder wohlig zu kühlen, so daß immer neue Begierde nach Anreiz und Löschung erwachte. Selbst Fra' Giacomo, der sonst mit Vorliebe nur Polenta, Bohnen und Linsen löffelte, that den Speisen Ehre an; den Wein freilich wies er zurück. Er blieb ruhig, verschlossen wie immer, während aus dem rothen und gelben Geperle lächelnde kleine Götter aufstiegen und einen schalkhaften Reigen um die Häupter der beiden Anderen schlangen. Plötzlich aber zerriß der Papst mit einer jähen Be-

Google

wegung die schwirrende Anmuth. Er schob seinen Stuhl zurück, warf den Kopf in den Nacken. „Das Bild!“

Es war ein Ton, der keinen Widerspruch duldete. So gern Aldobrandini auch noch Zwiesprache mit den kleinen Schaumgöttern gepflogen hätte: er und der Mönch mußten dem rasch Voranschreitenden folgen.

Als feiner Kunstkenner, der die Wirkung der Gegensätze und der Einheiten begreift, hatte der Kardinal das Bild in einen Saal bringen lassen, dem jeder andere künstlerische Zierrath fehlte und der durch schwerfallende Vorhänge aus blaßrothem Sammet ein heimlich gedämpftes Licht empfing. So stimmte es wohl zu dem wundersamen Gemälde, dessen Farben zwar zart, aber so frisch, dessen Umrisse so lebendig leuchteten, als wäre sein Maler erst vor wenigen Tagen noch prüfend vor der Staffelei gestanden, als wäre er nicht seit mehr als einem Jahrtausend vermodert und vergessen.

„Hier ist meine Hochzeit, Eure Heiligkeit“, scherzte der Kardinal mit dem frohen Stolz des Sammlers, der gewiß ist, Staunen und Neid zu erregen.

Als der Papst vor das Bild trat, stieß er einen kleinen Schrei des Entzückens aus. Nicht ein Gemälde: Hellas selber wars, das da voll naiver Lebensfreude vor ihm stand. Das Bild stellte eine altgriechische Hochzeitfeier dar. In der Brautkammer sitzt die junge Frau noch angekleidet auf dem Lager, Mutter und Dienerinnen sind um sie beschäftigt. Nebenan rüsten Frauen das Bad, im Vorraum bereiten singende Weiber das hochzeitliche Opfer. Ungeduldig harrt der Bräutigam auf einer Estrade.

Der Kardinal wartete lange, daß der Papst seine Meinung, seine Bewunderung äußern werde. Er wartete vergebens. Der Papst schien vergessen zu haben, daß Menschen neben ihm standen, Einer, der vor Gier nach Lob und Weihrauch für sein Kleinod fieberte, und ein Anderer, der nach einem raschen, ersten Blick auf das hochzeitliche Bild die düsteren Augen senkte und sie nicht mehr von dem eingelegten Steinmosaik des Bodens hob.

Wie im Traum suchte die Hand des Papstes Aldobrandinis Arm. „Es geht über alle Begriffe. Es ist lebendig . . . unheimlich lebendig, möcht' ich sagen. Dabei von einem bethörenden Reiz der Farbe. . . .“ Er sprach es eigentlich ganz für sich. Oder vielleicht zu dem Maler, von dem seit mehr als tausend Jahren Keiner mehr wußte. Aldobrandini war glücklich, daß er nun endlich reden, erläutern durfte. Sie vertieften sich angelegentlich in das Bild, konnten einander nicht genug seine Vorzüge rühmen und die erstaunliche Widerstandskraft seiner Farben, die einen Grabesschlummer von anderthalb Jahrtausenden überdauerte.

„Diese Bewegung der Mutter, ist sie nicht prachtvoll?“

„Und diese singenden Frauen! Man meint, den Kantus von ihren Lippen steigen zu hören!“

Google

„Und das Gewand der Braut! Jeden Faden könnte man zählen.“

„Die Haut Ihrer Heiligkeit selbst ist nicht blutwärmer und sammetener als ihre Haut.“

Der Papst sah jedoch nicht mehr blutwarm aus wie zuvor bei der Tafel. Die Bläſſe übergroßer Hitze lagerte wieder auf seinem Gesicht, aus dem die Augen unruhig blitzten. Da er etwas schwachsichtig war, nahm er ein in Gold gefaßtes Augenglas und betrachtete nochmals aufmerksam das Gemälde; wandte sich plötzlich dann mit jähem Erröthen ab und verließ schnellen Fußes Bild und Gemach.

Die Heimfahrt war stumm. Die Tramontana wehte schon gefährlich, aber der Papst wehrte Mantel und Decke ab, mit der die Sorgfalt seines Ohms ihn hüllen wollte. Unnatürlich blaß lehnte er im Wagen, während die hochaufgelaufenen Adern seiner Hände, seine fiebrig glitzernden Blicke von Brand redeten. Zuweilen überlief ihn ein kleiner Schauder. In Sinnen und Gebet fuhr der Mönch neben ihm durch den blauen Nebel des abendlichen Landes. Nicht Gebete fromm und ergeben, wie sie dem Christen ziemen, sondern grimme Anklagen, verzweifelte Hilfeschreie: „Der Versucher! Schütz' ihn vor dem Versucher!“

Der Papst zog sich sogleich in sein Schlafgemach zurück. Er klagte über Müdigkeit, die Kämmerer und Wachen hörten aber, daß er die ganze Nacht keine Ruhe fand. Auch Fra' Giacomo schlief nicht. In brünstigem Gebet erwartete er den Morgen, gelobte Geißelung und reiches Kirchenopfer, auf daß der Herr den Bösen von der Schwelle seines Statthalters scheuchen möge.

*

Nach wenigen Tagen schon kam der Papst wieder in die Villa Aldobrandini; diesmal allein. Er entschuldigte mit etlichen nichtssagenden, heiteren Worten seinen jähen Aufbruch. „Ein kleiner Anfall von Malaria. Ja, Eminenz, ich glaubte schon, Euch, Euren Koch und Euer Bild nimmer wieder zu schauen.“ Dafür wollte er aber jetzt das Bild wieder sehen, gleich und lange sehen.

Nach abermals ein paar Tagen kam er wieder. Wieder, wieder und immer wieder. Schon harrte vor der Griechenhochzeit täglich ein bequemer Sitz des erlauchten Gastes. In phantastisch geschwungener Schale stand dunkler Wein bereitet, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Granatäpfel, wie ein heidnisches Trankopfer.

Seltsames wurde da wach in dem Mann mit der dreimal gekrönten Stirn. Stimmen, Tumulte regten sich, die er kaum je gekannt, oder doch mit der Kraft gläubiger Selbstzucht gebändigt hatte. Unablässig umkreiste seine Phantasie das Mysterium, dessen ahnungschwere Süße die langvermoderte Künstlerhand gemalt hatte. Die Gestalt der Braut vor Allem beschäftigte ihn, ihr weicher Wuchs, die sanfte Hingebung, mit der sie zagend und doch ungeduldig wartet. Wie mußte der Maler solch ein Weib gekannt, welch seltsame Vermessenheit mochte ihn getrieben haben, daß er sie so, gerade so auf die Leinwand gebannt hatte!

Google

Der Sommer stieg zu seiner Höhe empor. Die Luft zitterte vor Hitze und durchsichtigem Golde. Pinien und Cypressen stachen mit ihrem Schwarz schmerzhaft in einen Himmel, dessen endlose, nachtdunkelnde Bläue bedrückte, wie die allzu prunkvolle Decke eines Saales. Von weißen Marmorpalästen stürzten Gießbäche rother Rosen, Blumen wuchsen nicht mehr, sondern rasten aus der Erde hervor, daß man in entfernten Gassen die betäubende Welle ihres Athems fühlte, ohne daß man sie sah. Die Menschen wurden weich, schlaff, üppig, dachten und redeten nur von Liebe. In Gluth, Duft und Flüstern stand Rom wie ein riesiges Hochzeitbett, aber um das Freudenlager schwälte von der Kampagna her der unheimliche Odem des Fiebers.

Es hatte Mühe gekostet, den Papst zu überreden, daß er während der heißen Jahreszeit Rom gegen eines seiner hochgelegenen Lustschlösser vertausche. Er hatte nichts davon hören wollen, war unerschöpflich in Ausreden gewesen, denn er konnte doch Keinem sagen, daß ein Bild ihn festhielt. Der Ohm wußte es dennoch. Er sah nicht, aber er begriff, was in der Villa Aldobrandini geschah. Alle Stunden hindurch, in denen der Neffe vor dem Gemälde saß, kniete der Ohm vor Heiligen und Kruzifix, sie bald in demüthigen, bald in verzweifelten Worten zu Beiständen des vom Versucher Bedrängten herbeirufend. Endlich fand sein Gebet Erhörung: der Papst reiste nach San Sorino, um die Seebäder zu gebrauchen.

Hier, in der Stille ländlicher Umgebung, unter dem schwermüthigen Murmeln der See, in den Träumereien, die ferngleitende Segel, verschwimmend schimmernde Inseln anregten, schien die seltsame Macht des Bildes gebrochen. Der Papst war heiter und unbefangen, wie lange nicht mehr, plätscherte mit knabenhaftem Uebermuth in den blauen Wellen seines Bades, suchte Muscheln und Seepferde oder lag unthätig unter weißem Gezelte am Strand, sofern er nicht Staatsgeschäfte erledigte, die tägliche Couriere von Rom herbeischleppten. So ging es bis in den Herbst hinein. Auch dann gedachte der Papst noch nicht, in den Vatikan heimzukehren, sondern wollte in San Sorino baden und fröhlich sein, bis die ersten kalten Morgen ihn vertreiben würden. Der Karmeliter vernahm es und dankte seinen Heiligen, die den Menschen nimmer verlassen, wenn er sich nur fest an ihre himmlischen Gewänder klammern will.

Der Versucher aber ruhet auch nimmer.

Kaum hatte der Papst zum ersten Mal wieder in der Ewigen Stadt genächtigt, kam auch schon Aldobrandini an, ihm freudig erregt ein neues Wunder zu melden, das ihm abermals in seinen Gärten begegnet sei. Beim Umgraben eines Brunnenschachtes hatten die Arbeiter wieder ein klassisches Meisterwerk gehoben; diesmal nicht ein farbig Bild, sondern eine weiße Steingestalt. „Herrlichster Karrara-Marmor! Eine Nymphe, vielleicht auch eine Venus (obgleich sie mir dafür zu vollhüftig scheint). Nie saht Ihr Schöneres! Das Korn des Marmors ist leise gegilbt, so daß Ihr meint, lebendiges Fleisch zu sehen.

Google

Und Linien hat der Bildner gezogen ... Formen ... Die Vollendung selbst!“

Als der Papst zum ersten Mal vor der steinernen Frau stand, fiel ihn heftiger Schreck an, so daß er zunächst stumm blieb. Nach einer Weile erst, halblaut, als könne sie ihn hören: „Aldobrandini, sehet doch!“

„Was, Eure Heiligkeit?“

„Wem sie gleicht!“

„Was meinen Eure Heiligkeit?“

„Sie gleicht der Anderen.“

„Welcher Anderen?“

„Der Braut auf Eurem Hochzeitbild. Wie eine Schwester der Anderen, nein, wie nur die Schönheit sich selber gleicht.“

„Wahrhaftig, Eure Heiligkeit haben Recht! Auch mir fällt es jetzt auf, zum ersten Mal!“

„Es ist die Selbe. Zwei Künstler müssen sich an diesem Wunder berauscht haben.“

„Offenbar ist sie ein gesuchtes Modell gewesen“, sagte Aldobrandini. Der Papst hörte ihn kaum.

„Zwei Männer haben sie gekannt! So sehr, so sehnsüchtig gekannt, daß Jeder ihren Leib bilden mußte.“

Aldobrandini lächelte boshaft.

„Dieser hier scheint ihn nicht nur gebildet zu haben. Der Andere, der Maler, war wohl der Schwärmer, der sie ‚liebte‘, ganz unegoistisch ‚liebte‘; der Bildhauer aber verstand sich viel besser auf die süße Kunst. Der hat sie geformt, wie er sie nach durchküßter Nacht ins Bad steigen sah.“

„Schweigt!“

Mit Anstrengung gelang es dem Papst, das Wort gebieterisch auszustoßen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. „Schweigt!“ Er sprachs zum zweiten Male, schwächer, flehender als vorher.

Aldobrandini schwieg wirklich. Er war beleidigt über so kategorische Weisung, die sich eher für einen Präzeptor denn für einen Kirchenfürsten geziemte. Seine glückliche Lebemannsart ahnte ja nicht, mit welchen Vorstellungen, Reizungen und Qualen sein Herr und Fürst sich plagte. Hätte ers geahnt, er hätte lachend Rath gefunden.... So aber schwieg er beleidigt und philosophirte im Stillen über die Undankbarkeit der Großen, denen man das Beste zeigt, was man hat, und die dann ungnädig von oben herab befehlen: „Schweigt!“

Zum Abschied umarmte der Papst den Kardinal und sagte strahlend: „Ihr seid ein glückseliger Mann, Aldobrandini! Schade, daß Ihr für Euer Glück und Eure Schätze dereinst ohne Leibeserben bleiben ..“

Der umhalste Kardinal blinzelte ein Wenig, als wollt' er sagen: „Wißt Ihr Das so genau?“ Aber der lustige Cynismus erstarb ihm auf den Lippen. Er wurde nachdenklich und fröstelte. Er lebte schon allzu lange in Rom, kannte die Geschichte dieses Hofes, die offizielle wie die heimliche, zu genau. Es war nicht gut, wenn man sich im Vatikan Gedanken über die Erbschaft der Kardinäle machte, ganz und gar nicht

Google

gut. . . . Dieser hier freilich schien harmlos, gut, fast wie ein Kind. Wer aber wußte in Rom zu sagen, was Einer schien und was er war? Hatte er sich gar erst auf Petri Stuhl gesetzt, so legte er oft mehr des Menschlichen ab als nur den Namen und der Machtrausch benebelte ihm den Sinn, daß er Blut verschüttete, als wärs Wein.

In dieser Nacht schlief der Kardinal sehr schlecht. Wenige Tage später bot er dem Papst die Marmornymphe zum Geschenk an. Da begann im Vatikan ein seltsamer Kult.

Der Papst ließ die Nymphe in ein kleines, achteckiges Gemach bringen, das an sein Schlafgemach stieß. Wie ers beim Aldobrandini gesehen, ließ er die Wände mit tiefrothem Sammet bespannen, die Fenster mit röthlichen Stoffen verhängen und inmitten dieser röthlich wogenden Lichtfluth stand das Marmorweib auf purpurnem Sammetsockel. Stunden lang saß der Papst vor ihr; wenn er kam, jubelte sein Schritt wie der eines Bräutigams, wenn er ging, schwankte er wie ein Trunkener oder ein Verbrecher. Gleich einem blutgierigen Gespenst fiel ihn dieses Weib an, das mit zwei Männern gebuhlt und sie zum Dienst ihrer Schönheit gezwungen hatte.

„Herr, Herr, eine Teufelin habt Ihr in Euer heiliges Haus geführt", jammerte Fra' Giacomo mit bittend aufgehobenen Händen . . .

„Ohm, kommt zu Euch! Euer grüblerischer Sinn weiß nicht mehr zwischen der Hölle und des Himmels Werken zu unterscheiden."

„Ein Himmelswerk nennt Ihr die nackte Heidendirne?"

„Freilich, denn alles Schöne schenkt der Himmel."

„Das Geile aber stinkt nach der Hölle."

„Ihr sprecht von einem Kunstwerk!"

„Ein Kunstwerk! Ein Blendwerk ists, das der Versucher Euch geschickt hat!"

„Nun, so wollen wir ihm dankbar sein für solche vollendete griechische Versuchung!"

„Ihr frevelt, Herr!"

„Und Ihr, Ohm, seid ein Kind. Als ob man nicht den Schöpfer selber priese, wenn man preist, was seine Geschöpfe auf sein Gebot bilden!"

„Wärs eine Madonna oder eine Heilige, die Ihr so verehrt!"

„Gebt sie mir! Schafft mir eine Madonna oder eine Heilige, die so schön ist wie sie, und ich will ihr dienen, wie ich jetzt Dieser diene."

Der Karmeliter kreuzte sich.

„Weiß Gott, mein Herr und Neffe, ich säh' Euch lieber im Bett einer lebendigen Dirne als in Verzückung vor der steinernen."

Der Papst lachte. „Ei, ei, mein würdiger Ohm, wer sündigt denn nun in Worten! Ihr oder ich?"

„Wir Beide; aber daß ich es thue, ist nur Verzweiflung über den Zauber, der um Euch gesponnen ist."

„Nein, glaubt mir, kein Zauber, keine Sünde. Sünde wärs für mich, wollt' ich ein Weib berühren. Sich aber im Geist dem Geistigen

Google

zu vermählen: wo sollte da Sünde sein? Spricht nicht die Heilige Schrift selbst von der Hochzeit mit Christi? Jauchzt sie nicht brünstig in den Sehnsuchtklagen des Hohen Liedes? Nicht die Hochzeit und das hochzeitliche Begehren verbietet unsere geheiligte Lehre, nur die Befleckung mit dem Sündigen, dem Erdgeborenen.“ Sein Auge flackerte, seine Lippen lächelten. Der Karmeliter schwieg und sah ihn mit finster forschendem Blick an.

„Nun seht Ihr: jetzt wißt Ihr nichts mehr zu sagen. Endlich habe ich Euch überzeugt.“

Der Karmeliter verneigte sich tief; er wollte nicht sehen lassen, was jetzt in seinem Gesicht stand. Unheimliche, grausame Zeichen, wie beim Gastmahl des Belsazar. Als er das Antlitz wieder hob, war es ruhig, seine Stimme fest und sonder Leidenschaft. „Die Gebote unserer Heiligen Kirche sind wunderbar. Ihr Heil steht über Allem. Adeln kann sie, was dem blöden Laienauge verworfen scheint.“ Es klang wie ein Bekenntniß.

Der Papst streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. Da er jetzt besonders gut gelaunt und wohl geneigt war, den frisch geschlossenen Frieden mit einem Geschenk zu festigen, fand er ein Gespräch, das dem Karmeliter besonders lieb war. Es handelte sich um die Einkleidung einer Nichte des Karmeliters, einer weitläufigen Base des Papstes, die er kaum kannte, auch nicht zu kennen begehrte, denn Angiolina machte ihrem Namen wenig Ehre, glich weder äußerlich noch innerlich einem Engelein, war streitbaren, verbissenen Gemüthes, wie ihr Ohm, und hätte von den Männern wohl nicht viel Liebes oder Schlimmes erfahren, selbst wenn sie nicht hinter Klostermauern geflüchtet wäre. Der Karmeliter ehrte in dem knochigen, häßlichen Mädchen den starken, starren Glauben, der ihn selber erfüllte, und hatte darum schon manchmal den Papst gebeten, ihrer Einkleidung durch seine Anwesenheit besondere Weihe zu leihen. Der Papst hatte aber nie ein willig Ohr dafür gehabt; was verschlug es ihm, mit seiner schönen Nymphe, ob es eine spitzige, fanatische Nonne mehr in seinen Landen gab? Heute aber wollte er gnädig sein.

„Wann soll Angiolina den Schleier nehmen?“

„In acht Tagen ist ihr Novizenjahr um!“

„Gut. Ihr Ehrentag soll auch meiner sein. In San Paolo begehen wir festlich die Vermählung.“

„Die Vermählung?“

„Die Vermählung Angiolinas mit Christo. Seid Ihr nun zufrieden, Ohm?“

*

Nächtige Ruhe lagerte über Rom. Nur verbuhltes und mordlustiges Gesindel trieb sich noch in verrufenen Gassen umher. Im Vatikan schlief der Papst unter seidenem Baldachin, bewacht von den himmlischen Heerschaaren. Scheu, zitternd mit tief gesenktem Haupt

Google

und krampfig geballter Rechte schlich eine dunkle Gestalt an der Mauer des Palastes entlang. Ein Mönch. Immer wieder zögerte er; blieb ängstlich lauschend stehen, ob keine der Wachen ihn aufspürte. Bis zur Heiligen Treppe schleppte er sich, über die einst des Erlösers Füße geschritten waren und die Kaiserin Helena schon vor mehr als einem Jahrtausend nach Rom geschickt hatte. Damals war ihr noch nicht das Haus bereitet, mit dem Sixtus sie später schützend und schmückend umgab; arm und hart führten steile Steinstufen zu einem Altar, auf dem Maria mit dem Kinde hinter einer Ewigen Lampe saß. Hier warf sich der Mönch zu Boden, die Stirn in die Erde gepreßt, ein Bild verzweifelnden Glaubens. Die krampfig geschlossene Rechte hob er hoch empor und löste sie nicht. Mählich richtete er sich auf, begann, kniend die Treppe hinan zu klimmen, und murmelte auf jeder Stufe Gebete: „Segne ihn! Segne ihn!“ Wie sich einmal der Mond zwischen Wolken durchstahl, um den seltsamen Nachtspuk anzusehen, flimmerte es in der krampfig geschlossenen, hoch erhobenen Rechten wie Metall. Schaudernd lehnte sich die blasse Mondgöttin wieder hinter Wolken zurück. Stufe vor Stufe klomm der Mönch auf seinen Knien, ächzend, mit fliegenden Herzschlägen und kreidiger Stirn, denn er war nicht mehr jung und sein Leib geschwächt von Fasten, Wachen und Geißelung. Mitunter schiens, als wolle ihm die Kraft versagen, als müßte er im nächsten Augenblick das geschorene Haupt blutig schlagen, den erhobenen Arm auf den Stufen zerbrechen, über die einst der Erlöser geschritten ist. Immer wieder raffte er sich mit erzwungenem Muth zusammen. Nicht einmal, wie andere Büßer wohl thun, nein, fünfmal wollte er die Heilige Treppe kniend mit erhobenem Arm erklimmen, auf daß der Herr ihn segne, ihn und die That, die er seiner Hut befahl.

„Segne ihn! Segne ihn!“ Er murmelte es nicht mehr: er schrie es, bis der fiebertrockenen Kehle der Laut gebrach und er nur noch röcheln konnte. „Segne ihn! Segne ihn!“

Langsam schritt die Nacht voran. Dem klimmenden Büßer schienen aus ihrem dunklen Schleier Ewigkeiten über die schlummernden Lande zu gleiten. Die Treppe dehnte sich ins Unendliche, als sollte sie in den Himmel führen, wie die Leiter, von der der Erzvater geträumt. Jämmerlich und bewundernswerth zugleich war er anzusehen, mit der Hinfälligkeit seines erschöpften Leibes und in der Gewalt seines zwingenden, grausamen Willens, mit dem er Herr ward über die eigene irdische Gebrechlichkeit.

Der erste helle Streif dämmerte am Horizont: da wars vollendet. Zum fünften Mal berührten seine zitternden Knie die oberste Stufe, auf der Maria thront. Er brach vor ihr zusammen wie ein Sterbender. Immer noch hielt er die krampfig geschlossene Rechte starr zu ihr erhoben. „Segne ihn! Segne ihn!“

Im Morgenlicht flimmerte ein Dolch.

*

Google

Seit Tagen schon hatten sie an der Ausschmückung von San Paolo gearbeitet. Eigentlich schiens ein überflüssiges Thun, denn die Sintfluth von Marmor, Farben und Gold, die das Gebot Caesars Konstantin hier zur Wohnung des Höchsten erstarren ließ, konnte wohl des Putzes entrathen, den Nonnenhände ihr bereiteten. Deutlich merkte mans da, wie der Römer die Blume nicht als zärtliches Symbol empfindet, wie sein morgenländisch angehauchter Sinn nichts von ihr will als Prunk und Farbe. Grausam abgezupft, lagen im Kreuzgang, zu Hügeln geschichtet, Hunderttausende von Syringen und Akazienblüthen, daß der Steinboden noch nach ihnen duftete, auch als sie schon, zu steifen, blau-gelben Schnörkelguirlanden gebunden, um Säulen und Kapitäle kletterten. Purpurne und violette Fahnen mit glitzernden Goldfransen wehten über sie hin, der spiegelnde Marmorestrich war mit einem Teppich von Rosenblüthen überworfen, Weihrauch und Myrrhen erfüllten die Luft mit bläulichen Wolken. Von neunfachen Strahlenbüscheln umstarrt, blickte des Erlösers Bild vom Fries über der Krypta herab, steif und sonder Liebe, wie es die Eigenart byzantinischer Mosaikdarstellungen ist. Denn von des ersten oströmischen Kaisers Schwester, der frommen Placida, ist es gestiftet und ihr Name steht noch heut auf dem Marmorbogen, der die Altarkrypta überwölbt. Von einem schmalen Bandfries, hoch über Säulenarkaden, glänzen in Goldmosaik die Bilder aller Hirten, die seit Petrus die Völker unter ihrem geheiligten Stab geweidet haben; undeutlich dem Auge, durch die Entfernung kaum erkennbar, flimmern sie, wie auch ihr Andenken nur unklar, von Haß oder Liebe trüb oder leuchtend gefärbt, im Gedächtniß der Gläubigen weiterlebt. Den Altar in seinem verschwenderisch weichen, weißen Marmorportikus überragt ein zweites Thor aus grün geflammtem Malachit, das eine hochmüthige Kuppel krönt.

„Tu es vas electionis," „Du bist das erwählte Gefäß", jubelt es in goldenen Buchstaben von dem grün schimmernden Malachit-Architrav, der die hochmüthige Kuppel trägt. Wahrlich: erwähltes Gefäß ist sie, denn vom Deckenhalbrund der Krypta herab scheint sie der Erlöser mit all seinen Aposteln zu beschreiten.

Mit leiser Ungeduld harrte der Hof des Papstes. Nicht, weil der Beginn der Feier so sehr reizte oder die freiwillige Abkehr eines garstigen Mädchens von der Welt so interessant schien: heute lag noch Anderes in der Luft als Weihrauch und Myrrhen, etwas Seltsames, Geheimnißvolles, das die Nerven beben machte. Seit Tagen schon liefen allerlei Gerüchte über den Papst um; über den wahren Sinn dieser Novizenfeier. Bestimmtes freilich wußte Keiner; aber Allen dämmerte, daß sie etwas schreckhaft Seltenes erwarten mußten. Eins nur machte sie wieder irr in ihrer suchenden Unraft: ruhig und schweigsam wie immer, die Hände in den weitfallenden Aermeln der Kutte bergend, stand der Karmeliter an eine blumenumwundene Säule gelehnt und harrte des Papstes.

Glockenbrausen verkündete endlich, daß der Heilige Vater den

Google

Vorhof der Kirche betreten habe. Wie ein Hymnus fiel das Jubelgeschrei der Menge ein, die draußen das Schauspiel der Auffahrt genoß. Sie schrien, wehten mit den Mützen, klatschten in die Hände. Die Kardinäle und Würdenträger legten ihre Gesichter in würdige Falten oder nahmen eine hochmüthige Stellung an, wie es eben dem Sinn und der Macht des Einzelnen entsprach. Jetzt mußte gleich die prunkvolle sedia gestatoria hereinschwanken, auf der er thronte und segnend die Hände breitete, wieder Herr der Welt.

Sie horchten auf. Ihre feinen Ohren, gewohnt, jede leise Schattirung volksthümlicher Temperamentsausbrüche zu unterscheiden, vernehmen Befremdliches. Der Beifall der Menge draußen stockt, verstummt; vereinzelt nur klingen noch Rufe und Klatschen. In der Kirche selbst wird es totenstill. Nur Athemzüge sind hörbar in der kalten, von Weihrauch und Spannung geschwängerten Luft. Endlich fliegen die schweren dunklen Erzpforten auf. Ein Zug Pagen erscheint, in die päpstlichen Farben gekleidet. Hübsche Knaben, schlank, dunkelhaarig, mit den lodernden Augen ihrer Rasse. Alle sehen blaß, verstört aus, zittern so heftig, daß sie kaum die Hände falten können, schreiten nicht, nein, drängen herein, als böte das geweihte Gotteshaus Schutz vor Dem, was hinter ihnen stand. Nach ihnen der ganze, feierliche Pomp, der dem Statthalter Christi bei solchen Feiern voraufschreitet, und bei Allen, vom Kämmerer bis zum Ministranten die selben entsetzten, angstvollen Gesichter, die selbe Hast, sich auf geweihten Boden zu retten. Jetzt nicken die Straußfedernpanasche, die Pfauenräder herein, die um den Thronsessel des Papstes flattern.

Ein Flüstern, Hälserecken, Tuscheln, Murmeln. Ein hundertfacher Schrei, der majestätisch aus der marmornen Unendlichkeit widerhallt und noch in Schwingungen weiterbebt, auch als längst banges Schweigen seinem Schrecken gefolgt ist. Da wird ungeheurer Frevel klar.

Festlich geschmückt wie zu einer Hochzeit, lächelt der Papst verzückt von seinem Thronsitz hernieder. Sein weißes Gewand, Symbol seines fleckenlosen Amtes, ist unheilig mit goldenem Gürtel gegürtet, sündhaft mit glitzernden Steinen besät. Von der Tiara wehen bunte Bänder, auf ihrem dreifachen Reif lasten dreifache Rosenkränze. Vor ihm her wird ein purpurner Sammetbaldachin getragen, der sonst bei Umzügen und Prozessionen die Schmerzhafte Mutter überschattet. Heute wölbt er sich über einer steinernen Frau, deren weiße Nacktheit noch durch Schleier und Rosennetze blinkt. Ein sehr junger Page, fast noch ein Kind, trägt ihr auf reich getriebener Silberschüssel zwei goldene Hochzeitreife voran. Er senkt den Kopf ganz tief und schluchzt in Schreck und lüsterner Scham.

Vor dem Hochaltar steigt der Papst von seinem schwebenden Thron. Ungeduldig späht er, bis die in Rosennetzen gefangene Braut neben ihm steht. Er nimmt dem sehr jungen Pagen die Schüssel mit den Hochzeitreifen ab, sendet sein Auge suchend über Kardinäle und Priester, wer würdig sein möchte, sie als Sinnbild des Bundes zu wei-

Google

hen. Keiner regt sich. Manche blicken zu Boden, als könnten sie so seinem Blick entschlüpfen. Wieder Andere sehen ihn herausfordernd an: „Wag' es!" Durch sie Alle schiebt sich ruhig, festen Schrittes der Karmeliter. Von der blumenumwundenen Säule weg zum Hochaltar....

„Du bist das erwählte Gefäß."

Sein Arm hebt sich aus den langfallenden Aermeln der Kutte. In der krampfig geschlossenen Rechten blitzt es wieder metallisch wie in jener Nacht auf der Heiligen Treppe. Maria hat den Dolch gesegnet.

Er trifft den Hals des Papstes gerade da, wo die Schlagader über starrer Edelsteinborte klopft. Ein dunkler Strahl schießt hochauf, verperlt roth über Marmorgliedern, weißen Schleiern und Rosennetzen.

*

Noch in der selben Stunde wählten sie zu San Paolo ohne Feier und Konklave einen neuen Papst, einen gar kriegerischen Herrn, dem ein Maschenhemd lieblicher anzusehen war als ein Frauenkleid, im Aeußeren aber dem Gemordeten nicht unähnlich. Unter dem selben Namen wie jener trat er die Herrschaft an; denn von der grausen Hochzeitfeier durfte nichts ruchbar werden. Wenn später doch Einer davon raunen wollte, fand Rom Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen.

Wie die Nymphe dann gefesselt und draußen vor der Stadt eingegraben wurde, steht nirgends zu lesen, läßt sich aber leicht errathen. Wahrscheinlich scheute man sich, sie zu zerschlagen, weil jedes Stück des Steinspuks noch Unheil anrichten konnte, so lange die Sonne darauf schien. Darum grub man sie gefesselt ein.

Auch was mit dem päpstlichen Leichnam geschah, weiß man nicht. Einige sagen, der Kardinal Aldobrandini habe ihn heimlich nachts in seinen Gärten beerdigen lassen. Andere behaupten, man habe ihn in den Tiber geworfen, damit er ihnen die Stadt nicht vergifte. Noch Andere wissen, daß Aldobrandini mit fürchterlichem Lachen den Sterbenden in seinen Armen empfangen und aus der Kirche geschleift habe; dabei habe es unter des Kardinals rothem Talar vorgeblitzt wie ein silberner Pferdehuf.

Der Karmeliter zog barfuß, im härnen Gewande, den Mund mit dem Gelübde ewigen Schweigens verschlossen, zum Heiligen Grab. Mit einer Tonne Jordanwasser auf dem Rücken sollte er heimkehren, daß im Bade des Heiligen Flusses die Steinplatte entsühnt werde, auf der Christi Statthalter verblutet war. Niemand weiß, ob er je zurückkam.

Sie Alle blieben im Staub der Vergänglichkeit verweht, bis das schlummernde Steinbild gehoben wurde und durch seine Schönheit noch einmal Kunde ward von dem toten Papst, dem Einzigen, dessen Antlitz nicht goldig von San Paolos Fries niederstrahlen darf.

München. Carry Brachvogel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Mai 1912.

Die Logik des Unlogischen.

In meinem Bericht über den heidelberger Philosophenkongreß, der in der „Zukunft vom zehnten Oktober 1908 veröffentlicht wurde, habe ich, in meiner Polemik gegen die Anmaßungen der „reinen“ Logik, den paradoxen Ausspruch gethan: „Man muß den Muth haben, unlogisch zu denken, wenn man etwas Neues finden will.“ Manche meiner philosophischen Freunde haben dazu den Kopf geschüttelt und gemeint, ich hätte doch mindestens „unlogisch“ in Gänsefüßchen stellen sollen. Ich aber blieb fest bei meiner Behauptung und wollte auch die Gänsefüßchen unter keiner Bedingung zugeben. Das erneute Studium der Werke Machs, besonders seiner „Mechanik“ und des so überaus reichen Buches „Erkenntniß und Irrthum“, hat mich in meiner Ueberzeugung gestärkt, daß die Logik sich nach der Erfahrung und nach der Geschichte der Wissenschaften richten müsse.

Nun kommt eine merkwürdige Ueberraschung. Einer der strengsten und ehrlichsten unter den deutschen Denkern der Gegenwart, ein Mann, den die Aprioriker bisher ganz zu den Ihren zählten, hat ein Werk publizirt, in dem die Wahrheit meines Paradoxons mit eben so viel Scharfsinn wie Gelehrsamkeit geradezu unwiderleglich bewiesen wird. Das Buch heißt: „Die Philosophie des Als Ob“, herausgegeben von Hans Vaihinger.

Der Verfasser hat den Lesern dieser Blätter in einer ausführlichen Selbstanzeige („Zukunft“ vom dreißigsten September 1911) über Abfassung und Schicksal, über Inhalt und Anordnung seines

Google

Werkes Aufschluß gegeben. Er hat uns mitgetheilt, daß er das Buch vor fünfunddreißig Jahren geschrieben, und uns auch gesagt, warum er es damals nicht veröffentlicht hat. Vaihinger erklärt ausdrücklich, daß er das in seinem Jugendwerk Gesagte auch heute noch voll vertrete. Von den neu entstandenen Strömungen und Gedankenrichtungen in der Philosophie hofft er sich ein besseres Verständniß und eine tiefere Wirkung, als sie damals zu erwarten waren. Da möchte ich nun zunächst sagen, daß ich diese Hoffnung des Verfassers theile und daß sie sich an mir selbst und an einigen meiner philosophischen Freunde schon erfüllt hat. Man merkt dem Buch überall an, daß ein junger Mann es schrieb. Eine wohlthuende Frische und ein kühner Wagemuth durchziehen und durchwärmen das Ganze. Ueberall tritt uns die unverhohlene Freude entgegen, die der Verfasser nicht nur am eigenen Finden, sondern auch objektiv an den kunstvoll verschlungenen Wegen des menschlichen Denkens empfindet, die er mit vollendeter Meisterschaft bloszulegen versteht. Dabei ist das Ganze getragen von einer festgefügten, und zugleich dem Leben zugekehrten Weltanschauung. Der Zweck des Denkens ist für den jungen Vaihinger nicht das Denken selbst. Nein: das theoretische Erkennen, die ganze logische Funktion wird in Bewegung gesetzt und entfaltet durch den Erhaltungtrieb der Seele. Der letzte Zweck der Erkenntnißthätigkeit ist immer nur das menschliche Handeln, die sittliche That. Dieser aktivistische Zug in Vaihingers Philosophie berührt sich sehr nah mit modernen Tendenzen und Strömungen. Amerikanische, englische, französische, italienische, auch deutsche Denken haben in den letzten Jahrzehnten diesen Weg betreten: und deshalb wird Vaihingers Buch in diesen Kreisen gewiß mit Freude begrüßt werden.

Aber auch die Logiker und Mathematiker, die der teleologischen Denkrichtung ferner stehen, werden in dem Buch reiche Anregung und eine Fülle von Belehrung finden. Die Philosophie des Als Ob untersucht nämlich einen bisher zwar nicht unbekannten, aber in seiner Bedeutung nicht genug beachteten Kunstgriff des menschlichen Denkens. Das Werk ist, wie der Untertitel besagt, „ein System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit“. Was ist nun eine Fiktion? Wir verstehen darunter eine bewußt falsche, in sich widerspruchvolle, also durchaus unlogische Annahme, die sich als tauglich erweist, die Wirklichkeit zu berechnen und das praktische Handeln darin möglich zu machen. Solche Annahmen werden in den verschiedensten Wissenschaften, besonders in der Mathematik und Physik, in der Nationalökonomie, in der Rechtswissenschaft, in der Ethik und Theologie sehr oft gemacht und

Google

sind vielfach gar nicht zu entbehren. Ohne den Kunstgriff der Fiktion hätte das menschliche Denken nie vermocht, die Natur dem Geiste zu unterwerfen. Interessant ist nun, zu sehen, wie Vaihinger den psychischen Mechanismus enthüllt, der diesen Kunstgriff des Denkens hervorbringt, und wie er zugleich die logische und erkenntnißtheoretische Ergiebigkeit der Fiktionen im weitesten Umfang nachzuweisen versteht. Was hier geboten wird, ist wirklich, wie die Ueberschrift des Artikels sagt, eine Logik des Unlogischen; und jeder unbefangene Leser muß zugeben, daß damit die traditionelle Logik eine werthvolle Ergänzung erfährt. Hier hat einmal die Logik, nach dem bekannten Ausspruch Kants, einen gewaltigen „Schritt vorwärts thun können"; und zwar, merkwürdiger Weise, dadurch, daß sie das Unlogische in den Bereich ihrer Untersuchungen zog.

Doch es ist Zeit, daß ich Vaihingers Theorie der Fiktionen an einigen Beispielen erkläre.

Der Mathematiker will den Umfang und den Flächeninhalt des Kreises berechnen. Er stößt dabei auf die unüberwindlich scheinende Schwierigkeit, eine krumme Linie durch gerade Linien zu messen. Da hilft er sich durch einen Kunstgriff, durch eine Fiktion. Er betrachtet den Kreis als ein Vieleck von sehr großer Seitenzahl. So wird es möglich, das Verhältniß des Kreisdurchmessers zum Kreisumfang durch eine Zahl (π) zu bestimmen, die zwar nicht mit absoluter, aber mit so großer Genauigkeit berechnet werden kann, daß es nicht nur für alle praktischen Messungen, sondern auch für die komplizirtesten mathematischen Bestimmungen ausreicht. Der Kreis ist kein Vieleck: denn eine gebrochene und eine krumme Linie bleiben immer wesentlich verschiedene geometrische Gebilde. Er kann aber betrachtet werden, als ob er ein Vieleck von sehr großer Seitenzahl wäre, und diese durchaus unlogische, fiktive Annahme erweist sich als sehr nützlich. Von viel größerer Bedeutung für die Mathematik war die Einführung einer anderen Fiktion. Ich meine den von Leibniz und Newton zum ersten Mal verwendeten Begriff des Unendlich-Kleinen. Das hier erfundene Denkmittel ist durchaus unlogisch. Man operirt hier mit einer Größe, die so gering ist, daß sie oft gleich Null gesetzt werden kann und doch wieder mehr als Null ist, so daß durch Summirung vieler solcher Größen doch wieder wirkliche, reale Zahlen entstehen können. Durch diesen genialen Kunstgriff ist die sogenannte „höhere" Mathematik geschaffen worden, in deren Gebiet dieses Denkinstrument in ganz unglaublicher Weise verfeinert wurde. Vaihinger hat gerade dieser bedeutsamen Fiktion besondere Aufmerksamkeit gewidmet; und die „Geschichte der Infinitesimalfiktion", die er uns giebt, ist so recht geeignet,

Google

auch dem der Mathematik Fernen die Entstehung und Bedeutung dieser genialen Methode verständlich zu machen.

In der Physik und Chemie hat bekanntlich der Atombegriff große Bedeutung. Die griechischen Denker, die dieses Denkmittel geschaffen haben, hielten zwar die Atome für etwas Reales; und auch neuere Forscher haben sich für die Wirklichkeit dieser unendlich kleinen Körperchen eingesetzt. Prüft man aber die Sache genauer, so sieht man bald ein, daß ausdehnungslose Kraftpunkte, von denen Wirkungen ausgehen sollen, weder anschaulich vorgestellt noch widerspruchlos gedacht werden können. Das Atom ist eben keine Hypothese, die durch Experimente geprüft und bestätigt werden könnte, sondern ein rein fiktiver Begriff, der sich mehrfach als zweckgemäß erwiesen hat. Man konnte mit seiner Hilfe mechanische und zum Theil auch chemische Vorgänge mathematisch formuliren und der Berechnung unterweisen. Manche neuere Physiker glauben, ohne diesen Kunstgriff auskommen zu können, und halten deshalb diese Fiktion für entbehrlich. Das ist aber immer (und Vaihinger zeigt es wieder mit sonnenheller Klarheit) nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und niemals kann es sich darum handeln, ob die Atome existiren oder nicht.

Wichtiger noch sind die Fiktionen in den eigentlichen Geisteswissenschaften, weil man hier durch Beobachtung und Experiment den komplizirten Erscheinungen nicht beizukommen vermag. Ein klassisches Beispiel bietet die Begründung der Nationalökonomie durch Adam Smith. Der Kunstgriff des großen schottischen Denkers besteht darin, „daß er alle wirthschaftlichen Handlungen der Gesellschaft so betrachtet, als ob sie einzig und allein vom Egoismus diktirt wären; er sieht dabei ab von allen anderen Faktoren, wie Wohlwollen, Gerechtigkeit, Billigkeit, Mitleiden, Gewohnheit, Sitten und Gebräuchen. Auf diese Weise ist es ermöglicht, die Erscheinungweisen der menschlichen Wirthschaft auf wenige Grundgesetze zu reduziren. Mit sicherer Hand greift er das Motiv heraus, das am Häufigsten und Stärksten ist. Er stellt den fiktiven Satz (es ist, als ob alle wirthschaftlichen, geschäftlichen Handlungen nur vom Egoismus motivirt wären) als ein Axiom an die Spitze des Systems und entwickelt daraus deduktiv, mit systematischer Nothwendigkeit, alle Verhältnisse und Gesetze des Handels und Verkehrs und aller Schwankungen in diesen komplizirten Gebieten.“ Was hier Adam Smith als Fiktion anwendet, Das ist von den späteren Nationalökonomen vielfach als Hypothese betrachtet und dann geradezu zum Dogma erhoben worden. Dadurch wurde in der Volkswirthschaftlehre manchmal der Schein von Exaktheit bewirkt, der nicht selten

Google

Verwirrung schuf. Doch die grundlegende Annahme von Adam Smith hat sich als ein höchst nützliches Denkmittel bewährt. Der moderne Großbetrieb schaltet thatsächlich alle nicht egoistischen Motive aus, indem er auch die freiwilligen oder aufgezwungenen Wohlfahrteinrichtungen in den wirthschaftlichen Kalkul einbezieht. Deshalb ists ein sehr richtiger Gedanke von Rudolf Goldscheid, wenn er sein tief berechtigtes Verlangen nach Berücksichtigung des Entwickelungwerthes und der Menschenökonomie im wirthschaftlichen Leben in den Rahmen dieser rein berechnenden Betrachtungweise einbezieht. Man muß die Großunternehmer überzeugen, daß eine ökonomischere Behandlung des Menschenmaterials wirthschaftliche Vortheile verspricht. Erst dann darf man hoffen, daß die wirthschaftliche Entwickelung sich den Forderungen der sozialen Ethik, der Sozialhygiene und Sozialpolitik allmählich anpassen wird.

In der Rechtswissenschaft ist die Fiktion vielleicht am Längsten heimisch. Die römischen Juristen machen reichlichen Gebrauch von ihr und sind sich des fiktiven Wesens ihrer Annahmen deutlich bewußt. Wenn, zum Beispiel, ein römischer Bürger in Kriegsgefangenschaft geräth und dort stirbt, so behält sein früher errichtetes Testament volle Giltigkeit, trotzdem er zur Zeit seines Ablebens nicht rechtsfähig war. Man macht in diesem Fall die fiktive Annahme, daß der Mann in seiner Heimath gestorben sei. Kehrt der Gefangene zurück, so wird er sofort, ohne jede Erneuerung seiner Bürgerrechte, wieder rechtsfähig, weil er vom Gesetz angesehen wird, als wäre er nie in Gefangenschaft gerathen. Auch im modernen Rechtsleben wird oft von fiktiven Annahmen Gebrauch gemacht. So bestimmt das deutsche Handelsgesetzbuch, daß eine nicht rechtzeitig dem Absender zur Verfügung gestellte Waare zu betrachten ist, als ob sie vom Empfänger endgiltig angenommen worden sei. Eben so ist der Begriff einer juristischen (oder, wie man früher sagte, einer moralischen) Person ein fiktiver, der sich als zweckgemäß bewährt, obwohl er an sich unlogisch ist.

Diese Beispiele dürften genügen, um zu beweisen, daß die Fiktion ein eben so sinnreicher wie fruchtbarer Kunstgriff des Denkens ist, der auf den verschiedensten Wissensgebieten mit Erfolg angewendet wird. Vaihinger giebt natürlich eine viel reichere Auswahl; doch er betrachtet damit seine Aufgabe nicht als erledigt. Er geht noch viel weiter. Zunächst ist ihm darum zu thun, die logische und die psychologische Struktur dieser Denkoperation bloszulegen.

Die Logik der Fiktion hat Vaihinger nicht nur mit ungemeinem Glück in Angriff genommen, sondern auch, wie ich glaube, in endgiltiger Weise festgestellt. Durch eine bewußt falsche Annahme

Google

wird zunächst ein logischer Fehler gemacht. Der Kreis ist ein Vieleck, sagen wir, trotzdem wir genau wissen, daß er kein Vieleck ist. Dieser Fehler wird nun in den folgenden Operationen entweder beseitigt (dann fällt von der Behauptung das Falsche von selbst weg) oder er wird durch einen entgegengesetzten Fehler kompensirt und dadurch unschädlich gemacht. Diese von Vaihinger geradezu genial erkannte Methode der doppelten Fehler wird nun an einigen Beispielen illustrirt. Leider sind es meist schwierige mathematische Deduktionen, die ohne weitläufige Auseinandersetzungen nicht allgemein verständlich werden können. Ich muß deshalb die der Mathematik kundigen Leser auf das Buch selbst verweisen.

Wichtiger noch ist die scharfe Unterscheidung von Fiktion und Hypothese. Eine Hypothese ist eine wissenschaftliche Vermuthung, die aufgestellt wird, um eine Reihe von Erscheinungen zu erklären. Sie hofft, wenn sie ernst gemeint ist, immer, durch künftige Beobachtungen und Experimente bestätigt zu werden. Jede Hypothese will wahr sein oder wahr werden. Die fiktive Annahme aber steht im bewußten Gegensatz zur Wirklichkeit. Sie kann ihrer Natur nach niemals verifizirt werden, sondern sich nur als brauchbar und nützlich erweisen. In neuerer Zeit stellt man allerdings auch Hypothesen auf, an deren Bestätigung man selbst nicht recht glaubt. Sie sollen der wissenschaftlichen Arbeit nur vorläufig zu Grunde gelegt werden und man nennt sie deshalb Arbeithypothesen. Sie stehen den Fiktionen nah und begreiflich ist deshalb, daß diese beiden Denkgebilde oft mit einander verwechselt werden. Die Auffassung der Denkoperationen ist ja stetem Wechsel unterworfen. Ein wissenschaftlicher Gedanke, der neue Betrachtungwege eröffnet, wird von seinem Urheber oft nur als fiktive Annahme hingestellt. Später sieht man darin eine Hypothese; und noch später wird diese Annahme, die sich als brauchbar erwiesen hat, zum Dogma erhoben. Auch die Umkehr dieses Verhältnisses ist aber nicht selten. Die Idee wird von ihrem Urheber sogleich als feststehende Wahrheit, als Dogma hingestellt. Genauere Forschungen ergeben dann, daß hier keine bewiesene Wahrheit, sondern höchstens eine Hypothese vorliegt. Aus dieser Hypothese wird dann schließlich eine für den Zweck mehr oder minder taugliche Fiktion. Vaihinger nennt diesen von ihm entdeckten Wandel in der wissenschaftlichen Beurtheilung der Denkgebilde das Gesetz der Ideenverschiebung und hat durch diese Entdeckung unsere Einsicht in die Entwickelung des wissenschaftlichen Denkens ungemein gefördert. Den ersten Weg, vom Dogma durch die Hypothese zur Fiktion, hat, wie bereits erwähnt wurde, Adam Smiths „wirthschaftlicher Mensch“ gemacht. Der Gedanke

Google

der Atomistik ist von den griechischen Denkern Leukipp und Demokrit als Dogma ausgesprochen worden. Bei den Physikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wird er zur Hypothese. Und die Mehrzahl der neueren Forscher läßt das Atom nur noch als brauchbare Fiktion gelten. Alle diese Dinge hat Vaihinger zum ersten Mal gesehen und damit gezeigt, daß die Logik des Unlogischen als ein wichtiges und ganz besonders interessantes Moment in der Geschichte des Menschengeistes angesehen werden muß.

Nicht so glücklich ist Vaihinger in der psychologischen und sprachlichen Analyse der Fiktionen. Er steht auf dem Standpunkt der von Herbart eingeführten und von Steinthal weiterentwickelten Mechanik des Seelenlebens. Er spricht mehrmals von stabilem und labilem Gleichgewicht der Seele und sieht nicht, daß diese von der Mechanik hergenommenen Bilder unsere Einsicht eher trüben als erhellen. Alle Mechanik setzt die Undurchdringlichkeit der Körper voraus. In schroffem Gegensatz dazu finden wir im Seelenleben eine vollkommene gegenseitige Durchdringung aller seelischen Vorgänge des selben Individuums. Das hat in neuster Zeit besonders Henri Bergson durch eindringende Zergliederung und tiefgründige Selbstschau zur unerschütterlichen Gewißheit erhoben. Hier ist die Wissenschaft von der Seele einen erheblichen Schritt weiter gekommen. Bergsons Bild von dem Gedanken, der mit sich selbst Schneeball spielt und so immer wächst, weil die ganze Vergangenheit sich in ihm verdichtet, und sein genialer Vergleich des Intellekts mit einem Kinematographen leuchten ganz anders in die Tiefen der Menschenseele hinein als Herbarts Spiel der Vorstellungen und Steinthals Formeln. Vaihinger sieht nun freilich auch in psychologischen Dingen manchmal schärfer als diese Vorgänger. Er bemerkt ganz richtig, daß allen fruchtbaren Fiktionen eine Analogie (besser wäre vielleicht: eine Aehnlichkeit-Assoziation) zu Grunde liegt. Das Vieleck wird, je mehr seine Seitenzahl zunimmt, einem Kreis immer ähnlicher. Wenn aber Vaihinger meint, zu der Vorstellung der Aehnlichkeit geselle sich nun der Gedanke, daß diese Analogie mit der Wirklichkeit im Widerspruch stehe, so ist Dies, meiner Ueberzeugung nach, ein Irrthum. Wenn sich ein solcher Gedanke wirklich mit voller Klarheit und Entschiedenheit einstellte, dann müßte er eine Hemmung, eine Ablehnung bewirken. Wir würden dadurch gehindert, diesem Einfall weiter nachzugehen, und würden ihn als unfruchtbar abweisen. Da jedoch die Gedanken leicht bei einander wohnen und unserer Denkphantasie schrankenlose Möglichkeiten offen stehen, so wird das Weiterverfolgen scheinbar widerspruchvoller Gedanken zu einem überaus reizvollen Spiel. Wir

Go gle

spinnen deshalb unsere phantastische Annahme mit einem gewissen Behagen weiter aus, bis sich plötzlich eine neue Perspektive eröffnet, die uns zeigt, daß wir auf diesem Weg dazu gelangen können, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Wie der primitive Mensch mit der von ihm instinktiv gefundenen Technik, die ihm ein brauchbares Werkzeug geliefert hat, gern spielt und dadurch oft, wie Verworn gezeigt hat, zu künstlerischer Leistung gelangt, so spielt der wissenschaftlich erwachte Geist auf seinem Denkinstrument und findet dadurch neue Forschungmethoden. Die leichte Vollziehbarkeit widerspruchvoller Annahmen, die schöpferische Entwickelung, die für alles Seelische bezeichnend ist: da ist die psychologische Grundlage der Logik des Unlogischen; da ist die in gewissem Sinn künstlerische Natur der wissenschaftlichen Fiktion.

Das wird vielleicht noch klarer, wenn wir uns die sprachliche Form des „Als Ob" ansehen. Vaihinger findet in dem „Als" die Aehnlichkeit-Assoziation, den Vergleich ausgedrückt und meint, das „wenn es wäre" bedeute den bewußten Gegensatz zur Wirklichkeit. Hätte er den Versuch gemacht, mehrere solcher Sätze ins Lateinische oder ins Griechische zu übersetzen, dann hätte er seinen Irrthum sofort erkannt. Der Satz, „als ob es wäre" würde im Lateinischen manchmal mit „quasi esset", sehr oft aber auch mit „quasi sit" wiederzugeben sein. Aehnliche Verschiedenheiten würden sich auch im Griechischen ergeben. Die deutsche Form „wäre" bedeutet durchaus nicht immer den Gegensatz zur Wirklichkeit, sondern besagt sehr oft, daß der Sprechende die Erfüllung der Bedingung für möglich hält. Schulgemäß ausgedrückt heißt Das: „wäre" ist nicht immer ein „modus irrealis", sondern oft auch ein „modus potentialis". Latein und Griechisch haben für diese zwei Gedanken verschiedene sprachliche Wendungen zur Verfügung, während im Deutschen in beiden Fällen die Form „wäre" angewendet wird. In den meisten fiktiven Annahmen ist „wäre" zweifellos ein „modus potentialis." Wir lassen uns immer die Möglichkeit offen und eben deshalb denken wir weiter. Wir halten nicht für ausgeschlossen, daß ein Vieleck bei stark vermehrter Seitenzahl schließlich doch vollständig zum Kreis werden könne. Eben deshalb dürfen wir wagen, die Berechnungart des Umfanges und Flächeninhaltes vom Vieleck auf den Kreis zu übertragen. Wir wagen: und es gelingt. Nach unserer Interpretation ist also der sprachliche Ausdruck des „Als Ob" geeignet, den eigenthümlichen Schwebezustand des Denkens wiederzugeben und dadurch zum Weiterverfolgen der Annahme zu locken und zu reizen. Ich glaube, daß erst durch diese berichtigte psychologische und sprachliche Zergliederung Vaihingers Grundgedanke von der leben-

Google

digen und organischen Natur der logischen Funktion in seiner wahren Bedeutung erkannt wird.

Damit ist aber die „Philosophie des Als Ob" noch nicht zu Ende. Wo Vaihinger die Fiktion im Gebiete des Ethischen und Religiösen aufsucht, rührt er an die höchsten und letzten Fragen der Welt- und Lebensanschauung. Die Willensfreiheit ist für ihn eine wissenschaftlich ganz unmögliche Annahme; trotzdem braucht sie der Strafrichter als nützliche Fiktion. Eben so läßt sie sich für die Aufstellung sittlicher Ideale und in der Erziehung verwenden. Von Gott und Unsterblichkeit können wir nichts wissen; aber als zweckgemäße Fiktionen können diese Ideen eine wichtige Aufgabe erfüllen. Hier trenne ich mich von Vaihinger. Ueber den menschlichen Willen sind in neuerer Zeit von William James, von Karl Joel, von Heinrich Gomperz tiefgründige Forschungen durchgeführt worden, aus denen jedenfalls das Eine hervorgeht, daß der Determinismus, die Leugnung der Willensfreiheit, keine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit ist. Eine „Religion des Als Ob" aber kann meiner Ueberzeugung nach ein gläubiges Gemüth niemals befriedigen. Gott als Fiktion: Das ist für den des Trostes bedürftigen Frommen schlimmer als Pantheismus, schlimmer sogar als Materialismus.

Noch ein Wort über das Verhältniß der Philosophie des Als Ob zum Pragmatismus. Ueber diese von Amerika herübergekommene neue philosophische Methode habe ich mich hier in dem zuvor erwähnten Kongreßbericht ausgesprochen. Ihr Wesen besteht darin, daß die menschlichen Urtheile nicht ausschließlich und nicht einmal hauptsächlich als Konstatirungen von Thatsachen anzusehen, sondern als Richtlinien für unser Handeln zu betrachten sind. Die Wahrheit eines Urtheils besteht für den Pragmatismus nicht in seiner Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern in den das Leben fördernden Maßnahmen, zu denen mich das Urtheil veranlaßt. Diese Auffassung ist in Deutschland heftig bekämpft worden und auch Vaihinger meint, daß der Pragmatismus auf einen flachen Utilitarismus hinauslaufe. Trotzdem findet er den Grundgedanken richtig und nennt den Pragmatismus unter den neueren philosophischen Strömungen, die ihn eine günstige Aufnahme seines Buches erhoffen lassen. Ich muß nun zugeben, daß die pragmatische Methode, die ich für sehr fruchtbar halte, noch zu wenig ausgestaltet und auf die verschiedenen Gebiete angewendet ist, als daß sich ihre Konsequenzen schon jetzt klar erkennen ließen. Vaihingers Buch ist in hohem Grade geeignet, hier erklärend und vertiefend zu wirken. Wenn ich den Versuch mache, den Grundgedanken

Google

des Pragmatismus mit der Philosophie des Als Ob zu kombiniren, so entwickelt sich mir daraus eine neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft und von der wahren Aufgabe der Philosophie.

Der wissenschaftliche Forscher geht von der meist unausgesprochenen und nicht klar bewußten Voraussetzung aus, daß der Mensch von Natur aus die Fähigkeit besitzt, die auf ihn wirkenden Vorgänge der Umgebung zunächst als Thatsachen, als Erlebnisse rein objektiv zu konstatiren. Man hält Dies sogar für die primitivste, für die einfachste und deshalb ganz allgemeine Form, in der wir auf die Eindrücke der Umwelt reagiren. Dieses intellektualistische Vorurtheil ist nun in den letzten Jahrzehnten gründlich zerstört worden. Die Völkerkunde, die Kinderpsychologie, die neueren Forschungen über Zeugenaussagen haben sonnenklar bewiesen, daß das objektive Feststellen von Thatsachen eben so schwer wie selten ist. Für den primitiven Menschen und für das Kind sind die Vorgänge in der Umgebung zunächst gewiß nicht Thatsachen, sondern Anlässe zu Angriffs-, zu Abwehr-, zu Fluchtbewegungen oder zu anderem Handeln. Levi Brühl sagt in seinem sehr interessanten Buch „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures", daß von einer rein theoretischen Vorstellung beim primitiven Menschen keine Rede sein könne. Wir finden aber auch bei den Gebildeten unserer Tage, daß ihre Beobachtungen und Aussagen keineswegs reine Konstatirungen von Thatsachen sind. Die von William Stern in Breslau begonnenen Forschungen über die Psychologie der Aussage haben eben so überraschende wie überzeugende Ergebnisse ans Licht gefördert. In alle unsere Urtheile schleichen sich die Vorzüge und die Mängel unserer psychophysischen Organisation ein und unsere scheinbar rein objektiven Feststellungen sind von unseren Interessen, unseren Wünschen und Neigungen, von unserer unbewußt auswählenden Thätigkeit immer persönlich gefärbt.

Wenn wir diesen Gedanken mit unerbittlicher Konsequenz bis ans Ende denken, so gelangen wir zu dem Ergebniß, daß das Konstatiren von Thatsachen ein Ideal ist, dem wir uns wohl nähern können, das wir aber nie erreichen. Daraus folgt nun ein unerträglicher Widerspruch. Die Wissenschaft beruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch die Fähigkeit besitzt, Thatsachen zu konstatiren. Wenn ihm diese Fähigkeit fehlt, dann giebt es keine Wissenschaft. Nun hat aber die Wissenschaft ihre Existenz durch die ungeheuren Wirkungen erwiesen, die sie auf unser Leben ausgeübt hat und noch ausübt. Aus diesem Dilemma zeigt uns die Philosophie des Als Ob den willkommenen Ausweg. Die Wissenschaft macht mit kühnem Wagemuth die fiktive Annahme, daß wir die Fähigkeit besitzen, Thatsachen zu konstatiren, und arbeitet auf dieser Grundlage ruhig

Google

weiter. Je intensiver und je erfolgreicher sie forscht, desto stärker wird unser Intellekt geschult, desto besser lernen wir unsere Gefühle und Wünsche unterdrücken und unsere Vorurtheile aufgeben und nähern uns dem Ideal des rein objektiven Konstatirens in derselben Weise, wie das Vieleck durch stete Vermehrung der Seitenzahl dem Kreis immer ähnlicher wird. Die Annahme, daß wir Thatsachen konstatiren können, war anfangs ein unbezweifelbares Dogma und ist jetzt, durch das Gesetz der Ideenverschiebung, zu einer fruchtbaren und unentbehrlichen Fiktion geworden.

Diese zunächst gewiß befremdende Auffassung vom Wesen der Wissenschaft wird erst verständlich, wenn sie vom Grundgedanken des Pragmatismus durchleuchtet und durchwärmt worden ist. Der Grundgedanke ist, wie schon gesagt wurde, daß unsere Urtheile ihrem Wesen nach Richtlinien für unser Handeln sind. Das heißt aber: der menschliche Intellekt ist als Waffe, als Mittel, als Werkzeug anzusehen. Mit diesem immer verfeinerten Werkzeug hat der Menschengeist nicht nur die Natur erobert, sondern auch sich selbst ein eigenes großes Reich gegründet. Ueber die ganze Erde erstreckt sich schon dieses internationale Reich der Wissenschaft, das sich immer einheitlicher und fester organisirt und sich am Besten selbst verwaltet. Jeder Eingriff in seine Regirungform ist von Uebel. Die Philosophie ist aber längst nicht mehr die Königin dieses Reiches, wofür sie lange gegolten hat. Und als einfache Bürgerin kann sie ihre wahre Aufgabe nicht erfüllen. Wer die Philosophie zu einer Einzelwissenschaft macht oder ihr die Aufgabe zuweist, die Grundlagen und Voraussetzungen alles Wissens zu bestimmen, Der verkennt ihr wahres Wesen und raubt ihr die innere Kraft. Von ihrem alten Thron vertrieben, hat die Philosophie ein neues, schwereres und verantwortungvolleres Herrscheramt erworben. Den unermeßlichen Kräften, die uns die Wissenschaft zur Verfügung stellt, hat sie die Richtung zu geben und die Ziele zu zeigen. Für den wissenschaftlichen Forscher ist die Wahrheit Selbstzweck; dem Philosophen wird sie zu einem wichtigen Mittel der Lebensförderung. Wir arbeiten mit wissenschaftlichen Methoden, denn wir müssen die Welt kennen, um sie vorwärts zu bringen. Zum Philosophen gehört aber mehr als Wissenschaft. Er braucht den intuitiven, in die Tiefe und in die Weite dringenden Seherblick und vor Allem einen kräftigen, idealen Aufschwung des Willens. „Was können wir", fragte sich vor mehr als hundert Jahren der französische Philosoph Maine de Biran (und das selbe Problem macht in jüngster Zeit Rudolf Goldscheid in seinem noch wenig bekannten Buche „Grundlinien einer Kritik der Willenskraft" zur Hauptfrage der Philosophie). Die Philosophie wird aktivistisch sein oder sie wird gar nicht

Google

sein. Den Sinn der Wissenschaft und des Lebens zu deuten, dem menschlichen Wollen neue Impulse zu geben, der schöpferischen Entwickelung, die unser Seelenleben darstellt, die grenzenlosen Möglichkeiten zu zeigen und so ein neues, tieferes und wirksameres Leben zu schaffen: Das ist heute die Aufgabe der Philosophie.

Wir müssen den Staaten und ihren Lenkern immer wieder sagen, daß sie ihre hohe sittliche Aufgabe noch nicht ganz erfaßt, ja, noch kaum in Angriff genommen haben. Wir müssen aber auch jedem einzelnen Menschen zum Bewußtsein bringen, daß er sich nur dann zu einer kraftvollen, geschlossenen und harmonischen Persönlichkeit entfalten kann, wenn er sich freiwillig einer großen sozialen Sache hingiebt, die seine verborgenen Kräfte ans Licht zieht und zu fruchtbarer Bethätigung bringt. Vielleicht gelingt es einer solchen Philosophie, die Strömungen, die einander entgegendrängen, den Sozialismus und den Individualismus in ein gemeinsames Bett zu leiten und dadurch Kräfte, die sich im Kampfe verzehren, zu schöpferischer Arbeit zu vereinen.

Auf der fiktiven Annahme, daß wir Thatsachen konstatiren können, beruht alle Wissenschaft; und die Forscherthätigkeit selbst bringt uns in dieser Fähigkeit immer weiter. Die Wissenschaft nimmt gleichsam in der menschlichen Erkenntnißentwickelung die große und breite Mitte ein. Die Philosophie aber bildet den Anfang und das Ende; sie ist das A und das O. Sie geht auf die ursprüngliche Funktion des Intellektes zurück, die darin besteht, das Leben zu erhalten und zu bereichern. Die Philosophie darf aber auch nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß der letzte Zweck aller Forschung und Erkenntniß nur sein darf, dem Leben immer neue Kräfte zuzuführen und seinen Inhalt reicher und beglückender zu gestalten. Dadurch vermag sie auch der Wissenschaft neuen Geist einzuflößen. Sie setzt der Wissenschaft keine Schranken; aber sie zeigt ihr das Leben als ihren letzten Zweck. Ich glaube, daß meine hier nur angedeutete Auffassung von Wissenschaft und Philosophie sich nicht allzu weit von Vaihingers Gedankengängen entfernt. Auch für ihn ist unsere ganze Vorstellungwelt ein fiktives Gebilde, das sich zwischen Empfindung und Bewegung einschaltet. Geschaffen aber ist dieses Gebilde von der organischen, auf die Erhaltung des Lebens gerichteten Funktion der Seele.

Die Philosophie des Als Ob bietet also eine erstaunliche Fülle neuer Thatsachen und neuer Gedanken. Sie reizt aber auch zum Weiterdenken und wird wohl noch lange die Geister beschäftigen.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Google

Romanpsychose.

Wie über einen jungen straßburger Rechtsanwalt die geistige Umnachtung hereinbricht: Das erzählt Ulrich Rauscher als einen Roman mit dem merkwürdigen Titel „Richard Dankwards Weltgericht“. Dieser Dr. Dankward, wohlhabend, glücklich verheirathet, voll ästhetischer Interessen, hängt eines Tages seinen Beruf an den Nagel, um ganz seinen Neigungen zu leben; und die heißeste seiner Neigungen ist: das achtzehnte Jahrhundert. Wir begleiten ihn nun, wie er sich in die Vergangenheit immer tiefer hineinträumt, wie er mit Bild und Buch ihre Gestalten immer lebendiger vor sich hinstellt, wie die Schatten ihn umdrängen und umwimmeln, bis er ihrer kaum noch Herr wird. Bei einem Weinstubengeplauder, wo er plötzlich eine geschlechtliche Situation dem Freund ausmalt, wetterleuchtet zum ersten Mal die unverkennbare Psychose auf. Ein Wenig erschreckt, fahren wir mit ihm im Auto zum Bodensee, sind, nach den Visionen, die er in alten elsässischen Städtchen erlebt, um seinen Geisteszustand noch mehr besorgt, kehren nach seltsam unruhigen Stunden bei seiner zarten, jungen Frau mit ihm nach Straßburg zurück. Und nun folgen, in wilder Jagd, den Träumereien die Halluzinationen, den Halluzinationen die Delirien; die charmante Zeit weicht der Revolution, Richard Dankward fühlt sich als ihren Henker. Erzählen wir nichts weiter nach, stellen wir fest, daß wir schließlich von einem Aermsten Abschied nehmen, der verblödet zusammengebrochen ist: „in eine Ecke gedrückt, mit stillen Augen, einen Kindervers lallend.“ So findet ihn, einen zweiten Oswald Alwing, der Freund.

Ich bin kein Kunstrichter und muß die literarische Werthung des Buches den Rezensenten überlassen. Wer sich aber, wie ich, mit den Auswirkungen des Pathologischen in künstlerischen Schöpfungen schon lange theoretisch beschäftigt, Der findet in diesem seltsamen „Weltgericht“ den willkommenen Anlaß, die allgemeinsten Richtlinien für die ästhetischen Möglichkeiten und Schranken dieser Auswirkung zu prüfen. Die Situation ist für solche Arbeit durch den Dichter in einem Punkt erleichtert worden: zwischen ihm und dem Leser kann keine Meinungverschiedenheit darüber entstehen, daß Dankward am Schluß ein Irrer, daß alles Voraufgehende ein Präludium des Irrwerdens sei. In einer (hier von Karl Jentsch angezeigten) Arbeit über das Pathologische in der Kunst erwähnte ich Fälle, wo der Genießende Krankhaftes sieht, der Schaffende aber

Google

nur Problematisches, Unalltägliches gemeint hat. Der Fall Dankward ist völlig durchsichtig; der Dichter zeigt und der Leser erkennt (spätestens, der ganz Harmlose, auf dem letzten Blatt) einen in seelischer Erkrankung Zusammenbrechenden.

Nicht das unbefangene Publikum, wohl aber mancher Psychiater wird nun fragen, welche besondere geistige Erkrankung denn diesen Rechtsanwalt Dankward gebrochen habe. Solche Frage nach der Diagnose ist nicht so wichtig, wie Manche, aber auch nicht so unnütz, wie Andere denken. Erfundene Gestalten sind der Diagnose nicht gerade bedürftig; auch sind ja die diagnostischen Klassifikationen der Irrenheilkunde noch nicht im Zustande wissenschaftlicher „Geronnenheit", sondern mitten im Fluß. Und doch ist wiederum das Trachten nach einer Diagnose keine Spielerei, sondern ein Ausdruck gewisser Einsichten in die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung. Wenn ich feststelle, Jemand leide nicht an Jugendirrsein, sondern an Paralyse, so verkünde ich damit nicht nur die Gewißheit von andersartigen Krankheitsymptomen (da ist oft der geringste Unterschied), auch nicht nur die von einem anderen Krankheitausgang, sondern vor Allem die Gewißheit von einer anderen Krankheitursache. Die Paralyse hat eine rein körperliche Ursache und kann durch keine noch so starke geistige erzeugt werden. Vor zehn Jahren war Das den Laien fast gleichgiltig; inzwischen aber ist der Zusammenhang zwischen dieser Erkenntniß und der Aussicht, der Paralyse einst Herr zu werden, immer sinnfälliger geworden. Heute weiß auch der Laie schon, daß eine rein geistige Entwickelung, etwa philosophisches Grübeln oder enttäuschter künstlerischer Idealismus, niemals aus sich heraus in Paralyse enden kann. Deshalb will der Leser oder Hörer sich auch im Gebiet der Kunst nicht mehr auf den alten Standpunkt zurückdrängen lassen; mindestens da nicht, wo er an realistische Darstellung glauben soll. Im Märchen, in der Fabel oder Allegorie fragt Niemand lange nach kausalen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten; in Werken aber, die im Boden wirklichen Lebens wurzeln, wird nur ertragen, was nach dem Erkenntnißstande der Zeit als möglich gilt. Die Leser oder Hörer einer Dichtung würden lachen, wenn man ihnen zumuthete, zu glauben, daß Einer aus getäuschtem Ehrgeiz einen Gelenkrheumatismus oder den Mastdarmkrebs bekomme. In den „Buddenbrooks" ist das tollkühnste Wagniß Thomas Manns, daß er die Entscheidung über den Ausgang eines Typhus in Tod oder Genesung aufs seelische Gebiet schiebt, an den „Willen zum Leben" knüpft; und so geistvoll, ja, tiefsinnig, so raffinirt vorbereitet diese Wendung ist: ich weiß, daß die meisten unbefangenen Leser sie

Google

stets als unerträgliche Zumuthung empfinden. In zwanzig Jahren werden wir vermuthlich in Sachen der Paralyse genau so weit sein; und wenn dann aus allem poetischen Aufwand hervorgeht, daß der Autor eine Paralyse darstellen wollte, so werden seine Leser die von ihm gewählte Ursachenkette recht kritisch betrachten. Die fortschreitende kausale Erkenntniß der Wissenschaft engt die kausale Bewegungfreiheit des Künstlers mehr und mehr ein.

Heute freilich kümmern sich manche Kunstgenießer noch so wenig um den Unterschied zwischen einer Paralyse und einer anderen Psychose, daß sie kaum fragen, welche Geistesstörung Ulrich Rauscher darstellen wollte und ob er sie richtig dargestellt habe. Soll der Psychiater hier als Schulmeister eingreifen? Damit würde er nicht viel erreichen. Doch eine andere Möglichkeit bietet sich ihm. Wie der Literarhistoriker untersucht, welche „Modelle" aus dem Leben dem Dichter vorgeschwebt haben und wie er sie mit poetischer Freiheit umgestaltet hat, wie er etwa Goethes Egmont mit dem Egmont der Geschichte vergleicht und dadurch das Gebiet und die Grenzen des künstlerischen Schaffens klarer erkennen lehrt, so kann und soll der Psychiater fragen: Welche Psychose wollte der Dichter nachbilden und wie ists ihm für seinen besonderen Zweck gelungen? Rauschers Roman giebt keine deutliche Antwort. Zwei Geisteskrankheiten können so ausbrechen, wie es uns Rauscher miterleben läßt: das Jugendirrsein und die Paralyse; um welche sichs handle, erfahren wir nicht sicher. Freilich ist die Unterscheidung auch im Leben oft ungemein schwierig. Zwischen diesen zwei Möglichkeiten aber bewegt sich Rauschers Darstellung durchaus auf dem Boden des psychopathologischen Erkenntnißstandes. Nicht nur dem Laien, auch dem Psychopathologen wird nichts von Dem, was Dankward erlebt und thut, als Initiale seiner Seelenstörung unmöglich oder auch nur unglaubwürdig scheinen. Dieser Dichter, denkt man, hat sein Modell mit Augen studirt, die manchem Fachmann zu wünschen wären, und hat es dennoch nicht nur kopirt, sondern poetisch umgeschaffen; was er erzählt, ist nicht das Journal, ist der Roman einer Psychose; und so weit er sich vielleicht von der einzelnen Wirklichkeit entfernte, er blieb in den Grenzen des Möglichen.

Denn da ist der Kern der Modellfrage. Ein Historiker könnte sagen: Wenn Goethe einen anderen Egmont auf die Bretter stellt als den aus der Geschichte uns bekannten, so verstößt er damit gegen die (ich wähle das Wort, das sich in der jüngsten Wissenschaftstheorie eingebürgert hat) idiographische Richtigkeit. Goethes Egmont ist nicht der geschichtliche Egmont; aber auch er fällt nicht aus dem Kreis der nomothetischen Mögl ichkeit. Wie er ist, könnte ein Graf Eg-

Google

mont sein. Arbeitet aber ein Dichter ohne psychiatrisches Modell, so kann er seine Gestalt auch nomothetisch verzeichnen, kann er psychologische und pathologische Verkettungen erdichten, die nicht im Bereich des Möglichen liegen. Denn der seelisch kranke Mensch ist für den Unbefangenen weniger durchsichtig, weniger leicht nachfühlbar als der noch so entfernte historische Mensch. Allerdings haben die Psychiater die Weite der Möglichkeiten oft unterschätzt. In jedem Bezirk der Forschung leben kleine Geister, denen die allerletzte Erkenntniß als die definitive gilt; solche Untersucher haben ihren Zollstock auch an poetische Gestalten gelegt und mißbilligend angekreidet: In diesem Drama, in dieser Erzählung ist die Aetiologie der Melancholie nicht unsere vom Jahr 1899, der Fortgang des Jugendirrseins nicht so, wie ihn 1902 das Lehrbuch beschrieb; dieser Dichter muthet uns also Unmögliches zu. Heute hätten wir wohl nicht den Muth, Oswald Alwings Paralyse als ein selbst dem Irrenwärter unmögliches Bild abzuthun, Wilhelm Henschels psychischen Kollaps und Selbstmord als unorganisches Anhängsel seines sittlichen Zusammenbruches wegzuschieben (wie es damals geschehen ist). Der Respekt vor der Vielfältigkeit der psychologischen Bilder ist wieder gewachsen; und selbst nach den schon halb über Bord geworfenen seelischen Ursachen seelischer Abnormisirung darf heute der poetische Gestalter wieder greifen, ohne den Widerspruch des Psychopathologen zu wecken. Freilich: der Fachmann wird mit seinem Vorwissen in den Kunstgenuß immer einen Fremdkörper bringen. Ein Historiker hat mir gesagt, auch die tiefste tragische Ergriffenheit besiege nicht ganz das Unbehagen, das die Maria Stuart Schillers durch ihren Abstand vom geschichtlichen Modell ihm nun einmal einflöße; so sensitiv wird der Spezialist immer da sein, wo Dinge seines Wissensbezirkes ins Kunstwerk hineinragen. Um so mehr ist anzuerkennen, daß Rauscher die Differentialdiagnose „Paralyse oder Katatonie?“ selbst dem Psychopathologen nicht unklarer läßt, als sie ihm auch in den Wänden seiner Klinik oft gewesen sein mag.

Dem Unbefangenen, für den ein Roman gemacht wird, ist eine andere Frage näher. Hört dieser Dankward nicht auf, uns künstlerisch zu interessiren, wenn wir ihn als irr erkennen? Eine Dichtung, die uns ergreifen soll, kann auf ihrer Hauptlinie nur Motivverknüpfungen benutzen, die der Genießende noch mit- und nachzuerleben vermag. Wo die Einsicht kommt, daß ein Irrer vor uns stehe, da zerstiebt das künstlerische Interesse und räumt, im besten Fall, einem Haufen von Einzelinteressen (am Stil des Dichters, am psychiatrischen „Fall“) den Platz. Die Entwickelung einer Geistes-

Google

Krankheit ist nicht nur (wie ich in der zuvor erwähnten Arbeit zu zeigen versuchte) von der tragischen Wirkung ausgeschlossen, sondern, streng genommen, von der poetischen Wirkung überhaupt, wenn sie mehr als Episode, wenn sie Hauptinhalt einer Dichtung sein will. Die Psychose ist ein Naturereigniß, ähnlich einem Erdbeben, einem Waldbrand; und über das lyrische Gedicht reicht die Eignung solcher Begebenheiten als poetischer Hauptinhalte kaum hinaus. Schon in der Ballade erwarten wir handelnde Menschen, die sich mit dem Geschehen irgendwie auseinandersetzen. Der verblödende Dankward aber wächst mehr und mehr in die Rolle des „Helden“. Seine Frau, die man anfangs noch für die Hauptperson halten konnte, tritt in den Hintergrund, wird bloße Folie. Und der Entwickelung des Helden folgt der Leser schließlich nur noch mit unüberwindlichem Mißgefühl; das rohste Schimpfwort erschreckt ihn kaum noch; er wünscht nur die rasche Internirung des Kranken. Die Darstellung einer Psychose ist künstlerisch genau so ergreifend wie die eines Nierenleidens.

Doch der Dichter zielt wohl auch auf eine ganz andere künstlerische Absicht. Erst in den Versonnenheiten, dann im Grübeln und Brüten, endlich in den Delirien Dankwards rollt sich das achtzehnte Jahrhundert auf, mit all seinem Charme und all seiner Sünde. Voll leiser Sehnsucht, geweckt durch ein köstliches Medaillonbildniß, hebt es an; und am Ende delirirt Dankward als Henker der Schreckensherrschaft. Die Geistesstörung ist nur der Rahmen für ein Kolossalgemälde der blühenden, verwesenden und zertretenen galanten Zeit. Das bedeutet: Rauscher griff nach dem Mittel, das Hauptmann in „Hanneles Himmelfahrt“ gewählt hat, um in Fieberdelirien die unbewußten und halb bewußten, die irdischen und überirdischen Wünsche eines reifenden Mädchens zu entschleiern. Statt der Delirien des Fiebers haben wir bei Rauscher die einer ausbrechenden Psychose. Das körperlich bedingte seelisch Abnorme, wie Fieber- und Irrsinnsdelirien es sind, ist dann nicht mehr künstlerischer Selbstzweck, ist nur noch technisches Mittel zum Zweck und wird damit wieder diskutabel. Zu prüfen wäre freilich die künstlerische Nothwendigkeit des gewählten Mittels. Im „Hannele“ leuchtet sie dem Denkenden ein. Das Unbewußte, mindestens dunkel Bewußte der darzustellenden seelischen Erlebnisse fordert einen Zustand, der die bewußten Hemmungen vom Unbewußten nimmt: pathologische Erregung leistet Das mit der größten Sicherheit. Da sie als Symptom tötlicher Erkrankung auftritt, wird in den lyrischen Grundcharakter der Dichtung das tragische Moment verwoben: dies Kind ist so arm, daß ihm erst die Sterbestunde mit ihren

Google

Fieberdelirien ein kurzes, irdisches Glück beschert; sie erst bringt seinen Wünschen (die phantastische, halluzinatorische) Erfüllung. Ists im Fall Dankward eben so? Muß ein Rechtsanwalt, der zugleich Aesthet ist, irrsinnig werden, um sich einmal ganz ins achtzehnte Jahrhundert hineinzuträumen? Wir zweifeln. Auch hier klingt ja etwas Tragisches an; dieser Mann glaubt, nun sein Leben erst recht anzufangen, als er den bürgerlichen Beruf aufgiebt und sich in die Vergangenheit gleiten läßt: und handelt damit doch schon unter dem Zwang der in ihm lauernden Psychose. Das ist grausame Ironik, wie sie Ibsen anwendet, da er Hedda Gabler die Pistole gegen sich richten läßt; sie hofft, wenigstens selbst in Schönheit zu sterben, und handelt doch unter dem Druck einer Schwangerschaftverstimmung. Fraglich bleibt nur, ob bei Rauscher die Darstellung eines Irrseins im rechten Maßverhältniß zu dem Zweck, der visionären Umfassung des ancien régime, steht. Doch diese Frage hat nicht der Pathologe zu beantworten. Dessen Aufgabe war nur, das Problem zu zeigen.

Dazu gehört freilich, daß nicht übersehen werde, was Rauschers Technik rechtfertigen kann: die Parallele, die er uns zwischen dem Irrwerden des Einzelnen und dem (wenn ichs so nennen darf) „weltgeschichtlichen" Wahnsinn erleben läßt. Am Anfang, als Dankward uns noch vernünftig erscheint, spiegelt sich auch in seinen Träumereien der wundervolle Flügelstaub der vorrevolutionären Kultur, später überwiegt das Ungesunde, Brünstige, Perverse der Zeit, ihre Fäulnißgährung; und seine Delirien umspannen den Zusammenbruch, die Blutherrschaft. Wollte der Dichter uns von diesem Ende auf den Anfang zurückweisen? Vielleicht wollte er sagen: Wie meines Helden versonnene Grübelei charmant und tiefsinnig scheint, in Wahrheit aber nur das Prodrom des Irrwerdens ist, so war auch die galante Zeit, in der Mancher noch heute so gern herumphantasirt, doch nur das Initiale weltgeschichtlichen Schreckens. Ich weiß nicht, ob er daran gedacht hat. Gewiß aber ist, daß der Poet die Freiheit hätte, hier zwei Vorgänge zu identifiziren, die für den wissenschaftlichen Denker im Wesen verschieden bleiben müssen. Denn eine geschichtliche Umwälzung dürfte der Forscher nicht psychiatrisch konstruiren, ohne sich der Verwechselung von Analogie und Kausalität schuldig zu machen. Geschichte kann (von episodischen Ausnahmen wie den Veitstänzen und Aehnlichem rede ich hier nicht) immer nur im metaphorischen Verstand Irrsinn sein.

Karlsruhe. Professor Dr. Willy Hellpach.

Google

Jessie.*)

Es war noch völlig dunkel, als er aus einem unangenehmen Traum erwachte: vier häßliche Affen waren in seinem Salon beim Kartenspiel gesessen, und als er ihnen wehren wollte, hatten sie ihm in unanständiger Weise die Gesäße zugekehrt: er wollte mit seinem Spazirstock nach ihnen schlagen, jedoch der Stock in seiner Hand bewegte sich gewichtlos und langsam durch die Luft, die Affen aber stoben auseinander und der größte unter ihnen kletterte an einem Schrank empor, erfaßte eine Flasche Chartreuse, schwang sie in die Luft, trank daraus und schrie dabei: „Hoch die Anarchie!“

Da er nicht wieder einschlafen konnte, drehte er den Knopf der elektrischen Lampe und schrieb einige Worte auf eins der beinernen Täfelchen, die auf dem Tische neben ihm lagen, so daß er dem Diener Befehle ertheilen konnte, ohne durch seine Gegenwart belästigt zu werden; die beschriebene Tafel ließ er in den kleinen Spalt in der Wand am Kopfende seines Bettes fallen. Dann warf er einen Blick auf die Uhr; erstaunt sah er, daß sie auf Elf wies. Nun pochte es an seine Thür: geräuschlos trat der Diener ein, das Theebrett, auf dem auch die Post lag, in der Hand. Dann verschwand er, klopfte aber sogleich wieder und meldete: „Herr von Kall“.

„Ich lasse bitten!“

Der Besucher war mittelgroß und schmal und hatte ein langes, blasses Gesicht mit eingesunkenen Augen, die unter farblosen Brauen lagen; auch seine Arme und Hände waren lang; er war sehr elegant gekleidet; eine dunkle Kravatte umhüllte den dünnen Hals mit vielen Falten.

„Guten Morgen, Felix, wie geht es?“ begann er; und sie sprachen lässig von gleichgiltigen neuen Ereignissen unter ihren Bekannten. Herr von Kall zündete sich eine Cigarette an; als er sah, daß Felix, halb unbewußt, nach der Post griff, wobei seine Blicke an einer Traueranzeige haften blieben, sagte er: „Weißt Du schon? Jessie ist gestorben!“

„Jessie!“ Felix hatte sich im Bett aufgesetzt. „Wann ist sie gestorben? Woher weißt Dus?“

„Heute früh hat mirs der Ferdi gesagt. Freitag ist sie noch ausgeritten; am selben Abend hat sie ein Fieber bekommen und war nach drei Tagen tot.“

„Das ist ja furchtbar!“ sagte Felix.

„Der Ferdi ist heute früh zurückgekommen. Ich bin ihm begegnet . . .“

„Wie hat er ausgesehen?“

„Ein Bischen blaß von der Fahrt . . .“

---

*) Aus dem ersten Band der „Hundert Novellen“, die bei Georg Müller erscheinen. (Der Autor ist den Lesern der „Zukunft“ bekannt.)

Google

„Ja, natürlich; sie war doch seine Schwester ...“ Er hatte das schwarzumränderte Papier entfaltet. „Im vierunddreißigsten Jahr ihres Lebens ...“ sagte er. Er war sichtlich bemüht, sich zu beherrschen.

Immer noch hielt er die Traueranzeige in der Hand; der zierliche Kopf war gesenkt; der braune, spitze Bart hob sich von dem zartgestickten russischen Nachthemd ab.

„Hat Dir der Ferdi sonst Etwas gesagt?“

„Was ich Dir erzählt hab'; sonst nichts.“

Beide schwiegen. „Du hast sie lange nicht gesehen?“ fragte Herr von Kall.

„Lange nicht. Seit sie von Wien fort ist, nicht mehr.“

„So.“ Kall schritt zum Bücherschrank in der Ecke und las, rauchend, die Titel, die er kannte. Von Zeit zu Zeit warf er einen raschen Blick auf den Mann im Bett.

Dieser klingelte. „Machen Sie das Fenster auf!“ sagte er zu dem eintretenden Diener. Neblige Winterluft drang von der Straße herein. Kall hüstelte.

„Lieber Max, sei mir nicht böse, aber ... laß mich jetzt allein ...“

Kall nickte. Seine halb geschlossenen Augen sahen aufmerksam nach dem Freund. Dann drückte er ihm die Hand und ging mit schläfrigen Schritten. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, legte Felix sich im Bett zurück und blickte nach der Decke des Zimmers. Aber sofort richtete er sich nervös auf und läutete dem Diener. „Bitte, machen Sie das Fenster zu! Ich will aufstehen!“

Hastig angekleidet, schritt er, Cigaretten rauchend, auf und ab. Immer heftiger wurde sein Schritt, immer gespannter der Ausdruck seiner Züge. Schließlich blieb er vor dem Spiegel stehen und entfernte ein Stäubchen von dem umgelegten grauen Tuch seiner Jacke. Im Spiegel fiel sein Blick auf eine dunkle Truhe, die wie ein langer Schatten an der Wand stand. Er suchte einen alterthümlich geformten Schlüssel, öffnete die Truhe und stellte eine verschlossene Kassette auf den Tisch, der er Briefe und Bilder, kleine Kämme, Bänder und andere Fetische der Liebe entnahm. Lange las er und starrte die Bilder an. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und begann einen Brief, begann ihn nochmals und schrieb lange daran; aber als er fertig war, zerriß er ihn in ganz kleine Stücke, die er in den Ofen warf. Dann klingelte er: „Ich will ausgehen.“

Der Diener stand im Vorzimmer, mit dem langen Ueberrock, mit Hut und Stock bereit.

Jenseits seiner Straße war die Mauer eines uralten Parks; die Bäume waren laublos; nur ihre feinsten Spitzen hatten zu blühen begonnen, aber der feuchte kalte Nebel wich nicht von der Erde und der Himmel blieb grau.

Felix kehrte bald nach Haus zurück, ging noch im Ueberrock ins Zimmer, legte Hut und Stock neben sich auf den Schreibtisch, nahm das Hörrohr auf und rief seinen Freund an. „Willst Du mit mir früh-

Google

stücken, Max? Ja! Um zwei Uhr! Ich bitte Dich sehr darum!“ „Herr von Kall kommt zum Frühstück“, sagte er zu dem eintretenden Diener.

Er saß, den Kopf aufgestützt, nervös, nachdenklich in seinem Zimmer, als Kall eintrat.

„Du erlaubst... Auch vorher...“ sagte Max und zündete eine Cigarette an.

„Ich brauche Deinen Rath . . .“ begann Felix, aber er schwieg wieder und redete dann nicht von Dem, was Beide erwarteten.

Kall kam ihm zu Hilfe: „Du wolltest von... Jessie reden...“

„Ja...“ Er sah auf und fuhr fort: „Es wird mir schwer, denn es rührt an heilige Dinge!“

„Heilige...!“ Die blassen Lippen in dem müden Gesicht bekamen einen cynischen Zug.

„Ja. Das Heilige und das Unheilige liegen oft nah beisammen.“

„So. Ich dachte übrigens, Ihr, Du und Jessie, wäret längst auseinander.“

„Das ist nicht das richtige Wort. Ich habe mit ihr gebrochen; habe ein Ende gemacht. Aus vielen Gründen. Mir eröffneten sich damals Aussichten, die ich nicht von mir weisen durfte.“

„Ich weiß . . .“

„Es war eine bittere Nothwendigkeit... Uebrigens schien es mir auch besser. Ich wollte mich losmachen.“

Kall nickte lässig und blies den Rauch der Cigarette von sich. „Und sie?“ fragte er.

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete, daß servirt sei.

Sie traten ins Speisezimmer, das klein und viereckig war; die Möbel waren neu, aus dunklem Holz, mit quadratischen Scheiben und schweren Beschlägen. Ueber den Fußboden war ein blaues Tuch gespannt, das die Schritte dämpfte. Durch dichte weiße Vorhänge fiel ein mattes, trübes Licht. Der Diener zündete die Lampe an, die tief hing und durch den weißseidenen Umhang den Tisch behaglich erleuchtete. Sie setzten sich und begannen, zu essen; der Diener füllte ihre Gläser mit Wein.

„Dieser Tod...“ begann Felix, als die Thür sich geschlossen hatte; aber der Diener trat sogleich wieder ein: und Felix verstummte.

Zum Fisch tranken sie Haut Sauternes. Felix saß schwermüthig da; Kall machte hier und da eine kurze Bemerkung. Erst als sie in den tiefen Lederstühlen saßen, den schwarzen Kaffee und die Liqueurflaschen auf einem kleinen Tischchen zwischen sich, nahm er das Gespräch wieder auf: „Du sagtest, daß Du ein Ende machtest, als Du die kleine Schönhoff heirathen solltest...“

„Ja, rechtzeitig, vorher, weil es nicht anders sein konnte...“

„Ja; und was sagte Jessie dazu?“

„Sie war außerordentlich. Ihren Stolz, ihre Bewegungen, den seltsamen Schimmer in ihren Augen beim Sprechen werde ich nie ver-

Google

gessen. Diese metallischen Augen waren immer das Merkwürdigste an ihr. Ich glaube, wir haben uns Beide gut gehalten."

Von Kall machte eine ungeduldige Bewegung.

„Heute denke ich: sie war mir überlegen. Ich habe weiter gelebt, sie nicht. Sie hat diese eine große Liebe in die Mitte gestellt und eine Leere darum gezogen. Für sie war Alles zu Ende."

„Ja, wir haben uns Alle gewundert," sagte Kall, „die Jessie nicht mehr bei den Rennen, nicht mehr auf den Bällen ... die Jessie nicht mehr in Wien ...!"

„Ein halbes Jahr hat sie vielleicht noch gehofft; dann hat sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Sie hat wirklich ein Ende gemacht." Er schwieg und trank hastig ein Glas Chartreuse. Dabei fiel ihm der Traum von heute Nacht ein. Einen Augenblick fühlte er die Versuchung, ihn zu erzählen; dann wies er das Bild von sich.

„Und Du hast die kleine Schönhoff nicht geheirathet", sagte Herr von Kall.

Felix machte eine Bewegung. „Das ist jetzt so gleichgiltig", erwiderte er; „verschiedene Frauen treten in unser Leben und spielen eine ganz verschiedene Rolle darin. Und wenn ich die Kitty Schönhoff geheirathet hätte ... Jessie wäre doch das Erlebniß der Erlebnisse, die Frau der Frauen für mich geblieben. Und Das ist es, was mich jetzt quält. Es war nicht zu Ende zwischen uns. Das Glas war nicht leergetrunken. Es mußte noch einmal an meine Lippen, es war mir heilig bestimmt. Und heute trittst Du ein und sagst mir, daß sie tot ist!" Kall schwieg; Felix sprach erregt weiter. „Bisher wußte ich sie lebend, an mich denkend in der Ferne. Es war eine geheime Verbindung zwischen uns, all die Zeit her, obwohl wir uns nicht geschrieben, nicht gesehen haben. Du kennst Das nicht, Max, Du bist vielleicht nie so geliebt worden!"

„Wahrscheinlich nicht", erwiderte Herr von Kall und steckte eine neue Cigarette an.

„Lieber Kall, Du lebst ein anderes Leben als ich. Du kennst diese tiefe Lust nicht. Du kennst Frauen wie Jessie nicht; so rein und stark und glühend; ... sie war wie ein wundervolles edles Pferd! Hast Du sie je reiten sehen oder tanzen?"

Kall nickte. „Sie hat Rasse gehabt", sagte er.

„Und ihr Witz! Dieser feine Geist!"

„Hatte sie Geist?"

„Du solltest ihre Briefe lesen!"

„Was soll bei einer Frau Geist?"

Felix schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „Ich werde Dir Etwas zeigen!" Er führte den Freund in sein Schlafzimmer und öffnete die Kassette: „Sieh Dies an!"

Kall betrachtete die Photographie und nickte. Felix aber beugte sich über die Truhe und entnahm ihr einen kleinen Ebenholzkasten, der aufsprang: das Bild zeigte die schlanke Frau an die Lehne eines Em-

Google

pirelagers geschmiegt, ein paar gelbe Rosen in dem tiefen Ausschnitt des langen schwarzen Seidenkleides, dessen schleppende Falten unten wogten.

„Ja, Das ist sie“, sagte Kall; „es ist sehr gut.“

„Nein, Das ist nichts“, erwiderte Felix zitternd; der Ebenholzkasten hatte ein zweites Fach. „Sieh Dies an! Du bist diskret... Du schweigst... Sagt Dir Das genug?“

„Kandaules!“ sagte Kall langsam, während er das Bild mit zugekniffenen Augen lange betrachtete. Als er es zuletzt aus der Hand legte und sich umwandte, sah er den Triumph in den Augen des Liebhabers und mußte lächeln.

Eine sonderbare Spannung war jetzt zwischen ihnen und ein Unbehagen, ein heimliches Schuldgefühl, als Felix das Bild wieder verschloß. Ein langes Schweigen folgte.

„Es ist gleich Fünf“, sagte Felix endlich, nach der Uhr sehend. „Ich muß zur Wilewska; es ist höchste Zeit.

Er kleidete sich um und sie gingen zusammen fort. Eine müde Schwermuth und Feierlichkeit lag auf Felixens Zügen und in seinen Bewegungen. Als er und Kall sich trennten, sah er ihm verstimmt und ärgerlich nach. Dann stieg er die Treppen empor und trat in die freundliche Wohnung. Die alte Dame entlockte dem Erregten ein Bekenntniß.

„Sie haben ganz Recht: der Tod ist kein Ende,“ sagte sie, „Sie können mit Ihrer Freundin auch weiter in Verbindung bleiben, wenn Sie nur wollen, Felix. Die Fäden brauchen nicht abzureißen.“

Beide sahen in das Feuer im Kamin; Dämmerung war im Zimmer; von einem glimmenden chinesischen Stäbchen stieg ein feines Wölkchen eines fremd duftenden zarten Weihrauchs empor.

Felix horchte auf. Die lebhafte Frau sprach, während die mageren, sehr weißen Hände an ihrem Kleid hinabstrichen, mit überzeugendem Ernst fort. „Sie müssen nur mit allen Kräften Ihrer Seele wollen. Sie müssen sich Ihre tote Freundin vorstellen, bis ihr Bild vor Ihnen steht: es wird aber nicht nur ihr Bild sein...“

Felix sah ein Bild vor seinen Augen. Er sprach kein Wort. Die kleine Rauchwolke verschwebte um den Theekessel.

„In Träumen wird sie zuerst kommen. Sie träumen ja immer so lebhaft und interessant...“

Irgendeine unbestimmte, unangenehme Empfindung streifte Felix gleichsam; er wußte nicht, warum. Frau von Wilewska sprach still fort: „Sie werden um so leichter in Verbindung kommen, als sie doch sicherlich mit dem Gedanken an Sie gestorben ist. Es ist, als ob sie aus dem Unsichtbaren eine Hand nach Ihnen ausstreckte, die Sie nur zu ergreifen brauchen...“

„Ja,“ sagte Felix lebhaft, „es müssen Tagebücher, vielleicht Briefe vorhanden sein, oder Worte, die für mich bestimmt waren; und ich kann doch ihren Bruder nicht fragen. Ist Das nicht zum Verzweifeln? Wie soll ich es erfahren?“

Google

„Durch sie selbst!“ sagte die schöne weißhaarige Frau mit blitzenden Augen, „wir haben jetzt ein außerordentliches Medium, Miß Elga. Sie kennen sie...“

Aber Felix schüttelte den Kopf.

„Sie wollen das Geheimniß nicht preisgeben. Sie sind ritterlich, Felix. Dann müssen Sie forschen. Ihre Freundin wird doch irgendwen um sich gehabt haben, dem sie Vertrauen schenkte. Suchen Sie: Sie werden finden. Glauben Sie mir, Felix, Sie sind beneidenswerth: nachdem Sie im Leben so geliebt wurden, wird die Tote für Sie eine unsichtbare, eine heilige Helferin sein!“

Die Worte drangen wie eine Melodie an sein Ohr. Sie sprachen noch lange von Reinheit und von der Stimmung und von den anderen Bedingungen des geheimnißvollsten Verkehrs; zuletzt küßte er ihr dankbar die Hand und ging, seltsam bewegt und beglückt, nach Haus.

Am anderen Morgen ritt er in den Prater. Aber die nebligen Wiesen und laublosen Alleen stimmten ihn trüb; noch mehr thats die Erinnerung. Sie hatte Pferde so geliebt und jeden Ritt so genossen, so wild genossen, daß ihm schwere und traurige Gedanken kamen.

Stunden lang ging er in seinen Zimmern auf und nieder. Kalls Besuch lehnte er ab. Dann schrieb er eilig einige Karten und um vier Uhr saß er in der Bahn. Es waren nur fünf Stunden Fahrt; und er hatte seine Cigarren, Lecture und den Speisewagen. Er las in einem Buch, das Frau von Wilewska ihm mitgegeben hatte und das ihn in die gespannteste Stimmung, auf die sonderbarste Erwartung brachte.

Er kam in ein kleines Städtchen in einer Gegend, in der er nie gewesen, und stieg in einem lächerlichen kleinen Hotel ab. Er saß ganz allein, von den Kellnern bestaunt, im Speisesaal, las; und fragte wie von ungefähr nach dem Schlößchen, nach dem es ihn trieb. Es lag im Wald, nicht weit von der Stadt; aber es war, wie man ihm sagte, verschlossen; die Frau Baronin war ja so plötzlich gestorben.

Man schien sie gut gekannt zu haben. Mühsam beherrscht, fragte er nach dem Friedhof. Aber man sagte ihm, hier sei nur eine kleine Feier im Schloß gewesen; der Graf Ferdinand habe die Leiche der Schwester nach Ungarn ins Erbbegräbniß überführen lassen. Das hatte in der Todesanzeige gestanden und er hatte es völlig vergessen. Traurig, enttäuscht und ärgerlich über sich selber, ging er zur Ruhe. Und schlief unruhig und schlecht.

Am anderen Morgen ging ein trüber, rieselnder Regen nieder. Dennoch brach er auf und ging zu Fuß über die nassen Straßen: er hatte das grauweiße, nicht gar alte Gebäude schon von der Bahn aus gesehen; es lag jetzt stumm und unheimlich mit geschlossenen Fenstern und Läden hinter einem steilen, alten schwarzen Gitter. Er ging rings um das Gitter und sah die triefenden Pflanzen, das Gewinde, das sich an den nassen Mauern zwischen den dunklen Fenstern emporzog. Nie hatte er etwas Trostloseres gesehen.

Hinter dem Haus lag ein Stallgebäude; aber kein Laut, kein Huf-

Google

schlag tönte; es war offenbar leer. Nach langem Zögern zog er die alte Klingel an der Gartenthür und fuhr zusammen, als er die Glocke tönen hörte, als irgendwo eine Pforte ging und er Schritte vernahm. Ein alter, verfallener Mann kam heraus, der ihn mit roth umränderten, kranken Augen ansah und ihm unwirsch sagte, die gnädige Frau sei tot, die Dienerschaft fort, er sei der Wächter, aber er könne Keinen einlassen; er habe die Schlüssel gar nicht: die seien beim Notar in der Stadt. Felix ging zurück. Während er auf dem Weg war, heiterte sich der Himmel auf und eine helle Frühlingsstimmung war über den Straßen, als er die Stadt wieder betrat.

Er ging geraden Weges zum Notar und sagte ihm, obschon ein leichter Schauer ihn bei seinen eigenen Worten beschlich, daß er das Schlößchen miethen wolle. Der Notar, ein dicker kleiner Mann, erwiderte, er habe keinen Auftrag in dieser Richtung und müsse erst bei dem Herrn Grafen anfragen. Darauf begehrte Felix, das Haus wenigstens zu sehen; ihm seien noch andere Wohnungen angetragen und er könne nicht warten, bis die Antwort aus Wien eingetroffen sei. Nach einigem Ueberlegen erklärte der Notar, Das auf sich zu nehmen. Gegen Abend könne er mit dem Herrn hinausfahren: „Alles ist schon desinfizirt worden“, fügte er, wie um sich selber zu beruhigen, hinzu.

Felix zuckte zusammen.

„Ja, es war eine schreckliche, eine schauerliche Krankheit, ein Zerfall in vier Tagen.“

Felix wand sich auf seinem Stuhl. Er sagte, daß er die Verstorbene flüchtig gekannt habe, und erkundigte sich, was mit ihren Leuten, ihren Sachen geschehen sei.

Die Kammerfrau und die anderen weiblichen Dienstboten seien schon fort, sagte der Notar, nur der Kammerdiener der Frau Baronin sei noch in der Stadt.

„Der Fritz?“ fragte Felix unwillkürlich.

„Nein: Franz.“

Felix merkte, daß der Notar aus irgendeinem Grund ungern Rede stand und auf sein Fortgehen wartete. Er ging denn auch, nachdem sie die Stunde der Fahrt nach der Villa für den Abend vereinbart hatten.

Er fand gesprächigere Menschen in seinem Gasthof und erfuhr, daß die entlassenen Leute Schwierigkeiten gemacht und sich beklagt hatten, weil der Graf ihnen viel weniger gegeben, als ihnen die verstorbene Herrin versprochen hatte; der Kammerdiener wolle sogar ans Gericht gehen. Erst war ihm, als könnte er den häßlichen und gemeinen Dingen nicht entkommen, die ihm das Bild der Toten und die Stimmung zerstörten; dann begriff er, daß dieser Gekränkte am Ehesten gesprächig sein würde, erkundigte sich und fand nach kurzem Suchen die kleine Gastwirthschaft, in der der Mann wohnen sollte.

„Franz, bring dem Herrn ein Bier!“ sagte der Wirth zu dem blassen, blonden Kellner, der mit einer schmutzigen Schürze in der Thür erschien.

Google

„Sind Sie der Franz, der bei der Frau Baronin in Diensten war?“ fragte Felix, nachdem er die Plakate an den Wänden betrachtet hatte.

„Nein“, sagte der Kellner. „Sie meinen den Herrn Eichinger: da kommt er.“

Ein stattlicher Mensch mit militärischem Schnurrbart stand vor Felix. Scharfe, stahlblaue Augen musterten den Fragenden. Irgendwie war die Sache Felix unangenehm. Aber er hatte nicht geirrt: der Mann sprach unumwunden. Vier Jahre sei er in den Diensten der Verstorbenen gestanden und sie habe ihm eine Pension und ein Kapital versprochen, damit er, wie sein Wunsch war, eine kleine Reitschule in der Stadt eröffnen könne, und der Herr Graf Ferdinand wolle Das nicht anerkennen; aber er könne es beschwören.

Felix hörte seine Klagen an und gab ihm Recht; dann begann er vorsichtig, zu fragen, wie die Tote gelebt, ob sie Besuche empfangen..

Aber der Andere war ganz mit sich beschäftigt. „Die Baronin ist täglich ausgeritten“, sagte er; „oh, sie ist gut geritten, und weil ich auch gut reite, hat sie mich immer mitgenommen. Ich hab' ihr noch Manches gezeigt.“

Felix erkannte Jessie.

„Was sie sonst gethan? Gelesen? Ja, auch. Briefe hat sie geschrieben und bekommen, natürlich. Besuche selten.“

„War sie sehr traurig?“

„Nein, gar nicht. Und mit allen Leuten war sie freundlich. Lieb war die Frau Baronin, wie sie schön war.“

Die Schwärmerei des Dieners für seine Herrin wurde Felix unangenehm. Aber es war immer so gewesen. Wer ihr nah kam... Der Mann hatte Thränen in den Augen. Felix ward gerührt.

„Sie hat mir Bücher zum Lesen gegeben, damit ich mich bilden soll,“ sagte er, „so hat sie sich für mich interessirt; und da will der Herr Graf mir nicht glauben...!“

Wieder kam er auf seine Ansprüche zu reden; und um sie ganz zu begründen, sagte er, zu Felix herübergebeugt, mit leiserer Stimme: „Ich... ja, wie soll ich mich ausdrücken? Man hat die Ehre gehabt... Der Herr interessiren sich ja für Alles von der Frau Baronin... Um offen zu reden... Der Herr werden mich ja nicht weiter verrathen... Man hat die Ehre gehabt, der Frau Baronin zu gefallen..., als Mann...“

Ein glückliches Lachen kam in die Augen des Menschen; er sah nicht, daß Felix ihn erst fassunglos blöde, dann entsetzt anstarrte.

„...Man hat ja schon mancher Herrschaft gefallen... Aber so wie die Frau Baronin war keine Dame... Die vergißt man nie!“

Das Lächeln glücklicher Erinnerungen wich aus seinen Augen, als er das Gesicht des Anderen weiß sah von besinnungslosem Zorn. Und jetzt sprang Felix auf und schlug mit seinem Stock nach dem Diener. „Was erlauben Sie sich...“ begann er. Aber Der parirte sicher.

Google

„Vielleicht ein Herr Rivale?“ fragte er höhnisch. Und fuhr frech fort: „Vor dem Ewig-Weiblichen sind wir Alle gleich!“

Ein paar Sekunden sahen sie einander in die Augen; dann besann sich Felix und ging.

Um elf Uhr nachts fuhr sein Zug unter strömendem Regen in Wien ein. Todmüde, durchfroren und elend kam er in seine Wohnung; er hatte nicht telegraphirt und seine Zimmer waren ungeheizt. Im Salon stand noch die Flasche Chartreuse; er leerte rasch ein paar Gläser. Dann sah er sein fahles Gesicht im Spiegel. Hinter ihm auf den Stühlen schienen die grinsenden Affen zu hocken.

Marienfelde. Karl Federn.

Anzeigen.

Der Strom. Neue Gedichte. Eugen Diederichs in Jena.

Aus dem großen Bauernkrieg.

Gesang der Bauern.

Mit Hämmern und Sicheln, mit Hacken und Sensen, getreuliche Knechte,
Einen Dienst zu dienen den gnädigen Herrn und ihrem Geschlechte,
Wir ziehn von Schloß zu Schloß landum.

Wir tragen ein neu Geräth in unsern Händen,
Das soll uns die Zeiten wie Schollen umwenden,
Wir tragen mit uns das Evangelium.

Wir ließen in Brache verdorren das eigene Feld,
Wir haben wie Weinberge die Wollust der Herren bestellt,
Wie prangen die Trauben nun firn und fein!

Wir kommen mit Scheeren und Messern,
Wir kommen mit Pressen und Fässern,
Wir kommen, zu keltern den Herrenwein.

Wir tragen Feuer, den Herrn zu erleuchten die Mitternacht,
Breite Fackeln sind ragend im Land entfacht,
Feld bei Feld verloht, Schloß bei Schloß verbrennt.

Wir tragen ob uns Morgenstern und Sichelmond,
Ueber unserer Fahrt wohnt
Gott in erznem Firmament.

Predigt Savonarolas.

Rathsherrn und Bettler, Söldner und Mönche, Matronen und Dirnen wirr ineinander gemengt,

Google

In die Bänke gepreßt, um die Pfeiler gezwängt, —
Portale und Gänge starren mit Masse verbaut.
Brausend verschallen Orgel und Chor . . .
Die Wandlung verklingt . . . gewölkige Stille graut . . .
Savonarola steigt die Kanzel empor.

Da nimmt Gott von seinem eigenen Wesen her
Und füllt das Haupt ihm also voll Gottheit schwer,
Daß es in Drang und Segen heilig überfließt.
Sein Haupt birst auf: und Gottheit rauscht in langhinrollendem Lichte,

Weit gießt
Sich aus der heiße Brunnen der Gesichte.
Und steigt steil auf und biegt
Sich im Gewölb und schmiegt
Sich ab und ist versiegt.

Nun rollen seine Worte schwer und roth aus seinem Munde,
Als quöllen sie aus einer Wunde,
Laut spricht sein Mund. Und Alle sehn: sein Haupt klafft offen,
Als sei er dort von Gott mit einem Schwert getroffen.

Und hoch, zum andern Mal,
Aufflammt der Strahl,
Aus seinen Tiefen bricht
In harter Garbe eisernes Licht.
Da ist im Domraum grell entfacht
Ein rissiger, weißer Wetterschein,
Als sei er abgedacht
Und fallé Feuer vom Himmel hinein.

Ueber die Menge hin fegt
Der prallende Strahl und schlägt,
Fährt an die Häupter, wuchtet auf Rücken und Leib,
Schließt auf das Gebein, zerbricht Brust und Herz,
Rings zuckt Wimmern und Schmerz.
Da ist nicht mehr Knecht und Herr, Kind, Mann, Weib,
Da fließt von ihnen ab Haut und Fleisch,
Da verdunstet ihnen Seele und Sein,
Da werden sie Alle geschmolzen in ein
Aufklagend, aufrasend, auftosend Gekreisch.

Wie Schwärme von Vögeln aufflattern tausende Hände;
Daß erwanken Pfeiler und Wände,
Meerbreit durch den Dom wogt ein Schrei:
„Ende!“

Er schweigt.

Google

Wie Wind durch ihn weht kühlender Hauch.
Aus seinem Haupt steigt
Rauch.

Wien. Ernst Lissauer.

Das Kind. Roman von Martin Beradt. S. Fischer in Berlin.

Dieser Roman erzählt das Erlebniß eines armen Dienstmädchens. Die kleine, unscheinbare Anna Lasius ist eins der Proletarierkinder, die zwischen Suff und Unzucht aufgewachsen, verderbt, verprügelt in den Lebenskampf gestoßen sind. Ihre Instinkte liegen nackt und bloß, ihr Trieb, von keiner Hemmung des Intellektes zurückgehalten, schreit nach Erfüllung, nach Empfängniß und nach Mutterschaft. Nur die jungfräuliche Scham hat die Kultur in diesen Urzustand hineingekünstelt. Und das blutleere, von keinem Strahl der Bewußtheit aufgehellte Hirn ist dem Kampf zwischen Verlangen und Entsagen nicht gewachsen. Es verzerrt die Wünsche seiner in Hunger und Entbehrung verkümmerten Organe und entartet sie zu Wahngebilden nie begangener Verbrechen. Ein Schicksal, scheinbar um so vereinzelter, als es das einer Erkrankten ist. Und doch wächst Ewiges daraus hervor: das Geheimniß, das vor dem Ursprung alles Lebens steht, das Marthyrium und der Triumph des Weibes, seine Geschlechtlichkeit. Die Civilisation reißt zwischen Enterbten und Begünstigten den Abgrund auf. Doch von der Natur wird er durch die Unerbittlichkeit ihrer Gesetze überbrückt. Nur durch Stärkegrade ist die sexuelle Noth der Anna Lasius von der ihrer gesunden Schwestern unterschieden. Bei Beradt heißt es: „Frau von Hallensleben ist es auch, die zuweilen zu Anna sagt, vielleicht habe Anne nur erlebt, was jedes Mädchen erlebe und jede Frau und die alternden Mädchen, die keinen Mann bekommen, insbesondere, blos, daß sie es im Kleinen und Stillen abmachen und ohne diese Stärke und Uebertreibung“. Aus Mitleid ist Martin Beradt ein Wissender geworden. Ein Verständniß, das, ohne alle eingehenden Studien, nur aus Intuition entspringen kann, leuchtet in das Dunkel engen, erdgebundenen Menschenthumes hinein. Wenn sich der kleinen Anna Lasius, aus deren verworrenem, beschmutztem Wesen die Reinheit strahlt, wie aus einem Sumpf das helle Sonnenlicht, ein Erbarmen naht (wie in den Meisterszenen vor Gericht und im Gefängniß), so meint man, in dem Gütigen den Dichter zu erkennen. Und auch Etwas wie Ueberraschung spricht aus seinen Worten: So sieht es in einer Frauenseele aus? Und Etwas von der Empfindung, aus der die Juden sich in ihrem Ritus vor dem Herren verneigen: Gott, ich danke Dir, daß ich kein Weib geworden bin! Beradts Sprache ist dem Stofflichen ganz angepaßt. Dem Bild der Marklandschaft und ihrer ganz intimen, unauffällig wirksamen Reize wie dem Charakter der Personen aus der Niederung des Volkes, deren Welt sich aus Mosaiksteinchen der Unzulänglichkeit zusammensetzt. Diese Landschaft, diese Welt mikroskopirt Beradt mit seinem Stil gewissermaßen, er zerlegt sie in Atome, giebt der kleinsten

Google

Wirklichkeit die Gewalt und Leidenschaft eines bedeutenden Geschehens. Und aus dem Naturalismus seiner Darstellung erhebt sich, wie ein Symbol, die hilflose Gestalt der gequälten Kreatur, des Mädchens, zwiefach vom Schicksal verurtheilt: arm und zugleich ein Weib zu sein.

Auguste Hauschner.

Kamerad Fleming, Roman von Alfons Paquet. Literarische Anstalt von Ruetten & Loening in Frankfurt. — **Wiltfeber, der ewige Deutsche.** Die Geschichte eines Heimathsuchers von Hermann Burte. Leipzig bei Gideon Karl Sarasin.

Die beiden Bücher sehen einander nicht im Mindesten ähnlich, aber sie haben Dreierlei gemeinsam: jedes ist einzig in seiner Art; sie sind Romannovellen (Das heißt: sie entrollen den Lebensgang des Helden gelegentlich seiner novellistisch erzählten letzten Erlebnisse, die sich bei Fleming in wenige Tage, bei Wiltfeber in vierundzwanzig Stunden zusammendrängen) und sie lassen im Leser eine unbehagliche Stimmung zurück. Fleming hat als junger Kaufmann in Amerika ein paar tausend Mark erspart, kehrt nach Deutschland zurück, studirt, die Hindernisse, die unser chinesisches Berechtigungwesen dem nicht regulär Vorbereiteten aufthürmt, tapfer überwindend, Nationalökonomie und macht vor dem Staatsexamen einen Erholungausflug nach Paris, um den Soziologen und Antimilitaristen Fraconnard kennen zu lernen und die Straßenkundgebungen für Ferrer anzusehen. Eine wunderliche Verkettung fügt es, daß er für einen Demonstrantenzug eine Kolonne deutscher Vagabunden zusammenzubringen unternimmt. Er erkennt dabei: niemals kann „die neue Menschlichkeit, die Alle erfahren, durch Haß und Hinterlist und durch das Getrampel der Massen errungen werden". Er schreibt in sein Notizbuch: „Einen Orden gründen von Männern, die den Armen wie den Reichen den Abfall vom Gelde predigen, die weltlichen Frommen aller Länder einen; unabhängig von Menschen und Parteien in anständiger Armuth leben"; und schließt den letzten pariser Abend mit der innigen Bitte zu Gott, ihn sein Ziel erreichen zu lassen. Am anderen Morgen fährt er fröhlich nach dem Bahnhof. Bei der Straßenprozession ging er in einer Reihe mit einem verkommenen Menschen, der einen ingrimmigen Haß auf den Deutschen wirft, blos, weil aus dessen Antlitz Gesundheit, Güte, Offenheit und Heiterkeit strahlt. Fleming hat den bösen Blick des Unholds bemerkt und für ihn gebetet. Dieser Kerl erschießt ihn, während er auf die Abfahrt seines Zuges wartet. Man fragt sich nun: Soll nur das Treiben der pariser Demagogen gebrandmarkt werden oder ist nur eine interessante Novelle beabsichtigt, die zeigt, wie wunderlich es einem harmlosen und guten Menschen in einem solchen Babel ergehen kann? Oder will uns der Verfasser seine Metaphysik errathen lassen? Das Dritte scheinen die Worte andeuten zu sollen, mit denen die Seele des Sterbenden charakterisirt wird: „In dem kühnen,

Google

zarten Phantaſten voll Liebe und ſehnender unentwickelter Fruchtbarkeit eine der zehntauſend Fleiſchwerdungen Gottes, die in dieſer grauen, heulenden Welt des Teufels ſtrahlenäugige, helle Häupter erheben, um zu ſiegen und zu herrſchen oder um ausgerottet und beſiegt zu werden und ſterbend der großen Fülle des heiligen Geiſtes zuzufließen, die wie ein Elmsfeuer zuweilen auf den Spitzen irdiſcher Schiffe lodert". Die Form iſt anſprechend; packende Schilderungen, feine Stimmungbilder bekunden eine ſchätzbare poetiſche Anlage.

Die Jünger Gobineaus beklagen das Ausſterben der blonden Raſſe, die Seelen von Ruskins Art klagen die Neuzeit an, daß ſie den Menſchen mechaniſire, die Ariſtokraten von Nietzſches Gnaden ekelt vor der Herrſchaft des häßlichen Menſchen, der Maſſe. Dieſe drei Schmerzen hat Burte in Eins verſchmolzen und ſeinen Wiltfeber zu ihrem Träger gemacht. Ein Dichter iſt Burte ohne Zweifel: er giebt prachtvolle Bilder und bereichert ſeine bibliſch-zarathuſtriſche Prophetenſprache mit klangvollen Wortſchöpfungen. Die Epiſode des Gutsbeſitzers, der auf den Hund gekommen iſt und ſeine Leute zu Grunde gerichtet hat, weil er ſich von ihnen, die ein Agitator aufgehetzt hatte, zu einem ſozialiſtiſchen Experiment überreden ließ, iſt ein Meiſterſtück. Aber in das überſchwängliche Lob, das dem Dichter von einigen Rezenſenten geſpendet wird, vermag ich nicht einzuſtimmen. Ein Held, der ſeinen letzten Tag, den großen, den entſcheidenden Tag mit der Erinnerung daran beginnt, wie er als Knabe ſchon das Weib erlebt hat, der dann eine ſeiner früheren Buhlen trifft und ihr die nächſte Nacht verſpricht, der den ganzen Tag herumzieht, deutſche Art und „den reinen Chriſt" predigend, dabei alle die guten Leute, mit denen er zuſammenkommt, durch imponirende Kraftleiſtungen und verächtliche Behandlung kränkt, zuletzt mit einer zweiten Buhle den großen Plan beſpricht, durch Beeinfluſſung des Kaiſers Volk und Vaterland zu retten, die Berathung aber mit „Genieße und ſtirb!" als der Weisheit letztem Schluß abbricht und, da er, der erſten Buhle das Wort brechend, mit der zweiten zu genießen ſich anſchickt, ſammt ihr vom Blitze verzehrt wird: was ſoll uns ein ſolcher Held, mag er ein Menſch von Fleiſch und Blut ſein oder nur ein Phantaſiegebilde, das aus dem Buch zu uns ſpricht? Was leiſtet er? Weniger als nichts: er macht junge Leute konfus. Ein paar Millionen den Helden verächtlich dünkende ſchlichte Philiſter, die, ohne pompöſe Worte zu machen, aus chriſtlichem Pflichtgefühl oder unter dem Antrieb der kantiſch-preußiſchen Unteroffiziermoral, Jeder auf ſeinem Platz ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun, ſie leiſten Etwas: ſie erhalten das Volk geſund und bringen das Vaterland um ein Stück vorwärts. Ob die nächſte Generation, die ſie zeugen und aufziehen und der ſie ihre leibliche Geſundheit und ihren Charakter vererben, braun oder blond ausfällt, darauf wird ſo gar viel nicht ankommen.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Go gle

Gottlieb, Braun, Bavaria.

Mister Braun war ein sehr starker Mann. Er hatte sich in seinem münchener Hotel mit Mister Pitt in Paris verbinden lassen und brüllte nun ins Telephon: „Zum Donnerwetter, Mister Pitt! Sie sind Generaldirektor der vereinigten amerikanischen Glasgesellschaften. Ich bin blos Reisender der Vereinigten. Das ist aber doch schon was. Donnerwetter! Wers zum Reisenden der vereinigten amerikanischen Glasgesellschaften gebracht hat, Der ist doch wahrhaftig eine Celebrität ersten Ranges. Und wissen Sie, was mir passirte, als ich Das auf der Kegelbahn dieses verdammten Dr. Gottlieb sagte? Man erzählte mir, bei Gottlieb kegelten die ersten Celebritäten der Stadt. Ich: hin. Melde mich zur Aufnahme, sage kühl: Bin Reisender der vereinigten Glasgesellschaften Amerikas. Ich denke: die Leute werden gleich vor Schreck auf den Bauch fallen und knierutschend mir die Stiebel küssen; denn Glasreisender ist doch so viel wie Fürst und Herzog. Sagen Sie, Mister Pitt, können Sie sich ein edleres Material vorstellen als das Glas? Können Sie? Nein; Sie können nicht. Aber nun stellen Sie sich vor, was die münchener Celebritäten machten: sie kriegten allesammt den Veitstanz. Ich, kühl, wie ein echter Glasreisender sein soll, erkläre: vor einem Glasreisenden tanzt man nicht Veits. Gottlieb, der grobe Wirth, kriegt mich am Kragen. Ich hau' ihm Eine runter, daß ihm das Blut aus Nase und Ohren spritzt. Ich werde von der ewig plumpen Masse überwältigt, aber nicht verhauen. Man will sich schärfer rächen. Man bindet mich auf einen Leiterwagen, spannt zehn Brauerpferde vor, klebt Plakate, ganz große rothe, an den Wagen; und auf diesen Plakaten steht: „Das größte Monstrum von Amerika, Boxer und Glasreisender der Vereinigten Glasgesellschaften Amerikas, ist das größte Geschäftsgenie. Haut gleich, wenn man ihn losläßt. Vorsicht! Die größte Celebrität Amerikas! Heißt Mister Braun, hat schon in München seinen Namen mit au germanisirt". So fährt man mich zehn Stunden hindurch am hellen Tag durch sämmtliche Straßen Münchens. Alles johlt. Die Gassenjungen werfen Schneebälle in mein Gesicht. Es ist Karneval 1910. Auch Polizei lacht. Ich bin blamirt; meine ganze Seele brüllt: „Rache! Raache! Raaache!"

Mister Pitt tanzt an seinem Telephon ein Bischen Menuet, reibt sich vergnügt die Hände, klatscht sich auf sein rechtes und linkes Knie und schreit, daß seine Frau erschreckt aufhorcht: „Dieser Mister Braun ist unbezahlbar! Endlich ein Reisender, der ganz unbezahlbar ist. Ich schenk' ihm mein Vermögen. Und er giebt mir zehnmal so viel raus. Oh!"

Seine Frau schreit: „Jakob, sei nicht unvorsichtig!"

Aber Mister Pitt hat schon wieder das Telephon in der Hand und sagt kühl (wie die ältesten amerikanischen Glasfabrikanten): „Mister Braun, ich stelle Ihnen zur Realisirung Ihrer Rachepläne sofort mein gesammtes Vermögen und meinen ganzen Einfluß in den ameri-

Google

kanischen Glaskreisen zur Verfügung. Denken Sie vierundzwanzig Stunden über Ihre Pläne nach; dann melden Sie sich wieder! Schluß!“

Mister Braun bekam keinen schlechten Schreck. „Donnerwetter!“ rief er, „also in Paris habe ich sofort Erfolg gehabt. Wenn man Das hier ahnte! Wenn man hier ahnen könnte, wie weit man noch zurück ist. Der Glasreisende, der moderne Heiland, ist hier noch nicht erkannt. Aber ich werde nachdenken, wie ich mich erkenntlich mache.“

Und er dachte nach, vierundzwanzig Stunden hindurch, ohne Nahrung aufzunehmen, ohne zu schlafen, ganz wie echte Fanatiker zu thun belieben.

Dann aber brüllte er zu Mister Pitt durchs Telephon: „Ich weiß, was hier zu thun ist. Wissen ist Macht. Ich weiß, daß hier alle Celebritäten abends auf den Kegelbahnen sind. Diese Kegelbahnbesitzer, besonders diesen groben Dr. Gottlieb, will ich bankerot machen. Champignonzucht sollen sie in ihren Kegelbahnen anlegen. Darum, Mister Pitt, müssen wir neue Kegelbahnen bauen, die besser sind als die alten. Einverstanden?“

Mister Pitt sagte lakonisch: „Plan gut. Einverstanden. Glas verwerthen bei den neuen Kegelbahnen.“

„Aber selbstverständlich!“ antwortete Mister Braun; „ich denke mir Rotunde mit dreißig Kegelbahnen. Dreißig Kegelfelder stehen in der Mitte, werden von einem Mann elektrisch bedient. Das geht ja heute schon. Alle Wände der Bahnen sind doppelte Glaswände, farbig, mit feinsten Ornamenten, kathedralenhaft. So was zieht hier in München. Celebritäten sehr für das Farbige. Alle kegeln hinfort nur bei uns. Die dreißig Dachgewölbe natürlich doppelte Glaswände. Zwischen denen elektrisches Licht, Heizanlagen für den Winter, Kühlapparate für den Sommer. In der Mitte großer, imposanter Glasthurm, auf dessen Spitze farbige Scheinwerfer. Mit denen bescheinwerfern (Mister Braun ist geborener Amerikaner und spricht ein Deutsch, das sich wesentlich von dem in Deutschland gesprochenen unterscheidet) wir die ganze Theresienwiese. Kolossale Reklame! Auf Theresienwiese oder nebenan auf der Höhe muß die Rotunde stehen. Vielleicht bauen wir oben gleich zwei Rotunden. Dann kegelt alle Welt bei uns. Und wir bescheinwerfern die Bavaria und auch den Dr. Gottlieb. Auch mich kann man bescheinwerfern. Ich gestatte Das. Was sagen Sie dazu, Mister Ptt?“

Mister Pitt sagte: „Glänzende Idee! Sie müssen bescheinwerfert wundervoll aussehen. Das Bescheinwerfern Hauptsache. Sprechen Sie öfters davon, daß Sie bescheinwerfern wollen. Gottlieb, Braun, Bavaria: Das müssen drei himmelstürmende Schlagworte werden. Ich setze mich in den Eilzug und besorge das Geld mit Gottlieb, Braun, Bavaria! Schluß!“

Und das Geld kam an. Und Mister Braun telephonirte sehr bald an seinen Baumeister Salvator: „Was denken Sie denn, Mister Salvator? Glauben Sie denn, wir seien Knauser? Immer in großem

Google

Stil denken, ist bei den amerikanischen Glasgesellschaften Lebensdevise. Was gehen uns die Maurer an? Mögen sie auch Champignonzucht treiben wie die Kegelbahnbesitzer alten Stils. Wir haben in den beiden Rotunden zusammen sechzig Doppelwände und sechzig Doppelglasdeckengewölbe. Die Zeichnungen für die Ornamente, die natürlich farbig sein müssen, bezahlen wir mit horrenden Preisen. Das versteht sich am Rande. In den nächsten Tagen kommen vierundzwanzig Herren aus Amerika, die Alles prüfen werden. Außerdem: nur die besten Schlosser engagiren! Fußboden mit hoher Randleiste muß aus Cementplatten hergestellt werden — mit Asphaltbelag. Im Asphalt Kränze aus Glasmosaik einzulegen. Vergessen Sie die beiden Thürme nicht!"

Wirklich wurden schon im März des Jahres 1910, wie Jedermann weiß, die beiden Rotunden neben der Theresienwiese gebaut; für viel Geld. Und als im Juli des Jahres 1910 Alles fertig war, strömten alle Leute sammt den Celebritäten hin. Und die alten Kegelbahnen wurden einsam. Die Kegeljungen verdienten nichts mehr. Aber die kleinen Kreisbahnen, die an der äußeren Peripherie der Rotunden immer von rechts und von links sehr rasch rund herum fuhren (mit Bier, Weißwurst und Personen), waren Tag und Nacht immer hübsch besetzt.

Jetzt kam leider noch ein böses Nachspiel. Die Kegeljungen arrangirten eine Verschwörung. Sie kamen auf der alten Kegelbahn des Dr. Gottlieb zusammen und beschlossen, sich an Mister Braun zu rächen. Dr. Gottlieb hetzte sie noch tüchtig auf, gab ihnen Bier und viel Weißwurst; und nachts um die elfte Stunde schlichen die Kegeljungen auf die Theresienwiese hinaus, bewaffnet mit vielen Kieselsteinen, mit denen die bunten Glasscheiben bombardirt werden sollten. Doch diese Kieselsteinrevolte hatte Mister Braun vorausgesehen. Außerdem: der kleinste von den Kegeljungen spielte den Verräther. Alle Verschwörer wurden rechtzeitig von Geheimpolizisten abgefaßt und in ein Besserungheim gesteckt. Dr. Gottlieb wurde zu einer größeren Geldstrafe verurtheilt.

Mister Braun lächelte als Triumphator. Mister Pitts Vermögen hat sich schon verdoppelt. Heute ist Mister Braun natürlich in China. Die Republik China soll dem Mister Braun eine große Anzahl von Aufträgen gegeben haben; die meisten Regirungsgebäude der chinesischen Republik werden Glaspaläste sein.

Mister Braun schrieb von Nanking aus an Mister Pitt: „Sie glauben ja gar nicht, wie weit zurück die europäischen Staaten sind; China ist weiter. Hier hat man die Bedeutung der Glasarchitektur im Handumdrehen kapirt."

Mister Pitt verläßt Paris und siedelt sich in Nanking an, wo schon sehr viele Amerikaner wohnen.

Großlichterfelde. Paul Scheerbart.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juni 1912.

Scherben.

Duell.

In der württembergischen Oberamtsstadt Mergentheim, wo einst der Deutsche Orden seine größte Ballei hatte, war der Militäroberarzt Dr. Sambeth von einem Kameraden aus dem Corps der Sanitätoffiziere gröblich und grundlos beleidigt worden. Als frommer Katholik konnte er sich zur Herausforderung des Beleidigers nicht entschließen und begnügte sich mit einem Strafantrag, der die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen den des Deliktes Verdächtigen erzwang, den Beleidigten selbst aber vor das Ehrengericht seines Regimentsverbandes rief. Das empfahl dem Kriegsherrn, den Oberarzt mit schlichtem Abschied zu entlassen. Nein, sprach der Kaiser: wer im Drang religiöser Ueberzeugung einem Zweikampf ausweicht, gehört nicht vors Ehrengericht; freilich auch nicht ins Heer. Allerhöchste Gnade wolle dem Arzt, wenn er sofort darum bitte, den Abschied in einer Form gewähren, die keinen Anspruch auf ein Ehrenrecht kürze. Das war ein Versuch, alte Sitte der Gefühlsmode einer milderen Zeit anzupassen und in entstachelter Schale zu bewahren; ein Versuch, der, wie fast jeder von halb flüggem Modernisirungwillen unternommene, im tiefsten Grund keiner Partei gefiel. Frommheit soll über die Pflicht zu blutiger Sühnung des Schimpfes hinwegheben? Dann bleibt, erstens, dem Feigen stets, weil die Unechtheit der

Google

Glaubensfarbe durch keine Kochprobe, keine Zuthat von Kalkwasser oder Brennspiritus zu erweisen ist, der Ausweg in den Schlupfwinkel der Heuchelei offen. Dann scheint, zweitens, der vom Zweikampf Abgeneigte dem Auge (des Bürgers und, besonders, der Mannschaft) frommer als der zum Waffengang Bereite. Dann dürfte, drittens, auch nach der Kriegserklärung jeder Offizier, dem das Fünfte Gebot heilig ist (oder als Berufungmittel gerade in den Kram paßt), einen Abschied in Ehren fordern. „Du sollst nicht töten." Die Vorschrift steht in den Katechismen Luthers und Peters Canisius. „Du sollst Deinem Nächsten an seinem Leib nicht Schaden noch Leid thun, sondern ihm helfen, ihn fördern in allen Leibesnöthen." Sind die Söhne eines anderen Landes, auf die der Offizier einzuhauen, die er Flinten, Maschinengewehren, Bayonnettes, Kanonen als Angriffsziel zu zeigen verpflichtet ist, im Sinn der Christenlehre nicht seine Nächsten? Haben sie, als Einzelne, aus denen der Fromme Gottes heiligen Odem wehen hört, ihm je solches Leid angethan wie der Kamerad, dessen Schimpfwort ihn vor den Rechtsgenossen zu schänden trachtete? Niemals nur das winzigste Leid. Dennoch soll er ihrer so viele töten, wie der von ihm gelenkten Waffe erreichbar sind. Und wenn er, wie in Schwaben der Oberarzt, die von reger Gottesfurcht gezimmerte Schranke nicht überklettern kann? Wird ihm barsch zugerufen: „Im Kriege gilt anderes Recht als in der schlaffen Zeit lieblichen Friedens. Den Streit der einem Staat Angehörigen vermag der Richter, in der Robe oder im Waffenrock, zu schlichten, zu ahnden. Wo aber fände eine Nation das Recht, das eine andere ihr bestreitet?" Die Antwort könnte lauten: „Im Haag. Beugt Euch unter den Spruch eines internationalen Schiedsgerichtes. Was schiert mich Christen Euer gottloses Bedenken? Das im Gewissen haftende Heilandwort verbietet mir, muthwillig das Gehäus einer Menschenseele zu zerstören." Dann wird er in Gnade entlassen? Eingesperrt, wie Mennos Jünger, die den Rekruteneid und den Wehrdienst geweigert haben. „Der Deibel hole Ihre werthe Ueberzeugung! Hier hilft kein Maulspitzen: hier muß gepfiffen werden. Und wer nicht mitpfeifen will, fliegt in den Kasten und kann zwischen Wasser und Brot an seiner Ueberzeugung knabbern." So weit denkt der liberal Geaichte nicht. Ob Einer Christenthum hat, mag Gretchen, das liebe Kind, seinetwegen auch Bärbelchen prüfen.

Google

Er ist Staatsbürger, sein Reich ist von dieser Welt und er hat Paragraphos wohleinstudirt. Um Nummer 201 handelt sichs; und um die neun Geschwister, die ihm im zehnten Abschnitt des Strafgesetzbuches fürs Deutsche Reich nachtrippeln. Ist der Zweikampf verboten? Ja. Ist die Herausforderung, die Annahme, die Beihilfe, das Thun der Kartellträger und Sekundanten strafbar? Ja. Also darf im Heer des Deutschen Reiches der Mann nicht geduldet werden, der die Vorschrift des fünfzehnten Abschnittes im Bürgerkodex übertreten hat. Solcher Sünder, Raufbold, Rohling taugt nicht in den sauberen Wehrverband eines gesitteten Staates. Schlichter Abschied. Von Rechtes wegen. So will es die Ordnung.

Eine von vernunftlos wüthendem Bürgerzorn erträumte Ordnung. Ist die Vorschrift, die den Zweikampf verbietet, etwa die einzige, deren Uebertretung nicht schändet? Verpönt das Strafgesetz nicht manche Vergehen und sogar Verbrechen, deren der Redlichste selbst, der Reinlichste mit klarem Bewußtsein schuldig werden kann? Soll jeder des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der Ueberschreitung des Nothwehrrechtes, der Beleidigung (eines Privaten oder Regirenden), soll ein der Verletzung des „öffentliche Sittlichkeit" genannten Schemens, der Zeugnißweigerung als schuldig Erkannter nicht nur gestraft, sondern auch aus dem Kreis der Rechtsgenossen gejagt und damit aus der Lebenswurzel gerissen werden? Jeder, ohne Unterscheidung der individuellen Merkmale des Thatbestandes? Das kann kein halbwegs Verständiger wollen. Von Hundert sind mindestens Neunzig bereit, ihr Kontor, ihr Haus und ihr Herz Einem zu öffnen, der, um ein anderes Leben zu retten, die Eidespflicht verletzt hat. Und der Offizier, der zum Zweikampf herausforderte oder die Herausforderung nicht ablehnte, soll mit Schimpf und Schande aus dem Heer gestoßen werden? Soll nicht nur die vom Gesetz bestimmte Strafe (die nicht gar so mild ist: Festunghaft bis zu fünf Jahren) auf sich nehmen, sondern aus dem Berufsstand scheiden, den er liebt und für den allein er vorgebildet ist? Das wäre die dümmste Barbarei. Wäre ein Bruch aller geltenden Ordnung. Und ein „Ausnahmegesetz" gegen Offiziere. Denn keinem Industriellen noch Händler wird einfallen, einem tüchtigen Mann, nur, weil er wegen Herausforderung oder Zweikampfes bestraft worden ist, den gebahnten Lebensweg zu sperren. Der Chef mag den Mann

Google

tadeln, ihm vielleicht die Stellung kündigen; doch er wird nicht daran denken, ihm den ganzen Geschäftsbezirk zu vergittern und jede Verwerthung mühsam erworbenen Könnens unmöglich zu machen. Nur dem Offizier die härteste Pön? Dummes Zeug.

„Die unheilvollste Mystik, auf unserem ganzen Volk schwer lastend, ist die von der Verletzbarkeit der Ehre durch dritte Hand. Was würde unser so stark an Befangenheit leidendes Volk an innerer Ruhe und Festigkeit, was würde der Einzelne an Glücksgefühl und Stolz gewinnen, wenn ihn erst die Ueberzeugung durchdränge, daß sein Ehrenschatz für Diebe ganz unangreifbar ist! Er allein kann ihn mindern, er allein ihn mehren: seinem wahren Werth aber kann kein Dritter Abbruch thun, auch der Staat nicht und das Gericht nicht, nicht einmal, wenn es ihm die sogenannten bürgerlichen Ehrenrechte aberkennt. Alleiniger Herr seiner Ehre sein, heißt aber, zu einem großen Theil auch Herr seines eigenen Schicksals sein. Seine Ehre stets in fremder Hand wissen, bedeutet ständige Abhängigkeit eines Jeden von allen Anderen, ganz besonders von den Schlechten und Mißgünstigen. Die Ehre ist ein höchst individueller Menschenwerth, dessen Größe allein ihr Träger zu bestimmen vermag. Ein Dritter kann sie mir absprechen, ihren Umfang verkennen oder verleugnen: aber Das wäre eine jämmerliche Ehre, eine Ehre, die mir gestohlen werden dürfte, wenn sie mir gestohlen werden könnte! Dieser ewige Argwohn, daß es Jemand auf unsere Ehre abgesehen habe, diese Angst, daß über Nacht ein Gauch mit ihr durchgehen könnte, sie sind für den Völkerpsychologen kein Zeichen der Stärke eines Volkes, sondern der Ueberreiztheit: er muß darin etwas Ungesundes, eine Schwäche des individuellen Selbstgefühles erblicken. Was man Ehrverletzung nennt, ist auch in Wahrheit Ehrverletzung (Das heißt: Ehrenminderung), aber nie für den Beleidigten, stets nur für den Beleidiger. Mit unfehlbarer Sicherheit schlägt der Angriff auf den Angreifer und dessen ‚Ehre' zurück. Bleibt aber die Ehre des Beleidigten ganz unversehrt, so bedarf sie keiner Wiederherstellung: denn sie ist solcher unfähig. Siegt endlich die Wahrheit, daß unsere Ehre eine Hornhaut ist, durch keine Waffe in dritter Hand verletzbar, dann werden wir uns selbst seltsam vorkommen, wenn wir uns sehen: stets die Hand am Schwert, um unsere Ehre gegen Feinde zu vertheidigen, die es nicht giebt, die zur Verletzung un-

Go gle

serer Ehre wenigstens vollständig ohnmächtig sind. Unsere Ehrennervosität wird stolzer Ehrengewißheit Platz machen.“ Das sind Sätze aus einer Rede, die Professor Karl Binding, der weiseste Lehrer deutschen Strafrechtes, vor sieben Jahren gehalten hat. Ein im würdigsten Sinn des prostituirten Wortes Liberaler. Er bestreitet den deutschen Ursprung des Privatzweikampfes, dessen Herkunft aus dem germanischen Ordal; und ist fern von dem Wahn, „das drakonisch strenge Duellgesetz werde den Zweikampf überwinden; die deutschen Duell-Edikte und Mandate des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts haben es an Strenge nicht fehlen lassen und doch des Zweikampfes nicht Meister zu werden vermocht. Zweifellos sind es starke und bei vielen adelig denkenden Männern durchaus edle Empfindungen, welche sie, trotz der Strafbarkeit, an dem Duell festhalten lassen.“ Diese Empfindungen ducken sich nicht in die Bürgervorstellung, ein Amtsrichter oder Landgerichtsdirektor dürfe entscheiden, ob der Ehrenschild des ins Klagerecht Zugelassenen rein oder rostig sei, und übertönen, übertoben die kühle Stimme nüchterner Vernunft. Die würde zunächst fragen, ob zwischen den zwei Menschen Etwas geschehen sei, das auf dem weiten Rund der Erde nur einem von ihnen noch zu leben erlaube. Würde, zweitens, prüfen, ob der Kränker selbst sauber, also zu überzeugen, oder unsauber, also zu verachten sei. Doch Vernunft kommt nicht zum Wort. „Da läuft ein Kerl herum, der mir Schändliches angehängt hat. Schneider, Börsianer, Hebammen rennen ins Gerichtshaus. Unsereiner sorgt ohne fremde Vormundschaft für seine Ehre. Zahlt mit seiner Person. Ob der Kerl sonst anständig oder unanständig ist, kann ich nicht untersuchen; will auch nicht. Liegt nichts Gewichtiges gegen ihn vor, so fordere ich ihn; und kneift er, so ist er vor Unsereinem unmöglich.“ Solche Rede hört man oft; und sie ist dem Volksgefühl näher, als die Schreier behaupten. Denn das Volksgefühl schließt von dem Muth der Physis gern auf die Lauterkeit der Psyche und ist, in einer fast nur noch mit Gelderwerb und Schatzhäufung beschäftigten Zeit, schnell stets bereit, Jeden zu bewundern, der für ein unwägbares Rechtsgut seine Person einsetzt. Bis in die Oberschicht des Proletariates strecken sich die Wurzeln des Empfindens, dem Treitschke derben Ausdruck gab, als er über das England Alberts von Koburg schrieb: „Kaufmännische Luft durchwehte das gesammte Leben der

Google

Nation. Das unentbehrliche letzte Nothmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft, das Duell, kam außer Brauch und verschwand bald gänzlich; die Reitpeitsche verdrängte Degen und Pistole: und dieser Sieg der Roheit ward als ein Triumph der Aufklärung gefeiert.“ Der kühne Gedanke, daß man zum Schutz der Ehre weder Pistole noch Reitpeitsche, nicht einmal einen Strafrichter brauche, kam dem Preußenmagister nicht. Konnte ihm auf dem geliebten Boden seiner Wahlheimath kaum kommen, wo die Staatsjuristen selbst, die Hüter der Rechtsnorm, in die Motive zum Strafgesetzbuch den Satz geschrieben hatten: „Die Sitte (oder, wenn man lieber will, die Unsitte) des Duells hat sich noch immer stärker erwiesen als das geschriebene Gesetz, dem deshalb nichts Anderes übrig bleibt, als sich gut oder übel mit der Aufgabe abzufinden: seine Vorschriften über das Duell so einzurichten, daß sie zu den Geboten der Gerechtigkeit nicht in allzu schroffen Widerspruch treten und dem Bedürfniß des Lebens doch wenigstens annähernd genügen.“ Dem Bedürfniß eines Lebens, das noch von dem Wahn umsponnen ist, die Ehre müsse vor Anwurf geschützt, ihre Verunreinigung müsse gerächt und Schutz und Rache dürfe nicht einem Zufallsrichter überlassen werden. Vanitas vanitatum. Wir brauchen weder härtere Beleidigungstrafen noch die Aechtung des Duellanten, sondern nur die Verbreitung des vor Schopenhauer und nach Binding von den Weisesten gepredigten Glaubens, daß der Ehrenbesitz eines Menschen unmehrbar, unminderbar ist. An die Sohle jedes Wirkenden heftet sich irgendein Gezücht, das ihn mit Schimpfrufen und Kothwürfen zu ärgern, zu verwirren, in blinde Wuth zu hitzen, ihm die Wirkensmöglichkeit zu kürzen trachtet. Soll er die Lümpchen vor die Klinge heischen, sie dadurch in den Ruf ehrlicher, zu persönlicher Genugthuung fähiger Männer stelzen und sich, solchen armsäligen Quarks wegen, der Verkrüppelung oder Vernichtung aussetzen? Zeit und Kraft dem Versuch opfern, ihr Lügengewebe zu zerreißen, und, während sie von einem Thurm herabbrüllen, er sei ein Schurke, einen anderen erklettern, um sich oben dann in den Beweis der Unwahrheit zu erniedern? Oder gar Schriftsätze schmieden, Amtsgericht und Strafkammer anrufen und mit seiner „Ehrennoth“ schließlich an dem Zufall hängen, welche Zeitung sein Richter liest und welcher Kriminalanwalt das flinkere Mundwerk hat? Auf seinem Weg

Google

soll er, unbeirrt von Schimpf und Fälschung, weiterschreiten. Noch ernster sich um Gerechtigkeit (die dem Menschensinn erreichbare) bemühen. Nicht eine Stunde an das Geträtsch vergeuden und den Spelunken fern bleiben, deren tüchtige Insassen ihr Nachtgeschirr auf sein reines Kleid leeren möchten. Arbeiten soll er. Durch seine Lebensleistung zeigen, was er ist und was er vermag. Nur er selbst kann sich schaden, sein Ansehen schmälern. Je lauter, je plumper die Schmähung, desto sicherer die Gewißheit wachsender Wirkung.

Ob das deutsche Offiziercorps das Duell, als das stärkste Mittel zur Abschreckung von leichtfertigem Wort und rohem Thun, schon entbehren kann? General von Boguslawski hat die Frage hier einst verneint; und heute noch wagen die Sachverständigsten nicht, sie zu bejahen. Zehntausende junger, kräftiger, bewaffneter Männer. Da giebts, in engem Verkehr, leicht einmal Streit; giebts, wenn die Nase allzu reichlich begossen wurde, auch wohl böse Händel. Hunderte werden nach der Entstehung rasch erstickt; weil einer mit der Waffe ausgetragen wird, soll das Reich in Gefahr sein? Ein geprügelter Offizier wäre auch vor der Mannschaft nicht mehr möglich. Jetzt weiß der grünste Fähnrich: „Wenn ich im Rauschzorn einem Kameraden ins Gesicht schlage, muß ich, unter gefährlichen Bedingungen, auf den Kampfplatz und werde vielleicht über den Haufen geschossen.“ Solche Hemmung ist Zwanzigjährigen nützlich. Und die niederträchtigen Reden, die wir Tag vor Tag über die Führer unseres Heeres hören, können die Thatsache nicht wegwischen, daß die Allure, Haltung, Selbstzucht des deutschen Offiziers das höchste Lob verdient. Lasset dem Corps die Wahl seiner Lebensregel. Wer wider sie ist, braucht ja nicht Offizier zu werden. Sogar die Sanitätoffiziere, die nicht Wesensdrang ins Heer trieb, würden sich wahrscheinlich gegen den Plan sträuben, sie von der Duellpflicht auszunehmen. Noch ists, in bestimmten Fällen, Pflicht. Noch gilt die Weisung Wilhelms des Ersten (vom zweiten Mai 1874): „Einen Offizier, welcher im Stande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen, werde ich eben so wenig in meinem Heer dulden wie einen Offizier, der seine Ehre nicht zu wahren weiß.“ Der preußische Kriegsminister brauchte sich also nicht von dem im Reichstag gesprochenen Satz zu entschuldigen: „Offiziere, die im gegebenen Fall den Zweikampf verweigern, gerathen zu den Grundüberzeugungen ihrer Kame-

Google

raden in einen Gegensatz, der nicht ertragen werden kann.“ So ists. Aendert, wenn Ihrs könnt, diese Grundüberzeugungen. Schärft den Ehrenräthen und Ehrenrichtern die Pflicht ein, jeden ohne Blutverlust entwirrbaren Handel mit dem Aufgebot ihrer ganzen Geduld, seelenkundigen Klugheit und Vatergüte zu entwirren. Sprechet, ohne Augenblinzeln und zage Zweideutigkeit, aus, daß die Soldatenregel das Bürgerleben nicht binden dürfe; daß der im Waffengebrauch nicht Geübte, in anderem Empfindensbezirk Heimische nicht zur Annahme einer Herausforderung verpflichtet sei, durch die Weigerung nicht bemakelt scheine. Für alles Uebrige sorgt der Wandel der Zeitstimmung. Wendet das Auge von dem tausendmal beschnüffelten und beleckten Brei.

Und: lasset den Herrgott aus dem Spaß! Preußische Militärfrommheit ist ein Ding an sich. Ein anderes das brünstige Christenthum Derer, die nach grausamer Kränkungstrafe lechzen (und thun, als sei ihr Ehrenschemen zwar nicht durch eine Pön von dreihundert, doch vielleicht durch eine von dreitausend Mark und ganz sicher durch eine von neun Monaten Gefängniß reparirbar). Also spricht, auf dem Berg am Gestade des Galiläersees, der Heiland: „Liebet, die Euch befehden, segnet, die Euch fluchen, erweist Wohlthat Denen, die Euch hassen, betet für Alle, die Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seiet Eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Und von einem steileren Berg herab gellt Nietzsches, des Antichristen, fast pfäffisch selbstgewiß lästernde Stimme: „Wohin kam das letzte Gefühl von Anstand, von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangene Art Mensch und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehen? Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volkes; aber, ohne jede Scham, sich als Christen bekennend! Wen verneint denn das Christenthum? Was heißt es ‚Welt‘? Daß man Soldat, daß man Richter, daß man Patriot ist; daß man sich wehrt; daß man auf seine Ehre hält; daß man seinen Vortheil will; daß man stolz ist. Jede Praktik jedes Augenblickes, jeder Instinkt, jede zur That werdende Werthschätzung ist heute antichristlich.“ Rühret nicht daran! Göttliche, als göttlich hingenommene

Google

Gebote werden täglich, auch von dem sich fromm Dünkenden, hundertmal übertreten. Evangelienseelen verlacht oder von der Krippe gescheucht. Empfehlet doch Einen als Lauteren, einfältig Frommen, nur von des Gewissens Stimme Geleiteten, der dem Ueblen nicht widerstrebt, sich Schimpf und Schlag, sanft lächelnd, gefallen läßt und auf den Schmäher, den Prügler Gottes Segen herabfleht. Wartet, bis Ihr ihm Unterkunft findet. Nur dem Gerissenen thut sich die Thür auf. Dem, der „in die Welt paßt und nach den Regeln der Lebenskunst ein Ding drehen kann“. Die Unwahrhaftigkeit des offiziellen Glaubensbekenntnisses, der sichtbare, ruchbare Widerspruch zwischen Lehre und Leben hat das deutsche Wesen schon arg geschwächt. Wahret den Rest des Kriegergeistes! Der Vorsatz, den Zweikampfscheuen nur, wenn er sich auf den Gewissenszwang seiner „religiösen Ueberzeugung“ beruft, zu entmakeln, müßte das Heer zerrütten, die Heuchlergemeinde noch mehren.

Jahresbilanz.

Im Reichstag wagte Herr von Bethmann die Behauptung, die von ihm fürs Reichsland vorgeschlagene Verfassung sei „die nothwendige Konsequenz der von Bismarck inaugurirten Politik“; und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ließ er gar sagen: „Der größte Werkmeister dieser Politik, Fürst Bismarck, hat schon 1879 die Gewährung von Bundesrathsstimmen als ein künftiges wichtiges Mittel der (gemeint ist: zur) innerlichen Angliederung Elsaß-Lothringens ans Reich bezeichnet.“ Das wird in jedes Kreisblättchen nachgedruckt, von sämmtlichen Parteischreibern wie unantastbare Wahrheit behandelt; und in dem ruhig seinem Geschäft nachgehenden Bürger der Glaube geweckt: Alles in Ordnung; Alles so, wie schon Bismarck es wollte und wie es nur den übermüthigen Junkern nicht in ihren Kram paßt. Ists wahr? Im Februar 1879 haben die Abgeordneten Schneegans, North, Rack und Lorette für Elsaß-Lothringen die Vertretung im Bundesrath und einen Landtag gefordert („mit den selben Rechten, die den vertretenden Körperschaften aller anderen Bundesstaaten zustehen“). Aus Bismarcks Antwort: „Wir werden immer Alles, was wir dem Reichsland an Autonomie gewähren, unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, ob es mit der Sicherheit des Reiches auch in weniger friedlichen Zeiten, als sie im Augenblick

Google

vorhanden ſind, verträglich ſein wird. Es iſt möglich, daß Elſaß, an ſich und geſondert, ſchneller und feſter ſich konſolidiren könnte, als wenn es mit dem heterogenen Element Lothringen gekuppelt bleibt; und die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen, für jeden dieſer beiden Landestheile eine beſondere Regirung einzurichten. Sehr lebhaft beſchäftigt mich die Frage, ob und unter welchen Formen es möglich ſein wird, dem Reichsland, alſo der Landesvertretung, das Recht zu geben, daß ſie hier eine konſultative Vertretung im Bundesrath hat. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß dieſer Anſpruch bei den Verbündeten Regirungen Anklang finden wird; obwohl Das eine große Neuerung iſt: denn im Grunde liegt darin eine Theilung der Macht, die bisher der Kaiſer allein, landesherrlich, mit dem Bundesrath ausübte. Ich glaube auch nicht, daß der Vorſchlag die Charakteriſirung als eines republikaniſchen (wie Windthorſt andeutete) verdient. Ein konſultatives Votum wird ſich, ohne wirkliches Abſtimmungrecht, durch das Gewicht ſeiner Gründe, durch die Bedeutung und das Anſehen Deſſen, der es ausſpricht, im Bundesrath Geltung zu verſchaffen im Stande ſein. Nicht nützlich wäre es, dem Reichsland Wohlthaten octroyiren zu wollen, die vielleicht von Niemandem im Land als ſolche betrachtet würden.“ So ſprach Bismarck im März 1879. Nahm nicht eine Silbe von Dem zurück, was er unter anderen Monden geſagt hatte. „Alle unſere Schritte werden von der Rückſicht auf die Intereſſen und, vor allen Dingen, auf die Sicherheit des Reiches, ſeines Gebietes und ſeiner Grenzen geleitet werden. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem ſo brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe des Reiches bedenklichen Boden mit einer gewiſſen ſtürmiſchen Eile vorwärtsdrängen ſoll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anweſenden Abgeordneten von Elſaß-Lothringen kennen lernten, habe ich ſanguiniſche Anſichten über die Möglichkeit gehabt, in Elſaß-Lothringen bald ein konſtitutionelles und parlamentariſches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elſaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsintereſſen auffaſſen, habe ich (ich bin ſonſt nicht ſchüchtern in der Politik) doch ein gewiſſes Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir

Go gle

in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schüfen, deren Majorität oder Gesammtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen würde." Herr von Bethmann hat „bedauert", daß auf die Bedeutung des Reichslandes als eines Festungsglacis hingewiesen wird, und den Glauben angedeutet, die in diesem westlichsten Reichstheil wichtigste Aufgabe sei, Elsässern und Lothringern das Glück zu bescheren. Und Bismarck hat gesagt: „Wir haben die Länder an uns genommen, damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus dem Elsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Jahren diese leidenschaftliche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgesetzter Nachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat."

Eines Weltmeeres Breite trennt, auch hier, den fünften vom ersten Kanzler. Bismarck weigerte dem Reichsland Vertretung und Stimmrecht im Bundesrath und sagte, die Gewährung des Stimmrechtes würde „in letzter Instanz nichts weiter sein als eine Vermehrung der preußischen Stimmen"; er will nicht, daß Elsaß-Lothringen zu einem neuen Bundesglied werde, das, nach dem sechsten Artikel der Reichsverfassung, zum Bundesrath Bevollmächtigte ernenne. Nicht die reichsländische Regirung, sondern der Landesausschuß soll, konsultativ nur, ohne Stimmrecht, im Bundesrath vertreten sein, der dadurch zu einer „Beschwerdeinstanz gegen die Landesregirung würde". Bethmann giebt dem Reichsland die Rechte des Bundesstaates und drei Stimmen im Bundesrath, die „nicht gezählt werden, wenn die Präsidialstimmen nur durch den Hinzutritt dieser Stimmen die Mehrheit für sich erlangen oder bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben würden". Bismarck hält für undenkbar, daß im Bundesrath „preußische und elsässische Vertreter gegen einander stimmen". Bethmann läßt die elsässischen

Google

Stimmen nur gelten, wenn sie sich gegen Preußen wenden. Bismarck sieht in dem Reichsland zuerst und zuletzt das Glacis, von dem aus das Reich französischen Angriff abwehren kann. Bethmann bedauert, daß an diese Bestimmung des Reichslandes erinnert wird. Bismarck will nicht Wohlthaten aufdrängen, die das Reichsland „nicht als solche betrachtet". Bethmann thuts; drückt eine Verfassungreform durch, gegen die eine selbst der Centrumsmacht gefährliche Mehrheit im Reichsland sich bäumt. Bismarck lehnt die Zumuthung ab, auf dem reichsländischen Boden eilig vorwärts zu schreiten und für die Folgen verantwortlich zu bleiben. Bethmann scheut die Verantwortung des Stillstandes, will vorwärts schreiten und schafft das Parlament, in dem Bismarck „eine große Gefahr für den europäischen Frieden" fürchtete. Wer, trotz Alledem, als für das neuste „Reformwerk" Verantwortlicher sich auf Bismarck zu berufen wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Der lebende Bismarck hätte sichs grimmig verbeten; hätte zürnend gefragt, wie man sich erdreisten könne, ihn für ein Handeln in Anspruch zu nehmen, das zwar die Kaisermacht mehre, doch den Reichsbesitz mindere, dem unzufriedenen Reichsland ein aus allgemeinem und gleichem Stimmrecht hervorgehendes Parlament gebe und Straßburg in ein deutsches Prag oder Dublin wandle. Und hätte den Deutsch-Konservativen für ihren unbeugsamen Widerstand gegen die Verfassungänderung gedankt, für die, nach dem Wort des Grafen Posadowsky, „vor dem deutschen Volk, vor unserer geschichtlichen Vergangenheit und politischen Zukunft" die Regirung, trotz dem Beschluß ihrer Mehrheit, verantwortlich bleibt. Der tote Bismarck kann sich nicht wehren; und die im Hohen Hause Sitzenden finden, wenn so helle Maisonne ihnen ins Fenster scheint, nicht mehr die zur Nachprüfung ministerieller Angabe nöthige Muße. Wars nicht pfiffig, darauf zu rechnen und, während die langen Fortschrittsbeine die von bismärckischer Staatskunst gethürmten Wälle überkletterten, in den Teichen und Tümpeln Oeffentlicher Meinung mit Bismarcks Namen krebsen zu lassen? So pfiffig, wird Mancher meinen, wie der Einfall, vor der dritten Lesung der Verfassungvorlage jedem Mitglied des Reichstages für die Herbstarbeit das gesetzlich verbürgte Recht auf siebenhundert Mark zu sichern; auf einen Sondersold, nach dessen Zusage nicht mehr, wie seit der Weihnacht so oft, zu lesen war, daß der Reichstag schnell sterben wolle und die Herbsttagung ein Verbrechen wäre.

Google

Bismarck war ein fehlbarer Mensch, der, ohne Geckerei, von seiner unzulänglichen Kraft, seinen schwächeren Leistungen sprach und als Motto für die Gesammtausgabe seiner Reden das Wort der Menander und Terenz wählte: Nihil humani a me alienum puto. Ein Gesetz, dem sein Tadel gewiß wäre, könnte dennoch nützlich wirken. Seit er über Elsaß-Lothringen sprach, hat der Rhein viel Wasser ins Meer getragen. Ist die Regirung mit den reichsländischen Vertretern zufriedener, als ers mit den Herren Simonis und Winterer war? Nein; die Blumenthal und Wetterlé (in dessen Zeitung die Deutschen den Schnaken verglichen wurden, trotzdem ihm die Frau des Statthalters, mit einem Trostbrief, Ballandenken ins Gefängniß geschickt hatte, in das er wegen Beleidigung deutscher Landesgenossen verurtheilt worden war) sind der Regirung nicht bequemer. Sie hat gegen die Häupter eines lothringischen Sportvereins ein Strafverfahren eingeleitet und durchgeführt. In Metz erlebt, daß am hellen Tag dichte Horden, die nicht etwa nur aus Bummlern und Strolchen bestanden, vor die Hauptwache zogen und brüllend Frankreich feierten, bis das dritte Wachaufgebot den Platz räumte. In der größten Garnisonstadt des Reiches; nach vierzigjähriger deutscher Herrschaft und zwanzigjährigem Werben um Liebe. Und sie hat den Landesausschuß heimgeschickt, weil mit ihm nicht zu regiren, sein Schimpfkonzert nicht länger anzuhören sei. Unhaltbar ist also die Behauptung, der Stimmungwandel zwinge zur Anerkennung reichsländischer Demokratie. Bleibt zu prüfen, ob die Verfassung, als Ding an sich, gut und den Bewohnern des Reichslandes willkommen ist. Das giebts nun nicht mehr. Fortan nur noch ein Kaiserland; einen neuen Bundesstaat, dessen Monarch der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist. Der ernennt den Statthalter. Der Statthalter ernennt und instruirt die drei zum Bundesrath Bevollmächtigten. („Ihre Ernennung durch den Kaiserlichen Statthalter würde dazu führen, den Einfluß Preußens im Bundesrath über die Absichten der Reichsverfassung hinaus zu mehren und damit das Verhältniß Preußens zu den anderen Bundesstaaten in einer für diese Staaten ungünstigen Weise zu verschieben“: sprach Fürst Bülow am fünfzehnten März 1905. „Einem amoviblen, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, können wir nicht das Recht geben, die elsässischen Stimmen selb-

Google

ständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Widerspruch wäre nicht lösbar“: sprach Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Die Stimmen der Bevollmächtigten werden ungiltig, wenn sie den preußischen in die Mehrheit hülfen; können also nicht zu entscheidender Geltung kommen, da der vom Kaiser und König von Preußen abhängige Statthalter sie nicht in einem von den preußischen Wünschen abweichenden Sinn instruiren darf. („Da sie nicht anders instruirt werden können als die preußischen, wäre es eben nur eine Formsache“: Bismarck am einundzwanzigsten März 1879. „So lange der Statthalter vom König von Preußen abhängig ist, hat das Recht, im Bundesrath zu stimmen, keinen Werth“: Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Januar 1911.) Braucht Preußen, um seinen Willen im Bundesrath durchzusetzen, die Stimmen der Kaiserlandsvertreter nicht, so sind sie überflüssig; braucht es sie, so werden sie nicht mitgezählt. („Die ganze Bestimmung ist eine Attrape ohne Inhalt, eine politische Ausflucht, die in weiten Kreisen das preußische Selbstgefühl empfindlich berührt hat“: Graf Posadowsky am elften Mai 1911.) Das ist aus dem von Bismarck gewollten Recht zur Mitberathung in der Beschwerdeinstanz geworden. Das mußte daraus werden, weil „die Wünsche der Mehrheit“ Erfüllung heischten und nur ein Opfer preußischer Würde von den Bundesfürsten die Mehrung kaiserlicher Hausmacht erkaufen konnte. „Soll der Kaiser in Elsaß-Lothringen Monarch sein, dann müssen wir einen Riegel vor das Thor schieben, durch das er gegen uns Verstärkungmannschaft in den Bundesrath zu schicken vermöchte.“ Natürlich wurde das Ding so gedreht, daß der Antrag, die Kaiserlandsstimmen des Königs von Preußen zu entwerthen, aus Preußenmund kam; sonst wäre die Demüthigung allzu fühlbar geworden. Der Landtag wird, ohne Rücksicht auf „gottgewollte Abhängigkeiten“, nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrecht gewählt („weil das Land an dieses Wahlrecht gewöhnt ist“), aber durch eine Erste Kammer ergänzt (weil das Land in seiner Geschichte nie ein Oberhaus gehabt hat.) Im Landtag werden die Herren, die im Landesausschuß lästig waren, im breiten Kreis noch wilderer Genossen, deren Brust vielleicht aber mancher kaiserliche Orden ziert, wieder zu sehen sein; Nationa-

Google

listen, Centrumsmänner, Sozialdemokraten lothringischer Farbe. Leistet die Erste Kammer, was von ihr erhofft wird, dann endet zwischen den beiden Häusern der Krieg niemals. Und die Zweite Kammer wird dem Statthalter das Leben sauer machen. Thut er, was Preußen will, dann umheult ihn aus dem Froschpfuhl der Chor und zeiht ihn knechtseeligen Landesverrathes. Lockert er sacht das Band, das ihn an den berliner Willen knüpft, dann gehts ihm beim Kaiser, beim Kanzler schlecht. Die Mindestforderung der Landtagsmehrheit wird sein: Statthalterschaft eines bis an sein Lebensende Unabsetzbaren; Beschränkung der Beamtenauswahl auf die Schicht der in Elsaß-Lothringen Geborenen; Beseitigung der Ersten Kammer; Gleichberechtigung beider Landessprachen; ungeschmälertes Stimmrecht im Bundesrath und Instruktion der Stimmen durch ein dem Landtag verantwortliches, dem Zorn des Landtages erreichbares Ministerium, das zu dem Statthalter in dem selben Verhältniß steht wie ein britisches Kabinet zu dem King. Konflikte, Lärm, Obstruktion, wüster Zank und Schimpf, Landtags-auflösung und gehäufte Wahlkämpfe: darauf müßte Jeder gefaßt sein, der dem unzufriedenen Reichsland solche Attrapenverfassung aufdrängt. Bundesstaat ohne vom Kaiser, von Preußen unabhängiges Oberhaupt und ohne das Recht, seine Stimme im Bundesrath zur Geltung zu bringen. Demokratisches Wahlrecht, dessen Willensausdruck sich aber, unwirksam, an den Quadern der Peers-kammer bricht. Keine Aussicht, mit diesem ohne Liebe bedachten Retortengebild die Zufriedenheit ruhiger Bürger zu sichern. Am sechs-undzwanzigsten Mai hat die Reichstagsmehrheit dafür gestimmt.

Dieser Maitag wird in der Lebensgeschichte des Herrn von Bethmann-Hollweg ein schlimmeres Datum sein als der sieben-undzwanzigste des Jahres 1910, der die preußische Wahlreform den Abgrund riß. (Auch für Caprivis Schicksal war die Annahme der Zollkürzung wichtiger als der Sturz des Schulgesetzes.) Er hatte sich schwach gezeigt und mit demüthigendem Verzicht auf feierlich vorgetragene Grundsätze nicht einmal einen Erfolg eingehandelt; doch er stand, unsicher, zwischen einem königlichen Versprechen und seiner eigenen Rede, die, als Ueberzeugung des Ministers des Innern, ausgesprochen hatte, daß Preußens Wahlrecht für die nächsten Jahre unverändert bleiben müsse. Jetzt band ihn kein Monarchenversprechen (was in Feststimmung irgendwo ver-

Google

heißen ward, brauchte ihn nicht zu kümmern); saß er nicht in der Schlinge eines seinem Mund entschlüpften Wortes. Er war vor dem Entschluß ganz frei und hatte einer Frage, die in den gefährlichsten Bezirk internationaler Politik hineinreicht, die Antwort zu finden. Schritt vor Schritt ist er zurückgewichen; noch als, nach seiner Meinung, „die Grenze Dessen erreicht war, was den Reichslanden zur Zeit konzedirt werden kann." Bundesstaat, Vollmacht zum Bundesrath, allgemeines Wahlrecht ohne Pluralstimmen: Das (und manches Andere) hat er zuerst geweigert und zuletzt gewährt. Von blasser Lippe tröpfelte ihm, in der letzten Stunde, mühsam erkünstelter Spott über die Leute, die jeden ihrem Trachten unnützlichen Kompromiß mit gerunzelter Stirn rügen. Für einen Humorlosen wars alles Mögliche. Hier aber hat es sich um eine Lebensfrage des Deutschen Reiches, um den Sitz seiner reizbarsten Schwäche gehandelt. Wer hier nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtschaffenheit, die Achtung verscherzt, ohne die ein Kanzler nicht wirken kann. Der Abgeordnete Hauß hat gefragt, ob die Erklärung, daß den Regirenden Etwas unannehmbar sei, nach so vielen Rückzügen noch irgendwelchen Werth habe. Herr von Oldenburg hat gesagt, er habe für das allgemeine Wahlrecht gestimmt, weil die Regirung versichert hatte, daß sie nach der Annahme dieses Paragraphen das ganze Gesetz ablehnen werde. Und Herr Georg Schultz, der zur Reichspartei gehörige bromberger Landgerichtsrath, rief, in weiten Kreisen des Volkes glaube man der Regirung nicht mehr, wenn sie einen Vorschlag unannehmbar nenne. Wie bei einem Ausverkauf ging es zu; wie unter Caprivi, wenn für einen Zufallswunsch Stimmen zusammengetrommelt und aus dem Reichsbesitz Handgelder vertheilt wurden. Nur an einer Stelle ist der Kanzler standhaft geblieben: die Kaisergewalt, die Hausmacht des Königs von Preußen hat er gestärkt, nicht, wie Blinde ihm vorwarfen, geschwächt; Alles heimgebracht, was Wilhelm sich wünschte. Er darf sich seiner Geschicklichkeit rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt.

Wer vor zwölf Monaten prophezeit hätte, der fünfte Kanzler

Google

werde dem Reichsland das allgemeine, gleiche, direkte, öffentliche Stimmrecht und den Rang eines Bundesstaates geben, wäre ins Narrenhaus gewiesen worden. Noch klang die Enttäuschung von Bülows Hoffen nach, der Verzicht auf den Diktaturparagraphen werde rasch sogar die Lothringer versöhnen. Im Haus der von Preußen Abgeordneten hatte Herr von Bethmann gesagt, „der tiefste Zug deutschen Wesens“ fordere die Ungleichheit des politischen Rechtes, dessen Gleichheit „dem Reichthum und der Innerlichkeit deutscher Kultur“ unvereinbar sei. Und selbst in den Gegnern wohnte noch das Gefühl, daß dieser Mann glaube, was er sage, und nur sage, was er glaube. Heute muß selbst der Freund fragen, was dieser Ministerpräsident und Kanzler in seines Herzens Grund eigentlich glaube. Geheime Wahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Indirckte Wahl; unannehmbar; er nimmt sie an. Gleiches Wahlrecht: deutscher Kultur, dem tiefsten Zug deutschen Wesens unvereinbar; er giebts den Elsässern und Lothringern. Ohne Pluralstimmen und Proportionalvertretung, ohne Listenwahl und Verrückung der Altersgrenze: das blanke, blöde Mehrheitrecht, das zwanzigtausend Wähler ohne Vertretung läßt, wenn ihre Gegner einundzwanzigtausend Stimmzettel aufgebracht haben; das an Wahlkreisinteressen klebt, den Intelligentesten den Weg zur Mitarbeit am Staatsgeschäft sperrt und sich im Deutschen Reich nur durch die alte Lüge der Kreisgleichheit hält. Das giebt er den Männern von Mülhausen, Metz und Colmar; in dem selben Maimonat, der in der Französischen Republik demokratische Sozialisten unter Millerand für die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fechten sieht. Ahnt er wieder nicht, was er thut? Welchen neuen Groll er in Polen, Welfen, Dänen anfacht, deren Versöhnung nicht mit so sanften Mitteln erstrebt wird, obwohl sie nicht an gefährdeten Grenzen hausen? Den Gedanken, sprach Treitschke, „die Provinzen Elsaß und Lothringen in einen Staat umzuwandeln, halte ich für ganz und gar verwerflich. Jetzt, da wir hart am Werk sind, die deutsche Zersplitterung zu verringern, jetzt zu der noch allzu großen Staatenzahl einen neuen Staat schaffen, aus drei Departements, die niemals ein Staat waren, einen neuen bilden, an der gefährdeten Grenze einen neuen halbdeutschen Partikularismus großziehen: Das wäre ein Schlag in unser eigenes Angesicht.“ Herr von Bethmann durfte Elsässern

Go gle

und Lothringern jeden Wunsch erfüllen, wenn sie dann so laut, daß mans in Paris hörte, riefen; „Wir sind zufrieden; fühlen uns im Reichsverband behaglich.“ Unter der heißen Elfersonne sind sie so unzufrieden, daß sie dem Centrum gar, dem klügsten Tyrannen, schroff den Gehorsam kündigen. Der Kanzler hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte. Besonders stolz ist er auf die Thatsache, daß die Sozialdemokratie ihm geholfen, für seine Verfassungsreform gestimmt hat. Durfte sie denn zaudern? Im Reich und im Bundesrath wird die Demokratie gestärkt. Aus allen Industriestädten winken den Genossen Mandate. Sie erobern sich einen neuen Landtag, dem der Konfliktsstoff nie fehlen kann und in dem sie, unter einem ihrem Wesen wahlverwandten Präsidenten, über den Kaiser, den König von Preußen, ihr Herz ausschütten dürfen. Der Kanzler, der sich ihrer Mitarbeit am Umbau der wichtigsten Reichsfestung gefreut, das nach ihrem Willen Gefügte als ein „nationales Werk“ gepriesen hat, kann nicht mehr sagen, wer ihnen eine Wahlstimme gebe, verrathe das Reichsinteresse. Der Mann, der den Festungbewohnern, auch den dem Reich feindlichsten, das unbeschränkte Wahlrecht schenkte, würde ausgelacht, wenn ers, mit der alten, zerfetzten Begründung, den Preußen noch weigerte.

Diese Sätze wurden vor einem Jahr geschrieben. Sie beweisen, daß jeder Wache voraussehen konnte, was inzwischen geschehen ist. Die Regallisirung des Reichslandes hat begonnen; und der Verein der Jeunes amis de l'Alsace-Lorraine darf mit Recht sagen, daß die Gunst der Stunde gestatte, für die Zukunft der Franzosensache neue Hoffnung zu schöpfen. Das ist die Folge des „nationalen Werkes“; mußte dessen Folge werden. Hat Herr von Bethmann etwa geglaubt, ein Landtag, der sich des Herrn Wetterlé, als eines Erzfelses, freut, werde der Möglichkeit ausbiegen, den Landesherrn und den Statthalter zu ärgern, der Regirung die Macht und ihrer Polizei die Geheimfonds zu kürzen? Da der Landtag die Grenzen seines Rechtes nicht überschritten hat, verbot staatsmännische Klugheit, ihn laut zu schelten. Er hat auch im Fall Grafenstaden nur gethan, was er thun durfte. In Grafenstaden (acht Kilometer südlich von Straßburg) ist eine Maschinenfabrik, die dem Reich und dem Preußenfiskus seit langen Jahren Lokomotiven liefert. Der Direktor, Herr Heyler, wurde verdächtigt, ein Hasser deutscher, ein Begünstiger französischer Volksart zu sein, und der Fabrikverwaltung gedroht: „Wenn Ihr den Monsieur

Google

Heyler nicht wegjagt und für die Einführung anderer Verkehrssitte bürgt, entziehen wir Euch die Aufträge und Ihr könnt die vier Millionen, auf die Ihr in jedem Jahr von uns zu rechnen hattet, in einen Eurer Schornsteine schreiben.“ Barsche Bedrohung mit Boykottgefahr. Das Selbe, was die Arbeiterorganisationen thun, die dem Haufen befehlen, nur von Denen zu kaufen, die sich der heiligen Sache des Sozialismus nie feindsälig zeigten. Nur unter unserem Himmel macht der mächtige Fiskus mit so gemüthvoller Dummheit seine Geschäfte. (Die Rede, in der Freiherr Zorn von Bulach, der Staatssekretär, sein Handeln zu vertheidigen suchte, ist das kaum noch übertreffliche Muster täppischen Fehlgriffes in Ton und Takt.) Die Grafenstadener bestreiten die Stichhaltigkeit der Verdachtsgründe, sträuben sich, den Direktor zu entlassen, den die löbliche Regirung selbst vor sechs Monaten erst in die Prüfungskommission der straßburger Technischen Hochschule berufen, also höchsten Vertrauens gewürdigt hat: und verlieren, „bis auf Weiteres“, die berliner Aufträge. Empörung im Kaiserland. Freude in Frankreich, wo Barrès, Maurras, Daudet und Genossen sich still eifernd rüsten, aus den Bezirken der Republik den Boykottirten Ersatz zu schaffen. Die Aktien der grafenstadener Gesellschaft steigen und ihr Geschäftsbericht meldet, daß die Fülle französischer Aufträge sie zur Erweiterung ihrer Lokomotivenfabrik in Belfort zwinge. Am siebenten Maitag wird in der Zweiten Kammer fünf Stunden lang über die Sache geredet. Nicht eine Stimme für die Regirung; nicht eine gegen die Resolution: „Die Kammer mißbilligt aufs Schärfste das Verhalten der Regirung in der Angelegenheit des Werkes Grafenstaden der Elsässischen Maschinenbaugesellschaft. Die Kammer fordert, daß die Regirung in Zukunft die elsaß-lothringischen Interessen in nachdrücklichster Weise wahre und mit allen Mitteln darauf hinwirke, die durch ihr Verhalten verursachte Schädigung der Elsässischen Maschinenbaugesellschaft wieder gutzumachen.“ Die Fraktion der Sozialdemokraten fordert den Zusatz: „Die Kammer erwartet, daß die Regirung die Gesinnungschnüffelei, wie sie in diesem Fall zu Tage trat, in Zukunft als unwürdig von sich weist.“ Und auch dieser Teil des Mißtrauensvotums wird von Stimmen aller Parteien empfohlen und mit großer Mehrheit angenommen. Ein beschämendes Schauspiel; das den pariser Patrioten die Verkündung der frohen Botschaft erlaubt: „Der Drometenruf zur Wahrung

Google

deutscher Ehre hat im straßburger Volkshaus nicht einen Mann auf die Beine gebracht.“ Acht Tage danach ist der Kaiser in der wunderschönen Stadt. Fragt den Präsidenten Dr. Ricklin, ob die Zweite Kammer im nächsten Jahre besser arbeiten werde; und hört die Antwort: „Dafür kann ich nicht bürgen.“ Spricht dann zu dem Bürgermeister von Straßburg: „Wenns hier so weiter geht, schlage ich Ihre Verfassung in Scherben. Bis jetzt kennen Sie mich nur von der freundlichen Seite. Sie werden mich vielleicht aber bald auch von einer anderen Seite kennen lernen. Bessert sichs hier nicht, so wird Elsaß-Lothringen preußisch.“ Im Matin stehts.

Schrilles Gekreisch: „Unmöglich! Böswillige Boulevarderfindung. Das kann er nicht gesagt haben.“ (Keiner zweifelt; die Kritik soll nur unters Konditionaldach geborgen werden.) „Kann, erstens, nicht den Irrglauben nähren, Preußen sei ein Biribi, in das nur die zu Bestrafenden abrücken müssen. Die Eingliederung in den Leib des stärksten, an altem Ruhm und neuer Leistung reichsten Bundesstaates muß mindestens doch den Werth einer Bürgerkrone behalten, die nur von des Würdigsten Haupt blinken darf. Er kann, zweitens, die pares auf Deutschlands Thronen nicht dadurch verstimmt haben, daß er that, als dürfe er, wanns ihm beliebt, Elsaß-Lothringen in die schwarzweiße Tasche stecken. Und hat sicher auch das Mitwirkungrecht des Reichstages nicht vergessen. Unmöglich. Frechster Pariserschwindel.“ Als der straßburger Bürgermeister bestätigt hatte, daß ungefähr so, wie aus Paris berichtet worden war, Wilhelm zu ihm gesprochen habe, verkroch sich der Tadel von den sichtbarsten Stellen. Und nach einer langwierigen Scheltrede des Herrn Scheidemann, an deren violence à froid nicht einmal die Genossenschaar sich zu freuen vermochte, wagten sich entschüchterte Lober ins Licht. „Mußte der Kaiser nicht unmuthig sein? Hat er denn nicht das Recht, seinem deutschen Zorn, seiner landesherrlichen Betrübniß Luft zu machen? Wirkt die muthige Rückhaltlosigkeit solcher Rede nicht erfrischend?“ Und so weiter. („Nachbarin! Euer Fläschchen!“) Was aber wird der Kanzler sagen?. Auf allen Lippen brannte die Frage. Herr von Bethmann war während der Kaiserkrisis der emsigste Gehilfe des Fürsten Bülow und hat damals die Verhandlungen mit der Konservativen Partei geführt, deren Vorstand am fünften November 1908 öffentlich sprach: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven aus-

Google

gehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lagen zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwickelungen und Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werde." Wie dünnes Spinnengewebe nur umkleideten die Kurialien und Klauseln die ernsteste Rüge. Die Erklärung hatte den dumpfen Ton einer Totenglocke, die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung" gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Herr von Bethmann hatte, als von Bülow ins höchste Amt empfohlener Kanzler, die königsberger Rede (vom Instrument des Herrn) ohne den winzigsten Vorbehalt verteidigt. Würde sich nun erweisen, daß er seine Aufgabe in der Wiederherstellung des Zustandes sieht, der vom April 1890 bis in den November 1908 die Formen und das Schicksal deutschen Nationallebens bestimmte? Aller Augen warten auf ihn. Da sitzt er. Rennt aber aus dem Saal, als der Abgeordnete Scheidemann gerufen hat, die straßburger Drohung zeige, daß der Kaiser selbst die Einverleibung in Preußen für eine entrechtende Strafe halte. Im Ernst: er rennt weg und winkt die ganze Wachmannschaft des Bundesrathes zu sich auf die Retirade. (Nummer 249 des Berliner Lokalanzeigers kündet, ein unvergeßliches Monument von unserer Zeiten Würde, in fetten Lettern: „Sozialdemokratische Angriffe auf den Kaiser. Die Regirung verläßt den Saal.") Weil Herr Scheidemann nicht oft genug zur Ordnung gerufen worden war? Viel zu oft. Daß er einen Parteiführer Petroleur und Preußen das deutsche Sibirien nennt, stört die Ordnung des Hohen Hauses nicht im Allergeringsten. Ist Absicht und Sinn solches Tadels, ist auch das Bewußtsein, daß sein Werth an der Seltenheit hängt, auf allen Estraden völlig verschwitzt? Erwarte nicht, Kanzler, von dem dreimal glühenden Licht der Präsidialgewalt das Heil Deiner Sache. Widersprich selbst dem lästigen Redner. Entschleiere ihn als einen Strohdrescher und Winkelbeller und erdrücke, zerquetsche ihn mit der Wucht Deiner hart gehämmerten,

Google

wetterfest genieteten Gründe. Er kehrt, mit den von den Häuptern maiorum et minorum gentium Bevollmächtigten, zurück. Nachdem Herr Kaempf, Volksmann und Adorant der Waldeck und Virchow, die „schwere Verletzung Preußens“ durch den Ruf zur Ordnung gerächt und dreier Redner Nase sich mit pompöser Blähung von dem scheidemännischen Kohl abgewandt hat. Jetzt muß es krachen. Konflikt. Reichstagsauflösung. Gewitter. Ringsum stockt der Athem. „Ein Mann, der von seinem Vaterland so spricht, wie es hier geschehen ist, verurtheilt sich selbst.“ Dann das vor der Sitzung eingetrichterte Sprüchlein. Landregen tröpfelt, wo, von Amtes wegen, der Donner einschlagen müßte. Der Kaiser? Hat nur, im Kreis geladener Gäste, begreiflichem Unmuth Ausdruck gegeben. Daß dieser Ausdruck in die Oeffentlichkeit kam, ist peinlich. (Abermals: im Ernst.) Doch so schlimm, wie sichs anhörte wars nicht gemeint. So vertheidigt der Kanzler den Kaiser.

Ist diese Vertheidigung nicht gefährlicher als irgendein Angriff? Sie zeigt, nicht Landsleuten nur, einen Kaiser, dessen Worte verheimlicht werden müßten und dessen schmetternde Drohung nicht ernst gemeint war. Sieht solcher Kaiser majestätischer aus als einer, der zum Aeußersten entschlossen ist? „Ein Vierteljahrhundert lang habe ichs mit nachgiebiger Güte versucht. Da in diesem Grenzland des Reiches aber nicht Ruhe werden will, da der Uebermuth sich von Jahr zu Jahr frecher geberdet und die Fremdbrüderlichkeit nun alle Schamschleier abwirft, heischt die Reichsnothwehr die Wahl kräftig durchgreifender Mittel. Von den mir zu ewigem Bund vereinten Fürsten werde ich das Recht erbitten, die Verfassung vom vorigen Jahr, die als unzeitgemäß erwiesen ist, aufzuheben und das Reichsland fürs Erste in die enge, kratzende, aber auch wärmende Preußenjacke zu schnüren.“ So dürfte ein Kaiser sprechen, dessen Wort That werden soll. Wer das Gefäß einer Rechtsordnung in Scherben schlägt, setzt den Ruf seiner politischen Voraussicht, vielleicht gar seinen Kopf aufs ernste Spiel (wie Wilhelm von Preußen 1862 zu thun glaubte); doch kein Mündiger wird so tapferem Wagniß die Achtung versagen. Ein gekrönter Genüßling hat nie, in unseren Tagen, so hoch hinauf gelangt; träumt auch nicht von Unsterblichkeit, die mit jähem Leibestod erkauft werden müßte. Das Wort Wilhelms des Zweiten war nur zu retten, wenn mans so höllisch ernst nahm, so himmlisch zornig, wie es dem ersten Horchen geklungen hatte. Dem Kanzler ließ es

Google

zwei Möglichkeiten. Er konnte sagen: „Ich gehe. Muß gehen. Denn dieses Wort trifft mich und mein Werk, die Verfassungreform, härter als den straßburger Landtag. Ist der Zustand so unerträglich geworden, daß nur preußische Fürsorgeerziehung noch Hilfe verheißt, dann bin ich daran mitschuldig. Mir scheint er erträglich; das Uebel ohne Regimeänderung heilbar. Das Wort des Kaisers stempelt mich aber zu einem Kurzsichtigen, der die Wirkung seines Handelns verkannt hat. Deshalb scheide ich aus dem Amt, das ohne zulängliche Autorität und ohne Uebereinstimmung mit dem Reichshaupt nicht mit Nutzen zu verwalten ist.“ Oder er konnte rasch und leise die Träger fürstlichen Willens zusammentrommeln, ihr Gemeinschaftempfinden streicheln, ihre Partikularsorge schwichtigen und, nach erschmeicheltem oder ertrotztem Einverständniß, sprechen: „Ich bleibe. Was der Kaiser angekündet hat, wird geschehen, wenn der letzte Versuch zur Friedensstiftung, der vom vorigen Jahr, sich als so nutzlos erweist, wie er bis heute war. Dann wird zwar (darüber brauchte der Kaiser, braucht der Kanzler kein Wort zu verlieren) das Votum des Reichstages gefordert werden, auch an einem weigernden aber der Plan nicht zerschellen, von dessen Nothwendigkeit alle Fürsten, alle verantwortlichen Minister im Reich überzeugt sind. Dann werden wir nicht rasten, bis auf dem Glacis unserer Westfestung jedes glimmende Fünkchen zertreten, diesseits und jenseits von unserer Grenze jede Hoffnung auf mähliche Entdeutschung des Reichslandes erdrosselt ist.“ Zwei Möglichkeiten. Herr von Bethmann tastet, mit unsicherem Blick, nach einer dritten. Privatgespräch im Kreis geladener Gäste. Peinlich, daß solche Worte weitergetragen werden. So bitter ernst waren sie gar nicht gemeint. Entspannung. Der elsässische Abgeordnete Hauß scherzt: „Wir leben in einem Weinland und sind schon deshalb nicht geneigt, Tischgespräche tragisch zu nehmen.“ Und das Hohe Haus lacht. Das Hohe Haus fühlt wieder: „Dieser Kanzler ist Fleisch von unserem Fleisch. Scheint auch dem Schwächsten nie überlegen, fristet von einer knappen Mehrheit Gnade dankbar sein armes Leben und wird uns, auch wenn er Kiel und Wilhelmshöhe überdauert, nicht durch Schöpfervermögen und Willenskraft je beschämen.“

Anders könnte der Vertheidigte die Leistung wägen. „Gut gemeint, lieber Bethmann. Aber auf Ihrem Bild bin ich wieder der noch mit grauem Haar ‚Impulsive‘, der sich, trotz aller Warnung, den Mund verbrannt und mehr geredet hat als er durfte

Google

und wollte. Dessen Wuthausbruch nicht übers Freundschaftkämmerchen hinausklingen sollte. Danke für Backobst und ähnliche Südfrucht. Diesmal wars am Ende nicht nöthig, auf mildernde Umstände zu plaidiren. Wenn ich in Straßburg dem Bürgermeister ankünde, daß die Fortdauer des Stimmungzustandes von heute die Rückkehr zur Diktatur und die Verhängung preußischer Vormundschaft erzwingen werde, ists, trotz Braten und Eisspeise, kein Privatgespräch. Warum ich nicht offen gesagt habe, ich sei falsch informirt, über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit Ihres ‚Reformwerkes' getäuscht worden, können Sie sich ungefähr denken. Mißzuverstehen waren meine Worte nicht. Eine Verfassung, von deren Scherben ich, wie vom nächsten Kaisermanöver, rede, kann mir nicht innig ans Herz gewachsen sein. Sie möchten nicht zugeben, daß Ihr Beglückungprogramm schief gewickelt war. Schön. Aber muß ich deshalb wieder Schwarzer Peter werden? Damit Sie fein herauskommen? Sie hoffen heute auf den ollen Kaempf und morgen aufs deutsche Volk. Das wird mich wohl nicht, wie Herr Ledebour wollte, mit meinen Töppen in Kadinen oder mit meiner Buddelwaare ins Achilleion einsperren. Aber auch keine Riesenmeinung von mir haben, wenn es von meinem Kanzler gehört hat, daß ich den Elsässern und Lothringern nur ein Bischen Angst in die Waden spritzen wollte. Und ob es, wie Sie sich rühmen, ‚in seiner überwiegenden Mehrheit' hinter Ihnen steht? Zu den hundertzehn Rothen hatten wirs vor Ihrer Zeit noch nicht gebracht. Freilich: der Stamm war im vorigen Mai der festeste Ambos in Ihrer Glücksschmiede. Die Leute, dachten Sie, haben wir jetzt sicher. Umgestimmt. National und fast schon loyal. Gesegnete Mahlzeit!"

Parlamentspolizei.

Am neunten Mai ist der sozialdemokratische Abgeordnete Borchardt, weil er sich der Weisung des Präsidenten, die ihn, von Rechtes wegen, für den Rest der Sitzung vom Plenum ausschloß, nicht fügen wollte, von Schutzleuten aus dem Saal des Abgeordnetenhauses geschleppt worden. In vielen Briefen wurde ich gebeten, über diesen häßlichen Vorgang meine Meinung auszudrücken. Ich kann nur wiederholen, was ich sagte, als die Zweite Kammer des Preußischen Landtages entschlossen schien, ihre Geschäftsordnung zu ändern. Was damals hier vorausgesagt ward, ist jetzt, nur den Röthesten zur Freude, Ereigniß. Hört! Hört!

Google

„In England kann der Abgeordnete zur Ordnung gerufen und nach schlimmerem Vergehen mit Verweis, Karzer, Ausstoßung bestraft werden. Nur selten ists im neunzehnten Jahrhundert dazu gekommen; der Präsident (speaker heißt er, weil er im Namen des Unterhauses zu dem Monarchen spricht) hat selbst Redner, die sich zu derben Beleidigungen hinreißen ließen, meist nur zur Ordnung gerufen. Und die Volkshäuser des Festlandes haben sich immer bemüht, der ‚Mutter der Parlamente' in kindlicher Pietät nachzueifern. Fast überall wurde die Redefreiheit nach Gewissen und Pflicht gewahrt und, auch wo es Parlamentswachen gab, so lange wie irgend möglich vermieden, gegen ungeberdige Abgeordnete Gewalt anzuwenden. Wenn die Menagerie des Palais Bourbon gar zu laut lärmt, setzt der Präsident den Cylinderhut auf und schließt die Sitzung; das Getös müßte die Alltagsgeräusche um ein Beträchtliches überschrillen, ehe er die Polizeimannschaft zu Hilfe riefe. Im wiener Reichsrath war das Präsidium mit Körperverletzung bedroht, der polnische Präsident Abrahamowicz ‚armenischer Ziegenschänder' (das amtliche Stenogramm verzeichnet noch roheren Zwischenruf) geschimpft worden, als, am sechsundzwanzigsten November 1897, von dem durch die Lex Falkenhayn verbürgten Recht, zweimal zur Ordnung gerufene Abgeordnete nach dem dritten Vergehen gewaltsam aus dem Haus zu entfernen, Gebrauch gemacht wurde. Dennoch hat das widrige Schauspiel, das der Einmarsch der Schutzleute und die Hinausschleppung der vom Volk Erwählten bot, so stark nachgewirkt, daß es nie wiederholt wurde. Der Reichsrath hat seitdem Stürme und Schmähspektakel aller Arten erlebt, in seinem Saal sind Ministerpräsidenten Lügner, Fälscher, Schurken, Mörder gescholten worden: Keiner hat je wieder daran gedacht, die Anwendung von Gewalt gegen Abgeordnete zu empfehlen. Ich sah den feinen, schmächtigen Herrn von Koerber im Getümmel; mindestens zwanzigmal warf ein dicht vor ihm stehender Abgeordneter ihm das Wort ‚Mörder!' ins blasse Gesicht. Er schiens nicht zu hören; sprach ruhig weiter, hob die Stimme kaum und strich mit lässiger Hand manchmal ein Stäubchen von seinem braunen Gehrock. Falkenhayns Weg will Keiner gehen.

In Preußen will mans. Im Einvernehmen mit einem anderen Falkenhayn, der nicht Graf und Minister a. D., sondern nur Geheimer Rath im Ministerium des Innern ist, hat die Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses beschlossen, die Ge-

Google

schäftsordnung so zu ändern, daß gegen unmanierliche und widerpänstige Abgeordnete Polizeihilfe requirirt und ihnen draußen wegen Hausfriedensbruches und Widerstandes gegen die Staatsgewalt (§§ 113, 114, 123 StGB) der Prozeß gemacht werden kann. Die Paragraphen 64 und 65 der Geschäftsordnung bestimmen:

Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es von dem Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen. Das Mitglied ist berechtigt, dagegen schriftlich Einspruch zu thun, worauf das Haus, jedoch erst in der nächstfolgenden Sitzung, ohne Diskussion entscheidet, ob der Ordnungruf gerechtfertigt ist. Wenn in der Versammlung störende Unruhe entsteht, so kann der Präsident die Sitzung auf bestimmte Zeit aussetzen oder ganz aufheben. Kann sich der Präsident kein Gehör verschaffen, so bedeckt er sein Haupt und ist hierdurch die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen.'

Diese Vorschrift giebt dem Präsidenten geringere Disziplinarmittel als die (im letzten Jahrzehnt geänderten) Paragraphen der für den Reichstag geltenden Geschäftsordnung. Da heißt es: ‚Im Fall gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden. Leistet es (im Text steht natürlich: ‚dasselbe') der Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen des Saales keine Folge, so hat der Präsident in Gemäßheit des Paragraphen 61 dieser Geschäftsordnung zu verfahren.' (Die Sitzung auszusetzen, aufzuheben oder, wenn er sich nicht Gehör verschaffen kann, durch Bedeckung des Kopfes auf eine Stunde zu unterbrechen.) ‚Wenn während der Dauer der Ausschließung in anderen als Geschäftsordnungfragen eine Abstimmung erfolgt ist, bei welcher die Stimme des ausgeschlossenen Mitgliedes den Ausschlag hätte geben können, so muß die Abstimmung in der nächsten Sitzung wiederholt werden.' Diese Kautelvorschrift soll in die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses übernommen, zugleich aber dem Präsidenten das Recht gegeben werden, Abgeordnete, die grober Verletzung der Würde und Ordnung schuldig scheinen, von der Sitzung auszuschließen, dem Haus ihren Ausschluß von sechs (im Fall wiederholter Würdeverletzung von zwölf) Sitzungen zu empfehlen, ihnen auch die Zuhörertribünen zu sperren und seine Anordnungen durch Beamte der berliner Polizei ausführen zu lassen. Gegen die Behauptung, solche Geschäftsordnung sei mit Gesetz und Verfassung vereinbar, giebt es keinen stichhaltigen Einwand. Artikel 84 der Verfassungurkunde

Google

für den preußischen Staat sagt: ‚Die Mitglieder beider Kammern können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf dem Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden.‘ Dieses Vorrecht bleibt ihnen. Unbestreitbar ist das Recht der Mehrheit zur Aenderung einer dem Bedürfniß nicht mehr genügenden Geschäftsordnung; unbestreitbar die Thatsache, daß Abgeordnete, die, trotzdem ihre Ausweisung rite beschlossen worden ist, im Haus bleiben, rechtswidrig handeln, den Frieden des Hauses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung oder Gewalt Widerstand leisten, durch kein Privileg den Rechtsfolgen ihres Handelns entzogen sind. Unbestreitbar. Dennoch ist der Beschluß, den der Zorn den Geschäftsführern des Abgeordnetenhauses eingab, so ziemlich der unklügste, den sie ersinnen konnten; und sie werden ihn, wenn er wirklich in Kraft tritt, nach kurzer Geltungfrist sicher als eine schädliche Thorheit bereuen.

Die sechs Sozialdemokraten, die im Landtag sitzen, haben einen betrübenden Mangel an politischem Verstand und sozialem Anstand enthüllt; haben nicht bedacht, daß eine Gemeinschaft nur so lange möglich bleibt, wie alle Zugehörigen einander die äußeren Formen der Achtung gewähren. Statt der Wucht ihrer Beweismittel zu vertrauen und durch ihr Beispiel den Zweiflern zu zeigen, daß eine wirksame Vertretung des Proletarieranspruches nicht die Wahl eines rüden Tones bedingt, sind sie in herausfordernder Schimpfrede und allerlei lautem Unfug heimisch und dadurch der an feinere Lebensart gewöhnten Mehrheit lästig geworden. Immerhin gehts in der Prinz-Albrecht-Straße noch glimpflicher zu als in den Kammern Frankreichs und Italiens, Belgiens und Hollands, Oesterreichs und Ungarns. In Westminster sogar, wo die guten Manieren höher als anderswo geschätzt werden, ist die Nachahmung von Hundegebell, Hahnengekräh und Katzengeheul längst nichts Seltenes mehr. Und hat Preußens Zweite Kammer etwa, bevor ihre Thür sich den Röthesten aufthat, nie Schimpfrede oder grobe Beleidigung gehört? Bismarck konnte vom guten Ton seiner Feinde erzählen. Damals saß die Fortschrittspartei um die Quellen der Macht. Jetzt stehen vierhundert sittsame gegen sechs wilde Männer. Braucht solche Mehrheit Büttelarme?

Was unter der neuen Geschäftsordnung geschehen wird, ist leicht zu ahnen. Ein Sozialdemokrat ist zweimal zur Ordnung ge-

Google

rufen worden und schreit nun in den Saal: ‚Die Brutalität Ihres Vorgehens beweist nur, wie erbärmlich schlecht die Sache ist, für die Ihr echt junkerlicher Eigennutz sich einsetzt; aber der Tag naht, wo Sie die süße Gewohnheit des Volksverrathes büßen müssen.‘ Oder Aergeres. Das Haus stimmt dem Vorschlag des Präsidenten zu, dem Abgeordneten für die nächsten vier Sitzungen die Anwesenheit im Saal und auf den Tribünen zu verbieten. ‚Ich fordere Sie, Herr Abgeordneter, auf, das Haus zu verlassen.‘ ‚Ich habe hier die Interessen meiner Wähler zu wahren; daran können Ihre Verbote und Bannsprüche mich nicht hindern.‘ Der Präsident läßt ins Ministerium des Inneren oder ins Polizeipräsidium telephoniren: ‚Schickt Schutzleute!‘ Die kommen; unter der Führung eines Offiziers oder Kommissars. Auf der Straße schaart sichs zu dichten Haufen. Der Bedrohte klammert sich an sein Pult, an jeden seiner Hand erreichbaren Stuhl oder Tisch; und wehrt sich mit Fäusten und Füßen so hitzig, daß die Polizeibeamten ihn auf ihren Armen hinaustragen müssen. Oder er hat, als die Schutzleute in Sicht kamen, den Saal verlassen und den Speiseraum, das Badezimmer, die Hörertribüne, das Kloset aufgesucht. Wird entdeckt, hetzt die Wachmannschaft listig durch alle Räume, über alle Treppen des Hauses und wird schließlich im Angesicht der versammelten Menge gepackt und abgeführt. Oder hält sich verborgen, bis die Polizei abmarschirt ist, und kommt dann gemächlich wieder an die Saalthür. Sollen die Diener sich ihm entgegenstemmen? Die Schutzleute zurückgerufen werden? Mindestens einen Genossen wird die Wuth der Parteinahme in strafbare Rufe oder Gesten verleiten; vielleicht gar alle sechs. Neuer Vorschlag des Präsidenten; neuer Beschluß des Hauses; neue Requisition. Brennmaterial für einen Wintermonat. ‚So behandelt der freche Uebermuth ostelbischer Junker, denen die Pfaffen beider Bekenntnisse Hausknechtsdienst leisten, die von Eurem Vertrauen Erwählten, weil sie gewagt haben, dieser Sippe endlich einmal die Wahrheit zu sagen. Noch lauter als bisher muß unser Feldgeschrei tönen: Nieder mit den von der Schmach des Klassenwahlrechtes lebenden Schmarotzern! Nieder mit dem schwarz-blauen Schnapsblock! Es lebe die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie!‘ Fünfzig Versammlungen in Berlin, fünfhundert in Preußen, fünftausend im Reich. Alle Feinde des Adlerlandes wetzen die Fänge; in englischen, russischen, französischen Blättern wird der nahe Aus-

Google

bruch einer deutschen Revolution angekündet. Dann folgen die Hauptverhandlungen in Moabit. Der Hausfriedensbruch ist erwiesen; und der Widerstand gegen die Staatsgewalt? Dreißig Zeugen dafür, zehn dagegen. Wars denn nicht nur straflose Ueberschreitung der Nothwehr? Ist der Thäter nicht nur in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Vertheidigung hinausgegangen? Langwierige (für den Parteibrochurenverlag bestimmte) Schlußvorträge der Vertheidiger und der Angeklagten. Urtheil: ‚Der Angeschuldigte hat Beamte durch Drohung und Gewalt zur Unterlassung einer rechtmäßigen Amtshandlung zu nöthigen versucht und sich aus einem zum öffentlichen Dienst bestimmten, geschlossenen Raum auf die Aufforderung des Berechtigten nicht entfernt; er hat endlich durch die thatsächlich festgestellten Rufe ‚blaue Patentknüppel' und ‚Bluthunde' Beamte während der Ausübung ihres Berufes gröblich beleidigt (§§ 114, 123, 185 StGB). Da es sich nicht um eine Vertheidigung gegen rechtswidrigen Angriff handelte, konnte von Nothwehr nicht die Rede sein. Unter Zubilligung mildernder Umstände ist auf eine Gesammtstrafe von fünf Monaten Gefängniß erkannt worden.' Der Abgeordnete wurde ‚bei Ausübung der mit Strafe bedrohten That ergriffen': kann also, nach Artikel 84 der Verfassung, auch ohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. Während der Tagung des Abgeordnetenhauses? Dann bleibt ein Wahlkreis, trotzdem das von ihm vergebene Mandat weitergilt (und dem Empfänger nicht entzogen werden kann), ohne Vertretung. Neuer Zündstoff. Das Alles scheint Herrn von Heydebrand und Herrn Porsch zur Bändigung der sechs Sünder unentbehrlich.

‚Der Herr Abgeordnete hat, trotz meiner eindringlich wiederholten Warnung, Personen und Fraktionen abermals in einer Weise angegriffen, die mit der seit Jahrzehnten in diesem Haus herrschenden Sitte unvereinbar ist, und dadurch bewiesen, daß ihm die zur Ausübung öffentlicher Aemter nöthige Selbstzucht fehlt. Ich habe weder den Wunsch noch die Macht, die Lücken seiner Erziehung auszufüllen; aber auch nicht die Möglichkeit, unter solchen Umständen den ruhigen Verlauf unserer Berathungen zu verbürgen. Wenn auf einer Seite dieses Hauses immer wieder versucht wird, durch kränkende Rede und Beschuldigung den Gegner zu unbedachtem Wort zu reizen, sind wir stets von der Gefahr einer Explosion bedroht. Um sie zu vermeiden und den jetzt Erregten Zeit

Google

zur Beruhigung zu lassen, schließe ich die Sitzung und schlage vor, morgen die Verhandlung da aufzunehmen, wo sie heute unterbrochen wurde. In jedem ähnlichen Fall werde ich eben so handeln; unsere Landsleute mögen dann erwägen, ob die kostspielige Störung des äußeren Anstandes statthaft und zur Wahrung irgendwelcher berechtigten Interessen nothwendig ist.' Wäre solche Präsidentenrede nicht wirksamer als das stärkste Polizeiaufgebot? Durch so würdige Rüge der Missethäter nicht empfindlicher gestraft als durch Püffe, Hinauswurf, Gerichtsurtheil? Vor dem Auge der Volksgenossen nicht, ohne Martyrkrone, ins Unrecht gesetzt? Und wärs nicht eine Schande für Preußens Landtag, wenn er gegen ein Halbdutzend Parteipistols Maßregeln brauchte, ohne die der Reichstag, als er fast sieben Dutzend Sozialdemokraten herbergte, bequem ausgekommen ist? Wer mit den Sechsen nicht mühelos fertig wird, ist zum Präsidentengeschäft verdorben.

Der Präsident soll noch im Wirbelsturm ruhig bleiben; sich nie als Parteivertreter fühlen, nie vom Ingrimm berathen lassen. Er thront nicht als Schulmeister und Bakelschwinger auf seinem hohen Sitz und soll die Abgeordneten behandeln wie erwachsene Männer, denen, auch wenn Leidenschaft ein kräftiges Wort auf die Lippe trieb, der Verständige Unterbrechung und kleinliche Mäkelei erspart. Daß ein Abgeordneter nicht sagen dürfe, der König mißtraue dem Volk, nicht, ein Minister habe sich eine Blamage zugezogen, meinen nur Schranzen. Die Wahrung der Redefreiheit ist immer die wichtigste Pflicht des Präsidenten; Wahrung bis an die äußerste Grenze des Erträglichen. Er ist weder Aufseher noch Lehrer des guten Tones und soll nur Den, der wirklich die Hausordnung gestört hat, zur Ordnung zurückrufen. Dieser Ruf darf nicht durch unnöthige Wiederholung entwerthet werden. Alle Hörer müssen ihn, ohne parteiliches Vorurtheil, als gerecht empfinden, alle davon Getroffenen sich auf einer Schwachheit ertappt fühlen. Parlamentsbüttel sind (wie Dirnenkasernen) nur da erträglich, wo die Jahre der Einrichtung den Schein der Ehrwürde geliehen haben; sind unerträglich, wenn sie heute oder morgen in Funktion gesetzt werden. Muß Preußen muthwillig neuen Groll werben?"

Nun ists geschehen. Die moabiter Etape liegt noch vor uns. Doch die bleiche Lippe des mit Gebieterrecht Handelnden und das Schaudern der Korona hat für den Willen zur Umkehr gezeugt.

Google

Kaiserhof=Passage.

Berlin wird oft mit Chicago, der Metropole der amerikanischen Fleischpacker, verglichen; aber die deutsche verhält sich zu der amerikanischen Stadt wie die Erinnerung an Memphis zu der Neuschöpfung dieses Namens im Staate Tennessee. Die Art der Lebensbedingungen Berlins spiegelt sich in der Kultur der Hotels und Vergnügungstätten. Das Format dieser Unternehmungen wird immer größer; und daß wir noch keinen Hoteltrust haben, ward nicht durch Muthlosigkeit verschuldet. Herr Adolph C. Eberbach, der einst die neue Hotelepoche einleiten wollte, war als Bringer des Heils begrüßt worden. Von der Begeisterung blieb nur die Sanirung des Kaiserhofes. Dieses erste Luxushotel aus der Aera des neuen Reiches war vom Glück nicht so begünstigt wie das Reich selbst. Nur viermal wurden mehr als 5 Prozent vertheilt; und seit 1907 sind die Aktien ertraglos geblieben. Damals sollte der Hoteltrust geschaffen werden. Das aus dem hamburger Boden wachsende Hotel Atlantic wurde angekauft und, wie sich später herausstellte, um 2 Millionen Mark überzahlt. Dieses Geschäft und die Aufwendungen für Neubauten brachten die Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof) in eine unbequeme Lage. Die Folge war eine Sanirung, die sich aber als unzureichend erwies. Auf die Stammaktien wurden 40 Prozent zugezahlt; eine fünfprozentige Obligationenanleihe von 3 und ein Vorschuß von 2 Millionen, der auf das Hotel Atlantic eingetragen worden ist, wurden aufgenommen. Da aber die Buchwerthe der dem Hotelunternehmen gehörenden Objekte auch nach der Rekonstruktion noch zu hoch waren und die Bankschuld sich nicht verringerte, blieb die Bewegungfreiheit und die Dividendenchance gehemmt. Nach der Zuzahlung gab es 5140000 Mark Vorzug= und 860000 Mark Stammaktien. Bei wichtigen Beschlüssen, die eine Dreiviertelmehrheit erfordern, sind also die an Kapital überlegenen Vorzugaktionäre von der Minderheit abhängig. Da getrennt abgestimmt wird, genügt die Gegnerschaft von 216000 Mark, um jede Entscheidung zu hemmen. Dieser Zustand ist als ein böses Uebel empfunden, die Gleichstellung der Aktien zunächst aber nicht erreicht worden. Wer 40 Prozent zugezahlt hat, einen Anspruch auf 24 Prozent Dividende besitzt (die Vorzugaktien sind mit 6 Prozent Dividende ausgestattet und haben das Recht auf Nachzahlung seit 1908) und bei der Liquidation 140 Prozent fordern darf, war natürlich nicht geneigt, einer Aktionärgruppe, die sich keinerlei Vorrecht erworben hat, den Uebergang in eine privilegirte Stellung zu erleichtern. So kams, daß der eine Theil zu viel forderte, der andere zu wenig bot. Die Stammaktien haben eine amtliche Börsennotiz, die Prioritäten noch nicht. Dieser Unterschied wurde manchmal so lästig, daß es hieß, die Verwaltung werde die Löschung der Kursnotiz für die Stammaktien beantragen. Da ihr die Macht zu solchem Eingriff fehlt, war das Gerücht nur das Echo eines Schreckschusses. In den letzten beiden Jahren hat die Berliner Hotel=

Google

gesellschaft leidlich gearbeitet. Die Unterbilanz ist beseitigt und für 1911 wäre eine Dividende gezahlt worden, wenn man sich nicht zu ungewöhnlich hohen Abschreibungen entschlossen hätte.

Weils wieder keine Dividende gab, fand ein neuer Finanzplan der Kaiserhofgesellschaft nicht die Resonanz, die erhofft worden war. Die Hotelgesellschaft soll mit einem Schlag aus der Abhängigkeit von Gläubigern und Bankschulden befreit und auf den Dividendenweg gebracht werden. Der Plan ist nicht ganz einfach. Er fordert die Vereinheitlichung der Aktien, also gerade die Maßregel, die sich bisher nicht anwenden ließ. Ist das Aktienkapital einheitlich, so soll es von 6 auf 3,60 Millionen zusammengelegt werden. Dann wird eine Fusion möglich. Der Aktienbauverein „Passage", in dessen Aufsichtrath Generalkonsul Eugen Landau und Direktor Martin Goldschmidt vom Kaiserhof sitzen, hat sich bereit erklärt, Kaiserhofaktien gegen eigene Stücke umzutauschen und so eine Verbindung zwischen den beiden alten berliner Gesellschaften herzustellen. Der Passageverein will die schwebende Schuld der Kaiserhofgesellschaft, die 3 Millionen beträgt, übernehmen und stiller Gesellschafter beim Kaiserhof werden. Für seine Einlage bekommt er 5 Prozent Zinsen und den Reingewinn, der sich nach der Auszahlung einer Dividende von 4 Prozent ergiebt. Diese Dividendenbegrenzung trifft nur die Kaiserhofaktionäre, die ihre Papiere nicht in Passageaktien umtauschen. Durch die Zusammenlegung des Stammkapitals wird ein Buchgewinn von 2,40 Millionen frei, der zu Abschreibungen von dem Besitz der Hotelgesellschaft (Kaiserhof, Hotel Atlantic in Hamburg, Hotel Baltic in Berlin, Hillmanns Hotel in Bremen, das bis 1918 verpachtet ist) dienen soll.

Der Passageverein hat unter der Leitung Leopolds Friedmann gut gewirthschaftet und sich in seinem Grundbesitz eine stille Reserve geschaffen, um die er von mancher Gesellschaft beneidet wird. Der Werthzuwachs im Bereich der Passagegrundstücke ist so ungeheuer, daß der Tag reicher Ernte nicht fern sein kann. Der Plan einer Verbündung mit dem Kaiserhof dämmerte wohl schon im Februar, als Eugen Landau dem Aufsichtrath des Passagevereins zugewählt wurde. Anders stehts um den Kaiserhof. Da sind Schulden zu tilgen; und feierlich wurde erklärt, den Aktionären werde eine Dividende erst sicher sein, wenn die Kontokorrentverpflichtungen abgetragen sind. Durch feste Fundirung der schwebenden Verbindlichkeiten aber würden die Gewinne, die bisher zur Schuldentilgung und zu Abschreibungen dienten, zur Rente werden. Und an die Stelle der nicht börsenfähigen Vorzugaktien des Kaiserhofs tritt ein an der Börse notirtes Papier.

Natürlich waren nicht alle Aktionäre mit den Vorschlägen der Verwaltung zufrieden. Manche Passageaktionäre fragten: „Warum sollen wir die sichere Rente, die unser Besitz bringt, mit dem Risiko einer ungewissen Zukunft belasten?" Wenn der Vorstand des Kaiserhofes die Noth seiner Gesellschaft betont, werden die Passageaktionäre erst recht mißtrauisch; und doch mußte er seinen Aktionären das Geschäft als noth-

Google

wendig erweisen, damit sie ihren Widerstand gegen die Unifizirung der Aktien aufgaben. Ohne die Erfüllung dieser Bedingung war die Transaktion nicht durchführbar. Erklärte die Kaiserhofverwaltung: „Wir müssen einen Weg aus unseren Schulden finden, da uns die Kredite gekündigt sind“, so setzte sie sich in Widerspruch zu den Daten des letzten Jahresberichtes, der die Möglichkeit einer Dividendenzahlung zugiebt. Das Disagio aus der 1911 aufgenommenen Anleihe von 6 Millionen wird mit rund 306000 Mark voll abgeschrieben. Hätte man sich mit der Tilgung eines Theiles begnügt, so wäre eine Dividende möglich geworden. Nun regte sich der Verdacht, daß mit Absicht so streng bilanzirt wurde, um die Dringlichkeit einer neuen Sanirung zu zeigen. Die Verwaltung erinnerte an die Thatsache, daß im Gewinn von 1911 ein Betrag von 127000 Mark steckt, der aus Prozeßvergleichen stammt, also nur als Zufallsertrag bewerthet werden darf. Die Aktionäre mußten zugreifen, da sie nicht auf günstigere Offerten hinweisen konnten. Der Besitzer einer berliner Weinschänke wollte das Hotelgrundstück des Kaiserhofs kaufen und sich zu einer Anzahlung von 3 Millionen verpflichten. Doch ists klug, das Stammhaus aus dem Concern zu entfernen? Ohne den Kaiserhof würde der Betrieb der Gesellschaft noch die Hotels Atlantic, Baltic und Hillmann umfassen, die mit 13½ Millionen zu Buch stehen. Nach dem Plan der Verwaltung sollen 2,40 Millionen auf die Werthe der Gesellschaft abgeschrieben werden. Diese Aufbesserung des Buchwerthes wäre nach dem Verkauf des Kaiserhofgrundstückes nicht möglich; und von der schwebenden Schuld bliebe, nach der Tilgung von 2 Millionen durch die Barzahlung, noch immer 1 Million übrig. Wenn die Kaiserhofaktionäre Passageaktien nehmen, so bekommen sie für 6000 Mark ihrer Stücke 3600 Mark neuer Valeurs. Die Vorzugaktien des Kaiserhofs wurden einst zu 115 Prozent gekauft; nach der Bekanntmachung des neuen Planes sank ihr Preis auf 85 Prozent. Dieser Kurs stand natürlich unter dem Einfluß der Sanirung und wurde deshalb für zu niedrig gehalten. Läßt man ihn aber gelten, so würden 5100 Mark Kaiserhofaktien mit 5500 Mark Passageaktien bezahlt. Ausgeglichen wird der Vorsprung durch das Opfer der Dividenden aus den letzten vier Jahren, die nachgezahlt werden müßten, und durch den Verzicht auf einen Liquidationkurs von 140 Prozent. Zukunftdividenden? Der Vorsichtige darf höchstens mit den 4 Prozent rechnen, die der Vorstand verheißt. Von solchen Geschäften hören die Aktionäre fast immer erst, wenn die Annahme der Vorschläge gesichert ist. Im Passageverein war für die Mehrheit wohl schon gesorgt; bis zu welcher Grenze die Gesellschaft ihr Aktienkapital später erhöhen muß, läßt sich noch nicht sagen. Gingen alle Kaiserhofaktien auf die Passage über, so hätten die Passageaktionäre mindestens eine Verdoppelung des alten Grundkapitals zu erwarten. Zu einem Krieg ists nicht gekommen. Die Generalversammlungen beider Gesellschaften nahmen, nach langer Debatte, die Vorschläge an. In beiden Fällen gab es eine nicht ganz unbeträcht-

Google

liche Gegnerschaft; und gegen den Beschluß des Passagevereins wurde in feierlicher Form protestirt.

(Schade ist, daß in diesen Generalversammlungen die Aesthetik nicht zum Wort kommen konnte. Seufzend haben die paar guten Berliner sich mit der leidigen Thatsache abgefunden, daß die ehrwürdig schöne Straße Unter den Linden ins bunteste Geschäftsgewirr hineingezerrt worden ist. Müssen sie aber ihr Leben lang sich an dem Gräuelbild dieser Passage ärgern? Wachsfiguren, billige Bazarwaare, Similischmuck aller Sorten, Plakate schlimmsten Schreistils; und ein Passantengedräng, an dem sich auch das unverwöhnte Auge nicht für fünf Minuten trösten kann. Dazu allerlei üble Musik und ein Kaffeehaus, in das niemals das Behagen einkehrte. Mit Grausen wendet sich der Gast; und erzählt dann zu Haus, wie häßlich es im „feinsten" Theil der Reichshauptstadt aussieht. Am Alexanderplatz oder in der Gegend der Weidendammerbrücke ließe man sichs gefallen. Zwischen den Linden und der Behrenstraße ists unerträglich. Hat die Mehrheit der Berliner in ihren Protzenburgen, vor ihren marmornen Scheusäligkeiten das Sehen verlernt? Geht doch, liebe Leute, mal wieder, als wäret Ihr noch nie dort gewesen, durch diese Passage; schaut aus unbefangenem Auge auf diese Läden, Auslagefenster, wandelnden Menschen: und fragt Euch im Innersten, ob solches Spektakel nicht sogar besser Angeschriebene um den Ruf kultivirter Europäer bringen müßte. Gerade an dieser Stelle könnte Ansehnliches geschaffen werden. Müßte. Wir haben eine städtische Kunstkommission, eine Oeffentliche Meinung, ein ganzes Heer betriebsamer Kunstschreiber: und wider die rastlos fortwährende Schimpfirung des Stadtbildes regt sich nirgends ein wehrfähiger Zorn. Nach den Verhandlungen über den Status des Passagevereins muß man leider ja annehmen, daß der ekle Rummel einen ganzen Haufen Geld einbringt. Aber dieser Haufe würde gewiß nicht kleiner, wenn die Zuständigen sich zu einem Unternehmen entschlössen, das diesen sichtbarsten Theil von Berlin aus der Schmach rettet. Ehe es zu spät wird. Und der Zeiger rückt schon gen Mitternacht.)

Der selbe Maimond, der die Blüthenträume der Kaiserhofgesellschaft reifen ließ, brachte uns die Gründung einer englischen „Metropole Palace Company Ltd.", die den Betrieb des Metropolpalastes in der berliner Behrenstraße übernimmt. Dieser „Palast" umschließt das an eine Aktiengesellschaft verpachtete Metropoltheater, das Palais de danse, den Pavillon Mascotte und ein Cabaret. Das neue Unternehmen hat ein Aktienkapital von 300000 £, dessen Zulassung an die londoner Börse beantragt werden soll. Die Gründer rechnen mit einer üppigen Rentabilität; die Einnahmen dieser Stätten eines geläuterten Vergnügens lassen ja nichts zu wünschen übrig. Daß wir trotzdem keinen Anlaß haben, diese englischen Shares dem deutschen Publikum zu empfehlen, bedarf keiner Begründung. Der Venustempel ragt zwar in Berlin, aber die Aktien sind made in England; und auf solchem Gebiet gehts auch ohne Verbrüderung der Germanenreiche. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juni 1912.

Brachmond.

Parlamentspolizei.

Vor acht Tagen, als ich die traurige Thorheit betrachtete, der die Häupter des Preußischen Landtages schuldig geworden sind, sagte ich: „Unbestreitbar ist das Recht der Mehrheit zur Aenderung einer dem Bedürfniß nicht mehr genügenden Geschäftsordnung; unbestreitbar die Thatsache, daß Abgeordnete, die, trotzdem ihre Ausweisung rite beschlossen worden ist, im Haus bleiben, rechtswidrig handeln, den Frieden des Hauses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung oder Gewalt Widerstand leisten, durch kein Privileg den Rechtsfolgen ihres Handelns entzogen sind.“ So hat auch die erste Verwaltungsinstanz geurtheilt, von der Abwehrhilfe verlangt worden war. Die Königliche Staatsanwaltschaft am berliner Landgericht I hat die Aufforderung der Abgeordneten Borchardt und Leinert, den Polizeilieutenant und die vier Schutzmänner, die Herrn Leinert gewaltsam von seinem Sitz entfernt, Herrn Borchardt zweimal aus dem Saal geschleppt haben, des „Verbrechens in Beziehung auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte“ (StGB X, 5) anzuklagen, abgelehnt. Leider ist sie der Hauptfrage, die zu beantworten war, in ihrem Bescheid ausgebogen; der Frage: Wird die Ausführung der vom preußischen Abgeordnetenhaus beschlossenen Geschäftsordnung an irgendeiner Stelle von einem im Deutschen

Google

Reich giltigen Gesetz gehemmt, das dann, nach dem Zweiten Artikel der Reichsverfassung, dem Landesgesetz, also auch der Geschäftsordnung eines Landtages, vorzugehen hat? Die Sozialdemokraten sagen: „Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bedroht Den mit harter Strafe, der Mitglieder aus einer gesetzgebenden Versammlung gewaltsam entfernt oder vom Ort der Versammlung aussperrt. Reichsrecht bricht Landrecht: also entkräften die Paragraphen 105 und 106 des Strafgesetzbuches den Paragraphen 64 der seit dem Mai 1910 im preußischen Abgeordnetenhaus geltenden Geschäftsordnung. Genosse Borchardt ist zweimal gewaltsam aus dem Saal entfernt und danach gehindert worden, ihn zu betreten: also haben die preußischen Beamten, die sich zur Entfernung und Aussperrung eines Abgeordneten hergaben, einem ungiltigen Landesgesetz blind gehorcht und ein giltiges Reichsgesetz verletzt.“ Die wichtigste Aufgabe der angerufenen Staatsanwaltschaft war, das Gerüst des Strafantrages als unhaltbar zu erweisen. Das hat sie nicht gethan. Sie sagt: „Die Feststellung der Normen, nach denen der Gang der Geschäfte und die Disziplin in der Kammer gehandhabt werden soll, ist dem Ermessen jeder der beiden Kammern überlassen. Sie sind hierin völlig autonom. Diese Autonomie findet ihre Grenze lediglich in der Verfassung selbst, zu deren Bestimmungen sich die Geschäftsordnung nicht in Widerspruch setzen darf, falls sie bindende Kraft haben soll. Ein solcher Widerspruch ist nicht vorhanden.“ Hier wird nur auf die Verfassung hingewiesen; in einem anderen Absatz aber von dem Polizeilieutenant gesagt: „Er hat lediglich eine Entscheidung des Herrn Präsidenten des Abgeordnetenhauses vollzogen, die Dieser im Rahmen seiner Zuständigkeit, auf Grund der beschlossenen, zu Gesetzen nicht in Widerspruch stehenden Geschäftsordnung getroffen hatte.“ Hier wird also die Möglichkeit der Begrenzung durch Gesetze zugegeben; doch wieder behauptet: „Ein solcher Widerspruch ist nicht vorhanden.“ Petitio principii; was zu erweisen war, wird als schon erwiesen hingestellt. Artikel 2 der Reichsverfassung sagt: „Die Reichsgesetze gehen den Landesgesetzen vor.“ Paragraph 2 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuch: „Mit dem ersten Januar 1872 tritt das Reichs- und Landesrecht, so weit es Materien betrifft, welche Gegenstand des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich sind, außer Kraft.“ Gilt

Google

ein Reichsstrafgesetz, das jede gewaltsame Entfernung oder Aussperrung eines Abgeordneten zur strafbaren Handlung macht, dann entkräftet es den zweiten und dritten Absatz im Paragraphen 64 der Geschäftsordnung für die Zweite Preußenkammer. Diese Geschäftsordnung mag den Rang und die Rechtskraft eines Gesetzes haben: das Reichsgesetz hat ihr vorzugehen. Darf ein deutsches Parlament etwa, weil sichs autonom fühlt, in Fällen besonders grober Ruhestörung der Schutzmannschaft die Anwendung der Prügelstrafgewalt oder den Gebrauch von Schußwaffen erlauben? Nur ein Irrer kann bezweifeln, daß ein Präsident, der befohlen hätte, einen Abgeordneten zu schlagen, zu verwunden, zu töten, strafbar würde und als Anstifter zu Körperverletzung oder Totschlag verurtheilt werden müßte. So leicht, wie die Königliche Staatsanwaltschaft (und mit ihr mancher allzu flinke Theoretiker und Praktiker) annimmt, ist die Rechtsfrage doch wohl nicht zu beantworten. Kein Sentiment darf, weder Liebe noch Groll, die Antwort färben. Ob konservative heute sozialdemokratische Abgeordnete, ob die Wildesten morgen die Frömmsten aus dem Saal werfen, ob Einer meint, ohne solche Gewaltmittel sei mit den Rothen nicht fertig zu werden, ein Anderer „den ekelhaft ruppigen Kerlen die Kanthakenpackung längst gegönnt hat“: hier gehts um das Recht und die Achtung gesetzlicher Vorschrift.

Seltsam ist, daß den Sozialdemokraten und den ihnen Affiliirten noch nicht einfiel, sich auf einen unverdächtigen Zeugen zu berufen, auf dessen Handeln sie ihre Rechtsauffassung immerhin stützen könnten: auf Bismarck. Der hat offenbar nicht geglaubt, daß ein Zusatz zur Geschäftsordnung neues Disziplinarrecht schaffen könne. Sonst hätte er nicht, nach den Attentaten Hödels und Nobilings, am vierten März 1879 dem Reichstag, in dem acht Sozialdemokraten saßen, den Entwurf eines Gesetzes vorgelegt, dessen erster Paragraph bestimmte: „Dem Reichstag steht eine Strafgewalt gegen seine Mitglieder wegen einer bei Ausübung ihres Berufes begangenen Ungebühr zu.“ (Nach falkenhaynischer Auffassung wäre der Gewaltzuwachs ja bequemer, durch die Erweiterung der Präsidialrechte, zu erwirken gewesen.) Eine aus dem Präsidenten, den beiden Vicepräsidenten und zehn Mitgliedern zu bildende Kommission sollte die Strafgewalt ausüben und befugt sein, drei Strafen, „je nach der Schwere der Ungebühr“,

Google

zu verhängen. „Erstens: Verweis vor versammeltem Hause. Zweitens: Verpflichtung zur Entschuldigung oder zum Widerruf vor versammeltem Hause in der von der Kommission dafür vorgeschriebenen Form. Drittens: Ausschließung aus dem Reichstag auf eine bestimmte Zeitdauer, die bis zum Ende der Legislaturperiode erstreckt werden kann.“ Die Kommission sollte ferner berechtigt sein, die Aeußerung oder Rede, wegen der sie „eine Ahndung ausgesprochen“ hatte, von der Aufnahme in den Stenographischen Bericht auszuschließen; der Präsident, „ungebührliche Aeußerungen der Mitglieder vorläufig von der Aufnahme in den Stenographischen Bericht auszuschließen und jede andere Veröffentlichung dieser Aeußerungen durch die Presse vorläufig zu untersagen“. Wer sie dennoch in den Bericht aufnahm oder in der Presse veröffentlichte, wurde mit Gefängniß von drei Wochen bis zu drei Monaten bedroht, „sofern nicht nach Maßgabe des Inhaltes der erfolgten Veröffentlichung eine schwerere Strafe verwirkt ist.“ Zwei Tendenzen hatten sich also zu dem Entwurf geeint: die Absicht auf beträchtliche Mehrung der Strafgewalt des Reichstages und der Wunsch, den öffentlichen Widerhall aufreizender Reden zu hindern. Friedberg empfahl, als Staatssekretär im Reichsjustizamt, die Vorlage; ohne rechte Hoffnung auf zulänglichen Erfolg. Bismarck, der nach Laskers (ablehnender) Rede das Wort erbat, wies mahnend auf den Brauch anderer Parlamente. In Frankreich kann dem im Verlauf von dreißig Tagen dreimal zur Ordnung gerufenen Kammermitglied der Tadel des Hauses ausgesprochen und für einen Monat die ihm zustehende Diätensumme um die Hälfte gekürzt, der Strafbeschluß auch, auf des Bestraften Kosten, in tausend Exemplaren gedruckt und durch Plakat veröffentlicht werden. In den Vereinigten Staaten von Amerika kann jede Kammer ihre Geschäftsordnung nach freiem Belieben regeln, die Mitglieder wegen ordnungwidrigen Betragens strafen und in Haft nehmen und mit Zweidrittelmehrheit ein Mitglied von den Sitzungen ausschließen. In Westminster ist Verweis und Zwang zur Abbitte, Ausstoßung und Haftstrafe möglich; und der speaker des Britenparlamentes muß, wenn ein Abgeordneter es fordert, die Tribünen räumen, die Saalthüren schließen, auch der Presse den Eintritt weigern lassen. Dreifach, sprach Bismarck, „ist der Zweck unserer Vorlage: die Würde

Google

des Reichstages, der Schutz gegen Beleidigungen und die Abschneidung von Agitationen, die auf dem Privilegium der unanfechtbaren Veröffentlichung (Artikel 22 der Verfassung) beruhen. Es ist eine unpopuläre Aufgabe; und deshalb, meine ich, liegt der Regirung ob, sie zu erfüllen: denn die Regirung muß unpopuläre Beurtheilungen ertragen können, während es für die Abgeordneten nicht immer annehmbar ist. Der Herr Abgeordnete Lasker hat mir gegenüber die Autonomie des Reichstages vertreten. Ich glaube, sie wird durch diese Vorlage nicht verengt, sondern erweitert." Drei Tage danach wurde der Entwurf, schon im Plenum, bestattet. Die Regirung, die ihn empfohlen hatte, war sicher fern von dem Glauben, ein Zusatz zur Geschäftsordnung könne neues Disziplinarrecht schaffen. Und doch handelte sichs 1879 um den Reichstag, dessen Hausgesetz, wenn es (wie ich, ohne volle Gewißheit, annehme) anderem Reichsrecht gleich zu achten ist, jeder landesgesetzlichen Bestimmung vorzugehen hat.

Der Strafantrag der Herren Borchardt und Leinert mußte „aus subjektiven Gründen" (wie die Juristen sagen) abgelehnt werden. Daß die Polizeimannschaft das Bewußtsein hatte und haben mußte, das der Pflicht Schuldige zu thun, kann den hellen Köpfen der Sozialdemokratie nicht zweifelhaft sein; und eine Partei, die sich als Hüterin des Rechtes brüstet, dürfte noch in der Wuth nicht Strafen fordern, deren Ungerechtigkeit ihrem wachen Geist einleuchten müßte. Unbeantwortet aber blieb bis heute die Frage: Wird die Ausführung des Mehrheitbeschlusses vom sechsten Mai 1910 (Entfernung und Aussperrung von Abgeordneten) durch ein Reichsgesetz gehemmt? Paragraph 105 des Strafgesetzbuches sagt: „Wer es unternimmt, den Senat oder die Bürgerschaft einer der Freien Hansestädte, eine gesetzgebende Versammlung des Reiches oder eines Bundesstaates auseinanderzusprengen, zur Fassung oder Unterlassung von Beschlüssen zu nöthigen oder Mitglieder aus ihnen gewaltsam zu entfernen, wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder mit Festunghaft von gleicher Dauer bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festunghaft nicht unter einem Jahr ein." Paragraph 106: „Wer ein Mitglied einer der vorbezeichneten Versammlungen durch Gewalt oder durch Bedrohung mit einer strafbaren Handlung verhindert, sich an den Ort der Versammlung zu begeben oder zu stimmen, wird

Google

mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder mit Festunghaft von gleicher Dauer bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festunghaft bis zu zwei Jahren ein." Freiherr von Erffa, der Präsident des Abgeordnetenhauses, hat unternommen, Herrn Borchardt gewaltsam aus der gesetzgebenden Versammlung zu entfernen, und hat diesen Abgeordneten durch Gewalt gehindert, sich an den Ort der Versammlung (den Sitzungsaal) zu begeben: hat zwiefach also wider das Strafgesetz gehandelt. So sprechen die Sozialdemokraten; und sind im Recht, wenn der Präsident gethan hat, was die Paragraphen 105 und 106 verbieten. Die Berufung auf die Autonomie der Kammer und auf § 64 [3] ihrer Geschäftsordnung könnte den Verletzer eines Reichsgesetzes nicht schützen. Doch die Paragraphen, deren Verletzung behauptet wird, stehen nicht in dem Abschnitt, der von „Verbrechen und Vergehen im Amt" handelt, sondern in dem, dessen Ueberschrift lautet: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte." Einer gewissenlosen Regirung und einer tobenden Rebellenschaar sollte das Recht verschränkt werden, eine gesetzgebende Versammlung zu sprengen, ihr Beschlüsse oder Unterlassungen zu erpressen, unbequeme Mitglieder „aus ihr" zu entfernen und ihnen die Rückkehr in den Sitzungsaal gewaltsam zu weigern. Das war die Absicht des Gesetzgebers; er wollte hindern, daß gegen den Willen der gesetzgebenden Versammlung ihr oder einem ihrer Mitglieder die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte durch Gewalt unmöglich gemacht werde. Wäre seine Absicht gewesen, jeden Ausschluß, jede Aussperrung eines Abgeordneten zu verhüten, dann hätte er, statt abgestufte Strafnormen vorzuschreiben, eine ausnahmelos giltige Verbotstafel aufgestellt und sich ungefähr ausgedrückt wie in § 11 St G B: „Kein Mitglied eines Landtages oder einer Kammer eines zum Reich gehörigen Staates darf außerhalb der Versammlung, zu welcher das Mitglied gehört, wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerung zur Verantwortung gezogen werden." Dann wäre er aber auch verpflichtet gewesen, die Verfassungvorschrift zu beachten, die den gesetzgebenden Versammlungen das Recht gewährt, Geschäftsgang und Disziplin nach eigenem Ermessen zu regeln. Daß die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte nicht unter allen Umständen gewahrt werden sollte, ließe sich an hundert Beispielen erweisen. Ein Abge-

Google

ordneter wird beim Waarenhausdiebstahl ertappt; kann, als „bei Ausübung der mit Strafe bedrohten That Ergriffener“, auch ohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. (Das ist, nach Artikel 31 der Reichsverfassung, „noch im Lauf des nächsten Tages“ möglich.) Der Staatsanwalt oder Richter, der ihn verhaften läßt, hindert ihn „durch Gewalt, sich an den Ort der Versammlung zu begeben oder zu stimmen.“ Wer denkt dran, den für den Haftbefehl Verantwortlichen auf die Festungstube oder gar ins Zuchthaus zu schicken? Und wer wagt noch die Behauptung, der Präsident, der den Willen des Hauses ausführt, sei zu beurtheilen wie Einer, der diesem Haus einen fremden, seinem feindlichen Willen aufzwingt? Ist der Bundesrath, der, „unter Zustimmung des Kaisers“, den Reichstag aufgelöst hat, strafbar, weil er ihn auseinandergesprengt und zur Unterlassung von Beschlüssen genöthigt hat? Ists der Präsident, der, trotz dem Widerspruch einer Minderheit, den Willen des Hauses verkündet hat, über einen Antrag abzustimmen? Hat er das Haus zur Fassung eines Beschlusses genöthigt und drum die Strafdrohung des Paragraphen 105 zu fürchten? Vernunft soll nicht Unsinn werden. Die Forderung restriktiver, nicht extensiver Gesetzesauslegung nicht da nur gelten, wo sie just in den Kram paßt. Das Unternehmen, aus einer gesetzgebenden Versammlung ein Mitglied gewaltsam zu entfernen, und der Beschluß einer gesetzgebenden Versammlung, eins ihrer Mitglieder, weil sichs der Präsidialweisung nicht fügt, gewaltsam aus dem Saal schaffen zu lassen: die beiden Thatbestände scheinen mir im Wesentlichen verschieden. Mit dem Merkmal der Rechtswidrigkeit ist in diesem Fall nichts Wirksames anzufangen. War der Thatbestand der §§ 105 und 106 StGB gegeben, dann hat Freiherr von Erffa, war er nicht gegeben, dann hat Herr Borchardt rechtswidrig gehandelt. Mußte die landesgesetzliche Bestimmung einem Reichsgesetz weichen, das die selbe Materie ordnet? That is the question. Meine Ueberzeugung verneint die Frage. Mir scheint das Reichsstrafgesetz nur auf Handlungen zu zielen, die, von außen her, ein Parlament in eine seinen Wünschen fremde Willensrichtung zu zwingen trachten und die deshalb mit den Disziplinarwaffen der Geschäftsordnung nicht abwehrbar sind. Im Reichsgesetz sehe ich die Ergänzung, nicht ein Hemmniß der Geschäftsordnung. Die bestimmt, wie das Parlament sich gegen ihm zugehörige Ruhe-

Google

störer und Würdeschänder zu schützen habe; das Reichsgesetz schirmt es vor dem gewaltsamen Eingriff fremder Mächte. Doch muß, wenn die Bankeroterklärung des Preußengeistes im Landtag fortwirken soll, der letzte Zweifel schnell beseitigt, das Reichsrecht geändert oder von der höchsten Instanz in einem unanfechtbaren Spruch so erläutert werden, daß der Versuch unmöglich wird, es als Werkzeug zum Bruch des Landesrechtes zu benutzen. Die Herren Borchardt und Leinert dürfen, als Verletzte, einen Beschluß des Kammergerichtes und, als des Widerstandes gegen die Staatsgewalt Angeklagte, ein Urtheil des Reichsgerichtes fordern. Führt die Idealkonkurrenz uns in sichere Klarheit?

Malteserschwamm.

„Italien wird bald die meisten europäischen Mächte um sich geschaart sehen. Egypten, Tripolis, Tunis, Algerien sind die von der Natur uns bestimmten Kolonien. Englands und Frankreichs Versuche, die glorreiche Römerzeit aus dem Grab zu rufen und in Nordafrika das von der Natur uns Italienern zugedachte Patronat an sich zu reißen, sind fruchtlos geblieben. Wir dürfen niemals vergessen, daß in Egypten fünfzehntausend Italiener leben, daß in Algerien und Tunis die Zahl unserer Volksgenossen noch größer ist und daß an allen Küsten der Italerstamm in den Künsten, in Handel und Industrie herrscht.“ Als Campo Fregoso, vor vierzig Jahren, in dem Buch über Italiens Primat diese Sätze veröffentlicht hatte, nahmen die Leser sie nicht allzu ernst. Der Größenwahn der Römerenkel war ja nicht neu und ihre Megalomanie schien der Nachbarschaft nicht gefährlich. Daß den Italienern die Herrschaft über Nordafrika gebühre, hatte Mazzini Jahrzehnte lang von allen Dächern geblasen; und seit 1866 durfte er sich der Zustimmung Ottos von Bismarck rühmen, der ihm geschrieben hatte: „Ein franko-italisches Bündniß könnte im Mittelmeer keinen Nutzen bringen; dieses Meer ist ein Erbstück, dessen Theilung unter Verwandten unmöglich ist. Die Herrschaft Italiens, dessen Küstenausdehnung die Frankreichs da ums Doppelte übersteigt, ist im Mittelmeer aus Rechtsgründen nicht bestreitbar und müßte von Volk und Regirung mit allen Kräften erstrebt werden.“ In England dachten die Politiker wie Stockmar, der den Prinz-Gemahl an die Pflicht mahnte, Italien zum Kampf gegen

Google

Frankreich zu stärken. Thiers kannte den lateinischen Vetter; hatte vorausgesagt, daß Italiens Dankbarkeit so lange währen werde wie seine Schwäche; und konnte lächeln, als Rochefort und Clemenceau riethen, Korsika den Italienern zurückzugeben, die gerade die Ueberrumpelung Tunesiens planten. Ist die Thatsache, daß auf diesen Plan erst verzichtet wurde, als der Großwesir Ali Pascha mit einer Flottendemonstration drohte, nach den Inselsiegen der Römermarine schon völlig vergessen? Heute sieht das Weltbild freilich anders aus. Egypten britisch; Marokko, Algerien, Tunesien französisch; Tripolitanien und die Kyrenaika italienisch; die Türkei aus ihrer letzten Afrikanerfestung verdrängt und auf den Schutz durch ungestüm schwankende Araberlaune angewiesen. Und Victor Emanuel ist der Freund des russischen, der Schwiegersohn des montenegrischen Nika, der Schwager des Serbenkönigs; mit seinen Gefühlen und Machttrieben dem Balkan verlobt. Schon wird die Adria wieder der Golf von Venedig genannt und von der Nothwendigkeit des „adriatischen Gleichgewichtes“, noch leise, gesprochen. Schon redet Rom mit, wenn über Albanien verhandelt wird; und aus dem Blick, der die Handelsblüthe Triests und Antivaris, Fiumes und Cattaros streift, funkelt neidige Gier. Tunis ist, mit dem Sizilien so nahen Biserta, an die Franzosen verloren; und unvergessen noch das Ausplauderwort des Marineministers Pelletan: „Im Besitz von Biserta, von Korsika, das wie eine geladene Pistole aufs Herz Italiens zielt, und von Toulon können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten.“ Auch wider ein Italienerimperium, das im Syrtenmeer, bis fast an Kretas Küste, herrscht und von Brindisi seine „natürliche Einflußsphäre“ bis nach Valona geweitet hätte? Unter neuem Himmel soll ein Theil des Traumes, der Mazzini und Campo Frego so einst tröstete, nun Wirklichkeit werden. Herrn Giolitti (den Ministerpräsidenten, der Alles macht und San Giuliano in der Consulta wie ein Püppchen am Draht tanzen oder steif stehen läßt) haben Skrupel nie geplagt. Um sich auf der Machtzinne zu halten, wird er seine Sünderseele dem Teufel verschreiben (der längst die Erste Hypothek darauf hat). Den Briten zuraunen, daß er im mediterranischen Reich nur ihre Geschäfte besorge. Mit den Wienern äugeln und ihnen schwören, daß er die Existenz des Albanerlan-

Google

des vergessen, den alten Narbenschmerz in der Adriaflanke ausgeheilt habe. Den Südslaven betheuern, daß Oesterreichs Uebermuth zugleich mit der Türkenmacht zerbröckeln werde, die Stunde der Rache und gesättigter Großserbensehnsucht also nah sei. Den Berlinern vorschwatzen, nur Frankreichs Absicht, auch das letzte Stück nordafrikanischer Erde zu erraffen, habe ihn zu der Expansion nach Tripolitanien gezwungen, und, mit dem Schwurfinger auf dem Mittelstück des Bündnißvertrages, geloben, daß am Rhein und am Fuß der Alpen die Bersaglieri das Deutsche Reich gegen Gallierwuth vertheidigen werden. Dieser Ritter des Schwarzen Adlers macht wirklich Alles und hat den Rumpf, der einen manchmal tollkühnen Schlaukopf trägt, mit allen Salben des nahen und fernen Orients geschmiert. Fratellanza latina? Auch dieses (etwas abgestandene) Gericht kann, wenns verlangt wird, aufgewärmt und mit einer rasch zurechtgequirlten und gewürzten Sauce dem Hunger hingerückt werden. Warum denn nicht? Weil man über ein paar Neutralitätpflichten kleinen Kalibers gestritten, über lebende und tote Schiffsfracht ein Weilchen gehadert hat und der Botschafter Louis in Petersburg nicht witterte, daß die Brüderschaft der Lateiner wichtiger sei als die Schonung der mit Franzosengeld gepäppelten Türkei? Eitergerinnsel, das der Feuerstrom einer von Monte Citorio thalwärts prasselnden Rede hinwegspült. Noch soll ja der Kampf ums Mittelmeer nicht beginnen; der Bruder nicht dem Bruder mißtrauen lernen. Nikolai Alexandrowitsch heischt die sichtbare Wiederkehr franko-italischer Freundschaft (l'honneur et l'argent). Und der kluge Schachspieler hält sich, so lange es irgend geht, auf dem Brett alle Felder offen.

Europens Antlitz lächelt den Italienern nicht. Der Krieg (wenn man ertragloses Geplänkel so nennen darf) dauert ihr zu lange. Einen Frontalangriff, dessen Wirkung im Balkandickicht spürbar werden könnte, erlaubt sie nicht; und fängt mürrisch zu fragen an, was aus Samos und Rhodos, was aus den von Römertruppen besetzten oder noch zu besetzenden Inseln morgen denn werden solle. Besonders fühlbar ist die Enttäuschung Britaniens. Das hatte gehofft, die Türkei werde den neuen Stoß nicht überdauern und, zunächst, dem Sultan ein Gegenkhalif erstehen, den, in Arabien, englischer Einfluß sacht schmeidigen könnte. Noch siehts nicht danach aus. Welcher Nutzen ist dann aber von dem Krieg für Britanien zu hoffen? Rußland verräth Lust zur Bethätigung

Google

der langsam wieder erstarkenden Stoßkraft. Und Italien läßt sich, vor Aller Augen, mit ihm ein, weil der größte Theil der Britenflotte aus dem Mittelmeer in die Nordsee gezogen ward. Da bleibt manche gefährliche Kombination denkbar. Die mediterranische Herrschaft ist kein Pappenstiel. Was da unten im Dunkel wächst, schmeckt dem Gaumen des verwöhnten John Bull eines Tages vielleicht so sauer und salzig wie an der Jonierschwelle dem Kranken die Kolbenähre des schmarotzenden Cynomoriums. Eine zweite Nordsee? Eine, die der zur Vertheidigung Egyptens und Indiens Gezwungene durchqueren muß? Das wäre der Anfang vom Ende des Weltrichteramtes. Höchste Zeit, nach dem Rechten zu sehen. Die Herren Asquith und Churchill treffen auf Malta Lord Kitchener.

Die Minister waren von Gibraltar gekommen. Da horstete einst die Macht der Phoiniker, dann des Berbernhäuptlings Tarik. Dessen Burg erobert, im fünfzehnten Jahrhundert, ein Herzog von Medina-Sidonia. Karl der Fünfte baut sie zu einer Festung aus, die für uneinnehmbar gilt, 1704 aber vom Admiral Rooke überrumpelt und, wie Minorka, im Frieden von Utrecht dem legitimen Herrn nicht zurückgegeben wird. Britania ist im Besitz, wohnt also in sicherem Recht und kann das Mittelmeer nach Willkür öffnen und schließen. Der Suezkanal giebt ihm einen Ausgang. Was England dem Erdosten verkauft, was es an Nahrungmitteln und Rohstoff von ihm einhandelt, muß durch diese Meerschleußen. Flattert über ihnen nicht mehr der Union Jack, dann ist Egypten gefährdet, Indien nicht vor Eroberdrang und Aufruhr zu schützen, das britische Afrika bequemem Handel verstopft. Von Gibraltar aus sind alle Schiffe zu überwachen, deren Kurs zwischen die Säulen des Herakles weist. Zu überwachen; nicht, wie in den Tagen der Segelschiffahrt, zu vernichten. Die Felsfestung, die lange der Schlüssel zum Mittelmeer hieß, ist nur noch ein nützliches Observatorium; und selbst der Wachtdienst ist nur verbürgt, wenn moderne Kriegsschiffe ihn leisten. Der mit Kanonen gespickte Fels, an dem eine von Briten, Spaniern, Maltesern und Juden bewohnte Kleinstadt klebt, vermag mit seinem Feuer einer Flotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hält, kaum zu schaden. Seine Wälle und Bastionen, die vier Jahre lang dem Ansturm der franko-spanischen Truppen trotzten, schrecken keinen starken Feind mehr. Schon vor zwölf Jahren hat im londoner Unterhaus der Abgeordnete Gibson Bowles die Seefestung Gibraltar

Google

„eine Nationalgefahr“ genannt. Sie kann nicht ernstlich schaden, von der Artillerie eines gut gerüsteten Feindes aber schnell so geschwächt werden, daß ihre Kraft nicht einmal zum Schutz der unter ihren Schirm gestellten Geschwader ausreicht. Manches ist, mit Millionenopfern, seit der Zeit der Rawson, Gibson Bowles und Goschen gebessert worden. Doch der strategische Werth und die Abwehrfähigkeit Gibraltars war um keinen Preis der Entwickelung des Geschützwesens anzupassen. Der Schlüssel ist rostig geworden. Die Stunde, in der er das Mittelmeer öffnet oder verschließt, kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, nie wiederkehren. Und drüben herrscht, vom Cap Spartel über die spanischen Presidios hinweg bis ans Cap Bon, Frankreich, das den Briten nicht immer befreundet war, nicht immer zu Vasallendienst willfährig sein muß. Eine zweite Nordsee? Der Weg nach Suez und Aden?

„Ihr sitzt in London, strafft auf einem ländlichen Golfplatz die Muskeln oder schlürft an der Azurküste Sonne und Soda. Ein wahrer Segen, daß Ihr jetzt gezwungen seid, aus eigenem Auge zu sehen, was ist; die Gefahr fürchten und ihr vorbeugen zu lernen. ‚La guerre est une affaire de positions‘, sagte Bonaparte, der, trotz Trafalgar und Waterloo, kein Rindvieh war. Und unsere Positionen sind nicht mehr so bombensicher wie in der Zeit meines Ingenieurfeldzuges in den Sudan. Gibraltar ist eher Große Oper als abschreckende Wirklichkeit. Malta? Das läßt die Mühe nicht unbelohnt. Araber und Wikinger, Phoiniker und Karthager haben sich dieses Besitzes gefreut und Roms Triremen hier nach mancher Sturmfahrt gerastet. Damals kam Paulus, der tarsische Jude, her; und seine Saat ist so üppig aufgegangen, daß der Papst auf dem Eiland seine Getreusten hat und der von den Türken aus Rhodos verjagte Johanniterorden von den Insulanern wie der Retter aus Seelennoth empfangen wurde. Wichtiger ist für uns, daß Malta seit Solimans Tagen für uneinnehmbar galt und mit Waffengewalt seitdem auch nicht erobert worden ist. Wie wir, nach zweijähriger Belagerung, 1800 dazu kamen, weiß der Mann auf der Straße. Thut nichts. Die Malteser lieben uns nicht, sind unserem Wesen fern und fremd wie am ersten Septembertag nach dem Einzug unserer Kerle; aber wir wären nicht, was wir sind, wenn wir mit zwölftausend Mann Garnison nicht zweimalhunderttausend Mittelmeermenschen besser in Ordnung hielten, als Normannen und Vandalen, Araber und Byzantiner mit größerem

Google

Heeresaufwand je vermochten. Haben die Leute der Citta nicht zwei Tage lang vor Wonne geheult und dem Gouverneur die Pferde ausgespannt, weil wir den Buren Ladysmith aus den Klauen gerissen hatten? Um unsere alte Königin nicht wie um eine Mutter getrauert? Daß Chamberlain sich hier allzu steif zeigte, die Anglisirung der Insel allzu laut ankündete und Beiträge zur Reichsvertheidigung forderte, war nicht gerade klug. Noch weniger, daß man Strickland, den Sohn einer Malteserin, als Generalsekretär wie einen oströmischen Basileus in La Valette schalten ließ. Was von einem echtbürtigen Briten hingenommen wird, scheint unerträglich, wenns von einem Mischling kommt. Der wird dann gleich als Verräther und Volksfeind verschrien und sein bloßer Anblick reizt die Regirten in helle Wuth. Als unser weiser König Eduard am Krönungtag dann den wunderlichen Eid geleistet hatte, der ihn, den Freund der allerchristlichsten Potentaten, zum Kampf wider Roms Irrglauben verpflichtete, wurden die Frommen hier erst recht kopfscheu. So darf mans nicht machen. Warum mußte die neue Prachtstraße durchaus Chamberlain-Avenue heißen? Warum konnte sie nicht, nach dem Wunsch der Loyalsten, den Namen des Herzogs von York tragen, der schließlich doch ein so guter Engländer ist wie unser Joseph aus Birmingham? Mit Alledem haben wir die Leute verärgert; und mit der Aechtung der Italienersprache uns alle Agitatoren Roms auf den Hals gehetzt. Strickland mußte auf die Antillen exportirt und den Insulanern, durch den Staatsstreich vom Juni 1903, das letzte Recht zur Mitregirung entzogen worden. Mich schilt man einen Tyrannen und Henker; wenn ich auf einem Hauptglacis des Reiches je aber so gewirthschaftet hätte, wäre ich wohl nicht der Ehre gewürdigt worden, mit so ansehnlichen Vertretern der Majestät hier im Rath zu sitzen. Mittelmeer, werthe Gentlemen! Nicht nur auf Malta wohnen Malteser; in Algerien, Tunis, Tripolis, Gibraltar, Biserta wimmelts von ihnen. Mußten wir sie uns zu Todfeinden machen? Konnten wir sie nicht im verschrammten Römertopf ihrer alten Sitte schmoren lassen und uns mit einer bis in die Grundmauer britischen Citadelle begnügen? Jetzt stänkert das Volk auf italischem und französchem Boden herum, hökert mit seinem Märtyrerleid und lockt uns, wenns mal ernst wird, schwankende Gemüther ins feindliche Lager. Nicht zu ändern. Nicht zu fürchten, so lange wir die Stärksten sind. Sorgt, daß die Wunde verharsche und aus

Google

dem Lügenpomp der Inschrift, die Ihr am Hauptthor von La Valette lasset, bald Wahrheit werde. Die Stimme Europas hat uns, im Pariser Frieden, als rechte Erben der Johanniterinsel bestätigt (weil sie nicht anders konnte); von der ‚Liebe der Malteser' zeugen einstweilen nur die Lettern am Stadtportal. Unsere Zuversicht stützt sich darauf, daß hinter diesem Portal zwölftausend englische Soldaten zu Wehr und Angriff bereit sind und im Hafen Panzer, Kreuzer, Torpedos, Zerstörer des Kommandowinkes harren. Als Flottenstützpunkt, Proviantmagazin, Flickwerkstatt, Kohlenlager und mediterranische Basis ist Malta uns unersetzlich. Daß wir, wie 1899, in beiden Mittelmeerfestungen zusammen nur fünfzigtausend Tonnen Kohle haben, wird, nach Beresfords Warnung, nicht wieder vorkommen. Auch die Zahl und der Gefechtswerth der Schiffe darf aber, lieber Herr Churchill, nicht schrumpfen. Ich habe Ihre Rede an die Schiffbauer mit Vergnügen gelesen. Die Kolonien sollen uns neue Kähne bauen und die Handelswege des Weltreiches offen halten. Sehr schön. Die großen Töchter, Australien, Kanada, Neuseeland, werden nicht knausern. Doch als Entgelt für ihre Leistung Sitz und Stimme im Reichsparlament fordern. Das ist nicht bis übermorgen zu haben; und morgen schon kann der Kampf unvermeidlich werden. Wir dürfen nicht warten, bis die Dominions mit ihren Geschwadern die Peripherie schützen und wir nur das Reichscentrum zu vertheidigen haben. Dürfen nicht, um in der windigen Nordsee riesenstark zu sein, alle Schiffe modernen Typs aus dem Mittelmeer heimwärts ziehen. Was haben wir denn? Zwischen dem veraltenden Gibraltar und Malta (achtzehnhundert Kilometer, Herr Premierminister!) nichts; nicht die lumpigste Hafenecke. Allenfalls noch Alexandria und die Sudabai. In diesem ganzen Revier, ohne dessen Beherrschung es noch keine dauerbare Weltherrschaft gab, sind wir Fremdlinge; Feinde, deren Joch man trägt, weil mans noch nicht abschütteln kann. Heimlos, ungeliebt, nur auf unsere Macht gestellt. Und unter unserem Auge, unter unserem Patronat sind große Mittelmeermächte entstanden oder auferstanden. Wie weit ists von Biserta und Tripolis bis nach Malta? Können die Dreadnoughts, die auf österreichischen und italienischen Werften gebaut werden, nicht eines Abends vereint in die Schlachtlinie dampfen, statt gegen einander zu feuern? Seid Ihr gewiß, daß der zerzauste, zerbeulte Islam ruhig bleibt und nicht eines nahen Tages gegen die Reichs-

Google

gewalt aufsteht, die seinen Hilferuf überhörte, Italien frei schalten ließ und am Nil und am Ganges doch muſulmanischer Rachsucht gefahrlos erreichbar ist? Wer schützt Egypten und den Weg nach Indien, wenn bei Port Said die Flamme auflodert und der Herr Vetter die Konjunktur für sein theures fatherland ausnützt? Solche Fragen umdrängen mich, der für die Ostsphäre verantwortlich ist, auf dem Platz der Türken, die weder Geld noch Schiffe hatten, reiche Großmächte mit rasch wachsenden Marinen sieht, nicht, wie Nelson einst, in Neapel und auf Sizilien wie in britischen Provinzen gebieten kann und deshalb neue Siegesbürgschaft verlangen oder aus dem Amt scheiden muß. Geht von hier nach Biserta und betrachtet, neue Römer, dieses neue Karthago. Wir haben keinen solchen Hafen im Mittelmeer. Die Besitzer sind, die Franzosen, unsere Freunde? Seit wann und wie lange? Noch ists nicht zehn Jahre her, seit ich von den Landsleuten Marchands überall hörte, mit Toulon und Biserta, mit Korsika und Mers-el-Kebir vermöchten sie Gibraltar und Malta in Schach zu halten und anglo-italischer Waffengemeinschaft zu widerstehen. Freunde? Ihre lautesten Mäuler schreien ja, unsere Freundschaft verheiße ihnen nirgends Nutzen, weil wir kein starkes Landheer haben und unsere Flotte nicht vor Belfort oder Paris ankern kann. Entente cordiale: Wort und Begriff sind mir zu französisch. Ein Karthago, scheint mir, muß man zerstören oder sich ihm verbünden; nicht mit Guirlanden, versteht sich. Da die allgemeine Wehrpflicht, selbst wenn sie durchs Parlament zu peitschen wäre, zu spät wirksam würde, bleibt uns, wie mich dünkt, nur eine Wahl: Pool mit Frankreich oder mit Deutschland. Sind die Franzosen entschlossen, im Mittelmeer unsere Interessen zu heirathen, den Haupttheil des Wachtdienstes auf sich zu nehmen und uns dadurch zu entlasten, dann können wir zur schonenden Sanirung ihres Gläubigers am Goldenen Horn mitwirken, den lateinischen Brüdern in Rom finstere Mienen zeigen und für jeden Fall franko-deutschen Krieges (wer offen anzugreifen wagt, ist eine Regiefrage) uns der Republik zum Beistand verpflichten. Dann sind wir gegen den nächsten Schrecken assekurirt und haben Muße, die Dominions zum Außendienst für das Imperium zu erziehen. Sonst? Ohne gesicherte Seeherrschaft hören wir auf, zu sein. Und gesichert ist sie nicht, wenn wir Phrasen knabbern, während Deutschland Menschen und Schlachtschiffe zeugt."

Google

Eugen Wolf.

Gedächtnißrede, gehalten an seiner Bahre, im münchener Ostfriedhof, am zwölften Mai 1912.

Der Tod Eugen Wolfs hat uns an dieser Stätte versammelt. Freunde und Bekannte haben ihre Tagesarbeit unterbrochen, um dem Reisenden und Schriftsteller, dem Kameraden froher Stunden und lieben Menschen ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit zu weihen.

Ein Weltwanderer, ein unermüdlicher Völkerforscher ist aus dieser Welt gefahren, in ein anderes Land, ein unbekanntes, unentdecktes, aus dem noch keine Kunde zu uns Irdischen gedrungen, ein Land frommer Verheißungen, ein Land der Träume und Visionen, davon Priester und Propheten und Poeten in verschiedenen Zungen zu uns sprechen. Jeder nimmt davon je nach dem Maße seiner Gläubigkeit, nach dem Bedürfnisse seines Gemüthes, nach dem Stande seines Wissens und Gewissens. Aber in Einem sind wir einig: was wir heute in diesem düsteren, mit Blumen überdeckten Gehäuse vor uns haben, ist nicht der Menschengeist, nicht die edle Persönlichkeit Eugen Wolfs, an dem unsere Verehrung und die Liebe unseres Herzens hängt: es sind seine armen sterblichen Reste, sein verwesendes Fleisch und Bein, zur Asche bestimmt, es ist das Erdenkleid, das der Pilger ausgezogen. Nur die Form der irdischen Erscheinung ist zerbrochen und wird in Flammen bestattet; Noth und Krankheit und alle Vergänglichkeit des Erdenlebens ist abgeschüttelt.

Eugen Wolfs geistige Persönlichkeit lebt fort, unzerstörbar wie alle Gottesfunken: sie ist durch den Tod des Leibes eingetreten in ein Lichtreich neuer Entwickelung, sie wandelt für sich und mit Anderen, mit uns und unserem Volke neue Pfade zur Vollendung.

So verabschieden wir uns hier nicht vom Menschen in all seiner Schlichtheit, nicht vom Freunde in all seiner Liebenswürdigkeit, heiteren Güte und fröhlichen Ritterlichkeit, sondern nur von seinem vergänglichen, irdischen Bilde. Ihm gilt unser Gruß, unser Versprechen, es in Ehren zu halten, bis wir über Kurz oder Lang die gleiche Wandlung an uns erfahren.

Wenn der Tod das Thor dieses Erdenlebens hinter uns schließt, sind vielleicht unsere besten und schwersten Thaten, unser Herzeleid, unser Ruhmesgeschrei, unsere Bejahungen und Verneinungen nicht viel mehr als Träume und Märchen gewesen; wir wissen es nicht. Vielleicht nur Symbole und Gleichnisse eines höheren Erlebens, das uns aufgespart ist. Das aber sagt uns eine innere

Google

Stimme auch hier vor dem Sarge des ringenden, strebenden, forschenden und genießenden Menschen, als den wir unseren Eugen Wolf kennen und lieben gelernt: giebt es Ewigkeitwerthe, so sind sie beschlossen im unzerstörbaren Geist und in der unsterblichen Seele und in den Thaten, die sie an sich, an den Mitmenschen und an der heiligen Gemeinschaft des eigenen Volkes in seinen höchsten Aufgaben und Zielen gewirkt.

Vieler Menschen und Völker Städte hat Eugen Wolf sein Leben lang durchwandert, ihre Sitten und Gewohnheiten durchforscht, ihre Bedeutung für die Kultur und die Politik der eigenen Heimath gewerthet. In Asien, Afrika und Amerika, bis zu den fernsten Meeren hat er mitgewirkt am Hochgang unseres neuen Deutschen Reiches, gestritten in Wort und Schrift für unsere Weltgeltung, Kostbarkeiten gesammelt für unsere Museen, mit dem größten Afrikaner Wissmann Kolonien gewinnen, vertheidigen und verwalten helfen*).

Nach seiner besonderen Gemüths- und Geistesart, die eine unverkennbar künstlerische, von allem Brutalen, Grellen, Knallenden abgewandt war, kam er in manchen Gegensatz zu den mitkämpfenden Genossen. Es mag ihm daheim und draußen nicht immer eine Lust gewesen sein, unter jener Art von Deutschen zu leben, die die schlimme Erbschaft der Vergangenheit noch nicht zu überwinden vermochten, die Nörgelsucht, die Kleinlichkeit, die Rechthaberei, die Philistrosität. Er durfte sich doch der Anerkennung Gleichstrebender und der Freundschaft der Höchsten und Besten seiner Nation getrösten. Ob er im Schriftthum mehr Gewicht als plaudernder Feuilletonist denn als wissenschaftlicher Leitartikler und Kolonial-Kulturkritiker habe: Das mögen die Spezialisten unter sich ausmachen. Wenn ein Bismarck Freude an dem Schriftsteller Wolf hatte, wie er sich in seinen zahllosen Publikationen gab, so können auch wir uns dabei beruhigen und brauchen nicht mit unserem Dank zu kargen.

Wer einmal Eugen Wolf tief ins Auge geblickt, das Auge des

*) Als Wolf aus dem Dienst schied, schrieb der Reichskommissar Hermann Wissmann: „Ich bedaure sehr, daß die Verhältnisse Herrn Wolf nicht gestatten, länger unter mir zu arbeiten; denn ich schätze ihn als einen unermüdlichen Arbeiter, einen furchtlosen, treuen und allgemein beliebten Kameraden, auf den man sich in friedlicher und kriegerischer Thätigkeit felsenfest verlassen kann.“ Auf dieses Zeugniß war Wolf stolzer, als er auf den höchsten Orden oder Titel gewesen wäre. Das, sprach er oft, hat ein ganzer Mann über mich gesagt; und dieses Ehrenschildes werde ich mich bis ans Ende meiner Tage freuen.

Google

Sinnenden und des Träumers, das eine ganze Welt nach innen zieht, um sich mit kostbaren Eindrücken zu sättigen, das Auge des heiteren Naturfreundes und Naturgenießers, das mit kindlicher Schalkhaftigkeit den Dingen ihren Genußwerth und ihre letzte verborgene Schönheit abfragt; wer mit Eugen Wolf die Freuden der Geselligkeit getheilt und intime patriotische Feste gefeiert, Der hat einen Gewinn für sein Leben eingeheimst an diesem Vorbild schlichter Herzenskraft, an diesem Beispiel spendefroher, ritterlicher Kameradschaftlichkeit. Immer bereit, sich zu freuen und Anderen Freude zu schenken, jeden allzu schweren Ernst in Frohsinn und Scherz aufzulösen, Pathos in harmlose Lust zu verwandeln: Das war einer der liebenswürdigen Charakterzüge dieser echten Rheinpfälzer-Natur.

Und wie hielt ers mit der Religion, mit der Moral? Wie unser größter Deutscher Goethe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Edel, hilfreich, gütig: die Summe aller Menschlichkeit!

Eugen Wolf, treue Freunde grüßen Dich!

München. Michael Georg Conrad.

Die Revolution.

Im dritten Januarheft der „Zukunft“ von 1909 hat Gustav Landauer das philosophische Werk von Konstantin Brunner „Die Lehre von den Geistigen und vom Volk“ besprochen. Er hat seiner Besprechung die Form des Dialogs gegeben. Richtiger gesagt: zwei seiner Ichs (zwei von den vielen Einzel-Ichs, die das Gesammt-Ich eines differenzirten Menschen bilden) diskutiren mit einander. Da läßt er eins seiner Ichs zu dem anderen sagen: „Das scheint mein Beruf: bei großen Dingen so dringend dabei zu sein, daß ich mein Eigenes nicht von mir bringe“. Dieses: daß er so dringend dabei ist, so mitreißend, weil selbst so mitgerissen, ist es auch, was seine Monographie „Die Revolution“ zu einem Kunstwerk macht, das mit seinem dichterischen Feuer auch Die gewinnen muß, die sich zu seiner Weltanschauung nicht bekennen.

Das Phänomen „Revolution“ wird gegen einen Weltenhintergrund gestellt. Um ihr Wesen zu ergründen, wird aus sechs Wissenschaftsystemen eine Sozialpsychologie geknetet, die an sich schon Revolution bedeutet. Nichts Statistisches darin. Keine induktive Maul-

Google

wurfsarbeit, kein Versuch, leere Daten auf den Faden der Erfahrung zu reihen. Intuition, die kühn alle Grenzen der Erfahrung überfliegt und erst beim Gipfel einer letzten Ahnung Halt macht. Bei der Ahnung eines Geistes, der vor aller Form gewesen ist, alle Formen überdauert und nur mit einem anderen Namen Materie heißt.

Von dieser Höhe aus betrachtet, hat die Welt kein Alter und die Menschheit keine ständige oder cyklische Entwickelung. Jede ihrer Epochen steht mitten in der Ewigkeit. Sie bewegt sich in einem unausgesetzten Durcheinander, Ineinander, Nebeneinander. („Was wir barbarisch nennen oder primitiv, beispielsweise bei den Hottentoten, ist vielleicht ein Müdesein nach ungezählten Blüthezeiten.") Festumrissene Begriffe wie Alterthum, Mittelalter, neue und neuste Zeit, die doch so Etwas wie Anfang, Mitte, Ende heißen sollen („so Etwas, als seien wir das Ziel, auf das Anfänger wie Perikles, Sophokles, Dante, Julius Caesar hingearbeitet haben"), müssen weggeworfen werden. Dem menschlichen Einordnungbedürfniß zu genügen, muß eine andere Eintheilung an ihre Stelle treten. Die Eintheilung in Fremdgeschichte, Nachbargeschichte, eigene Geschichte. Damit ist ausgesprochen: Unsere Gegenwart ist nicht das Maß der abgelaufenen Zeiten; sie mißt sich selbst, indem sie ihren Blick rückwärts wendet.

An der Schwelle unserer Kenntniß steht die Geschichte Asiens, Afrikas, Uramerikas (die Fremdgeschichte). Eine Vergangenheit, die von uns abgetrennt und starr geworden, auch bei künstlicher Belebung nicht in unserem Bewußtsein wirksam ist. Dem Leben ähnlicher dünkt uns die Geschichte der Griechen und der Römer. Doch auch sie ist uns nicht verwandt, nichts von ihrem Blut in unseren Adern. Trotz der „Renaissance", die nicht das Echo der antiken in unserer eigenen Kultur gewesen ist. Freigewordene Kräfte holten, wie aus einem tiefen Brunnen, Persönlichstes aus den antiken Elementen. Erst die Geschichte der Christenheit ist unsere eigene Geschichte. Ist Vergangenheit, die noch in uns lebendig ist, die wir sind und thun und leiden.

Nur wie nebenher ist diese Anschauung aus den Trümmern eingerissener Wissenschaftsysteme aufgebaut. Nur auf dem Weg zur Beantwortung der Frage: Ist der Begriff Revolution durch Induktion wissenschaftlich zu ergründen?

Die Untersuchung verlangt das Prägen eines neuen und das Umwerthen eines bereits gebrauchten Wortes. Topie und Utopie. Die Topie drückt das Beharrliche im Völkerleben aus. In den Formen der Familie, des Staats, der Wissenschaft, der Gesellschaft. Unter ihrer scheinbar glatten Oberfläche gährt die Utopie. Die Auflehnung gegen Ungerechtigkeiten. Der sehnsüchtige Drang nach einer vollkommenen Topie. Die Einzelwillen und Empörungen schließen sich zu einem revolutionären Bund zusammen, ohne daß ihr Streben sich jemals ganz erfüllen kann. Immer mündet Revolution auf dem Umweg einer geträumten Utopie in eine mit neuen Fehlern behaftete Topie. Das Prinzip der Revolution ist damit gefunden. Sie bewegt sich

Google

immer über eine Utopie hinweg, zwischen zwei Topien. Die stete Wiederholung ihres Rhythmus zum allgemeingiltigen Gesetz zu stempeln, wird nur durch die Unmöglichkeit erschwert, die Richtigkeit dieses Prinzips an der Erfahrung nachzuprüfen. Das X der Zukunft wäre vielleicht aufzufinden; wüßte man nur Etwas von den Größen der Vergangenheit. Die erstarrte und die lebendige Vergangenheit: Das ist die Bühne, auf der die Revolution an uns vorüberschreitet. Sie ist eng und in ihren Hintergründen schlecht beleuchtet.

Gewiß: auch in der Geschichte der fremden und der nachbarlichen Völker muß es den Wechsel zwischen Ruhe und Unruhe gegeben haben. Aber Zustände, die den unseren so wenig ähnlich sind, dürfen zu Analogien nicht herangezogen werden. Und das ungeheure Geschehen, das am Eingang unserer eigenen Geschichte leuchtet, die Entstehung des Christenthums, ist kein kurzer Aufruhr zwischen zwei Stabilitäten. Es ist ein Uebergang. Das Erlöschen einer ermüdeten Kultur. Ein Neubeginnen frischer Kräfte.

Eine dekadent gewordene Kultur gleicht der Ernte eines Ackers, der zu oft und reich getragen hat und krank geworden ist, ein Gefäß der Gährung und Verwesung. Auf einen in entbehrungvoller Ruhe brach liegenden Nachbarboden übertragen, verwandelt sich die Fäulniß in gesundes Leben. Und fällt ein neuer Keim in diese Brut, so schießt er zu einer wundervollen Bildung auf. So fiel in die absterbende Blüthe der Antike, in dem Augenblick, da sie in Berührung mit frischen, ausgeruhten Völkerstämmen kam, der Keim des Christusmythos und wuchs zur Völkerreligion empor.

Wie ein flammendes Gedicht liest sich, was Landauer von der Epoche schreibt, in der zur Völkernahrung wurde, was zuvor nur der Genuß von Auserlesenen gewesen war: die Lehre, daß die Menschen göttlich werden können durch die Vergeistigung zur Liebe. Einmal unterbricht er seinen Hymnus und giebt die dunklen Flecken zu, die an dem lichten Kleid des Mittelalters haften. „Und trotzdem“, sagt er gleich darauf. Und setzt hinzu: Wissen kommt nicht durch bloßes Sehen zu Stande, es bedarf auch des Uebersehens und des Vergessens. Und fährt dann fort, das Zeitalter zu preisen, in dem, im Gegensatz zu unserem centralistischen Prinzip, das der Schichtung herrschte. In dem nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Gegenseitigkeit der Hilfe als oberstes Gesetz des Handelns galt. In der Christ sein hieß: des Nächsten Bruder sein. In der die Organisationen reicher Handelsstädte und armer weltentlegener Fischerdörfer einander durch die Uebereinstimmung des Geistes gleich wurden. In der die Kunst, die Blume der Kultur, gemeinsam ausgeübt, auf offenem Markt blühte. So ganz der Ausdruck des gemeinschaftlichen Lebens, daß die Beschreibung eines Münsters zum Symbol der christlichen Gesellschaft werden konnte. „Vielheit der Stützen, die einander Hilfe leisten. Jedes Glied, jeder Stein ein Träger der Last.“

Doch schon nahte der Feind des starken und naiven Glaubens: die

Google

Erkenntniß. Die Erde ſtand nicht mehr ſtill. Der Himmel überwölbte ſie nicht mehr wie die Kuppel eines Doms, in dem Engelſtimmen ſingen. Er war der Raum, in dem ungezählte Welten, die Erde eine ihrer kleinſten, ſich hin und her bewegten. Der Menſch begnügte ſich nicht mehr, Gottes geliebter Sohn zu ſein. Fauſtiſcher Drang trieb ihn, der Natur ihr Geheimniß zu entreißen, ſeine Macht aufzuzwingen.

Wie in einem Zauberſpiegel zeigt ſich dem Dichter ein Geſicht. Wenn damals die Ganzgroßen, die Tiefgründigen, Genialen, wenn ein Nikolaus Cuſanus, ein Giordano Bruno ihre Weisheit zu den Völkern der fremden, neuentdeckten Welttheile getragen hätten! Wenn, wie beim Entſtehen des Chriſtenthums, in braches Erdreich, von der Ernte einer ermüdeten Kultur gedüngt, der Keim eines neuen Wahns gefallen wäre! Eine neue Weltenwende wäre es geworden. Jetzt aber ſonderten ſich die genialen, ſchöpferiſchen Männer ab. Sie ſchufen ſich die große Einſamkeit, fortan das Vaterland jedes ſeiner Zeit voraus Geeilten. Die große Kluft riß auf, wie ſie ſeitdem die Wenigen von den Allzuvielen trennt. Die Geiſtigen vom Volk. Die Kraft des Glaubens, deſſen Symbolik allen Verrichtungen des Alltages die Heiligung gegeben hatte, erlahmte, die Völkerreligion löſchte im Kirchendogma aus. An die Stelle der läßlichen Gerechtſamkeit der mittelalterlichen Siedlungen, Verbände und Gemeinden trat das ſtarre, ſpitzfindige, von kapitaliſtiſchen Tendenzen angefüllte Römiſche Recht. Und nun erſtarkte, was, vom Geiſt der Gemeinſamkeit zurückgedrängt, ſich in Anſätzen ſchon zeigte, nun erſtarkte der Staat mit ſeiner Härte und Gewalt.

Landauer hält ſich bei der Geneſis des Staates nicht auf. Er überprüft die Sicherheit ſeiner Entſtehunghypotheſen nicht. Ihn beſchäftigt erſt die Struktur des modernen Staates, zu dem das fünfzehnte Jahrhundert den Grundſtein legte. Die Pyramide, auf den Leibern Entrechteter errichtet, mit der Bekrönung der unangreifbar herrſchenden Gewalt. Und an der Schwelle dieſes Bauwerkes ſieht er in Martin Luther den Mann, der die erſten Bauſteine herbeigetragen hat.

Aus den Vorwürfen, die Landauer gegen Martin Luther ſchleudert, klingt es wie Liebe, die ſich zum Zorn verbittert hat. Wie Schmerz, daß durch das Weſen des Gewaltigen (in ſeiner Dämonie und Kraft der Inbegriff der Zeit, in der er lebte) der Bruch ging, der auch jene Zeit zerbrach. Daß er die Myſtik, die durch ſeine Jugend glühte, im Mannesalter an die Vernunft dahin gab und die Empfindung an das Wort. Daß er den Schimmer allegoriſcher Bedeutung im Chriſtenthum verlöſchte und es als Kampfmittel im Dienſt der Politik benutzte.

Der unzerreißbare Zuſammenhang zwiſchen Staat und Kirche, damals wurde er gewebt. Das Dogma von der Macht, die das Recht beſiegt, von der Heiligkeit der Obrigkeit und der Geſetze, von der Unantaſtbarkeit der Fürſten, damals wurde es geprägt. Und als das Volk, in den Bauernkriegen, ſich gegen die Entrechtung bäumt, als es von der Religion, bisher die Wurzel ſeines Lebens, geführt, ſich mit den Waffen gegen die politiſche Vergewaltigung erhebt, da erſcheint zum

Google

ersten Mal das Phänomen der Revolution. Und verschwindet von nun an nicht mehr.

Landauer zeigt den inneren Zusammenhang der Rebellionen aller Völker, aller Zeiten. Das stete Wiederkehren ihres Rhythmus. Aus der Topie, die sie damit zerstört, bricht die Revolution wie ein Lavastrom heraus, flammt der Utopie entgegen, bis sie, von der neugebildeten Topie (oft durch Unterstützung von Topien der Nachbarländer) erstickt, sich wieder einwühlt und unterirdisch weiterschwält. Nie ist sie Selbstzweck, immer Mittel. Ein Gesundfieber zwischen zwei Siechthümern, sagt Landauer von ihr. Ein Rausch, wie er manchmal den Träumer überkommt, der, einsam der Mitternacht entgegenwachend, sich der leichten Ueberwindung des Schwierigsten vermißt. Eine Erhöhung aller Fähigkeiten, ein Hingerissensein zu kühnen Thaten, ein Zustand, der dem Körper Etwas von dem Glücksgefühl vollständiger Genesung schenkt. Und doch ein Fieber.

Hat die Menschheit die Gesundung erst erlangt, dann wird ihr keine Revolution mehr von Nöthen sein. Sie wird nicht mehr nach Ideen jagen, wenn sie das Leben selber hat.

Das Leben ohne Staat. An-Archie. Ohne Centrdlgewalt und politische Umschnürung. Eine Renaissance des Mittelalters. Keine Wiederholung. Frische, losgebundene Kräfte, die, wie in einen tiefen Brunnen steigend, Neues aus dem Mittelalter holen. Die Tradition der Kultur des Herzens an die Errungenschaften der Civilisation geknüpft. Der Boden wieder Eigenthum seiner Bebauer. Die Gesellschaftordnung, gebaut auf das Gleichgewicht von Lohn und Arbeit und durchdrungen von dem Geist der Gemeinsamkeit und Freiheit. Ein Reich der Liebe, im höchsten Sinn aufgefaßt: der Liebe zu den Nächsten.

Man könnte Landauer erwidern: Auch die weiseste Gerechtigkeit bliebe (die Besiegung der äußerlichen, wirthschaftlichen Hindernisse zugegeben) ohnmächtig den Feinden gegenüber, die die Menschenpsyche in sich selber trägt. Neben der Charitas Eros, den fürchterlichen Gott. Und die Unzulänglichkeit der Charaktere, die Ungleichheit der geistigen und körperlichen Gaben. Die Leidenschaften, Sehnsüchte und Triebe. Die ungezählten Imponderabilien des Leides. Er würde sprechen: „Ich weiß. Und trotzdem ...“

Auch er ist Skeptiker. Doch seine Skepsis hat die Mystik aus sich geboren. Seine Verzweiflung an dem unfruchtbaren Heute die Hoffnung auf das Morgen der Erfüllung. Und er fährt fort, ihr die Stätte zu bereiten. Neuland zu suchen. In Entbehrung ausgeruhten Boden, der, gedüngt mit den Verfallsprodukten einer überreifen, hinwelkenden Kultur, den Keim des neuen Wahns erwartet, der in ihm Wurzel fassen und zur Mythoskraft erstarken soll. Zur Völkerreligion, die sich die Welt erobert, wie das Christenthum einst that.

Auguste Hauschner.

Google

Wie Robida um sein Erbe kam.

Vor ein paar Jahren kam in die Kanzlei des Stefansordens ein neuer Greffier. Was alle Beamte thun: er schimpfte über den Saustall, den der Vorgänger zurückgelassen hätte; da wird gründlich Ordnung gemacht.

Gleich Akt I, Kapitelliste. Anno 1848 hat ein Georg Graf Sokolowitsch das Kleinkreuz bekommen „für kaisertreues Ausharren in schwerer Zeit“. Die Dekoration ist nach dem Tode des Ausgezeichneten der Ordenskanzlei zurückzuliefern. Ist nicht geschehen. Warum?

„Schebesta, schreiben S' sofort an die Komitatsbehörde Wukowar in Slavonien ums Kleinkreuz von an gewissen Georg Grafen Sokolowitsch. Schreiben S' geschmalzen und geharnischt!“

Die Komitatsbehörde Wukowar brauste auf: hieramts wäre nichts versäumt worden; Georg Graf Sokolowitsch, Kleinkreuz von 1848, sei noch am Leben.

Es klingt wie ein Märchen und ist dennoch Wirklichkeit: Georg Sokolowitsch war noch am Leben. War unermeßlich alt und unermeßlich reich. Hatte ein halb Dutzend Nebenlinien überdauert und beerbt. Und war so alt, daß sich die ältesten Menschen in Syrmien gar nicht erinnerten, er habe jemals anderes Haar gehabt als weißes. Man zählte ihn nicht mehr unter die Menschen, die da sterblich sind und wechseln, sondern unter die Elementarereignisse: wie es eine Sonne giebt, einen Mond, ein Land und einen Regen, so giebt es Georg Sokolowitsch. Er ist immer gewesen. Und wird immer sein. Die Bauern erzählten sich: er habe es schriftlich vom Papst.

Georg Sokolowitsch, der nie sterben wird, ist auch niemals jung gewesen. Mit fünfunddreißig Jahren eisgrau. Schon damals, um dem vielen Reden und Begründen auszuweichen (man sprach ja mit ihm nie von was Anderem als von seinem grauen Haar), damals schon gab er sich gern für fünfundfünfzig aus. Nun blieb er, wie er war. Kein Jahrzehnt hat mehr was an ihm geändert. Ein eisgrauer Mann, langlebig wie eine Eibe, alterte nie, wie eine Eibe, und stand auch immer draußen in den Sümpfen.

Zuletzt ragte er wie ein Fremder in die neue Zeit. Alles um ihn her, selbst seine Enkel, waren schon gestorben.

Nie hatte er nachgedacht, Wahrheiten nie gesucht; die größte kam ihm nach so vielen Erfahrungen von selbst: daß alles Irdische unwichtig ist. Er hatte Generationen kommen und schwinden gesehen. Keine darunter, die sich ohne großes Gethu durchzusetzen suchte. Hatte sies erreicht: was weiter? Auf dem Friedhof von Nikintzi neue Hügel. Auch sie verfielen.

Liebe, Haß, Ehrgeiz, Wirren, Sieg und Unglück: ihn erregte nichts mehr. Nach ein paar Jahren wird sichs legen; man muß nur warten können. Er wartete Alles durch: zwanzig Jahre, vierzig, acht-

Google

zig. Georg Sokolowitsch hatte Zeit. Das war seine Chance. Und er siegte immer. Früher, später: die Anderen gingen, er blieb da.

Als er zweiundneunzig Jahre zählte (und sah gerade aus wie einst mit vierzig), merkte er eines Tages, wie alt er eigentlich war: auf der Birsch konnte er seinen gewohnten Stand nicht mehr erklettern. Er hatte seinen Waldhüter mit, den Pachinger. Pachinger sollte ihm helfen. Und Pachinger konnte nicht. Er, der junge Bursch.

„I, gräfliche Gnaden? I a junger Bursch?“ Pachinger lachte. „Fimwusechzig hab i am Buckel.“

Der alte Sokolowitsch blickte seinen Pachinger an. So. So. Auch Der. Fünfundsechzig. Wie lange wirds dauern? Wir werden ihn begraben, ihn, Pachinger, den Letzten, mit dem sich noch ein Wort zu sprechen lohnt.

Und in einer seiner kurzen, schlaflosen Greisennächte beschloß Sokolowitsch, für sein Erbe vorzusorgen. Er hatte einen einzigen Verwandten: seinen Neffen Robida, der Schwester Sohn. Nie hat er sich um ihn gekümmert. Jetzt lud er ihn zu sich.

Wenn man so endlos lange auf seinem Land gesessen hat und kennt jede Furche und hat jeden Baum dick werden gesehen und hat in jedem Dorf den ganzen Friedhof voll Bekannter: Herrgott, da liebt man doch sein Land anders als irgendein Kerl, der sichs nach der Quadratklafter gekauft hat. Der alte Sokolowitsch wollte auch den Mann sehen, der künftig darauf herrschen soll; wollte ihn durchschauen und kennen von Mensch zu Mensch, ehe er mit ihm noch von Erblasser zu Erbe gesprochen hatte.

Als Robida kommen sollte, ließ der Alte einen Viererzug anspannen, um den Erben von der Bahn abzuholen. Vorher aber rief er den Kutscher zu sich und hieß ihn die Livree ablegen. Zog sich selbst des Kutschers Rock an und setzte sich den Hut auf mit den langen Bändern. So fuhr er auf die Bahn. Er dachte sich: Mein Neffe kennt mich nicht, er wird beim Kutscher Erkundigungen über mich einziehen.

Robida war in Erwartungen aufgewachsen. Von Kind auf wußte er: die und die Güter werden einmal mir gehören. Und lebte drauf los ohne viel Besinnen, ein übersprudelnder Jüngling. Sein Vater sagte sich: Einst werde ich bei meinem Sohn wohnen. Die Mutter sprach: Wenns uns auch jetzt schlecht geht, mein Bruder Georg Sokolowitsch wird einmal für uns sorgen.

Aber Onkel Georg Sokolowitsch lebte, lebte und dachte nicht daran, zu weichen.

Vater Robida starb. Die Mutter mahnte den Jungen noch auf dem Totenbett: „Geduld, mein Junge! Jeder kommt einmal an die Reihe; und Du auch.“

Nun hatte sich die Prophezeiung erfüllt: Robida war zum alten Georg eingeladen.

Die Fahrt vom Bahnhof war sonderbar. Robida sprach kein Wort. Der auf dem Kutschbock dachte sich: „Er holt die Domestiken nicht

Google

aus; also ein anständiger Mensch.“ Dann wieder: „Er hat mich erkannt; und ich muß mich schämen, ihm eine Falle gestellt zu haben. Es war ein Jugendstreich, aber, ich schwörs, mein letzter.“

Ein Bischen überrascht war ja Robida, als er den Onkel im Flur begrüßte. Den Onkel, der so sehr dem Kutscher glich. Aber Das kommt ja vor. Wie viele Herren machen sich die Unterthanen selbst...

Verwandtenliebe... Gott, wenns die überhaupt giebt... Zwischen Robida und dem Alten war natürlich keine Rede von Liebe. Woher auch? Robida hatte nie im Leben eine Wohlthat vom Alten empfangen. Daß er ihn beerben würde, dafür gebührte dem Alten doch kein Dank. Das ist ein Recht, das Robida zusteht, an dem der Alte nichts ändern kann, und wenn er sich auf den Kopf stellt.

Und wenn er sich auf den Kopf stellt.

Robida behandelte den Alten nett und zuvorkommend, wie ein junger Mann einen Greis nun einmal behandeln muß, und noch dazu ein Gast den Hausherrn. Das war aber auch Alles. Robida hütete sich sogar vor jedem Schein von Annäherung; er wollte nicht den Erbschleicher spielen.

Anfangs. Gerade Das gefiel dem Alten wohl. Es imponirte ihm.

Robida war nicht blind. Da hatten sich unter des Alten Herrschaft hundert Fresser eingenistet. Schmeichler, die des Alten Schwächen benutzten; Nichtsthuer aller Art hatten sich Privilegien angemaßt; Dummköpfe, die sich mit des Alten Schrullen abzufinden wußten, schöpften den Rahm ab; und der Alte ließ sie gewähren, um sie nur nicht entlassen zu müssen. Denn jedes neue Gesicht, das in seiner Welt auftauchte, war ihm eine neue Mahnung, wie wenig er in diese Welt gehöre, die er längst hätte verlassen sollen.

Der Alte selbst wars, der Robida in die Wirthschaft zog. Robida ging taktvoll genug vor. Er war ein gebildeter Landwirth und es wurde ihm manchmal nicht leicht, mit seiner Meinung zurückzuhalten, den alten Schlendrian gleichsam zu sanktioniren. Aber er machte auch die gröbsten Auswüchse mit. Der Alte wieder fand es bequem, einen verläßlichen, klugen Menschen um sich zu haben, auf den er einen Theil seiner Pflichten abwälzen konnte.

Nach einem Jahr ungefähr wars so weit, daß Robida klipp und klar die Landwirthschaft beaufsichtigte und der alte Sokolowitsch nur noch den Forst.

Bei aller Zurückhaltung Robidas: einmal mußte es doch zu einem Zusammenstoß kommen. Und es kam dazu. Der alte Sokolowitsch hatte auf seinem Vorwerk Moja Wolja vierhundert Schweine in der Mastung. Robida hatte gerathen, immune einzustellen. Das war aber dem Verwalter zu unbequem; er redete dem Alten ein, die Geschichte mit der Immunität sei auch so ein moderner Schwindel. Die Hälfte der Schweine krepierte an der Seuche. Zwanzigtausend Gulden Schaden.

Robida ging, es dem Alten zu melden. Sagte ihms ganz einfach hin, ohne Ueberhebung, ohne Vorwurf in der Stimme; und der Alte,

Google

doppelt empfindlich im Bewußtsein, eine Dummheit gemacht zu haben, auf der Suche nach einem Vorwurf, fand ihn in Robidas Augen. Der Alte las deutlich darin, ganz deutlich, was Robida immer nur dachte, was jeder Mensch dachte, was so nah lag: „Graf Georg Sokolowitsch! Geberde Dich nicht als Herrn hier, alter Mann, denn Du bist nur mein Statthalter. Und wie lange noch? Zweiundneunzigjähriger! Was Du auch thust, thust Du nur mir zu Nutz und Schaden, nicht mehr für Dich, denn Alles ist schon mein. Ich, Robida, bin der wahre Herr, werfe heute oder morgen mein Bettlergewand von mir und werde mich hier als König zeigen.“

Einem unabwendbaren, niederträchtigen Schicksal sah sich der Alte gegenüber und gerieth in rasenden Zorn. Nichts, nichts kann er gegen diesen jungen Mann. Wenns der Sohn wäre! Aber nein: ein hergelaufener, fremder Halunke nimmt ihm weg, was er in hundertjähriger Arbeit geschaffen hat. Und zornig fiel der Steinadler über den Jungen her.

Robida brauchte kein Wort zu erwidern. Er wußte tief drinnen: der Alte kann mir nicht nah. Ließ den Alten toben und ging.

Unter den Leuten, die sich da an Sokolowitschs Hof breit machten, war ein Baron Panzer. Ein Habenichts und Taugenichts, aber guter alter Adel. Seine Tochter war mit einem blutarmen Offizier aus Essegg verlobt. Verlobt? Du meine Güte! Ein Verhältniß hatte sie mit ihm. Denn heirathen hätten sie einander niemals können. Baronesse Panzer hatte kein ganzes Hemd auf dem Leib. Ein übermüthiges, starkes Frauenzimmer war sie mit glühenden Augen; ein Bischen überreif.

Ihr brauchte es der alte Georg nicht zweimal zu sagen; und sie heirathete ihn. Ja, sie blieb sogar brav. Panzer, der um sein Brot bangte, der alte Schmarotzer, hatte sie angefleht; und sie hatte ihm versprechen müssen, brav zu warten. „Denn sieh, mein Kind, wenn Du auch das Majorat nicht erben kannst: in zwei Jahren bist Du eine reiche Frau und kannst, was Du irgend magst, beginnen.“

Brav. Das war nicht in Georg Sokolowitschs Sinn. Mit grimmiger Rachsucht veranstaltete er Feste und Jagden und lud Herren ein; und als die Gräfin immer noch nicht verstand, sagte er ihrs auf den Kopf zu: daß er einen Buben von ihr erwarte, von ihr, der Bubenmutter.

Sie lachte frech dazu und hatte schon eine Antwort auf der Lippe.

„Nein,“ sagte Georg, „nicht von mir, Liebste. Du wirst Dir einen Galan erwählen; wen immer Du willst. Nur muß er von großem Adel sein.“

Ob sie sich an die Weisung des Alten gehalten hat, ist ihr Geheimniß.

Einen Buben kriegte sie.

So kam Robida um sein Erbe.

München. Roda Roda.

Google

Anzeigen.

John Keats, Gedichte. Englische Dichter. Band I. In Uebertragung von Alexander von Bernus. Im Dreililien-Verlag in Karlsruhe. Die Sammlung wird im Ganzen zehn Bände umfassen, wovon jährlich einer bis zwei erscheinen. Die nächsten werden sein: II. Dante Gabriele Rossetti. III. William Morris; IV. und V. Algernon Charles Swinburne; Preis der Einzelbände je nach Umfang: M. 3,50 bis M. 4,50.

Aus der englischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts giebt es nur 21 Gedichte in meisterhafter deutscher Uebertragung. Diese stehen im Band „Zeitgenössische Dichter“ von Stefan George und lassen zum Theil selbst die Originale hinter sich. Außerdem haben wir noch seit 1908 die „Sonette nach dem Portugiesischen“ der Elisabeth Barett-Browning in bester Umdichtung von Rainer Maria Rilke. Hiermit ist man schon am Ende. Der Einzelne darf nicht wagen, irgendwelche Vollständigkeit beim Umformen der Dichtungen aus dieser ganzen Zeit anzustreben, selbst wenn er sich auf die vorzüglichsten beschränkt; doch kommt es auch hierauf nicht an. Das Wesentliche ist zugleich das Mögliche: eine in letzter Auswahl gegebene Umdichtung von Dem, was endgiltig und höchster Ausdruck eines jeden der berufenen Dichter und, im Zusammenhang gesehen, der Gesammtheit ist. Die Stimme Einzelner, wie sie auf Englisch tönt, soll so in deutscher Sprache tönend werden; und in der Folge der große Rhythmus, der sie Alle trägt. Hier, als Probe, ein Gedicht von Keats:

Ode auf den Herbst.

Jahrzeit der Nebel und der Fruchtbarkeit,
Nah freund der Sonne, wenn sie häuft und häuft,
Im Segnen eins mit ihr, daß voll gedeiht
Die Rebe, welche rund ums Strohdach läuft,
Daß Apfellast die Hüttenbäume biegt
Und alle Frucht ganz durch und durch reift schwer,
Den Kürbis Saft schwellt und gehäusumhüllt
Der Haselkern ersüßt, daß mehr und mehr
Spätblumen blühn, wo sich die Biene wiegt,
Der scheint, daß nie mehr warmer Tag versiegt,
Denn Sommer hat die Zellen überfüllt.

Wer sah Dich nicht im Deinen irgendwo?
Umschaun braucht Einer nur, daß er Dich find'
In einem Kornhaus lässig sitzen so,
Dein Haar gelüpft vom flüchtiglichen Wind,
Oder auf halbgeschnittner Furche ruhn
In tiefem Mohnschlaf, Deine Sichel mäht
Noch nicht den nächsten Schwaden blumig rund
Und manchmal trägst, wie Aehrenleser thun,

Google

Du Dein beladen Haupt bachüber ſtät,
Oder bei einer Obſtweinkelter ſpäht
Dein Aug den letzten Austrieb Stund um Stund.

Wo iſt der Sang des Frühlings, wo nur, ſag'?
Denk' nicht an ihn! Muſik, Du haſt ſie auch,
Nun Wolken blühn um den vergehnden Tag,
Das Stoppelfeld berührt ihr roſener Rauch.
Dann ſummt der kleinen Mücken chorweis Ach
In Uferweiden mit dem Wind zugleich,
Steigt, wie er lebt, fällt, wie er ſtirbt genau,
Und Lämmer jährig blöken laut am Bach,
Buſchgrillen zirpen und nun flötet weich
Die Rothbruſt her aus einem Gartenreich
Und Schwalben ſammeln zwitſchernd ſich im Blau.

Ziegelhauſen. Alexander von Bernus.

El Greco; eine Einführung in das Leben und Wirken des Domenico Theotocopuli. Delphin-Verlag in München.

Dieſe Monographie über El Greco, die erſte, die in deutſcher Sprache erſcheint, will die Perſönlichkeit und das Schaffen des eigenartigen, jetzt ſo oft genannten Meiſters von Toledo einem größeren kunſtſinnigen Publikum näher bringen. Bei dem leidenſchaftlichen Streit, der um dieſen nun bald ſeit dreihundert Jahren toten Künſtler wie um einen noch unter uns lebenden tobt, war meine Abſicht, nach beiden Seiten hin zu dämpfen, Greco gegen die Ungerechtigkeiten der Widerſacher zu vertheidigen, aber auch die Verhimmelung der Schwärmer zurückzuweiſen.

München. August L. Mayer.

Arthur Fitger: Einſame Wege. Eine Auswahl aus ſeinen Gedichten mit einer Einleitung. Berlin, Emil Felber. M. 4,50.

Der Titel „Einſame Wege" iſt nicht von Fitger; Verleger und Herausgeber ſind dafür verantwortlich. Aber Arthur Fitger war ein Einſamer in ſeiner Kunſt, als Maler wie als Dichter. Die großen Schulvertreter ſeiner Malweiſe waren ausgeſtorben, bevor er die letzte Reife erlangte; und die Impreſſioniſten tobten gegen ihn. Seine peſſimiſtiſchen Gedichte ärgerten die alten Schwärmer für Scheffel, Baumbach, Roquette und Schack, während ihre glänzende Form- und Sprachbeherrſchung ihn den jüngſten Stürmern und Drängern der neunziger Jahre verdächtig machte. Ich glaube nicht, daß er deshalb ein ſchlechterer Maler und Dichter iſt. Aber ſicher zeigte er darin ſeine trotzige Eigenart. Er blieb, der er war; er ſchwenkte nicht ein in die neue „Konjunktur"; iſt er nun deshalb ein Epigone, alſo ein Ausnützer überlieferter klaſſiſcher Formen und Stoffe? Nein. Fitger war ein Eigener. Seine Lyrik iſt nicht nur nicht epigonenhaft, ſondern ſie hatte

Google

und hat noch heute Zukunftwerth. Die persönliche Eigenart, in der Fitgers Lyrik wurzelt, hat Rudolf Lehmann hier analysirt. Doch beginnt auch er mit einer Definition der Tragik des künstlerischen Epigonenthums und wendet sie auf Fitgers Lyrik an. Seine Lyrik steht (mit wenigen jugendlichen Ausnahmen im schillerischen Trochäenpathos und in Scheffels Weinlaune) nicht zwischen Spätklassizismus und Naturalismus, sondern sie ist der ganz persönliche Ausdruck einer beginnenden und noch wachsenden Zeitstimmung, die noch heute sich vertieft und erweitert und noch lange nicht ihre Höhe erreicht hat: der Stimmung einer Zeit, die von dem Licht ungeahnter, neuentdeckter Naturkräfte wie von dem Morgenroth eines neuen Tages geheimnißvoll umsponnen ist. In diesen Tag schallt oft mit der grellen Dissonanz des Abschiedsschmerzes und der jauchzenden Lichtfreude Fitgers Lyrik hinein. Deshalb ist es wirklich nothwendig, endlich einmal gegen das alte literarhistorische Stichwort vom Epigonen A. Fitger wenigstens für seine Lyrik zu protestiren. Wohl geht er von den Gedanken Schopenhauers und Darwins aus; aber seine Lyrik ist eine eigene, männlich-herbe Auseinandersetzung des künstlerischen Individuums mit dem von diesen Gedanken befruchteten Leben. Einige Verse aus seinem „Reineke Fuchs“ mögen für ihn zeugen:

Wunder, o Wunder, dort kommt mit der Braut gezogen der Bräut'gam!
Reineke führt siegreich Ermelin an den Altar.
Und in Wahrheit also geschahs: In festlichem Zuge
Trabte des glücklichen Paars bräutlich Geleite heran.
Reineke wandelt in schwarzem Talar mit Bäffchen und Sammtmütz;
Wunderschön war der Schweif à la Johannes frisirt.
Neben ihm gingen die würd'gen Konfratres Esel und Schafbock,
Hatt' ihn der Eine geweiht, hatt' ihn der Andre getraut.
Rotherich blickte zufrieden. Die Religion muß dem Volke
Bleiben! Hof, Parlament, Bürgerschaft, Protzokratie,
Hochschul, Innung und Presse, der Kegelverein und der Rennklub
Schrien: Erhalten dem Volke bleibe die Religion!
Leider wollte nur selbst zum Volke Niemand sich zählen;
Zur Ausnahme für sich forderte Jeder das Recht.
Und so kam denn der Eidam dem allgemeinen Bedürfniß
Praktisch entgegen: Mit Rohr stützt' er den stürzenden Bau,
Klebte mit Kleister die Risse und leimt' auf die Lücken Tapeten.
Alle Kapaunen der Stadt gackerten froh hinterdrein.

Ich wollte den Einsamen nicht ohne ein kleines Paß-Signalement aufs Neue in die Welt ziehen lassen. Eine knappe Charakter- und Lebensskizze sollte die Einleitung bringen. An äußeren Ereignissen mußte sie arm bleiben; denn der 1840 in Delmenhorst geborene Dichter ist von 1870 bis zu seinem Tod (1909) in Bremen geblieben und hat, wie es Künstlern ziemt, gearbeitet. Deshalb kam ich auf den Ausweg, die Auswahl aus seinen Gedichten so zu ordnen und aneinanderzureihen, daß sie eine Art authentischer Selbstbiographie bildeten.

Bremen. Professor Dr. Gerhard Hellmers.

Google

Die Revision des Taktes. R. Voigtlaenders Verlag in Leipzig.

Nicht die Entbindung von den Taktgesetzen, sondern, wie der Titel sagt, „die Revision des Taktes“ wird mit diesem Buch erstrebt. Wie einst die Erkenntniß, daß die Gestalt der Erde eine Kugel ist, die Lebensbedingungen verändert und erweitert hat, so muß ein gewaltiger Um- und Aufschwung für das Individuum und die menschliche Gesellschaft kommen, mit der in diesem Buch begründeten Erkenntniß: Der Aspekt ist frei! Alle Sitten und Konvenienzen im Verkehr von Mensch zu Mensch, die dieses Gesetz umgehen oder verleugnen, verbilden die Natur des Menschen, mögen sie geschichtlich noch so bedingt sein und in den Umständen oder der Unwissenheit ihre Entschuldigung finden. Den ursächlich physischen Zusammenhang aller Dinge bis ins Kleinste, durch Das, was die Wissenschaft Gesetze nennt, bezweifelt kein Verständiger heute mehr, ob er nun einen Gott oder das Unbewußte dahinter sucht. Nur im Kontakt der Menschen und im Konnex der Gesellschaft glaubt man noch die Willkür oder subjektiv opportune Konvenienzen herrschen lassen zu dürfen. Der Kontakt und Konnex von Mensch zu Mensch und zur Gesellschaft beruht aber auf eben so unwandelbaren Gesetzen wie in aller Natur. Diese Gesetze sind bis heute überhaupt noch nicht erforscht, da bisher der Takt und „die schweigenden Konvenienzen“ jede voll objektive Betrachtung und Beobachtung von Menschen unter einander im psychischen Kontakt selbst für die Raffinirtesten verbot und unmöglich machte und nur eine Umgehung und Hinwegtäuschung über die Befangenheiten und Peinlichkeiten, die damit verbunden sind, bezweckte. Freiheit, Persönlichkeit und Herrschaft des Geistes kann es aber erst nach Erkenntniß und Beherrschung dieser Gesetze durch die Individuen geben. Mein Buch wendet sich an Eltern, Erzieher, Vorgesetzte; der jüngeren Generation wird der Weg gezeigt zur rechtzeitigen, bewußten Selbst- und Weltbeherrschung. Ganz besonders aber erstrebt das Buch die Entwickelung des Weibes zur bewußten und gefestigteren Persönlichkeit, damit es nicht durch seine übertriebene Taktbedürftigkeit die Entwickelung des männlichen Geschlechtes verhindere. Ich habe auch den Stand der Entwickelung und Gepflogenheiten in den vier Hauptkulturländern verglichen und am Ideal gemessen und einen ersten Versuch gemacht, historisch zu zeigen, wie wir zu den heutigen Zuständen gekommen sind. Kant hat einmal gesagt: „Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein“; ich setze hinzu: und wie man seinen Geist Fleisch werden und seine Waffen kennen und führen lernen muß.

Charlottenburg. Hans von Gersdorff.

Paul Friedrich: Paul de Lagarde und die deutsche Renaissance.
Im Xenienverlag, Leipzig 1912.

Lagarde hat gewünscht, seine Deutschen Schriften möchten bald langweilig werden, weil langweilig werde, was allgemein als wahr an-

Google

erkannt und dann aus der Lehre in die That umgesetzt worden ist. Prüft man den überreichen Gehalt seines Werkes unter diesem Gesichtspunkt, so findet man, daß zwar ein Theil seiner Gedanken (insbesondere auf dem Umweg über Langbehn) heute an manchen Stellen bekannt geworden ist, daß aber viel von den großen Reformplänen, die er hegte und darstellte, noch heute so fern steht wie je. Aber auch das zu gangbarer Münze Gewordene wirkt immer noch mit voller Eigenart, wenn wir es mit den Worten Lagardes wieder lesen. Und so ist der Führer zu Lagarde, als den Friedrichs Buch sich anbietet, dankbar zu begrüßen. Friedrich thut recht daran, daß er zunächst das Leben seines Helden ziemlich ausführlich erzählt, denn die Lebensbeschreibung Lagardes von Anna de Lagarde ist nur wenig verbreitet und andere hierher gehörige Schriften Lagardes sind noch unbekannter, zum Theil nur als Handschrift gedruckt. Der liebevollen Darstellung des Lebensganges mit seinen schweren Enttäuschungen und seinem dennoch harmonischen Abschluß folgt eine im Verhältniß zum Stoff knappe, aber gelungene Schilderung der Gedankengänge Lagardes. In jedem Augenblick wird klar, daß es sich bei einem Denker und Menschen dieses Schlages niemals um einzelne Fragen (Kirche, Schule, Verwaltung, Juden) handeln konnte und gehandelt hat, sondern daß Alles ausgerichtet wurde auf die Ewigkeit, in der die Seele Heimathrecht hat. Friedrich setzt sich auch da, wo er widersprechen muß, respektvoll, aber offen mit Lagarde auseinander. Im Grundton und im Grundwollen muß er ihm immer wieder zustimmen. Er nennt ihn den „größten Vertreter eines konkreten Idealismus mit Thatcharakter“ und wünscht, daß von dieser lodernden Gesinnung stets und überall ein Stück lebendig werde.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Einheitkurs.

Im Kreis der Berufenen selbst ist das Urtheil über die wirthschaftlichen Möglichkeiten unsicher geworden; und dieses Schwanken verdient mehr Beachtung als manche Uebertreibung im Kontokorrentverkehr und an der Börse. Ists mit der „Ueberspekulation“ gar so schlimm, wie Mancher behauptet? Das Publikum will höhere Einnahme, will optime leben und hascht deshalb nach Papieren, die Dividende bringen und obendrein die Phantasie anregen. Sie können ja steigen; auch fallen freilich. Aber ist an Reichsanleihe, dreiprozentiger, die jetzt zu 80,90 zu haben ist, nicht genug verloren worden? Nicht jede Aktie, deren Kurs steile Höhen erklommen hat, braucht überwerthet zu sein. Vielleicht ist der Preis der Qualität richtig angemessen. Gefährlich sind Ausnahmekurse erst, wenn sie auf schwachen Krediten ruhen und das von sensationell wirkenden Tagesschwankungen ge-

Google

kitzelte Publikum mit geborgtem Geld zu spekuliren anfängt. Solche Geschäfte mit unzureichenden Mitteln können ein Papier für eine Weile in Verruf, aber nicht um den inneren Werth bringen. An einzelnen Maitagen war die Aktie der Vogtländischen Maschinenfabrik, einer kleinen, mit 3½ Millionen Mark arbeitenden sächsischen Gesellschaft, das Ziel aller Börsenblicke. Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren ihre Dividende um je 10 Prozent erhöht. Wie wird es diesmal werden? Mit dem dreißigsten Juni endet das Geschäftsjahr; und am vierzehnten Mai war der Aktienkurs, der am Ausgang des Jahres 1911 auf 466 gestanden hatte, mit einer Tagesleistung von 90 Prozent auf die Gipfelhöhe von 825 geschnellt. Ein Nominalkapital von 3½ Millionen wurde Ende 1911 mit 16 und neunzehn Wochen danach mit fast 29 Millionen bewerthet: und Niemand vermochte die ungeheure Steigerung aus zureichenden Gründen zu erklären. Die Distanz von Kurs und Dividende war gänzlich verwischt. Bei 825 Prozent müßte die Mindestdividende mehr als 50 Prozent betragen haben; denn eine Verzinsung von 6 Prozent ist bei einem Industriepapier eine bescheidene Quote. Die Kursbewegung mußte also von spekulativer Absicht mitbedingt sein. Nur ein eng begrenztes Material bot der Markt an; und die alte Regel lehrt: Je kleiner das Stammkapital und die Zahl der erlangbaren Aktien, desto stärker die Stoßkraft, wenn viele Käuferwünsche den Kurs auf die Höhe treiben. Vogtländer Maschinen stiegen also an einem Börsentag um 90 Prozent. Aber auch andere Gesellschaften sahen seit Neujahr ihren Kurs um 100 bis 200 Prozent gebessert: Höchster Farbwerke, J. D. Riedel, Akkumulatoren Hagen, Köln-Rottweiler Pulver. Weil auf einem Kassamarkt, wo Effekten im Gesammtwerth von 100 Milliarden notirt werden, ein paar Aktien auffällig schnell steigen, sollte man noch nicht Alarm blasen. Das geschah aber. Nach dem Reichsbankpräsidenten entsetzte sich der Staatskommissar Dr. Goeppert und auf ihn folgte Herr von Gwinner als Börsenjeremias. Im Ausland wird man glauben, der deutsche Kapitalmarkt sei unterhöhlt; und sich hüten, Geld nach Deutschland zu geben. In England und Frankreich steht der Bankdiskont auf 3, bei uns noch auf 5 Prozent. Die Differenz ist groß genug, um zu Anlagen im deutschen Zinsbereich zu locken. Aber die ewigen Warnungen und Rufe nach Polizeihilfe verscheuchen die fremden Kapitalisten.

Herr von Gwinner, der die Konjunkturgunst weichen sieht, hat sich mit seiner Herrenhausrede in England beliebt gemacht: die Furcht vor schlechtem Industriewetter jagt die Kauflustigen aus Deutschland an fremde Börsen. Den Banken ist gesagt worden: „Schränkt Euren Kredit ein; fordert hohe Zuschüsse von der spekulirenden Kundschaft; sorgt für Liquidität“. Gut. Die Finanz hat die Berechtigung solcher Wünsche zugegeben und Besserung gelobt. Das geschah im Februar. Durfte man nun nicht, fürs Erste, des grausamen Spiels genug sein lassen? Werden anderswo Banken, Börse und Publikum immer wieder gewarnt und mit Polizeimaßregeln bedroht? Unser Börsenkom-

Google

missar schreibt an den Börsenvorstand: „Der Umfang der Spekulation auf dem Kassamarkt giebt zu ernsten Besorgnissen Anlaß“. Weil Vogtländer und noch ein paar Kleine hastig gestiegen waren: „ernste Besorgnisse“. Denn das Publikum spekulire zu viel. Daran wird kein Kommissar es je hindern. Herr Goeppert „verkennt auch nicht, daß dem Börsenvorstand Mittel zur Unterdrückung der Mißstände kaum zu Gebot stehen“. Das einzige Mittel, das ihnen wirklich zu Gebot steht, haben Börsenvorstand und Staatskommissar in Sachen Vogtländer nicht angewandt. Als der Kurs den Sprung von 90 Prozent machte, konnten sie ihn streichen. Sie thatens nicht; aber der Kommissar ist in Herzensangst, weil einmal schnell viel eingeheimst wird. Die Börse grinst. Nun aber trat der Oberste der Deutschen Bank auf den Plan, sprach von der „Woge, die sich zu überstürzen droht“, und schien die Ueberzeugung anzudeuten, daß uns sehr trübe Zeit nahe. Für ein Weilchen wurde die Börse kopfscheu und ließ manchen Kurs fallen. Dann warf sie der Deutschen Bank vor, daß in ihren Wochenberichten eine andere Melodie gespielt werde als von dem Dirigenten im Herrenhaus. Das Hagelwetter zog rasch vorüber, nachdem erklärt worden war, Herr von Gwinner habe es nicht so schlimm gemeint. Vielleicht erinnerte man sich auch der günstigen Prognosen, die aus dem Munde des Staatssekretärs Delbrück und des Dr. Albert Ballin gekommen waren; und der beglaubigten Ziffern, deren Autorität neben der Gwinners am Ende noch immer bestehen kann.

Der Kurs ist so vielen Einflüssen zugänglich, daß er nicht immer im richtigen Verhältniß zum inneren Werth der Aktie stehen kann. Aber Spekulation und Publikum sind oft genug ernüchtert worden und bedenken jetzt schon vielfach, wie der Hase morgen laufen werde. Die Banken könnten dämpfen; wollen und müssen aber Geschäfte machen. Ein Bankdirektor als Cato Censorius? Das geht nicht. In den Depositenkassen wird beinahe alltäglich gesündigt. Der Vorsteher erfährt vielleicht, daß ein wohlhabender Angestellter sich für ein Papier interessirt. Da er den Mann als vorsichtigen Taktiker kennt, folgert er, daß da „was los ist“, und empfiehlt die Aktie der Kundschaft. Plötzlich regt sich die Kauflust, der Kurs hüpft rasch und der Angestellte, den nur Zufallslaune dem Papier zugetrieben hatte, verkauft mit gutem Gewinn. Auf solche Weise können „Börsenkonjunkturen“ entstehen. Sagt denn der amtliche Kursbericht, wie Nachfrage und Angebot entstand? Das Wichtigste verschweigt er und überläßt das Publikum Gerüchten und Vermuthungen. Der Staatskommissar hat angeregt, das für den Kassamarkt geltende System des Einheitkurses (die Makler stellen auf Grund der ihnen vorliegenden Kauf- und Verkaufordres den Kurs fest, zu dem sie die Mehrzahl der Aufträge erledigen können; dieser Kurs wird in die amtliche Liste notirt und veröffentlicht) in bestimmten Fällen zu beseitigen. Wenn ein Papier in so großen Mengen umgesetzt wird, daß sich neben dem offiziellen Schrankenverkehr noch ein freier Markt bildet, sollen, ähnlich wie im

Google

Ultimohandel, mehrere Kursnotizen, mindestens aber ein Geld- und ein Briefkurs, gegeben werden. Diese Vervielfachung des Kurses soll hindern, daß die Entscheidung sich auf einen einzigen Zeitpunkt konzentrirt und die Möglichkeit des Ausgleiches allzu schroffer Hebungen und Senkungen schwindet. Die Ultimopapiere sind in ihren Bewegungen weniger heftig als die im Kassahandel stehenden Effekten. Auf dem Ultimomarkt giebts keine plötzliche Brandung mit haushohen Wellen; giebts auch nur Gesellschaften mit mindestens 20 Millionen Mark Aktienkapital, während für die Kassanotiz in Berlin schon ein Grundkapital von 1 Million genügt. Doch der Einheitkurs ermöglicht dem Publikum, die Ausführung seiner Aufträge zu kontroliren, und zwingt selbst schwankende Bankiergemüther zu Treue und Redlichkeit. Will man ihn, hier und da, opfern, so sind andere Garantien nöthig.

Durch technische Mittelchen läßt sich der Werthpapierkurs nicht hemmen. Seinen Weg besser als bisher zu sichern, versucht eine (vom Bundesrath noch nicht bestätigte) Entscheidung des Börsenausschusses. Sie beseitigt zwei alte Gewohnheiten: die Berechnung von Stückzinsen bei Aktien und die Abtrennung des Dividendenscheines von Kassapapieren am Ende des Kalenderjahres. Auf dem Kurszettel findet man bei jedem Dividendenpapier einen Hinweis auf 4 Prozent Zinsen. Diese Zugabe ist ein Widerspruch in sich; denn eine Aktie bringt keine festen Zinsen. Nicht Menschenfreundlichkeit, sondern Bequemlichkeit hat die Stückzinsen ersonnen. Daß man einem dividendenlosen Papier bei der Abtrennung des Dividendenscheines 4 Prozent am Kurs zuschlägt, ist sinnlos. Und soll, nach dem Spruch des Börsenausschusses, nicht mehr geschehen. Nicht alle Interessenten waren damit einverstanden. Die Abschaffung eines anderen Brauches fand mehr Beifall. Wie die Ultimopapiere, sollen auch die per Cassa verhandelten den Coupon erst nach der Generalversammlung verlieren. Das ist vernünftig; denn eine Dividende ist erst gewiß, wenn die Aktionärversammlung sie bewilligt hat. Nach dem alten Brauch wird sie den Kassapapieren schon am Ende des Kalenderjahres angerechnet. Auf dem lockeren Grund bloßer Schätzungen wird eine den Kurs berührende Operation vorgenommen. Am Tag danach sind Aktie und Dividende getrennte Größen, die manchmal auch verschiedene Besitzer haben. Der alte Aktionär, der seine Stücke verkauft hat, bleibt Eigenthümer der Dividendenscheine bis zum Tag der Auszahlung; sein Nachfolger hat kein Recht auf die Dividende des letzten Geschäftsjahres. Wenn die Generalversammlung nun eine Dividende beschließt, die von der bei der Couponabtrennung für sicher gehaltenen abweicht? Dann war der Kurs zu hoch oder zu niedrig und von den beiden Aktionären hat einer zu theuer gekauft oder der andere zu billig abgegeben. Solche Enttäuschungen werden unmöglich, wenn die Dividende die Aktie zur richtigen Zeit verläßt; und der Kurs kann sich, ohne technische Hilfen oder Hemmungen, dann von selbst auf den Tag der Dividendenzahlung einstellen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juni 1912.

Titanic.

Report.

Sieben Wochen nach der fünfzehnten Aprilnacht, deren bestern-ter Himmel den Dampfer „Titanic“ (von der White Star Line) sich steil aufbäumen, sich tief in den Grund des Atlantischen Meeres bohren sah, ist der erste Bericht über das Ergebniß der Untersuchung veröffentlicht worden, die der Ursache des gräßlichen Unglücks nachforschen sollte. Daß der ernsthafte Betrachter in Wesentlichem auf Vermuthung, auf subjektive Wahrscheinlichkeit-rechnung angewiesen bleiben werde, war zu erwarten. Seit die Spanier ihre philippische Armada (deren Werth auf fast zwei-hundert Millionen Mark geschätzt wird), hundertvierzehn Jahre danach eine neue, mit dem Schatzkammergut eines Märchensultans befrachtete Flotte, die Briten am südafrikanischen Kap und im Schwarzen Meer schwimmende Goldherbergen verloren, ist kaum jemals, bis in unseren Lenz, bis ins Getos des Sturmtages, dessen Opfer eine mit Bargeldhaufen beladene deutsche Mastbark wurde, mit haltbarer Sicherheit die Ursache eines Schiffsunterganges festgestellt worden. Die Zeit ist freilich verklungen, da Elisabeth, nach der Vernichtung des Feindes, der ausgezogen war, Maria Stuart zu rächen, sich mit der Prägung des eitel frommen Satzes begnügen durfte: Afflavit deus et dissipati sunt. Moderner Men-schenwitz will in die untersten Gründe aller Dinge eindringen, je-

Google

dem Körper, Instrument, Spielzeug das Geheimniß seiner Konstruktion und Destruktion, seines Lebens und seiner Zerstörbarkeit ablauschen, ablisten, abtrotzen; und hat dazu, auch wenn der Schauplatz des Lebens und Sterbens der Ozean war, Mittel, deren Möglichkeit der Ahn noch nicht träumte. Das Gerücht von einem Unfall macht, auf mindestens zwei Erdtheilen, ein Heer von Spähern mobil. Das scheut keine Kosten, manchmal auch keine Gefahr, und seine Mannschaft kämpft, unter hastiger Aufbietung aller tauglichen Künste, nicht um Tressen, Knöpfe und Kriegsorden, sondern um Nahrung, Geltung, Beförderung im Berufsstand. Eine Hochfluth von Nachrichten, von jedem Zweifel entrückt scheinenden Tatsachen umzischt und umbrüllt den Zeitungleser; und der arglos hinhorchende glaubt am nächsten Morgen, Alles zu wissen. Diesmal waren obendrein siebenhundert Menschen von dem gefährdeten Schiff ins Leben gerettet worden: da mußte die Wahrheit doch, nirgends mißdeutbare, rasch ins Licht prallen oder sickern. Daß diese Geretteten selbst nichts wissen konnten, daß sie aus dumpfer Sinnenwirrsal, aus blinder Betäubung ins jähe Erlebniß starrten und nur ein Thor auf die Zuverlässigkeit ihrer Gedächtnißbilder schwören durfte, ward nicht bedacht; mit jedem erraffbaren Stoff, wie so oft schon, der Aberglaube genährt, unserem Dienst, der Modernen, sei Alles verknechtet, was Wissen schafft. Warten? Die blasse Vorstellung läßt den Genius der ringsum längst zum Rummelplatz erniederten Presse in wüthendem Hohn aufheulen. Einmal nur, ein einziges Mal vor lechzender Neugier bekennen, daß man noch nichts wisse? Undenkbar. Die Kundschaft, die viel zu wissen wähnt, doch Alles wissen möchte, fiele über Nacht ab; Inserenten und Abonnenten ließen sich am Ende gar vom flinksten Nachbar ködern. Auf Dessen Gemüsefarm wüchse fortan die Oeffentliche Meinung. Nein. Alle wissen Alles. Jeder sagt von Jedem, daß er „in unvornehmer und leichtfertiger Weise Sensation zu machen suche“. Jeder ist selig, wenn er zur Sensation Brauchbares erlangt. Jeder rast, wenn es nebenan ins Schaufenster kommt. Dem Berichterstatter, den Gewissen oder Bewußtsein hinderte, jeden Tratsch und Quatsch eilig in die Centrale zu schicken, wird eine Rüge telegraphirt, deren Bittersalz bis in den Darm wirkt. „Viel bringen“: ist die Losung. „Alles bringen“: das Ziel. Oben, in Riesenlettern über drei Spalten hin, ein Titel,

Google

ders in sich hat; darunter zwei Dutzend von der Hintertreppe geholter Ueberschriften. Sind nicht wenigstens anderthalb Seiten mit „eigenen Drahtberichten“ gefüllt, so hats kein Ansehen. Herbei, was irgendwo aus der Rotirpresse auf Holzpapier kam; was ein Molenbummler aus dem Gestammel eines Aushilfssteward entziffern wollte. Sorgsam wird morgens und abends geprüft, ob der Konkurrent auch nicht „mehr habe“; hat er mehr, dann wird, was Beine hat, an die Pumpen gewinkt. Warten! „Nach acht Tagen liest kein Mensch mehr das Zeug.“ Ist das Gemeldete falsch: thut nichts; Herr Omnes merkts wohl nicht, man macht ihm auch was vor. Die Zahl der Nachdenkenden, Nachwägenden ist winzig; kommt für die Auflage nicht in Betracht. Von Hundert haben Neunundneunzig weder Muße noch Lust zur Rückschau. Herr Omnes will schnell gefüttert sein: also werft ihm alle Schwatzfetzen, die zu erwischen sind, durchs Spatiengitter. „Wir haben elf Spalten darüber, drei und eine halbe mehr als das Tageblatt!“ Dann ists vollbracht. Nach dieser Methode (die schon alt und müde aussieht) ist auch im Fall „Titanic“ gearbeitet worden. Zuerst sollte kein Menschenleben verloren sein, nicht eins, und Winselhymnen priesen die Allmacht modernen Technikergeistes, der die feindlichen Elemente gebändigt, in Botmäßigkeit geduckt habe. Dann war das Schiff mit Mann und Maus gesunken. Dann nur eine Schaar Sterbender und Toter auf die „Karpathia“ geborgen worden. Thema: Noch immer hassen die Elemente das Gebild aus Menschenhand. Kein Baum wächst bis in den Himmel. Herrlich weit haben wirs gebracht. Doch wir müssen noch weiter. Sinds morgen. Trost in Thränen. Kapitän Smith? Trunkenbold und Taugenichts. Nein: hehrer Held der Pflicht, wie Erde und Meer keinen je sahen. Beim Schlemmermahl hat er sich in Sinnlosigkeit gesoffen und den Dienst versäumt. In der Sekunde des Zusammenstoßes, nüchtern und wachsam, auf der Kommandobrücke gestanden und mit majestätischer Ruhe danach das Rettungwerk geleitet. Sich auf der Brücke erschossen. Ein hilflos verlassenes Kind gepackt, auf seinem Arm durch die Fluth in ein Boot getragen und sich lächelnd ertränkt. Die Mannschaft? Heute Lüdriane und morgen Heroen; aus der zuchtloser Horde wird ein Musterbild strafffster Disziplin und übermorgen eine träge, des Seewesens unkundige Sippe, in deren Hirn nur Selbstsucht flimmert. Besinnt Euch! Und erwägt, nach

Google

der Abkühlung, ob es vernünftig ist, Unsummen hinzugeben, um mit allen Künsten zeitgemäßer Reporterschlauheit Millionen zu blenden, von jedem in Klarheit führenden Weg abzusperren.

Jetzt haben wir, endlich, einen Bericht. Einen, unter Laienleitung, aus einer vor geputztem Schaupöbel oft in den Formen des Yankeetheaters geführten Untersuchung entstandenen Bericht, der, als ein von der Kommission dem Senat der Vereinigten Staaten vorgelegter, immerhin ernsterer Beachtung würdig ist als der Reporterkehricht. Wer ihn (auf den hintersten Füllseiten der großen Nachrichtenblätter) gefunden hatte, konnte mit nicht ganz stumpfer Nase bald die Tendenz erwittern: der amerikanischen Menschheit ins Bewußtsein zu hämmern, wie viel an Europens überlaut gerühmten Schiffen der Besserung bedarf. „Ists nachgerade nicht unerträglich, daß Uncle Sam, auf der bewohnten Erde der Stärkste und Zahlungfähigste, seinen Massentransport von Menschen und Waaren, wie irgendeine sacht aufblühende Kolonie, der welken Tante Europa überläßt? Müssen die United States sich nicht schleunig eine Recordrhederei sichern, die alle Poolfirmen schlägt und den Löwentheil aller von Amerika kommenden, nach Amerika gehenden Menschen und Güter an sich reißt? Nur unter dem Sternenbanner kann ein Passagier- und Transportdienst entstehen, der dem Bedürfniß der Zeit völlig genügt.“ Solche Mahnung, Cunard und White Star, Hamburg-Amerika-Linie und Lloyd aus dem Herrschaftrecht zu drängen, lauert hinter den „thatsächlichen Feststellungen“ des Berichtes. Die scheinen dem Blick nicht unanfechtbar. Der schroffste Tadel trifft den Kapitän Edward J. Smith, weil er alle Meldungen mißachtet habe, die ihn vor Eisbergen (welchen?) warnten. Smith ist tot; hat nicht vor den Senatoren gestanden, die sich das Richteramt anmaßten. Ob er, warum er den Warnern sein Ohr verschloß: kein Ueberlebender kanns sagen. Die Fahrstraße war nach der Uebereinkunft der größten Schiffahrtgesellschaften vorgeschrieben: die bis heute als die kürzeste erkannte, die durch das Gebiet des Treibeises führt. Nach ein paar Probefahrten vermag auch der beste Kapitän sein Schiff, dessen Lavir- und Widerstandsfähigkeit nicht so genau zu ermessen, daß nur Leichtfertigkeit einen Irrthum erklären könnte. Die Möglichkeit, daß der „Titanic“, nach irgendeiner Beschädigung seines Leibes oder der eingegliederten Ma-

Google

schinen, auf der Meeresfläche unhaltbar werde und auf den Grund sinke, galt selbst deutschen Seeleuten als unter allen Umständen ausgeschlossen. Smith hatte im Augenblick des Zusammenstoßes nicht den Wachdienst; war nicht auf der Brücke. Wer will heute beweisen, daß der bewährte Mann den Unprall nicht vermieden hätte? Wer über Schuld oder Unschuld des Ersten Offiziers, der den Kapitän im Kommando vertrat, ein fest begründetes Urtheil fällen? Wer sich in die Gewißheit dünkeln, sein Blick könne durch das Gesträhn von hundert Aussagen Interessirter bis zur tiefsten Ursache des Unglücks hinabdringen? Von den Schiffsingenieuren, die, unter der Wasserlinie, in den Maschinenräumen zuerst die Wirkung des Bergstoßes gespürt, die Herkunft der ungeheuren Schiffswunde erkannt haben müssen, ist nicht einer gerettet worden. (Kein Blatt, kein Heldenlied sang ihres Namens Ruhm. Und doch haben sie alles eisernem Menschenwillen, furchtloser Menschenkraft Erreichbare geleistet: die Pumpen bedient, für die Erhaltung der Elektrizitätanlage, also für Licht und Funkentelegraphie, gesorgt und nicht eine Minute lang, um die Möglichkeit ihrer Lebensbergung zu bedenken, der grausamen Pflicht gefehlt. Wären sie ihrer heißen Hölle entlaufen, mit dem Schwimmgurt ins Wasser gesprungen: wer weiß, ob auch nur drei Dutzend der Passagiere heute im Sonnenbereich wandeln dürften? Die treuen, tapferen Männer haben sich das Recht auf ein Denkmal redlicher verdient als mancher Gekrönte.) Der Ausgucker, der die Gefahr durchs Telephon auf die Kommandobrücke zu melden hatte, scheint nicht von Fahrlässigkeitverdacht belastet zu sein. Non liquet. Die washingtoner Senatoren aber plagt kein Zweifel: das Unglück geschah, weil die Eiswarnung überhört worden war. Sie wissen auch, als hätte ihr Auge es mit eigenem Scharfblick gesehen, daß die Abtheilungen, die wasserdicht sein sollten, nicht wasserdicht waren. In dem Bericht wird diese Behauptung nicht erwiesen. Sie scheint die Forderung stützen zu sollen, daß jeder Schiffsleib in allen Theilen durch zwei wasserdichte Bodenbezüge, zwei undurchlässige Häute geschützt werde. Zur Beantwortung solcher Fragen sind nur die Sachverständigsten berufen. Wenn ein Schiff, das sechzigtausend Tonnen wiegt, mit Volldampf, mit einer auf dreihundertfünfzigtausend Metertonnen bezifferten Energie auf einen gewaltigen Eisberg prallt: muß dann nicht die festeste Dop-

Go gle

pelhaut berſten? Ein Schnellzug, deſſen Gewicht ein Hundertel, deſſen Energieaufwand ein Vierzigtel des für das Schiff angenommenen beträgt, iſt nach der Entgleiſung und dem Zuſammenſtoß mit gemächlich herrollenden Güterwagen vielleicht nur ein Splitterhaufe. Die kapitoliniſche Weisheit aus Waſhington tadelt auch, daß die Paſſagiere nicht durch ein Alarmſignal auf die Lebensgefahr hingewieſen wurden. Im Sumpfgelände der Maſſenpſychologie, über die, von Hobbes bis auf Lebon, doch mancherlei Kluges geſagt worden iſt, waren dieſe würdigen Senatoren nie heimiſch. Was hätte der Alarmruf genützt? Wie beim Bazarbrand in der pariſer Rue Jean Goujon wärs geworden. Mit Fäuſten und Füßen, mit Hieb und Stich hätten die Geängſteten jedes lebende, keuchende Hinderniß wegzuräumen getrachtet; über zertrampelte Rümpfe, zerkrallte Köpfe wären ſie geſtiegen, um im Boot noch ein Plätzchen zu erhaſchen. Wie wars denn, als, nach dem Untergang des Meertitanen, Alle wußten, wie es um ſie ſtand? Von zwei Seiten ſchob und ſchleuderte ſchwimmende Menſchheit ſich an die Boote, den letzten Rettunghort. Jetzt ſtreift ihre Hand das Ruder. Jetzt umklammert ſie die oberſte Bordkante. Taſtet aus dem Eiswaſſer nach dem hellen Wimpel des Lebens. Wölfiſch aber iſt der Sinn der fürs Erſte Geborgenen. Sie könnten zuſammenrücken, ſich dichter pferchen und ſo den Brüdern, die noch einmal hoffen lernten, Raum ſchaffen. Sie wollen nicht. Wollen nur ſich; um jeden Preis jede Sicherung ihres Lebens. Die Aufnahme der Aſylſucher könnte das Boot überlaſten, gefährden. Mitleid wäre Sünde; Nächſtenliebe in ſolcher Noth ruchloſer Frevel wider das Walten der Vorſehung, die Jedem ſein Schickſal beſtimmt hat. „Unmöglich; kein Platz mehr.“ Die Hände weichen nicht; halten, eiskalt und krampfig, das Boot und hemmen ſeine Bewegung. Von keiner Lippe fällt noch ein Wort. Nacht iſt und der Kahn trägt die ſpärlichen Bleibſel der Lebensgewißheit. Im Dunkel werden Meſſer aufgeklappt; werden die bleichen Hände der aus eiſiger Fluth Heraufflehenden vom Gelenk abgeſchnitten. Bläulich gleiten ſie über die Bootswand. Und mit blutendem Armſtumpf ſinkt einer Mutter Sohn, eines Menſchen Bruder in den gurgelnden Schlund. Kein Wort kriecht über die Lippe. Kein Auge ſucht das des Nachbars. Schweigen. Darf der erſte Eroberer einer Planke, die für Zwei zu ſchwach wäre, Den nicht fortſtoßen, der ſie ihm ſtreitig

Google

macht? Nothwehr gebot uns, zu töten. Wie sie Königen oft gebot, die Schmälerer ihres Herrschaftrechtes zu vernichten. Wir haben gemordet. Wir mußten morden. Um zu leben; um die Möglichkeit unserer Rettung nicht zu verringern. Dennoch thut Jeder, als habe er die grausige Amputation nicht gesehen. Kein Zeuge, kein Kläger: kein Richter. Vorwärts! Solcher Vorgang lehrt ahnen, was nach einem Alarmruf geschehen wäre. Am Rand seines Lebens hat Kapitän Smith sich auf der höchsten Pflichtzinne bewährt. Daß er die Passagiere nicht aus der zuversichtlichen Stimmung aufschrecken ließ, hat einem Drittel das Leben gerettet. Die Senatskommission spricht über die Todesstunde des Schiffes ungefähr wie Questenberg über des Friedländers Feldzüge und Schlachten. Mannschaft und Offiziere kannten einander kaum; waren auf dem neuen Schiff noch nicht zu Haus. Der Board of Trade hatte die Einrichtungen nicht gründlich geprüft. Die Zahl der Rettungboote war viel zu klein; ihre Ausrüstung und Bedienung unzulänglich. Nach dem Bericht ähnelt der „Titanic“ dem Schreckbild des Pferdes, das alle erdenklichen Mängel, alle Siechthumsursachen in sich vereint. Doch fühlt man Absicht; und ist von dem Antrag verstimmt, Europas Schiffahrt, wenn sie die amerikanische Küste anläuft, unter das in den Vereinigten Staaten geltende Gesetz zu zwingen und ihr jede Pflicht aufzubürden, deren Erfüllung die Hüter der Sterne und Streifen nöthig dünkt. Daß in großen Provinzen des britischen Rhederreiches längst das Yankeekapital herrscht, daß auch im Bezirk der White Star Line der Wille Morgans und seiner Konsorten wirksam ist, genügt den Imperialisten von Washington nicht mehr. Dem Kapital, dessen Nationalität meist so unsicher wie seine Herkunft bleibt, trauen sie nicht, und wo sichs allzu hoch häuft, jagt es ihnen Angst ins Gebein. Sichtbare Machtzeichen heischen sie. Ihre Fahne soll vom Mast der größten Atlantisfahrer wehen. Ihr Gesetz herrschen. Der Tod des Titanen bietet solcher Absicht ein taugliches Wortwerkzeug.

Wird der englische Bericht das Ereigniß der fünfzehnten Aprilnacht stärker belichten? Die Untersuchung wird mit kühler Ruhe und sicherer Sachkunde geführt. Aber die wichtigsten Thatzeugen sind lange schon stumm. Und Smith rief, als letzte Losung: „Seid Briten!“ Britaniens Flagge darf nicht verbleichen.

Google

Record.

Stead, der die „Review of Reviews“ herausgab, mit Königen und mit Geistern verkehrte, Lebende und Tote ins Gehege seiner Interviewerwünsche zwang und als Weltfriedensförster alle Wälder durchbirschte, war vor zwanzig Jahren auf dem Weißsterndampfer „Majestic“ nach New York gereist. Kapitän: Edward J. Smith. Vierzig; seit vier Jahren im Dienst der White Star Line. Die Persönlichkeit des Schiffsführers muß sich dem Gedächtniß des Schriftstellers tief eingedrückt haben. In seiner Zeitschrift hat Stead 1893 eine Skizze veröffentlicht, die ihn wieder als Fahrgast eines von Smith geführten Schiffes zeigt. Der ist nun über die Schwelle des sechsten Lebensjahrzehntes getreten; noch aber aufrecht und stark. In ihm, den Furcht nie beschlich, verkörpert sich der Inbegriff aller Seemannstugend. Sein Schiff ist an Umfang, Ausstattung, Schnelle dem „Majestic“ weit voraus; keine Küste hatte je zuvor einen so großen, so geschwinden, so prächtigen Dampfer erschaut. Die Vorstellung, daß er sinken könne, wird, wie ein Kindermärlein, belächelt. Dennoch: ein Eisberg spaltet ihm die Flanke und schleudert den tötlich verwundeten Titanen in den Trichter, über dem die Wogen sich schnell zu neuem Lustspiel paaren. Stead und Smith versinken, ertrinken. Neben Abertausenden, die ins selbe Leichenfeld gebettet werden. Was im Dezember 1893 Literatur war, wird im April 1912 Ereigniß. Ein Eisberg schlitzt den Leib des Luxusdampfers, auf dem Smith befiehlt, Stead in die Neue Welt reist; des Dampfers, der als das höchste aller Werftwunder ausposaunt ward. Beide Männer versinken, ertrinken; mit ihnen fünfzehnhundert Menschenkinder. Der Zufall solcher Vision braucht uns nicht aufzuhalten; nöthigt aber in die Vermuthung, daß Smith die Eisgefahr niemals unterschätzt hat. Hätte Stead sonst so laut vor ihr gewarnt? Oder sich Einem befreundet und greisend zu neuer Ozeanfahrt anvertraut, der sie nicht sehen, nicht alles zur Abwehr Nützliche thun wollte? „Unsere besten Schiffe sind heute so gebaut und gekleidet, daß der wildeste Sturm ihnen nichts anhaben kann. Auch, bei vorsichtiger Führung, der Nebel nicht, der unsere Jugend schreckte. Die von Grönland herschwimmenden Eisungeheuer, die unter Wasser kalben und manchmal nur die Nasenspitze aus der kalten Strömung heben, sind höllische Kerle, gegen deren Wuth noch kein Heilkraut wuchs. In

Google

ihrem Kurs oft ganz unberechenbar; drum die einzigen Feinde, vor denen auch ein Muthiger, wenn er für andere Leben verantwortlich ist, zittern darf." Solche Sätze muß Stead aus dem Munde des Kapitäns gehört haben. Und wir sollen glauben, das Smith, der Sechziger, ohne den Titel doch der Commodore der Weißsternflotte, beachtenswerthe Warnung in den Wind schlug und mit der Hast eines ungeduldigen, kußlüsternen Knaben ins Verderben rannte? Er ist tot; und Vicekapitän Wilde, sein Erster Offizier, konnte aus dem Grab nicht für noch wider ihn zeugen.

Der „Titanic" war nicht (wie noch jetzt erzählt wird) eins der schnellsten Schiffe; und Smith nicht beauftragt, den Gipfelrecord zu schlagen. Die Cunard-Dampfer vom Mauretania-Typ waren ihm um vier, schon die 1900 für die Hamburg-Amerika-Linie gebaute „Deutschland" war ihm um zwei Meilen und eine halbe in der Geschwindigkeitleistung voraus; die Maschine der 1893 in Englands Dienst gestellten „Campania" machte in der Minute mehr Umdrehungen. Die Turbinenrenner der Cunard-Linie, die an jedem Reisetag mindestens tausend Tonnen Kohle verspeisen, wären ohne Staatszuschuß nicht rentabel und müßten, um ihre Läuferleistung von fünf- auf sechsundzwanzig Meilen in der Stunde zu steigern, dem Pferdekraftaufwand ein Viertelhunderttausend zufügen. Die Rechner haben die Renner gezügelt. Haben, in der Sorge um ihre Bilanz, Aerzte und Hygieniker aufgetrieben, deren Gutachten vor allzu rascher Fahrt warnt. Die Fieberepoche des Ferndampferdienstes ist einstweilen überwunden. Und Smith hatte keinen Grund, seinem neuen Schiff mehr zuzumuthen, als es bequem leisten konnte. Freilich durfte es, auf der ersten Fahrt, die den Ruf bestimmt, nicht träger sein als der Bruder „Olympic". Deshalb wurde die gerade Linie, die kürzeste Straße von Liverpool nach New York, gewählt und nicht, südwärts, vom Eis weggesteuert. Also kein Record der Raschheit. War denn aber auch nur nöthig, unter allen Umständen die Stundenleistung von einundzwanzig Meilen zu sichern? Unter hundert Menschen ist kaum einer, der nicht gern einen halben, einen ganzen Tag länger fährt, wenn er sich dadurch stärker assekurirt glaubt. Ein Katzensprung bringt ja nicht über den Atlantic. Und über einer Schraube, von deren hitzigem Lauf die Diele stöhnt und der Sessel zittert, sitzt sich nicht gut. „So seht Ihrs von draußen. Meint Ihr, wir ver-

Google

feuern unsere theure Kohle des Vergnügens, der Ehre wegen? Die Asche sei Weltkindern lieber als Tantieme und Dividende? Blech. Wenns nach uns ginge, wären wir noch im sanften Trab der Kingsin-Linie. Da wars eine Lust, zu reisen; und wurde es mal unlustig, weil ringsum Sirenen ins Nebelgrau heulten, dann lag man still, scheuchte die Nahenden aus der Gefahrzone und wartete, bis die schmierige Watte irgendwo riß und die Luft wieder sichtig wurde. Ein Jahrhundert scheints her. Die Wehrpflicht zur Konkurrenz hat uns aus der Ruhe gerüttelt. Jedes Semester beschert neue Schiffahrtgesellschaften. Selbst der kleinbürgerlich stille Norweger weitet seine Amerika-Linie ins Modemaß. Schon wird um Stunden gefeilscht und pfiffig ergrübelt, wie der Fahrplan zu tünchen, der Nebenmann zu übertrumpfen ist. Was würdet Ihr erleben, wenn jede Kapitalistengruppe das Recht hätte, aus den germanischen Ländern einen Schienenweg nach Paris oder Rom zu bauen und in dem ihr beliebigen Tempo zu befahren? Konkurrenz ist kein Mädchenschulspiel. Wer nicht mitkann, verreckt auf der Strecke." In London und Hamburg, Marseille und Bremen: überall die selbe Begründung. Und überall lachen die Fachleute, wenn sie das Preßgezeter hören, das den Wettbewerb um die Schnellheit ins Fegefeuer verdammt. „Kennen diese Herren denn keine andere Rücksicht als die auf den Gelderwerb? Dünkt sie beim Kundenfang kein Reklamemittel zu schlecht? Ein Gewerbe, über dessen Palästen die nackte Profitsucht als Gottheit thront, scheidet sich selbst aus dem Ethos unserer sozial empfindenden Zeit." Und so weiter. Als ob die Zeitungmacher es nicht noch schlimmer trieben als die Rheder; den Ruhm der Raschheit nicht noch gieriger suchten. „Wie wir vor allen anderen Blättern melden konnten": von Papierstelzen kreischt der Satz nach dem Orden pour le mérite. Im Dienst solcher Profitsucht sei das Streben nach Flinkheit unschädlich? Wers glaubt, hat beim Blick auf die Leichenliste des „Titanic" geschaudert, doch nie, zwischen zwei Sonnenaufgängen, die entmannten, entweibten Opfer der Massenvergiftung gezählt.

Größe ist eine bessere Rentensicherung als Schnelle. Da die Konkurrenz hindert, die Stundenleistung unter zwanzig Meilen zu senken, baut man gern geräumige Schiffe: der Maschinenkraftbedarf wächst nicht völlig ins Maß des Leibes und ein großes Schiff bezahlt drum die Raschheit nicht so theuer wie eins von mittlerem Umfang. Als der (an Länge und Deplacement der

Go gle

„Deutschland“ ähnliche) „Great Eastern“ sich zur ersten Ausreise rüstete, wars noch schwer, seinen Mammutbauch mit Fracht zu füllen. Die findet der Großrheder, der dem Nordatlantischen Pool angehört, in guten Jahren jetzt wenigstens für die Rückfahrt von Amerika fast immer. Dehnt sich der Körper, so schrumpfen die Schnellheitspesen. Der „Imperator“ (Hamburg-Amerika-Linie), der neulich vom Stapel lief, ist um ein Riesenstück länger, als der „Titanic“ war, und drückt einen Kasten vom Umfang der „Deutschland“ ins Zwerghafte. Elf Stockwerke. Von einer Bordwand zur anderen dreißig Meter; vom Kiel bis an den Schornstein fünfundfünfzig; vom Bug bis ans Achterdeckende ein Viertelkilometer. Deplacement von fünfzigtausend Tonnen. Wohnraum für fünftausend Menschen. Fahrstühle. Große Badebassins mit einem breiten Sonderbecken für Freischwimmer. Speise-, Fest-, Musik-, Tanz-, Turn- und Massirsäle. Damensalons. Kaffeestuben. Bierschank. Luxusrestaurant. Bar. Konditorei. Spielplätze für Erwachsene und Kinder. Das ist noch lange nicht Alles. Record? Auf dem „Titanic“ sah es kaum ärmlicher aus. Konnte man Tennis spielen, auf Kamelen durch Wüstensand reiten, echte Perlen und Spitzen einhandeln. Am vierzehnten Aprilabend wurde den Bewohnern der Ersten Kajüte ein Mahl vorgesetzt, dessen Speisenkarte den Untersuchungakten eingeheftet werden müßte. In memoriam. Neunzehn Platten. Hors d'oeuvre. Austern. Lachspastete mit Gurkensauce. Filet Mignon à la Lili. Ragout von Iyoner Hähnchen. Lamm. Ente in Aepfelsaft. Rindsnierenbraten. Tauben mit Kresse. Spargel. Gansleberpastete. Pfirsichgelee in Chartreuse. Pudding. Chokoladentorte. Eis. Dazwischen Gemüse, Reisgerichte, Pflanzenmark, Sellerie, gefrorener Champagnerpunsch. So lebten sie alle Tage. Das letzte Wort, das sie, nah beim Kap Race, lasen, war: Eis. Zwei Stunden danach meldet der Auslugmann Reginald Lee: „Eisberg dicht vor uns!“ Hört durchs Rohr den Dank, die Signalglocke, spürt noch, wie sich das Ruder anstemmt; zu spät. Von der letzten Sprosse der Strickleiter, die ihn aufs Deck trug, sieht er Heizer mit ihren Kleiderbündeln fuchteln und fängt ihren Schreckensschrei auf: alle Kohlenkammern seien überschwemmt und die Eisfluthen nicht mehr zu dämmen. Mitternacht.

Der „Titanic“ war das größte Dampfschiff, nicht eins von den schnellsten; doch sein Silberstern blinkte auf einen Record des Unsinns hernieder. Wollen die Meertitanen sich damit weiter

Google

brüsten, dann ist aller Liebe, alles Hasses Mühe nutzlos verthan. Rettungboote, die jedem Kohlenschlepper, jedem Küchenjungen Raum gewähren? Dann muß ein „Imperator“ sechzig Boote mitschleppen, deren jedes mindestens achtzig Menschen faßt. Und wie oft ist die See so still, die Hilfe so nah, die Schiffsordnung so ungestört, daß die Boote unbeschädigt ins Wasser kommen und in Sicherheit bringen? Nothobdach für ein tausendköpfiges Volk: lieber dann, wie der Deutsche Kaiser thut, ein Begleitschiff auf die Reise mitnehmen; oder, statt eines Riesen, zwei mittelwüchsige Dampfer zugleich, mit demselben Kursbefehl, ausschicken, auf daß einer dem anderen aus der Fährniß helfen könne. Menschenschuld? Vom sicheren Port läßt sich gemächlich rathen. Smith war den Kameraden das Vorbild seemännischer Tüchtigkeit; daß er auf der ersten Fahrt des neuen, mit Millionen beladenen Schiffes die Pflicht versäumt habe, müßte bündig bewiesen werden. Herr Ismay, Direktor der White Star Line, wurde (und wird noch) ein Scheusal gescholten. Vielleicht ist ers. Thatsachen, die ihn in die Sünderecke weisen, kamen bis heute noch nicht ans Licht. Er war Passagier, dem Kapitän unterthan und hat sich, wie fünfhundert andere Passagiere, aus dem sinkenden Schiff ins Leben gerettet. Spät; nachdem er an der Rettungarbeit redlich mitgewirkt hatte. War von ihm zu fordern, daß er als Heros sterbe? Wem hätte sein Martyrtod genützt? Der Sterngesellschaft, der er sich bis zum letzten Wank verlobt fühlen mußte, wäre der wichtigste Zeuge entzogen worden. Der einzige Mann, dessen Aussage verhüten konnte, daß die Wucht der Regreßansprüche und der Widerstand der Ersatzpflichtigen auch die Company in vernichtende Wirbel reiße. Er hatte das Schiff nicht gebaut noch geführt; und der Kapitän, den ein Kontorkönig in unziemliche Eile gehetzt hätte, stünde als Wicht vor dem Richterstuhl. Die Menschheit, selbst die auf Papiermärkten wimmelnde, hat sich (nicht zum ersten Mal merkts der Betrachter) noch immer nicht in die Denkform der Aktienzeit gewöhnt. Herr Ismay ist nicht, wie manche Stütze der von Ibsen und Kielland beleuchteten Gesellschaft, ein Privatrheder, der für seinen Profit bangt und trügt, sondern ein Glied des Gesellschaftvorstandes, der die Lebensmöglichkeit des Unternehmens und drum den Vortheil der Aktionäre zu wahren hat. Er wäre nicht der schwärzeste Schuft, sondern der dümmste Tropf gewesen, wenn er mit hellem Bewußtsein ein untüchtiges Schiff aus dem Hafen getrieben, zu wilder Meer-

Google

haß gespornt und so dem Ruf der Gesellschaft ein Leck gerissen hätte, dessen Dichtung wohl erst nach Jahren gelang. Soll rechtwärts, linkwärts das inquisitorisch dräuende Auge nach Menschenschuld spähen und der Aberwitz des Systems dem Gericht entschlüpfen? Eines Systems, dessen höchstes Ziel ist: die Schiffsgäste mit hunderttausend Blendmitteln vergessen zu lehren, daß sie auf dem Ozean sind? Nur ein im Kulturwaarenhaus Aufgeputzter wills vergessen. Weil er unfähig ist, das Meer zu erleben, auf Goldstuck und Marmor starren, zwischen Morgen und Abend dreimal warme Speise schlingen, sich in ein Orientalenbad, ein pariser Hetärencafé, an einen moskauer Schlemmertisch, zu Ritz, Maxim, in die Eremitage oder zu Cecil träumen, um Perlen schachern oder auf dem sichtbarsten Deckplatz einen Kamelrücken erklettern. Das will der Yankee? Und gliche er, der Prototypus, dem Goldgräber einer verschollenen Mär, dem Nishnijmeßner, der dem dicksten Zigeunermädel einen halben Hundertrubelschein hinwirft und auf ihr bemaltes Menschenantlitz die Weisung speit, die andere Hälfte nach Zwei unter seinem Laken zu suchen: ists rühmlich, solche Triebe zu streicheln, gegen hohen Zins in Sattheit zu päppeln?

Ists vernünftig? Den Pomp, das Prassen und wüste Spiel sieht auch die Mannschaft. Knirschend der geplagte Schiffsoffizier. Fünfunddreißig Jahre alt. Vier Jahre gefahren; Navigationsschule; Militärdienst; zwei Jahre auf Frachtdampfern; wieder Schule; Kapitänsexamen; Eintritt in eine Großrhederei; zuerst hundertzehn, jetzt hundertachtzig Mark Monatsgehalt; über zweihundert kommt er so bald nicht, über dreihundert kaum jemals; braucht dabei für die Uniformröcke (Rhederei und Militär) schon einen Haufen; und kann stets, ohne Angabe eines Grundes, aus dem Dienst entlassen werden. Heirath wäre Leichtsinn; die Familie müßte darben und sänke in Pfützen, wenn eine Zeit schlechten Geschäftsganges den Ernährer vom Passagierschiff auf einen Kohlendampfer scheuchte. Hartes Brot. Und eine Verantwortunglast wie kaum irgendwo auf festem Boden. „Der Wachhabende hat bis zur Uebernahme des Kommandos durch den Kapitän in jeder Hinsicht nach eigenem Ermessen zu handeln und sich jeder Zeit bewußt zu sein, daß er in Abwesenheit des Kapitäns die volle Verantwortung trägt.“ Das liest der Schiffsoffizier im Vorwort zum Wachordrebuch. Die volle Verantwortung für die Sicherheit des Schiffes, durch das fünftausend Menschen kribbeln, das dreißig

Google

Millionen gekostet hat und noch vierzig speichert. Der Entgelt ist mager. Dazu dieses verwirrende, aufreizende Schauspiel. Tag vor Tag. Zwischen Lunch und Thee wird an einem Tisch, nicht von Schlemmern, sein Monatssold verzecht. Rechts Tanz, links Tennispartie. Unter der Pflichtsphäre regt sich in dem Ausgucker der Nachgedanke: „Wie hättest Du den Ball geschlagen, den der Lange morgens so plump verhieb?“ Und am Tau zittert die Hand des Jungen, dessen Blick vor einer Stunde die Ballblöße duftender Damen streifte. Die Gesammtleistung dieser schlichten Seemenschen übersteigt jede Schätzung; übertrotzt die Gefahr. Wer aber säße getrosten Herzens in einem Eisenbahnzug, dessen Bedienungmannschaft, Führer und Wächter, auf einem Schauplatz buntesten Protzenvergnügens und frechster Snobgaukelei zu arbeiten hätte?

Remember.

Manches mag auf dem „Titanic“ schlecht gewesen sein; schlechter noch als auf dem „Great Eastern“, von dem Victor Hugo einst sang: „Oeuf de Titan dont l'homme avait fait un navire!“ Dessen Eingeweide dem Dichter von einer Feuersbrunst durchlodert, dessen Anker ihm ins Gewicht eines Thurmes zu wachsen schien. Viel schlechter. Ueberlebt dennoch nicht Großes im Gedächtniß? Marconi wurde schnöder Geldgier verdächtigt; dann kaum noch erwähnt. War aber der Nutzen des Werkes, das der junge Sohn italischer Erde auf der von Heinrich Hertz gefügten Grundmauer erstehen ließ, nicht gestern noch unermeßlich? Dem Findergenie Marconis, das die Möglichkeit schuf, aus finsterer Meilenferne, durch Sturm und Nebel, Helfer herbeizurufen, danken die siebenhundert Geretteten ihr Leben. Ihm; und dem tapferen Jüngling, der noch in höchster Schiffsnoth nicht von dem Funkenapparat wich. Lernet in Menschlichkeit wieder Größe suchen! Als die Fluth schon in die Maschinen schlug und der Titanenrumpf sich, wie eines zu Tode getroffenen Wildthieres, bäumte, spielte die Schiffskapelle, als waltete stillster Friede, noch den Choral: „Näher Dir nun, Herr Gott!“ Kein armer Musikant entlief schlotternd der Trösterpflicht. Kein Steward, kein Heizer drängte sich in den Sonderdienst der Dollarpotentaten, deren jeder ihn, Kind und Kindeskind mit lässigem Griff in den Glanz heben konnte. Sieben Achtel aller Frauen gerettet, sechs Hundertmillionäre ertrunken: dieser Grabspruch überdröhnt für immer die schrillsten Rügelieder.

Google

Hermann Harry Schmitz.*)

Lieber Hermann Harry Schmitz, wie manches Mal haben wir, wenn Sie als ein leidenschaftlich interessirter und aufgeregter Zuschauer bei dem Passionspiel unseres Lebens doppelt elend, hager und eingestürzt aussahen als gewöhnlich, darüber gescherzt, daß ich dereinst an Ihrem Grabe die Leichenrede halten müßte. „Mitbürger!“ (So ungefähr würde ich dann beginnen und ein trauriges Gesicht dabei aufzuziehen versuchen wie Falstaff, da er Heinrich den Vierten tragirte.) „Mitbürger! Hermann Harry Schmitz ist nicht mehr. ‚Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian‘, wie Lessing sagen würde. Er wird Euch keine Grimassen mehr vorschneiden und keinen tollen Schabernack mehr treiben. Er wird Euch nicht mehr ärgern, nicht mehr kitzeln, nicht mehr zum Lachen noch zum Fluchen bringen. Er ist ganz und gar unschädlich geworden bis auf seine Bücher, die er uns hinterlassen hat und die niemals auf den Index gesetzt werden, weil sie als viel zu harmlos gelten. O, meine Mitbürger, er war gar nicht so harmlos. Laß es mich Dir nachsagen, edler, nun ganz erblichener Freund; denn darum habe ich Dich lieb gehabt! Er war auf manche Menschen, und nicht die besten unter uns, höllisch geladen und für solche war es eben so gefährlich, mit ihm umzugehen, wie mit einem nicht abgestellten Revolver. Ja, ich scheue mich nicht, es an seinem Grabe zu sagen, er hat manche seiner Kreaturen geradezu gehaßt. Ich nenne in Parenthese, um ihm nicht hinterdrein noch zu schaden, nur seine umständliche, schwerfällige Tante Gottmeih Schlüngel, die sich plump wie eine Dampfwalze durch unser heutiges Leben drängte, oder seine schrecklichen Bekannten Benders, die er vor lauter Haß fast wieder geliebt hat: diese ewigen Benders, die wir Alle kennen, mit ihrem Hausputz im Frühjahr, der sich regelmäßig alle Jahre wiederholt, Benders, die eine Kaffeemaschine haben, die Alles besser wissen, denen nichts mehr geschehen kann, weil sie gegen jede Unbill des Geschickes versichert sind, Benders, die Einen mit nützlichen Rathschlägen auf den Bahnhof bringen, denen man Ansichtpostkarten schreiben muß, die man an der Table d'hote in der Sommerfrische wie im Riesenspeise- oder im Zanderturnsaal des Sanatoriums wieder- und wiedertrifft.

---

*) Die Grotesken dieses edlen Jünglings sind unter dem Titel: „Der Säugling und andere Tragikomoedien“ im Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen.

Google

Es gab eine Zeit, meine lieben Leidtragenden, da der Künstler (und zu dieser Gilde darf man den teuren Toten mit größerem Recht als Julius Wolff oder Ottilie Wildermuth zählen) sich nichts Lieberes wußte als Dieses: dem braven Bürger das Gruseln beizubringen und ihn durch Seiltanzen, Feuerfressen und Zaubereien zu verblüffen und vorher wie nachher dabei laut: „Ecco! Ecco!“ zu schreien. Nein, ein solcher Buhmann ist unser Hermann Harry Schmitz nie gewesen. Er hatte dafür eine gute, fast zu gute Kinderstube hinter sich. Seine Manieren waren wie seine Fingernägel wohlgepflegt und peinlich gut gehalten. Er behandelte seine Mitmenschen im Leben stets, wie wir Alle, mit vorzüglicher und ausgezeichneter Hochachtung; und kein unbezahlter Schneider klagt an seinem Grabe. Er war kein Bürgerfresser, dieser gute selige Schmitz. Er war es schon seinem Namen, der ihm zu seinem Entsetzen bei der großen Namenauslosung zugesprochen und angehängt worden war, schuldig, sich nicht niederträchtig und ausgesucht teuflisch zu benehmen. Die gute Fee, die sich trotz dem Sorgethapparat, der ihn als Säugling gerettet hat, nicht abhalten ließ, auch an seiner Wiege wie beim Dornröschen zu erscheinen, hatte ihm gleich Yorick, Hamlets einziger schönen Jugenderinnerung, eine gute Gabe verliehen: einen unendlichen Humor. Freilich nicht den beliebten niederdeutschen Humor mit der berühmten Thräne im Auge, sondern mehr den nihilistischen, zerstörerischen, auf Bubenstreiche und entsetzliche Finales ausgehenden Humor des von der Akademie gejagten Historienmalers a. D. Herrn Wilhelm Busch aus Wiedensahl.

Daher sind seine fürchterlichen Schlüsse, die mir mit das Liebste an dem munteren Kauz gewesen sind, zu erklären: dieses Tohuwabohu, in dem seine meisten Grotesken auslaufen, dieses Kaputschießen seiner Figuren am Ende, dieser Vandalismus, der, notabene, in jedem Deutschen steckt, diese läppischen Kindereien, wie das verehrungwürdige große Publikum sagte, die er zum Schluß seinen Geschichten wie einen gräulichen, neunundneunzigmal geringelten Schwanz anhängt. Dieses germanische metaphysische Gemüthsbedürfniß, hernach irgendwie Radau zu machen, das den edler Holsteiner Detlev von Liliencron, wenn er betrunken war, mit Vorliebe in eine Schießbude zu treiben pflegte, beseelte auch unseren sanft Verstorbenen. Er hat sich leider dadurch viele Sympathien und, was schmerzlicher für ihn war, noch mehr Käufer verdorben. Denn der heutige Deutsche hat es gern, wenn die Sachen, die er noch zu lesen geruht, still und vernunftgemäß ausgehen und plötzlich, aber motivirt wie unaufgezogene Uhren, stehen

Google

bleiben. Und er scheut Dinge und Erzählungen, die damit enden, indem sie abrasseln wie tollgewordenes Zeigerwerk, das sich ohne Hemmung auf einmal blitzschnell zu drehen anfängt und schließlich taub läuft. Der normale Deutsche rückt hörbar und unverkennbar von Einem ab, der eine Schraube los hat. Der Spleen ist, Gott sei Dank, eine englische Krankheit geblieben, die nicht unter den schwarz und weißen Fahnen gedeiht. Wir sind immun gegen dieses Gehirngift; oder wir werden es, wenn wir auf eine kurze Zeit nach Berlin deportirt worden sind.

Ach, ich glaube, ohne mich einer Leichenlästerung schuldig zu machen, bei dem Entschlafenen war sicherlich irgendwo mindestens eine Schraube los. Er konnte bei den lautesten und neusten Errungenschaften unserer modernen schnelllebigen (schon dieses Wort war ihm gräßlich) Zeit vor Nervosität zittern wie ein Pferd vor einer Eisenbahn oder einem Automobil. Ganz einfache Dinge, die ein Kind heute schon ohne inneren Schaden absolvirt, wie eine Schaukelbadewanne, das Ostende des kleinen Mannes, ein Kursbuch oder eine Steuererklärung oder die spiralförmig gewundene Sperre vor einer Theaterkasse konnten ihn noch rabiat machen. Eine einfache Blinddarmamputation, der sich jetzt jeder bessere Bankier und jede vornehme Dame, die auf sich hält, wie einer einfachen, harmlosen Badereise zu unterziehen pflegen, regte ihn noch in übertriebener Weise auf, ja, hätte ihn fast ins Irrenhaus gebracht. Er gehörte zu Denen, die das Räthsel der Sphinx nicht mit der Promptheit und Einfältigkeit eines Oedipus errathen und beantworten und damit Alles gefressen zu haben glauben. Er stutzte vor allen Neuheiten und hörte im Gegensatz zu Denen, die Alles, selbst das Fliegen, schon als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen, niemals auf, sich zu verwundern, so lange er seine innere Maschine laufen ließ. Dabei war er durchaus nicht altmodisch gesinnt. Er spielte nicht auf der grünen Wiese mit einer Mandoline oder Ziehharmonika hinter unserer Zeit Verstecken und ich muß ihm darum den schönen und gemüthvollen Titel „Heimathdichter“ noch nach seinem Tod vorenthalten. Drum fiel ihm auch nicht ein, Gott einen guten alten Mann zu heißen, sondern er rief zum Kummer seiner stillen und behaglichen Mitreisenden mitunter laut nach dem Beschwerdebuch und stellte sich manchmal fast so an, als hätte er gar die Nothbremse ziehen wollen.

Wenn er einen weißen Bart gehabt hätte statt eines ironischen Mundes, so wäre er vielleicht der große deutsche Gesellschaftreformator geworden, als dessen Vorläufer Johannes dereinst Sudermann erstanden ist. Aber diese prachtvolle Rolle des

Google

deutschen Shaw verdarb er sich dadurch, daß er, statt ernst zu bleiben, immer wieder ausplatzen mußte und gleich einem total Betrunkenen die ganze Sache und die heutigen Leute zu komisch fand. So sahen wir ihn oft (und wir wollen, an seiner frischen Grube stehend, ihn jetzt dieser Sünde lossprechen) auf offener Straße oder zwischen unserer ernsten Arbeit, die nach Schiller des Bürgers Zierde ist, lachend herumstehen und hörten ihn wie einen Berauschten auf einem Maskenfest unaufhörlich wiederholen: „Es ist zu komisch, zu komisch!“ Er hatte freilich den Takt und die von Gott gewollte staatsbürgerliche Bescheidenheit, seine höchst zweifelhafte Weltanschauung oder die Rudimente einer solchen nicht als Evangelium auszuschreien, was man sich übrigens auch verboten hätte. Er machte sich im Leben kaum breiter als jetzt im Tode und lehnte sich still und scheu auf den kuriosen Posten, den er in der Welt einnahm, gleich dem kleinen, dünnen Spazirstöckchen, das ein Thunichtgut an einen Baum an der öffentlichen Promenade hingestellt hatte und das ganz Krähwinkel in Revolution und Nervenzerrüttung brachte. An diesem seinem besonderen Platz, von dem er die Leute bald wie ein Konkav-, bald wie ein Konvexspiegel, dergleichen man wohl noch auf kleinen Jahrmärkten sieht, abmalte, ließ er sie vorbeipassiren: den Lieutenant Anatol Brustkorb, den Rath Schnödelkrum, den Chirurgen Professor Langebühdel, den Gießkannenfabrikanten Pröbster, die Tante Ameisenei, den Fürsten von Printe-Hefeteil-Hubbelrath, die Pantherdame Lola Hirschtalg, die Waarenhausdirektrice Veranda Cohn, den Naturschwärmer Goliath Bumke, den Versicherungagenten Engerling Daumentrost, den Kolonialwaarenhändler Mehlenzell, das Dienstmädchen Anna Knaterbull, den Engländer Mister Botteram, und wie sie Alle bei ihm heißen mochten. Und auf dieser ihm nach dem Willen des Höchsten zuertheilten Stellung als chroniqueur comique unserer Zeit hat er Stand gehalten bis ans Ende, da der Tod seine schwarze Visitenkarte mit p. p. c. bei ihm abgab, die er mit einer seiner liebenswürdigen Verbeugungen in Empfang nahm. Er war als ein allzeit fröhlicher Spektator seiner Mitmenschen (ich scheue mich nicht, meine Leichenpredigt mit einem Schwung wie Bossuet, der größte Kanzelredner des allerkatholischsten Königs, zu enden) ein Phänomen, ein sehenswerthes Wunderthier. Möge ihm die Erde leicht sein, wie er ihr leicht gewesen ist! Ave anima non candida!“

Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Google

Erich Korngold.

Die Geschichte des jungen Korngold klingt wie ein Märchen. Und im Grunde ist sie auch eins. Denn das Wunder, das in jedem richtigen Märchen verkommen muß, hat sich unter Umständen ereignet, die stark an die Fähigkeit, zu glauben, appelliren. Der junge Korngold lag an Masern krank. Im Fieber fühlte das Kind etwas Unerhörtes und Neues in sich; es hörte plötzlich Melodien und spürte das brennende Verlangen, diese Melodien zu spielen und aufzuschreiben. Von dieser Zeit an beginnt das Schaffen eines Knaben, der vor Kurzem erst im leipziger Gewandhaus wie ein alter Meister begrüßt und gefeiert worden ist. In einem Zeitraum von vier Jahren hat das Kind Räume durchmessen, Fertigkeiten erworben, die wir Anderen mühsam durchmessen, mühsam erwerben. Zwischen dem wunderlichen Tag, da es den Musiker in sich entdeckte, bis zu jenem, da es sich überwand, liegt ein Prozeß der Verinnerlichung, der in der Geschichte der Musik fast vereinzelt dasteht. Ein Wunderkind, sagen Alle, die das Wunder dieses Kindes nicht kennen und glücklich sind, eine Erscheinung durch ein Wort zu erledigen. Aber beim jungen Korngold fehlen gerade die üblichen Attribute des Wunderkindes: das „für sein Alter Erstaunliche“, die „Frühreife“. Sobald der feurige Bub mit den großen schwarzen Augen am Klavier sitzt und seine „Sachen“ spielt, verliert man ihn als die Erscheinung eines Kindes. Das Zufällige verschwindet, das Dauernde, mit dem Wesen Verbundene tritt hervor: kein Kind, kein Mann, ein Meister spielt Dinge, die ein Meister geschaffen hat. Das Wunderkindliche ist nicht in sich geschlossen; es liegt so zu sagen nach zwei, drei Himmelsgegenden frei und offen. Dort und da sieht man Wege in die Zukunft. Ganz anders begiebt sich, trägt sich das Wunder des jungen Korngold zu. Um Alles, was er schafft und spielt, schließt sich ein Kreis, thut sich eine Sphäre auf, darin der Keim schon zur Frucht geworden, das Werdende im Glanz der jugendlichen Sonne gereift erscheint. Versprechen und Erfüllung decken einander und nirgends bleibt Wünschbares. „Man kann nicht sagen: „Der junge Korngold wird“; noch: „Wenn er sich entwickelt, darf man von ihm Dies und Jenes erwarten.“ Sondern: „Der junge Korngold ist.“ Er ist, was er werden mußte.

In der Zone der Jugend findet man ziemlich oft durch Fleiß und frühen Ernst erworbene Tüchtigkeit in musikalischen Dingen. Kinder, die das Technische spielend überwinden, sind wahrhaftig nicht selten. Der Fall Korngold aber liegt ganz anders. In diesem

Google

Kind ist a priori, was wir erwerben. Die Totalität seiner musikalischen Natur verblüfft und übertrifft das Dagewesene. Das Fertige, Geschlossene, Gereifte in ihm sah Niemand werden und Stadien durchlaufen. Der junge Korngold hat den Ernst und die Größe des Kindes. Im „Schneemann“, im Klaviertrio, in den Klavierstücken, in den beiden Klaviersonaten steht das Monumentale oft dicht neben dem witzigen und grotesken Einfall, das Blühende, Verklärte, Sinnliche und Duftige neben dem Gepanzerten, neben dem mit Gedanken Beschwerten: das Kind neben dem Mann, der seine ernsten, weihevollen und doch auch Augenblicke einer in Sehnsucht geläuterten Heiterkeit hat. Dieses Kind ist ein Kind seiner Zeit. Der junge Korngold hat wenig Orchestermusik gehört, selten die Konzertsäle besucht. Die Erfahrung dieses Kindes verschwindet hinter dem Ursprünglichen und Instinktiven. Seine Musik trägt das in Schwung und Feuer erschaute Bild unserer Tage. Sie athmet mit dem Athem der Neuen, sie schreitet und tänzelt mit dem Gewicht und mit der Grazie einer in ihren Mitteln stark bereicherten Musikergeneration. Im neuen Klang aber entfaltet dieser wundervolle Knabe die alte Seele, die Musikantenseele der alten Unsterblichen. Wer das „Komponiren lernt“, steht zaghaft vor der hohen Mauer der „Form“, davor die musikalischen Gesetze als gepanzerte Wächter stehen. Du nimmst den ersten Vorhof, den des strengen Satzes, und den zweiten, den des freien, und nun erst darfst und kannst Du zeigen, wer Du bist; nicht, was Du durch die Form wirst, sondern, was die Form aus Dir und durch Dich empfängt, mußt Du zeigen. Und hier, an der Grenze vom Erworbenen zum Eigenen, beginnt das Leid des Komponisten. Er wird ein Komponist oder er wird im wahren und edlen Sinn des Wortes ein Tondichter. Das schöne Wort Tondichter ist leider verloren gegangen. Man gebraucht es nicht mehr, weil die Komponisten mit dem Titel Komponist zufrieden und glücklich sind. Aber der Begriff, glaube ich, ist, stillschweigend gleichsam, geblieben und wird bleiben, so lange die Fähigkeit der Kulturmenschen bleibt, Höheres vom Niederen zu unterscheiden. Der Tondichter nun schafft sich die Form, die ihm der Einfall mitbringt. Er wandelt, entzaubert und entwickelt den Sinn der ehrwürdigen und ewigen Gesetze des Klanges und die Vorschriften des Satzes, welche die Schönheit erlassen hat. Und gerade darin hat es der junge Korngold zu einer Meisterschaft gebracht, die jeden Musiker fortreißen müßte, sofern er nicht im Innersten gekränkt wäre. In der Geschichte des jungen Korngold freilich giebt es Viele vom Schlage der Gekränkten und Zurückgesetzten. Man kanns verstehen, kanns fühlen. Schließlich ists ja doch

Google

fatal, daß der junge Korngold im neunten Jahr seines Lebens schon hatte, was sie im Schweiße ihres Angesichtes erobern und sich mühsam abringen. Das Wunder dieses Knaben, der sich nichts abzuringen hat, ist für sie ein verdrießliches Wunder. Aber ich meine, daß man doch nicht, über diese Verdrießlichkeit hinaus, an das Wunder selbst tasten dürfte, sofern es beim guten Willen und der Redlichkeit des Gekränktesten bleiben soll. Neben Solchen, die nicht mitgehen können, giebt es die Anderen, die nicht mitgehen wollen und die daraus obendrein eine Tapferkeit und eine Tugend machen. Der Vater Julius ist Musikkritiker der „Neuen Freien Presse". Natürlich, rufen sie, da gehts leicht. Da braucht der Vater nur zu winken: und die Klavierspieler und die Dirigenten thun sich auf und lächeln freundlich, weil sie die Zeitung als sicherstes Instrument zur Erwerbung der Unsterblichkeit betrachten. Und auch die Kritiker „fürchten" sich und schwingen das Rauchfaß vor dem jungen Korngold, um dem „alten" ein Opfer zu opfern. Und so beiläufig.

Der Bub leidet darunter, hat weder den liebenden Eifer des Vaters nöthig noch die „Aufmachung" durch Wohlwollen von dieser oder jener Art. Eine Erscheinung wie diese rückt aus dem Lärm und vor Allem aus dem Bereich jener Lächerlichen, die immer noch glauben, eine Zeitung sei im Stande, Unsterbliche zu ernennen, wie der König von England seine Pairs. Ich habe keine Sorge um ihn, „ob was aus ihm wird," aus ihm, der heute schon mehr ist, als die Anderen im glücklichsten Falle werden können. Für mich ist der junge Korngold ein Phänomen von ganz seltener, ganz köstlicher und hochinteressanter Einsamkeit, ein Phänomen von Dimensionen, die heute schon die Grenzen des Jugendlichen hinter sich lassen. Ein Fall von schwerer, später, reifer Kunst, die auf dem Humus der Kindlichkeit doppelt schön und verheißungvoll emporblüht, die zum Himmel lodert, wie die blaue Flamme zum nächtlichen Himmel Nietzsches. Ein Fall von Instinkt und musischer Ursprünglichkeit. Ein Fall von elementarer Schöpfungskraft und Einfallsfülle. Und schließlich nicht einmal ein Fall mehr, sondern Etwas, das vorgeht, das sich ereignet, das sich abspielt, wie eine Erscheinung, die sich nicht erklären läßt.

Nicht Zufall ist es, daß sie in Wien aufsteigt, daß sie die Tatze des Löwen und den lieblichen Blick wienerischer Kindlichkeit vereinigt. Wien ist die Hauptstadt des deutschen Talentes, namentlich des musikalischen. Hier wächst der echte, wenn auch nicht immer zum Urtheil reife Enthusiasmus, der zur Ueberschätzung hinneigt und auf dessen Grunde eine ganz merkwürdige Zärtlichkeit, ein ganz vereinzeltes Vertrauen in die Kraft der Kunst lebt. Die Aus-

Google

wüchse können das Gesamtbild nicht trüben. Hinter den heftig streitenden Musikparteien steht das Gefühl einer unbegrenzten Dankbarkeit für jede Wohlthat, die aus der Musik fließt. Hier „musizirt“ man in allen besseren Häusern. Hier leben die leidenschaftlichen Partitur-Mitleser. Hier wächst das ewig sich erneuernde, jubelfreudige und opferbereite Publikum der vierten Galerie, das Publikum der Opernlieblinge und Stars, hier gedeiht der Begriff Gemeinde im Geist einer lebhaften künstlerischen Theilnahme. Hier hausen endlich die Sonderlinge, die „Typen“, die Interessanten. Und in den Rahmen dieses höheren Treibens und Empfindens tritt die Gestalt eines schöpferischen Knaben. Ich blättere die Kompositionen dieses Knaben noch einmal durch: die Klavierstücke, das reizvolle „Schneemann“-Ballet, die beiden Klaviersonaten, das Klaviertrio. Arbeiten eines Kindes. Reif und schwer, oft schmerzhaft groß im Wurf, kühn im Konzept, gewaltig im Aufbau und in der Steigerung, dabei doch geklärt und geläutert durch eine blühende und ganz ursprüngliche melodische Erfindung. Moderne Musik, gesehen und gestaltet durch den genialen Instinkt eines Knaben. Das Wunder dieser Erscheinung wächst aber, seit dieser Knabe für das große Orchester schafft. Eine Schauspielouverture ist unter Artur Nikisch im leipziger Gewandhaus aus der Taufe gehoben worden. Sie zeigt die machtvolle Eigenart des Knaben, seine Phantasie, seine sichere Empfindung für das Dramatische, seine blühende Melodie, seinen Einfall im Bau der Kontraste. Das Orchester meistert er wie ein Gereifter und Vertrauter; und klatscht in die Hände wie ein richtiges Kind, das neugierig ist, obs auch schön klingen wird. Die Erwachsenen schütteln den Kopf. Aergern sich auch. Sind wild darüber, daß hier einem Kinde gegeben ist, was sie durch Arbeit und Mühe erwerben. Vertrusten sich gegen das Wunder. Aber Das nützt wenig. Was echt ist und vom Himmel gefallen, wird stärker als seine Widersacher. Mich packt dieses Ereigniß in der Kinderwelt. Es stimmt mich zu Jubel und nicht zu Zweifel. Keine Sorge fühle ich für dieses Kind. Unser Leben ist arm an Erlebniß. Um so reicher müßte man dieses begrüßen, um so zärtlicher und rückhaltloser fördern, um so freudiger ihm die Ehre zollen, die sonst so leicht und so verschwenderisch an Mittelmaß und redliche Tüchtigkeit abgestattet wird. Dieser kleine Meister aus dem Lande der Jugend ist stark genug, sich zu erobern, was man ihm verweigern möchte.

Wien. Hans Liebstoeckl.

Google

Die Heimkehr des Falken.*)

Nein: er hätte gestern der allerdings heftigen Ohrenschmerzen und des kalten Mondscheines halber noch lange nicht Opium nehmen müssen. Zwar waren dann goldene Sterne zum Tanz an der Zimmerdecke erschienen, überirdischen Rosenduft und unnennbares Entzücken verbreitend, bis Granatäpfel, die eine durchaus angenehme Bitterkeit mit ihrer Süßigkeit verbanden, auf seinen Lippen zergingen und er eine Mir Taimuri-Melone zu kosten vermeinte, von solcher Zartheit des Geschmackes, daß er darüber in Ohnmacht fiel. Aber als er endgiltig aus dem Schlaf sank, lächelte nicht in ihm die Seligkeit des genesenden Jünglings; dumpfe Schauer rüttelten an einem der vielen Anstrengungen satten Körper. Von außen kam gewiß mehr keine Hilfe. Die Türkise vom Berge Myoghil hatten nicht geholfen. Vergebens trug er ein goldgeziertes Geflecht aus den Schwanzhaaren der Bergkuh. Wie viele Aerzte und Mullas waren befragt worden! Keiner fand den Trank der Gesundheit. Auch die Träume waren nicht die beruhigendsten gewesen. Gänse hatte er gesehen, die sich in der Schlinge ihres Halses an Aesten kahler Bäume erhängt hatten. Die mehrdeutige Auslegung, die Abul Baka, der Oberste der Koranstecher, diesem Gesicht gegeben, war ebenfalls Alles eher denn befriedigend zu nennen. Schwäne zu werden, hätten die Gänse diese streckende Uebung ihres Halses vorgenommen. Dem Padschah stehe bevor, in ein Reich einzuziehen, in Vergleich zu dem das reiche Hindostan ein kahler Ast sei. Noch wollte er nicht in jene Welt, in die ihn nur der Tod gebären konnte.... Zwar, wenn man die Sache recht bedachte: was gab ihm noch das Leben? Heute, kaum er sich mühsälig erhoben, das nicht eben große Vergnügen, den unseligen Maharadscha Tschanden Singh in Abschiedsaudienz zu empfangen. Den selben Maharadscha, den er seines Landes beraubt, gedemüthigt und mit einer dürftigen Statthalterschaft abgespeist hatte. Aber welcher Dschinn hatte auch diesen Menschen geheißen, Humaiun einen wunderschönen blauen Falken zu schenken, der nach kurzer Zeit, einen Reiher verfolgend, entflogen? Da der arme Humaiun gerade in der Genesung von einer heftigen Krankheit begriffen war, so hatte durch diesen Verlust heraufgerufener Schmerz einen Rückfall verursacht, der den Kranken in ein dumpfes Hinbrüten

---

*) Eine Probe aus dem wunderlich-kräftigen Phantastenbuch, das, unter dem Titel „Der Selbstmord eines Katers", bei Georg Müller erscheint. Ein Phantastenbuch muß mans wohl nennen. Der Verfasser (wohin er will und gelangen kann, welches Entwickelungstadion seinem Talent erreichbar ist, fühlt man noch nicht recht) hat sich ein Weltbild erträumt und müht sich, fast allzu eigensinnig, den Leser in den Glauben an die Realität dieses Weltbildes zu zwingen.

Google

versenkte, aus dem ihn nicht einmal der Anblick ähnlicher Falken reißen konnte. Und er, der Vater, mußte sich gesund stellen, täglich blutenden Herzens Siegesfeste feiern, Dankgebete sprechen, nach wie vor gleichgiltige Menschen empfangen, jedem halbwegs mächtigen Mogul seine außerordentliche Freude aussprechen, ihn zu sehen ... Allah sei Dank! Die frische Luft begann ihre Wirkung zu thun, die Sonne schien freundlicher zu scheinen, die Geschwüre brannten nicht mehr, er fühlte sich wieder wohler, die Leichtigkeit des Schrittes, die er anfangs der tausend Augen des Hofes halber erzwingen gemußt, sie stellte sich von selbst ein. Die Kraft kam zurück. Was sollte, was konnte er thun? Sollte er saure Kirschen, rothe Brustbeeren, Trappeneier essen, das weiße Thier jagen, unter gewaltigem Palmweintrinken auf einem Gangesschiff das Fest der Erinnerung an irgendein Weib oder eine Schlacht mit tausend Toten feiern, deren blutige Augen ihn dann doch unwiderruflich in der nächsten Nacht heimsuchen würden? ... Kämpfe wüthender Kamele und Elefanten auf einer Insel, wo sie nicht ausbrechen konnten: recht spannend; außerdem hätte er längst schon wissen wollen, wie sich ein Rhinozeros einem Elefanten gegenüber verhalten würde. War er aber dann besser als der kleine Nasir Schah von Bengal, der Liebhaber der Kampfheuschrecken? Wie wäre es, wenn er über die Dschamna schwämme und versuchte, in weniger als dreiunddreißig Stößen hinüber zu gelangen, was er noch im vorigen Jahr geleistet, womöglich zu unterbieten? Nein! Die Anstrengung konnte ihm schaden; besser: er stellte sich vor den Spiegel und schaute, wie ihm das goldene Diadem und der goldene Gürtel des besiegten Rana Sanka zu Gesichte ständen.... Was hinderte ihn, künftiger Langeweile vorbeugend, den Auftrag zu ertheilen, ihm nach und nach alle Unterthanen und Unterthaninnen seines ungeheuren Reiches vorzuführen, auf daß er jeden ansehe und mit ihm spreche, ob vielleicht mit einem von ihnen eine Vereinigung der Seelen möglich wäre und er dadurch vollends genese, den Dattelbaum seines Daseins auf den Dattelbaum des Daseins eines Anderen pfropfend zur süßesten Frucht der Freundschaft ... Dies konnte er; was noch? In doppelt besohlten Stiefeln von einer Mauerzinne Agras hoch durch die Luft zur anderen springen, unter jedem Arm einen Mann... Und Gedichte machen im Metrum Zerb gerb, abter gah, mahbun mehzuf! Viel mehr Möglichkeiten standen ihm ja nicht zu Gebot. Alles kehrte wieder. Der Fall der Sonne, der Aufstieg des Mondes und übrigen Himmelsgeschmeides, nein: Himmelsgelichters. O Größe des Wechsels! Und da gab es noch Leute wie diesen Tokteh Bugha Sultan, die vermittels des im Kopfe eines Pferdes gefundenen und in Thierblut getauchten Zaubersteines der Abwechslung wegen Regen machten, wenn es trocken war, und umgekehrt ... Wenn er sich wenigstens betäuben könnte! Sein Verlangen nach Wein wurde plötzlich so heftig, daß er fast Thränen vergossen hätte vor unbefriedigt-wüthender Begierde. Und da: wahrhaftig, die Gärtner rechneten gar nicht mehr mit seiner Genesung und ließen den

Google

Park in Verwahrlosung fallen. Ein Haufen Ameisen mitten im Weg. Die einen schleppten mit ihren Kieferzangen Samenkörner von gewissen Kräutern herbei, andere zogen Eier an die prangende Sonne, wieder andere trugen unter großer Trauer die Leichen der Gestorbenen fort ... Wie es bei seiner Beerdigung zugehen würde? Er sah es vor sich: die Trauerceremonien würden verrichtet werden, und nachdem die Trauerzeit vorüber und die von Allah bestimmte Anzahl von Thränen abgeweint, würden von Köchen, die es nichts anging, Speisen zugerichtet und an Bettelmönche, Arme und Hilfbedürftige vertheilt werden. Der Scheich ul Islam würde Lesen des Koran und Gebete für die Seele des Verblichenen anordnen und die Trauer der verschiedenen Herzen durch diese Zeichen der Liebe beschwichtigt sein. Der Nachfolger, wer er auch sei, würde nach einigen Tagen ruhig dem Guß einer Kanone zusehen und die Früchte des Mangobaumes genießen, dabei den Tanz eines Mädchens bewundernd. Mehdi Kwajeh, sein Schwiegersohn, vielleicht nicht, denn dieser Kriegsheld hatte nie den Muth, ein vollbrüstiges Weib gerade anzuschauen ...

Gut, daß Syed Dekni Schirazi ihm jetzt entgegenkam. Er hatte diesem Wasserfinder erst unlängst große Geschenke gemacht, aber mit den Wasserkünsten im Garten war es noch recht armsälig bestellt. Wegen der Unordnung im Park zur Rede gezogen, machte der Syed lächerliche Ausflüchte und konnte den Wein am Schluß nicht hindern, mit leiser werdender Stimme zu fragen, ob, was Allah verhüten möge, Sultan Humaiun Khan wirklich krank darniederliege. Eine schneidende Handbewegung, das Mahnwort: „Die rothe Zunge giebt den grünen Kopf oft den Winden preis“, ließen den Schwätzer verstummen; plötzlich jedoch schrie der Syed mit den Fingern in die Luft, solche Heftigkeit der Freude im Antlitz, daß selbst der Muthigste sich schnell einige Schritte von ihm entfernt hätte, in der Meinung, der Wasserfinder sei vor Schrecken in Wahnsinn gefallen. Aber ein wohlbekannter schwarzer Punkt, auf einen anderen größeren niederstrebend, ließ den Padschah die Freude des Syed theilen und der besseren Aussicht wegen an den Teich vortreten. Einer der kleinen Kieselsteine am abschüssigen Ufer machte ihn straucheln. Vielleicht hätte er sich vor dem seiner Erkältung gefährlichen Bad noch retten können, aber ein Rest vom Genuß des Opiums hinterbliebener Trägheit und noch Etwas in ihm, das gern wissen wollte, welchen weiteren Verlauf die Dinge nehmen würden, wenn er in den Teich fiele: Dies hinderte ihn daran, sich vor dem Sturze zu bewahren. Und als er auf einmal im kalten Wasser auf dem Grunde lag, schien ihm in der Erstarrung seiner Seele ein solches Ende recht zu sein. Nur unwillkürlich regte er die Hände und tauchte auf. An das hochliegende Ufer konnte er nicht, Falke und Reiher, größer werdend, ließen ihn staunen über die Sinnlosigkeit der noch unabsehbaren Umwälzungen, die in einem so gewaltigen Reich ein kleines Thier hervorzurufen vermöge. Ein Thier, das ihn und Humaiun vom Leben zu trennen vermöchte und von Hin-

Google

dostan, dem unter tausend Gefahren errungenen. In nicht mehr Zeit, als Milch zum Sieden brauchte. Vorige Woche noch hatte er selbstbewußt niedergeschrieben: „Wir Dichter sind die Führer jener Andern, die mit uns im Schlafe wandern“, und heute warf ihn (o Mangel an Wachheit und Geistesgegenwart!) ein alberner Falke ins Grab ... Dem Syed hatte er mit Enthauptung gedroht: und nun lag er im Teich des Syeds! ... Dann aber kehrte ihm das Lächeln wieder, als er der Dorflehrer gedachte, die unter Palmen, der Derwische, die in Moscheen von dem unscheinbaren Werkzeuge reden würden, dessen sich Allah bedient, um einen Aergerniß und Nachahmung erregenden Weintrinker und Vater eines Weintrinkers zu verderben ... Die Schwertlilien am gegenüberliegenden Ufer verbeugten sich vor dem Wind und ein weit weg im Leben mit erschrecktem Schrei auffahrender Pfau erinnerte sein dämonisches Gedächtniß nur an eine alte Aufzeichnung, in der er gesagt hatte, wie nach der Lehre des Imams Abu Hanifeh das Pfauenfleisch eine erlaubte Speise sei, aber gleich dem Fleisch der Dromedare mit einigem Widerwillen genossen werde.

Selbst Wucht, Blut und Koth des niedersausenden Reihers rissen ihn nicht aus seiner kalten Benommenheit. Erst der Syed, der den Teich angelegt hatte und ihm nun beim Herbeieilen einiger Höflinge zaudernd und ängstlich nachgesprungen war, als fürchte er die Rache des künftigen Herrschers, wenn er sich allzu hilfreich erzeige, erst der Syed gab ihn einigermaßen dem Leben wieder. Mit einer Art Schadenfreude sah er die Angst des Wasserfeindes in dessen Hand zittern, dann sah er irgendein Buch, am Besten seine Denkwürdigkeiten, gebunden in die Haut seines Retters, in die Welt hinausgesandt von den Feinden Humaiuns, von Mehdi Kwajeh oder wer sonst sein Nachfolger war. Der Syed und einige Höflinge halfen ihm ans Land, trockene Mäntel wurden mit großem Eifer gereicht, er stieß sie zurück: nun konnte ihm nichts mehr helfen. Ja, wenn jener mongolische Wundarzt anwesend wäre, der ihm vor Jahren die Schädelwunde geheilt und andere Wunderkuren vollbracht hatte, dann allerdings! Aber der gesegnete Mann war seit Langem schon wie verschollen ... Haha! Fast hätte er der Versuchung nachgegeben und den schuldtragenden Kiesel gesucht und aufgehoben, auf daß ihn der diesem Stückchen Erde Alles verdankende Thronfolger in Gold fassen könne. Der ungleich schuldigere Falke ... Da sah man schnell, wie es um ihn und Humaiun stand: Keiner vom Hof hatte sich um das unheilbringende kostbare Thier gekümmert; es konnte fortfliegen, wann es wollte. Er streckte den Arm aus: der blaue Falke Humaiuns, blutigen Flaum in den Fängen, kam unsicher über die Kiesel geschritten und schwang sich ihm auf die Faust. Er preßte den heißen Thierkörper gierig an sich. Vielleicht kam Genesung, vielleicht war der Falke Glück; denn wie hatte er gelebt in den Tagen, da der Vogel fern war! Jetzt, jetzt würde wieder Friede einkehren in das Haus seines Herzens. Oder hatte Maharadscha Tschanden Singh, durch Mehdi Kwajeh von Humaiuns krankhafter

Google

Vorliebe für seltene Falken in Kenntniß gesetzt, aus Rache einen fluchtliebenden Falken abgerichtet, all dies Unheil zu bewerkstelligen? Und dabei stand auch schon der widerwärtige Pagan im Geist vor ihm, das einzige Auge von einem furchtbaren, blaurothen Aussatz umfressen... Geschrei! Ein Eunuche hatte, zwei Schritte von ihm, eine große Schlange erschlagen. Aus ihr kroch eine dünnere, welche, offenbar kurz vorher verschlungen, nicht im Geringsten beschädigt war. Aus der dünnen, betäubten kam wieder eine große Ratte hervor, die gleichfalls nicht verletzt schien. Ein böses Vorzeichen! Die große Schlange war natürlich er, die kleinere und die Ratte Humaiun und der Falke. Dies und in seinen Adern das Rauschen eines nicht mehr fernen Fiebers ließ ihn nun jede Täuschung der Großen außer Acht lassen. In ihm schrie es wie unabänderlich: „Der Falke kam, so muß ich gehen". Ohne daß er wußte, wieso sich ihm dieser Gedanke aufgedrängt hatte. Wohlan: brachte sogar der geliebte Vogel Humaiun keine Genesung, dann sollte Abul Baka nicht umsonst gesagt haben, der Allmächtige habe zuweilen das werthvollste Besitzthum eines Freundes als Opfer für das Leben eines Anderen angenommen. Ob er einige Monate mehr oder weniger sich hinschleppte, jetzt von einem sinnlosen Aufregungzustande erfaßt, dann wieder eiskalt: Das war nicht von Belang, wenn durch den spärlichen Einsatz so freudloser Tage der junge Humaiun dem Leben und Thron erhalten werden konnte. Besser auch, ruhmvoll für den Sohn zu sterben, als nach dessen Hingange qualvoll unter dem Gift der Tochter eines vertriebenen Herrschers, dem Dolch eines Wesirs zu enden oder zur Abwechselung, wie sein Vater, bei der Besichtigung eines Taubenhauses angeblich in Folge eines Fehltrittes vom Felsen zu stürzen. Und wie, wenn die Krankheit Humaiuns Verstellung oder der Rath des Koranstechers mit einem anderen Prinzen und Verschwörer verabredet war? Eine Rechnung also mit seiner Liebe zu Humaiun, der, ob nun scheinbar krank oder in Wirklichkeit dahinsiechend, dann doch trotz seiner Aufopferung ermordet, das Reich einem Fremden überließ? Daß er immer Thaten, die zu vollführen vielleicht nur er schlecht genug war, Anderen zutraute! Humaiun sollte sich krank stellen, um dadurch den Opfertod des Vaters heraufzubeschwören? Wohin seine Gedanken sich noch versteigen würden!

Am Ende war das ewige grundlose Mißtrauen der Wurm, der an seinem Leben fraß. Stets war er den Menschen gegenüber ein Löwe ohne Heiligen gewesen, während in allen anderen Löwen ein Heiliger saß, der es nicht zuließ, daß Schwächste überfallen wurden. Richtig: er war ja kein Löwe, er hieß Baber: Tiger. Als Kind schon hatte er grausam Gras zerzupft, Blumen geknickt, Zweige gebrochen, Käfer und Menschen gemordet! Nun war die Reihe an ihm. Vor dem Palast des Sohnes angelangt, drehte er sich nach der Sonne um, denn ein Gefühl klagte in ihm, die Sonne sei verschwunden und werde nicht mehr sein. Kalt, eine gelbe Metallscheibe, klebte die Sonne an einem grauen Himmel, als könnte sie sich lösen und jeden Augenblick herabfallen,

Google

auf keinen Anderen als auf ihn. Zur Strafe. Er bückte sich unwillkürlich, wie um auszuweichen, lächelte dann über die krankhafte Furcht und sein noch dienstwilliges Gedächtniß, das ihm bei diesem Schrecken des Auges, anscheinend ein eigenes Leben führend, unbeirrt und mit kaltem Hohn jene Gewaltigen der Vorzeit in Erinnerung gebracht hatte, die, wenn sie sich von der Erde erhoben, den Kopf senkten, um in den Himmel kein Loch zu stoßen ... Das also war der Abschied von der Sonne, dem Garten, dem Leben! Oder? Es war und blieb doch ein thörichter Einfall, von einer großen Schlange zu verlangen, sie solle eine kleinere, von dieser wieder, sie solle eine Ratte verschlingen, nur zu dem Zweck, daß er, der zufällig Vorübergeworfene, aus ihrem Tod und dem Ueberleben der anderen Thiere sein Schicksal entnehmen könne! Oder ein Falke entflog, um tötliches Siechthum des Besitzers hervorzurufen, kehrte zurück und stürzte dadurch den kränkelnden Vater des Besitzers in einen unangenehmen Teich. Aber Maharadscha Tschanden Singh, hieß es nicht von ihm, sein Auge vermöge Tod auszustrahlen? Seinem Besitz entstammte der Unglücksvogel. Vielleicht waren dem Paganen magische Kräfte nur seines furchterregenden Aussehens wegen zugeschrieben worden! Dann mußte es zur Heilung Humaiuns genügen, wenn der Kranke den Falken wiedersah; sonst blieb nichts übrig als: den Zauber durch einen noch mächtigeren zu brechen.

Humaiun erkannte weder ihn noch den Falken. Der Jüngling sah, ohne zu sehen. Eingesperrt in ein dumpfes Brüten, betrachtete er mit theilnahmlosen Augen, denen jeder Ausdruck fehlte, bald das Schloß seines Gürtels aus roth und weiß geflammten Stein, bald nestelte er an den Schnüren seines Oberkleides. Da gab es keine andere Hilfe. Wenn der Sohn weiterleben sollte, mußte eben Einer namens Zehir eddin Muhammed, genannt Baber, sich damit bescheiden, die Form seines Daseins zu verändern. Falls der Sohn, wann immer, nur auf einen Augenblick zur Besinnung erwachte und erfuhr, der Vater sei für ihn in den Tod gegangen: Dies würde genügen, Humaiun dem Leben wiederzugeben. Es war ja so einfach; wenn er das Gelöbniß geleistet, würde er sich einbilden, er müsse sterben, damit der Sohn leben könne, und an dieser Einbildung würde er sterben, Humaiun aber durch die Kraft einer anderen Einbildung der Betäubung entrissen sein ...

Er ließ Humaiun auf dem Lager in die Mitte des Saales tragen. Abul Baka, seinen Entschluß wortlos gutheißend, begann, laut zu beten. Nizam eddin Ali Khalifeh, der Großwesir, das Vorhaben ahnend, fiel ihm mit einer etwas tänzerhaften Geberde zu Füßen und beschwor ihn jammernd, abzulassen von seinem Plan. Die alten Weisen hätten gesagt, nur das Theuerste unseres leblosen Gutes solle dem Himmel geopfert werden. Die anderen Höflinge, gleich eben so vielen Affen, benützten ähnliche Mienen und Worte, hüteten sich aber weislich, die Gunst des unbekannten Nachfolgers durch allzu dringliche Bitten zu verscherzen. Eine Bewegung seiner Hand zerfetzte die Reden der Knien-

Google

den in der Mitte und machte sie sinnlos. Der Scheich ul Islam, eilig herbeigeholt, erschien und mit ihm zu gleicher Zeit zwängte sich in lächerlicher Weise der dicke Sultanringer Zadik durch die Thür. Der Scheich empfing die Weisung, das öffentliche Gebet für den Landesherrn von nun ab für Humaiun verrichten zu lassen; der Leibringer fragte lärmend alle Welt, was denn aus ihm werden solle, wenn sein Beschützer ihn und die Erde zu berauben, zu verlassen willens sei.

Kaiserliches Schwert, Fahne, Roßschweif, Trommel und Sonnenschirm wurden Humaiun zu Füßen gelegt. Ihm die Waffen umzugürten, war bei seinem Zustand nicht räthlich. Dann ward der Jüngling nach mongolischem Brauch auf ein weißes Lammfell gesetzt und zum Khan aller Khane ausgerufen. Bleich und blicklos saß er da, wie die heidnischen Götzenbilder, die er eines Tages in Folge von Magenschmerzen in Indien hatte vernichten lassen. Ein Kind, dem in solcher Weise gehuldigt worden, hätte sich geregt, geweint oder mit den Füßen gestrampelt; Humaiun aber war in einer Weise anwesend, als ob ihn die ganze Sache gar nicht anginge. Ein toter Kaiser saß auf dem Thron von Hindostan. Bald jedoch würde der Abgestorbene zu neuem Leben erwachen. Der Sohn würde in dem Augenblick, wo der Vater das Gelübde that, mit einem feurigen Blick wieder Besitz ergreifen von den lodernden Schönheiten dieser dem Jüngling noch neuen und kostbaren Welt, er aber still und lautlos hinsinken, wie Isfendiar der Dulkarnaïn mitten im rasenden Kampfe mit Rustan vom Roß glitt, weil weit weg auf einer wüsten Insel im Meere ein Mann seinen Seelenvogel erwürgte . . .

Wenn ihn nur nicht, bevor er das Gebet vollendet, das heranschleichende Fieber überwältigte!

Als er zum ersten Mal stumm betend im Kreis um das Lager Humaiuns herumschritt, vermochte er seine Gedanken noch nicht auf das Eine, das notthat, zusammenzuballen. Er sah nur einen mißfarbigen Wasserkreis am Boden und ihm kam in den Sinn: die Freundschaft Burhan eddins, des Königs von Bamian, müsse in den Wogen des Kampfes nothwendig eben so undicht werden und Farbe lassen wie der von ihm übersandte Seidenmantel im Teich. Dann schien ihm, als hätte er eine ähnliche Bewegung schon oft vollführt, das letzte Mal in Kafferistan, als er das Grab des Heiligen Lameh, des Vaters Noahs, umwallte... Wieder und wieder wurde er um Humaiuns Bett gerissen, rastlos, alle Gedanken fielen aus ihm heraus, kleinliche und furchtbare, ihm war, wie wenn seine Seele aus ihm herausgehoben würde und wagrecht über Humaiun schwebte. Das Schweigen, das über Allen lag wie eine schwere Scheibe, schwoll an zu den mit übermenschlicher Kraft herausgestoßenen Worten „Ich habe es gewendet! Ich habe es gewendet!“ Und diese Worte kamen nicht aus dem zusammengepreßten Mund, sondern entrangen sich seinen geballten Fäusten. Er fühlte noch, wie Etwas in ihm zusammenbrach; gleich als hätte die furchtbare Anstrengung den Rest seines Lebens mitgenom-

Google

men: er fiel um, ward behutsam wie ein Weib aufgehoben und irgendwohin gebettet. Und dann begann die Flucht. Er mußte fliehen, vor dem Wasser, dem Feuer, dem Schwert und dem Wind, der Sonne, den Bäumen und Menschen. Und lehnte er am Anfang auch noch so sehr an der Mauer von Samarkand und sprach Recht Denen, die es haben wollten: die Mauer begann, zu wanken, er fiel; im emporsteigenden Staub wurden feindliche Reiter sichtbar. Wenn er sich noch retten wollte, mußte er in den Fluß. Wie ihn die Strömung immer zurückwarf! Schon erstarrte er im Wasser. Gavials hinter ihm, nein, es waren Krokodile. Eile war nöthig. Er würde von nun an auch immer den Andersgläubigen Almosen geben wie die Sufis. Endlich am Ufer. Eine Hütte, Sicherheit vor den Feinden. Ein Greis war in der Hütte, ein Scheich in grünwollenem Kleide, auf dem Turban die Schwungfeder eines Falken. Der Alte sah jenem mongolischen Wundarzt ähnlich... Er war es. Rettung! Der Mann schüttelte eigensinnig das Haupt. Sein grauer Bart war von axtförmiger Gestalt... Baber krümmte sich unter den Streichen des Bartes bei jedem Nicken des Kopfes. Es war nicht ein Kopf; nun waren es schon viele Köpfe. Abgeschnittene, verbissene Schädel mit aufgeschlitzten Nasen begannen, zu grinsen, und liefen ihm nach. Nichts Menschliches lag in den Gesichtern der Enthaupteten; es waren die Häupter der ersten Onager, die er getötet... Blutig krochen sie am Boden und die Gebisse schnappten auf und klappten zu und eins schloß sich über ihm, daß er aus dem Fieber fuhr. Das Fieber ließ ihn auf einen Augenblick los, dafür packte ihn sein Gehirn. Keine Ruhe. Er mußte feststellen, wie nichts auf Erden umsonst sei, jedes Gute eines Tages seinen heimlichen Giftzahn weise. Der Wundarzt, dafür, daß Der ihn vor Jahren geheilt, kam in schrecklicher Gestalt, seinen jetzigen Zustand zu verschlimmern. Der erste Onager, an dem er seine Jägerlust befriedigt, erschien ihm, furchtbar blutend, mit durchschnittener Luftröhre. Nichts, nicht einmal das kleinste Thier, das er gemordet, ging an ihm spurlos vorüber. Im Gedächtniß blieb es verstrickt und in der Stunde seiner Krankheit, seiner Schwäche im Traum und Fieber kam es dahergelaufen wie aus einem Hinterhalt, in der scheußlichsten Gestalt, überfiel ihn und rächte sich.

Was war Das? Ein Schluchzen. Eine weiche Hand auf seiner: Maasumeh Sultan Begum; seine Tochter. Was weinte sie, die da irgendeinmal irgendwo seine Tochter gewesen war? Ach ja, er lag im Bett und war wohl krank. Nein, er war nicht krank, er mußte nur schnell sterben, damit Humaiun leben konnte. Oder war sie am Ende neidisch und betrübt, weil er nicht für sie starb? Eltern sterben immer für ihre Kinder. Nicht einmal, sondern oft. Und diesmal war es eben endgiltig. Kinder, Söhne, Töchter: gab es Das wirklich? Ein Same fiel in die Nacht hinaus zu einem Weib und wuchs zum Leben oder sank zum Koth... und er, er lag nun im Bett und starb heldisch für Einen, der eben so gut auch Koth hätte sein können... Was netzte sie ihm

Google

seine Lippen mit Milch? Wenn er nur noch einmal reden könnte! Er hätte es hinausgeschrien: Ich will sterben, sterben! Vielleicht wäre er durch die Anstrengung dann wirklich gestorben. Wozu sollten ihn die Geschwüre im Nacken noch länger quälen? Fort, fort... Nun gab es keine Brücke mehr, es war Ueberschwemmung, der schwarze Fluß hatte seine Furten mitgenommen; und er war drüben. Wie hätte sonst sein Auge gefunkelt zu den erlesensten Früchten seiner Heimath! Ueberall waren sie im Zimmer ausgespreitet, ihn, den Erwachenden, durch die Freude über sie am Leben zu erhalten. Und dort, gewiß aus ähnlichem Grunde, in der anderen Ecke des Gemaches stand der Knabe Arsir, auf dem hochgestreckten Arm den blauen Falken Humaiuns. Jetzt gerade nahm der Müde die zweite Hand in Anspruch. Auf dem Tisch winkten Krüge Weines ihn ins Leben zurück, aber Einer in ihm schrie jäh, qualvoll: „Nein, nicht wenn ich krank bin, will ich freveln". Vergebens suchte er seine Gedanken zu sammeln. Sich an irgendeinen Satz wie an einen Strohhalm zu klammern. Es ging über ihn hinweg. Verworrene Bilder. Dumpf und benommen, wußte er nicht: träumte er noch einmal, was er an allen Ecken und Enden der Erde erlebt hatte, oder war Das, was er erlebte, ein alter Traum? Anfangs hielt sein nimmermüdes Hirn noch Dies: alle die Träume waren nicht klar und voll, sondern entbehrten der Rundung, des Lichtes, als hätte die gepeitschte Seele, alles Irdische kalt, satt und verächtlich von sich weisend, es eilig, zu wichtigeren Dingen vorzudringen... Wenn die Dinge nur nicht wieder auf ihn einzuhauen begannen, regellos auf ihn losstürmend aus den versunkensten Städten seines Gedächtnisses! In Allem vermeinte er das Sausen der Ewigkeit zu hören. Der Flügelschlag des Falken, besorgte Mienen von Verwandten rauschten endlos und ewig über ihm und Einer, in einem dahinschießenden Kahn aufrechtstehend, brüllte schmerzlich: „Kennen möchte ich das Thier, das die Zeit frißt..." Alles begann, zu weben, zu surren, zu sausen, zu rauschen, zu flattern, zu schwimmen, zu schwellen, zu schweben; er sank und sank. Er fiel in die Verdammniß: unter den wüthenden Paganen der Burg Dschanderi war er, völlig nackt mußte er, der Kaiser, mit ihnen, den Nackten, auf sein eigenes Heer anstürmen, niederhauen, was im Weg war, und verflucht mit den verzweifelten Heiden im Wahnsinn der Angst über die Mauern der Burg hinausspringen, nackt ins Bodenlose... zerschellen! Seine Hand hing schlaff nieder, von seinem Antlitz glitt die Qual, jede Spannung löste sich, befreit reckte Arsir die Faust und warf den Falken in die Höhe: das Zeichen. Ein Donnerschlag, die Kanone vor dem Palast, zerberstend, warf die Baberisoldaten, die sie abfeuerten, an Mauern und Bäume, ihr Blut, mit Splittern gemengt, spritzte ins Zimmer über den Toten mit dem Gebrüll der anderen Baberisoldaten: „Lang lebe Padschah Humaiun!" Und der Falke schwang sich ins Freie.

Albert Ehrenstein.

Google

Petroleumkrieg.

Die Lebenskraft der Standard Oil Company spottet aller Gerichtsurtheile. Die Form des amerikanischen Petroleumtrusts ist in Scherben geschlagen worden; was aber nach der Zerschmetterung geschah, sieht wie eine boshafte Satire auf die Gesten der Staatsgewalt aus. Seit der Zerlegung der Standard Oil Company in ihre ursprünglichen Bestandtheile sind die alten Aktien der Gesellschaft um 400 Prozent gestiegen und haben damit bewiesen, daß die gegen Trusts ausgesprochenen Todesurtheile auch als Haussemotive verwerthbar sind. Während die Herren Rockefeller & Co. mit der „Reorganisation" des Petroleumconcerns beschäftigt waren, wurde an der Börse der Kurs in die Höhe getrieben. Die „Kenner" blufften das Publikum: Aktien von Untergesellschaften der Standard Oil erkletterten steile Höhen und Dividenden von nie geahnter Fülle wurden verheißen. In dem Haus Nummer 26 am Broadway, dem Wohnsitz der Standard Oil, weiß man natürlich von diesen Dingen absolut nichts; denn der amerikanische Petroleumtrust ist juristisch tot. In der Wirklichkeitwelt gehts ihm sehr gut.

Zwei wichtige Ereignisse haben der Geschichte des amerikanischen Oeltrusts eine neue Etape gebracht: die Auflösung des österreichisch-ungarischen Petroleumkartells und die Gründung einer Petroleumgesellschaft in Amsterdam. Das Kartell hat nur ein halbes Jahr lang bestanden. Ich habe hier die Verhältnisse geschildert, die zur Errichtung des Syndikates drängten. Die österreichischen Raffinerien bedrohten einander durch Unterbieten der Preise, da das Rohmaterial billig war; und die Tochtergesellschaft der Standard Oil, die Vacuum Oil Co., machte durch ihren Wettbewerb mit der inländischen Produzentenpartei die Lage noch unbequemer. Um den Amerikanern das Handwerk zu legen, sperrte die Regirung ihnen den Absatz. Sie verbot den Transport des amerikanischen Petroleums. Die Sperre besteht noch; aber der Zustand des Marktes hat sich geändert. Der Preis des Rohöls ist so hoch, daß die Raffinerien keine Möglichkeit mehr haben, einander mit Unterbietungen zu ärgern. Wenn das Rohprodukt theuer ist, kann das Fabrikat nicht billig sein. Die Gestaltung der Preise hob die Nothwendigkeit des Kartellschutzes auf. Die Raffinerien, die nur für das Inland arbeiten, wollten den Exporteuren nicht mehr den vereinbarten Entgelt zahlen, weil sie der Meinung sind, daß die österreichische Waare im Ausland theuer genug ist und keiner Nachhilfe bedarf. Hätte die Regirung zugelassen, daß der Petroleumpreis auf den heimischen Märkten erhöht werde, so wäre das Kartell geblieben; da die Preissteigerung nicht durchzusetzen war, wurde der Ring, als unnöthig, abgestreift. Nun fragt sich, wie der Staat mit der noch immer gefesselten Vacuum Oil verfahren wird. Wird er ihr die Ketten abnehmen? Die Entscheidung ist wichtig. Wird Friede geschlossen, dann hat der „Leichnam" der Standard Oil einen Sieg errungen, um den die lebende Gesellschaft Jahre lang gekämpft hat. Daß ein Bündniß für möglich

Google

gilt, ist durch den Verkauf der Aktiengesellschaft für österreichische und ungarische Mineralölprodukte „Oley“ an den bekannten deutschen Petroleumconcern, die Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft, bewiesen worden. Das deutsche Unternehmen soll den Vermittler zwischen Dollar und Krone spielen. Die Oesterreicher könnten auf diese Weise einen Frieden nach zwei Fronten schließen; denn auch der deutsche Markt war Kriegsschauplatz. Natürlich werden die Amerikaner als wesentliche Vorbedingung friedlicher Auseinandersetzung die Befreiung der Vacuum Oil aus Ketten und Banden fordern. Giebt die wiener Regierung nach, so opfert sie die Herrschaft über die Raffineurs. Und die in Amerika totgesagte Standard Oil triumphirt in Europa.

Nur einen gefährlichen Gegner hat sie: die Königliche Niederländische Petroleum-Gesellschaft, die in Ostasien herrscht. Sie verfügt über die Hauptquellen in Niederländisch-Indien; und der amerikanische Trust müßte auf Borneo, Java, Sumatra selbst Oelterrains und Raffinerien haben, um mit der „Königlichen“ auf den Märkten in Indien, China, Japan konkurriren zu können. Die Niederländische ähnelt in ihrem Aufbau der Standard Oil; ihr Concern umschließt die Gewinnung des rohen Oels bis zum Vertrieb und Transport der raffinirten Waare. Sie hat eigene Raffinerien, Röhrenleitungen und Tankschiffe. Die Produktion in Niederländisch-Indien beträgt etwa 1½ Millionen Tonnen im Jahr und ist eben so beträchtlich wie die Petroleummenge, die Galizien oder Rumänien hervorbringt. Auf die „Koninklijke“ sind die Holländer sehr stolz; denn sie erlaubt ihnen, sich in die Tage zurückzuträumen, da die „Pfefferjäcke“ die Tradition der Dollarkönige schufen. Sie ist über zwanzig Jahre alt, aber nicht so schnell groß geworden wie Rockefellers Kind. Das solide holländische Phlegma that ihr gut; allmählich hat sie die ganze Produktion der Großen Sundainseln an sich gebracht. Das Aktienkapital von 50 Millionen Gulden hat einen Börsenwerth von etwa 275 Millionen. Die Koninklijke Maatschappij hat die Politik der Yankeetrusts nachgeahmt: Rivalen wurden unterjocht oder, wenns nicht anders ging, durch Freundschaftverträge gebunden. Die Niederländerin steht in Verbindung mit der Europäischen Petroleum-Union; mit Rumänien (durch die zweitgrößte Gesellschaft des Landes, die „Astra Romana“, und durch einen Pakt mit der zum Concern der Deutschen Bank gehörenden Steaua Romana); und in Niederländisch-Indien saugte sie acht Petroleumgesellschaften auf, die ihr das Monopol im „fernen Osten“ streitig machen konnten. Ihre wichtigste Verbindung ist die mit der englischen Shell Transport and Trading Company und der Asiatic Petroleum Company; auf diesem Wege kamen auch Rothschilds Petroleuminteressen in ihre Einflußsphäre. Mit der Hilfe der Shell-Company beherrscht der holländische Trust nicht nur Ostasien, sondern auch den Benzinverkauf in Europa. Dieses Nebenprodukt kann auf den asiatischen Märkten nicht untergebracht werden und wird deshalb zum billigsten Preis in Europa verkauft. Die Amerikaner, die selbst viel Ben-

Google

zin brauchen, können nicht so billig exportiren wie die Holländer. Kapital der Gesellschaften, die von der „Königlichen-Shell-Gruppe“ kontrolirt werden, ist viel größer als das Stammkapital der Königlichen Niederländischen Petroleum-Gesellschaft, die selbst nur noch Aktienhalterin eigener Produktion- und Verkaufsgesellschaften ist.

Die Standard Oil Company, die einst auch den ostasiatischen Markt beherrschte, hat oft versucht, die niederländische Gesellschaft zurückzudrängen (vor anderthalb Jahren wurde das in Japan bestehende Kartell der von der Standard Oil abhängigen Petroleumgesellschaften aufgelöst, damit der Kampf gegen die Niederländerin ohne Rücksicht auf die Preise geführt werden könne); vergebens. Jetzt wird ein neuer Vorstoß geplant. Eine in Amsterdam gegründete „Niederländische Koloniale Petroleumgesellschaft“ zeigt ihr Banner neben dem der „Königlichen“. Freund oder Feind? Das neue Unternehmen hat ein Aktienkapital von 25 Millionen Gulden und Beziehungen zu der in Rotterdam seßhaften holländischen Tochtergesellschaft der Standard Oil, der American Petroleum Co., deren Direktoren an die Spitze der neuen Gesellschaft traten. Verdächtige Symptome. Die neue Gesellschaft wird in Ostasien Petroleumkonzessionen zu erlangen suchen, um im Bereich der Königlichen Gesellschaft Oel aus der Quelle zu schöpfen. Die Fracht bereitet die schlimmste Schwierigkeit. Hat das Oel einen weiten Weg bis auf den Markt, so ist natürlich gegen den Produzenten nicht aufzukommen, dessen Absatzgebiet nah ist. Den Yankees haben die hohen Transportkosten oft genug das europäische Monopol gefährdet. Wie es in Asien wird? Das hängt von dem Maß der Kontrole ab, die heute noch neben der Königlichen zu erreichen ist. Die warnt vor dem Ehrgeiz der Amerikaner, die, nach dem Sieg über die Konkurrentin, das Weltmonopol auf dem Petroleummarkt erreicht hätten. Die andere Partei leugnet die Abhängigkeit von der Standard Oil und weist auf das Monopol der „Königlichen“, die nur von Profitsucht geleitet werde. Richtig ist, daß die holländische Regirung, wenn sie ihre Gesellschaft, in deren Adern eben so viel englisches und französisches wie niederländisches Blut fließt, unterstützt, auch nur ein Privatmonopol fördert. Mönch und Rabbi. Wie bei uns, wird auch in Holland die Verstaatlichung des Petroleumverkaufs empfohlen. Daß die holländische Regirung ihre Hand auf die Königliche Gesellschaft legt, ist aber nicht so wahrscheinlich wie ein Bündniß zwischen den Rivalen. Beiden sind amerikanische Grundsätze nicht fremd; und Rockefellers Schüler ziehen Kompromisse stets unsicheren Feldzügen vor. Daß die Koninklijke Maatschappij die amerikanische Gegnerin in deren Stammland aufgesucht hat, spricht nicht gegen, sondern für die Möglichkeit eines Ausgleiches; kaum giebts noch einen Petroleumdistrikt, wo die beiden Monopolhelden nicht benachbart sind. Und der Schlußeffekt? Vielleicht ändert sich das Bild des Petroleummarktes ein Bischen; aber die Kosten des Kampfes und des Friedensschlusses werden unter allen Umständen, wie immer, dem Verbraucher aufgebürdet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juni 1912.

Kinetoskop.

Titanomachie.

Das vor acht Tagen hier über Leben und Tod des Weißstern-dampfers „Titanic“ Veröffentlichte hat mir allerlei Briefe eingebracht; zustimmende und widersprechende. Aberglaube (der auch im Kopf eines in der Humanistenschule Erzogenen nisten kann) fragt, ob der Uebermuth frechen Menschenwitzes nicht schon in dem Schiffsnamen fühlbar wurde. „Bei der Taufe eines zur Meerwanderung Bestimmten an die Titanen erinnern: ein böses Omen!“ Ruhig schmatzende Weltbürger, deren letztes Strebensziel der Civilversorgungschein ist und deren Stiernacken drum jede herrschende Ordnung stützt, waren die von Uranos im Schoß der Gaia Gezeugten freilich nicht. Ihr Häuptling, der von der Mutter aufgestachelte Kronos, hat den Vater entthront und entmannt; und die ganze Sippe hat die Beihilfe zu dieser Kronprinzenthat im Tartaros gebüßt. Doch in der Titanomachie half der Uranide Okeanos (an den der White Star-Täufer eher als an Japetos und Hyperion gedacht haben muß) dem für Recht und legitime Ordnung fechtenden Zeus, dem Rächer des von der Machtzinne gestürzten Ahnherrn. Und Briareos-Aigaion, der auf Poseidons Ruf, um den starken Zeus zu fesseln, aus dem Meeresgrund stieg, war das Abbild des tosenden, die Stimme des brüllenden Wellengebirges, aber kein Titan, sondern vom Stamm der Hekatoncheiren,

Google

deren hundert Hände mit der Kyklopenfaust den Sieg über die rebellischen Uranoskinder entschieden hatten. Ist die Titanin Themis nicht zur Schützerin des Rechtes, zur Patronin aller Gerechtigkeitfabriken geworden? Name ist Schall und Rauch. An den Griechenolymp oder einen Römerimperator, an George Washington oder Auguste Victoria erinnert ein modernes Masseneilschiff wohl noch weniger als an einen Riesen, der mit hundert Armen die Elemente zu bändigen trachtet. Blickt in die Maschinenhölle („Au fond d'une fournaise on voit vaguement des êtres ténébreux marcher dans des nuées": Victor Hugo), in den schwarzen Abgrund der Bunker: nie drang vom Himmelslicht ein Strählchen in diesen engen Schacht. Tartaros, Titan, Aigaion: Erinnerungleiter.

Zustimmung kam aus den Kojen der Schiffsoffiziere. „Endlich einmal für unseren Stand ein freundliches Wort! Unsere Zahl ist klein (immerhin größer als die der Theaterleute, die ein Sondergesetz verlangen und, wie es scheint, erhalten); wir sind selten auch, wenn für den Reichstag gewählt wird, in der Heimath und können den Kandidirenden kein Stimmenhäuflein versprechen. Unsereins kommt fast nie zur Ausübung des ‚wichtigsten Bürgerrechtes'. Natürlich kümmert sich also Niemand um uns. Die Mannschaft hat, mit dem Beistand der Sozialdemokraten, in der Seemannsordnung allerlei Wesentliches durchgesetzt. Wo aber ist der Abgeordnete, der sich unserer Sache annimmt? Schlecht genug gehts uns. Und wenn Ihr Wort bewirkt, daß man sich in Berlin einmal mit unserer Noth beschäftigt, wärs ein Glück für den Stand und das ganze Schiffahrtgewerbe. Güter im Werth von acht bis zehn Milliarden werden in jedem Jahr unter unserer Führung aus und nach Deutschland gebracht. Für gute Ladung, Ankunft, Löschung sind wir verantwortlich; haben also kein unwichtiges, kein leichtes Amt. Darf man aber einem Vater rathen, seinen Jungen in diese Laufbahn zu schicken? Harte Arbeit, geringer Lohn, unsichere Zukunft: so ist unser Schicksal. Der Knabe hat seinen Marryat verschlungen, träumt von Abenteuer und Seeheldenthat, liest vielleicht auch die Schilderungen des Schulschiffvereins und läßt sich von dem an Adelsdrill erinnernden Titel ‚Kadett' locken. Und der Herr Papa weiß nicht, daß sein Bengel, wenn das Rhedergeschäft eine Weile nicht geht, trotz dem schönen Titel ohne langes Federlesen weggeschickt wird und noch froh sein muß, auf

Google

einem Kohlendampfer Unterschlupf zu finden. Daß er die zum Amt des Schiffsoffiziers nöthige Fähigkeit erworben habe, wird dem jungen Herrn bescheinigt, wenn er vier Jahre gefahren ist, neun Monate die Navigation gelernt und die Schlußprüfung bestanden hat. Nach der Militärzeit ist er für Segelschiffe und Frachtdampfer nun leidlich reif. Will er, nach abermals zwei Jahren, höher hinauf, dann muß er nach der Qualifikation zum Reserveoffizier streben, ohne die bei den großen Gesellschaften auf Beförderung selten zu hoffen ist. Und hat er die Anwartschaft auf das Porteepee und ist glatt durchs Kapitänsexamen gekommen, dann wird er, wenn nicht gerade eine Schiffahrtkrisis den Personalbestand verringert, Vierter Offizier. Ueberall können Sie hören, daß auch bei Großrhedereien der Sechsunddreißigjährige noch nicht eine Familie anständig zu ernähren vermag. Nach zwanzig Dienstjahren hat der vom Glück Begünstigte viertausend Mark. Vierhundert ungefähr kostet ihn auf Passagierdampfern die vorgeschriebene Uniform; die kaiserliche, wenn er Reserveoffzier ist, auch einen hübschen Posten. Daß Mancher, nach langer Fahrt, im Hafen mal über die Schnur haut, ist wahr. Aber was bleibt selbst dem soliden Mann von vierzig Jahren für Frau und Kinder? Einen festen Vertrag hat er nicht; kann, ohne Angabe des Grundes, entlassen werden. Als Erster, dem oft die ganze Betriebsleitung anvertraut ist, mußte er mit zweihundertzehn Mark für den Monat anfangen. Nur der Sparsame kommt ohne Schulden durch. Daß er in einem Kabinchen lebt, dessen Enge die Passagiere mit offenem Mund anstaunen, und sich bei Tag und bei Nacht ganz dem Dienst hingeben, mit dem Schiff untergehen muß, versteht sich von selbst. Müßte man den täglich von Entlassung, Verkrüppelung, Tod Bedrohten nicht auch reichlicher lohnen und mit seinem Interesse fester an den Dienst binden? Der tüchtige Arbeiter hats, ohne Kleiderpflicht und Standeszwang, im Leben bequemer. Aus Nächstenliebe wird man für uns wohl nicht viel thun. Das Unglück beim Kap Race hat aber allzu deutlich gezeigt, wie viel, für Verfrachter und Fahrgäste, von der Leistung, der Wachsamkeit und Umsicht der Schiffsoffiziere abhängt. Die Leiter der großen Gesellschaften und die Mitglieder der Kommission, die Betriebsbesserungen vorschlagen soll, müßten bedenken, daß Deutschlands wachsende Handelsflotte guten Menschenstoff braucht und auf die

Google

Dauer nur erlangen kann, wenn sie unserem Stand eine halbwegs sichere und zulängliche Basis gewährt. Noch hat er sie nicht."

Das Schicksal des „Titanic" lehrt wieder erkennen, welche ungeheure Verantwortlichkeit auf dem Lenker eines Ozeanrenners lastet; was eines Einzelnen Hande'n und Unterlassen da wirken kann. Nur des Kapitäns? Das glaubt mancher Laie; und bedenkt nicht, daß der Kapitän, der ihm Sinnbild und Inbegriff der Schiffshoheit ist, selbst als ein dem Stamm der Hekatoncheiren Entsprossener nicht überall sein könnte und deshalb die Brückendienstpflicht ihm Untergebenen anvertrauen muß. Auch in der Sterbestunde des Weißsterndampfers hatte der Erste Offizier das Brückenkommando; mit ihm wachte ein jüngerer Kamerad. Warum (wird in einzelnen Briefen gefragt) wich der Kapitän von seinem Posten, da er doch vor Eisbergen gewarnt worden war, und warum ließ er in solcher Fährnißzone nicht mit halber Kraft fahren? Ich weiß es nicht; und da Kapitän und Erster Offizier tot sind, wird nie ein Tribunal den Thatbestand so „feststellen", daß Zweifel ihn nicht verrücken kann. Nur soll das Festlandshirn sich erinnern, daß ein Automobil dem Hinderniß behender ausweicht als eine Pferdedroschke, also auch ein schnell rennendes Schiff nicht schwerer zu lenken ist als ein langsam trabendes; und soll nicht wähnen, die Warnung müsse sich dem Kopf des Schiffsführers tief eingedrückt haben. Der wußte ja, daß er im Nordatlantic Eisberge treffen werde; hat sie hundertmal getroffen und ist von der Warnung nicht im Mindesten überrascht worden. Warnung wovor? Vor Eisbergen, die er noch nicht sieht, deren Dasein ihm aber längst gewiß ist und mit denen schon bei der Vorschrift der Fahrtlinie gerechnet wurde? Soll er einem Berg ausweichen, der, viele Stunden zuvor, an einer anderen Stelle des fast dreizehn Längengrade umfassenden Eisgebietes von einem anderen Schiff aus gesichtet worden war? Ihm ist die Warnung nicht ungewöhnlicher als irgendeine Wettermeldung, die glaubhafte Annahme bestätigt; und er kann nur von dem Eisberg wegsteuern, den der Ausgucker seines Schiffes gemeldet hat. Dicker Nebel muß ihn Tage lang auf der Brücke halten; die Anordnung eines Ausweichmanövers darf er, mag sichs um ein entgegenkommendes Schiff oder um einen Eisberg handeln, in heller Nacht getrost dem zum Brückendienst berufenen Offizier überlassen.

Google

„Getrost? Die Eltern, Kinder, Geschwister der Ertrunkenen werden anderer Meinung sein.“ Sicher; haben in ihrem Leid auch nicht die Pflicht zu nüchterner Wägung des Wirklichkeitweltgeräthes und bedenken, trotz Malmslätt, kaum, wie viele Menschen alljährlich auf der Eisenbahn zerquetscht, zerrissen, von Gasgift getötet werden. Vielleicht that der Ausluger die Augen zu spät auf; gab der Brückenkommandant falschen Befehl oder wurde vom Bediener des Signalapparates mißverstanden. Das konnte geschehen, auch wenn neben dem Mann am Ruder ein Musterkapitän stand. Das bleibt, leider, möglich, so lange Menschenhirne nicht in jeder Sekunde mit der Zuverlässigkeit einer guten Maschine arbeiten. Man könnte den Ausguckdienst einem älteren Offizier anvertrauen; durch internationale Vereinbarung, um die Wettbewerbsgefahr zu mindern, die Fahrgeschwindigkeit vorschreiben; Flöße mit aufrichtbaren Stahlpfählen fordern, an die, im Nothfall, die Passagiere zu binden sind. Doch wie der Bergmann in einem starken Förderseil die beste Sicherheitbürgschaft sieht, so ist dem Seemann die Kerngesundheit seines Schiffes wichtiger als aller vom Grünen Tisch verfügte Krimskrams. Vielleicht entschließt man sich bald, die Schotten, mindestens in den Stockwerken unter der Wasserlinie, für immer, nicht für Fährnißstunden nur, dichten zu lassen und den Verkehr über Treppchen oder Fahrstühle zu leiten. Sind die Schiffstheile durch unzerbrechliche Schranken von einander getrennt, dann braucht der Rumpf sich nicht an einer Flankenwunde zu verbluten, der vorn lecke oder im Seitenrippenbezirk vom Wasser überschwemmte Riese nicht zu sinken. Unbequemer wird dann das Leben an Bord. Muß es denn so bequem sein wie bei Ritz, Waldorf, Adlon? Ist wirklich die Hauptpflicht der Rheder, mit hunderttausend Blendmitteln die Schiffsgäste vergessen zu lehren, daß sie auf dem Ozean sind? Die Herren Astor, Bruce, Guggenheim, Roebling, Strauß, deren Gesammthabe auf anderthalb Milliarden geschätzt wurde, hätten es nicht verlangt; auch die Thalbewohner aus dem Millionenland nicht. Die reichen Leute wollen auf jeder Seite die besten Oberdeckplätze, luftige Kabinen mit breiten Betten, geschützten Raum für ihre Automobile (nächstens wohl auch für eigene Rettungboote mit Proviant, Funkentelegraphen und Wärmapparat) und zahlen dafür jeden Preis. Wollen aber weder überfüttert noch mit Kamelritten, Tennis-

Go gle

spiel, Konzert oder Tingeltangel ergötzt werden. Bewegungmöglichkeit, schmackhafte Speise und den der Gesundheit nützlichen Komfort heischen sie. Alles Uebrige ist fürs Plakat, das des Nachbars überschreien soll. Noch nahte Keinem der Wunsch, über den Sitzwagen und der Lokomotive eines Schienenzuges Laubengänge anzulegen, in denen die Fahrgäste zechen, auf Maulthieren reiten, nach Kegeln schieben oder mit einer Damenkapelle schäkern könnten. Unsinniger Frevel, würde dem Empfehler zugebrummt; wir müssen uns hüten, das Personal zu zerstreuen und die Passagiere in Zuchtlosigkeit zu locken. Die Mannschaft der Prunkschiffe umtollt ein ewiges Fest. Und wirds jäh unterbrochen, dann soll sie für die beneideten, die gehaßten Prasser sterben, als habe ihr Same sie einst gezeugt, als seien sie lebend die ihr Nächsten gewesen.

Von Staates wegen, durch neuen Bureauzwang, den Rhedereien das Leben sauer machen? Nutzlose Scheererei. (Und: charity begins at home! Thut denn der Staat, der seine Züge noch immer mit Gas beleuchtet, im Stadt- und Vorortverkehr täglich ohne Skrupel überfüllen läßt und an den Versuch drahtloser Streckenverständigung noch gar nicht zu denken scheint, alles von der Sicherungpflicht Gebotene?) Ein Riesenschiff kann nicht die zur Bergung Tausender nöthigen Boote mitschleppen; und wer bürgt dafür, daß sie heil aufs himmelan gebäumte Wasser kämen und die zur Bedienung brauchbare Mannschaft dem gefährdeten Schiff und seiner Fracht jetzt just entbehrlich wäre? Eben so sinnlos ists, vom sicheren Port aus die Geschwindigkeit und die Navigation vorzuschreiben. Vielleicht ließ Kapitän Smith sein Schiff schnell durchs Eisgebiet laufen, um die helle Nacht auszunützen und nicht in Nebel zu gerathen, der im Nordatlantic kein seltener Gast ist. Vor solcher Fachgewissensfrage hilft keine Generalanweisung zu erlösender Antwort. Wenns nach dem Willen der Rheder ginge, würde die Schiffsschraube nicht allzu hastig gedreht und nicht jeder Kessel geheizt. Weil der Konkurrenzdrang sie hindert, die Stundenleistung unter zwanzig Meilen zu senken, bauen sie große Schiffe, deren Raschheit nicht so theuer wird wie die kleinerer Geschwister. Die Leiter großer Gesellschaften gleichen nicht den Helden der Judenanekdote von der Policeliſt. Erster: „Warum siehst Du so vergnügt aus?“ Zweiter: „Ich hab' mich heute versichern lassen; gegen Feuer- und Hagelschaden.“ Erster:

Google

„Wie machst Du Hagel?“ Die Rheder werden jetzt manchmal behandelt, als „machten“ sie Eisberge und Schiffbrüche; als grinsten sie pfiffig, wenn ein versicherter Kahn in die Tiefe sank. Alberner Kram. Kehrt auf die Schanzen der Vernunft zurück, Amerikafahrer! Fragt nicht, ob von Dover bis nach Sandy Hook noch ein paar Stunden abzuknausern wären. Schämt Euch der Schwimmprotzerei und lebt an Bord so, daß der seiner Scholle entrissene Bauer, der darbende Arbeitsucher aus dem Schiffsverließ, in das er gepfercht ist, ohne Ekelgrimm in Euer Eden hinaufschielen kann.

Wedekind-Spiel.

Im Deutschen Theater hat, nach einem an Freude armen Theaterjahr, Herr Frank Wedekind ein paar seiner älteren Dramen aufgeführt. Diese Dramen bieten nichts von Alledem, was sonst ins Theater lockt; weder eine starke, die Wissensgier spannende Handlung noch Menschen, die der Durchschnittszweifüßler auf den ersten Blick als Seinesgleichen erkennt; nicht viel Buntheit, noch weniger Klarheit. Diese Dramen gefallen auch der Masse noch nicht. Und von zehn Theaterbesuchern wußte sicher kaum einer zu sagen, was eigentlich „gemeint war“, wo er das Hauptthema zu suchen habe und welchen Eindruck er heimtragen sollte. Dennoch gingen die Leute hin; zwei Wochen lang. Herr Wedekind wurde beschwatzt, als habe er den Berlinern den „Großen König“ oder die „Großen Rosinen“ geschenkt. Ein merkwürdig polyglottes Talent nannte ich vor zehn Jahren den nur im Zunftkreis Bekannten; eins, dem die lustigsten Bänkelsänge und die wüstesten Melodramenstimmungen gelingen. Er scheint alle Kulturcentren der alten Europa zu kennen, in allen Perversitäten den Kursus durchschmarutzt zu haben, in der höchsten Hochstaplerwelt heimisch zu sein. Nichts von der Kammerdienerehrfurcht, gar nichts von der Moralpredigerwuth, die den deutschen Schriftsteller sonst beim Eintritt in die große Welt anwandeln. Ein respektloser Kerl, der uns das moderne Hofstück schreiben könnte, nicht nur die billige Serenissimusschnurre. Amoralisch; „Das Leben ist eine Rutschbahn“: das Schlußwort des Marquis von Keith könnte über seinen sämmtlichen Werken stehen. Unlogisch; was er darstellt, mußte nicht, konnte aber so sein. Deshalb, da wir die unlogischen Tragoedien nun einmal, mit Archer, Melodramen nennen, eigentlich

Google

immer, wenn er Ernst macht, melodramatisch. Und in den Mitteln nie wählerisch; manchmal glaubt man, vor einer amerikanischen show zu sitzen, wo die grasseste Sensation die schlaffen Nervenbündel aufpeitschen soll; vor Barnums Gräuelsammlung. Dann wieder ganz unverzerrte, ungeputzte Natur; und eine Psychologie, der Genieblitze vorwärts leuchten. Auch das Tempo ist amerikanisch. Ein Antipode des umständlich trödelnden Naturalismus, mit dem er doch aufwuchs. Schnell, schnell; nur nicht langeweilen! Eine Leiche? Weiter, ehe sie kalt wird. Eine Familienkatastrophe? Weg, ehe uns der Gestank in die Nase steigt. Was liegt daran? Das Leben ist eine Rutschbahn. Oder ein Tollhaus. Oder ein Brunstrevier, wo Hysterie und Satyriasis sich paaren. Das Einfache, Normale scheint für diesen Dichter nicht vorhanden. Was er aber sieht, sah kein anderes Auge je so. Ein Excentrickünstler. Ein Serpentinedramatiker? Nichts für unschuldige Kinder noch für schlichte Seelen, die von keuscher Heimathkunst und anderen philistrischen Idealen träumen. Auch kein Alltagsfutter, von dem Einer sich nähren kann. Doch wie geschaffen, um müden, überreizten Weltstädtern mit verruchten Künsten die Zeit zu kürzen. Der Regisseur schamloser Bacchanalien, der sich selbst und die ehrenwerthe Festgenossenschaft unbarmherzig höhnt. Dabei ein Dialog, der an Paganinis Hexentanz und moto perpetuo erinnert; und ein heller Theaterinstinkt, der unmöglich Scheinendes möglich macht. Sein „Erdgeist“ wirkt nicht der Gottheit lebendiges Kleid. Ein Frauenzimmer, das als Waise in Nachtkaffeehäusern barfuß Streichhölzer verkauft, auf geradem Weg in die niedrigste Nuttenprostitution geräth, entdeckt, gewaschen, parfumirt, möblirt, als Modell benutzt, als Balletstern gezeigt, geheirathet, geschieden, wieder geheirathet wird und mit seinem gemeinen Weibchenreiz Alles an sich zieht, Greise und Kinder, Künstler und Hochstapler, Prinzen und Gauner, Idealisten und Lesbierinnen. Ihre Männchen töten sich oder werden von ihr getötet; ihre Tribaden müssen zusehen und warten, bis sie Zeit hat. Ihren Entdecker und Quälgeist knallt sie selbst nieder, da er sie bedroht, nennt ihn dann den „Einzigen, den ich geliebt“, und bietet sich, vor der Leiche, seinem Sohn an: wenn er sie vor dem Schwurgericht bewahrt, kann er „verlangen, was er will.“ Sie hat nur in einer Münze zahlen gelernt, in der überall giltigen Währung, die hübschen Proletarierinnen

Google

leicht vorwärts hilft; und weil sie stets zahlen kann, stets zuzahlen bereit ist, dem Liftboy, dem schmutzigsten Strolch, wenn sie ihn braucht, und weils ihr an Kundschaft nie fehlt, verliert sie nie ganz ihre Ruhe. Heute eine Robe für fünfzehntausend Mark, morgen in Lumpen: einerlei; übermorgen beißt ja wieder ein Goldfisch an. Jeder Liebhaber heißt sie, sieht sie anders; und jeder hielt doch das selbe Lustfleisch im Arm, hat das selbe Zugpflaster auf der brennenden Stelle. Erdgeist? Der Titel klingt ein Bischen zu tiefsinnig für die bitterböse Mär von der kleinen Babylonierin. Die Fortsetzung trägt den passenderen (und witzigen) Titel „Die Büchse der Pandora". Lulu, die erdgeistliche Aeffin aus dem Lande Nod, wird von ihrer sapphischen Freundin aus dem Zuchthaus geschmuggelt, flieht mit einem Athleten nach Paris, vermiethet sich dort für Wochen, Tage, Stunden, kuppelt, spielt und läßt spielen, wird von Erpressern denunzirt, flüchtet nach London und endet, als syphilitische Winkelprostituirte, in einer Leichenkammer unter dem Lustmördermesser Jacks des Aufschlitzers, der endlich Adam, endlich an Eva rächt... Das riecht Euch nach den Müllhäufchen der Hintertreppe? Mag sein; doch die zwingende Gewalt der kurzen Visionen, die Lebensfülle dieser Welt tragikomischer, mit unerschütterlich ernsthafter Miene am Marionettendraht gelenkter Figuren, den ungebrochenen Schöpferwillen einer im Engsten froh und frech einherflatternden Phantasie und die Grazie, die mit Priapeien jonglirt: das Alles muß jeder moralinfreie Kenner bewundern. So sah ich den mit Bewußtsein Wunderlichen, bevor die Märchensatire „So ist das Leben", das Schauspiel „Hidalla oder Sein und Haben" und die Totentanzszenen veröffentlicht waren. Dieser Dichter, sagte ich, blieb lange unbeachtet und wollte sich am Ende als Schlangenmensch, Cakewalktänzer und Feuerfresser Aufmerksamkeit erzwingen. Das gelang ihm. Vielleicht besinnt er sich nun, da er die Wirkung, die Wirkensmacht des aufgeführten Dramas erlebt hat, und findet, daß es der Darstellung würdigere (womit nicht gemeint ist: moralisch würdigere) Gegenstände giebt als Satyriasis und Hysterie, Abenteurerstreiche, Strolchzunftkniffe und Dirnenwirthschaft. Er braucht nicht länger mehr als Artist um Beifall zu buhlen. Kann Künstler sein und die Yankeehumore zum Tempel hinausjagen. Laß sie in die Säue fahren, Herr der Hoffnungen! Der „Erdgeist" war eine Sensation, ein Bauchtanz der tota mulier.

Go gle

Der Erdgeistdichter ist robuster als Alle, die ringum nach demselben Kranz langen, und, in seinem Bezirk, nicht ärmer als Oskar Wilde, der, nach parodistischen Schwänken, Herodes und Salome zu schaffen vermochte. Den Deutschen hat nie ein Molière gelebt, der im Possenspiel die dunkelsten Klüfte der Psyche, die tiefsten Schluchten des Massenbewußtseins mit weithin lodernden Feuergarben bestrahlte. Erwuchs er ihnen im Lande der Niedersachsen? Herr Wedekind wird jetzt gehört. Was hat er zu sagen?

„Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginären Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen.“ (Frühlings Erwachen.) „Es giebt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die etwas Anderes als Habe und Gut zum Gegenstand hätten. Und glauben Sie nicht, daß sich die Welt hierin ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder hingerichtet.“ „Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung machen.“ „Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich setzte, gerecht zu werden.“ „Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst ist, daß man es richtig auszubeuten versteht.“ „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?“ „Auf die Frage, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehenden Religionen geprüft und fand nirgends einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine summarische, symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person.“ „Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, Recht zu behalten.“ „Das Leben ist eine Rutschbahn.“ (Marquis von Keith.) „Der Durst nach Schönheit ist ein nicht minder göttliches Gesetz in uns als der Trieb zur Bekämpfung der Erdenqual.“ „Sind meine Gedanken unrichtig, dann beseitigt mich die Welt in ihrer Unerbittlichkeit, ohne sich nach mir umzusehen. Nimmt aber die Menschheit meine Gedanken auf, dann gebührt der Menschheit das Verdienst, nicht mir.“ „Ich wollte die Menschen verleiten,

Google

Ernteſeſte zu feiern, ohne daß Ernten eingebracht waren; ich wollte ſie verleiten, Richtfeſte zu feiern, ohne daß Häuſer gebaut waren.“ „Der nächſte Freiheitkampf der Menſchheit wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet ſein.“ (Hidalla.) „Der Sinnengenuß iſt der Lichtſtrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige ungetrübte Glück, die einzige reine Freude iſt, die das Erdendaſein uns bietet.“ „Was thue ich noch auf der Welt, wenn auch der Sinnengenuß nichts als hölliſche Menſchenſchinderei, nichts als fanatiſche Menſchenſchlächterei iſt, wie das ganze übrige Erdendaſein?“ (Totentanz.) Das iſt Einiges von Dem, was er zu ſagen hat.

Er ſagts nicht immer gut (auch in den citirten Sätzen mußte ich kleine Flüchtigkeitſpuren tilgen); die Sprache war ſchon in „Hidalla“ die partie honteuse und iſt in den Totentanzſzenen (die ich überhaupt, mit ihrem durch die Apagoge reifen Menſchenverſtandes leicht zu bändigenden Knabentrotz wider die „ſittliche Weltordnung“, nicht gern im Werk des Erwachſenen ſehe) bis ins bewußt Abſtruſe verwildert. Aber er hat Etwas zu ſagen; und die an einzelnen Aphorismen bewährte Stilkunſt beweiſt, daß ers, wenn er den Fleiß nicht ſo innig haßte, eben ſo gut ſagen könnte wie irgendein Moraliſtſeit den Tagen Labruyères, der den Schreiber neinſchärfte: „Ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamants et les perles.“ Herr Wedekind findet oft, faſt zu oft Diamanten und Perlen, müht ſich aber ſelten, ſie zu ſchleifen, zu reinigen, und vertheilt ſie dann aufs Gerathewohl unter ſeine Geſchöpfe. Ohne zu beſinnen, ob das Kleinod den Beſchenkten auch kleiden werde; ohne, wie der Dramatiker doch müßte, zu fragen, ob dieſe Worte im Munde dieſes Menſchen auch möglich ſeien. Will er denn Menſchen zeigen? Nebenbei vielleicht; das Wichtigſte iſts ihm nicht. Nachſchaffen, nachſtümpern, was auf jeder Straße, in Schänke, Kontor, Ballſaal beſſer zu ſehen iſt: wozu? Manchmal iſts, als hörte man Geſpenſter plaudern. Erlebniſſe und Viſionen ausplaudern. Jedes für ſich. Ohne Gehör zu fordern und zu finden. Eins redet am Ohr des anderen vorüber. Dieſe Spukgeſtalten verſtehen einander faſt nie; und tagt das Verſtändniß, dann heult die Glocke Mitternacht und ruft die Schemen ins kalte Bett. Dann ſtirbt, im Hofnarrenkittel, König Nicolo, den der Schweißfuß eines Metzgermeiſters vom Thron geſtoßen hat. Prügelt ein Metzgerknecht den Gründer der Feenpalaſtgeſellſchaft aus der Marquiswürde heraus und

Google

zwingt den Hochstapler, nach der Polizei zu rufen. Dann erhenkt sich Karl Hetmann, den, als er sein großes moralphilosophisches Werk „Hidalla oder die Moral der Schönheit“ fertig hatte, ein Cirkusdirektor gegen hohen Sold als Dummen August miethen wollte. Auf der Rutschbahn ausgeglitten; den Hals oder auch nur ein Bein gebrochen. Sie müssen von vorn anfangen oder für immer aufhören. Gerade, als sie hoffen durften, mit der Weisheit Enttäuschter Verständniß zu finden. Eine wüste Sippe.

Nicht immer wars so. Als ich die Kindertragoedie „Frühlings Erwachen“ las, mußte ich an den Mimus der Griechen, Sizilier und Römer denken, an die dialogischen Volksspiele, in denen Männer und Frauen ohne Maske, Kothurn oder Soccus auftraten, die archimima und der parasitus, und Schnurren und Zoten aus der dem Blick sonst verhüllten Tiefe vortrugen. Da durfte nach Lust und Laune improvisirt werden und selbst das Frechste war nicht verpönt. Herondas, dessen in einem Papyrus erhaltene choliambische Mimen der münchener Professor Crusius übersetzt hat, war noch ziemlich zahm. Was man heute die Pointe nennt, fehlt seinen Geschichten. Eine Mutter läßt ihren ungerathenen Jungen vom Lehrer prügeln und fordert, als der arme Bengel schon braun und blau geschlagen ist, noch mehr Hiebe. „Das wird ihm gut thun.“ Eine Eifersüchtige hat das selbe Heilmittel einem sexuell untreuen Sklaven zugedacht, begnadigt ihn aber, weil eins ihrer Lustmädchen sie darum bittet. Der Bordellbesitzer Battaros führt vor Gericht seine Sache gegen einen Fremdling, der ins Freudenhaus einbrach und ein weibliches Werthobjekt wegschleppen wollte. Und so weiter. Außer dem Frauenfleischhändler (den Herr Wedekind, wohl nur pour épater le bourgeois, in den Totentanzszenen als einen Weltbeglücker verherrlicht), dem ungemein würdevollen leno, kommen Huren, Tribaden, Kupplerinnen auf die Bühne und reden so unhold, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Alles geht aber ganz schlicht zu, ganz einfach. Niemand wundert sich über die Schmutzhäufung, Niemand wühlt gierig in dem Kehricht. Weder Ekel noch Mitleid regt sich. Wie in einer Welt, die das Schamgefühl noch nicht kennt, noch diesseits von Gut und Böse ist, den Kruzifixus noch nicht erblickt hat. Drum lächeln wir sanft und entsetzen uns nicht, wie bei manchem Dirnengespräch des Aretiners, staunen nicht einmal, wie etwa über Poggios „Facetien“; sind ganz

Google

ruhig. Wir athmen hellenische Luft und wundern uns höchstens über die gehaltene Ruhe dieses nervenlosen Realismus. Ihr Alle wißt längst ja, daß so das Leben ist, spricht Herondas; warum also nicht drüber reden? Hinter Golgatha mußte die Tonart anders werden; da erst konnte der Mimus Wedekinds entstehen. Die Kindertragoedie ist ein Bündel von Dialogen, ganz genialisch starken und schwächeren. Manchmal sinds drei, vier, mehr Sprecher. Kinder und Eltern. Knaben und Lehrer. Pubertätwehen. Buben und Mädchen im Heuschober. Am Schluß schwatzt der Teufel, der als „vermummter Herr“ auftritt, dem Tod eine Jünglingsseele ab. Das Ganze ist ohne Architektur; und weist dennoch, als ein starkes, aus eigenem Recht gezeugtes Künstlerwerk, seinen Schöpfer in die vorderste Reihe der Lebenden. Dann kam die Lulu-Zeit, „Fürstin Russalka“, „Mine-Haha“, Gedichte, Skizzen, Chansons. Die Welt als Cirkus, dachte ich. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück. Die Schmeichelei erschöpft sich auch vor dem Thron der Menschheit. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Nichts Spirituelles also; nichts, was auch von Weitem nur an die Krone der Schöpfung erinnert. Dressirte Thierchen, die das ganze Cirkusprogramm, das alte, wie Geburt und Tod unveränderliche, durchmachen. Jockeysprung aufs ungesattelte Pferd. Mit den Füßen am Trapez hängen und den Partner im Flug auffangen. Kleiderwechsel auf galopirendem Gaul. Durch den Seidenpapierreifen. Eine Kanonenkugel auf dem Bauch tanzen lassen. Der Kautschukmann. Das melancholische Schwein mit der Mundharmonika. Das ganze Gabelthierreich in Aktion. Und der Herr Direktor führt selbst die merkwürdigsten Exemplare vor, erklärt ihre besondere Wesensart, leuchtet mit eigener Hand ihnen unter das Schnäuzchen oder die Nasenspitze. Ist selbst dann wohl auch der archimimus, der den stupidus foppt, den parasitus dem Gelächter preisgiebt; und rechnet sich mit Stolz zum verufenen Volk. Das konnte gefallen; mußte eigentlich. Weil es neu war, „mal was ganz Anderes“, und dem Geschlechtlichen weiten Raum ließ. Animalisch: also amoralisch. Seltsam nur ein fast kirchenväterlich grimmer Weiberhaß; eine gar nicht ins Cirkusprogramm passende Wuth gegen die lüsterne Menschenverderberin. Das war, nach Nietzsche und Strindberg, ja aber auch in der Mode. Und dieser

Google

Hasser hatte, wie Herondas, die Scham nie gelernt. Hauptvergnügen: Eva, zwischen zwei Clowns, nackt am Pranger zu stäupen.

Jetzt thront sie in der Glorie. Die Kindertragoedie war dem „vermummten Herrn“, die im Bordell spielenden Totentanzszenen sind „meiner Braut in innigster Liebe“ gewidmet. Vom Cirkus durchs Lupanarium in die Brautkammer: mir fehlt der Kurvimeter für diese Wegkrümmung. Fehlt leider auch der Sinn für die These, die der Bräutigam mit ungeheurem Ernst verfocht. Die hohe Schätzung der Jungfräulichkeit dünkte ihn unsittlich, die meretrix, die den Stallburschen feile lupa selbst, weil sie Wonnen gewährt, nützlicher und deshalb höher zu schätzen als das Jüngferchen, das dem Mann ängstlich den keuschen Schoß versagt. Darüber ließe sich Manches reden. Das Thema reicht bis an die Grundmauer des Gesellschaftbaues; und tiefer hinab. Bis in Urmenschliches; und vielleicht noch tiefer. Von der Familie (den Kindern besonders), vom Staat, von sozialen und politischen Nothwendigkeiten wäre da am Ende auch ein Wörtchen zu sprechen. Aus dem Mund eines Vierzigers mußte diese wedekindliche Weisheit überraschen. Nur die mit dem Wort schnell fertige Jugend verklettert sich sonst auf solche Tiraden. In London, sagt der Marquis von Keith, macht man mit Sozialdemokratie und Anarchismus keinen Effekt mehr. Wollen wir rückständiger sein als der shopkeeper und Stapelartikel für nagelneu nehmen? Wir erleben den Tag nicht, der die Mädchengymnasien durch Hetairenschulen ersetzt, die Kirchen in Porneia umgewandelt sieht; unsere Enkel auch nicht: also mag die Frage neben anderen hochnothpeinlichen ruhen. Zu verzeichnen ist nur, daß die Frau bei unserem Poeten in Gunst gekommen ist; wenns mit rechten Dingen zugeht, bittet er auf den Knien der Lustspenderin Lulu allen Unglimpf ab. Zu verzeichnen ist aber auch, daß er auf seine Weise moralisch geworden ist, ein Moralpredi-ger sogar; denn auch die „Moral der Schönheit“ ist eine. Thesen, Moral: die Lieder von der gemordeten Tante und dem Liebchen ohne Hose klangen anders. Nun gilts, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Wirklich? Noch hoffe ich, daß es so ernst nicht gemeint ist. Eine Marotte, die, statt der alten Schellenkappe, für ein Weilchen aufs Haupt gestülpt ward. Auch als ein Rückfall in gewisse Romantikerstimmungen ließe sichs deuten; in Stimmungen, die noch den Slavenapostel Dostojewskij und den soignirten

Google

Faſtenprediger Dumas übermannten. Zorniger Aufſchrei gegen die ewig Korrekten, die im Warmen ſitzen. Künſtler und Dirne: zwei Ausgeſtoßene, die ſich verbünden. Ziemlich altmodiſch; denn die Künſtler leben heutzutage als Bourgeois unter Bourgeois und die Proſtituirten haben Etwas in der Gemeindeſparkaſſe, ſind gute Hausmütter und finden meiſt noch sur le retour achtbare Ehegefährten. Herr Wedekind aber fühlt ſich noch immer als Ausgeſtoßenen; herbei drum, Ihr, ohne Stola und Falbel!

Er ſieht vierſchrötig aus. Auf dem kurzen Rumpf ſitzt ein ſehr großer Kopf. Der Kopf eines ſpäten, von wildem Leben mitgenommenen Caeſaren; oder eines heimloſen Mimen, der viel Ekel ſchlucken mußte. Einen Zwergrieſen nennt Wedekind ſeinen Hetmann; Sitzrieſen nennt der Berliner Leute, die ſitzend größer ſcheinen, als ſie ſind. Er ſieht ſtämmig aus. In dem ernſten, faſt immer düſteren Geſicht vibriren die breiten Naſenflügel aber bei jedem Wort, ſchon bei der Vorbereitung des Wortes (wie eines ſehnſüchtigen Mädchens Nüſtern). Der vierſchrötig Scheinende iſt ſicher höchſt ſenſitiv. An langen Armen derbe Fäuſte; und eine Epidermis wie aus Spinnengewebe. Der mag im Erleben arg gelitten haben; und erlebt hat er wohl genug. Viele Länder, viele Lebenskreiſe ſah er; kreoliſche Tänze und Würfelſpiel in Spelunken; Schwindelgründungen und Brunſtkämpfe ums Weibchen; auch hinter dem Gitterfenſter ſaß er (weil man ihn der Majeſtätbeleidigung ſchuldig gefunden hatte.) In ſeinen letzten Dramen wars oft, als ſchreie er nach Verſtändniß; brülle und ſchluchze: Nehmt mich endlich ernſt, laßt mich nicht länger den Narren ſpielen! Aus der Kappe des Königs Nicolo glaubte ich den Ruf zu hören: „Ich habe zwar nicht die Königsgrimaſſe, die Euren Bretermajeſtäten heute das Herrſchaftrecht über die Vielzuvielen ſichert, und bin auch ſonſt ein wilder, verbuhlter, allzu bunt getigerter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeiſter, vor denen Ihr kniet, weil ſie feiſt und plump, alſo würdig ſind; und ſo iſt Eure Welt eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtniſſes den thronenden Metzgern Späße vormachen, bezahlte Wahrheiten auftiſchen muß.“ Dieſer Nicolo hatte mancherlei Talente; doch kein zulängliches. Er konnte reden, nicht übereden, auf der Laute klimpern, doch keine ſtarke, nie vorher geſungene

Google

Weise haschen, zuschneiden, nicht nähen; und ward, wenn er als Tragoede die Seelen erschüttern wollte, als Perle aller Possenreißer gepriesen. Aus Hetmanns Munde, des häßlichen, verkrüppelten Schönheitsuchers, klingt der Ruf noch schriller. Hört Ihr ihn? „Mich stieß die Gesellschaft einst als unbrauchbar aus ihren Kreisen. Ich ging nicht zu Grunde; kam zurück und bot ihr wieder meine Dienste an. Die Gesellschaft stieß mich wieder als unbrauchbar hinaus.“ Unbrauchbar, ausgestoßen. Als König und als Schneider, als Sänger und als Religionstifter unzulänglich; nur als Narr und Cirkusclown zu verwenden. Klagt da wirklich nur der verkannte Literat, der in das ihm gebührende Fach möchte, der Tragoede, der Possen reißen soll? Nein. Da entblößt ein Mensch die Scham, zerkrallt sich Einer die Brust, der wirken möchte, nicht um Beifallslärm schwitzen. Der die Stille um sich nicht erträgt und den Applaus auch nicht sättigt. Dem das Dichten nicht mehr ist als dem alten Ibsen, dem Schöpfer Hildes, Borkmans, Rubeks. Der irgendwo mitarbeiten und seines Lebens Spur in der Menschenwelt lassen möchte. In seinen Hochstaplern sogar regt sich dieser Drang. Keith, „die Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb“, der Glücksritter, dem immer gerade der eine unentbehrliche Dollar fehlt und „Alles an den letzten drei Tagen scheitert“, sehnt sich nach der That mehr als nach dem Glanz, läßt sich drum, mit all seiner Gaunerschlauheit, stets von plumperen Betrügern ausplündern und ist nicht lächerlich, sondern beinahe erhaben, wenn er, nach tausend Schwindeleien, mit Heilandsmiene stöhnt: „Unrecht leiden ist besser als Unrecht thun!“ Warum stieß man ihn aus? Gab ihm keinen einzigen von all den freien oder schlecht besetzten Arbeitplätzen? Verbannte ihn ins Reich der Phantasie, wo er nur ein Dichter werden oder, wenns auch dazu nicht langte, Truggeschäfte aushecken konnte? War er und war sein ernsthafterer Vetter Karl Hetmann in der Oekonomie dieser Welt nicht zu verwerthen, dann hole der Teufel morgen den ganzen Plunder!

Herr Wedekind wäre im Klima eines anderen Schicksals vielleicht ein Finanzagent ersten Ranges geworden. Er hat Sinn für Geschäfte. (Verkennt nur die Dimensionen völlig; Keiths armsälige Gründung, eine Million Aktienkapital, zwanzigtausend Mark Gehalt für den Direktor, scheint ihm eine Riesensache.) Seine Transaktionen haben, auch wenn alle Einzelheiten falsch sind, den

Google

richtigen Stil. Dieser Visionär ahnt doch, wie es in den Hirnen der Menschen aussieht, die große Summen in Bewegung setzen. Er könnte das Lebensdrama Strousbergs schreiben, des Mannes, der zu früh kam und, als Sünder, hart gestraft wurde, weil er schlechte Geschäfte gemacht hatte; des Genies, dem außer dem nöthigen Sitzfleisch auch das Talent zum Glücksgünstling fehlte. Oder die Tragikomoedie von dem göttlichen Erpresser aus Arezzo, der je nach Bedarf erbauliche Bücher und Zotengedichte schrieb, die Heiligste Jungfrau und die lüderlichsten Weibsbilder malte. Der wirkte, auf seine Art. Was bleibt heutzutage? Ein Literat, der sich im Beruf wenigstens nicht prostituiren will; am Anfang des Kampfes ums Dasein nicht ausreichend gerüstet war; und nun alle lohnenden Plätze besetzt findet. Immer schreiben; warten, bis man irgendwo aufgeführt wird und sich durch absonderliches Wesen bemerkbar machen kann; und selbst dann? Keine dauernde Wirkung; auch kein Ertrag, der das Leben zum Luxusfest wandelt. Ausgestoßen, gezwungen, sich zum Zeitvertreib anzubieten; wie da draußen die Dirne, die auf die dignitas matronalis verzichten mußte; die, sagt Hetmann auch von ihr, „wie ein wildes Thier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgehetzt wurde.“ Fleckig, also unbrauchar. Jetzt stört mich auch Hetmanns These nicht mehr. Unterschätzung der Jungfräulichkeit; Kampf gegen die monogamische Moral; Gründung eines Bundes zur Züchtung von Rassemenschen, eines Bundes, in dem Männer und Frauen einander zur Gewährung der letzten Gunst verpflichtet sind. Alles Unsinn. Hetmann (und sein Schöpfer) ist viel zu klug, um glauben zu können, Promiskuität könne schöne und kräftige Menschen schaffen. Hetmann ist das ungenützte, mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit beladene soziale Genie, das zusehen muß, wie Andere, Hohlköpfe und Lumpen, munter Kinder zeugen, das mit dem Zwergriesenschädel gegen die Mauer des Familienhauses rennt, geprügelt, ausgelacht wird, in der Arena den August spielen soll und sich endlich selbst henkt. Und Helmann ist nicht nur ein schreckendes, sondern auch ein tröstendes Bild. So stark, spricht (wenn ich richtig höre) der Dichter, ist leidenschaftlicher Glaube, so mächtig der Rhythmus einer Persönlichkeit, daß dieser schönheitsüchtige Krüppel, der doch baren Unsinn bekennt, als ein echter Prinz aus Genieland vor uns steht. Auch im Frack des Dummen August vor uns stünde.

Google

Die Persönlichkeit siegt? Immer, spricht Goethe und feiert sie fromm als höchstes Glück der Erdenkinder. Immer, sagt Wedekind (und unter dem tragischen Blick verzieht der unschöne Mund sich zu einem Lächeln, an dem der vermummte Herr seine Freude hätte), immer, wenn sie sich zu rechter Zeit noch bescheidet. Ich bot der Gesellschaft meine Dienste an. Vergebens. Als ich in der Qual erzwungener Unfruchtbarkeit aufschrie, hieß es, ich halte mich für einen ins falsche Fach gequetschten Literaten und mein ganzer Ehrgeiz sei, Helden, nicht komische Rollen zu spielen. Als Menschen, als Wirkenden will man mich nicht. Aber die Persönlichkeit siegt, wenn sie ein Schlupflöchlein findet, das sie vor dem Erfrieren schützt. Ich gehe ins Mimenvolk. Auf Wiedersehen im Deutschen Theater! Da will ich, in der Heimath, die Leidenschaften und die Thaten spielen, die ich in Eurer Bourgeoiswelt nicht leben durfte.

Da wirkt er. („Du kannst im Großen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an.") Bläst unbeseeltem Fleisch, Männern und Weibern, seinen Odem ein und zwingt berliner Geschmäckler, ihm, unter dem Brachmond, zu lauschen. „Jedem Namhaften holt der Schauspieldirektor heutzutage sonst die Sterne vom Himmel des Nachbargartens; für die winzigste Rolle aus dem fernsten Sprachreichswinkel den tauglichsten Spieler, die zierlichste Maid; läßt Dekorationen malen, Raumkünstler und Lichtergrübler schalten und jede Klippenszene zwanzigmal durchprobiren. Von Alledem habe ich nichts. Wills auch nicht. Ich brauche weder Garde noch große Kanonen; kann auch mit Krümpern siegen. Ohne neue Prospekte, Wochendrill und Regiekunststücke beweise ich, daß meine Dramen sich auf den Brettern halten und just für Weltstädter mit verdorbenem Magen das rechte Futter sind. Ums zu beweisen, recke ich mich breit vor sie hin und verkaufe an der Kasse den Einlaß in mein Persönlichstes. Non olet! (Urgroßonkel Vespasian würde noch in manche Ecke unserer Welt passen.) Non dolet? Das geht Euch nicht an. Jedenfalls bin ich meines Schicksals Schmied und Keinem zu devoterem Dank verpflichtet als mir selbst." So dürfte der archimimus Frank heute sprechen. Eine Weile schiens, als sieche ihm der Humor, als wolle er, weil er müsse, auf den Schießplatz der Pathetiker abschwenken. „Schloß Wetterstein" und „Franziska" haben uns diese Furchtrunzel von der Stirn gebügelt; noch geht die stämmige Frechheit, mit zerschun-

Google

denen Nerven freilich, bei Tage bloß, spielt mit der Richtwage der Titanide, greift, wie nach billigem Nachtgeschirr, nach dem Heiligen Gral und kitzelt Erzengeln die Wade. Allerlei Brimborium ist dabei. Niemand soll wissen, woran Der glaubt. Thut nichts. Die Censoren sollen den Mann nicht verärgern; sollen, statt ihn als Schmutzschreiber zu ächten, über seinen Pamphleten schwitzen, bis aus dem Stank eines mittags („Nun gerade!“) mit Pedanteneifer gedüngten Papieracker's ihnen das Rüchlein besonderer Sittlichkeit in die Merkernase steigt (deren Flügel dann vielleicht eben so flattern lernen wie die des empfindsamen Dungfinders); und, bevor sie ihn ächten, die Nieren der Leute beschnüffeln, die sie vor ihm schützen möchten. Und Herr Reinhardt, der Einzige, der in Berlin Etwas für den Dichter gethan hat, soll uns im Herbst oder Winter das ganze Spiel noch einmal bieten, Schwülste und Beulen wegzaubern, auf leicht zu überrumpelnde Posten eine große Kanone stellen und den alten die neuen Stücke, den Spielschülern die erprobte Mimenschaar anreihen. Dann wird über die Cirkusphilosophie und über die Theaterweltanschauung des Aristophanessprossen aus Hannover noch Manches zu sagen sein.

Tisza.

In Wien hat vor Abgeordneten einst ein Kriegsminister geseufzt: „Unser Heer verdorrt!“ Die Entkräftung schien unaufhaltsam; kein Kraut dagegen gewachsen. Der Bundesgenosse mußte die Unmöglichkeit, in absehbarer Frist das Habsburgerheer auf die Höhe zu bringen, in seinen Kalkul stellen. Deaks Ausgleich (des zwischen Oesterreich und Ungarn entstandenen Interessenzwiespaltes) ließ dem Kaiser und König die militärische Oberhoheit; das Kriegsherrnrecht, die Organisation, Eintheilung, Ausbildung der seinen beiden Reichen gemeinsamen Armee nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Nur die Verwaltung sollte genöthigt sein, sich mit dem Willen der Parlamente und Delegationen irgendwie abzufinden. Mit dem Kronrecht wäre auch die Einheit des Heeres zerbröckelt. Das aber wollte die Machtgier eigensinniger Magyaren. Dualismus auch im Heer: so war seit zwanzig Jahren ihre Losung; das Ziel: eine von allen Oesterreichern gesäuberte, vom Feldzeugmeister bis zum Rekruten auch im Dienst ungarisch sprechende Armee. Graf Albert Apponyi hat schon als Haupt der Natio-

Google

nalpartei (dem die Verbündung mit Kossuth und Justh nicht zuzutrauen war) die Gründung einer ungarischen Militärakademie gefordert, in der seine Landsleute, wie die Oesterreicher in Wiener-Neustadt, zu Offizieren erzogen werden könnten. Andere Wünsche, aus dem selben Mehlteig geknetet, sind aufgetaucht, verschwunden und wieder ans Licht geholt worden. Franz Joseph, der seit Kremsier doch nachgeben gelernt hatte, blieb als Kriegsherr unbeugsam; ließ sich weder durch Schmeicheln noch durch Drohen ein Kettenstück seines Rechtes ablisten. Er wußte, daß der Begriff der Heeresgemeinschaft zum Schemen werde, wenn die Einheit der Dienstsprache falle und der österreichische den ungarischen Offizier nicht mehr verstehe; daß aber auch die Rumänen, Serben, Slovaken, die im Ungarischen Reichstag höchstens ein Fünftel der Sitze erlangen können, doch im Heer die Mehrheit haben, sich wider den Magyasirungversuch stemmen würden. Nationaler Hader in der Armee: dann wankt die Grundmauer unter dem Haus Habsburg-Lothringen. Lustren lang währte der Streit. Kriegsminister und Generalstabschef rangen die Hände. Immer kam aus Budapest der Trutzruf: „Einem selbständigen Königreich gebührt ein nationales Heer, das nur die Landessprache spricht und nur Landeskindern gehorcht.“ Ob dieses Königreich sich aus eigener Kraft gegen die Slavenfluth behaupten, auf der Großmachthöhe halten könne, wurde nicht erwogen. Franz Joseph blieb fest; ward aber müde und sprach, vor Ostern, zu dem Ministerpräsidenten Grafen Khuen-Hedervary, als wolle er lebend der Krone entsagen. Selbst dieses stärkste Druckmittel wurde als unwirksam erwiesen. Khuen ging, Herr von Lukacs wurde sein Erbe: und Alles blieb dennoch, wie es gewesen war; die Separatisten (Unnabhängigkeitpartei) sperrten, unter Jusths und Apponyis Führung, der Wehrreform und dem Militärstrafgesetz den Weg. So ging es seit dreizehn Jahren. Entweder gabs für das von Wien Verlangte in Budapest keine Mehrheit oder diese Mehrheit wurde gehindert, ihren Willen durchzusetzen. Anträge kamen in Geschwadern und wurden in Dauerreden begründet. Abstimmungen hielten das Haus Stunden lang auf. Ein Dutzend zwischen zwei Abendröthen. Half nichts Anderes mehr, so wurde gebrüllt, geheult, gepfiffen, im Chorus gesungen. Das Ganze heißt „technische Obstruktion.“

Graf Stephan Tisza, Kolomans Sohn, hat wider sie den

Google

Speer zu heben gewagt. Zum zweiten Mal. Vor acht Jahren, als Ministerpräsident, der, wie die Banffy, Khuen, Szell, Wekerle, um das nationale Selbstbewußtsein für die nächste Wegstrecke zu sättigen, in Wien Konzessionen erpressen mußte und für die Armee mehr erreicht hatte als irgendein Vorgänger, merkte er eines Tages, daß er in Ohnmacht abdanken oder die Zwirnsfäden der Geschäftsordnung zerreißen müsse. Er blickte zu Gladstone auf, dem Götzen des Liberalismus, und entnahm der old parliamentary hand den Schlußzwang, die übel berüchtigte clôture, die der Obstruktion den Athem abschnürt. Eine verwegene Herrschernatur und ein ganzer Kerl ward er hier damals genannt. Seine Partei aber am nächsten Wahltag wie reife Feldfrucht weggemäht. Ist er nun ängstlich geworden und nach Laodikeia gezogen? Nein. Noch unter grauem Haar röthet ihm angeborene Farbe der Entschließung die Wange. Seine Partei, deren Tod von allen Thürmen verkündet worden war, sitzt wieder in der Mehrheitmacht; und wieder setzt er ihre ganze Habe auf gefährliches Spiel. Er fühlt: Franz Joseph hat für Ungarn so viel gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt; Ungarn wird, wenns dem Reich noch länger die zur Wehr nothwendige Waffe weigert, als Hemmschuh von Deutschen und Slaven gehaßt und, wenns mit Rüpeln nicht fertig wird, von Europa verachtet. Er hat vielleicht gelesen, was Goethe vor neunzig Jahren in Eger zu dem Rath Grüner sprach: „Da jeder König von Ungarn die Aufrechterhaltung der Konstitution beschwört, so läßt sich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt dem Lande nicht aufdrängen. Doch dürften einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird.“ (Ohne zu ahnen, daß er einen goethischen Gedanken wiederhole, hat Lueger im wiener Reichsrath gesagt, den Kaiser von Oesterreich werde die Gewissenspflicht nöthigen, vom Weg der konstitutionellen Rechtsordnung abzuweichen und den Ungarn, deren König er ist, eine beiden Reichshälften erträgliche Verfassung aufzuzwingen.) Dem Starrsinn Franz Ferdinands wäre der Wille zu solcher Gewaltanwendung im Dienst der Staatsraison zuzutrauen. Ists klug, zu warten, bis er auf dem Thron sitzt, und erst mit ihm dann um die Wehrvorlagen zu feilschen? Klüger, mit dem alten, milden Herrn ins Reine zu kommen, aus seiner Hand den Preis der Willfährigkeit zu erbitten

Google

und später drauf zu pochen, daß man dem Nationalstolz alles Erlangbare abgefordert habe. Ungarn wird verächtlich, wenn seine Reichstagsmehrheit, die dem Lande die Regirung stellt, nur flennen, nicht handeln kann; wird lächerlich. Führt nur Gewalt ans Ziel, so soll ein Ungar sie, nicht ein Oesterreicher, anwenden. Dann bleibt dem Lande schimpfliche Demüthigung erspart. Daß die Siebenundsechziger über die Achtundvierziger gesiegt haben, muß endlich doch zu pragmatischem Ausdruck kommen. Erwiesen werden, daß Franz Deak im Recht war, als er 1865 im Pesti Naplo die Möglichkeit zeigte, Ungarns Selbständigkeit mit dem Bedürfniß der Reichsgroßmacht zu vereinen. Freilich: wer sich dieses Kampfes erdreistet, muß des Königs, der gemeinsamen Minister, des Magnatenhauses, der Behörden und der eigenen Partei sicher sein. Diese Sicherheit schafft sich Graf Stephan Tisza. Sagt Allen: „Ich gehe durch Dick und Dünn; so weit, wie ich gehen muß. Ueber Zwirnsfäden werde ich nicht stolpern. Vor einem Paragraphengitter nicht zaudernd stehen. Aber kreischt nicht, wie aufgescheuchte Pfauen, wenns etwa blutige Köpfe giebt. Für Ungarn trage ich gern meine Haut zu Markt; nur mag ich, während die Feindschaft mit Pechfackeln meinen geschundenen Leib umheult, nicht hören, daß ich abermals durch blinden Ungestüm die Partei, das Land, die Krone in Wirrniß und Morast gerissen habe.“ Eljen Tisza! Eine Donnerlegion folgt Deinem Wink. Jubel im Donauland.

Alle Schwichtigungversuche sind an der selben Klippe gescheitert. Herr Julius von Justh, Geheimer Rath Seiner Majestät, Excellenz und Volkstribun, hat in seiner Hybris die Koalition (Apponyi-Kossuth-Wekerle) zerschlagen, die Nachfolge abgelehnt, jeden Frieden, jeden Waffenstillstand sogar vereitelt. Die Minderheit, ein Drittel gegen zwei, langt nach dem Mehrheitrecht; will, daß Wehr- und Wahlreform nach ihrem Belieben gestaltet werde, und verrammelt, mit täglich erneutem Eifer, den Militärvorlagen den Weg durch den Reichstag. Tisza läßt sich zum Präsidenten küren. Sturmwarnung. Schurke, Schuft, Judas, Landesverräther, Volksfeind, Stallknecht der Hofburg: so johlt es von links; und durch alle Gassen wird getutet, daß die Wahl erschlichen, ertrogen, erfälscht, also ungiltig sei. Der Gewählte lächelt. An einer Geschäftsordnung soll der Staat wehrlos verstechen? Die ist ja nicht einmal ein Gesetz, bindet nicht alle Bürger, ist nur die kodifizirte

Google

Willensmeinung einer Mehrheit. Weg mit ihr, wenn sie neuem Anspruch nicht genügt; und eine andere her. Als die Kniffe der „technischen Obstruktion“ versagen, verschanzt Jusths Truppe sich hinter stärkere Künste. Bringt Pfeifen, Trompeten und Kindertrommeln ins Hohe Haus, zerbricht die Pulte und macht mit Blech- und Holzinstrumenten, mit Mund, Händen und Füßen aus Trillern, Wirbeln, Querpfeifengequiek und Paukenschlägen ein Höllenkonzert, das Satanas sich bei der Galacour auf dem Blocksberg nicht lange gefallen ließe. Geheul, Gewieher, Getrampel, Katzenmusik; dazwischen die rüdeste Schimpfrede. Ermahnung zu Ruhe? Durch das Hohngelächter schwirrts: Schurke, Schuft, Judas; die ganze Leier. Jetzt ists Zeit. Hundertzwanzig Schutzleute marschiren in den Saal. Sechzig Hausfriedensbrecher werden hinausgewiesen. Sie kehren zurück, brüllen, pfauchen, blasen Fanfare: und werden wieder ins Treppenhaus spedirt. Einer von ihnen, den der Börsenterminhandel mit Getreide bis gestern friedlich nährte, stürzt mit geladenem Revolver auf den Präsidentensitz los, fehlt mit zwei Schüssen das Ziel und verwundet sich dann selbst. Kein Wörtchen des Tadels kommt über der Gefährten Lippe. Der tückisch gemordet werden sollte, hört keinen Laut des Mitleides aus dem Gischtkreis der Gegner. Priester ballen ihm die Faust entgegen und flehen Gottes Fluch auf sein Haupt herab. Tollwuth. Kolomans Sohn aber sitzt lächelnd, wie beim Hochzeitmahl eines Freundes, rügt manchmal nur, in gelassenem Ton, die Kindereien, die plumpen Operettenspäße der Leute, die seine Ehre bespeien, sein Leben vernichten möchten, und scheint sich im Getümmel erst recht behaglich zu fühlen. (Theater? Nicht mehr, als der Maghar von allem öffentlichen Wesen fordert.) Wozu der Lärm? Die Wehrvorlagen werden im Sturmschritt durchs Dickicht getragen und übermorgen vom Haus der Magnaten endgiltig angenommen. Dann hat Ungarn den Wienern bewiesen, daß es noch wollen kann: und dieser Zweck heiligt selbst das sündigste Mittel.

Wie es ausgehen wird? Zwar ist die Wehrreform im Hafen (und kann, wenn im wiener Reichsrath, wie den Ruthenen, auch den Polen und Czechen ein Trinkgeld bewilligt wird, noch im Juni Gesetz werden); zwar hat der alte Kaiser den Grafen Tisza wie den aus siegreichem Feldzug heimkehrenden Generalissimus in der Hofburg empfangen, der alte Sachsenadelssproß Görgei, der

Go gle

einſt die Kroaten, dann Windiſchgraetz ſchlug und auf Habsburgs Trümmern Diktator von Ungarn wurde, ihm zur Rettung aus Lebensgefahr gratulirt. Doch Franz Joſeph iſt in dem Rechtsſtreit Partei; und Görgei, der von den Ruſſen Uebertölpelte, bei Vilagos ruhmlos Entwaffnete, war ſtets Koſſuths Feind, hat die Vertreter des Rechtes und der Ordnung, als „die Schreiber von Debreczin“ laut geſchmäht und iſt ſelbſt Jahrzehnte lang des Landesverrathes bezichtigt worden. Arcades ambo; ſchöne Seelen finden ſich zu einander. Und der Mann auf der Straße, der in Ungarn von der Muttermilch oft flink zum Tokaier übergegangen iſt und ſeitdem nie nüchtern wurde, ſcheint geſtimmt, Stephanum noch einmal zu ſteinigen. Wer will im Bezirk des Magyarenglobus den Windwechſel berechnen? Noch ſeufzen, mit gefalteter Magiſterſtirn, ſelbſt Geſcheite, der Graf habe tapfer, doch häßlich gehandelt. Polizei im Parlament! Wir kennen den Text; und unſer Urtheil iſt fertig. Gegen ſechs ſchuppige Hechte, die im Karpfenteich um ſich beißen, die Polizei (wie in Preußen geſchah) mobil machen, iſt Thorheit; entblößt die Armuth an Würde und Humor. Hundert Bläſer, Trommler, Pfeifer, Schimpfer, Trampler müſſen aus dem Saal: oder der Reichstag ſinkt in den Kinderſpott. Wer einer Mehrheit den Willenskanal zu verſtopfen trachtet, ſündigt wider den Heiligen Geiſt des Parlamentarismus, der die Mehrheit mit dem Herrſcherrecht gekrönt hat. Welcher Richter wird zögern, den Lümmel, der ſich Kollegen nennt und dennoch mit wüſtem Lärm die Berathung ſtört, aus dem Zimmer werfen zu laſſen? Im Berathungſaal des peſter Reichstages war die Horde von Trägern der älteſten Adelsnamen, von den Apponyi, Bethlen, Karolyi und Konſorten, geführt. Sollte Tiſza deshalb ihr Treiben dulden? Oder die Karkaſſe einer Geſchäftsordnung mit tieferer Ehrfurcht betreuen als das Wohl ſeines Vaterlandes? Fromm, wie Andraſſys launiſcher, fürs politiſche Geſchäft verdorbener Sohn, die Hände kreuzen und ſich an jeder Verantwortlichkeit vorbeidrücken? Wenn der Drang unerträglich wird, iſt jedes Mittel gerecht, das ihn raſch zu enden vermag. Graf Tiſza (der nicht nur eine Fauſt, der auch ein Hirn iſt und in der Zeit der Balkankriſis über Oeſterreichs und Ungarns Zukunftpflicht ſo klug ſprach wie nach ihm noch Keiner) hat gehandelt, wie er mußte. Nicht ſo ſchlau, nach ſo kalter Errechnung perſönlichen Vortheils, wie in ſolcher Lage der Vater gethan hätte; nicht als Mächler, ſondern als Mann. Schuft, Schurke, Ver-

Google

räther? Kindergeplärr. Bosheit könnte ihm höchstens nachsagen, er habe um Bewunderung gebuhlt. Und seine Antwort würde lauten, daß nur einem Narren der Hoffnungwahn zuzutrauen sei, mit dem Ruf eines Büttels sich unter Schwätzern festen Anhang zu werben und sich weich in Massengunst zu betten. Peitschte ihn Eitelkeit vorwärts? Dann wollte er als Opfer, nicht als Rechtsschlächter im Gedächtniß haften; im Reich des Heiligen Stephan ein Marcus Curtius werden. Auf dem forum hungaricum sah sein Auge eine Kluft, das Wahrzeichen höchster Staatsgefahr, und sein Ohr vernahm, daß der Erdschlund sich erst über dem besten Besitz der Heimath wieder schließen könne. Muth und Wehr sind jedes Landes köstlichster Besitz: so mag, wie der Römerjüngling, auch der alternde Magyar gedacht haben. In blanker Waffenrüstung ist er in den dunkel gähnenden Abgrund gesprungen. Um der Sonne näher zu sein? Er hat gewiß nicht verkannt, daß nur äußerste Noth ihn nach dieser That in den Glanz heben werde. Und die Nachrede geahnt: „Für Franz Ferdinand hat er, den König von morgen, gearbeitet. Oesterreich mag ihm danken und der Kroat ihm den Rockzipfel küssen.“ Unter Memmen ein Mann.

Beschleunigt sein Thun die Stärkung der Genossenwehr, dann ist auch Deutschland ihm zu Dank verpflichtet. Einstweilen labt uns der Anblick des mit dreifachem Erz Gegürteten. Und der hübschen Kulturform, in die der Parteikrieg sanft gepreßt ward. Der Polizeiinspektor grüßt, die Hand an der Mütze, ehrerbietig die Excellenzen und Hochwohlgeborenen, die er hinauswerfen soll; hört ihre Schimpfreden, die gröbste Kränkung des Ministerpräsidenten, geduldig an; beruft sich, stramm, nur auf den Befehl, an dem er nicht kritteln noch rupfen dürfe; bittet, im Ton des Untergebenen, ihm keine Schwierigkeit zu machen; verhandelt, schmeichelt, scherzt und erreicht schließlich stillen Abzug der Trommler und Pfeifer. Den Trotzigsten, die nur roher Gewalt weichen wollen, legt er die in Leder gekleidete Hand auf die Schulter und schmunzelt: „Eure Excellenz wollen Dies gefälligst als Gewaltanwendung betrachten!“ Der Trotz ist entwaffnet; die Schellenbaumträger entschwinden. Dieser Pawlik bleibt uns neben Norick: höchsten Humores voll.

Westrom.

Daß wir, all im Firnißglanz, noch als Barbaren betrachtet werden, lehrt, immer wieder, der Blick in das Westgetriebe. Kit-

Google

chener, der Sieger von Khartum, hat auch aus Malta ein Tropaion an den Nil gebracht. Seine Truppenmacht wird gemehrt (zu welchem Zweck wohl?) und Gibraltar, mit bedächtiger Schnelle, stärker armirt. Den Triumph hatte ein Bericht vorbereitet, der dem Britenohr anders klang als Cromers Selbstlobgesang und die unreine Melodie des Zauderers Eldon Gorst. Am Liebsten würde der neue Landpfleger das Joch der Kapitulationen („die den Fortschritt Egyptens hemmen"), mit ihrem Zwang zur Wahrung des Fremdenrechtes und der internationalen Gerichtshöfe, abschütteln. Das darf er noch nicht. Immerhin wirds gut sein, mit Tewfiks Sohn Abbas, dem bald vierzigjährigen Khedive, in London jetzt ein ernstes Wort zu reden. Inzwischen wirbt der Diplomatische Agent (so schlicht ist dieses Statthalters Titel) mit klugem, klug verhülltem Eifer um das Vertrauen der Muſulmanen: schafft ihnen Arbeitmöglichkeit und Absatzgelegenheit, Schulen und Märkte; klebt sie mit dem Leim ihres Eigennutzes an die Stützpfeiler der Britenverwaltung. Daß sie, fast überall, im Wirbel des Krieges um Libyen ruhig geblieben sind, wird ihm hoch angerechnet. Ein größeres Heer, in Nordwest, auf starker Basis, eine brauchbare Flotte: und der stolze Araber selbst schickt sich in den Gedanken, daß Egypten ein Theil des Britenimperiums ward. Unter Honorius hat Alles ja, was damals Afrika hieß, mit Gallien, Britanien, Italien und Spanien, zum Weströmischen Reich gehört. Jetzt giebts ein britisches Indien, einen Suezkanal; und die Barbarengefahr dräut schlimmer als hinter der Schwelle der theodosischen Zeit. Nicht nur in der Nordsee. Als die Engländer aus dem Mittelmeerkriegsrath heimgekehrt waren, sprach im pariser Bourbonenhaus der Ministerpräsident Poincaré: „Unser Verhältniß zu Deutschland hat die Tonfarbe anständiger Höflichkeit. Wir haben mit diesem Reich Fragen zu erörtern, die an dem Vertrag vom vierten November 1911 hängen und über deren Beantwortung wir noch nicht einig sind. Wir bemühen uns, klare, bestimmte, hinterhaltlose Antwort zu finden. Mißlingt der Einigungversuch, dann muß das Schiedsgericht entscheiden. Mit Britanien und Rußland sind wir in steter Intimität." Kriegsminister Millerand: „Vom nächsten Jahr an werden wir in unserem nordafrikanischen Reich Eingeborene ausheben und zu modernem Felddienst erziehen." In barbaros! Spukt Alarichs Schatten noch? Auch ein neues Westrom würde nicht an einem Tag erbaut; einer kanns stürzen.

Google

Unsterblichkeit.

Obgleich mein ganzes volles, warmes Herz
In meinen Versen schlägt, so weiß ich doch:
Mein Herz ist nicht so reich, so stark, so heiß,
Daß nicht schon bald das Lorberreislein Ruhms,
Deß mich die gütige Mitwelt würdigt, welkt.
Unsterblichkeit! Du Traum des Schaffenden!
Was unter Wehen wird, will sein und bleiben,
Will wirken und bestehn. Unsterblichkeit!
Die furchtbare Gewalt des Eisgangs riß
Aus der berühmten alten prager Brücke
(Viel groß Geschehn agirte auf der Brücke),
Riß aus der Brücke einen ganzen Pfeiler;
Nun klafft ein Loch in ihrem Quaderbau.
Auf dem verebbten Strom trug uns ein Boot,
Uns junge Dichter, Bildhauer und Maler,
Zum grausen Unheilsort. Vorfrühlingsglanz
Umschmeichelte die fürchterliche Wunde.
Und da, erst durch den Mauerriß erlöst,
Entdeckt sich uns Geschriebenes im Stein;
Da waren Nam' und längstverschollne Zeit,
Vom Moos fast überwuchert, aufgezeichnet:
Der Brücke Steinmetz hatt' es eingemeißelt
Und schrieb dabei: „Daß ich unsterblich sei,
Setz' ich mein Nam' und Jahr und Wappen bei.
Es fließt der Strom und also strömt die Zeit,
Mein ehrlich Name bleibt in Ewigkeit!"
Wir starrten schweigend auf die traurigen Worte,
Wir Schaffenden; wir ruderten zurück
In unserem Boot und schauten wunden Blicks
Den Strom entlang . . .

Doch nein! Ich will nicht klagen!
Mir ward vergönnt, manch Schönes schön zu sagen,
Ich hab' in manches Herz Sehnsucht gesenkt
Und manchen Blick auf Edles hingelenkt
Nur durch mein Lied, nur durch mein warmes Wort.
Die Sehnsucht nach dem Schönen wird nicht sterben,
Ich weckte sie, sie wird sich weiter erben,
Sie lebt unsterblich in den Herzen fort
Und wird in fernen, fernen, späten Tagen
In eines Enkelkindes Herzen schlagen
Und blühn und glühn, daß sich mein Wunsch erfüllt,
Wird sein und wirken als ein starker Samen,
Wenn auch kein wilder Eisgang meinen Namen
Dem Blick des späten Enkels jäh enthüllt . . .

Prag. Hugo Salus.

Google

Das Recht der Schauspieler.*)

Als vor fünfzehn Jahren eine Schrift erschien, verfaßt vom Dr. Max Burckhard, der damals Direktor des Burgtheaters war, und genannt „Das Recht der Schauspieler“, fragte man: Giebt es denn Das? Nein, Das gab es damals nicht. Und heute? Heute sind wir weiter. Gewisse Rechte hat der Schauspieler seitdem doch allmählich schon durchgesetzt; dieses und jenes Recht. Aber im Allgemeinen giebt es freilich ein Recht der Schauspieler noch immer nicht.

Damals fand Burckhard den Druck der Verträge nicht so sehr darin, „daß dem Unternehmer zu viel Rechte eingeräumt sind“, wie darin, „daß den Rechten der Unternehmer keine Rechte der Mitglieder entsprechen“. Inzwischen sind einzelne Rechte der Mitglieder nun doch erkämpft worden. In Oesterreich ist Dies vor Allem dem unermüdlichen Bühnenverein zu verdanken; und besonders haben sich, nach Burckhard, drei Männer verdient gemacht: die Abgeordneten Dr. Ofner und Dr. Urban und ferner Herr Bolz-Feigel, ein richtiges Stehaufmandl, das platt hinzulegen den Gegnern noch immer nicht gelungen ist; er redet fort. Im Deutschen Reich ist es der Abgeordnete Dr. Maximilian Pfeifer, der die Sache der Schauspieler führt. Und so ist endlich Eins wenigstens erreicht worden: die Schauspieler haben selbst Muth bekommen, sie lassen sich jetzt doch nicht mehr Alles gefallen. Sie gehen jetzt, wenn es zu arg wird, zum Richter; und sie haben in vielen Fällen den Richter für sich. Ich finde, sie können gar nicht oft genug, gar nicht schnell genug zum Richter gehen. Wenigstens erfährt so das Publikum von ihrer Noth. Das Publikum glaubt ja noch immer an das „heitere Bühnenvölkchen“. Diese Legende muß erst zerstört werden, wenn dem Schauspieler geholfen werden soll. Vor fünfzehn Jahren schrieb Burckhard: „Sozialpolitisch ist der Schauspielerproletarier schlechter daran als der Arbeiterproletarier, denn wir haben Gewerbeordnungen, Fabrikordnungen, Arbeiterschutzgesetze und so weiter, aber wir haben keine staatliche Theatergesetzgebung, und was sich etwa so gelegentlich nennt, ist vorn Feuer- und Sicherheitpolizei und hinten Censur.“ Das gilt noch heute. Und man kann es dem Publikum, das sich von alten Vorstellungen schwer trennt und nicht gern umlernt, gar nicht oft genug an handgreiflichen Beispielen zeigen, daß es noch immer gilt. Wie will der Schauspieler aber seinen Fall vor das Publikum bringen, als indem er zum Richter geht? Dies geschieht zuweilen gar nicht so sehr, um den Richter anzurufen, als um das Rechtsgefühl des Publikums aufzurufen. Gelingt Das erst, so haben die Schauspieler schon halb gewonnen.

Eine tapfere wiesbadener Sängerin, Fräulein Heßlöhl, hat neu-

---

*) Aus einem Band „Essays“, der im Inselverlag erscheint und neben Charakteristiken bedeutender Menschen Abhandlungen über wichtige Kulturfragen und Zeitprobleme bringt.

Google

lich den König von Preußen als ihren obersten Theaterherrn verklagt. So weit diese Klage einen Abzug betraf, der ihr, wie sie bewies, ungerecht gemacht worden war, hatte sie den Richter für sich. Aber den anderen Theil der Klage, den wegen ungenügender Beschäftigung, wies der Richter ab. In einem anderen Fall ist entschieden worden, daß der Schauspieler ein Recht auf Beschäftigung hat. Das wird nun hoffentlich auch Andere ermuthigen, denn es giebt künstlerisch und wirthschaftlich kaum eine bösere Gefahr für den Schauspieler als die der ungenügenden Beschäftigung, gegen die er bisher wehrlos schien.

Wenn ich mit einem Verleger einen Vertrag über einen Roman schließe, worin der Verleger diesen Roman gegen ein bestimmtes Honorar übernimmt, so giebt mir dieser Vertrag zwei Rechte. Ich habe dann nicht nur ein Recht auf dieses Honorar, sondern ich habe dann auch ein Recht darauf, daß mein Roman wirklich erscheine. Der Verleger darf nicht meinen Roman ungedruckt liegen lassen und mir etwa sagen: Du hast ja Dein Geld, was willst Du denn noch? Er darf es nicht, nicht nur, weil er mich dadurch in meinem Ehrgeiz oder meiner Eitelkeit (oder wie immer man mein Bedürfniß, den Roman zur Welt zu bringen, nennen mag) schädigen würde, sondern auch deshalb nicht, weil er mich auch wirthschaftlich schädigen würde: denn wird mein Roman gedruckt, gefällt er, findet er Leser und Freunde, so wächst dadurch der Werth (nicht der künstlerische natürlich, aber der wirthschaftliche) meines nächsten Romans, der dann mit ganz anderen Hoffnungen erwartet wird, und um diesen Werthzuwachs bin ich betrogen, wenn der Verleger mir zwar das ausbedungene Honorar bezahlt, aber das Manuskript in seiner Lade vermodern läßt. Wenn ich bei einer Zeitung anfrage, ob ihr für dieses oder jenes Honorar ein Aufsatz, ein Gedicht, eine Novelle erwünscht sei, und sie nimmt dieses Angebot an, so verpflichtet sie Dies nicht etwa nur, mir das Honorar zu bezahlen, sondern auch, den Aufsatz wirklich abzudrucken. Und Dies wieder nicht blos aus „idealen“ Gründen: weil ich meine Meinung äußern will oder weil ich in irgendeiner Frage mitrathen und mithelfen will oder um der lieben Eitelkeit willen, mich gedruckt zu sehen, sondern auch aus dem selben wirthschaftlichen Grund. Mit dem Schauspieler ist es eben so. Der Schauspieler, der einen Vertrag mit einem Theater schließt, erwirbt dadurch nicht nur ein Recht auf die bedungene Gage, sondern auch ein Recht auf angemessene Beschäftigung. Und diese Beschäftigung fordert nicht etwa nur sein Ehrgeiz, sondern auch sein wirthschaftlicher Sinn: denn der Schauspieler, der nicht angemessen oder gar nicht beschäftigt wird, ist nach zwei Jahren kaum mehr die Hälfte werth. Ja, für den Schauspieler liegt es noch schlimmer als für den Schriftsteller. Den Schriftsteller, den der Verleger oder die Zeitung nicht druckt, hindert wenigstens Niemand, weiterzuschreiben; er braucht ja dazu, wenn ihm was einfällt, nichts als Tinte, Feder und Papier. Aber der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch verhindert, Schauspieler zu sein: denn er braucht ja dazu die

Google

Bühne. Der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch, daß er sein Talent nicht üben kann, mit der Zeit um sein Talent gebracht. Schauspielerische Begabung läßt sich nicht auf Flaschen ziehen, sie braucht Aufgaben, braucht Proben, braucht den Wetteifer, braucht den Reiz der Berührung mit dem Publikum, braucht den Erfolg; sonst verkümmert sie. Man kann im stillen Kämmerlein ungekannt ein großer Dichter und ein großer Maler sein. Aber der Schauspieler, den sein Direktor spazirengehen läßt, kommt um.

Nun wendet man ein: Der Direktor wird doch nicht aus reiner Bosheit einen Schauspieler spaziren schicken. Aus Bosheit meistens nicht; obwohl auch Das vorkommen soll. Aber vielleicht, um sich den Schauspieler gefügig zu machen; er droht ihm: Wenn Du mir die und die Rolle nicht spielst, zu der Du nach Deinem Vertrag nicht verpflichtet bist und zu der ich Dich also nicht zwingen kann, dann spielst Du mir in dieser Saison überhaupt keine Rolle mehr; wir wollen einmal sehen, wer stärker ist! Das ist ja das Schlimmste, daß der Direktor stärker ist, und so lange wird für die Schauspieler noch immer nichts erreicht sein, bis das Gesetz dafür sorgt, daß die Direktoren nicht mehr die Stärkeren sind. Oder aber ein anderer Fall: der Direktor hat sich getäuscht, der Schauspieler kann nicht, was der Direktor von ihm erwartet hat. Ja, warum soll dann der Schauspieler die Dummheit des Direktors büßen? Kann ein Direktor nachweisen, daß ein Schauspieler ganz unfähig ist, die Rollen zu spielen, für die der Direktor ihn doch engagirt hat, so wird ein billiger Richter den Direktor verhalten, dem Schauspieler die ganze Zeit, für die er engagirt worden ist, Gage und Spielhonorar zu bezahlen, ferner den Schauspieler, damit er nicht feiern muß, für ein anderes Engagement freizugeben und endlich den Schauspieler für die Beschämung, die ihm durch den Irrthum des Direktors zugefügt worden ist, angemessen zu entschädigen; und der Direktor wird beim nächsten Engagement klüger sein. Heute kann jeder Kretin, der sich ein Bischen Geld zusammenpumpt, Theaterdirektor werden; er engagirt zwölf Schauspieler für jedes Fach, einer wird schließlich schon darunter sein, der gefällt, den behält er, die übrigen elf läßt er so lange spazirengehen, bis sie froh sind, wenn er den Vertrag mit ihnen löst. Die Unfähigkeit der Direktoren wird heute aus den Taschen der Schauspieler bezahlt.

Aber es kommt auch vor, daß ein Direktor, der einen Schauspieler engagirt, überhaupt von allem Anfang an keinen Augenblick daran denkt, ihn zu beschäftigen. Es kommt vor, daß der Direktor ein Protz ist, der nur möglichst viele Namen ankündigen will, um der Reklame willen. Und es kommt noch öfter vor, daß ein Direktor einen Schauspieler engagirt, nicht, damit er ihn hat, sondern nur, damit ihn ein anderer Direktor nicht hat. Es gehört zu den scheußlichsten Sinnlosigkeiten des theatralischen Großbetriebes, daß Schauspieler engagirt werden, die man gar nicht braucht, nur, um sie der Konkurrenz wegzunehmen. Und darum ist das Recht auf Beschäftigung nicht nur für den

Google

Schauspieler nothwendig, sondern auch für die künstlerische Gesundung unseres Theaters.

Die Direktoren antworten mir immer: Ja, dann wird es aber schwer, Direktor zu sein! Worauf ich ihnen stets sage: Hoffentlich; denn Das will ich ja gerade. Es soll so schwer werden, daß schließlich nur noch ein kunstbereiter, kunstverständiger, kunstergebener Mann, der nicht blos Geld, sondern auch Einsicht, Geschmack und das nothwendige Können hat, Direktor werden kann.

Salzburg. Hermann Bahr.

Ein Brief.

Verehrter Herr Harden, haben Sie die Güte, Ihren Lesern den Wortlaut des folgenden Briefes mitzutheilen, mit dem mich Herr Professor Dr. Ehrenberg in Rostock beehrt. „Gestatten Sie, daß ich Sie auf einige Irrthümer Ihres Artikels in der Nummer 30 der ‚Zukunft' aufmerksam mache: 1. Sie charakterisiren durchaus irrthümlich meine wissenschaftliche Methode. 2. Ihre Angabe, daß das Institut für exakte Wirthschaftforschung noch nicht existire, ist irrthümlich; es besteht schon seit 1908 als Abtheilung des Staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Rostock. 3. Ihre Angabe, daß die Vereinigung für exakte Wirthschaftforschung in diesem Jahr ihre erste Hauptversammlung abgehalten hat, beruht auf einem Irrthum; es war schon ihre zweite Hauptversammlung. Eben so verschweigen Sie, entsprechend der sonstigen Praxis, alle bisherigen Ergebnisse der exakt-vergleichenden Methode. Die Richtigkeit dieser meiner Mittheilungen werden Sie aus den beifolgenden Drucksachen ersehen". Wenn man, fern von Quellen und außerhalb aller Verbindungen lebend, auf die Information durch ein paar Zeitungen und Zeitschriften und zufällige Büchersendungen angewiesen ist, kann Einem leicht geschehen, daß man von einer Hauptversammlung, einer Gründung nichts erfährt. Verschwiegen habe ich nichts; „alle bisherigen Ergebnisse der exakt vergleichenden Methode" kenne ich nicht, und hätte ich sie gekannt, so würde ich wahrscheinlich nicht darauf eingegangen sein, weil ja nicht diese Methode, sondern das Buch von Professor Pohle der Gegenstand des Aufsatzes war und Professor Ehrenberg nur in einer über die gegenwärtigen Professorenstreitigkeiten kurz orientirenden Einleitung erwähnt wurde. Natürlich bin ich dem Herrn Professor dafür dankbar, daß er mir ermöglicht, zwei Irrthümer zu berichtigen, und auch dafür, daß er mir Material sendet, aus dem ich mich davon überzeugen kann, ob ich seine Methode falsch charakterisirt habe.

Neisse. Karl Jentsch.

Google

Tantieme.

Der Streit um die Tantieme ist so alt wie die Aktie. Der Aktionär glaubt, daß sein (aus der Uebernahme des Risikos erwachsenes) Vorrecht den Kletterversuchen der Tantiemen Halt gebieten darf. Die Aktiengesellschaft hat sichtbare Wandlungen durchgemacht. Das Grundkapital wuchs in neunstellige Ziffern hinein; die Gewinne wurden, wenn das Geschäft gut ging, achtstellig und die Tantiemen dehnten sich bis ins siebente Zahlenglied. Die Banken herrschen in allen Regionen der Wirthschaft und sind meist in den Gesellschaften vertreten, denen sie Kredit gewähren. Die Fäden laufen aber nicht nur vom Gewerbe zur Finanz: sie kreuzen sich auch im Bereich der gewerblichen Unternehmungen; und diese Gemeinschaften, die durch Fusionen oder weniger enge Verbindungen hergestellt sind, haben zu einer Häufung der „verantwortlichen Personen“ geführt, die Tantieme fordern.

Daß die Geschäftsführer am Gewinn betheiligt werden, ist vernünftig. Der Vorstand, der nur auf festes Gehalt gesetzt wäre, hätte nicht immer den Drang, seine Kraft für eine Steigerung des Gewinnes einzusetzen. Da sein Gehalt von der Größe des Ertrages unabhängig ist und ihm auch gezahlt wird, wenn für die Aktionäre nichts übrig bleibt, käme es selten zu dem wünschenswerthen Elan. Daß diese Auffassung richtig ist, zeigt der Versuch, das System der Tantieme oder Gratifikation auch in den Bereich der Lohnarbeiter zu übertragen. Freilich muß man die Geschäftsführer von den Kontroleuren scheiden. Der Vorstand hat ein besseres Recht auf Gewinnbetheiligung als der Aufsichfrath. Dieser Unterschied wird durch die Berechnung der Tantiemen erkennbar gemacht. Paragraph 237 des Handelsgesetzbuches bestimmt: „Wird den Mitgliedern des Vorstandes ein Antheil am Jahresgewinn gewährt, so ist der Antheil von dem nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen verbleibenden Reingewinn zu berechnen; Paragraph 245 sagt: „Erhalten die Mitglieder des Aufsichtrathes für ihre Thätigkeit eine Vergütung, die in einem Antheil am Jahresgewinn besteht, so ist der Antheil von dem Reinwinn zu berechnen“. Paragraph 245 sagt: „Erhalten die Mitglieder bungen und Rücklagen sowie nach Abzug eines für die Aktionäre bestimmten Betrages von mindestens 4 Prozent des eingezahlten Grundkapitals verbleibt“. Dieser Wortlaut läßt immerhin allerlei Deutung zu. Wie stehts, zum Beispiel, mit dem Gewinnvortrag? Die meisten Kommentatoren meinen, daß der Vortrag des vergangenen Jahres tantiemepflichtig sei, der neue Vortrag, als eine Rücklage, frei bleiben müsse. Doch auch eine andere Meinung hat noch Vertreter. Die neunte Auflage des Kommentars von Staub, die 1912 erschienen ist (bearbeitet von Heinrich Könige, Albert Pinner und Felix Bondi, der an die Stelle des verstorbenen Justizrathes Josef Stranz trat), stellt sich aber auf den Standpunkt der Praxis und der Theoretikermehrheit. Die dem Vorstand zufallende Gewinnquote wird durch das von der Gene-

Google

ralversammlung der Aktionäre genehmigte Statut bestimmt, das stets geändert werden kann. Sind die Vorschriften auf ein junges Unternehmen zugeschnitten und ist die Gesellschaft seitdem beträchtlich gewachsen, so muß natürlich auch das Verhältniß von Tantieme und Reingewinn dem neuen Zustand angepaßt werden. Das ist nicht immer leicht; ein Einzelner kann sich um die Entwickelung der Gesellschaft solches Verdienst erworben haben, daß man sich scheut, formale Bedenken zu äußern. Neulich wurde die hohe Tantieme des Generaldirektors Gerstenberg von der Versicherunganstalt Victoria getadelt. Für 1911 wurden 780000 Mark Dividende und 694284 Mark Tantieme gezahlt. Der Generaldirektor bekam mehr als 600000 Mark (Gehalt und Tantieme). Im Jahr 1893 hatte die Tantieme des Vorstandes 52246 Mark betragen, während die Aktionäre 342000 Mark erhielten. Daß dieser Generaldirektor eine besonders hohe Vergütung fordern darf, ist nicht zu bestreiten. Herr Gerstenberg hat die Gesellschaft zu Dem gemacht, was sie geworden ist; und ein Organisator ersten Ranges ist für ein Versicherungunternehmen unbezahlbar. Unter der Leitung Gerstenbergs wuchs das Vermögen der Victoria von 37 auf 885 Millionen, die Einnahmen an Prämien und Zinsen von 8½ auf 181, der Jahresgewinn von 1½ auf 36 und der Gesammtbestand an Lebensversicherungen von 134 auf 2122 Millionen. Das Verlangen, die statutarischen Bestimmungen zu modernisiren, ist dennoch berechtigt, ein verständiger Ausgleich zwischen Dividende und Tantieme in jedem Fall nöthig.

Mit dem Alltagsmaßstab ist in diesen Bezirken nicht auszukommen. Der fruchtbare Gedanke eines Mannes hat das Unternehmen ermöglicht. Darf man nun fragen: „Warum werden dem Mann so hohe Tantiemen bezahlt, da das Geschäft doch von selbst geht?“ Der Gedanke war produktiv; und sein Finder hat ein gutes Recht auf einen Theil der Früchte. Damit ist nicht gesagt, daß die Tantieme aller Grenzen spotten darf. Sie muß ihre Berechtigung erweisen. Der Hinweis auf die Verantwortung genügt nicht; die wäre schließlich auch mit festem Gehalt bezahlbar. Noch schwieriger wird die Sache beim Aufsichtrath. Neben Personen, die nur dekorativ wirken sollen, stehen Berather, die wichtige Finanztransaktionen ermöglichen, und Acquisiteurs, die Geschäfte bringen. Ein Bankmann, der im Aufsichtrath einer Industriegesellschaft sitzt, hat oft Beträchtliches zu leisten. Er wird dafür zwar von seiner Bank bezahlt, darf aber für die dem anderen Unternehmen zugewandte Arbeit einen Sonderentgelt fordern. Die Tantieme des Aufsichtrathes ist übrigens nicht von einer bestimmten Thätigkeit abhängig. In diesem Sinn hat das Reichsgericht entschieden. Eine Gesellschaft weigerte einem Aufsichtrathsmitglied die Tantieme, weil es „in dieser Eigenschaft nichts gethan habe“. Die Vorinstanz hatte gesagt, die Tantieme müsse gezahlt werden, weil sie eine „Risikoprämie für die Verantwortung“ sei, die vom Aufsichtrath gefordert werde. Durch die Statuten könne die Tantieme von einer besonderen Thätigkeit abhängig gemacht, ohne solche Bestimmung aber

Google

dürfe sie nicht verweigert werden. Das Reichsgericht sprach, die zu vergeltende Leistung des Aufsichtrathes bestehe in der „einwandfreien Erfüllung seiner Obliegenheiten“. Das heißt: der Aufsichtrath darf die Verantwortung, die er zu tragen hat, nicht passiv nehmen. Doch genügt der Nachweis, daß er sich keiner Pflichtverletzung schuldig gemacht habe. Eine bestimmte Thätigkeit ist, ohne besondere Vereinbarung, nicht von ihm zu verlangen. Dem Aufsichtrath darf also die Vergütung nur geweigert werden, wenn ihm grobe Vernachlässigung seiner Pflichten nachgewiesen ist. Nach den Paragraphen 246 und 249 HGB erfüllt der Aufsichtrath seine Pflicht, wenn er „die nöthigen Revisionen vornimmt; über die wesentlichen Geschäftsvorgänge in Berathung tritt; dafür sorgt, daß ihm genügender Bericht erstattet wird, um den Geschäftsgang zu kontroliren; bei der Bilanzprüfung die im Verkehr übliche Sorgfalt anwendet“ (Staub). Fordert man mehr vom Aufsichtrath, so wird dessen Thätigkeit zu einem Hauptamt, das auf eben so sichere Vergütung Anspruch hätte wie das der Direktoren. Da die Aufsichtrathstantiemen vom Reich mit einer Steuer von 8 Prozent belegt sind, so hat ihr Fortbestand auch eine fiskalische Bedeutung. Im Steuerjahr 1911/12 betrug die Einnahme $5\frac{3}{4}$ Millionen, die versteuerte Gesammtsumme also $71\frac{1}{2}$ Millionen.

Daß die Tantieme oft rascher wächst als die Dividende, liegt an der Berechnungvorschrift. Eine Gesellschaft kann sich selbst aber die Bedingungen schaffen, die sie zu brauchen glaubt. Ueber den Berechnungmodus wird nicht selten gestritten. Jetzt soll das Reichsgericht entscheiden, ob die Tantieme des Aufsichtrathes aus dem Reingewinn mit Einschluß der Vorstandstantieme zu errechnen ist. Das Gesetz spricht nur vom Abzug sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen und von 4 Prozent des eingezahlten Aktienkapitals. Der Wortlaut ist also gegen die Auffassung, daß die Bezüge des Vorstandes nicht tantiemepflichtig seien. Da das Gesetz die abzuziehenden Posten einzeln nennt, wäre wohl auch die Vergütung des Vorstandes mit aufgezählt worden, wenn sie dem Aufsichtrath nicht zu berechnen wäre.

Jede Gesellschaft kann die Einkünfte des Vorstandes und des Aufsichtrathes durch einen dicken Grenzstrich trennen. Falsch ist, zu sagen: „Der Aufsichtrath soll erst bezahlt werden, wenn die Gesellschaft mehr als 4 Prozent Dividende giebt; bis dahin hat er nichts zu bekommen“. Diese Auffassung steht im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen über die Obliegenheiten des Aufsichtrathes. Für die Verwerthung des Betriebskapitals hat in erster Linie der Vorstand zu sorgen, der die Geschäfte führt. Der Aufsichtrath hat diesen Vorstand nur zu kontroliren. So hat sichs der Gesetzgeber in seiner Arglosigkeit gedacht. In unserer Wirklichkeit macht jeder tüchtige Vorstand mit dem Aufsichtrath, was ihm beliebt. Auf den Gedanken, ihm die Tantieme herunterzuknausern, wird er freilich nicht kommen. Er will, ganz caesarisch, wohlgenährte Leute um sich sehen, die zufrieden sind und ihm, im eigensten Interesse, lohnende Geschäfte bringen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juni 1912.

Aquilifer.

Vexillum.

Dritter Februar 1899. Beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages spricht Wilhelm der Zweite: „Sicher ist der Friede, der hinter dem Schild und unter dem Schwert des Deutschen Michel steht. Allen Völkern den Frieden herbeiführen zu wollen, ist ja ein herrliches Beginnen; aber bei der ganzen Berechnung wird ein Fehler gemacht. So lange in der Menschheit die unerlöste Sünde herrscht, wird es Krieg und Haß, Neid und Zwietracht geben; so lange wird ein Mensch versuchen, den anderen zu übervortheilen. Was aber unter den Menschen Gesetz ist, Das ist es auch den Völkern. Deshalb wollen wir trachten, daß wenigstens wir Germanen zusammenhalten wie ein fester Block.“ (Die Große Revolution, hat, in der Debatte über Sardous Thermidorspektakel, Clemenceau gerufen, ist ein Block, von dem man nichts abhacken darf. Seitdem ist das Wort auf der Wanderung. Von der Lippe des dritten Kaisers schlüpft es in den Sprachspeicher des vierten Kanzlers.) „An diesem rocher de bronze des deutschen Volkes, draußen, weit über die Meere, und bei uns zu Haus in Europa, möge sich jede den Frieden bedräuende Welle brechen.“ Vier Monate später, nach der Segelregatta, spricht Wilhelm in Brunsbüttel: „Mein Grundsatz ist, überall, wo ich kann, neue Punkte zu finden, an denen wir einsetzen, an denen unsere Kinder

Google

und Enkel sich ausbauen und Das nutzbar machen können, was wir ihnen erworben haben. Langsam nur hat das Verständniß für Wasser- und Seewesen, für die Wichtigkeit des Meeres und seiner Beherrschung bei unseren Landsleuten Platz gegriffen; aber das Verständniß ist erwacht, und wenn einmal beim Deutschen eine Idee, ein Gedanke Funken gefangen hat, so wird er auch bald zu lodernder Flamme. So wird es auch hier sein." Erster Juli-abend des selben Jahres. In Lübeck ist ein Nachtklub gegründet worden, als dessen Gast der Kaiser spricht: „Ich erinnere an einen alten Wahlspruch Lübecks: ‚Das Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet viel, es mit Ehren wieder herunterzu-holen.' Das ist ein Wort, dessen auch wohl jeder Segler eingedenk sein wird, wenn er morgens an den Start geht. Aber ich möchte den alten Spruch auch aus einem weiteren Gesichtspunkt betrachtet wissen. Ein ander Fähnlein, unseres Reiches Panier, habe ich im Auge. Kaiser Wilhelm dem Großen verdanken wir es; er festigte es an den Mast, an dem es, wie einst Nelsons Flagge, festgenagelt bleibe. Und so wollen wir Alles dazu thun, daß es mit Ehren dort oben wehe, so lange es Gott im Himmel gefällt; und wenn er be-stimmt, daß es einmal wieder niedergeholt werde, dann möge er fügen, daß es nur ‚mit Ehren' geschehe". Mancher französische Nachtbesitzer hat in Kiel mitgesegelt und mitgeschmaust und aus dem „Figaro" erfahren wir, daß der Deutsche Kaiser dem berliner Marinevertreter der Republik den Wunsch ausgesprochen habe, das Schulschiff „Iphigénie" zu besuchen. In Bergen geschiehts; fünf Tage nach der lübecker Rede. Ueber die Deutschenbrücke und den Fischmarkt drängen, an der Haakonshalle vorbei, die Ber-genser auf die Außenrhede. Kapitän Manceron empfängt am Fuß der Schiffstreppe den hohen Gast; die Mannschaft salutirt bei klingendem Spiel; am Hauptmast wird die deutsche Kaiserstandarte gehißt; und nach dem Schülermanöver donnern einundzwanzig Schüsse dem Scheidenden den Geleitgruß. In einem Telegramm an den Präsidenten der Französischen Republik preist Wilhelm „den Glücksfall", der ihm gestattet habe, die „sympathischen, ihres edlen Vaterlandes würdigen" jungen Seeleute auf seinem Weg in die Nordfjords zu sehen. Bittet die Schiffsoffiziere und ein paar Dutz-end Schüler zur Abendmahlzeit auf die „Hohenzollern". Weltge-schichtliche Wendung? Wer das dem Buch De fabulis ad Iphigeniam

Go gle

pertinentibus angehängte Kapitel lieſt, muß dran glauben. Auf hundert Zeitungblättern ſteht das Evangelium: Was der Eiſenkanzler vergebens erſtrebte, ward dem milderen Kaiſer als Lohn ſeines Mühens; Wilhelm hat die verhärtete Rinde der Franzoſenherzen geſprengt, die nach dreißigjährigem Frieden immer noch Grollenden verſöhnt und durch eine ganz perſönliche Politik der Ruhe Europens eine feſtere Stütze gefunden, als der ſanfte Lockruf des Weißen Zaren vermochte. Die fernſten Enkel werden drum den Friedensbringer rühmen, deſſen nie verſagender Zaubererkunſt das holde Wunder gelang. Die Franzoſen bleiben kühl. Friedenskongreß im Haag, neue Verhandlung wider Dreyfus, pariſer Weltausſtellung in Sicht: allzu grob darf der Kluge nicht werden. Muß auch, nach der Iphigenienhuldigung, der goethiſchen Mahnung gehorchen und „meiden, im Enkel die Züge des Ahnherrn zu ſehen“. Immerhin hören wir, der kaiſerliche Bordbeſuch habe das Selbſtgefühl der 1870 Beſiegten auf eine harte Probe geſtellt. Trotzdem Wilhelm bei der Einfahrt in die bergiſche Rhede auf allen Schiffen ſeines Geſchwaders die Flagge der Republik hiſſen ließ, trotzdem er „plus que courtois“ war und dem Kapitän Manceron ſagte, Frankreichs Marineperſonal ſei viel beſſer als Deutſchlands, habe er nicht vermocht, die eiſige Höflichkeit der franzöſiſchen Mannſchaft auf einen wärmeren Ton zu ſtimmen. Das ſchmeckt nicht nach Verſöhnung. Schadet aber nicht. Ein Amerikaner hört aus dem Munde des Kaiſers das Wort: „Flottenverſtärkung ſchützt den Frieden beſſer als irgendein Haager Kongreß.“ Und als Wilhelms Rennyacht in Cowes einen Preis erſegelt hat, leſen wir, unter dem Erntemond, zwiſchen Briten und Deutſchen, den Vettern, die kein Intereſſenſpalt ſcheide, ſei in dieſer denkwürdigen Stunde das Band der Freundſchaft unzerreißbar geworden.

Meteorpolitik wirkt nicht lange. In den Berichten über die Kieler Woche, die ernſten Deutſchen der hortus deliciarum geblieben iſt, finden wir diesmal kaum einen Franzoſennamen. Die Republik, deren Liebe uns vor dreizehn Jahren geſichert worden ſein ſollte, zeigt dem Deutſchen Reich ſo heftigen Groll wie niemals ſeit dem großen Krieg; läßt ihre Wortführer rückhaltlos ausſprechen, daß die wichtigſte Nationalpflicht die Vorbereitung der Rache fordere; hat ihr Heer wieder lieben, täglich bejauchzen gelernt; und würde die Leute ächten, die in den Lichtkreis deutſcher Hof-

Google

feste zu treten wagten. Armour (Schweineschlächter), Lipton (Theehändler), Morgan (Stahl, Bahnen, White Star) sind jetzt die kieler Helden; sitzen, vor Ministern und Admiralen, auf dem Ehrenplatz und werden, als Hundertmillionenmänner, vom Reichshaupt wie ebenbürtige Kronenträger behandelt. Die Hoffnung, Frankreich zu versöhnen, ist zum Aschenhäuflein geworden. Die Stimmung wieder wie am Tag der laut bekannten Sehnsucht nach dem Germanenblock. Auf eine kurze Tischrede seines Bruders (die ihn dreizehnmal „Eure Majestät" nennt) antwortet der gekrönte Kommodore des Kaiserlichen Yachtklubs mit einer Fanfare zum Ruhm der angelsächsischen Seeleute. „Die diesjährige kieler Jubiläumswoche hat wesentlich dadurch eine so schöne Entwickelung genommen daß in Haufen Dampf- und Segelyachten aus England herübergekommen sind, um unser Fest mitzufeiern und im Sport sich mit uns zu messen. Da glaube ich, aus Aller Herzen zu sprechen, wenn ich den Herren von ganzem Herzen Willkommen und Dank entbiete." In der Stunde, da des Kaisers neuer Botschafter, Freiherr Marschall von Bieberstein, im Buckinghampalast die Urkunde seiner Beglaubigung in die Hand des Britenkönigs legt. Wieder soll eine Nation, die den Nachbar unfreundlich ansah, versöhnt werden; und die Weise klingt fast wie die im Juni 1899 vernommene. In Brunsbüttel hat, als Tischgast der Hamburg-Amerika-Linie, der Kaiser wieder von der deutschen Flagge geredet, die ihm, wie einst dem Römerlegionär der unter den mit Blitzstrahl und Donnerkeil bewehrten Fängen des Goldadlers flatternde Stangenwimpel, das Symbol stolzer Reichsmacht scheint. „Die Flagge muß in Ehren wehen und ihr Tuch darf nicht leichtsinnig in den Winden entfaltet werden, wo man nicht sicher ist, sie vertheidigen zu können. Sie werden verstehen, warum ich Zurückhaltung geübt habe in der Ausbreitung der deutschen Flagge, wo sie vielleicht von Manchem gewünscht und ersehnt war. Ich habe mich von einem alten hanseatischen Grundsatz leiten lassen, der in markigen Lettern am Rathhaus zu Lübeck steht: ‚Das Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet viel, es mit Ehren wieder herunterzuholen'. Nun, meine Herren, ich glaube, mir wohl vindiziren zu können, daß bisher, so lange ich regire, noch Niemand der Ehre unserer Flagge zu nah getreten ist. Dafür kann ich mich einsetzen und dafür kann ich stehen: wo Sie vorangehen, da wird

Google

meine Flagge Ihnen folgen. Das ist so im Großen und im Kleinen. Jeder bindet morgens seine Flagge an den Stock und hofft, zu siegen. Das gelingt nicht Jedem. Trotzdem freuen wir uns, daß der heutige Tag der Elbregatta nicht nur deutsche, sondern auch viele Fahrzeuge eines uns verwandten und befreundeten Volkes herbeigeführt und das Bild zu einem farbenreichen gemacht hat. Darum wollen wir uns freuen. Und ich spreche hier wiederum von ganzem Herzen meine Hoffnung aus, daß der Segelsport und der Wassersport auf der Elbe und auf der Ostsee, im Binnenland wie auf dem Meer blühen und gedeihen möge." Der würdigste Epilog zum Marokkojahr: so winselts aus der byzantinisch gestriegelten Meute. Deutsche, die vor fremdem Ohr nicht gern erörtern, ob im letzten Vierteljahrhundert der Reichsehre Tort angethan ward, tasten nach einem Fädchen, das Kleines dem Größten, den Segelsport der Gunstjäger und Snobs dem Ansehen und der Weitung deutscher Reichsmacht verknüpfen könne. Dann fragen sie, zweifelnd, ob je schon, in aller Geschichte, ein Kaiser, ein König, dem das Volk seiner Landsleute ungeheure Wehrmittel anvertraut hatte, beim Mahl Bestätigung der Thatsache heischte, daß er des Reiches Flagge nicht von Fremden in den Staub zerren ließ. Ob diese Flagge der kühnen Vorhut deutschen Handels stets gefolgt ist. Ob der Westsultan, der vom Deutschen Kaiser als souverainer Herr eines unantastbaren Landes angesprochen worden war, jetzt, da dieses Land auf des selben Kaisers Befehl den Franzosen ausgeliefert worden ist, der Wimpelverheißung noch gläubig trauen solle. Ob das weithin hörbare Geständniß, daß im vorigen Sommer die deutsche Hoffnung auf Sieg verregnete, daß Deutschland nicht sicher war, seine Flagge gegen den Schwarm der Feinde vertheidigen zu können, der Lippe des Reichshauptes entschlüpfen mußte. Und warum das Volk, dessen Einspruch den Sieg des Gegners entschied, nun wieder ein befreundetes Verwandtenvolk heißt und den Löwentheil des Lobes einheimst. War damals „das Flaggentuch leichtsinnig in den Winden entfaltet worden", dann gebührt den solchen Frevels Schuldigen strenge Rüge. Denen, die an der Susküste Praestigien erangeln wollten. Nicht der Nation. Der ist das Flaggenseil unerreichbar. Der war im Agadirsommer das schmerzlichste Erlebniß die Wisperbotschaft, Deutschlands Heer sei nicht so stark, wie es unter wachsamer Pflege

Google

geworden sein mußte. Und der Entschluß, dieses Erlebniß an der Elbmündung zu illuminiren, schien ihr weder nothwendig noch nützlich. Denn die Führung des Reichsgeschäftes ist ein anderes Ding als irgendein Wassersport. Der Segler, der morgens zu siegen hoffte und abends die besiegte Flagge vom Stock niederholt, hat nur seinen Privatbesitz, seine persönliche Ehre nur ins Wettspiel getragen. Im schlimmsten Fall entging ihm ein blinkender Pokal.

Ward wieder, nach langem Mißvergnügen, glorreicher Sommer? Zum dritten Mal im Lauf einer Woche hat, als der Themseklub ihm einen Becher geschenkt hatte, der Kaiser den Britenleun gestreichelt. „Möge diese Woche ein neues Glied in der Kette persönlicher und sportlicher Freundschaft zwischen unseren beiden Klubs und Ländern sein! Möge der Cumberland-Becher hier stehen als ein sichtbares Pfand dieser für Großbritanien und Deutschland so natürlichen und werthvollen Freundschaft!“ Der Sprecher des Themseklubs hatte jedes politisch deutbare Wort vermieden. Und in der selben Stunde hatte im londoner Unterhaus Schatzkanzler Lloyd George angekündet, daß England, um von der deutschen Marinemehrung nicht überholt zu werden, für seine Flotte noch in diesem Jahr eine Haushaltserhöhung um zwanzig Millionen Mark, in den nächsten Jahren um viel höhere Summen brauche. Hochzeitbraten riecht anders. Von Deutschlands Recht auf den Dreizack und auf die Mitwirkung zu jeder den Erdbesitz wandelnden Entscheidung, von den Fängen des Zollernaars und dem Admiral des Atlantischen Ozeans ist nicht mehr die Rede. „Ein neues Glied in der Kette natürlicher Freundschaft.“ Neue Morgenröthe unerfüllbarer Hoffnung? Frankreich bejubelt das elsässische Pamphlet „Professor Knatschké; oeuvres choisies du grand savant allemand et de sa fille Elsa“. Und bis nach Wik, Holtenau, Friedrichsort müßte die Stimme des Mannes dringen, der über dem Kieler Busen Preußens Flagge an den Dänenstock band. „Sympathien und Antipathien in Bezug auf fremde Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder von mir noch von Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so

Google

hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. In der Gefühlspolitik giebt es keine Reziprozität. Jede andere Regirung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen. Unsere Gefühle acceptirt man, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehen, und behandelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal dafür und respektirt uns nur als brauchbare Dupe." Wer lauscht solcher Warnung?

Humbug.

Phineas Taylor Barnum aus Connecticut, der ein Niggerweib als die hundertsechzigjährige Amme Washingtons ausstellte, den Genuß alkoholischer Tränke als die Erbsünde verschrie und der Menschheit das ewig unausschöpfliche Werk „The humbugs of the world" schenkte, konnte in seinem Maharadschaschloß Iranistan nicht ahnen, daß er bald nach seinem Tode den Landsleuten ein harmloses Kindergemüth scheinen, daß ihn aus dem wärmsten Eckchen im Bereich der Yankeephantasie ein Politikmacher wegdrängen werde. Einer gar, der auf Washingtons hohem Sitz gethront hatte. Wäre der edle Phineas nur hundertzwei Jahre alt geworden und aus Connecticut bis in die Hauptstadt von Illinois gekommen, dann hätte er, in Lust und in Wehmuth, erkannt, daß all sein Mühen nur einem Größeren den Weg gebahnt habe. Dann hätte er aber auch den Weltmessenhelden gefunden, mit dem, in der kahlsten Bretterbude, mehr Geld zu verdienen war als mit den schwarzen Zitzen der Mythosamme und mit der Nachtigalkehle der Schwedin Jenny Lind. Alles hätte er dem Erben gegönnt: nur den Einen nicht, der seit elf Jahren den Blick dreier Erdtheile an sein hehres Bild zu fesseln vermochte. Um die Kosten der Ausstellung zu decken, hätten Europens Kronenträger sich zu einem Garantiefonds vereint. Denn nie war an Lebendigem Heil und Segen der Monarchie so deutlich zu zeigen wie an dem Reden und Handeln dieses Republikaners, der das Haupt der größten Republik gewesen war. Das wäre was für den Ethiker von Iranistan geworden. Zehn Dollars das Ticket. Da Barnum tot ist, bleibt nur eine Hoffnung uns noch. Der Kinematograph (der wichtiger und nützlicher ist als zwei Drittel aller Sprechspielhäuser und drum schon in seinen plumpen Anfängen freundliche Förde-

Google

rung verdient) wird für die Dauer eines Filmlebens die Hochgestalt des Preisboxers festhalten, der von dem Sitz der Jefferson, Monroe, Lincoln in den Manegesand, vom Kapitol in die Pfütze niederstieg. Daß seines Lichtbildes Mund stumm bleiben muß, wird uns (wie stets die Wortlosigkeit der Kinematographie) zur hellsten Freude. Wir können den Kerl noch leben sehen; noch länger ihn reden zu hören, wäre dem Europäerohr unerträglich.

Die fünfundzwanzig Männer, die, von George Washington bis auf Mac Kinley, den Vereinigten Staaten von Amerika präsidirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodore Roosevelt aus dem Staat New York. Der schnitt gern in alle Rinden ein, daß er der klügste und tapferste, der reinste und größte Mann seines Jahrhunderts ist; mindestens seines. Jurist, Kameralist, Historiker, Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Organisator und Oberst der rough riders und Sieger von Las Guasimas; Achill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert. Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten September 1901 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins Weiße Haus. Der Vorgänger, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, Voraussicht und Willenskraft, hatte sich still gehalten und war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem Schatten trieb. Der neue Herr wollte gesehen, im hintersten Winkel des Erdballes gekannt sein und war unermüdlich in dem Bemühen, den werthen Namen dem Stamm der Weltesche einzukerben. Auf Kuba und im Philippinenarchipel hatte mancher Amerikaner muthig seine Pflicht erfüllt; von keinem ward, nicht einmal von dem Helden Hobson, so viel geredet wie von dem Reiteroberſten Roosevelt. Der organisirte seinen Ruhm. Der sicherte heute dem Onkel Sam das Imperium. Rief, ein auf Kosten der Trusts durch die Klippen der Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen die Unternehmerkartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach, übermorgen dem Menschengeschlecht höhere Kultur, den Bürgern der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. Hic et ubique. Verdämmerte ein Tag, an dem von ihm gar nichts zu erzählen war (nicht einmal, daß er wieder einem Deutschen die Herrlichkeit des Ni-

Google

belungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter des Allumfassers rasch noch Etwas in die Zeitung. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln und Zweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in der Neuen Welt nie erblickten Muth zu der Allure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünfzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Aengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, deren Folgen Jahre lang schmerzend nachwirkten. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischer Geringschätzung über den Mann und seine Bluffs. Doch muß in ihm ein Stück der „Volksseele“ zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Yankeegedräng nicht solchen Anhang erworben und bewahrt. Dem Deutschen Reich hat er sich (besonders in Ostasien) gefällig gezeigt. Auch anderen Staaten, von deren Oberhäuptern seine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte. Während des Marokkostreites hat er Deutschland zu bescheidener Mäßigung, Frankreich zu furchtloser Annahme des Konferenzplanes ermahnt und, mit seinem Staatssekretär Elihu Root, so geschickt operirt, daß er vom Deutschen Kaiser und von den französischen Ministern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Jusserand doch mehr bei ihm durch als Speck von Sternburg: im Februar und im März 1906 empfahlen dringende Telegramme Roosevelts Wilhelm dem Zweiten die Anerkennung der franko-spanischen Polizeiherrschaft. Die drei Depeschen des Kaisers (vom vierzehnten, fünfzehnten, siebenzehnten März) blieben in Washington ohne Wirkung. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wie Wilhelm von ihm erbat) zur Annahme des österreichischen Vorschlages zu rathen, und fügte die (nur nach so drängendem Anruf verzeihliche) Mahnung hinzu, Deutschland möge sich durch den Verzicht auf ungerechte Forderungen für die ihm von Frankreich gewährten Konzessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der für Amerika in Algesiras Bevollmächtigte, nur noch in Frankreichs Dienst thätig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung erlangte, die es gewünscht hatte. Die Geschäftsführer der Dritten Republik wußten (und wissen noch heute), daß erst Roosevelts Hilfe ihren Sieg ermög-

Google

licht oder mindestens beschleunigt hat. In den Vereinigten Staaten, wo man sich eigentlich nur für Südamerika und Ostasien interessirt, wurde der ganze Hader nicht lange beachtet. Wir aber haben, trotz kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rough riders als einen Heros und bewährten Freund des Reiches zu feiern.

Als er in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen worden. Der Präsident, der Staatssekretär (Mr. Elihu Root), der Botschafter (Mr. Henry White) der Vereinigten Staaten haben sich im Februar und März 1906 eifernd immer nur für Frankreich bemüht. White erbot sich, die französischen Wünsche in einen Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz vorgelegt werden solle. Roosevelt ließ, da ihm gesagt worden war, die offene Parteinahme für Frankreich könne ihm, als mit dem Monroe-Dogma unvereinbar, Tadel eintragen, Herrn White sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vorschreiben. (In Algesiras selbst, sagte Herr Tardieu, „wußte Jeder, daß White mit klarer Bestimmtheit für uns Partei genommen hatte, und man konnte sich denken, daß er nicht ohne Instruktion handelte. Wir hatten auch die wiederholte Zusage des Präsidenten Roosevelt, daß die amerikanische Regirung hinter den Coulissen für uns wirken und bis ans Ende der nützliche Vertheidiger unserer Vorschläge bleiben werde.“) Speck von Sternburg bittet in Washington den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die deutschen Anträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt dreimal an den Präsidenten. Vergebens. Auch im Bankstreit stehen die Vereinigten Staaten auf Frankreichs Seite und Roosevelt beschwört („avec insistance“) den Kaiser, die pariser Wünsche zu erfüllen. Weigert sich, den österreichischen Vermittlungvorschlag zu empfehlen und White dafür stimmen zu lassen; sagt offen heraus, daß nur die Rücksicht auf die Monroe-Doktrin ihn hindere, diesen Vorschlag energisch zu bekämpfen. Der Vorschlag fällt; in der Antwort auf Roosevelts dritte Depesche erwähnt Wilhelm ihn gar nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: „Da wir thun, was Sie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr.“ „Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfen, weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichge-

Google

wicht der Kräfte sei nicht von Frankreich, sondern von Deutschland her bedroht." (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicher Freund werden. Er hat für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch genützt als Grey und Lamsdorf. Wir haben also keinen Grund, diesem Mann dankbar zu sein.

Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich verdoppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger. Theddy übernimmt die Leitung eines sozialpolitischen Blattes. Nennt sich, der gestern noch seine Hand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der fünfte Karl, Alles in Allem war, auf dem Klingelthürschild schlicht Redakteur. Schreibt Leitartikel (deren zwölf just ein Dutzend machen). Geht nach Afrika jagen. Schießt, was an Wüsten- und Tropenthieren je von Zoologen erwähnt ward. Stürzt sich in Lebensgefahr. Und kommt niemals um. Nullá dies sine linea. Die berühmtesten Gastmimen gilbt der Neid und Carusos Manager muß eine Massenverschwörung ersinnen, um für seinen Star am Holzpapierfirmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die Menschengemeinschaft, was der Unermeßliche gewagt und vollbracht hat. Als sie die Jagdgeschichten nicht mehr verdauen kann, wird sie mit Kunstpräparaten gepäppelt. Theodoros tost heran. In Kairo, wo ein in Oxford und Zürich erzogener muslimischer Apotheker im Februar den alten Premierminister Butros Pascha erschossen hat, hält er, vor dem Ohr des Sir Eldon Gorst, eine Rede, die den Mord als eine Schandthat brandmarkt und den Egyptern barsch kündet, ihr Streben nach einer Verfassung sei verfrüht. Weiß er, daß der schlaue, gewissenlose Kopte Butros (die sechshunderttausend Kopten wünschen, ihres Vortheils wegen, die Fortdauer der Britenherrschaft über die elf Millionen Mohammedaner) Cromers willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinen Namen unter den Vertrag setzte, der den mit dem Blut und dem Geld der Egypter eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? Im Kampf um den Suezkanal gegen seine Landsleute für Britanien focht? Die Presse knebelte und Jeden, der einem Engländer ein Härchen gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? Kennt er den Zustand Egyptens und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht, die Unterjochten aus ihrer Hoffnung zu scheuchen? In Rom: neuer Bluff. Er möchte den Papst besuchen. Pius hat sich gestern an dem amerikanischen Vicepräsidenten Fairbanks, der vor der erbetenen

Google

Audienz in der Methodistenkirche predigte, geärgert und will drum Herrn Roosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich verpflichte, nicht zu Sektenversammlungen zu reden. Bedingungen? Vorschriften? „Ich werde den Papst nicht besuchen.“ Am Nil und am Tiber: Weltskandale, deren Widerhall Theodors Namen bis an die fernste Küste trägt. Ueber Wien und Budapest kommt der Applauslüsterne dann nach Berlin. Da schon bekannt ist, daß ihm das Oberhaupt des Deutschen Reiches Monarchenehren gönnen will, durften die Repräsentanten anderer Reiche sich nicht ganz zurückhalten. Franz Joseph gab dem Reisenden ein Diner, stellte ihm eine Hofkutsche und eine Hoftheaterloge zur Verfügung; ließ ihn aber weder vom Bahnhof abholen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Hauses Habsburg begrüßen. Und wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben, als er hörte, mit welcher schlauen Demagogenkunst der in Wien immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach Unabhängigkeit gepriesen hatte. Verpflichtet? Theodoros zeigt lächelnd sein Pferdegebiß. Verpflichtung giebts für ihn nicht. Laut wiehert er: „Wenn dem Deutschen Kaiser einfiele, von mir zu fordern, ich solle, nachdem ich ihn gesehen habe, nicht mit den polnischen Politikern verkehren, die Polens Trennung von Preußen erstreben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und verzichte lieber auf das Vergnügen einer Audienz.“ (Herr Lambert, Roosevelts Anhänger, hat den Ausspruch am sechsten April 1910 im New York American veröffentlicht.) Was jedem Anderen geweigert wird, ist Diesem erlaubt. Er darf laut erklären, der persönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hindern, Männer aufzusuchen, die ihre Heimathprovinz vom Stammlande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Weil King Edward gestorben ist, giebts keine Hoffeste; doch dem Reisenden werden deutsche Truppen „vorgeführt“ und er darf in der berliner Universität eine Rede halten, deren langweilige Trivialität nur durch ein schmetterndes Loblied auf Wilhelm den Zweiten unterbrochen wird. Die ungemein schnelle Entwickelung der Vereinigten Staaten zum Weltimperium hat die Amerikaner der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. Die Yankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seiner Höhe den zwischen Basalten und verfallenen

Google

Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Jonathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchterheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort auf den höchsten Sitz hülfe. Daß die Reklamereise des Herrn Roosevelt an grotesker Widrigkeit alles bisher Erlebte übertraf, fühlte Jeder und sagte (nicht zu laut freilich) Mancher. Der unersättlich Beifallssüchtige toste durch Europa, sprudelte überall die selben muffigen Schmeichelreden aus der Hengstkiefernöffnung, drückte hundert Hände und empfahl sich dem Wohlwollen der Zeitungmacher. Zweck des Management: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfernzärtlichkeit nichts versagen wird. Uns war der Reisende ein Privatmann ohne irgendwie beträchtliche Lebensleistung; dankbar aufjauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik und unsere Wirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man ihn in der Aula der berliner Universität eine Vorlesung halten ließ, ist ein von keuschen Gelehrter beseufzter Skandal, der das Rektorat des Professors Schmidt im Gedächtniß der Nachlebenden bemakeln wird. Auf die Lehrstühle der Hochschulen gehören Männer der Wissenschaft. Der ist Herr Roosevelt ferner als ein Gewerkschaftvertreter von mittlerer Tüchtigkeit; schon in der pariser Sorbonne hatte er bewiesen, auf welche abgegrasten Gemeinplätze er, mit der stolzen Miene des Offenbarers, die Hörer zu führen wagt. Und die den Berlinern zugedachte Kathedralrede ließ er, ehe sie gehalten war, durch sein Preßbureau dem Erdkreis künden (sammt dem fürs Kaiserschloß bestimmten Schmeichelcouplet, das Abgebrühten zu heiß ins Gesicht schlug); ließ auch da schon melden, daß sie die Hörer begeistert, in Beifallssturm hingerissen habe.

Der Demagoge, wie er im Buch steht. Zuerst im Buch der Griechengeschichte stand. „Eine Autorität gab es nicht; keine Aristokratie, kein Beamtenstand, kein Kollegium sachverständiger Staatsmänner, nichts war da, was der Bürgerschaft einen Halt geben konnte. Die Demagogen wurden aus Führern und Bera-

Google

thern des Volkes dessen Diener und Schmeichler. Sie machten sich dadurch beliebt, daß sie den Bürgern nach dem Munde redeten und deren niedrigen Trieben Befriedigung zu schaffen suchten. Kleon hatte ein plumpes und gemeines Aussehen, eine rauhe Stimme und eine polternde Art, zu sprechen. In rohem Kraftgefühl that er sich etwas darauf zu Gut, nichts Anderes zu sein als ein Mann des Volkes. Unter den Mitteln, die er zum Erwerb der Volksgunst anwandte, war das wirksamste der Antrag, den Richtersold zu verdreifachen. Seitdem war er der Held des Tages, der Liebling des Volkes. Er suchte die Majorität der Bürgerschaft an sich zu ketten und zu diesem Zweck alle Tagesfragen geschickt auszubeuten. Wenn er redete, sah man ihn in heftigster Bewegung auf und niedergehen und mit beiden Armen gestikuliren; das Gewand wurde hin und her geworfen und die Stärke seiner lauten Stimme bis zum äußersten Maß angestrengt. Am Wohlsten war ihm, wenn er das Volk in fieberhafter Aufregung sah, und er benutzte alle Mittel, sie zu nähren und zu steigern. Seine Meisterschaft bestand darin, durch persönliche Angriffe und leidenschaftliche Schmähungen seine eigene Person zu heben. Den einsichtigen Bürgern, die Besonnenheit und Ruhe für das erste Erforderniß politischer Thätigkeit hielten, wurden die öffentlichen Geschäfte gründlich verleidet und das ganze Wesen der Demokratie kam in Mißachtung." Das hat Curtius über Kleon gesagt. Aehnelt dem Sohn des Lederfabrikanten Kleainetos nicht der Enkel holländischer Calvinisten? Und hat der dicke Taft, gegen den Roosevelt seit Monaten Steine und Schmutzklumpen schleudert, nicht manchen Wesenszug mit dem von Kleons Neid und Haß verfolgten Nikias gemein? „Immer wars ihm um einen gewissen Schein zu thun; seine Anhänger waren bemüht, den Ruf seiner unablässigen Arbeitsamkeit zu verbreiten und zudringliche Besucher von seiner Thür zu weisen. In seinem Benehmen war er gemessen und feierlich; er verleugnete seine Ueberzeugung nicht, sprach sich aber ungern aus, weil er von Natur scheu war und immer fürchtete, in Wort oder That sich Etwas zu vergeben. Ihm fehlte der Muth, seine Person einzusetzen. Menschen von verächtlichem Charakter gelang es, Macht über ihn zu gewinnen. Er war nicht der Mann, die großen Schwierigkeiten, mit denen die Partei der Gemäßigten zu kämpfen hatte, zu beseitigen. Doch hatte die Bürgerschaft noch Urtheil genug, um zu er-

Google

kennen, daß neben den neuen Demagogen Männer wie Nikias ihr im höchsten Grad nützlich seien. Deshalb bewahrte sie dem Nikias, trotz seinem Mangel an Entschlossenheit, ihr Zutrauen und schätzte ihn als treuen Rathgeber." Eine Weile mußte man fürchten, Sehkraft und Selbstachtungbedürfniß der Amerikaner seien geringer als der Athener. Theodoros, der doch keinen Tag von Pylos erlebt hatte, saß fest in der Volksgunst und ein Aristophanes, der ihn, wie den paphlagonischen Sklaven des alten Ritters, am Komoedienpranger gestriemt hätte, wäre von der Mehrheit, dem Mittelstand, ausgezischt und als Volksfeind gevehmt worden. Dieser Mittelstand blieb Herrn Roosevelt Stütze und Stab. Rough rider (dessen Heldenleistung bei Las Guasimas von Nüchternen freilich geleugnet wird.) Oberst (ein Astor, der sich, mit demselben Recht, Colonel nennt, streift die Klippe der Lächerlichkeit). Ein Mann, der sich selbst gemacht hat (nachdem er, der reiche Harvard-Zögling, schon als Vierzigjähriger von Mac Kinley zum Unterstaatssekretär im Marineamt ernannt worden war). Reiter und Jäger. Werber für Flotte und Weltherrschaft. Freund der Freiheit und des Rechtes, des Friedens (Nobelpreis) und imperialistischer Kühnheit. Schirmer der Armen, jeglicher Unschuld. Das überragende Muster lichter Redlichkeit. Die Reichen sind ihm niederträchtige Räuber. Den weisen Harriman, an dessen bedachtem Willen zwanzigtausend Millionen Mark hängen, nennt er einen Bürger, wie ihn der Staat sich nicht wünschen dürfe. Unternehmerbündnisse, Syndikate, Trusts? Für Europa mögen sie taugen; für Rückständige, die noch an die Wohlthat der Vereinung zu festem Gefüge glauben. Nicht für die Neue Welt. Die braucht freie Konkurrenz, freie Käuferwahl unter tausend Produzenten. Freiheit jeder Sorte. Alles für, Alles durch das Volk. Das ist klüger als der hellste Einzelverstand. Das fühlt immer, was ihm frommt; ist sich immer des rechten, ans Ziel seines Wunsches führenden Weges bewußt. Das wandelt, wo es sich selbst regirt, die Wüste ins üppigste Eden. Frohe Botschaft. Der sie bringt, lacht oder brüllt, ballt die Faust oder spreitet die Arme, wirft den Kopf rückwärts, fletscht die Zähne, springt und fuchtelt, schickt Flüche und Segen über den Lippenwulst. Ein Freund des Volkes. Der Hausgötze des Mittelstandes.

Republikaner. Natürlich. Wenn zwischen den zwei amerikanischen Parteien, deren Ursprung von der Stimmung der Skla-

Google

venkriegszeit untrennbar ist, noch ein Grenzstrich sichtbar bleibt, ists der nur, der Centralisten von Partikularisten scheidet. Beide sind für Republik und für Demokratie. Die sich Republikaner nennen, wollen die souveraine Einheitmacht des Reiches über die Staaten, aus deren Verbündung dieses Reich entstand. Die Demokraten heischen für jeden Bundesstaat das unbeschränkte Selbstbestimmungrecht, das der Individualität Raum zu Wachsthum und mündigem Handeln läßt. Daß ein Mann vom Schlag Roosevelts mit noch heftigerem Eifer als vor fünfzig Jahren Abraham Lincoln sich für die Allgewalt der Reichshoheit einsetzen muß, braucht Denen nicht bewiesen zu werden, die auch nur den Umriß dieser mit Ehrgeiz vollgestopften Menschenhülse sahen. Die Oberhoheit des Reiches verkörpert sich in dem Präsidenten: und ein Amt, in dem Theodoros der Große saß und wieder sitzen will, darf nicht durch Sonderansprüche einzelner Reichsglieder geschmälert werden. Ein lockerer Staatenbund stünde als Spottgeburt vor seinem Auge; er will ein Imperium, in dem das Haupt allen Gliedern allmächtig befiehlt. Und er war dreißig Jahre lang ein Parteimann von blindem Gehorsam und unübertrefflicher Selbstzucht. Er wußte, daß in den United Staates die Partei von allen Organisationen die stärkste ist; Zweck, nicht nur Mittel; eine Maschine, die, weil sie einer Gottheit lebendiges Kleid zu weben, also bei Tag und bei Nacht durch Transmissionen auf die Volksstimmung einzuwirken hat, niemals ruhen darf. Damit war er zufrieden. Völlig auch mit dem Diktatorenrecht des Maschinenaufsehers, der jeden Einspruch des Eigensinns, sogar vernünftig scheinenden, herrisch, ohne Grundangabe, abwehren dürfe; und mit dem Brauch, die im Wahlkampf als tüchtig Erprobten nach dem Sieg mit Amt oder Pfründe zu belohnen. So, dachte er, muß es sein; nicht nur, weil jede Arbeit bezahlt sein will, sondern, weil die durch den Sieg in die Macht gelangte Partei sofort zuverlässige Regirungwerkzeuge braucht und nur im Lager ihrer Truppen finden kann. „Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott.“ Hat nicht selbst der saubere Cleveland, dem unser Blaine unterlag, den Nachtrab gewarnt, die Sitte, die jedem Sieger ein Beutestück hinwirft, ruchlosen Frevel zu schelten? Das Beuterecht und das Räderwerk der Parteimaschine haben dem jungen Herrn Roosevelt ins Vicepräsidium und, nach der Ermordung Williams Mac Kinley, ins Prä-

Go gle

sidium geholfen. Haben ihm, nach Hearsts „Enthüllungen“, im November 1908 ermöglicht, die Nachfolge seinem Freund William Howard Taft zu sichern, der für den höchsten Platz nicht geboren, nicht einmal erzogen schien. Behagte er just deshalb dem Herzen des groben Reiters und zärtlichen Freundes? Der durfte sich nicht zu neuer Wahl stellen. Lincoln, der sich gegen eine dritte Nomination sträubte, hat durch sein dem Volksgefühl tief eingefurchtes Beispiel den Ehrgeizigsten aus dem Wunsch geschreckt, länger als acht Jahre Präsident zu bleiben. Roosevelt mußte gehen. Warum auch nicht? Er konnte ja wiederkehren. Der fette Taft, anständiger Durchschnitt, kommt nicht weit; wird gewiß nicht zum zweiten Mal gewählt. Und weicht demüthig ins Dunkel zurück, wenn die Nation ihren Theodor als Retter aus Nöthen herbeifleht. Weil er zu solcher Devotion nicht bereit war, soll der Talgklumpen im Feuer schmelzen. Wird die Partei, die ihm anhängt, plötzlich als ein Ungeheuer, ihre Maschine als ein Teufelswerk auf offener Straße geschmäht. Und der unermeßliche Republikaner schielt mit einem Buhlerlächeln ins Lager des Feindes.

Des Feindes von vorgestern, aus dessen Heer er heute Zuzug erwartet. Ins Lager der Bryan und Parker. Ob die Einzelstaaten dem Kongreß und dem Obersten Bundesgericht ein paar Hoheitrechte abzwicken: was schierts ihn? Wenn er erst wieder im Weißen Hause sitzt, wird sich schon Alles finden. Er hat Rousseaus Lehre und Kleons Leben durchaus studirt. Weiß, das mit der Verkündung der „natürlichen“ Gleichheit aller Menschen, mit dem Gerede von angeborenem Recht und verpflichtendem Gesellschaftvertrag noch jetzt jede Masse zu ködern ist; fast jede auch nach einem Tyrannen lechzt, den sie selbst sich geschaffen hat. Wie hat der athenische Großgerber seinen Sieg organisirt? Er war Patriot, Feldherr, Mann des Volkes, Marktgaukler. Alles in Allem. Täglich zu sehen, zu hören. Ließ die vom Pöbel beneideten Ritter, alle in einem Besitzrecht Wohnenden von seinen Sykophanten überwachen. Dieser hat ohne Erlaubnißschein Feigen exportirt, Jener besinnt den Verrath des Vaterlandes. Preßt Diesem eine Bußsumme ab; legt auf Jenes Habe Beschlag. Die Methode hat sich in manchem Jahrhundert, in jeglicher Zone bewährt. Präsident Roosevelt war noch stolz darauf, daß er unbequeme Senatoren von Polizeispitzeln belauern ließ. Alles für das Volk! Dem würde die Erhöhung

Google

des Richtersoldes nicht in den Kram passen. Das will selbst Richter sein. Soll auch: der von Gott Gesandte verheißt ihm die Befugniß, jeden Richter, dessen Spruch der Mehrheit nicht gefiel, aus seinem Amt abzurufen und durch einen dem Nationalwillen fügsameren Bürger zu ersetzen. (Kleon muß zeitgemäß werden.) Bürger! Sind wirs nicht Alle? Alle an Rechten und Pflichten gleich. Demokrat oder Republikaner: wer die Sterne und Streifen liebt, ist willkommen. Wer eine Stimme hat, die Herrn Theodore Roosevelt siegen hilft. Das ist die Hauptsache. Reichseinheit, Autorität, Ordnung: darüber reden wir später; im Weißen Haus. Vor vier Jahren pries der zum Abschied Gezwungene den lieben Freund Taft als den edelsten, gescheitesten, muthigsten Mann, den des Präsidentenamtes würdigsten. Doch der zum Statthalter, Stuhlwärmer Erkürte will nach seiner Ueberzeugung regiren, nicht vor dem Wink des Pathen sich ducken. Dieser Wanst! Die Maschine soll für ihn arbeiten, ihm, dem Boß, für eine neue Regentenzeit Kraft speichern und Stimmung schaffen? Dieser Wicht! Dieser eitle Hohlkopf! Dieser Knecht reicher Räuber! Also war Ihre gute Meinung ein Irrthum? Unsinn; ein Produkt niederträchtigen Truges. Die Wulstpuppe hat mir den ehrlichen Mann und den treuen Freund vorgemimt. Aber er soll mich kennen lernen; er und seine ganze Bande. Unsere, Ihre Partei, Colonel Roosevelt? Bande! Das Schandgethier aus der Offenbarung Johannis. Die große Hure von Neu-Babylon. Gauner, Wucherer, Wegelagerer, Strolche: von oben bis unten. Hängt ihm das welke Fett nicht in Schrumpelwülsten wie dem rosinfarbigen Vieh, das die strotzende Schmach trug? Jetzt wird, endlich, dem geduldigen William Howard des Schimpfes zu viel. Er ist ein Gentleman und hat drum lange geschwiegen; lächerlich, gar verächtlich mag er nicht sein. Weil er sein Amt still und anständig betreut und der Massenphantasie kein Futter zu bieten hat, soll der Pferdemensch ihm vor den Landsleuten die Ehre zertrampeln? Mit einem Faustschlag hieb er einst einen Lümmel nieder, der im Wahlkampf die Brunnen Oeffentlicher Meinung vergiftet hatte. So stämmig ist er noch unter dem Speckhemd; so stark trotz aller seitdem gethanen Arbeit. Auch das schmetternde Jugendlachen hat er noch nicht verlernt. Er lacht den brüllenden Prahlhans aus. Und hebt dann erst die Faust.

Der attische Kleon hatte keine Presse; der amerikanische hat

Google

eine. Ein Rieſeninſtrument, das über zwei Erdtheile hintönt. Ward je, ſeit Meinungen en gros hergeſtellt und verſchleißt werden, ein Menſch gezeugt, der in die Zeitungwelt ſo vollkommen taugte wie Theodoros? Gekrönte können, mag ihr Wunſch danach langen, ſich nie ganz vor den Gaffern entblößen. Der Rauhreiter und Pöbelmeſſias will von keinem Schleier geſchützt ſein. Von ihm giebts immer was zu erzählen. Tag vor Tag. Auf allen Vieren iſt er durch ein Dickicht gekrochen. Hat einen Botſchafter angeſchnauzt. Sein Kind als Spielball benutzt. Auf den Tiſch des Höchſten Gerichtshofes gehauen, daß alle Tintenfäſſer Polka tanzten. Dem alten Rockefeller den Vollmondskontur ſeiner Kehrſeite gezeigt. Ins dreißigſte Deutſchenantlitz geſprudelt, daß er auf der ſchönen Erde nichts Schöneres kenne als den Heldenſang von den Nibelungen. Einen Lachkrampf bekommen, weil ein Witzblatt ihn in Wilhelms Küraſſierrock, mit blankem Adlerhelm, hohen Stulpſtiefeln und ſchwarzem Panzer, vor Jonathans Zwinkerauge geſtellt hatte. Und er iſt ſelig, wenn ſein Name recht oft, recht breit, über recht langen Spalten im Tageblatt ſteht; möchte ihn am Liebſten, wie eines Seifenfabrikanten, Luesdoktors oder Cigarettenklebers, inſeriren. Er denkt in Leitartikelform, ſpricht wie Pulitzers beſter Reporter und ſeine Träume ſind druckreif für den Zeitungtheil, der „Vermiſchtes“ oder „Lokales“ bringt. Der echte Journaliſt muß ihn lieben. Die meiſten lieben den Mann auch, der ihrem Handwerk, Hirnwerk ſo herrlich angepaßt iſt, und mäſten ihn, auch wenn ſie anderer Tendenz vermiethet ſind, mit dem Süßſtoff ihres Wohlwollens. Was haben wir, in Deutſchland, über den Budenheros geleſen, der Allen doch, von Heydebrand bis zu Scheidemann, ein Gräuel ſein müßte! (Einer nur ſieht in ihm vielleicht das große, Nacheiferung weckende Muſter: Excellenz Dernburg; die Jungfernhaide möchte wohl Urwald, der Halenſee Michigan ſein.) Nirgends iſt für den Ruhm des Mannes ſo emſig, ſo innig gearbeitet worden wie bei uns. Daß es geſchah, hat in die Heimath des Vergotteten allmählich zurückgewirkt. Wenn die ernſthaften Deutſchen, hieß es drüben, ſo viel an dem Mann finden, muß doch mindeſtens Etwas an ihm ſein. Was denn? „Die Kraft eines zähen, unbeugſamen Willens“. Schön. Des Willens wozu? Hier ſtockt der Ruhmrede Strom. Was hat dieſer Präſident gewollt und was will heute der Oberſt? Sich; er ſchindet den

Google

Leib und zermartert die Hirncentren: nur, um sich in die Glorie zu heben. Hat er denn die Spanier geschlagen? Das geschah unter Mac Kinley. Hat er die Philippinen dem Reich eingegliedert? Taft hat sie, mit der stillen Geduld des Starken, sacht in das neue Schicksal gewöhnt und den spröden Sinn des Inselvolkes so gesänftigt, daß es zu Selbstverwaltung fähig wurde. Wo ist Roosevelts Lebensleistung? Wo das Beträchtliche, das ihm gelang? Er wußte, daß die in Noth Schmachtenden froh aufheulen, wenns den Günstlingen Fortunas an den Kragen geht, und witterte in der Jagd auf Trustheger die Möglichkeit eines weithin widerhallenden Erfolges (nicht: einer fortwährenden Wirkung). Daß auch das Kapital nach Imperien strebt, die nur von verbündeten Heerhaufen zu erstreiten sind, daß ohne Syndikatsschranke die Waare verschleudert, der Ehrlichste vom Sklavenausbeuter unterboten würde, kümmerte ihn nicht; eben so wenig, daß ein Kampf, der das in die Neue Welt verliehene Geld entwerthet, dem Darleiher den auf Treue und Glauben versprochenen Zins raubt oder kürzt. Er wollte populär sein; und ists geworden. Der Herakles, der sich nach Lerna, bis ins Sumpflager des schuppigen Ungethüms wagt. Und sollte vor Mr. Taft zittern, den sein Arm mühsam einst auf den Gipfel schleppte? Kinderei. Tollkühn stürzt er sich in den Kampf. Wie der populärste Athener, der nach Thrakien zog, den Spartanerfeldherrn Brasidas zu besiegen.

Seit er spürt, daß er die Gefahr unterschätzt hatte, läßt er sich hemmunglos in den Taumel gleiten. Als lebendes Plakat zieht er durch die Staaten; schmeichelt und droht, wimmert und pfaucht. Aus eigenem Recht kandidiren? Das ist im Land Washingtons noch nie gelungen; selbst dem Admiral Dewey hat der Versuch nur Spott eingebracht. Also braucht er die Partei, die Maschine. Hat der Konvent ihn „nominirt“, dann erst kann er, im November, sich mit dem Demokraten messen. Geld hat er; muß er haben. Jetzt schon sind für Agitation, Reisen, Stimmenkauf Riesensummen aufgewandt worden. Woher? Niemand zeiht ihn der Bestechlichkeit. Morgan, heißts, hat ein großes Interesse an der Wahl des Mannes, der, als er 1907 die Linderung der Geschäftspanik und Geldnoth vom Stahltrust erbat, zugesagt habe, in einem wichtigen Fall die Schärfe des Trustgesetzes zu stumpfen. Stahlgeld also. Obs wahr ist? Wenn ihn nicht eine starke Kapitalistengruppe stützte,

Google

wäre ihm längst der Athem ausgegangen. Und noch hat er Rede-hallen, Salonwagen, Reklamen, Festschmäuse, Musikanten; alles dem Wahlmacher Unentbehrliche. Ueber die Parteikasse verfügt Taft. Ueber die ganze Maschine. Drum muß sie in Stücke zerschlagen werden. Nein: noch mag sie dauern. Wer weiß? Am Ende wirkt der Nimbus noch einmal. Dann ist er Parteikandidat und braucht jedes Rädchen. Abwarten? Nicht seine Sache. Taft bleibt in Washington. Roosevelt fährt mit seinem Generalstab nach Chicago, setzt sich, da ihm der Eintritt in den Konvent durch den Brauch gewehrt ist, ins Hotel Washington (sweet home!) und befiehlt, durchs Telephon, seiner Mannschaft, was sie zu thun, wann sie Pathos zu leisten, wann sie zu kreischen habe. Jedes Fähnlein marschirt mit Musik auf; jedes hat sein besonderes Abzeichen und seine Hymne. Stimmen für Taft? Ungiltig; erkauft; erschwindelt; im Straßenraub errafft. Wer soll dem Konvent vorsitzen? Root (der unter Roosevelt Staatssekretär war, als Delegirter aber für Taft kämpft). Schmach: Schande; Verbrechen; ein Schakal aus dem Trustbezirk; infamste Fälschung des Mehrheitwillens. Vergebens: Root wird gewählt. Und aus dem Hauptquartier kommt, aus dem Munde des im ersten Treffen geschlagenen Strategen, flink die Botschaft: „Root ist der fähigste Mann, der seit Jahrzehnten in irgendeinem Land der Erde zu öffentlichem Wirken berufen ward. Ich sah nie einen tüchtigeren Kerl und würde von Oyster Bay auf dem Bauch bis nach Washington kriechen, wenn ich ihm dadurch den Präsidentensitz im Weißen Hause sichern könnte.“ Tollheit? Dann ists eine, die, nach dem Wort des Polonius, Methode hat. Root will ja nicht, kann ja nicht Tafts Erbe werden. Warum also nicht als unbefangener Schätzer fremden Verdienstes, auch des vom Feind erworbenen, vor dem gerührten Volk paradiren? Dann tobt der Lärm weiter; in der heißen, überfüllten Halle und auf der Straße. Schimpf, Flüche, Pfiffe, Schüsse: Alles nach dem Programm. Ein Theatermädchen entwickelt dem keuschen Busen ein Bild Roosevelts, küßt es in brünstiger Andacht und wird wie ein Palladion durch das Saalfeld getragen. Andere Weiber werden zu Hyänen. Neger schnarchen, rülpsen, fragen, mit triefender Stirn, ob sie ihre Stimme nicht zu billig verhandelt haben. „Hurrah for Teddy!“ Vorbei. Taft ist nominirt. Ueber hundert Stimmen Mehrheit. Schmach, Schande, Verbrechen. Weh diesem Sieger! Jetzt

Google

zersplittert seine Partei sammt ihrer Maschine. Jetzt naht, auf schnaubendem Roß, Theodors Rache. Er gründet, heute noch, die neue Fortschrittspartei. Die Partei der ehrlichen Leute. Denn die Republikaner sind als Diebe, Fälscher, Halsabschneider entlarvt. Alles für, Alles durch das Volk! Dem allein gebührt das Recht, die United States zu regiren. Das braucht keinen Vormund und darf fordern, daß die Beamten, die Richter zumal, seiner Weisung gehorchen. Die Trusts werden unter Staatsaufsicht gestellt, die Zolltarifsätze dem Massenbedürfniß (des Ostens oder des Westens?) angepaßt, die Frauen, alle mündigen, ins Wahlrecht zugelassen. Wer zweifelt, daß an solche Fahne sich der Sieg heften werde? Taft mag sich bald nach einer Privatwohnung umsehen. Der Freund vom vorigen Donnerstag verschreit ihn als Dieb. Schreibt, als Erstes Gebot, auf die Programmtafel der neuen Partei die vier Warnerworte: „Du sollst nicht stehlen!“

...Morgen, spricht in einem newyorker Kaufmannspalast kühler Menschenverstand, wird man in Europa nun wieder plärren, daß wir ekelhaftes Gesindel seien, Protzen, Geldschaufler, unsauberer Menschheitkehricht. So scheints dem Fernen wirklich. Ist aber anders. Zunächst: das Spektakel der Würdelosigkeit kann noch länger währen; und mit dem Triumph Roosevelts enden. Kann. Warum auch nicht? Er verspricht den Leuten, den Millionen, die es hier sogar, ohne Kastenhemmniß, zu nichts gebracht haben, das Blau vom Himmel, mehr, als ihr keckster Traum zu wünschen wagte, hetzt die Darbenden gegen die Satten, hat die Anziehungskraft der Halbirren, die skrupellos nur an sich glauben, und trifft's diesmal wieder so gut, daß auch die Demokraten uneinig sind. Meinen Segen hat er. Aberwitz kann nur an sich selbst ersticken. Unsere Besten vergeuden keinen Blick an das elende Zeug. Sie mehren den Wohlstand des Volkes und wimmern nicht, weils dabei nicht stets ganz sauber zugeht. So ist der Lauf der Welt; der vernünftigsten, die bis heute entdeckt ward. In anderen Ländern würde man zetern, eine Revolution ankünden und alle bewegliche Habe zwischen Eisenwände einsperren. Wir sind jung und gesund, sehr reich und ganz furchtlos. Die Schatzkammer dieses Bodens kann kein Humbug uns leeren. Die Abzapfung einer Dollarmilliarde verschmerzt sich hier schnell. Auf der höchsten Kuppe erst stirbt der Unsinn. Wir sind stark; und warten, behaglich lächelnd, auf seinen Tod.

Google

Van 't Hoff in Deutschland.*)

„Charlottenburg, 23. 4. 96.

Lieber Freund, beim Durchblättern der mir zugesandten Bearbeitung der ‚Études' war es mir angenehm, die amsterdamer Zeit, mit dem vielen Guten, das sie mir brachte, nochmals zu durchleben; ich hatte übrigens in der letzten Zeit mehrmals Gelegenheit, Das zu thun beim Ordnen meiner Papiere, die sich etwas chaotisch angehäuft hatten. Es liegt etwas Eigenthümliches in einem so völlig neuen Leben und ich habe große Hoffnungen darein gesetzt. Unsere Wohnung ist vorzüglich; auch die Lage ist eine glückliche, halb draußen, halb in der Stadt. Grunewald können wir zu Fuß erreichen, am Abend per Bahn zurückkehren und in der Nähe unseres Hauses aussteigen.

Ich finde nun endlich auch Zeit, mich meiner Familie mehr zu widmen, und Das hat gerade in fremder Umgebung etwas Anziehendes. Die Kinder gehen alle zur Schule. Alle, außer dem Jüngsten, haben einmal geweint, weil Alles nicht genau so war wie früher; aber Kinder gewöhnen sich schnell, wenn sie nur gesund sind, und in dieser Hinsicht scheint mir die Luft hier vorzüglich. Ich selbst habe zwei Akademiesitzungen beigewohnt, auf die ein gemüthliches Zusammensein unter Genuß einer ehrsamen Tasse Kaffee folgte, und Mittwoch fange ich als ‚Ordentlicher Honorarprofessor' meine Vorlesung (eine Stunde pro Woche) an. Als Laboratorium habe ich, um bald im Gange zu sein, vorläufig eine Wohnung gemiethet, die ich mit Meyerhoffer zusammen einrichten werde. Der erschien schon bald auf der Bildfläche und wir beabsichtigen in erster Linie, die Salzbildungen von Staßfurt und deren Verarbeitung von den neuen Gesichtspunkten aus zu untersuchen, und zwar in größerem Maßstabe. So ist für Alles der Grundstein gelegt; und gesellschaftlich kann ich mich mit Allen, die ich sehe,

---

*) Vor sechzehn Jahren, als Van 't Hoff aus Amsterdam an die berliner Akademie berufen worden war, nannte ihn der heidelberger Ordinarius Professor Brühl hier den Schöpfer der Theorie der Lösungen und einen Hauptbegründer des Reiches der Stereochemie (Lehre von der Raumgestalt chemischer Gebilde). Was der große Niederländer, der seitdem neben Emil Fischer in Berlin wirkte, bis zu seinem allzu frühen Tod geleistet hat, was er, als Mensch, Forscher und Lehrer war, wird von seinem Schüler und Freund Ernst Cohen, Professor in Utrecht, in dem Band (dem dritten der von Ostwald in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft herausgegebenen Sammlung „Große Männer") dargestellt, der den Titel „Jacobus Henricus van 't Hoff, sein Leben und sein Wirken" trägt, in seiner Mischung wissenschaftlicher Analyse mit feiner Wesenssynthese auch den Laien zu freuen und zu bereichern vermag und aus dem deshalb den Freunden der „Zukunft" gewiß ein paar Bruchstückchen willkommen sein werden. Zunächst spricht Van 't Hoff selbst: aus seinen Briefen an Professor Cohen.

Google

gut abfinden. Selbst der Wirkliche Obergeheime Regirungzollinspektor am Bahnhof, wo mein Mobiliar ankam, auf dessen Thür geschrieben stand: ‚Bitte, einzutreten ohne Klopfen und ohne Gruß‘ (was auch Dante hätte verwenden können), dieser Inspektor wurde freundlich, als er meinen Orden ‚Pour le mérite‘ erblickte und meine Papiere durchlas. Er glaubte selbst, er wäre mir oft in Berlin begegnet. Ferner machen wir Besuche, mein immer gut aufgelegtes Frauchen und ich, bei den Celebritäten, die ich nicht immer unterzubringen weiß und die sie fortwährend mit einander verwechselt; auch sind bereits drei Diners in Aussicht. Siehe da: so Einiges über mein Thun und Lassen. Auch fragte ein Korrespondent von ‚De Telegraaf‘ an, wo ich wohne; er wollte es in die Zeitung setzen. Vielleicht wirst Du es also dieser Tage lesen. Sage der alten Garde nochmals Dank in meinem Namen für die Herzlichkeit der letzten Tage und nimm davon einen großen Theil für Dich selbst: ich sandte Allen mein Bild. Die Urkunde (die ihm die Schüler zum Abschied überreicht hatten) nimmt hier einen Ehrenplatz ein; die fünfundzwanzig Unterschriften aus alter Zeit blicken auf mein Thun und Lassen herab wie die hundert Jahrhunderte ihrer Zeit ‚du haut des pyramides‘ auf die Schlacht in Egypten.

Herzlichen Gruß!

Dein

J. H. van 't Hoff.“

Am zweiten Juli 1896 feierte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin in jährlicher Wiederkehr den Leibniz-Tag, jenen Tag, der dem Andenken ihres Gründers gewidmet ist. Mit Spannung sah man in dem engen, bescheidenen Raum der Akademie, dem nach einer alten Standuhr aus dem vorigen Jahrhundert benannten „Uhrsaal“, in dem sich dichter als je Zuhörer und Hörerinnen aus der akademischen Welt zusammendrängten, dem Auftreten des neuen Mannes entgegen. Da es in dem Saal keine Estrade und keine Rednerbühne giebt, sondern die Akademiker einfach am anderen Saalende um einen langen grünen Tisch beisammen und hinter einander sitzen, gehört eine gewisse Kunstübung dazu, zwischen den Köpfen der Hörer hindurch die einzelnen Unsterblichen heraus zu erkennen. Aber das neue Mitglied fesselte sehr schnell die allgemeine Aufmerksamkeit. Auf einem kurzen, aber schlanken und beweglichen Körper sitzt ein ausgeprägter Charakterkopf, dessen Eindruck man nicht so leicht vergißt. Schmales, bartloses Gesicht von frischer Gesichtsfarbe; zwei kluge, lebhafte Augen mit kräftigen Brauen über der langen, sanft gekrümmten Nase, darunter ein wohlgeformter Mund mit schmalen Lippen, die Unterlippe in der Mitte leicht herabhängend, buschiges, volles, trotzig gesträubtes Haupthaar; das ganze Gesicht wie ein Denkerkopf des vorigen Jahrhunderts, entfernt an Diderot erinnernd. Mit klarer Stimme, reinem Deutsch, dessen französischer Accent ein Wenig an Du Bois-Reymond gemahnte, hielt er seine Antrittsrede:

„Hochgeehrte Kollegen! Wenn ich am heutigen Leibniz-Tage als

Google

neuberufenes Mitglied der Akademie mich in einer kurzen Ansprache an Sie wende, so sind es in erster Reihe Worte des Dankes, welche ich Ihnen auszusprechen habe für die wissenschaftliche Auszeichnung, welche mir durch Ihre Wahl und deren Allerhöchste Bestätigung zu Theil geworden ist. Dann aber ladet ein Augenblick wie dieser auch zu einem Rückblick ein auf den eigenen wissenschaftlichen Entwickelungsgang und zu einer Darlegung der Ziele, welche mir vorschweben.

Mich, der für die chemische Technik bestimmt und dazu am Polytechnikum in Delft ausgebildet worden war, führten meine mathematischen Bedürfnisse alsbald nach der Universität Leiden und ich widmete mich der Mathematik, bis die alte Liebe zur Chemie wieder in den Vordergrund trat und mich einer Reihe großer Centren der Strukturchemie zuführte, bei Kekulé in Bonn und bei Wurtz in Paris, während ich dann meine Studien in Utrecht abschloß, wo kurz vor meiner Doktordissertation meine erste stereochemische Arbeit erschien. Dieser doppelte Drang, zur Mathematik auf der einen, zur Chemie auf der anderen Seite, hat sich dann meinen sämmtlichen wissenschaftlichen Bestrebungen aufgeprägt. Damals, in den siebenziger Jahren, stand so ziemlich fest, daß die Chemie ihre tiefere mathematische Begründung durch die Atommechanik hindurch erhalten würde und daß schließlich im Molekül etwa ein mikroskopisches Planetensystem zu erblicken sei. So liegen denn auch meine ersten Versuche, die Chemie und Mathematik zu verknüpfen, etwas auf atommechanischem Gebiete. Mein Versuch zur Entwickelung oder vielmehr Gründung der räumlichen Molekularformel, speziell für Kohlenstoffverbindungen, liegt eben darin.

Wie es jedoch öfters geht: das Hauptresultat lag nicht in der Richtung des Versuches; und so entstand auch aus der Atomlagerung im Raume nicht eine Atommechanik, sondern die Stereochemie. Sie hat sich bei ihrer raschen Ausbildung auf organischem Gebiete fast in den Vordergrund gedrängt und die früher der Lebenskraft zugeschriebene optische Drehung in den Bereich der toten Laboratoriumshilfmittel gebracht. Ein Schritt ist damit also wohl gemacht, jedoch kein Schritt, der bis zum Anschluß an die Mathematik führt.

Mag es dann noch schließlich mit der Chemie zur Atommechanik kommen, so ist klar, daß einstweilen die Brücke zwischen Chemie und Mathematik in einem ganz anderen Gebiete liegt, und zwar in dem der mechanischen Wärmelehre, unter möglichst beschränkter Mitberücksichtigung der kinetischen Theorie. Es sind dann die Erscheinungen der Dissoziation, des chemischen Gleichgewichtes, denen das Hauptinteresse gebührt. Dafür eben lassen sich auf Grund der mechanischen Wärmetheorie umfassende Gesetzmäßigkeiten entwickeln, die bis dahin durch den Versuch glänzend bestätigt wurden.

Speziell für den Zustand der verdünnten Gase und Lösungen ist Alles bis in die Einzelheiten ausgearbeitet und für eingehende Kenntniß eben dieser verdünnten Lösungen wurde diese Ausarbeitung von fundamentaler Bedeutung. Der längst gekannte, sogenannte osmotische

Google

Druck stellte sich dabei als eine für die klare Einsicht wichtige Größe heraus, deren quantitative Identifizirung mit dem Gasdruck das Anwenden sämmtlicher Gasgesetze auf die Lösungen und dadurch auch die Molekulargewichtsbestimmung gelöster Körper erlaubt. Als dann durch Arrhenius' Auffassung der elektrolytischen Dissoziation dieser Einblick in die Natur der Lösungen seine Abrundung erhielt, lag auf einmal ein ausgedehntes Feld zur Neubearbeitung vor. Und die physikalische Chemie kam zu einer bis dahin ungekannten selbständigen Entwickelung. Ganz richtig war eben, speziell auch durch Ostwald erkannt, daß, da die Verknüpfung von Chemie und Mathematik eben durch die Physik hindurch in erster Linie Frucht trägt und diese Physik schon als mathematische Physik mit der Mathematik verknüpft ist, zum völligen Anschluß von Chemie an Mathematik eben das zweite verbindende Glied, die physikalische Chemie, nothwendig wird. Nun entstand eine Zeitschrift, entstanden Laboratorien für physikalische Chemie, zu deren Entwickelung ich nach Kräften beizutragen versuchte.

Für den Chemiker jedoch, der sich allmählich mehr mit Physik und Mathematik zu beschäftigen gewöhnt hat, wird schließlich das große Institut nicht mehr der geeignete Arbeitplatz; und so bin ich Ihnen im höchsten Grade zu Dank verpflichtet, daß Sie, unter Mitwirkung der hohen Regirung, mir eine Gelegenheit für Arbeit, Untersuchung und Unterricht besorgt haben, die meinen Bestrebungen mehr angemessen ist. In welcher Richtung ich da arbeiten werde, ist klar: die Verknüpfung der Chemie und Mathematik bleibt mein Hauptzweck und jeder Anhaltspunkt in neuer Umgebung wird willkommen sein. So möchte ich mich noch zunächst dem Theil der physikalischen Chemie widmen, der sich mit den Umwandlungerscheinungen, der Doppelsalzbildung, dem doppelten Umtausch beschäftigt; auch dort ist Anwendung der Mathematik möglich und speziell anziehend ist die Aussicht auf den nebenbei möglichen Anschluß an die staßfurter Industrie und Geologie. Daß es sich dabei nicht um industrielle Zwecke in erster Linie handeln wird, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Ich habe ja mein Vaterland verlassen, eben weil ich weiß, wie gerade die deutsche Wissenschaft von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die Pflege des Wissens um des Wissens selbst willen schließlich die höchsten Ziele des menschlichen Strebens am Besten fördert."

Wohl Mancher wird sich über den Passus: „Für den Chemiker jedoch, der sich allmählich mehr mit Physik und Mathematik zu beschäftigen hat, wird schließlich das große Institut nicht mehr der geeignete Arbeitplatz", als der Erfahrung nicht entsprechend, gewundert haben. Ich glaube denn auch, daß hier die Worte Justus von Liebigs besser am Platze gewesen wären, der seinem Freund Wöhler eines schönen Tages schrieb: „Das Lehren widert Einen an, wenn man älter wird". Wie Dem auch sei: von jenem Tag an war, um mit Jacob Grimm zu reden, für den Freund als Akademiker, im Gegensatz zum Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens her-

Google

gestellt; er durfte immer oben bleiben oder seine höchste Formel aussprechen und nur das Beispiel legte ihm eine wohlthätige Fessel an oder einen zugleich seine innerste Kraft stärkenden Zaum.

Jetzt endlich hatte Van't Hoff auch Muße, der Naturforscherversammlung beizuwohnen. Im September 1896 gab er in Frankfurt am Main den Fachgenossen eine gedrängte Uebersicht über das Problem der Autoxydation. Im Sinn Faradays war diese Zusammenkunft auch für ihn selbst fruchtbringend, wie man aus folgendem Brief ersieht, den ich kurz darauf erhielt: „Ich war mit großem Vergnügen in Frankfurt und habe dort meine Mittheilung über Oxydation losgelassen. Ich war Vorsitzender der Gesammtsitzung für Chemie und Physik. Abends ging ich früh nach Homburg zurück, um morgens wieder frisch zu sein, und so konnte ich lange aushalten. Ich machte auch einen Abstecher nach Griesheim (vorher war ich in Leipzig bei Ostwald gewesen), wo ich bei Direktor Lepsius wohnte; ferner ging ich nach Marburg, wo ich bei Rathke übernachtete. Einen halben Tag war ich mit Behring zusammen, der meine Ansicht über einige Punkte kennen lernen wollte. Sein Laboratorium für die Untersuchung der Antitoxine ist in Marburg und die Ausarbeitung im Großen ist von der Fabrik Meister, Lucius & Brüning in Höchst übernommen worden, die auch die Einrichtung des genannten Laboratoriums zum Theil übernahm. Was ich speziell von meinem frankfurter Besuch mitgebracht habe, ist die Kenntniß der Art, in der die Industrie und die reine Wissenschaft zusammenwirken. Auch ich machte bereits kleine ‚liaisons' in dieser Richtung, aus denen sich vielleicht Dieses und Jenes entwickeln kann. Angenehm war mir ferner, so ungefähr sämmtliche bekannten deutschen Chemiker persönlich kennen zu lernen, von denen ich mich nach Fischer zu Victor Meyer am Meisten hingezogen fühlte. Irre ich nicht, so habe ich mit Diesem ein persönliches Band geknüpft, das fortbestehen wird."

Schon bei meinen ersten Besuchen in Berlin, nicht lange nach seiner Uebersiedlung, war mir die Umwälzung aufgefallen, die sich in dem ganzen Wesen des Freundes, ich möchte fast sagen: in seinem Charakter, vollzogen hatte. Ich war davon um so mehr überrascht, als die Frist, in der sie sich vollzogen hatte, eine überaus kurze war. Da auch seine nächste Umgebung den selben Eindruck hatte, so glaube ich, eine Täuschung als ausgeschlossen betrachten zu dürfen. Zwar hatte es auch früher in Amsterdam Stunden gegeben, in denen er, fröhlich vor sich hin summend, der Arbeit oblag; aber so aufgeweckt, wie ich ihn jetzt immer antraf, hatte ich ihn vorher nie gesehen. Sein drolliger Humor, der früher nur dann und wann zu Tage trat, war jetzt keine Seltenheit mehr; und (incredibile dictu!) er zündete sich sogar eine Cigarette an; früher hatte er niemals geraucht. Alles zusammengenommen, erhielt man den Eindruck, daß er in jeder Hinsicht zur Ruhe gekommen und Alles, was ihn in seinem früheren Wirkenskreis drückte und eine gewisse, Jahre lang währende Depression hervorgerufen hatte, von ihm abgewälzt war. Auch sein Wesen Anderen gegenüber

Google

hatte sich vollständig geändert. Während er früher selten aus sich herauskam, gewann er nun jeden Fremden sofort durch seine Liebenswürdigkeit und manche werden sich gern der heiteren Gespräche erinnern, an denen er sich betheiligte. „Cet homme de génie avait un cœur d'enfant!“ Das wußten auch die stockholmer Freunde, als sie ihn aufforderten, der Feier beizuwohnen, die dort am siebenten Oktober 1898 zum Gedächtniß des fünfzigsten Todestages von Berzelius veranstaltet wurde. Dort sehen wir ihn als Vertreter der berliner Universität, der Akademie und der Deutschen Chemischen Gesellschaft. Im Haus von Arrhenius verlebte er herrliche Stunden und war aufs Höchste befriedigt von dieser Reise, der er die Bekanntschaft mit Mörner, Cleve, Loven, Berg, Nordenskiöld, Severin Jolin und Nilson verdankte.

Inzwischen waren ihm aus allen Theilen der Welt die höchsten Ehrungen zu Theil geworden, die einem Manne der Wissenschaft zufallen können. Da war es denn nur natürlich, daß seine Schüler, die über die ganze Welt verbreitet waren, den Plan faßten, den fünfundzwanzigsten Jahrestag seiner Doktorpromotion, also auch den Geburtstag der Stereochemie, zu einem besonderen Festtag zu gestalten. Einem Aufruf von Ernst Cohen, Van Deventer, Meyerhoffer und Reicher Folge leistend, ergriffen sie freudig die ihnen gebotene Gelegenheit, dem Meister ihre Dankbarkeit und Sympathie zu bezeigen.

Da er den Tag bei den Eltern in seiner Vaterstadt verlebte, wurde das Fest dort gefeiert. Die ehrwürdige, von Steven Hoogendijk gegründete „Bataafsch Genootschap der Proefondervindelijke Wijsbegeerte“ zu Rotterdam rechnete es sich zur hohen Ehre, ihre Räume für den Festakt zur Verfügung zu stellen. Nachmittags versammelten sich dort die Mitglieder der Genossenschaft, eine große Reihe holländischer und eine Anzahl deutscher und anderer ausländischen Fachgenossen um den Jubilar und seine Familie. Nach Beendigung der Ansprachen fanden auch die vielen Verehrer und Freunde des Meisters, die sich nicht zum Wort gemeldet hatten, Gelegenheit, dem Jubilar und seiner Familie in Wort und Händedruck ihre Glückwünsche darzubringen. Ganz besondere Freude machte ihm eine Depesche folgenden Inhaltes: „Dem weltberühmten Holländer, dem Gründer der Stereochemie, bringen am heutigen Tage ihre warme Huldigung dar die Beamten des Telegraphenamtes in Amsterdam.“ Bald darauf fragte er bei mir an: „Kann ich den Telegraphisten nicht irgendwie meine Dankbarkeit zeigen?“

Altmeister Hittorf hat damals über ihn gesagt: „Dem gottbegnadeten Seher des Alterthums vergleichbar, welcher die dem gewöhnlichen Sterblichen verhüllte Zukunft seines Volkes klar übersah, vermochte Van't Hoff fast im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn tief in das Innere der Natur zu schauen und Beziehungen von gewaltiger Tragweite zu erkennen. Wie auch immer in der Folge die Entwickelung der organischen Chemie sich gestalten mag: seine Theorie vom asymmetrischen Kohlenstoff und der tetraedrischen räumlichen Lagerung der verbundenen Atome wird stets eine geniale Leistung blei-

Google

ben; und die zahlreichen Folgerungen, welche das Experiment noch fortwährend bestätigt, sind als unvergängliche Errungenschaften der Wissenschaft gesichert. Noch überraschender und unerwarteter waren die Entdeckungen, welche er in der phhsikalischen Chemie machte. Kein chemischer Prozeß ist so lange bekannt und so oft veranlaßt wie die Auflösung eines Stoffes in geeignetem Lösungmittel. Wässerige Lösungen nehmen wir ja täglich in großer Zahl als Nahrung zu uns und alle Vorgänge im thierischen wie pflanzlichen Organismus werden durch solche vermittelt. Obschon daher seit den ältesten Zeiten die Menschheit mit dem Lösungvorgang empirisch vertraut war, blieb dennoch kein chemischer Prozeß in theoretischer Hinsicht dunkler. Die Wissenschaft hatte über ihn nur Regeln mit zahlreichen Ausnahmen, kein allgemeines Gesetz, bis Van't Hoff vor etwa fünfzehn Jahren die Rolle des osmotischen Druckes gelöster Substanzen hier erkannte. Er fand für ihn die selben einfachen Gesetze, welche der Druck der Gase befolgt, und wußte mit Hilfe der halbdurchlässigen Wände in thermodynamischer Weise Schlüsse zu ziehen, welche mathematischer Sicherheit sich erfreuen. Der Hinweis auf diese beiden großen wissenschaftlichen Thaten wird schon genügen, um den Stolz der Gesellschaft auf ihren Ersten Vorsitzenden zu rechtfertigen."

Utrecht. Professor Dr. Ernst Cohen.

Stock Exchange.

Neuerungen an der konservativen londoner Börse: die Botschaft klingt fast wie die von einer Revolution. Aber die Wellen dieses Aufruhrs dringen nur in den Bereich der Börsenkundschaft, nicht in die Heiligen Hallen des Effektentempels. Man hat neue „offizielle" Vermittlergebühren beschlossen, um zwischen den Börsenmitgliedern und den Outsiders eine deutlicher sichtbare Grenze zu ziehen. Die londoner Stock Exchange ist stolz auf ihre autonome Verfassung. In Deutschland ist man an die Beziehungen zur Staatsgewalt gewöhnt und meint, der Börsenkommissar verleihe dem Institut eine besondere Würde. England kennt weder eine staatliche Aufsicht über den Effektenmarkt noch ein öffentliches Privilegium oder gar das Zugeständniß eines Monopols. Die londoner Effektenbörse, die seit hundertzehn Jahren in Capel Court ihren Sitz hat, ist ein privates Unternehmen, kann also stets durch eine Konkurrenzanstalt „ergänzt" werden. Die Stätte, die zwischen Bartholomew Lane, Threadneedle- und Throgmorton-Street den größten Fondsmarkt der Welt herbergt, steht unter der Herrschaft einer Aktiengesellschaft. Die Mitglieder der Börse (ihre Zahl schwankt zwischen 5000 und 5500) müssen Aktionäre sein und haben außerdem gewisse Bedingungen zu erfüllen, die eine Sicherheit für

Google

ihre Eignung zum „Ehrenposten“ eines anerkannten Theilhabers der Stock Exchange bieten sollen. Da die Erlangung eines Börsensitzes nicht billig ist, versteht sich von selbst, daß bucket shops kein Heimathrecht in Throgmorton Street haben. Die Jobbers und Brokers (Jene, die Majorität der Börsenmänner, sind Eigenhändler, Diese Makler) wachen eifersüchtig darüber, daß kein Unberufener eindringe. Aber auch zwischen den beiden anerkannten Gruppen wird streng unterschieden (eine der letzten londoner Börsenreformen erhöhte, zum Nutzen des spekulirenden Publikums, die Scheidewand zwischen den Händlern mit eigener Waare und den Vermittlern); denn der Kunde, der kaufen oder verkaufen will, muß die Bürgschaft haben, daß der Kommissionär, dem er sich anvertraut, zu dem Geschäft objektiv steht. Die ungeheuren Summen, die das deutsche Publikum im Schlunde des londoner Minenmarktes verschwinden sah, sind also nicht durch die Schuld der Offiziellen in den Abgrund gerollt. Die Outsiders machen jede denkbare Reklame; den Mitgliedern der Börse ist alle Propaganda verboten. Eine londoner Firma, die inserirt, ist nicht als zur Stock Exchange gehörig anzusehen. Die Vorschrift ist unzweideutig und wird durch periodisch wiederholte Bekanntmachung dem Gedächtniß immer wieder eingehämmert. Dem Börsenkomitee liegt daran, daß man überall wisse, den Mitgliedern der Fondsbörse sei nicht erlaubt, für Zwecke des Geschäftes zu inseriren oder durch Rundschreiben Kunden zu werben. Und diese Bestimmung gilt nicht nur für die Grenzen Großbritanniens, sondern auch fürs Ausland. Die Remisiers londoner Firmen dürfen also bei Inseraten, die ihrem eigenen Interesse nützen sollen, den Namen ihres Hauses nicht nennen. Das ist, noch bis vor kurzer Zeit, nicht beachtet worden, hat aber nun Geltung erlangt. Man wird also bei londoner Kursnotizen, die in deutschen Blättern durch Agenten englischer Firmen veröffentlicht werden, keine Namen mehr finden. Daß die anständigen Bankiers auf unterscheidende Merkmale halten, kann ihnen Niemand verdenken. Seit die bucket shops zur Landplage geworden sind, legt jeder ehrliche Banker Werth darauf, nicht mit ihnen verwechselt zu werden.

Ob die neue Gebührenskala die reinliche Scheidung fördern wird, ist eine andere Frage. Der neue Tarif soll hindern, daß die Makler einander unlautere Konkurrenz machen; daß sie, durch besonders günstige Bedingungen, Kunden direkt oder durch Agenten und Vertreter (Remisiers) zu kapern suchen. Diese Methode ist natürlich bei den Outsiders heimischer als bei den zur offiziellen Börse gehörenden brokers. Aber auch Die konnten, zum Beispiel: durch Theilung oder Rückvergütung von Provisionen, ihrem Geschäft vorwärts zu helfen versuchen. Gegen die Autorisirung der Mitglieder der Stock Exchange wehren sich nun aber auch solide Banken und Bankiers, die der Börse Kunden zuführen und in dieser Vermittlerthätigkeit nicht gehemmt sein wollen. Um den Brokers zu zeigen, daß sie schließlich doch von den Bankiers und deren Effektenkundschaft abhängen, haben einzelne

Google

Firmen erklärt, daß sie für Aufträge, die an der Fondsbörse zu erledigen sind, von den Auftraggebern einen besonderen Zuschlag zur üblichen Vergütung fordern müssen. Damit kann erreicht werden, daß an der Stock Exchange zwischen Jobbers und Brokers (die Jobbers werden von dem neuen Tarif nicht berührt, da sie Eigenhändler, nicht Vermittler sind) eine Spaltung entsteht oder daß die Zahl der Geschäfte, die an der Börse selbst erledigt werden kann, abnimmt. Ueberall werden die Effektenmärkte mehr und mehr zu Ausgleichsgelegenheiten für „Spitzen“; was nicht im Bankbureau erledigt werden kann, kommt an die Börse. Diese Entwickelung wrd von den Privatbankiers laut beklagt; denn ein wichtiger Bestandtheil ihrer Thätigkeit muß in solchem Zustand verkümmern. Wenn aber die londoner Kommissionhäuser glauben, ohne eine ihren Wünschen entsprechende Börse nicht auskommen zu können, so haben sie die Möglichkeit, sich eine eigene Stock Exchange zu schaffen. Freilich: eine so alte und bewährte Einrichtung braucht auch ohne Monopolrecht vor Konkurrenz nicht zu zittern. Nur müßte sie sich den Lebensbedingungen ihrer Elemente anpassen.

Riesensummen sind aus Deutschland und Frankreich für Goldshares nach London gegangen. Da ist jede Hoffnung auf Wiedersehen eitel. Was der Witwatersrand an Gold verschlang, darf sich neben Dem, was er hervorbringt, sehen lassen. In den letzten drei Jahren haben die Goldfelder des Transvaal für 2½ bis 3 Milliarden Mark Ausbeute geliefert; und ihre Ergiebigkeit steigt noch. Aber die spekulative Verwerthung der Möglichkeiten, die das Goldland Südafrikas bot, war so hemmunglos, daß schon durch die vielen faulen Gründungen werthvolles Betriebskapital weggespült wurde. Wer fragte denn in den Tagen des Haussetaumels nach Nam' und Art der Papiere? Daß die Aktie an der Börse notirt wurde, genügte; schnell wurde sie in lächerlichster Weise überzahlt. Die „Konjunktur“ hat sich jetzt aber so geändert, daß selbst die unter dem Schutz deutscher Großbanken stehenden Concerns versagen. Bei der Goerz-Gesellschaft, die zur Deutschen Bank gehört, blieb die für 1909 gezahlte Dividende ein Findling in der Wüste. Das Geschäftsjahr 1911 schloß mit einem Verlust von mehr als 80000 £. Der Buchwerth der Effekten senkte sich um 118700 £; und noch ist fraglich, ob die neue Werthgrenze nicht weiter zurückgeschoben werden muß. Die General Mining and Finance Corporation, der Minenbereich der Dresdener Bank, der Diskontogesellschaft und Bleichröders, ist nicht besser daran als Goerz. Schon 1910 hatte einen Rückgang des Reingewinnes um fast 300000 £ gebracht. 1911 steigerte diesen Rückgang um 150000 £ und wies einen Verlust von 246000 £, fast 5 Millionen Mark, aus. Der Börsenwerth der Goldshares vom Witwatersrand hat sich im Jahr 1911 um 720 Millionen Mark gesenkt. Moral der Geschichte: Auch deutsche Großbankdirektoren können, wie der gewöhnliche Mensch, irren.

Erleichtert wurde die Geburt schwächlicher Gesellschaften durch die Mängel des englischen Aktienrechtes. Die Zulassung an die Börse

Google

bürgt dort nicht im Geringsten für die Güte des Papiers; jede strenge Vorschrift für Prospekte, jede Garantie fehlt und der Staat hat nicht dreinzureden. Das (von den Aktionären der Stock Exchange gewählte) Börsenkomitee ist die einzige Instanz, die über Recht und Sitte wacht. Aber die Mängel des Kurszettels erben sich wie eine ewige Krankheit fort. Der berliner Staatskommissar, der eine Verfeinerung der Kursnotiz für Kassapapiere wünscht, sollte sich einmal die Stock Exchange genau ansehen. Da wird jedes einzelne Geschäft, das zwischen Börsenmitgliedern abgeschlossen wurde, beachtet und der Preis in die offizielle Liste notirt. Die Angabe des Geschäfts und des Kurses (die Namen beider Partner müssen genannt werden) bleibt den Mitgliedern überlassen. Wenn sie aber die Einzelheiten des Abschlusses auf einem Zettel vermerkt und ihn dem Börsenkomitee vorgelegt haben, kommt der gezahlte Preis in die Kursliste. Bei der großen Zahl der täglichen Geschäfte ist es fast undenkbar, einen richtigen „Mittelkurs“ (Einheitkurs) zu finden, der dem Publikum die Möglichkeiten eines Kaufes oder Verkaufes zuverlässig zeigt. Die Kursliste (sie besteht aus etwa zwanzig engbedruckten Seiten) ist so umfangreich, daß die Effektenmarktkunden sich mit Auszügen begnügen, die in den Zeitungen veröffentlicht werden. Der Nutzen einer dem Geschäftsgang genau angepaßten Feststellung der Kurse, wie sie sich der berliner Börsenkommissar wünscht, versickert da also. Kurswahrheit ist ein relativer Begriff.

Auch in London hat man sich bemüht, das Publikum gegen die Schwindeltaktik der bucket shops zu schützen. Aus der Angabe von zwei Kursen, des Verkaufs- und des Kaufpreises (Brief und Geld), zieht der unehrliche Bankier insofern Nutzen, als er dem Kunden, der verkaufen will, den niedrigsten Preis, statt eines Durchschnittskurses, berechnet. Er selbst sucht dann an der Börse die Gelegenheit, das Papier mit einem Nutzen, von dem der Auftraggeber natürlich nichts weiß, abzugeben. Dieses Verfahren wurde durch die Jobbers gefördert. Ein Eigenhändler nennt dem Makler, der ein Papier von ihm haben will, einen möglichst hohen, und dem, der ihm eins verkaufen will, einen möglichst niedrigen Preis. Diese Methode steht nicht im Widerspruch zu der „Moral des Geschäftes“. Jetzt aber fordert das Börsenkomitee, daß die Differenz zwischen zwei Preisen nach oben abgegrenzt werde.

Die Technik ist im Kampf gegen die Unmoral ziemlich wehrlos. Der londoner Effektenmarkt ist durch das wüste Treiben im Bereich der Minen- und Gummishares in üblen Ruf gekommen. Und wahr ist, daß Millionenverluste in der Throgmortonstreet leichter als anderswo möglich sind. Unter die Vormundschaft des Staates aber will die Stock Exchange sich nicht beugen; und auch das Publikum zieht die Freiheit schließlich dem Kontrolsystem vor. Man weiß in London eben so gut wie anderswo, was Schwindel ist, und geht den unsoliden Geschäftsleuten zu Leibe. Nur sind die Gesten weniger heftig als, zum Beispiel, in Berlin, dessen Börse doch die zuverlässigsten Sicherheitvorrichtungen hat, die bis heute irgendwo erdacht worden sind. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

ie Zukunft

Herausgeber:
MaXimilian Harden.
Neunundstebenzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
1912,

Inhalt.

Aldobrandinische Hochzeit . , 223
Amerika s. II. S. ^.
Amerika, hast Du es besser? , S1
s. a. Briefe 165
Aprilwctter ,., 32
Aquilifer . . 409
Banken s. Aprilwetter.
Bethmann Hollweg s. Hexen«
einmaleins.
Bergmannwerke s. April-
Wetter.
Bergrede, die 64
Bismarck und Wilhelm I. 1862
s. Florianstag.
Boswan S Knauer s. April-
Wetter.
Brachmond . 307
Brief, ein W5
Briefe, fünf 162
Oivis l-sriusnus s. Protube-
ranzen.
Delbrück s. Florianstag.
Deutsch-russischer Vertrag s.
Florianstag.
Diamantenregie 99
Duell s. Scherben.
Einheitkurs 337
Elsaß-Lothringen s. Scherben.
England s. Brachmond.
Erdgeist s. Kinetoskop.
Ermordung Deutscher in Mexiko
s, Protuberanzen.
Florianstag 137
Frankreich s. Quasimodo-
geniti.
Frauenpolitik s. Politische
Uebergriffe.
Gebhardt 92
Gedichte 129
Gottlieb, Braun, Bavaria, . 270
Gietchentragoedie, die , . . , 85
f. a. Briefe 167
Heimkehr des Falken, die , , . 363
Hexeneinmaleins 103
Hoff s. Van 't Hofs.
Iahresbilanz s. Scherben.
Icssie? 257
Iesuiten, die 171
Intellektuellen, die . . . , . 12«
Internationale Geschäfte.159
Italien s. Brachmond.
Iuristen, die Vorbildung der , 19
Kaiserhof-Passage 303
Katharina 212
Kind s. Verhältnis
Kinetoskop 375
Korfu s. Protuberanzen.
Korngold, Erich 359
Lehrer und Schüler s. Oster-
feuer.
Logik des Unlogischen, die, . 239
Mahnung 30
Malteserschwamm s. Brach-
mond.
Marokko s. Florianstag.
Methylalkohol-Vergiftung s.
Florianstag.
Metropol-Palast s. Kaiser-
hof-Passage.
Mexiko s. Protuberanzen.
Militaria s. Protuberanzen,
Ministerium, das neue ... 193
Mittelmeer s. Brachmond.
Montanmarkt s. Aprilwetter.
Napoleon s. Osterfeuer.
Osterfener 1

Oesterreich-Ungarn s. Öfter«
feuer.
Parlamentspolizei s. Scher-
ben, s. a. Brachmond.
Petroleumkrieg 372
Philosophie s. Logik.
Politische Uebergriffe , ... 181
Protuberanzen 69
Ouasimodogeniti 3S
Rechenberg s. Florianstag.
Record s. Titanic.
Remember s. Titanic.
Report s. Titanic.
Revolution, die 324
Romanpsychose 251
Sambeth s. Scherben.
Scharmach-Prozeß s. Flori-
anstag.
Schauspieler, das Recht der , . 402 i
Scherben 273
Schiffsoffiziere s. Kinetoskop.
Schiller-Stiftung SS
f. a. Briefe 162
Schlafstall 218
Schmitz, Hermann Harry , . 3S5
Schule, die s. Öfters euer.
Selbstanzeigen
61, 96,19«, 221,265, 333
Sprachliche Bildung s. Briefe 169
Staat und Stadt 201
Staatsfinanzen s. Hexenein-
maleins.
Stadtbahn, Berliner 133
Standard Oil Company s. P e«
troleumkrieg.
Stock Exchange «37
Tantieme 406
Tanz derGreise undGreisinnen 17
Tisza s. Kinetoskop.
Tita lic . 341
s. a. Ktnqtoskop.
Tripolis s. Brachmond.
Ungarischer Reichstag s. Kine-
toskop.
Unsterblichkeit 401
U. L. 4 LOS
Van 't Hoff in Deutschland . . 431
Verhältniß zum Kind, das, . 177
Victoria-Versicherunganstalt s.
Tantieme.
Vogtländische Maschinenfabrik
s. Einheitkurs.
Volkswirthschaftlehre 118
s. a. Brief 40S
Vor fünfzig Iahren s. Flo-
rianstag.
Vor hundert Iahren s. Ost er-
feuer.
Wedekind-Spiel s. Kin etosko p.
Wehrvorlagen s. Protube-
ranzen, s. a. Ouasimodo-
geniti.
Mermuth s. Hexeneinmal-
eins.
Westrom s. Kinetoskop.
White Star Line s. Titanic.
Wie Robida um sein Erbe
kam 329
Wilhelm I. s. Florianstag.
Wilhelm II. s. Osterfeuer,
s. a. Ouasimodogeniti.
Witte, Sergej Iulietvitsch s.
Protuberanzen.
Wolf, Eugen 322
Zeitalter des Verkehrs s,
Briefe . . 164

Berlin, den «. April 1«12.

Osterfeuer.

Vii'Fätum gehen.

^enn im Thal, unter des Frühlings holdem, belebenden Blick, am Stämmchen der Hoffnung neues Glück zu grünen begann, knarrte, als sei es aus langem Schlaf erwacht und grüße nun gähnend denTag,dasThor derLateinschule,öffnete diesonst von Holz und Eisen gesperrte Hausflur endlich wieder dem Licht und ließ ein Gewimmel ins Freie strömen. Knospende Menschheit und in Reife erblühte, sacht schon welkende sogar schaute das Auge; bleiche und rothbackige Knaben, hagere und stämmige und den launisch gesprenkeltenTroß der Magister. Durch derStraßcn quetschende Enge wühltsich, an Gärtchen und bunt bestickten Wiesen vorüber, der Zug bergauf. Und jedes fein gerippte Hälmchcn wird, jeder zierlich gegliederte Baumtrieb von frohem Iauchzen begrüßt. Ieder sonnt sich heute so gern; athmet, des Druckes von Giebeln und Dächern ledig, in gierender Wonne den Lenz. Hier trillert ein Knabensopran derVogelstimme nach, dort flattert,wie auf eines Falters luftigen Schwingen, ein Scherzwort auf; und bald schlingt, wie ein Silberband, helles Gelächter sich um die Reihen. Nicht in feste Platzordnung sind sie heute gepfercht; die Schulzucht des Alltags scheint munterer Kameradschaft gewichen; an losem, kaum mehr merklichen Zügel traben die Füllen feldein. Das nahe Wäldchen, das noch keinen Schatten spendet,

L
Vie Zukunft,
nimmt die erhitzte Schaar auf. Nun gehts an die Arbeit; denn nicht nutztosen Vergnügens wegen ward von dem Scholarchen der halbe Tag freigegeben. Auf den glatten, mit braunen Blättern üttd rechlichen Kiefernadeln beschichteten Waldwegen tummelt sichs rüstig. Röcke und Iacken werden an Stümpfe und Astbruch-stellen gehängt. Messerklingen funkelndurchsUntergehölz.Wett-eifer verbündet Lehrer und Sch üler. Ieder erspäht, schneidet, schält eine derbe Ruthe. Ieder ist stolz, wenn er ein Prachtstück gefun-den und handlich bereitet hat. Sind genug Gerten gesammelt, dann gehts nach Haus zurück. Die Lustigkeit ist nicht gedämpft; noch lauter lacht,uach gutemWerk,jungerUebermuth,noch höher sprudelt der Springqucll der Schülerscherze. Die eingebrachten Ruthenbündel werden in die Badstube getragen und in Wasser gelegt. Das erst macht sie für denDienst tauglich, dem sie bestimmt sind: Werkzeug der Lehrzucht zu sein. Mit diesen Gerten, die sie selbst suchten, schnitten, wässerten, sollen die Schüler gestriemt wer-den, wenn sie inUngehorsam,Unfleiß,Unanstand ausglitten. Der ganze Bedarf eines Schuljahres wird an cinemFrühlingstag ein-geholt. Und diese Einholung ist ein Fest, das Lehrer undSchülcr in einträchtigem Frohsinn begrüßen, verleben. Gehorsam, Fleiß, Anstand muß sein; derReife dem Grünen, der Kundige dem Un-wissenden, wenns nicht anders geht, mit gehärteter Ruthe den rechten Weg weisen. Ob ihn, ob den Nachbar ein kräftiger Hieb treffen wird: der zum Virgatumgang gerufene Knabe denkt nicht daran. Oder gelobt sich, vordenkend, als verständiger Schüler der Pflicht nie zu fehlen. Und der gestern geprügelte ist heute des Stäupers lieberWeggenosse.Sofröhlichblickl uns das als finster verschriene Mittelalter an. So gesunder Humor ließ es auch die Kehrseite menschlicher Dinge lieben. Gott will Abhängigkeit.
Wirsind,inunscrerParagraphcntrübsal,grämlich geworden.
Die Schule, die aller IugendLieblingstätte sein müßte, das Land der Sehnsucht, in das es, zu Gleichalterigen, zu den Enthül-lern der buntestenWissenswelten,aus jedem Hausvergnügen sie drängen sollte, ist den meisten Kindern ein Marterort. Beim Ge-läut derFerienglockeathmen sie auf. FüreinWeilchen wenigstens brauchen sie nicht in diese freudlose Schule, die, trotzdem sie dem dünnenBaum des Lebens ein Iahrzehnt (und oft mehr noch) ent-pflückt, ihren insichtbareNorm geprägtenZwecknicht in sich zu er-

reiben ve,mag, sondern fast alle Tagesstunden desZöglings mit Arbeit bepackt, ihn nach hastiger Mahlzeit wieder hinters Pult zwingt und im Worgengrau vors Vokabclbnch, vor die Liste der Gricchenslädte oderNömerkönige setzt. Bis ihm alleWenschheit-geschichte, von Homer zu Schiller alle Dichtung, die Naturkunde selbst verekelt, jcderWissensborn von widrig schillernder Wasser-pest angekränkelt ist und seine Ungeduld in das dümmste, rohste Vergnügenso gierig taucht wie ein abgetriebenerAckergaul in den stinkenden Stadtgraben. Aehnelt er ihm nicht? Wird er von un» fähigen Lehrern unb unerzogenen Eltern nicht, von früh bis spät, vorwärts gehetzt, aus der Traumsucht gerüttelt, aus dem Spiel» t ich gescheucht, mitWarnung geängstet, mitDrohung geschreckt? Daß er für Pflanzenkunde Sinn hat, am Turngeräth sich anstellig zeigtund einfache, aus BodenbeschaffenheitundWenschengewöh-nung sacht erwachsende Lebensverhältnisse leidlich auffaßt, genügt micht.ErsolldieElemcntedesEuklidunddieBestandtheiledesGla-ses, die NcgirungzeitenderSachsenherzoge und die Schwalben» irester an den Mauern von Dunsinane kennen, die schwierigste Bruchrechnung und Vorderasiens Flüsse am Schnürchen haben; soll in alle Sättel gerecht sein. Den Kleinen lehrt der Stock das Fürchten. Noch wähnen ja allzu vieleVäter undLehrer,t>aß„ein Kind der Schläge bedarf" (Gymnasiallehrer, die der Volkswille vchmen, von Brunnenlabe und Herdfeuer ausschließen müßte, schicken, weil ihre Doktorhand sich zu fein dünkelt, wilde Bengel den» Turnlehrer, der die Weisung hat, die ungewarnten mit ge-knotetem Tauende zu bläuen); und dieNuthen,die solcher Wahn als Pädagogenmittel unentbehrlich, unersetzlich glaubt, hat nicht die Schulgemeinschaft auf lustigem Lenzspazirgang vom Stamme dcrBirken undPasclstauden geschnitten. Auf dem Größeren lastet ein schwärzererAlb. Wird er versetzt? Sonst mag er sich zu Haus ducken. Gilt er als einVerlorener.dem jede Lust versagtwird, von dem jeder Ncine seitab weichen muß. Weil er, vielleicht, in der Ma!hematik„dasKlassenziel nicht erreichthat". MitderMapp. die einen vom Bahnfahrgeld erkauften Semmelschatz birgt, irn. Knaben durch nächtige Straßen, werfen sich in denFluß oder die Schienen vor den heranbrausendcn Eilzug, um vor den. schwistern nicht, vor derMutter am Pranger zu stehen. 9äuH>, - Schmach entläuft gesunde Iugend in den Tod. Und Herr«, s

lus, der den Sinn des Kindes nicht aufzuriegeln, in ihm dieBe-- gierde nach dem Wissensstoff nicht zu wecken, in ein Funkengc- stöber aufzuregen vermochte, fetzt sich, den allein Schuldigen, mit behaglich vorgebundenem Mundtuch zu Tisch, k^its äiverg. Nicht der Rede werth. Unser Lehrstand ist ja der beste der Welt. (Im Deutschland der Satten, Selbstgefälligen, dummdreist mit Gottes- furcht Flunkernden ist Alles »besser als sonst irgendwo auf der Welt".) Für Schule, Iugendpflege, Iugendfürsorge geschiehtun- gcheuer viel. Mißstände sind in menschlichenDingen nie ganz zu vermeiden. Daß unser Salz verdumpft, daß ringsum die Miß- achtung des Geistes und der Persönlichkeit gezüchtet, mitLug und Trug ein im billigenReichsladen eingehandelter und schnell ver- schlissenerPlunderpatriotismus in dieHirnc gespeichert wird und eine mit unfläthigemWitz denSchwaden dickcnWissensqualmes entlaufende Iugend die spärlichenKeime deutscher Gesammtkultur zertrampelt, um aus der hartgestampften Erde ein Tenniseden oder einen Fußballplatz zu machen: vor solcher Wahrnehmung, die zu dem stolzirenden Iuchhe nicht stimmen würde, schließt sich dasAuge.Nur des Nachbars Fell juckt; nurihm ziemtdie Ruthe. Dennoch seid Ihr grämlich, auf allen Gemeinwegen unfroh und knirscht, im Bewußtsein derAbhängigkeit,gegcndienützlichstc Kandare. Ohne Trutzkraft zu zähem Widerstand gegen unerträg- liche Uebel; ohne ernsten Muth zur Erkenntniß der Mängel des eigenen Wesens. Gebraucht derZeit;sie gehtsoschnellvonhinnen. Holet, wenn sich der Ostermond wendet, Gerten und Haselruthen zu Hauf. Im Sommer, Herbst, Winter werdet Ihr sie, nicht für Kinder nur, brauchen. „Sie mögen sich die Köpfe spalten, mag Alles durch einander gehn; doch nur zu Haufe bleibs beim Alten:" fo winselt der Pfahlbürger, dem das von Vater und Vaters- vater Erworbene zinst. Thut dem Klöhner, wie Simson den Phi- listern that, die ihn umschnupperten. Setzet ihm Füchse mit bren- ^, nenden Schwänzen in dieHürde, zwischen die Reben, ins Korn? ^und gelingt ihm und Seinesgleichen, Euch zu binden, so rufetaus lies Mannesgemüthes hallender Tiefe den Geist des Herrn und hhbet, wennIhrEuerLehi nahen fühlet, dicArme. Wie versenge- te Maden fallen die Stricke dann ab, frei straffen sich die Gelenke und mit eines verwesenden Esels Kinnbacken könnet Ihr tau- send Bedränger erschlagen. Ihr müßt: denn ohne den Rhyth-

mus eines Heldenlebens kann das engumringteDeulschlandnicht dauern. Klettert mit unbeschwertem Gewissen über die Kadaver, häufet singend die Nuthen und traget mit ihnen die Vorlust an neuem Fatum, an Striemen und Wunden sogar, heimwärts in Euren Staat. Sahet Ihr sein Abbild? Mit seinenFarben ist der Schlagbaum bepinselt, der sich am Waldrand vor das Bahngleis senkt, um dem bedächtig herbeipustenden Güterzug die Strecke zu sichern und Menschen, Gefährt und Vieh vor Schaden zu hüten. NichtEuer Fuß nur ist gehemmt: auchAutomobile, die zwanzig-mal, ehe die Lokomotive naht, den Schienenstrang überquert hätten, müssen warten, bis die letzte Kieslore vorbeigerollt ist. Mit Expreßzugsgeschwindigkeit sausen auf hundert Straßen Motorwagen durchs Land. Niemand zwingt sie in festes Gehege, schützt vor ihnen Träumer, Kindsmädchen, Dorfköter. Doch der Schlagbaummuß bleiben; demlangsamsten Staatsbahnzug dasMückenvolk der Gleiskreuzer abwehren. Alles Irdische hatsich gewandelt, Fülle und Schrittmaß des Verkehres spotten der alten Ordnung und längst hat neues Bedürfniß seinenAnspruch gemeldet. Aber der Schlagbaum bleibt. Vor den Gleisen des Nechtes und der Erziehung, der Verwalter-und Negirerkünste; des ganzen gemeinen Wesens. Bündelt die Nuthen, daß keine Euch fehle. Und lernet über jedes Politikum wieder aus heiterer Brust lachen.

Vor hundert Iahren.

»Von Preußen ist nichts zu fürchten." Bonaparte sprichts. Die Treusten, an derenSpitze sich diesmal Ierome.dersonstimmer sorgenlose Bruder Lustig, stellte, haben den Imperator gewarnt. Unsinn. Den König kenne ich als ein kleines, ängstliches Herz, dtAhets trachten wird,um jedenPreis seinKrönchen zu wahren. Und (schon nach Jena hat er die Frage in einen Brief gekritzelt) giebts irgendwo noch so dumme Kerle wie im Schwarm dieser Vernunft, läßt sichAlles gefallen, jede Bürde sich aufbuckeln. Nie ward in diesem Land einem meiner Soldaten in stummer Nacht das Lebenslicht ausgeblasen. Welches Unheil soll von da her drohen? Ihr seht Gespenster. Des Imperators Auge schcintinncn» wärts gekehrt. Der die Warner Blinde schilt, lebt, ein der Wirklichkeit Ferner, nur noch in seinerVision. Vor dem Niescnspicgel

des Mittelmeeres hat er sich in den Orient geträumt, als Großkhan von Asien in der Glorie gesehen.„ Nur inAsien ist England tötlich zu treffen. Gardane und Zaubert haben heimlich Persien durchforscht, über Gelände und Volk Berichte geschickt: ich kenne nun meinen Weg. Ist Moskau genommen, Nußland niedergeworfen, derZar mir versöhnt oder vom Hofadel gemordet, Polen als souverainer Staat wieder hergestellt, ein großes Franzosenheer, dem die Vasallen ihre Kerntruppen eingliedern müssen, von Tiflis abmarschirt, dann hältnichts mich, bis ich am Ganges stehe und mit einem Schwertstreich derBritenherrschaftüberIndiendieWurzeldurchden fest verschlossenen, sorgsam behütetenFrachtwagen geachtet, der,mitten im langen Troß, von acht Pferden ostwärts gezogen wird? Darin ruht, weich gebettet, das Purpurkleid mit den eingestickten Goldbienen, Krone und Szepter, Schwert und Apfel. In diesem Schmuck, in diesem Ceremonialgepräng kröntsichder ErbeKarls des Großen, des letztenBasileus vonByzanz, der Kaiser von Indien. In zwei Monaten, schreibtBernadotte,»hofft er mit Nußland fertigzu sein. Dann gehts nach Konstantinopel, wo er residiren will, um sich die Macht über Oesterrei ch und Nußland für die Dauerzu sichern. Von dort aus bereitet er denAngriff aufPersien vor, marschirtnach Ispahan und kann schon 1815die EngländerinIndienpacken." Den in solcheTräumeVerirrten soll derGedanke an den Preußenstaat aufschrecken, den seine Hand schon einmal schlug und ins Zwergenmaß stümmelte? Deutschland hat einen heißen Sommer gehabt, schlürft selig seinen Kometenwein und nimmt den Herrgott für einen guten Mann, der auch das schlimm Aussehende weislich den Deutschen zum Wohl fügen werde. Der Kleinbürger segnet Frieden und Friedenseinkunft. Die Gelehrten beplaudern die Frage, ob es nöthig, ob auch nur nützlich war, die Universität von Frankfurt nach Breslau zu verlegen; schreiben einander auch wohl überdieneuen GeschichtwerkevonNiebuhrund Iohannes Müller mit spitzer Feder ausführliche Zünftlerbriefe. Wer von schmack- <^ hafter Wortkunst naschen möchte, hat zwischen Goethes Lebensbeschreibungund denHausmärchen derBrüder Grimm die Wahl. Und den nach Wundern des Orients Dürstenden führt Hammer in den Bezirk des Hafisdivans. Dieses Volk steht nicht auf. Dieser starre Boden gebiert nicht denAiolos, der morgen denSturm entfesselt. Napoleon weiß, daß die Kaiser Alexander und Franz

für Preußen nicht fechten werden; daßScharnhorst weder inPetersburg noch inWien halbwegs bündigeZusage erlangt, daß England Geld und Truppenlandung versagt hat. Weiß auch, daß am Hofe Friedrich Wilhelms der frömmelnde Ancillon mächtiger ist als der Feldherr Gneisenau, dessen Kriegspläne der zage König in den Bereich „guterPoesie" weist. Preußen wird sich unter das Korsenjoch beugen. Weh ihm, wenn es die im Herbst verbotene Nüstung wieder aufzunehmen wagt! Dreihunderttausend Fran» zosen überschritten ein paarTage danach seine Grenzen und stünden bald mit grobem Geschütz vor Spandau, Koblenz, Graudenz. Friedrich Wilhelm ist keinPhantast und hat kühnen Entschluß nie gelernt. Er kennt seine Kraft gar nicht, fragt, vor einem Offiziercorps, zu dessen Häuptern Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und Grolmann, Boyen und Clausewitz gehören, wer sich erdreisten dürfe, das Heer gegen Bonaparte zu führen, und mißtraut dem Gedanken an einen Volkskrieg, der ruhmlos beendet fein werde, wenn ein Prediger erschossen ist. Ancillon, der schon in der Pfründe des Kronprinzenerziehers sitzt, schwatzt ihn, mit emsiger Hilfe anderer Französlinge, in den Bündnißvertrag vom vierundzwanzigsten Februar 1812 (den freilich nur der Wille zum Krieg vermeiden konnte). Zwanzigtaufend Preußen werden in Napoleons Heer eingereiht, alle Straßen ihm zum Durchmarsch geöffnet, Pillau und Spandau dem Eindringling hingegeben, der wieder bis in Fritzens Hauptstadt die Adler trägt. Eindringling? Er kommt jetztja als Freund, als Bundesgenosse, der auch den wiener Schwiegervater inzwischen geködert und Europas ganze Festlandsmacht zum Kampf wider Nußland geballtt hat. Und er läßt Oberschlesien und Breslau von jeglicher Invasion frei; läßt den König in Potsdam ohne einen Aufseher aus den Verbänden der Großen Armee. Die überschwemmt nun Preußens alte Provinzen und spült mit der Iugendblüthe auch den Unrath eines Erdtheiles auf den märkischen Sand, Hört den Priesterzorn des Wahlborussen Heinrich von Treitschke: „Als das wilde fremde Kriegsvolk aus allerlei Landen durch die preußischen Dörfer strömte (die kleinen, genügsamen braunen Spanier und die Hünengestalten der unersättlichen bayerischen Trinker, die langsamen Holländer und die behendenFanfaronsausderGascogne), da schien dem kleinen Mann Alles wie ein wüster Spuk; er meinte, dies tolle Wesen nehme ein schlimmes Ende, und be»

stärkte sich in solchem Glauben, wenn er, Wuth im Herzen, die zügellosen Horden hausen sah, wie sie in rasendem Uebermuth Haufen frischenWeißbrotesin den Koth traten, die vollenFlaschen an der Wand zerschmetterten. Die Politik der ideenlosen Eroberunglust entsittlicht auf die Dauer ihre eigenen Heere; die alte Manneszucht der napoleonischen Truppen war verschwunden, ein frecher, meisterloser Landsknechtssinn nahm überhand. Auch die alte fröhliche Siegeszuversicht war dahin. Der Soldat selbst begann, des ewigen Schlachtens endlich satt zu werden; er fürchtete die Schneewüsten des Ostens. In den italienischen und deutschenRegimentern zeigte sich oft ein dumpfer Groll. DieReiter klagten: in den früheren Kriegen hätten ihre Rosse lustig gewiehert, heuer nicht." Was nichtmitNietenundNägeln befestigt war, ging ins Reussenreich mit; für so langen Weg muß auch den feineren Sinnen im Tornister Futter bereit sein. Nach Hardenbergs Rechnung hat Preußen, das vierundneunzig Millionen Francs über den schuldigen Rest der Kontribution hinaus zahlen mußte, derDurchmarsch des buntenHeeresdreihundertMillionen gekostet. Das war zu ertragen. Unerträglich den stärksten Herzen das Bewußtsein, der Staat Friedrichs des Großen sei Nun dem wüsten Helden verbündet, dessen Fuß ihn sechs Iahre zuvor in den Staub getreten hatte. Um solche Schmach nicht zu schauen, verbannten die Männer, die des Heeres, des Volkes Hoffnung geworden waren, sich selbst aus Preußens Gebiet. Die Besten entliefen dem Iammer. Der schwachgemuthe König blieb einsam. Und über ihm wölkte sich dräuend der Himmel.
Alexander Pawlowitsch läßt noch im März dem berliner Staatskanzler sagen, daß er, trotz allem Schein preußischerFeindsäligkeit, in seinem Gefühl sich dem König unlöslich verbunden fühle. Am fünften April setzt er sein Zarenzeichen unter den Vertrag, der ihm um den Preis des Versprechens, als Ersatz Finlands Norwegen zu bieten, Schwedens Hilfe verbürgt. An diesem Tag ist der Zwiespältige nicht Schüler Laharpes, ist er nur Katharinens Enkel, dem die so schnell an denkaltenOrient akklimaMrte Ahnin den Namen des größten Makedonen zugedacht hat. Vom Wirbel bis zurZehe Soldat. Wie der Schuster (spricht er zu demvonBernadotteBevollmächtigten)»stetsSchuster,sobleibtder Diplomat sein Leben lang Diplomat. Deshalb ging die Verhandlung mit meinem KanzlerRumanzow so langsam. Wir aber sind

vom Kriegsvolk und lieben rascheArbeit ohne Winkelzüge. "Auch das Ultimatum, das er am achtenAprilnach Paris schickt, hatnoch EtwasvomsoldatischenTon.ErbrichtdasSchweigen,dasfünfzehn Monate lang Europen ein Näthsel aufgab, und rafft sich, da ernicht mehr allein dem Sieger von Austerlitz und Friedland gegenüber steht, zu herrisch deutlicher Nede auf. NapoleonmußPreußenund Schwedisch-Pommern räumen, in Danzig sofort die Besatzung-mannschaft mindern, seine Truppen hinter die Elbe zurückziehen und durch diesen Nückzug denVerdacht tilgen, er wolleNußland unter dem Druck naher Einfallsgefahr halten. „Dann erst kann eine Verständigung noch möglich werden." Dann erst könne man über einen franko-russischenHandelsvertragredenundgemeinsam erörtern, wie dem britischenWeltgeschäftzu schaden sei. Und selbst dannbliebennochwichtigeSicherungenzuschaffen: gegen alexandrische Erobererpläne in demOrienttheil, derdieHeimathderrusschen Kirche ist und dem Haus Gottorp das Palaeologenerbe aufbewahrt; gegen die Wiederherstellung eines (von Frankreich zu patronisirenden) Polenstaates; gegen das Kontinentalsystem, an dessen antibritischer Zollschranke Nußlands dünnhäutige Wirthschaft sich bald wund reiben müßte. Ferner muß der aus seinem Herzogthum gejagte oldenburgische Verwandte vom Usurpator seiner Krone auskömmlich entschädigt werden. Beinahe barsch klingts;und hinter derNote steht, klirrend und stramm, des tollen Pauls Sohn: jederZoll einKrieger. Am selbenTag aber schreibt er an den Freiherrn vom Stein: „ Die entscheidenden Umstände des Augenblickes müssen alle Gutgesinnten, alle Freunde der Menschheit und des liberalen Gedankens vereinen. Die Aufgabe ist, sie vor Barbarei und Knechtschaft zu schützen, von denen ihnen Lebensgefahr droht. Um die Knechtung Europas zu vollenden, muß Napoleon Nußland niederwerfen. Der Krieg, der jetzt beginnt, wird wahrscheinlich der letzte sein und sicher über das Schicksal Europas entscheiden. Die Freunde der Tugend und alle Seelen, in denen neben hingebender Liebe für die Menschheit der Wille zurFreiheit lebt, sind imInnersten am Erfolg dieses Kampfes betheiligt. Und Sie, HerrBaron, der Sie sich unter ihnen so ausgezeichnet, in solchen Glanz gehoben haben, Sie können nur den einen Wunsch hegen: zu dem Sieg der Kräfte mitzuwirken, die sich im Norden jetzt zumKampf gegenNapoleons grausamen Despotismus rüsten." DerFreiherr solle nachWilna eilen oder ausBöh-

men Rathschläge für Strategie und Taktik des politischen Aufmarsches schicken. Da redet der Zögling des waadtländischen Tyrannenhassers Laharpe. Von ihm hat Alexander das (ans Spanien stammende) Wort „liberal"; von ihm die Phraseologie der tief in der Waadtscholle wurzelnden Rousseaupfarre. Einen rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, der zum Kampf für die Freiheit ruft, für Naturrecht und Liberalismus erglüht und sich, nachRobespierres Vorgang, einenTugendfreund nennt, wird in Aeonen der Erdkreis nichtWiedersehen. Rousseau inRußland, in Berlin der Urenkel des retugie Charles Ancillon, in Saint-Cloud der Sohn der Revolution: Cannings Erbe darf hoffen.
Am vierundzwanzigsten April empfängt Fürst Kurakin, Alexanders Gesandter, in Paris das Ultimatum. Drei Tage danach steht er in Saint-Cloud vor dem Gewaltigen. «Euch gelte ich also schon als ein Besiegter? Vor dem ersten Handgemeng! Sonst könntet Ihr Euch nicht das Recht zu solcher Behandlung anmaßen. FünfVierteljahre langSchweigen; und das erste Wort dann eine Beleidigung. Ich soll Preußen räumen? Unmöglich. Schon die Forderung ist mir ein Schimpf; sie setzt mir das Messer an die Kehle. Mein Ehrgefühl verbietet, mich zu fügen. Wie können Sie, als Edelmann, mir mit solchem Vorschlag kommen? Ist man in Petersburg denn ganz kopflos geworden? AlsIhrKaiser, nach meinem Sieg bei Friedland, mich in Tilsit aufsuchte, habe ich ihn mit der zartesten Schonung behandelt. Ihr machts wie die Preußen nach derSchlacht bei Iena. Die forderten auch die Räu-> mung Norddeutschlands. Heute wie damals muß ich antworten: Nein. Denn hier gehts um meine Ehre." Das zischt, gurgelt, pfaucht und brüllt auf. Soll ihm der Vortheil des überrumpelnden Angreifers jetzt noch, fo dicht am Ziel, geraubt werden? Hat Alexanders Heer vielleicht gar schon nachts denNjemen überschritten und nöthigt imWeichselgelünde die Franzosen in Defensive? Die Zunge, die eben noch hüpfte, stockt; und aus gepreßter Kehle ringt sich derAntrag einesWaffenstillstandes los, der zu ruhiger Verhandlung Muße gewähre. Die Vertreter zweier Großmächte, die ihre Absicht auf jähenAngriff verbergen möchten; zwei Männer, die sorgenlos scheinen wollen .md in denen doch Fieber brenuen. Kurakin fühlt seinen Herzschlag bis in den Hals; trotzt denNerven aber denGestusgleichmüthigerHöflichkeit ab undspricht, erhoffe, seinen erhabenen Herrn für den Antrag zu gewinnen. Bonaparte ist

schnell wieder undurchsichtig wie der Laufeines Bronzegeschützes. Auch in seinem Hirn die assoziative Arbeit schon beendet. Beißt der petersburgerWirrkopf blind auf den Speck, dann ist die Offensive wohl noch zu erraffen. Ein Zeichen von Davout: und der Weltgebieter jagt durch Europa, grüßt die dienernden Potentaten nur mit lässiger Hand und mit dem Huf seiner Pferde und steht an der Weichsel, ehe der Russe die Kiemen von der Angel losgerissen hat. Kein Zeichen kommt; nach ein paar Tagen meldet Davout, daß sich die Moskowiter nicht rühren. Unnütze Sorge wars.Dieser Gossudar ermannt sich niemals zu kräftigem Entschluß. Also bleibt zu neuem Trugspiel noch Frist. Kurakins Bericht ist unterwegs. Wenn General Graf Narbonne, der in Berlin die Wacht hat, sich sputet, kann er ihn überholen. Für jeden Fall muß der Herzog vonBassano ihm eine Note anRumanzow mitgeben, die von innigem Willen zum Frieden diktirt scheint; und Napoleon legt einen persönlichen Brief ein, der die Schwierigkeit fo später Einigigung nicht verschleiert, doch mit dem Satz schließt: „Eure Majestät möge mir die Versicherung gestatten, daß selbst ein nach der Schicksalsbestimmung zwischen uns unabwendbarer Krieg die Gefühle nicht wandeln könnte, die Eure Majestät mir eingeflößt haben und die weder Wechselfälle noch Kränkungen in mir zu ersticken vermögen. "Tönendes Blech.Doch Alexanders weiche Seele röstet sich gern an Sentiments. Note und Brief werden vordatirt: damit die Empfänger glauben, sie seien geschrieben, bevor das Ultimatum in Paris eintraf. Und der Kaiser hat Zeit, die große Pompreise vorzubereiten, die ihn und Marie Luise nach Dresden, ins Gepräng der Fürstenparade, führen soll. Beide Kronen werden in den Fourgon geschoben, die aus Goldlorber gewundeneund die demLegendenschmuckCaroliMagni nachgeahmte; derHermelinpurpur und alle Kaiserkleinodien folgen. Denn vonDresden wirbelt die Windsbraut den gekrönten Soldaten ins Russenreich, an denBosporus, durchPersien, an dieWeihestätten des Ganges. Was zuvor war, dünkt die Enkel einst Knabenspiel neben dem Unternehmen, das nun beginnt. Beide Herrscher wollen den Krieg; müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn aufrufstscherErdezu führen. Und weil Alexander den Feind herankommen läßt, hält ihn Napoleon für furchtsam und taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauchzend in umlodertes Eis. Unter dick umwölktem Himmel ist inDeutschland noch Alles

still. Der Freiherr, in dessen Haupt der Gedanke der deutschen Einheit flügge ward, berä'th in Rußland den Zaren. Friedrich Wil-' helm der Dritte wagt nicht, auf Befreiung vom Fremdjoch zu hoffen. Der König, schreibt Gneisenau an Stein, «steht noch immer neben dem Thron, worauf er nie gesessen hat, und ist immer noch Rezensent des Thrones und Derer, die auf dessen Stufen stehen. An dieser Individualität wird ewig jeder Gehilfe scheitern, der, Staatsmann in wahremSinn,erhabeneAnordnungenzu machen gedenkt. Im Militärwesen wie in den auswärtigen Verhältnissen behauptet er noch immer seine ungeheure Stärke und wirkt entmannend auf Diejenigen, die gute Rathschläge ertheilen. Uebrigens ist er schlechter als je umgeben: wir haben nicht einmal die Aussicht, eine Agnes Sorel zu erhalten." Die nicht von Furcht Gelähmten stecken einander den zweiten Band von Arndts «Geist der Zeit" zu, der den Heiligen Krieg wider den neuen Atilla, die Welrgeißel, predigt. Unheimlich still ists auf dem Weg des Korsen. Hat Graf Narbonne geirrt, als er den Imperator warnte, Preußens gelassenerRuhe zu trauen, und ihn beschwor, von einem in seiner eigenen Hauptstadt bewachten Bundesgenossen nicht Treue zu erwarten? Die Patrioten zwingen sich in starres Schweigen; sehen knirschend den frechen Prunk. Murren sie allzu laut, morden mit blankem Wort schon den fetten Satan, so brummt Blücher: «Laßt ihn machen; er ist doch ein dummer Kerl." Aus Krämpfen aber heult Heinrich Kleist auf:«Nicht der Sieg ists, den der Deutsche fodert, hilflos, wie er schon am Abgrund steht; wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert, werth der Leiche, die zu Grabe geht!" Wie vorschwerem Gewitter ists; so still vor und hinter den Heersäulen und dem imperatorischen Wagenpark,daß der Lauscher das Geschwirr der ängstlich flatternden Vogelschwingen hört.Doch aus dem Süden tönt Goethes Helle Greisenstimme herüber, die dem^roßen Franzoscnkaiser und seiner Marie?uise, den Bereitern heilsame^Sriedens, ausünterthanerSeesceinLoblied singt:

„Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn in seltnen, lang ersehnten Fällen
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nahverwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein Ieder, schauend, hochentzückt:
So unser Blick, wie er hinaus sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Ostcrfeucr.
1.?
Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Permittlerin nach Göttcrart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohu im Arme, pranget,
Vefördre ncncn, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget, . ^
Den Himmel auf zu ewigem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Klück beschicken:
Der Alles wollen kann, will auch dcn Frieden/
(Napoleon halte dem Zaren das preußische Polen angeboten, Alexander mit dem Ultimatum geantwortet, dessen erste Bedingung dieSäuberungPreußens von französischenTruppen heischte. Prinz Wilhelm von Preußen, Luiscns zweiter Sohn, der damals schon den Offiziersdegen trug, hat sich seinLeben lang imPflichlbannsolcherErinnerung gefühlt. Bismarck?ImDeutschenReichstag hat ihm neulich ein sozialdemokratischerZeitungmacher nachgesagt, durch die Konvention vom achten Februar 1863 habe er Preußens Namen mit Schmach beschmutzt und „der russischen Soldateska in Polen ihre Schlächterarbeit erleichtert". Wie aus der Kindheit dämmerfernen Tagen klingt den heute Greifenden die Weise ins Ohr. Waldeck: „DerGendarmendienst, den unser Staat denRussen leistet, muß jedem Preußen die Schamröthe ins Gesicht treiben. Tiner abenteuerlichen. dcmMsolukismus dienstbaren, frivolen Politik werden Preußens Kinder und Güter geopfert. Wieder zeigen sich alle Mängel und Nachtheile unserer unseligenHeeresreorganisation.Europamuß endlich wissen,daß diese RegirungimPolke keine Stütze hat." Sybcl: «DiescsinnlosePolifik belastet uns mit der Mitschuld an einer kolossalen, von ganz Euro^a^mit sittlicher Empörung betrachteten Menschenjagd. Die W^csensessenz dieser Politik ist die Nichtachtung des Rechtes; sie kann weder im Inneren noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja, ich möchte sagen: weder leben noch sterben, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen". N^Wme: «Diese Politik widerspricht nicht nur demInteresse desVolkes und dcZLandes, sondern sie gefährdet auch aufs Aeußerste die Existenz der Dynastie." TweMn: „Die Ehre derRemruna ist nicht mehr, die Ehre d^Stacr^I' Mld des Landes. Laut und einmüthig müssen wir gegen diese Politik Protestiren, diePreußen zu verderben droht." Simson: «DieBehandlungdespolnischenAufstandesisteintrostWM Impromptu, das Gclegenheitgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Ich verlange nicht, daß eine Regirung stets den

kuhnenFlug eines Genies einzuhalten im Stande sein soll. Aber dieBewuuderuug dafür, daßIemand nicht füllt, die man also je» demScillänzerzuwendenmüßte.stündedochwohlnichtnachIeder-manns Gaumen und Avvetit." Virckow.: ..Der Herr Minister-Präsidenthatja eigentlich garkeine^sdTl'I?; er stürmt ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinaus; jedes leitende Prinzip fehlt ihm und er hat auch gar keine Ahnung von einer nationalen Politik, kein Verständniß für nationales Wesen und für Das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgeht." Noch einmal Waldeck: „Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf cineklare und wahre, freie undredlichePolitikimInnerenirgend» welchenAnspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Menschlichkeit halten!" Das wurde damals vom Präsidenten nicht gerügt. War damals, ein Halbjahrhundert vor demBefreiungskrieg,siebenIahrevorSedan,mindestens noch verzeihlich.Ms aber heute nicht mchr.InscinererstenNedeüberden Februarvertrag hatBismarck gesagt: „In dieser ganzen Sache t^mmtesunsnichtaufrussischePolitikundaufunserVerhältnißzu Nnßland an, sondern nur auf das VerhältnißPreußenszur polnischen Insurrektion und auf denSchutz preußischerUnterthanen vor denNachlheilcn.die ihnen dieseInsurrektion bringen könnte. So mußte der Diplomat sprechen. Aber durfte der Staatsmann, der über Düppel und Königgraetz bis in den versailles Spiegelsaal schreiten, auf diesem stcilenWeg seine deutschen Landsleute ansZiel derEinheit führen wollte.sich denNachbar imOstenentfremden? Mußte er nicht den Saldo der Dankbarkeit, ehe es zu spät ward, zu tilgen trachten? Auch Stein hat, Herr Abgeordneter Wendel, ohne zärtliche Sckonung gefährdeter Menschenleben, einem ZarenAlcxander geholfen;und gilt heute doch als höchst li» witsch in derNähe gesehcnund hofftenichtauf Verwandtenlreue in derSchicht,„wo derBegriff des Gentleman rascherschwindet, als derUnterthanenverstand träumt". SeineNechnungvon 1863war richtig, Hätte er damals nicht, wo ers vermochte, den Aufstand nMerHezwungen, hätte die Erinnerung an dieses Handeln nicht imherzenAlerandersdesZweiten gehaftet, dann wäre dem blutenden Frankreich Anno 70 ein Helfer erstanden, dessen Nuf in Wien und in London Widerhall wecken konnte. Schade, daß in

dem unernstesten Reichstag, den Deutschland jemals hatte, nur löbliche Gefühlscmpörung, nicht kundiger Historiensinn die thörichteScheltredezurückwies.AmAusgangdcsneunzehnten Iahrhunderts ein Reich aufzubauen, aus der Habe noch kräftig athmenderFeinde den Stoff fürden als Mauerspeis«? unentbehrlichen Mörtel zu holen und doch nirgends ein Menschengefühl blutig zu ritzen: Das vermag am Ende sogar der Marxist nicht. Der kann über jedes Fleckchen am Staatskleid tapser schmälen, weil er die Staatsnothwendigkeit leugnet. Kann,weilernichtmithobelnwill, jeden fallenden Spahn bezetern. Aber auch ihm ist noch nie gelungen, aus unangetasteten Eiern einen Eierkuchen zu backen.) ffelix ^ustriä! Zum ersten Mal hat Oesterreich-Ungarn, die Monarchie des deakischenAusgleichs, eine Kaiserkrisis; seit Iahrzehnten zum ersten Mal wird das persönliche Handeln des Kaisers von Oesterreich, Königs vonUngarn vor öffentliches Gericht gezerrt. Ein fast schon ein Vierteljahrhundert giltiges Gesetz ermächtigt den Monarchen, in bestimmten Fällen der Reserve und Ersatzreserve Angehörige zum Wehrdienst einzuberufen. Dieses Kriegsherrnrccht wurde in die neue Militärvorlage aufgenommen, derKossuths undApponyisAnhang denWeg durchs Parlament nur freimachen wollte, wenn durch eine Resolution gehindert werde, daß der König noch einmal, wie er in derNothzeit des Ministeriums Fejervary that, durch die Einberufung der Reserven sich über eine Rekrutenweigerung des Reichstages hinweghelfen könne. Für solche Resolution traten, nach Aibert Ap« ponyi, auch die Grafen Tisza und Andrassy, trat schließlich sogar der Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary mit allen Kollegen ein. Franz Ioseph lehnte sie ab, klagte über unverdientes Mißtrauen, mahnte an seine Verfassungtreue und erklärte, er wolle abdanken, wennderSteindesAnstoßcs nicht noch am selben Tag weggerollt werde. Das geschah (Ungarn ersehnt das Regiment FranzFerdinandsnicht),GrafKhuen kehrte insAmt zurück, doch alleWortführerdcrMagyaren betonten, daß sie dem altenKönig zwar gern in Ehrfurcht gefällig seien, auf dem Grundsatz ihres nationalen Rechtes aber stehen bleiben. Und Oesterreich grolll kaum noch leise, dem Greis, der aufhören wollte, Kaiser von Oesterreich zusein, weil er sich nicht starlgenug fühlte, eine neueZwing-

burg ungarischer Wünsche zu brechen. Hat ihn derHader im Erzhauszermürbt, die Pflicht,WilhelMnebstKindernundSchwiegertochter in Schönbrunn zu bewirthen, den amAktentischUnermüdlichen gelähmt? Zum ersten Mal hört Oesterreich dieernsteMahnung, sein Kaiser solle des höchsten Rechtes, der Unverantwortlichkeit, gedenken, Allzumenschliches, wo erals Träger der Reichs« gewalt handelt, meiden und nie »ohne ministerielle Bekleidungstücke" sich den Völkern zeigen. Zum ersten Mal. I^elix ^ustria! Müssen auch wir uns froh geübter Sitte wieder entwöhnen, mit dem Kaiser wieder den leidigen Streit über Meinung und Rede erneuen? Wilhelm in der Französischen Botschaft als Deklamator der Hahnenhymne aus Rostands Thiertheatergedicht, dann eine entschüchterte Dutzendspielerin seines friedlichen Sinnes versichernd, als Kenner der Bretterpersonalien, als Bewunderer der engstenPoiretröcke vonParisergnadegelobt: Manchen (und Manche) überliefs schon leise. Der Deutsche Kaiserals Gutachter, der einem amerikanischen Ingenieur die Notwendigkeit nachweist, den Panamakanal stark zu befestigen: kein nützliches^ kein durchWiderruf zu entgiftendes Staatsspiel. Wilhelmin Venedig, wo er, unter Guirlanden, zu freundlich drohender Einwirkung auf die Türkei gestimmt werden soll, als Künder italischer Heldentugend, Weisheit, Vaterlandliebe: zuviel; denLandsleuten sang sein Mund nie so holdeAubade. UndFranzFerdinand ist auch in Brioni Thronfolger in einem Reich, dessen Kaiser noch lebt. Und Korfu kann morgen dicht am Kriegsschauplatz liegen. Gregorij Rasputin, wurde aus Petersburg gemeldet, ist endlich aus dem Vertrauen des Zaren gerodet. Dieser Hypnotiseur in der Mönchskutte hatte mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umsponnen, den ganzen Damenhof in Hystero-Ekstasen verzückt und war ein so wichtiger Mann geworden, daß Kokowzew nicht gegen ihn aufkommen konnte, Witte (so raunts) ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähigwurde.Ist er abgethan?Rußland, das neunhundert Millionen Rubel an neue Kriegsschiffe M Torpedojäger, 24 Unterseebote, 16 kleine, 8 gepanzerte Kreuzer, 16 große Linienschiffe) wenden will, steht, mit erstarkter Industrie und genesenden Finanzen, vor großer, lohnender Arbeit. Mit Nikolai Alexandrowitsch fiele das brüchige Herrscherhaus.

Tanz der Greise und Ärersinnen.
Tanz der Greise und Greisinnen.
MR.hr Vfründnersleut, frisch auf zum Tanz!
Der alte Tod ging Überlands,
Nun kommt die reiche Sommerszeit,
Die golden Luch das Herz erneut.
Die Fieberfröste, dumpf und trag,
Aüfzt sie Euch von den Appen weg
Und blank, im Schweigen feierlich,
Neigt über «Luch der Himmel sich.
Der alte Tod ging Überlands.
Ihr pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!"
„Ach! Ach! wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt,
Es thut uns weh, wenn grell das Licht
In die entwöhnten Augen sticht.
B! Stirn und Arme, sie sind schon
Den langen Jammer so gewohnt,
Daß unser Herz, müd und verbraucht,
Schon längst nicht mehr zu Freude taugt.
Ach! Ach! wir sind zu ungeschickt,
Die Beine steif und gichtgezwickt."
„vor Eurem Haus, im Gärtchen, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!
Selbst dort im Schatten spinnt noch Grün
Der Lpheu auf die Mauern hin.
Am hundertjährigen Rosenstrauch,
Brachen drei späte Rosen auf
Und dort vom Wegkreuz winkt das Blühn
Wie Hände freundlich zu Euch hin.
vor Lurem Haus, im Gärtchen, seht,
Wie warm der Wind durchs Blattwerk geht!"
„Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten,
Und wärs nur eine, jung und schlicht,
Die man sich selbst vom Aste bricbt.

Die Zukunft.'
Und — ach! — wie gerne, Schritt vor Schritt
Schleppt' Einer sich den Andern mit,
Daß selbst man jeden Morgen sieht,
wie viel der Phlox neu aufgeblüht.
Gern wir uns ein paar Rosen pflückten,
Daß sie uns die Erinnerung schmückten."
„Doch seid Ihr bei den Buchen dort,
Thut auf das Thor, geht weiter fort,
Geht querfeldein; dort ist kein Pfad,
Der für Euch nicht Erinnern hat.
Der nahen Thürme Glockenspiel
Sagt Luch, den alten Freunden, viel
Und einer klingt (er ist nicht weit)
von dort, wo Ihr geboren seid.
Drum, seid Ihr bei den Buchen dort,
Thut auf das Thor, geht weiter fort."
„Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vergangen unsre <Vual.
Mit jedem Stein an unserm Haus
Tauschen wir Rede und Antwort aus,
Mit Aschenrest, im Herd verweht,
Dem Wandschrank, der seit einstens steht,
Mit Bett und Stuhl, schief und geflickt,
Mit der Jungfrau, die vom Schreine blickt.
Ach, sehn wir Hügel und Heim nur mal,
Ist schon vorüber alle Bual."
„So horcht denn auf: 's ist Rermeßfest,
Das Kopf und Beine springen läßt.
Mit Hall und Schall im Schwunge stapft
Dort Tochter, Sohn und Schwiegerschaft.
Der Felder goldne Gerste quillt
Als Bier in Rrüge hochgefüllt.
Und daß man trinke, wies einst Schwung,
Lrharrn sie. Alte, Euern Trunk."
„Vh sagt, wie tanzten wir, ohndem,
Daß man uns all für Narren nahm?

Die Vorbildung der Juristen.

Ja, einst! wie toll war da der Spaß,
wie wild die Lust, wie groß ein Glas!
von Geig und Rlarinett, ach, wie
So anders klang die Melodie!
Das waren Lieder, schön und süß,
Als ob das Herz sie klingen ließ.
Ach, sagt, wie tanzten wir, ohndem,
Daß man Uns all für Narren nähm?"
„Ihr pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!
Der alte Tod ist Überlands.
was thuts, daß heut der Fiedelbauch
Lin Andres brummt, als einstens Brauch.
Die alte Lust, die Leben heißt,
Lntflammt uns allzeit Kraft und Geist.
Glüht nur ein Funke Hoffnung wo,
Das Herz flammt auf und macht uns froh.
Der alte Tod ging Überlands,
Drum pfründnersleut, frisch auf zum Tanz!"

Brüssel. Emile verhaeren
(Deutsche Nachdichtung von Stefan Zweig).

Die Vorbildung der Juristen.*)

ie Vorbildung des Berufsjuristen (denn nur um Diesen handelt es sich) wird in der Neuzeit vielseitig erörtert. Der fach« kundige Beobachter konnte schon seit Langem über ihre Anzulang« lichkeit nicht im Antiaren sein. Heute herrscht darüber nahezu Li-

*) Dieser Aufsatz wird in dem „Handbuch der Politik" erscheinen, das die Excellenzen Laband, Wach, Wagner, die Geheimräthe Lamprecht, von Liszt, von Schanz und Dr. Fritz Berolzheimer im berliner Verlag Dr. Walther Rothschild herausgeben. In einem Sammelwerk, wie es nach solcher Umsicht kaum je bereitet worden, in so würdigem Glanz noch nie entstanden ist. Die Grundlagen, die Aufgaben, die Ziele der Politik werden bis ins Tiefste und Höchste untersucht; und für fast alle wichtigen Gebiete sind als Exploratoren und Wegweiser die ersten Sachverständigen Deutschlands geworben worden. Iede Frage, die das Leben des Staates, der Wirtschaft, des Rechtes dem Betrachter stellt,

nigkeit. Um so verschiedener sind die Meinungen über die Mängel und die Mittel der Abhilfe. Da nun jeder Iurist hier über Ersahrungen verfügt und sich wohl auch Verbesserungsgedanken zutraut, so findet das aktuelle Thema viele willige Federn und Zungen. Theoretiker und Praktiker wetteifern in der Tagespresse, in der Brochurenliteratur, in Fachzeitschriften, auf Vereinsversammlungen mit Kritik und Vorschlägen. Das Material ist schon jetzt kaum übersehbar. Aber alles Schreiben, Diskutiren und Experimentiren muß ergebnißlos bleiben, wenn es nicht gelingt, Klarheit zu gewinnen über unsere Ziele und über die wahren Gründe unserer Beschwerden.

Das Ziel.

DaS deutsche Volk nährt sich nicht gern von Phrasen; wohl aber unterliegt es bei seinem, Gott fei Dank, noch immer lebendigen idealistischen Zug der Gefahr des Schlagwortes, das eine Idee, ein schönes Ziel bezeichnet und mit dem man Panier aufwirft. And heutzutage, in dem großen Sprechsaal der Oeffentlichkeit, bei dem Wirrsal d^ i' Meinungen, Interessen und Wünsche, ist es schwieriger penn je, sich den Kopf frei zu ehalten von der Wirkung des laut hinausgerufenen halbwahren Schlagwortes. Die Politik ist dafür der eigentlich, Tummelplatz. Daran hatAllesAntheil, was dieOrganisatton der Rechtspflege berührt. „Klassenjustiz", „Weltfremdheit" der Iuristen, „Wirklichkeitjuristen", „Freirecht": eben so viele Un« Wahrheiten oder doch Halbwahrheiten wie Worte, wenn sie Mängel unserer Zustände,und Reformziele ausdrücken sollen. Der deutsche Iuristenstand steht an Geistesbildung, juristischer Schulung, Leistung und Pflichttreue hinter keinem der Welt zurück. Das gilt eben so sehr vom Richter- wie vom Anwaltstand, von den Männern der Verwaltung, den Theoretikern und Praktikern. Wergegenwärtigt man sich den Umschwung der deutschen staatlichen, rechtlichen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse in den letzten fünfzig Iahren, die umfassende Neubildung unserer Rechtsordnung, die Gesetzarbeit in Reich und Gliedstaaten, die doch zum wird von dem nach der Meinung seiner Rechtsgenossen dazu Berufenen beantwortet. Das Werk (von dem hier noch zu reden sein wird) kann, mit dem Aufwand so beträchtlicher Kräfte, werden, was Vayles „Oiotioimäirs" vor zwei Iahrhunderten nicht zu werden vermochte: das Urtheil höchster Instanz, das eine Epoche über die Grundlagen, Aufgaben, Ziele ihres Gemeinschaftlebens fällt. Der berühmte leipziger Rechtslchrer hat ein Thema behandelt, das die Erfahrung eines Menschenalters ihn, in Theorie und Praxis, gründlicher als irgendeinen Anderen unter den heute Lebenden erkennen lehrte.

großen Theil Iuristenarbeit ist, die erstaunliche Schnelligkeit der Bewältigung dieses ungeheuren Materials in Literatur und Praxis, die, bei aller berechtigten Bemängelung, unbestreitbare Gesundheit unseres Rechtslebens, so muß, der Gerechte dem deutschen Iuristenstand rückhaltlose Anerkennung zollen. Und Das hat er geleistet mit der Ausbildung nach traditioneller Schablone. Aber die Kritik kann deshalb nicht schweigen, so wenig wie die Ertraglichkeit eines Zustandes uns von seinerBerbesserung abhalten wird. Man darf die Unvollkommenheit unseres Bildungsystems nicht im Stoff suchen. Das Arbeitfeld des Iuristen ist die Welt. Er soll das „vikil tinins,ni mini, älisnum" von sich sagen. Denn das Recht ergreift alle Lebensverhältnisse. Aber Allwissenheit ist nicht von dieser Welt; wer sie erstrebt, ist ein Narr oder bleibt ein Dilettant. So wenig vom Arzt, Chemiker, Elektrotechniker oder Bankbeamten juristische Bildung erwartet wird, darf man vom Iuristen die Kenntnisse jener Berufskreise fordern. Wir lehnen den „Wirklichkeitjuristen" ab, der sich überall Fachkenntnis; zuschreibt. Hier hilft der „Sachverständige", wenn auch der Iurist, mag er richten, regiren, fremdes Recht als Anwalt wahren, immer bemüht sein soll, mit offenem Auge durchs Leben zu gehen, überall das Leben erfassend. So können „Wirttichkeitstudien" im wirthschaftlichen, gewerblichen, technischen, künstlerischen Leben nicht in den Bereich der juristischen Ausbildung einbezogen werden. Diese hat ein doppeltes Ziel, von dem wir uns nichts abmarkten lassen: das verständnißvolle Aneignen des Rechtes und die Charakterbildung, die Bildung der Persönlichkeit, der das Recht Lebenslust, Rechts, beugung Verbrechen, das Rechtsgebot der oberste irdische Pille ist. Der Rechtsstoff ist das geltende Recht in durch den Lehr- und Lernzweck bestimmter Begrenzung. Aeber diesen Punkt wird später zu sprechen sein. Hier mutz betont werden, daß „verständnitzvolles Aneignen' nicht ein nur gedächtnißmäßiges bedeutet, denn Kennen ist vom Verstehen des Gesetzes weit entfernt; und das Aneignen, sich zu Eigen machen vollzieht sich nicht nur durch den Intellekt, das lediglich logische Operiren mit dem Gesetz; denn Richten ist nicht „Rechnen mit Begriffen", das Gesetz kein Turngerüst des Verstandes. Das Recht ist Lebensgebot, sein Anhaltidas Gute, s!o weit es sich zur allgemeinen Norm eignet, seine Anwendung die Emanation dieses Willens, der Gerechtigkeit, die im Gefetz lebt. Daher nennen die Römer die Jurisprudenz die ars Koni st as^ni, ein Können, das seine letzte Wurzel im rechtlichen Empfinden und Wollen hat. Solche verständnißvolle Aneignung des Rechtes, die zu seiner heilsamcn Anwendung und seiner Fortentwickelung befähigt, macht

den Iuristen. Sie bleibt sein Lebensziel und der für die Aus- und Vorbildung maßgebende Gedanke; alles Andere führt zur Verbildung oder Verkümmerung. Damit ist unser juristisches Ausbildungsystem zur Frage gestellt.

Der Zustand.

, Die Iurisprudenz ist für uns keine freie Kunst. Sie wird auf staatlichen Lehranstalten wissenschaftlich gepflegt und gelehrt, bei den staatlichen Behörden im Vorbereitungdienst erlernt und auch dann, wenn sie, wie in der Anwaltsthätigkeit, nicht Amtsinhalt ist, durch öffentliche Prüfungen kontrolirt. Aus solcher offiziellen Schulung und Kontrole gehen unsere Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Regirungbeamten hervor. Durch eine Schlußprüfung wird die Qualifikation zu diesen Berufen erwiesen, wird festgestellt, daß der Novize des Rechts das Matz juristischer Ausbildung erreicht hat, welches ihn zu selbständiger Ausübung solcher Funktionen besähigt. Davon ist auszugehen und dabei hats zu bleiben. Nun zerfällt die Rechtsschulung in den Universitätunterricht und den Vorbereitungdienst. Nach dem Reichsgerichtsversassungsgesetz G 2) hat der ersten juristischen Prüfung ein mindestens dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft vorauszugehen, von dem mindesten!? drei Semester auf einer deutschen Universität verbracht werden müssen. Der Landesgesetzgebung steht es frei, die dreijährige Studienzeit zu verlängern. Der dreijährige Vorbereitungdienst führt zu den Gerichten und Rechtsanwälten und kann kraft Reichsrechtes zum Theil bei der Staatsanwaltschaft verwendet werden, w'.e nach Landesrecht die Dienstzeit verlängert und zum Theil, aber nicht über ein Iahr hinaus, in der Verwaltung verbracht werden darf. Hiernach ist theoretische und praktische Schulung grundsätzlich, zeitlich und organisatorisch unüberbrückbar geschieden. Die „praktischen Rehungen" auf der Universität und lehrhafte Kurse im Gerichtsdienst bilden bisher die einzigen ausgleichenden und annähernden Mittel.

Der Universitätunterricht leistet, was er nach diesem System mit den vorhandenen Personen und Lehrmitteln zu leisten vermag. Er bewegt sich vorwiegend in einseitigen Vorträgen, die die Studirenden „hören"; nur in den Kollegien, die sie zu Arbetten exegetischer oder praktischer Natur verpflichten, haben sie Gelegenheit, sich zu bethätigen, während ein Gedankenaustausch auch wohl in Konversatorien (Repetitorien) stattfindet. Das akademische Lehrziel ist das Erfassen des gesammten Rechtsstoffes in seinen Grundgedanken, inneren Zusammenhängen und seinem organischen Ausbau. Das kann nur erreicht werden durch systema-

tisch-dogmatische Darstellung, die das Einzelne zum Ganzen fügt und aus den Grundgedanken entwickelt. Man wird ohne^Uebertreibung sagen'können, daß die Vorträge, wie sie an den deutfchenUniversitäten gehalten werden, geeignet find, in die Rechtswissenschaft einzuführen und die Kenntnis und Erkenntniß des Stoffes zu vermittein. Wenn aber dieser Erfolg, nach Bieler Klage, nicht erreicht wird, so sind die Gründe keineswegs nur persönlicher Natur: An« geschick der Dozenten, Anfälligkeit oder Unfleiß der Studenten. Mag fein, daß die jungen Iuristen sich vor anderen Kommilitonen durch schlechten Kollegienbesuch auf vielen Universitäten auszeichneu. Aber man soll nicht übertreiben. Würde man der natürlichen Folge de?^Unflei,Zes,!der Unwissenheit, das gebührende Zeugniß im Examen zu Theil werden lassen, so würde man über dieses Uebel nicht zu klagen haben; denn die „Zuhörer", die sich lediglich als «Amateurs auf der Universität aufhalten, scheiden ohnedies aus, Keinesfalls darf man das unschätzbare Gut der akademischen Freiheit eineni schulmäßigen Betrieb um des Unfleißes willen opfern. Nein: der Unfleiß, über den man klagt, wurzelt in der Sache und hindert daher auch das „Bestanden" nicht, wenn sein Ergebniß, die Unbildung, durch eingepaukten Gedächtnißkram verdeckt wird. Die theoretischen, systematisch-dogmatischen Vorträge versagen den gewünschten Erfolg vor Allem aus doppeltem Grund: sie halten oft die durch den Bildungzweck gebotene Grenze nicht ein und fie ermangeln in ihrer Einseitigkeit der pädagogischen Kraft.

Die Universität ist Forschung- und Lehranstalt. Dieser Verbindung und Verwendung der besten wissenschaftlichen Kräfte für den Rechtsunterricht verdanken wir das hohe geistige Niveau unseres Iuristenstandes. Die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit kommen unmittelbar den Studirenden zu Gut. Mancher Gelehrte findet in seinen akademischen Borträgen die tzauptform seiner wissenschaftlichen Aeußerung. So wird, bei aller Beachtung des Lehrzweckes, die wissenschaftliche Bewältigung des Stoffes die selbständige Aufgabe des Dozenten. Hieraus ergiebt sich im Zusammenhang mit dem Lehrplan eine Zumuthung an die Aufnahme- und Verarbeitungfähigkeit des auf sich selbst gestellten Studirenden, der der Durchschnitt nicht gewachsen ist. Der Lehrplan umspannt das ganze Rechtsgebiet. Wir können völlig davon absehen, ob eine Vorlesung obligatorisch ist oder nicht und wie man jenen Plan anlegt: für den Studirenden ist entscheidend, ob die Disziplin examinirt wird. Der Eramensgegenstand ist Lerngsgenstand; und Examensgegenstand ist und muß bleiben (bis auf Nebensächliches) grundsätzlich das ganze Rechtsgebiet. Das bedeutet einen un-

ermeßlichen Stoff. Allerdings wird man ihn dem Studirenden nur ansinnen, so weit er ihm vorgetragen wird. Aber er. wird ihm vorgetragen in wissenschaftlicher Konzentration und Vertiefung; und so will er aufgenommen sein: begrifflich in Wesen und Zweck erfaßt, verstanden werden. Früher, vor de? stupenden Entwickelung der Gesetze des Reiches und im Reich, sagte man: „Lonus institutionists. donus vanäsktistä, bo' Nu» pxmäsktistä Konus jurists,." Das gemeine Civilrecht, und zwar das Römische Recht, war das A und das O, Darauf kam es an. Das wurde geprüft; daneben noch ein Wenig Handels" und Wechselrecht, Strafrecht, vielleicht Prozeß; alles Andere gehörte in die Rumpelkammer. And wie ist es jetzt? Ueberall Gesetzesrecht, womöglich Kodifikation und das Streben, die Gesetze zu bewältigen. An der Stelle der Pandektendogmatik der enorme Stoff des überaus schwierigen AGB mit seinen,'Nebengesetzen. Man braucht nur das heutige Grundbuchrecht dem gemeinrechtlichen Hypothekenrecht, die heutige der gemeinrechtlichen Immobiliarzwangsvollstreckung (von der in Vorlesungen überhaupt kaum die Rede war) oder das gemeinrechtliche Stras- und Prozeßrecht dem heutigen gegenüber zu stellen, um den Wandel zu erkennen. Dazu Staatsrecht, Perwaltungrecht, volkswirthschaftliche Disziplinen und Anheres. Ueberall wird eine in allen Grundgedanken lückenlose, die Zusammenhänge, dieStruktur der Rechtsinstitutwnen klar zeigende Darstellung erstrebt und überall eine „verständnißvolle Aneignung" gefordert. Und wenn auch der nicht geradezu thörichte Examinator nicht Paragraphen reiten, nicht Details fordern, sondern sich auf die Elemente beschränken wird, so stellt ja Das gerade, das Prüfen auf die Grundbegriffe, auf das Verständniß der Rechtsinstitution, die schwersten Anforderungen.

Und der Studirende, der Rechtskandidat, dem das Alles, was man ihm vorträgt, fremd war? Dem ein den inneren Menschen nicht ergreifender, spröder Stoff in Abstraktionen geboten wird? Man klagi über „Unfleiß,", also darüber, daß es amKollegienbesuch mangelt. Aber so wars von Alters her und die Präsenz verbürgt nicht einmal jdas „Hören"; und!das p,Hören" ist ganz werthlos ohne Werstehen und Verarbeiten. Bildet für dieses ein vielleicht schlecht nachgeschriebenes Heft die Grundlage, so ists schon deshalb damit nichts. Aber überhaupt: das Verarbeiten, das verständnißvolle in sich Aufnehmen lediglich auf Grund der Vorlesung ist für Viele kaum möglich. Wer klärt Mißverständnisse? Wer löst Zweifel? DVer belebt die doch nur den Extrakt de? Vortrages darstellende Niederschrift, nachdem daS Gehörte längst entschwunden ist? Und

wer kann es festhalten, wenn er mehrere Stunden täglich Vorlesungen verschiedenen, fremdartigen und schwierigen Inhaltes gefolgt ist? Wie soll der Kandidat scheiden zwischen dem Nothwendigen, Wesentlichen und Wissenswerthen ? Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um begreiflich zu finden, daß das Hören und die selbständige Arbeit Vieler erlahmt und sie sich zum Repetitor retten. Der drillt auf das Examen. Hier wird die Frage und Antwort mach bestimmtem Rezept auf die Examinatoren eingepaukt. Hier entsteht ein sä Koc brauchbares Wissen. Freilich vielfach nur Gedächt-,nißkram, bald vergessen, werthlos für das spätere Leben. Aber es erfüllt seinen unmittelbaren Zweck; der Examinator muß sich wohl oder übel damit begnügen. Der Kandidat hat doch Etwas gewußt.
I l dieses trübe Bild fällt ein erquickendes Licht durch die Erfolge der praktischen Aebungen. Ach spreche ausErfahrung; denn ich habe in jedem Semester mehr als vierzig Iahre hindurch Praktika gehalten und verdanke Brieglebs Praktikum das erste Verständniß für den Prozeß. Ich arbeite seit dem ersten Oktober 1879 fortgesetzt als Richter am leipziger Landgericht und bin daher in der Lage, das Verhältniß solcher Aebungen zur Praxis abzuschätzen. Sie find keine Antizipation der Praxis. In ihnen arbeiten Dozent und Student zusammen, besteht freier Gedankenaustausch, lernt der Hörer zuerst methodisch die Anwendung des Rechtes auf den gegebenen Fall, belebt sich ihm der Begriff, gelangt er durch Arbeit zur selbständigen Aneignung Dessen, dem er bisher nur rezeptiv gegenüber stand. Der Erfolg wird sich steigern mit der eigenen juristischen und Lehr«Begabung des Dozenten; er wird gefährdet durch ungeschickte Auswahl der Fälle, Tüftelei, dogmatische Feinschmecker«, wo doch das tägliche Brot noththut. Aber so werthvoll, so unschätzbar die Praktika sind, sie verbürgen die nothwendige, universelle Durchbildung nicht.
Das Resultat ist: der Aniversitätunterricht ermangelt der ledukatorischen Kraft; er bietet, wenn man Vorlesung- und Lernstoff identifizirt, zu viel; und er bietet zu wenig an Hilfskräften zur wirklich wissenschaftlichen, verständnißvollen Aneignung. Der Examensdruck, der ja besteht, vermag daran nichts, zu ändern. Auch nicht die Einschaltung eines Examens (Zwischenexamens) in die Studienzeit, das Viele empfehlen, das Bayern und Oesterreich haben und auf das inj anderem Gedankengang zurückzukommen ist. Ob eine Verbindung der Studien mit der Praxis in irgendeiner Form helfen kann, durch die dem Studirenden Anschauung gegeben, der Stoff lebendig gemacht, sein „Wtrklichkeithunger" gestillt wird«?
Der Vorbereitungdienst bringt heute die praktische Schulung.

2«
Die Zukunft.
Wie er im Einzelnen, in Äusführung der erwähnten reichsgesetzlichen Vorschriften landesrechtlich geordnet ist, kann unerwähnt bleiben. Seine allgemeinen Charakteristika sind, daß er durch alle Stationen des Iustizdienstes in freiwilliger und streitiger Gerichtsbarkeit, im Civil« und Strafprozeß, bei dem Amtsgericht, den Landes-Kcllegialgerichten und der Staatsanwaltschaft hindurchführt. Idaß er zum Theil Dienst beim Anwalt ist und daß er, auch wenn die Iustizverwaltung das Aufsteigen vom Einfacheren zum Komplizirteren zum Leitmotiv nimmt, im Großen und Ganzen von den Personeu abhängt, in deren Hände der Referendar kommt; daß von einer methodisch geordneten praktischen Ausbildung eigentlich, nicht gesprochen werden kann. And dieser Vorbereitungdienst dauert vier Iahre oder etwas kürzer, füllt also eine für die Entwickelung der Persönlichkeit entscheidende Zeit. And was ist das Ergebniß? Ein grobes Mißverhältniß von Zeitaufwand und Erfolg. Selbst da, wo die Referendare nicht übermäßig mit Protokoliren oder anderen unersprießlichen Geschäften befaßt werden, wie insbesondere in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, ist jenes Mißverhältniß festzustellen. Erheblich fördernd ist die zeitweilige Wahrnehmung richterlicher Geschäfte oder die Vertretung des Anwalts, also ein selbständiges Handeln. Durch die Einrichtung von gemeinschaftlichen Kursen unter Leitung eines Richters wird auf eine methodische Schulung (in freilich unzureichender Weise) in einzelnen Staaten hingearbeitet.
Bisherige Verbesserungvorschläge.
Die Verlängerung des Aniversitätstndiums aus vier Iahre hat nur äußerlichen Werth, wenn auch anerkannt werden muß, daß der Fülle des Stoffes und der Steigerung der Aufgaben durch die oft allzu zahlreichen Praktika das Triennium nicht mehr entspricht. Aber wenn das Examenssemester nicht mitzählt, mögen sieben Semester genügen. Bei angemessener Prüfung ergiebt sich solche (thatsächlich schon jetzt geübte) Ausdehnung der Studienzeit von selbst. Di,: Zwischenprüfung ist, von einem neuerlichen Vorschlag (Zilelmann: „Die Vorbildung der Iuristen")abgesehen, gedacht als der Abschluß der propädeutischen.Studien, als welche man vorzüglich die historischen ansieht, etwa unter tzinzunahme des deutschen Privotrechtes (Bayern). Der Werth ist höchst problematisch. Man will den Fleiß steigern. Aber selbst wenn es gelingen sollte, ist der Preis zu hoch. Die Schulung soll einheitlich sein; für sie giebt es keine nur vorbereitenden Disziplinen. Die lehrhaft brauchbare historische Darstellung muß in dem Werdegang ,des geltenden Rechtes, nicht im antiquarischen oder vergleichenden Element gipfeln.

Daher ist fraglich, ob nicht eine historische Vorlesung der dogmatischen mit größerem Nutzen folgt als vorausgeht. Keinenfalls darf das Historische mit dem Zwischenexamen abgethan werden. Dazu kommt das ständige, leidige Examiniren. Entscheidend aber ist, falls man nicht das Prüfungwesen zur Reichssache machen will, die politische, partikularisirende Wirkung solchen Zwischen-Examens. Es zerstört die Freizügigkeit der Studirenden, bindet sie an ihre Landesuniversität. Veränderungen des Inhaltes und der Organisation der Prüfungen überhaupt bleiben außer Frage. Die in den Einzelnen Dundesstaaten bestehenden, Differenzen sollen unter Austausch der Erfahrungen durch Verständigung der Regirungen möglichst ausgeglichen werden.

Die wichtigsten Reformpläne erstreben ein Ineinandergreifen von theoretischem und praktischem Unterricht, von Studium und Vorbereitungdienst. Sie sind in neuster Zeit besonders laut geworben: ein Rückgriff auf frühere Anregungen (zum Beispiel: Dernburg). Man empfiehlt, den praktischen Dienst dem Studium zum Theil vorauszuschicken oder Beides neben einander hergehen oder das Studium durch die Praxis unterbrechen zu lassen. Die Gründe sind immer die selben; man will den Mangel der Anschauung beheben, den „Wirklichkeithunger" der Studirenden befriedigen, sie ins Rcchtsleben in koro einführen und durch all Das ihr Interesse an der Sache, ihre Emfänglichpkeit und ihr VerstSndniß für die theoretischen Vorträge steigern. Das soll nach den Einen dadurch geschehen, daß die Praxis unmittelbar nach Beendung der Schulzeit beginnt und so den Zweck der Einführung und hes elementaren Unterrichts erfüllt. Wie lange diese „Vorpraxis" auszudehnen und ob zu ihr ein Dozent heranzuziehen ist: Das find untergeordnete Fragen. Außer ihr oder auch an ihrer Statt wird eine praktische Ferienbeschäftigung der Studirenden (Nebenpraxis), der Besuch von Gerichtssitzungen unter sachkundiger Leitung und Aehnliches empfohlen. Eine das Studium unterbrechende Zwischenpraxis, an die sich (darüber differiren die Meinungen) nach vollendetem Universität« nterricht die Schlußpraxis anreiht, scheint neuerdings Manchen die Lösung des Problems. Zitelmann denkt es sich so: zuerst eine dreisemestrige dogmatisch-historische Einführung in die Rechtswissenschaft und zwar im ersten Semester in das Staats-, Verwaltung-, Kirchen- und Völkerrecht, im zweiten in das bürgerliche Recht, im dritten in das Strafrecht, in die Prozesse; darauf Nach bestandenem Examen eine zweijährige Praxis, die nur subaltern sein könnte, aber ausreichen soll, um Anschauung zu schaffen und den Wissensdurst zu steigern;>nun, ohne Weiteres Rückkehr für

Sie Zukunft.
den zu Studien Reifen und Geneigten an die Universität zu vertieftem fünfsemestrigem Unterricht in all den bisher nur obiter getriebenen Disziplinen) endlich eine einjährige Praxis mit dem Abschluß des Assessorexamens, und zwar jetzt schon unter Trennung der Iustiz- uno Regirung-Kandidaten. Praktiker und Theoretiker haben diesen Plan abgelehnt. Und es läßt sich nicht verkennen, daß, trotz manchem Anmuthenden, die Bedenken überwiegen: vom Standpunkt des Praktikers aus der Einwand der Unbrauchbarkeit diese? nur dreisemestrig vorgeschulten Referendare, vom Standpunkt des Universitätlehrers aus die berechtigte Scheu vor dem „vertieften" Wiederholen,'des schon zurEinführungVorgetragenen und die Befürchtung, daß jetzt zwar nicht die ersten Semester, wohl aber die späteren verbummelt werden, zumal dieses Studium ohne Examen schließt und Man sich auf die Assessorprüfung später vorbereiten wird, ‚Nicht minder unbrauchbar sind die Vorschläge derVor- und Nebenpraxis. Wie kann man die elementare begriffmäßige Schulung auf die Praxis abschieben wollen, während sie dazu schlechthin ungeeignet ist und der Unterricht in den Grundbegriffen die wichtigste und schwierigste Aufgabe des Dozenten bildet! Was aber die „Nebenpraxis" leisten soll, läßt sich ausreichend im akademischen Unterricht erreichen.

Die Reform.

Der akademische Unterricht vermag nicht in die Praxis einzuführen und der praktische nicht die wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes zu vermitteln. Daher kann nicht der eine den anderen ersetzen; bei keinerlei Wandelung undj ^Erweiterung. Also wird auch ferner der Eine wie der Andere unentbehrlich sein. Auch muß, das Universitätstudium der praktischen Schulung vorausgehen. Denn ohne Kenntniß der Rechtssätze und Begriffe bleibt die Anschauung ohne Frucht und die Verwendung in der Praxis auf das äußerliche Handwerk beschränkt. Aber Universitätunterricht wie Vorbereitungdienst bedürfen der Reform.

Der akademische Unterricht muß in viel höherem Grade als bisher zur Arbeit anleiten und zu verständnißvoller Aneignung des Gehörten fördern. Praktika und Exegetika reichen nicht aus. Das, was in schädlicher Weise der Repetitor und Einpauker leistet, - muß planmäßig die Universität leisten. Dazu bietet sich das Institut der Assistenten und Privatdozenten, die in Zusammenarbeit mit dem Fachlehrer konversatorisch und repetitorisch den Studirenden hei der Bewältigung des Stoffes helfen sollen. Diese ergänzenden Repetitorien sind mit der Fachvorlefung pflichtgemäß zu hören. Ferner wird darauf Bedacht zu nehmen sein, daß die dogmatischen Borlesungen durch Ausschaltung gewisser für den Kathedervortrag

Vi« V,rbMung der Juristen,
nicht geeigneter Partien und Details entlastet werden, die in die konversatorisch zu leitende und zu kontrolirende, Selbstarbeit zu weisen sind. Endlich muß dem theoretischen Unterricht ein Anschauungaxparat zur Unterstützung dienen, der aus reponirtem Akten-Material und Dergleichen leicht zu beschaffen ist.
Solche organisatorische Reform würde den weiteren Vortheil einer Schule für die Lehrkräfte der Universität bringen. Ietzt ist die Habilitation oft ein gewagtes Unternehmen. Auf eine gelehrte, manchmal auch wenig gelehrte Arbeit erfolgt nach mätzigem, ja, vielleicht miserablemKolloqutum und eben so dürftigerProbevorlesung die Habilitation. Ob der so zur Lehrthätigkeit Zugelassene für sie die Befähigung besitzt, weitz weder er noch weiß es die Fakultät. Aber nun ist er Dozent, schreibt Bücher, wird, weil ein Besserer fehlt, oder, weil er lange auf seinem Platze sitzt, Professor; vielleicht auch bleibt er sein Leben lang Privatdozent, den Gott im Zorn dazu gemacht hat. Die vorgeschlageneReform schafft aber nicht nur eine Bildungstätte für den Dozenten, sondern erleichtert auch wirthschaftlich seine Existenz, denn es ist selbstverständlich, daß planmäßig beschäftigte Assistenten und Dozenten nicht ohne Gehalt arbeiten. Man wende nicht ein, ‚daß!es an geeigneten Personen fehleil werde. Unter den jüngeren Praktikern wird es stets brauchbare Hilfskräfte geben und der Ordentliche Professor wird sich leichtlich geeignete Schüler heranziehen. Finanzielle Bedenken haben bei der Wichtigkeit der Sache keine Berechtigung.
Der Vorbereitungdienst ist aus einem ganz äußerlich geordneten, in seinem Erfolg auf den Zufall abgestellten in eine, methodische Schulung umzuwandeln. Heute hängt es vom Zufall ab, ob der Referendar das Glück hat, einen geeigneten Lehrmeister an seinem Richter oder Staatsanwalt zu finden,^ob die Beschäftigung, die ihm wird, hinlänglich instruktiv ist. Das, muß anders werden. Man mag mit einer knapp bemessenen Station beim Amtsgericht beginnen, die in den verschiedenen Gebieten der streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit orientirt. Dann muß eine methodische praktischeUnterweisung folgen. Die ist nur beim Landgericht möglich, bei dem die Referendare in/größerer Zahl zu Ausbildungskursen unter der Leitung dazu berufener und dafür bezahlter Instruktoren zu vereinigen sind. Dann mag die Zeit der praktischen Bethätigung folgen, deren Hauptgewicht in die Iudikatur, die staatsanwaltliche und anwaltliche THStigkeit zu legen ist. Das Bestreben, den Referendar überall sattelfest zu machen, auch in Nachlaß- und Vormundschaftsachen, in Grundbuchsachen, in der Berufunginstanz wie in der Ersten, ist zwecklos. Man hat zu bedenken, daß wir nicht aufhören, zu lernen, daj der junge Richter nicht alsbald in höherer Instanz

zu entscheiden hat und daß, wer in Erster Instanz tüchtig ist, es auch in der höheren sein wird. Wesentlich ist, wo die stärksten, für die Novizen des Rechtes förderlichsten Bildungelemente liegen. Ganz« lich aufhören mutz die handwerkmätzige Beschäftigung, besonders die (wohl gar durch fiskalische Erwägungen bestimmte) Ersetzung des Gerichtsschreibers durch den Referendar. Man mutz einsehen, daß di« praktische Schulung Aufwendungen des Staates erheischt, wie die akademische, und daß, Arbeit unter eigener Verantwortlich-keit die intensivste Bildungskraft besitzt.

Leipzig. Wirklicher Geheimer Rath OOr. Adolf Wach, Mitglied der Ersten Kammer.

Mahnung.

(Melodie aus dem Niggersong „Oixi".)

enn der Jüngling mit der Herzgeliebten geht
In aller Gottesfrüh,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt.
Und er plötzlich vor dem Sonnenaufgang steht,
So rosig strahlt sie nie,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt,
Hell klingen alle Saiten
In holdem Spiel.
Seine stolzen Blicke gleiten
Ueber tausend Herrlichkeiten,
Und er zärtlich dann bei ihr um Liebe fleht,
Leis zittern ihr die Anis,
Hochbeglückt, verzückt,
Zwei Drittheil schon verrückt. . . .
ZVenn der Lhmann schwitzend durch die Straßen keucht
In heißer Mittagsgluth,
Tief beschämt, gezähmt,
vergrämt, schon halb gelähmt,
Ihn begehrenswert ein schönes Mädchen deucht,
Gleich schwillt ihm stolz der Muth —
Tief beschämt, gezähmt,
vergrämt, schon halb gelähmt.

Mahnung.
3l
Laut knarren rings die Bratschen:
Schaff Dies! Schaff Das!
Wie gern möcht er kardatschen,
.Klaps: kriegt er eine Watschen,
Daß er sich am Liebsten vor der Welt verkreucht
In namenloser Wuth,
Tief beschämt, gezähmt,
vergrämt, schon halb gelähmt. . . .
wenn im Polsterstuhle sitzt der Mummelgreis
Am Abend vor der Thür,
Ganz verdumpft, verschrumxft
Und völlig abgestumpft,
Und er absolut nichts mehr zu denken weiß.
Dann träumt ihm wohl von ihr,
Ganz verdumpft, verschrumpft!!
Und völlig abgestumpft.
Dumpf brummt noch die Brummfiedel,
Wie klangs einst schön,
Sie brummt ein altes Liedl:
Didl-dum, didl-dum, dum-didl! .
Lächelnd blickt,er um sich im verwandtenkreis:
Schau, schau, Du auch noch hier,
Ganz verdumpft, verschrumpft
Und völlig abgestumpft. . . .
Deshalb lasset keine Stunde ungenützt,
So lang die Rraft noch wächst,
Hollahoh, horido,
vor Freuden lichterloh!
Kämpft wie Löwen, wenn Ihr in der Oatsche sitzt,
von heißem Pech beklext,
Hollahoh, horido,
vor Freuden lichterloh!
Die Zeit ist rasch entschwunden,
Die Zeit der That.
Ueberdeckt mit tausend Wunden,
Bei lebendigem Leib geschunden,
Bleibt Ihr Herrn, so lang noch Luer Auge blitzt
Und Mann und Weib behext,
Hollahoh, horido,
vor Freuden lichterloh!
München. Frank Wedekind.

der Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerkgesell-
SZ^A schaft sprach der Generaldirektor, Geheimrath Kirdorf, über die Konjunktur. Das Geschäft in der Kohlen- und Eisenindustrie sei „durchaus günstig" und werde es bleiben, wenn nicht politische Störungen eintreten. Ianuar und Februar haben (im Vergleich mit 1911) Mehr-Überschüsse von etwa 1>/s Millionen gebracht. Man dürfe auch hoffen, daß der Stahlwerkverband schließlich erneuert werde. Die Bergarbeiterlöhne sind schon am ersten März erhöht worden und werden bald noch höher steigen. Also: befriedigende Aussicht; sonst würde der Lohn nicht erhöht. In der Generalversammlung der Hamlmrg«Amerika-Linie wurde eine Mittheilung verlesen, in der es hieß: „Der bedeutende Aufschwung, den Handel und Schiffahrt 1911 genommen haben, hat sich bisher ungeschwächt auf 1912 übertragen und alle Anzeichen sprechen dafür, daß der lebhafte Güteraustausch auch weiterhin anhalten wird. Nach vorsichtigen Schätzungen ist das Resultat der ersten Monate dieses Iahres erheblich besser gewesen als das Erträgnisz in den Parallelmonaten 1911." Albert Ballin ergänzte dieses Zeugniß durch die Bemerkung, daß wir eine „Hochkonjunktur" haben und „die Weltlage nie friedlicher gewesen sei als jetzt". Ob sies bleiben wird, kann natürlich selbst der Klügste nicht wissen. Und die Hochkonjunktur? BalliZi wollte die Nothwendigkeit der Kapitalerhöhung beweisen. Aber er ist nicht der Mann, der um solches Zweckes willen ausspricht, was er nicht glaubt. In der Generalversammlung der Diskontogesellschaft wurde gesagt, daß die Emissionthätigkeit am Iahresansang sehr lebhaft war, später jedoch unter der Verteuerung des Geldes litt. Die hohen Zinsensätze und die Börsengeschäfte haben guten Ertrag gebracht und man dürfe mit dem Geschäft zufrieden sein. Die Generalversammlung der Deutschen Bank wurde mit der Erklärung geschlossen, daß der Umsatz sich gegen das Vorjahr um 10 Prozent gehoben habe. Der hohe Zinsfuß hemme zwar die Ausdehnung der Industrie und des Handels, sei aber gerade jetzt als Bremse nützlich.
An vier der sichtbarsten Stellen hofft man also auf eine günstige Geschäftsentwickelung. An der Börse aber giebts Leute, die nur noch vom Fixen träumen. Man fürchtet, daß wieder einmal tüchtig ausgespuckt werden müsse, und möchte die Prozedur lieber heute als morgen erleben. Die Banken machen sich mit Gewalt von Engagements los, die nicht schnell genug gelöst werden können. Ist der Geldbedarf so dringend oder wollen die Herren nur SiliAsntism prästiren? Dis Rheinisch«Westfälische Diskontogesellschaft und der Schaaffhausensche Bankverein hatten einem Kunden Kredit bis zu sieben Millionen gegeben. Der Klient schied aus dem Aufsichtrath der Rheinisch-Westfälischen und man erfuhr, daß die Bank-n genöthigt seien, ihre Engagements schleunig abzuwickeln. Der Kreditnehmer hatte sehr viel Geld in Grundstücke festgelegt und dadurch die Liquidität verloren. Durften

AprilwM«. ZZ
die Banken es so weit kommen lassen? Eine zweite Frage ist, ob das kostspielige Verhältniß auch bekannt geworden wäre, wenn der Wunsch nach Steigerung der Liquidität nicht bestanden hätte. Ohne den äußeren Anstoß hätte der Schuldner vielleicht weiter Bankkredit erhalten. Wie oft wurden die Banken gewarnt, kurzfristige Gelder in langwierige Engagements zu stecken! Häuser sind rascher aufgebaut als verwerthet. Die Erlebnisse der Deutschen Bank mit der Firma Boswau S Knauer zeigen, wie leicht ein festes Band zwischen der Grundstückspekulation und der Finanz herzustellen ist. „Wir waren in die Hände eines Gauners gerathen": so sprach Herr von Gwinner. Durch das Geständniß eines Prokuristen der Firma Boswau S Knauer sei herausgekommen, daß Knauer ein „Betrüger" war. Die Deutsche Bank sei „Mitopfer, aber nicht Mitschuldige" geworden. Niemand zweifelt daran. Aber war sie nicht zu genauer Prüfung der Engagements verpflichtet? Die Bergisch-Märkische Bank hatte der Firma große Kredite gegeben (Vorschüsse auf Bauten und Hypothekengarantien); als sie ins Riesenmaß , gestiegen waren, wurde an die „Vertheilung der Engagements" gedacht. Das war der Anlaß zur Verbindung mit der Berliner Terrain- und Baugesellschaft. Vorher waren die für Boswau « Knauer verantwortlichen Direktoren der Bergbank entlassen worden. Durfte man das Schicksal der belasteten Baufirma mit der Terraingesellschaft verquicken? Gewiß: die Deutsche Treuhandgesellschaft hatte einen Bericht erstattet, der nichts Ungünstiges enthielt. Das Konto des Herrn Knau er sei geprüft und der Saldo als richtig befunden worden. Ein Iahr später kam heraus, „daß Knauer ein Betrüger war". Das war also nicht früher festzustellen. Giebt es überhaupt noch Garantien, wenn drei angesehene Institute, Bergisch-Märkische, Deutsche Bank, Treuhandgesellschaft, die „Opfer eines Gauners" werden können?

Wer einmal hinter die Coulissen geblickt hat, ist keiner Illusion mehr fähig. Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Bankpäpste ist erschüttert. Die Banken haben die Expansion der Industrie gefördert oder mindestens mitgemacht. Die Industrieaktie wurde das Idol des Publikums. Man war auf die kühnsten Leistungen gefaßt; denn die Aufschichtung des Betriebskapitals geschah unter der Aegide der Banken, die im Aufsichtrath der Industriegesellschaften vertreten sind. Nun kommt die Sammellinse ans Auge und das Okular auf die andere Seite: alle Gegenstände, die man sieht, sind verkleinert. Vorher wars anders. In der Elektroindustrie wuchsen einzelne Concerns rasch in die Höhe. Hinter der AEG und Siemens-Schuckert kamen die Bergmannwerke, die auch zu den Kunden der Deutschen Bank gehören. Die Gesellschaft wurde 1893 als Spezialfabrik mit 1 Million Mark Kapital errichtet; allmählich wuchs sie zu einem Großunternehmen mit 29 Millionen Mark Aktienkapital. Die Dividende kletterte bis auf 18 Prozent, mußte aber schon für 1910 auf "2 Prozent ermäßigt werden und wird diesmal noch niedriger. So lange Bergmann nur fabrizirte, ging Alles gut; mit der großen Organisation kam das Unheil. Die Banks

schulden stiegen und eines "Tages hieß, es: Die Bergmannwerke brauchen neues Geld, um die Verbindlichkeiten zu decken und das Betriebskapital aufzufrischen. Da Bergmann die Kapitalhöhe der beiden anderen Concerns nicht so bald erreichen könnte, dachte man an eine Vereinigung; die Herren Deutsch und Berliner, wurde erzählt, verhandeln mit Bergmann. Herr von Gwinner hat nun in der Generalversammlung der Deutschen Bank gesagt, deren Verwalter seien der Meinung, für die Aktionäre Bergmanns wäre der Eintritt in einen der beiden großen Concerns die günstigste Lösung. Zum ersten Mal hörte man offiziell von einer „übergroßen Ausdehnung" der Bergmannwerke. Siemens verhandelt; die AEG will wohl nicht mehr. Mußten die Banken nicht längst die „übergroße Ausdehnung" verhindern? Die Bcrgmannaktie wird jetzt zu 162 notirt; ihre höchsten Kurse waren: 327 (1906), 31« (1909), 300 (1910), 246 (1911). Wer das Papier hoch bezahlte, hat viel daran verloren. Die Wege der Finanzgewaltigen sind dunkel. Würde aus der Fusion nichts, so müßte die Deutsche Bank helfen, die aber, nach dem Riesenverlust (12 Millionen) im Terraingcschäft, zu einer Sanirung großen Stils kaum gestimmt sein wird.
Die Börse hat von allen Faktoren, die mit Kredit arbeiten, die festesten Nerven. Ein Ultimogeldsatz von 7 Prozent ängstigt sie nicht; und nnter dem Schutzdach!der Ouartalsvertheuerung für Lombarddarlehen sind noch ganz andere Zinsensätze gezahlt worden. Die Börse hielt die Belastung aus. Die gefürchtete Aprilprolongation ging ohne Krach vorüber. Dabei sind die Kurse seit dem Iahresanfang nichts mehr ganz unangetastet. Von den Aktien der Banken verloren: Deutsche 1,25, Diskonto 3,25, Dresdener 3, Schaaffhausen 6V2 Prozent. Auf dem Montanmarkt sind: Phoenix 6, Deutsch-Lux 12, Gelsenkirchen 7, Harpen 3, Hohenlohewerke 22, Rombach 8 Prozent niedriger. Aber die Einbuße wurde ziemlich ruhig hingenommen. Schwärzliche Tage gab es nur in der ersten Märzzeit. Die Börse freut sich der Kupferhausse, die dem Metall und den Aktien seit Iahren nicht mehr gesehene Höhenmarken giebt. Der Kupferpreis ist der höchste seit der Krisis des Iahres 1907. Damals war er in London bis auf II0V2 L gestiegen (und stürzte im selben Iahr bis in die Tiefe von 55 L). In den nächsten Iahren bewegte er sich zwischen 52«/4 und 651/4; jetzt ist er über 68 L hinausgegangen. Darin sieht man ein günstiges Symptom der nordamerikanischen Wirtschaftlage. Die dicksten Wolken haben sich verzogen und der Blick der Kaufleute wagt sich über die Grenzscheide der Präsidentenwahl hinaus. Wittert der Trustmann Morgenluft? Die nächste Sorge ist der Bergarbeiterstrike. Amerika hat seinen Theil an der Tendenz unserer Börse, die mit dieser Einwirkung ganz zufrieden ist. Die sicherste Hoffnung aber knüpft sie an das Verhältniß desPublikums zu den festverzinslichen Papieren. Dreieinhalbprozentige Pfandbriefe stehen auf 88, geben also Ä Prozent Zinsen und einen Amortisationgewinn von 12 Prozent (die Stücke werden mit 100 ausgelost). Das Publikum sieht die Chance nicht; die Börse hats also gut. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mizimilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Patz « Garleb G mbH in Berlin.

Berlin, den 13. April 1U1Z.
Quasimodogeniti.
l.ä nouvelle Trance.
HMa die seltsame Evolution, die jäheWandlung des durch den Gestus von Agadir aufgeschreckten französischen Geistes in Deutschland noch immer, trotz aller Warnung, nicht mit der nöthigen Wachsamkeit beachtet wird, da in wunderlichen Osterartikeln sogar zu lesen war, das Verhältniß derRepublik zumNachbarreich sei nach derAnnexion Marokkos freundlicher geworden, muß dieBeweisaufnahme fortgesetzt und, gegen den Wunsch der noch im Rhythmus der Dreyfuszeit lebenden Meinungmacher, der Nation die Gewißheit eingehämmert werden, daß Frankreich sich ernsthaft zum Krieg bereitet. Die Heeresfeinde, deren Häuflein im heißen Lenz dieses neuen Patriotismus schnell schmilzt, werden auf der Straße, wenn der alte Fehderuf sich ihnen scheu aus der Kehle stahl, niedergeheult. Wo sich eine Compagnie oder Schwadron zeigt, wird sie von jubelnden Schaaren begleitet.
Seit der in Clemenceaus Fußstapfen wandelnde Kriegsminister Millerand die Wiederaufnahme der retraites militaii'es befohlen hat, ist dieAbendmusik der Gardekapelle dasZeichenzu festlichem Gedräng und Getos. „Fünfzigtausend Pariser haben gestern wieder der Garde, dem ganzen Heer zugejauchzt.Als derletzte Ton der Nationalhymne verklungen war, der das Volk, entblößten Hauptes,inAndacht gelauscht hatte,stieg aus derBrust der elektrisirten

Masse ein gewaltiger Schrei auf, der dieWiederholung des Patriotensanges schließlich erzwang. In der vordersten Reihe der bis ins Tiefste bewegten Menge sah man Paul Deroulede. Stürmischer Iubel heischte, empfing und umdröhnte den Marsch Sambre-et-Meufe, den die Regimentsmufik der Marseillaise folgen ließ. In Lächerlichkeit erstarben die Versuche, durch dem Heer feindliche Rufe die schöneFeier zu stören, "(I^ewir.) „Ueber den Häuptern sah man Abertausende winkender, Beifall spendender Hände. Eltern hoben ihre Kinder auf gestrafften Armen himmelan und schwenkten sie wie lebende Fahnen. Aus einerHeldenwelt schien ein Hauch über den Rathhausplatz hinzuwehen. Noch einmal stieg, nach dem Girondistenlied, ein mächtiger Massenschrei in die Luft; noch lauter, noch gewaltiger als der zuvor gehörte. Zum ersten Mal wieder, seit langenIahren zum erstenMal war hier die ganze Nation imDienstdes selbenIdeals geeint. Dieabmarschirende Garde kann sich nur mühsam einen Weg durch die ungeheure Menge bahnen. Alles drängt nach. Wie eine große dunkle Woge stürzt sichs indieRivolistraße; und über derBrandung flattern die Töne kriegerischer Hymnen, in die sich die Inbrunst derMenge gelöst hat. So zogen einst, in ihren von Kugeln durchlöcherten Röcken, die Soldaten der Republik aus: neuen Siegen entgegen." (I^'öcK« cie ?äris.) Vom Sorbonneplatz ziehen, in langen Reihen, die republikanischen Studenten vors Standbild der Stadt Straßburg; und Herr Desire Ferry, ihr Präsident, sagt im „ Uatin -: „ Das jetzt reifende Geschlecht ist im Wesen völlig anders als das heute welkende. Die beiden Generationen verstehen einander nicht mehr; sprechen nicht mehr die selbe Sprache. Die Lehrer der Iugend von gestern, Renan, Tolstoi, Anatole France, finden unser Ohr taub. Unser Blick ist auf Elsaß-Lothringen gerichtet, das wir heute besser kennen, als unsere Väter es kannten. Dorthin wendet sich unsere Aufmerksamkeit; dort suchen wir unserer Hoffnung tiefe Wurzeln zu schaffen. Seit der Drohung vonAgadir istdasganzeFrankreichaufrechtundbeweist derWelt,daß es nicht vergißt und daß es seine Ehre nichtminder hoch schätzt als das Gut des Friedens. In unserer Generation vereint sich wieder der kriegerische dem republikanischen Geist zu der Empfindensmischung, die Iahrhunderte lang meine Geburtst idt Metz beseelte. Das ewige Wunder eines zugleich tapferen

und weifen Patriotismus erneut sich uns und verheißt unserem Vaterland herrliche Auferstehung." «Rußland, Britanien, Frankreich müssen sich gegen Deutschland verbünden. Dann bliebe dem DeutschenReich nur die Wahl zwischen Nachgiebigkeit und Krieg. Zweifelt nicht: es würde nachgeben. Der Deutsche spreizt sich gern, wenn er sich gefürchtet glaubt. Doch er ist auch einkalterRechner; und sobald er merkt, daß er überwältigt werden könnte, duckt er sich. Trotzdem Rußland außer Gefecht gesetzt und unser Heeresverband gelockert war, hat er 1W5 nicht zu schlagen gewagt: weil er Englands Eingriff fürchtete. Würde er heute,der Koalition dreier Mächte trotzen, deren Wehrgewalt ihre Vollkraft erreicht hat? Wagt ers, dann ist ihm die Niederlage gewiß. Was ich hier ausspreche, ist nicht etwa ein Traumgebild. Nein: ich zeige die greifbare Nothwendigkeit, die sich jeder der drei Mächte morgen aufdrängen wird. Dahin strebte der Plan Eduards des Siebenten. Wo ist, in England oder in Rußland, der Staatsmann, der sich entschließt, ihn wieder aufzunehmen und auszuführen?" (Abgeordneter Iules Delafosse.) Auf dem Iakobinerhügel des Bourbonenpalastes blästHerrIanresdie Schalmei. «Frankreich,England, Deutschland müssen sich verbünden; nur der Bund dieser drei Mächte kann den Frieden Europas verbürgen. "Hauptmann Driant unterbricht ihn mit dem Ruf: «Und Elsaß-Lothringen?" Iaures: «Da Sie mit so schmerzhafter Grausamkeit mir gerade dicseFrage stellen ..." Driant: «Es ist dieFrage aller Fragen!" James biegt der Pflicht zu klarer Antwort aus: «Seit zweiundvierzig Iahren haben Sie weder Ruhe noch Frieden. Auch ohne gewaltsamen Zusammenprall, ohne Rachsucht, nur durch die Organisation und den Sieg der Demokratie wird das Recht wieder zu Geltung kommen" (also: das deutscheReichsland wieder französich werden). Beifall aufder äußersten Linken; wilder Lärm aus den anderen Parteien. MinisterpräsidentPoincare: «DieRegirung fühlt sich, wie das Parlament, von gerechtem Stolz auf Frankreich getragen. Dieses Gefühl muß Ieder haben, der weiß, was Frankreichs neuer nationaler Aufschwung bedeutet."
„Sollen wir einem uns verfeindeten, jedem Gegner Deutschlands verbündeten Frankreich die Ländermasse Marokkos gönnen, die ihm einen ungeheuren Kolonialbezirk rundet und seinem Heer braune Ersatzmannschaft von kriegerischer Gewöhnung und

tollkühnem Muth liefert?Nur Blindheit könnte dazu rathen. Irgendeine winzige Konzession ist nun, da Frankreichs Polizeimandat abläuft, natürlich zu erreichen. So Kleines genügt uns aber nicht. Denn die Stunde schlug, die einen unerträglichen Zustand enden muß. Unerträglich ist er geworden. Mit täppisch er Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und, blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es fo weitergehen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versönliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen,daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; undkön- , nens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Nhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Gelingt eine anglo« deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts aber zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Nach vier Iahrzehnten muß Frankreich, als dieHeimathmündigerMenschenvonfeinstemGeistesschliff,wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht vonDeutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgendein anderer Staat. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zuWasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auchfortannurdenZornunsererFeindehitzensoll.Morgen. Denn das vor vierzig Iahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn dieAhnen die zurDehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spielschmählich

vertrödelt hätten. Frankreich braucht den nicht von denPresidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascherEntscheidung.DieNepublik kann einen Freund haben,derihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugte. Doch auch einenFeind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist." Spricht Haß oder gar Geringschätzung aus diesen Sätzen, die riechen, die große marokkanische Konjunktur zur Endung unleidlichen Haders zu nützen? Seit ich sie, amTag vor demPolyphemstreich vonAgadir, hier veröffentlichte, werde ich in Frankreich als der Erzfeind verschrien und als Vogelscheuche zwischen die Schotenstauden und Weinstöcke gestellt. Der alte Herr Iules Claretie, Feuilletonpolitiker und Leiter der ^omeäle-^ranMize, nennt mich, im l'empz, „Ie terribl? I^arclen- und sagt: „Ein wichtiger Politiker meinte neulich, er sei demAgadir-Kaiser dankbar für den durch dieAufrüttelung unserernatio» nalenWürde uns geleistetenDienst. Aber während dieser ganzen MaroNokrisis haben die Artikel des Herrn Harden uns über die wahre Gesinnung Deutschlands besser belehrt als alle Depeschen und halb vertrauIichenGespräche derDipIomaten.DerKaiserwoll' te denKrieg nicht und der Schriftsteller drängte zur Totschlägerei. Und wir dürfen nicht vergessen, daßHerrHarden viele Leser hat." Zu denen Herr Claretie aber nicht gehören kann: sonst hätteernicht auf das morsche Fundament dummer Preßfälschung und eines bebelischen Parteitagsgekrächzes eine Behauptung gestützt, die jeder dieser vielenLeser als falsch erweisen konnte. Wer in unserer Welt der Egoismen und wüthenden Gewinnstreites über die Bereitschaft zumKrieg.als zu der im äußersten Nothfallunvermeidlichen Kraftprobe, keinen Zweifel aufkommen läßt, Der, dünkt mich, hilft zu bessererFriedenssicherung als Einer, der täglich den Willen zu duldsamer Nachgiebigkeit betheuert. Und wer, in der seiner Heimath günstigsten Stunde, die Franzosen vor die Wahl zwischen hinterhaltloser Verständigung und blutiger Entscheidung gestellt sehen möchte und dabei stark betont, wie wichtig die schlanke Flamme des französischen Genius ihm für Europens Kulturklima scheint, Der dürfte doch wohl nicht für einen blutdürstigen Fran»

zenfeind ausgegeben und, wie der Türkenkopf in der Scheibcn-
bude, mit Schrotkörnern gespickt werden. Einerlei. Auch Graf
Albert de Mun, Akademiker und nach Iaures der wirksamste
Kammerredner, sagt: ‚M. ttarclen veut ecraser la Trance.« Dieser
tüchtige Mann kennt Deutschlands Zustand so wenig, daß er den
Professor mit dem Staatssekretär («I'ancien ministre") Delbrück
verwechselt und den Kavalleriegeneral Friedrich von Bernhards
für einen im Vertrauen des Kaisers wohnenden Günstling hält.
Im Abgeordnetenhaus hat er gesagt: «Ein Neues ist in unserem
Leben aufgetaucht: die Möglichkeit eines nahen Krieges, den die
Nation, in ruhiger Entschlossenheit, auf sich nimmt. Keine poli-
tische Erwägung, kein Geschäftsinteresse, keine Gefälligkeit noch
Lockung irgendwelcher Art kann unserem gewarnten, wachsamen
Land fortan auch nur dieschweigendeZustimmung zu freundlicher
Verständigung mit dem Deutschen Reich entreißen. Das ist das
erste Ergebniß des franko-deutschen Vertrages; das einzige, dessen
wir heute gewiß sind." Gewiß sein dürfen? Unter allen Umstän-
den? In der Lotion fran^ise, dem von Daudet geleiteten OrMne
ciu r>au'«näli8me inteZral, das die Stimmung französischer Iugend
klarer als eins der alten Blätter erkennen lehrt, warnte am Kar-
sonnabend Herr Charles Maurras, der feinste Kopf und die
stärkste Stimme der Nationalisten, vor dem „Romanzenpatrio-
tismus". Die Republik sei durch die Ereignisse zwar gezwungen
worden, vorsichtiger für das Heer und den Grenzschutz zu sorgen
und FrankreichsFahnewiedcrzu Ehrezubringen; dennoch müsse
man sich fragen, ob diese in Sentimentalität schwelgendenMini-
ster und Parteiführer etwa, wie weiland Teiresias, aus den Ge-
schlechtswurzeln gerissen, aus Männern Weiber geworden seien.
Ihre Reden haben den Ton weichmüthigerRomanzen und müß-
ten auf einem alten Musikinstrument vorgetragen werden. Sie
wissen nicht, was sie wollen. EinWort, gar ein Schrei, oerpatrio-
tisch klingt, genügt, sie zu entzücken und ihr Vertrauen zucrobern.
Sie verlassen sich sorglos auf das „Temperament der Nation".
Das ist aber vielleicht nicht so einfach und einheitlich, wiediegro-
ßen Massenverführer wähnen. Neben dem Franzosen, der sich
aus loderndem Wagemuth in Kreuzzüge und andere Kriegsgefahr
stürzt, lebt der andere, der schnell entmuthigt wird, mitten im
Kampfgewühl die Waffe sinken läßt und die Rückkehr ans Herd-

feuer des Vaterhauses fordert. Neben dem kühnen Seemann haust der bedächtige Bauer. Frankreichs klügste Häupter haben beideTypen desnationalen WesensdemStaat nutzbarzumachen vermocht: den Don Quijote und den SanchoPansa, deren Symbiose in jedem echten Franzosenherzen der Geschichtschreiber Sorel ahnte. Wer sein Hoffen dem Gefühlsüberschwang vermählt, kann schlimme Enttäuschung erleben. Eine Demokratie ist freilich auf den Beifall der Oeffentlichen Meinung, sogar der auf der Gasse entstandenen, und auf den Iubelchor derMasse angewiesen. Und die Herren Millerand und Delcasse haben, während der Patriotismus die Straßen durchjauchzte, immerhin ja Einiges für Heer und Flotte gethan. »Das kann nützlich werden, wenn der Krieg schnell kommt und die Neorganisation noch neu, die Frucht des Mühens noch frisch ist. Dauert aber der Friede noch eine Weile, dann muß unsere Zuversicht wieder erlahmen. Denn der von lyrischem Empfindensausbrauch gepriesene Ertrag der Besserungarbeit kann schwinden, sobald die atmosphärische Spannung inEuropa nachläßt und dieDrohung durch mehr odermin» der aufrichtige Friedensversicherung ersetzt wird. An diesemTag werden die Männer des Parteigeistes wieder dasKriegsministe» rium, die Internationalisten das Marineamt stürmen, die Panzer, die jetzt ?atrie und I^rraine heißen, werden auf die Namen der Nousseau und D'Alembert getauft und uns, unter derFirma irgendeines Combes oder auch Poincare, die Herrschaftlaunen des HerrnIauresundderDeutschenaufgedrängtwerden, denen ersich neulich im Wagram» Saal verbrüderte." (DerenFührer, der Abgeordnete Scheidemann, den Parisern erzählte, welche Wollensschranke die deutschen Sozialdemokraten an einer Arbeitgemeinschaft mit den bürgerlich Nadikalen hindere.) „Dahin gelangen wir, wenn der Krieg nichtmorgen beginnt. Aus einem schönen Gefühldarf nicht eine häßlicheKomoedie werden. Eine der Ursachen, die innnseremLande denNachedurst verlöschen ließen, war derAublick der Tribunenparaden und Schaufensterauslagen, bei denen der Patriotismus vom schlechtesten Geschmack bedient wurde. Der bedachtsame, nachdenkliche Franzose hieltsich in natürlicher Scheu dieser unzcrrten, zucht- und schamlosen Begeisterung fern; und im HirndesanderenFranzofen,derleichtaufflackert,erwachteeinGeist der Kritik, den derNomanzenpatriotismus nicht wieder einlullen

konnte. Maurice Barres und nach ihm wir Männer der ^ctian I"ran?ai5e haben den Patriotismus mit Vernunftgründen unterkellert. Wir haben gezeigt, warum der freiste Verstand, der eleganteste Geist zur Hingebung an das Vaterland und insbesondere an Elsaß» Lothringenverpflichtet sei. WerdieAuferstehungFrankreichs will, muß festen Entschlusses fähig sein und darf Nedner und Dichterlinge, deren Stimme ja nützlich werden kann, nicht überschätzen. Noch haben wir Metz und Straßburg nicht zurückzuerobern vermocht; doch soll ein französischer Staat, der dieses Werk wagen kann, aus unserer Bauarbeit entstehen."

Iederdeutsche Versuch, durch Freundlichkeit die pariser Stimmung zu bessern, wird drüben als Angstzeichen gedeutet. „Das ErwachenunseresPatriotismusscheintdieDeutschen in Staunen zu setzen. Eine Augenblickswallung, dachten sie zuerst. Da jeder Tag aber höheren Gefühlsaufschwung enthüllt, müssen sie sich wohl an den Gedanken gewöhnen, daß eine neue Aera begonnen hat. Sie merken, wie ungeschickt sie waren (dennihre Anmaßung hat unseren eingeschlummerten Patriotismus aufgescheucht), und möchten uns mit Sammetpfötchen streicheln, bis wir wieder einschlafen, Heute speist derKaiser bei unseremBotschafter und diesem Abend soll, auf Wilhelms Wunsch, intime Behaglichkeit gewahrt bleiben. Offenbar sollen wir mit Sentimentalitäten gefüttert werden. Aber wir lassen uns nicht aus der Wachsamkeit locken: die Zeitgeschichte hat uns denWerth des Germanenlächelns richtig schätzen gelehrt. Wir müssen, Alle, empfinden wie Frau Iuliette Adam, die auf die Frage, wie Frauen Frankreichs Fahne zu grüßen haben, die Antwort gab: ‚Ich habe sie stets mit erhobenen, gefalteten Händen be» grüßtund Gott angeflehter möge noch vormeinem Tode diese Fahne wiederüber den Münstern von Metz und Straßburg wehen lassen.'" (lH?atrie.) „Der Kaiser, der bei Tisch in heiterster Laune war, ist in denNäumenderFranzösischenBotschaftnach demKaffee plötzlich unwohl geworden. Kalter Schweiß trat, während er munter mit Frau Cambon plauderte, auf seine Stirn, er wurde von heftigen Krämpfen geschüttelt und verschied dreiundzwanzig Minuten nach Zehn. Der anwesende Professor Vidal fand die Todesursache in einer schweren Pilzvergiftung, die mit Blitzesschnelle gewirkt hatte. Der Kronprinz, derin einem von Gardekavallerie umringtenAutomobil herbeieilte, hat das Haus unseres Botschafters nicht betre»

ten und den Aufklärungversuch des Herrn Cambon schroff abgewehrt.Erregte Massen drängen sich vor dieFront der Botschaft und stoßen Drohrufe aus .. .DasAlles ist, wie der Leser längst gemerkt hat,erfunden.SollauchnurandieGefahrerinnern,diederEmpfang solcherGäste bringen kann. Selbst Kaiser sind sterblich. Dürfen wir etwaeinemMannetrauen,derimSalonfehrhöflichundimVerkehr mit Damen sogar galant ist, der aber die Uniform derTotenkopf-Husaren anzieht, um zu hören, wie Fräulein Provost die ‚Oeux 5>iZe«ns' vorträgt? Unser Verhältnis^ zu Deutschland kann durch das kleinste Fünkchen in hellen Brand gerathen: drum sollten wir uns vor unnöthigerReibung hüten." (Paris-^li'cii.)DerKaiser hat dem (der domeilie-^ranzaise entlaufenen) Fräulein Provost den friedlichen Sinn seiner Politik betheuert, Coquelin gerühmt, die Sonnenhymne des Chantecler deklamirt und sich als Kenner des pariser Coulissenlebens erwiesen. Wirkung? «Da Fräulein Provost es sagt, müssen wir glauben, daß Majestät Wilhelm ein Höchst pariserisch gebildeter Monarch ist. Wenn ich aber die Ehre hätte, zu den ihm Vertrauten zu gehören, würde ich dem erhabenen Plauderer einen Repertoirewechsel empfehlen. Seit ein paar Iahren hört jederFranzofe und jedeFranzösin, die ihm nahen, ihn Coquelins Tod beklagen und mit verzückter Miene Etwas aus Roftands Thierdrama rezitiren. ‚Majestät: in Paris spricht seit mindestens zweiIahren kein Mensch mehr von Chantecler. Lesen Sie aus Gide, aus Francis-Iammes oder den Büchern derFrauvonNoailles vor oder hören Sie auf, uns von französischer Literatur zu erzählen und sich für einen pariserischen Geist auszugeben!' Nachdem der Kaiser mit den Schauspielern, zwei Damen und einem Herrn, drei Viertelstunden lang vertraulich geplaudert hatte, ließ er ihnen Geschenke überreichen. Zwei Armbänderund eineKravattennadel.Hauptmotiv: einausBrillanten gefügtes^, auf das die deutsche Kaiserkrone sich stützt. Ein zwei.Quadratcentimeter großes, recht unzart gewähltes Motiv. Konnte der Kaiser sich denn gar nicht vorstellen, wie peinlich es französischen Künstlern sein müßte, vorAllerAugen seinen Wappenszug zu tragen, selbst wenn die Schriftzeichen aus Brillanten geformt sind? Er lechzt zu sehr nach unserer Liebe (und hat den Haß ja wirklich entwasfnet), als daß man ihm dieAbsichtauf einen boshaften Spaß zutrauen dürfte." (^'IntransiZeant,)

3i äiletta.
Genug für heute. vizcite suztitiam moniti et non temnere 6i,
vc>z! Gerecht ist im Verkehr der einander entfremdeten Völker nur
das von weiser Erwägung des nationalenVortheils empfohlene
Handeln; und die dunklen Götter, deren Walten diesem Verkehr
die Form und den Ton bestimmt, sind die vom Schoß bisinsHirn
der Volkheit wirkenden Willensmächte. Dem Sinn der vergi-
lischen Warnung sollten endlich auch dieVerather des Deutschen
Kaisers nachdenken lernen. Ihr Schuldbuch ist übervoll. Schon
dieAbendmahlzeitinderFranzösischen Botschaft hinterließ einen
bitteren Nachgeschmack. Die täglich erneute Auszeichnung des
Fürsten Max Egon zuFürsten berg, der seit Monaten im Handels-
theil der größtenBlätterunsoliden Geschäftsbetriebes verdächtigt
wird, ließ die Frage entstehen, ob Wilhelm wisse, daß dieser Günst-
ling nicht, wie behauptet worden war, im ganzen Bereich seiner
Kaufmannsinteressen und Haftpflichten von der Deutschen Bank
abgelöst worden ist, die den Anfängen dieser heiklen Verbindung
mehr als ein Siebenzehntel ihres Aktienkapitals geopfert hat (und
ihrenCarolumKlönne gern opfern möchte),sondern die fortwäh-
renden Nückgänge der merkwürdig mannichfachen Unternehmun-
gen, an denen er betheiligt ist und von denen die Berliner Handels-
gesellschaft, die Firma Emanuel Friedlaender und endlich auch
die Deutsche Bank sich abgewandt haben, d's unter die eigene
Haut spüren müßte. Dann kam der Fall Goethals. Der amerika-
nische Colonel und Ingenieur erzählt, der Kaiser habe ihm übers
Meer denNath mitgegeben, den Panamakanal stark zu befesti-
gen. Herr von Bethmann, dersich längst nichtmehr regen kann, ohne
Unheil anzurichten, sagt in der Norddeutschen: Erlogen. Fühlt
nicht, daß dieses dumm schroffe Dementi denAmerikaner vor die
Streitschrankezwingt.Dersagtnun:„IchhattedenKaiser,als einen
tüchtigen Soldaten, gebeten, mir seine Meinung anzudeuten. Er
empfahl starkeBefestigung desKanals, der gegen jedenAngriff.von
der Land- und Seefeite, geschützt werden müsse. Er gab mirnoch die
genauenMaßziffern der inNußland geplanten Linienschiffe an,die
auch für dieWeitung desNordostseekanals wichtig geworden seien.
WeinBericht an den Senatsausschuß enthält die vom Kaiser ge»
sprochenenSätze.diewahrscheinlichdieBewilligungderfürdieAr-
mirung nöthigen Summen beschleunigen werden." Die stärksten

Quasimodogc:'.',!'
«5
Gegner des Befestigungplanes sind England nnd Iapan; auch anderswo wird er,alsHinderniß der erwünschten Internationalisirung dcsKanalverkehres,heimlich bekämpft. Das deutscheInteresse ricth von offenerParteinahme in diesem Streit ab.DieVankees haben in der Panamasphäre eine Insel besetzt, auf die Britaniens historischer Rechtsanspruch gesichert schien; und Staatssekretär Knox rühmt sich der Erfolge, die seine Werberfahrt durch die Lateinerstaaten dem panamerikanischen Gedanken eingebracht habe. Danach mußte, sechsWochennachHaldanesberlinerBesuch, das Gutachten des Kaisers in England unfreundlichen Widerhall wecken. DemSchatzkanzlerLloyd George schien, als eramzweiten Aprilabend dem Unterhaus das Budget vorlegte, die Möglichkeit anglo-deutscherVerständigung noch ferner als im März dem Marineminister; er schlug vor, den Bilanzüberschuß, hundertdreißigMillionenMark, inReserve zu stellen und, wenn Deutschlands Schiffbautempo dazu nöthige, für dieFlotte zu verwenden. Und der LordMayor vonLondon lehnte die Einladung des berliner Magistrates ab, im Iuli sich an der Spree bewirthen und mit Oelzweigen kränzen zu lassen. Das hat mit seiner Berichtigung Sanktus Theobaldus erwirkt. Der Angabe, daß Wilhelm inVenedig gesagt habe, an der Spitze eines Volkes von derTapferkeit, Heimathliebe und geistigen Kraft des italienischen könne ein Herrscher die Welt erobern, wurde nicht widersprochen: trotzdem sie doch allzu leichtin den Seufzer umgedeutet werden konnte, solche Eroberung sei dem auf die Leistung des deutschen Volkes Angewiesenen nicht möglich. Hier gebot das Selbstachtungbedürsniß einen Widerruf. Kann ein regirendes Staatshaupt in fremdem Lande den Glauben bekennen, daß ihm als dem Führer einer anderen, politisch tüchtigerenNation höhereZiele erreichbar wären? AlsderKaiserausVenedigabgereistwar,IießVictorEmanuel,mit dem er Stunden lang unter vierAugen gesprochen hatte,amRothen MeerdieBlokadezone verlängern,beiBenghasiausdcmAeroplan Bomben ins Araberlager werfen und im Pemen die Türken angreifen. Ob der libysche Brand nach Südeuropa hinüberzüngeln, der Krieg sich durchsIonischeMeer, vielleicht mitRußlandsEinverständniß,bisindieAdriahinaufschlängelnwerdc:darüberkann die Entscheidung ungefähr von dem Erdpunkt fallen, auf dem der Kaiser sein großesGefolge mitOstereiern besch enkt hat.(Auch seinen

Kanzler, dessen Knechte mitdemPfunde derausdemvorigenLenz stammenden kaiserlichen Einladung wuchern, als müßten sie das bringen,und keckenFußes jetzt bis in die Behauptung aufklettern, Wilhelm sehe in demHohenfinower, dessen Wesensmängel er oft bestöhnt hat, der aber schon als Schulknabe den Großvater durch fehlerlose griechischeBriefe verblüffte, einen auch fern von Berlin unentbehrlichen Freund.) Um den Schein der Neutralitätzu wahren, müßte der Musterschüler nun, nach der Landung am Lidö, feinemAllergnädigstenHerrn eine Fahrt nach Konstantinopel em» pfehlen, das von Korfu ja schneller zu erreichen ist als Venedig. Viel wird daherfreilichnichtmehr zu holen,vonderTürkenfreund« schaft, trotz dem sichtbaren, allzu sichtbaren Eifer des Herrn von Marschall, kaum ein schimmelnder Nest noch zu retten sein.
(Die Italiener, schreibt Goethe, „nennen jeden Künstler ^aeztw. Wenn sie Einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie: 3i äiletw.Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung, womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an. Geborene Künstler, durch Umstände gehindert, sich auszubilden, sind eine seltene Erscheinung. Manche Dilettanten bilden sich ein, Dergleichen zu sein.Bei ihnen ist aber nur eine falscheNichtung, welche mit allerMühe zu nichts gelangt."
Schade, daß der baumeisterliche Geist unseres Dichters den Dilettantismus in der Politik nicht gesehen hat. Der hat das einst klare Verhältnis^ zu Frankreich getrübt, der Nepublik einen gewalligen Machtzuwachs, uns von der Seine her gehäuften Haß und ausAequatorialafrika einen„ Gewinn "eingetragen,der, wenn wir ihn nicht noch rasch versteigern oder verschenken, Dutzende von Millionen wie enthartete Austern aufschlürfen und den mühsam sanirten Neichshaushalt mit neuer Sorge bedrücken wird. Sind die führenden Dilettanten stutzig geworden und fürchten, auf dem Weg durch Urwälder und Fiebersümpfe zu stolpern? Seit fünf Mo naten ist der franko- deutscheVertrag unterzeichnet,seitWochen von Muley Hafid anerkannt und in Nechtskraft getreten. Marokko ist dem nordafrikanischen Neich der Nepublik einverleibt. Noch aber kam uns von derHissung oder Einrammung deutscher Hoheitzeichen keine Kunde aus den abgehandelten Bezirken des Con^n ssrancaiz. Sind dieNeichsbotschaftermitdemDysangeliumTheo-

Quasimodogeniti. H?
baldi.das die Eingliederung ankündet, unterwegs? Oder hat den Zweifelsqualm der Entschluß gespalten, dem Südwestmuster der DresdenerBank nachzustreben und das lästige Gebiet, nach dem Seerechtsausdruck, zu abandonniren? Dann dürften wirs lächelnd sogar hinnehmen, wenn aus dem Aprilscherz, der denrathlos, von Fahrplans Gnaden, im Kolonialamt thronenden, nur von der Zinne des Marineamtes mit Hellem Wimpel begrüßten Herrn Solf zum Erben des spreemüden Herrn von Kiderlen ernannte, für die kurze Dauer der Hundssterntage Wahrheit würde. Schlimme Erfahrung müßte die Dilettirsüchtigen, regnende und schreibende, immerhin an den Pflichtbefehl zu kühler Vorsicht gemahnt haben. Nein: sie ruhen nicht, bis auch zwischen Britanien und Deutschland das Kanalwasser völlig getrübt ist. Hoch und höchst gebildete Männer vergessen, daß selbst dem feinsten Kopf erst sichere Thatsachenkenntniß ein haltbares Urtheil überinternationale Verhältnisse ermöglicht. Was wird geschrieben und, leider auch für Ausländeraugen, gedruckt! Dem franko-deutschen Vertrag, der dem von Nadolin»Bülow Erlangten nichts Wesentliches zufügt und in allen Staatskanzleien als die Urkunde deutscher Nückzüge gilt, wird das Verdienst angedichtet, uns die Handelsfreiheit inMarokko beschert zu haben: die schon 1904 von Delcasse zugesagt, 1906 inAlgesiras für alle Signatarmächte verbrieft, von allen besiegelt worden war. HundertIahre nach der britischen Um» Werbung Alexanders, achtundneunzig nach dem Apriltag, der in Fontainebleau die Abdankung des gefährlichsten Britenfeindes sah, wird uns erzählt, England fei nie zu Angeboten genöthigt, nie noch so hartbedroht gewesen wie heute. Wird die als falsch erwiesene Mär von dem imAgadirherbst geplanten Ueberfall wiederholt und behauptet, Viscount Haldane, dessenBesuch doch vereinbart war, habe, wie ein plötzlich ins Lager tretender Friedensbote, die berliner Gewaltigen überrascht. Die franko» britische en> lente coräiale wird „ein Produkt Marokkos" genannt: trotzdem sie aus demApril 1904 stammt, in dem Frankreichs Anspruch aufMarokko vonDeutschland eben so wenig bestrittenwurde wie jemals seit 1880.Mit dem selben Necht dürfte man den Vater das Produkt des Sohnes, eine Blume das Produktihres Duftes nennen. Der Wille zudieferentente,diedenFranzofendieErsteHypothekaufdieMittel' meerherrschaft gab,kam,wie später dieBereitschaft zumVerzicht auf

Die Zukunft,
Tripolis, Nordpersien, die Mongolei, aus dem Bedürfnis gegen Deutschlands schnell wachsende Flottenmacht auf dem Festland Bundesgenossen zu erkaufen. Und der dcutscheWunsch, durch die Anfechtung dieses Kaufvertrages das im Westen wichtigste Bundniß zu lockern,war dieUrsache desMarokkohaders.Dem Wunsch ward nicht Erfüllung. Der Schweißofen gemeinsamen Hasses schuf, wie in Kaunitzens Zeit, eine dem berliner Drang feindliche Trias. Anno1786wähnteIosephderZweite,imVereinmitdemPreußenkönig könne er die Feindschaft der beiden deutschen Großmächte enden und ihnen in Europa ein unantastbares Schiedsrichteramt sichern; ein Wahn: denn unter diesen Schiedsrichtern von morgen war noch derihre Lebensmöglichkeit bestimmende Vorrang streitig. Aus josephischem Traum, aus derReihe derinden Berufspausen mit leichtem Gepäck durchs Hochland der Politik Streifenden kam jetzt der Vorschlag, den Geschäftsabschluß mit England von der Gewährung eines Neutralitätvertrages abhängig zu machen. Eines nur für denFall französischen Angriffes geltenden? Dann käme es nur auf die pfiffigere Regiekunst an: im südafrikanischen Krieg waren dieBuren, im mandschurischen dieIapaner dieAngrcifer und die Rhodes und Iameson, die Alexejew und Bezobrazow die unterm Messer stöhnendenLämmlein.Doch selbst ein zulänglicherNeutralitätvertrag,derjawechselseitigseinmüßte,würde nur eines Besitzstandes Dauer schirmen, mit demBritanien, nicht Deutschland zufrieden fein könnte. Ob unser Besitzstand mit Englands Zustimmung oder erst nach englischem Blutverlust gebessert werden kann: Das ist die Frage, die Antwort heischt. Die ernsteste Frage naher Germanenzukunft. Nur gründliche Thatbestandskcnntniß darf da im Rath sitzen; nicht die Lust an geistreicher, über dem Lampenlicht erblühter Kombination. »Der Dilettant will, in seiner Selbstverkennung, das Passive an die Stelle des Aktiven setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er, mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können. Was ihm eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinn, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstruirt. Er hat davon nur eine Art vonAhnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen." Goethes Dilettantenspiegel zeigt imAbbild auch denamateurderPolitik. Der mag in Behagenszeit, wie ein artiges Ornament, erfreuen. In den Sturm taugt er nicht.

Ouasimodogeniti.
Triarier?

Nach denOsterferien wird dcrKampf um dieWehrvorlagen entbrennen. So hitzig wie der vor fünfzig Iahren in Preußens Landtag ausgefochtene wird er geWiß nicht. DaßdieNothwendigkeit neuerRüstung dieFolge der von unseren Geschäftsführern gemachtenFehlerist, wird kaum EinermitziemlicherWucht betonen. Wenn die Nadelstiche von 1903 und die Peitschenhiebe von 1911 die Franzosen nicht aus träger Ruhe aufgeschreckt hätten, wäre, nach dem Pfaffenfraß, der Vcrdauungschlummer der Republik nicht unterbrochen, die Stärkung des Heeres und der Flotte nicht versuchtworden.DannbrauchtenwirkeineneuenArmeecorps;und ohne den Entschluß zum Wettlauf mit England keine neuen Drea dnoughts,derenjedefünfzigMillionenkostet. Vorbei.(ZuiciquiäcielirantreFes,pIeetuntur^cKivi.Frankreichbereiletden Krieg; vermöchte, mit siebenunddreißig Millionen Einwohnern, gegen das fünfundsechzig Millionen herbergendeDeutscheReich aber anzulängliche Rüstung gar nicht zu denken, wenn unsere allgemeine Wehrpflicht Wirklichkeitwäre.Sieistsnicht;injedcmIahrwerdenhunderttau-^sendWehrdienstfähigederErsatzreservczugeschrieben.Würdensie in die Linie eingestellt, sohätten wirnacheinerAushebung mindestens vier neue Armeecorps. Dreißigtausendsollenjetzt,nachallzu langem Zaudern, eingestellt, siebenzigtausenderstnachderKriegserklärung, ohne den allergeringsten Drill, zu den Waffen gerufen werden. Die Zufallslaune bestimmt die Rekrutenwahl; derAusgehobene neidet dem eben fo kräftigen Nachbar die erwürfelte Freiheit; und Deutschlands Volkszahl wächst rasch. Der Reichstag, an dem, da er versagen und gewähren kann, die Verantwortlichkeit hängen bleibt, muß die Möglichkeit suchen, allenWehrfähigen eine fürs Gröbste ausreichende Soldatenerziehung zu schassen. Das wäre die beste Assekuranz gegen westliche Angriffsgefahr; wichtiger als ein neues Kavallerieregiment, eine siebente Armee-Inspektion und die Beglückung mit Landwehrinspektionen. Da England fest entschlossen ist,denAbstand zwischen seiner und unfererFlotte um jeden Preis zu wahren, ist mitMarinebauten für heute undmorgennichtsBcträchtlicheszu erwirken. Für das Hccr aber, das Deutschlands Lebensrecht zu vertheidigen hätte, darf nicht länger geknickert werden. AlleLuxuswünsche(istkeinRichtcr da?), alles für Firlefanz Geforderte müßte derReichstag ableh-

so
Die Zukunft,
nen, alles Nützliche oder gar Nothwendige schnell und gern be->
willigen. Das deutsche Hcer hat heute schon Uniformen, Mäntel,
Litzen, Helme, Putz und Behang, die der Kriegszweck nicht ver-
langt; hat Kasernen (Langfuhr, Hannover etc. pp.), Manöver"
prunk, Kasinopomp und Paradegala, die der alte Fritz und der
alte Wilhelm aus unfrohem Auge anstaunen würden. Zu buntem
Spielzeug darf und will es nicht werden. Sich aber zu der Zahl
runden, die dem Gebot allgemeinenWehrdienstes entspricht und
auch für die Zeit brauner und schwarzer Gallierhordenjeden Ein?
bruch in den Reichsfrieden zu tolldreistem Wagniß stempelt.
Für die Kostendeckung sollen vier Monopole sorgen, die noch
verschleiert werden, deren einträchtige Annahme aber schon gesi-
chert ist; zunächst mindestens im Bundesrath. Spiritus, Petro-
leum, Streichhölzer, Cigarettenpapier. Als Staatssekretär Mer-
muth zum zweitenMal feinenAbschied erbat, that ers, weil einzelne
Bevollmächtigte ihm die Sucht nach Schmälerung bundesstaat-
licherFinanzhoheit zutrauten.Herr vonBethmann, der ja in den
Fällen Mottle, Arnim,Rheinbaben, Lindequist gezeigthat,daßer
die demAuszuschiffenden ungünstigsteStunde zu wählen weih,stif-
tete im Bundesrath Frieden; und dasMißtrauen der Süddeut-
schen, die in Mermuth den selbst von denTirpitziden uneinnehm-
baren Thurm sahen, wich völlig, als der Staatssekretär sie (nicht
imReichstagfreilich)gegenAngriffedesAbgeordnetenErzbergcr
in Schutz nahm; vielleicht, ohne zu ahnen, daß der fleißige Cen-
trumsmann davon hören und sich von ihm wenden werde. In
München regirte noch Graf Podewils, der von dem aus eben sl>
schwachem Stoff gefügten Kanzler gelernt hatte, wie man unbe-
queme Kollegen hinausdrängt, und den Nutzen solcher Lehre an
den tüchtigenMinisternFrauendorferund Pfaff zu erproben tzer-
mochte.Nach dem mitBethmannswaffen erstrittenen Sieg trieb ihn
junger Stolz, die Meldung des Kabinetschefs Generals von Wie-
demann, daß der Prinz-Regent ihn nicht empfangen könne, mit
einem Abschiedsgesuch zu beantworten, das vielleicht nicht bitter-
ernst gemeint war. Aber am Tage der Bayernwahl veröffentlicht
wurde; dem Ministerpräsidenten zu unholdester Ueberraschung.
BerlinerRathgeberundder achtzigjährige altliberaleReichsrat^,
von Auer hatten als Ersatz des kraftlosen Grafen den Freiherrn
von Hertling empfohlen. Der soll ein starkerMann fein. Ist ers?
Im Bundesrath drängen die Kindlein an seinerWeisheitBrüste.

Amerika, hast Du es besser?
S1
Amerika, hast Du es besser?
, Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

^^vie Vereinigten Staaten sind dem deutschen Leser so bekannt, daß ihm Herbert George Wells in seinem neusten Buch, dessen deutsche Ausgabe unter dem Titel „Die Zukunft Amerikas" bei Eugen Diederichs in Iena erschienen ist, nicht viel Neues mitzutheilen vermag. Aber die Mühe, die sich der sozialreformerische Novellist gibt, die R'ankeeseele zu ergründen, verdient Anerkennung; und es würde sich lohnen, die in dem Buch zerstreuten Charakterzüge zusammenzufassen. Hier sollen nur drei Gedanken ausgesprochen werden.

WellsentdecktdieKinderausbeuwng,konstatirt,!daß,dieGleich^heit in nie dagewesene Gegensätze, die Freiheit in harte Sklaveri von Millionen umgeschlagen ist, und bemerkt, in der Theorie feien die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit allerdings dem vonihnen besiegten Gottesgnadenthum der Könige vorzuziehen. Die Bemerkung führt irr, wenn nicht hervorgehoben wird, daß dieses Gottesgnadenthum der legitimistisch-absolutistischen Periode nur ein schSbiger und verhunzter Rest des christlich-germanischenStaatsgedankens gewesen ist. Das im Staat organisirte Volk ein lebendiger Leib, dessen Glieder, die Berufstände, jedes die ihm nach Gottes Ordnung zukommenden Gaben und Rechte zum Wohl des Ganzen anzuwenden hat, so daß jeder Stand ein Amt, jeder Besitz ein Lehen Gottes ist, über dessen Verwaltung der reiche oder fürstliche Nutznießer Gott dereinst wird Rechenschaft ablegen müssen: diesem Gedanken entsprangen die bekannten wirthschaftlichen Grundsätze des deutschen Mittelalters.

Natürlich weiß ich, daß sich solche Grundsätze nur in der Wirthschaftverfassung dieser Zeit durchsetzen ließen und daß (die Geschichtkonstruktion von Marx-Engels enthält eben ein Körnchen Wahrheit) im Zeitalter der freien Konkurrenz und des Kapitalismus diese Möglichkeit schwand. Die neue Wirthschaftform war nothwendig; nicht nothwendig jedoch waren die unerhörten Grausamkeiten, die bei ihrer Durchführung verübt worden sind. Die

Gräuel der Inquisition kennt jede Küchenfee aus Schauerromanen und Iahrmarktbuden; die in England zwischen 1770 und 18S0 an Fabrik« und Grubenkindern verübten Gräuel, die für das neunzehnte Jahrhundert nicht weniger charakteristisch sind als die französischen und italienischen Ketzerbrände fürs dreizehnte und die spanischen fürs sechzehnte Jahrhundert, kennt fast Niemand, nicht einmal der sozialdemokratische Arbeiter; dieses Kapitel aus Marx« Engels unterschlägt ihm seine «o<!le8ig. äoLsns, weil es zu deren Taktik gehört, England auf Kosten des deutschen Paterlandes herauszustreichen. Diese Gräuel haben kein Antecedens und keine Parallele in der Weltgeschichte; weder in der antiken Sklaverei noch bei den Menschenfressern. Sie wurden erst möglich, nachdem der harte, finstere Calvinismus die katholische Charitas erstickt hatte, die dann in der (hauptsächlich von dem katholisirenden Oxford ausgehenden) christlich-sozialen Bewegung wieder aufgelebt ist. Wie charakteristisch, daß die Puritaner nach dem Sturz der Stuarts, zur Betrübniß, von inei'r^ olä LnAlsnä, besonders streng die Weihnachtfeier als papistischen Götzendienst verpönten! Ihre vorläufig noch religiös verpuppte Kapitalistenseele ahnte schon, daß ihr die Gefühle einmal hinderlich werden könnten, die der Kult des göttlichen Kindes weckt. Die heutigen Kindergräuel in den Vereinigt« n Staaten sind der Qualität nach wohl nicht ganz so arg wie jene englischen, quantitativ aber viel schlimmer. Wells zählt 1700000 dem Mammon geopferte Kinder bis Zu vierjährigen Würmern hinab. Nicht der unwahre nnd naturwidrige Gleichheitgedanke, sondern die in Erfüllung der Standespflichten sich bethätigende christliche Nächstenliebe ist die gesunde Seele, welche die Gesundheit des Volkskörpers verbürgt.

Korruption, sagt Wells, beherrsche nicht allein die Politik, sondern auch das private Geschäftsleben; vollkommen ehrlich gehe es im Handel und Wandel ja wohl nirgends zu. „Die Neuzeit hat den Kaufmann glorifizirt; nimmer aber wird er, sondern nur der produktive Mensch wird die Macht und Kraft aufzubringen haben für die große und glänzende Neuordnung der Dinge, die nicht jausbleiben kann." Eine neue Rechtfertigung des Widerwillens des klassischen Alterthums und des Mittelalters gegen die Chrematistik, gegen eine Wirthschaftform, in der nicht die Bedürfnisbefriedigung, sondern der Gelderwerb als das unmittelbare und Hauptziel aller wirthschaftlichen Thätigkeit gilt, Ist diese Abneigung berechtigt, so folgt daraus, daß es für ein Volk, trotz vorübergehender Bereicherung der Ober- und Mittelschicht, ein Unglück ist, wenn seine im eigentlichen Sinn desWortes produktiven Stände, die Bauern und

die Handwerker, ins Hintertreffen gerathen oder, wie die Bauern in England, ganz verschwinden.

Der ungeheuren Größe des Landes gedenkt natürlich auch Wells; aber so wenig wie die Anderen, die über die Vereinigten Staaten schreiben, spricht er deutlich und energisch aus, wasder üblichen Verhimmelung derDemokratieals der vermeintlichen Mutter deramerikanischenHerrlichkeit entgegengehalten werden muß,.Wenn energischen Europäern (die energielosen wandern nicht aus), die mit den Kenntnissen, Werkzeugen und Arbeitmethoden West- und Mitteleuropas ausgerüstet sind, eine fruchtbareundanMineralien reiche Bodenfläche geschenkt wird, die achtzehnmal so groß ist wie das Deutsche Reich, dann wäre es eine Kunst, nicht reich zu werden; großer Reichthum der Oberschicht, behaglicher Wohlstand aller anderen Schichten bis in die unterste hinein ist der natürliche, beinahe unvermeidliche Zustand, die notwendige Wirkung einer vordem nie dagewesenen Kombination von Natur und Menschenkraft, lind da sage ich mir nun (im Soliloquium darf man ja grob werden): Welche Mängel müssen Regirung und Verwaltung dieses Landes haben, wenn, trotz allenNaturbedingungen allgemeinen Gedeihens, Massenelend mit Kinderausbeutung entsteht; wenn die Regirung dieses Landes, das bequem fünfhundert, bei intensivster KulturachthundertMillionen Menschen ernähren könnte, jetzt schon darauf bedacht fein muß., durch einen Bertrag mit Kanada die Einfuhr wohlfeiler Lebensmittel und Rohstoffe zu sichern! Ist es nicht zum Totlachen und zugleich, (beim Hinblick auf die Blindheit unserer Politiker) zum Flennen, wenn uns Amerika auch wegen seiner weiträumigen Stadtanlage als Muster vorgehalten wird, Amerika, das jeden seinerBürger mit Rittergut und ‚Park ausstatten jkönnte? Wenniman freilichIuliusWolf glauben müßte, dann wären die Lebensmitteltheuerung und das Elend eines Theils der nordamerikanischen Bevölkerung daraus zu erklären, daß die Vereinigten Staaten schon an der Grenze der Aebervölkerung stehen. In seinem neusten Buch„DieVolkswirthschaft in Gegenwart undZukunft" behauptet er, eine erhebliche Zunahme! der Weizenproduktion sei drüben nicht mehr zu hoffen. Das ohne Vorarbeiten wie künstliche Bewässerung kultivirbare Land sei aufgetheilt, die künstliche Bewässerung aber fei so kostspielig, daß, die Farmer, die auf solchen Boden gerathen seien, vorzögen, nach Kanada auszuwandern. Ich stelle die Autorität des verdienten Nationalökonomen sehr hoch, kann abe.,' diese Behauptung, die sich auf gründliche Untersuchungen stützen soll, die jedoch gerade die werthvollste der unbegrenzten Möglichkeiten des neuen Kontinents leugnet, nicht für schon völlig s-

erwiesen halten. Mit dem „aufgetheilten" Gebiet, das keiner künstlichen Bewässerung bedarf, ist doch wahrscheinlich, außer dem Ostrand, das ungeheure Gebiet der beiden großen Ströme gemeint, das reich ist an natürlicher Bewässerung und das vor der europäischen Besiedelung Prairie und Urwald war. Das mag aufgetheilt sein; aber auch schon vollständig unter den Pflug genommen und intensiv bewirthschaftet? Und haben die „Wüsten des Westens" wirklich den Charakter der Sahara? Die einfache Thatsache, daß in den Vereinigten Staaten nur 10 Seelen auf den Quadratkilometer kommen (im Deutschen Reich 112), läßt unglaublich erscheinen, daß die Getreideproduktion nicht verzehnfacht oder, wenn die Bodenbeschaffenheit Schwierigkeiten verursacht, ,die ich nicht kenne, wenigstens verfünffacht werden könne. Die Flucht der Farmer wird von Anderen, auf die Tyrannei der Trusts zurückgeführt; und als die FleischtheuerungKrawallebewirkte,warenalleZeitungberichtedarin einig, daß sie nicht durch natürlichen Mangel, fondern vomFleischtrust verschuldet wird. Nachlässige und unweise Staatsverwaltung mag schuld daran sein, daß bei so dünner Bevölkerung schon Zustände eingetreten sind, die im alten, dicht bevölkerten Europa den Engländer Malthus zu seiner berüchtigten Theorie geführt haben. Hegel hat vor hundert Iahren dem Lob amerikanischer Freiheit entgegengehalten, daß freilich in einem Lande, dessen Ansiedler meilenweit von einander entfernt wohnen, zur Verhinderung von Carambolagen kein Polizist nöthig ist; daß eben die Notwendigkeit einschränkenderStaatseinrichtungen für Amerika noch garnicht gekommen sei. In der zweiten Hälfte des vorigen Iahrhunderts jedoch ,hat sich die Nothwendigkeit fühlbar gemacht; und diese Aenderung nicht bemerkt zu haben, darin besteht die Sünde der amerikanischen Staatsmänner. (Mit welchen Mitteln drüben Farmer, die nicht verkaufen wollten, von den Trustherrschern mürb gemacht wurden, hat neulich Frau Karin Michaelis erzählt, die offenbar nur das in Amerika allgemein Geglaubte wiedergab.)

Trotz Allem, sagt Wells, werde wohl nicht demDeutschenReich, auch nicht Britanien, sondern der großen Republik da drüben die Führerrolle im Fortschritt zufallen. Möglich; aber wenn es geschieht, werden es die Vereinigten Staaten nicht ihrer politischen Verfassung, sondern ganz allein der Größe und dem natürlichen Reichthum ihres Landes zu danken haben.

Neisse. KarlIentsch.

Die Schiller-Stiftung.
SS
DielSchiller-Stiftung.
der Neuen Rundschau hat Herr Hans Kyser schwere Anklagen
sW gegen die alte, wohlbegründete und wohlgeleitete Schiller-Stiftung erhoben. Da sprach die Stimme der Iugend. Nun dürfte wohl auch einmal das Alter reden. Durch Zufall kenne ich die Zeit der Begründung der Schiller-Stiftung, vor allen Dingen die Stimmung, aus der sie hervorgegangen ist, recht gut. Ich wende mich deshalb besonders gegen den Vorwurf, mit dem Herr Hans Kyser die Leitung der Schiller-Stiftung brandmarken möchte: „Die Erscheinung als Ganzes ist eine fünfzigjährige Schmach gegen den Geist der Spende und der Spender". Wer die damalige Zeit in ihrer Sentimentalität, mit ihren kleinen, ja, kleinlichen Verhältnissen kennt, wird über diese pathetische Anklage sich entrüsten oder ein Wenig lächeln. Ich erlaube mir, aus meiner Erinnerung von den Empfindungen, die die Schiller-Stiftung begleiteten, einiges Thatsächliche zu erzählen.
Unter welchen Bedingungen vor fünfzig Iahren geringere Beträge der Schiller-Stiftung überwiesen worden sind, ist mir nicht bekannt, aber ihr Hauptkapital stammt aus der Schiller-Lotterie, die der aufopfernde, tapfere Major Serre in den Iahren von 1859 bis 1861, allen Widerständen zum Trotz, glücklich durchgeführt hat, so daß er dadurch in die Lage kam, ungefähr eine MUlion Mark der Schiller-Stiftung zu übergeben. Von dieser Lotterie und ihrem Drum und Dran habe ich in den Iahren 1860 bis 1862 viel gehört und miterlebt. Wir, mein Bruder Friedrich Nietzsche und ich, hatten eine Tante, Schwester unseres früh verstorbenen Vaters, die sich mit großer Wärme für diese Stiftung interessirte, da sie Schiller ungemein verehrte. Sie war von dem humanen Zweck der Stiftung ganz begeistert, daß von nun an Schriftstellern und Schriftstellerinnen in ihren Lebensnöthen, besonders aber in ihren alten Tagen geholsen werden solle, damit sie nicht der öffentlichen Armenpflege anheim sielen. Wir hatten in Naumburg ein trauriges Beispiel in der Gestalt eines Dichters mit Namen Ernst Ortlepp, der aber leider seine Nöthe und Alterssorgen in Alkohol ertränkte und deshalb die allgemeine Sympathie verlor. Unsere Tante aber meinte, er trinke aus Verzweiflung und biete nur deshalb ein so unwürdiges Schauspiel, weil ihm nicht zur rechten Zeit geholfen worden sei. Solche Hilfe erwartete sie nun von der Schiller-Stiftung und sie fand es besonders schön, daß Schiller, der selbst recht wenig hatte, so lange nach seinem Tode noch Anderen helfen könne. Sie hatte 1859 inDrag Verwandte besucht, wo der Gedanke einer Ehruna,.Schillers besonders schnell Boden gefaßt hatte (man vergesse nicht, daß damals Oesterreich noch zum Deutschen Bund gehörte). Nachdem sie dort ihr Scherflein zu einer Sammlung gegeben hatte, bemühte sie sich nach ihrer Rückkehr, in dem kleinen naumburger Kreis ihrer Verwandten und Bekannten für die Schiller-Stiftung Propaganda zu machen, namentlich für die Lotterie, deren Lose Major

Serre jetzt in den deutschen Bundesstaaten vertreiben durfte. Zunächst war von dem Trefflichen ein Aufruf in Hunderttausenden von Exemplaren mit der Bitte versandt worden, ihm Gewinne für diese Lotterie zukommen zu lassen. Er hatte gehofft, daß eben so viele Gewinne eingehen würden, wie er Lose ausgestellt hatte. Zuerst sollten dreihunderttausend Lose zu einem Thaler ausgegeben werden und in seinem Optimismus hatte der brave Major öffentlich versprochen, daß jedes Los Etwas gewinnen solle, das mindestens den Werth eines Thalers habe, Nach dieser Ankündung wurden die Lose so stürmisch verlangt, daß nicht drei-, sondern sechshunderttausend und sechzigtausend Freilose schnell vergriffen waren. Dafür hatte der arme Major nun Gewinne zu beschaffen. Das gab furchtbare Schwierigkeiten, da er von dem Umfang der Zuwendungen, die er von den bemittelten Klassen des deutschen Volkes, besonders von den Verehrern Schillers, erwartet hatte, absolut enttäuscht wurde. Von den vielen Mitgliedern fürstlicher Häuser im Deutschen Bund hatten ihm nur zwölf Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen Geschenke zugewandt. Der verehrte Großherzog Karl Alexander von Weimar zeichnete sich vor Allen aus; er gab ein Gartenhaus mit Grundstück in Eisenach als Hauptgewinn. Auch die Gaben der anderen elf Fürstenfamilien waren nicht übel, aber die geringe Anzahl der Geber doch ungemein betrübend. Noch weniger gaben, wie sich ein damaliger Schriftsteller ausdrückte, „die Fürsten der Börse"; sie hatten sich sogar ganz ausgeschaltet. Von den Malern und Bildhauern Deutschlands waren ungefähr acht Gaben zu verzeichnen und unter den vielen deutschen Städten, an deren Frauenvereine man sich gewandt hatte, haben sich nur sechzehn Städte, davon die meisten mit recht geringen Gaben, betheiligt; nur Dresden, Wien und Nürnberg sollen lebhafte Theilnahme gezeigt und reiche Zuwendungen gemacht haben. Von Berlin schweigt des Sängers Höflichkeit. Auch von Gaben der Industrien und Gewerbe wird wenig erwähnt und nur Buch- und Knnsthandlungen sollen reichliche Gaben an die Lotterieverwaltung gesandt haben. Leider muß ich hier hinzusetzen, daß sämmtliche Buch- und Kunsthandlungen in dem Verdacht standen, sich beim Anlaß der Schiller-Lotterie ihrer alten Ladenhüter entledigt zu haben. Nur die Firma Cotta wurde mit Auszeichnung genannt, da sie wirklich werthvolle Gaben gestiftet hatte. Summa Summarum: Es war „ein Häuflein klein", das in allen Ländern des Deutschen Bundes seine Verehrung für Schiller durch Geschenke an die „Nationale Schiller-Lotterie" ausdrückte.

Wie Das damals empfunden wurde und welche Schwierigkeiten dem Major Serre daraus entstanden, schildert im Iahr 1861 Dr. Alexander Ziegler sehr anschaulich: „Was die Betheiligung an der Schiller-Lotterie in Bezug auf Opferbereitwilligkeit anlangt, bleibt gar viel zu wünschen übrig. Wenigstens hat sie auf die Bezeichnung .national' schlechterdings keinen Anspruch. Denn wenn bei einem Nationalunternehmen von zwanzig Städten nur etwa eine vertreten ist, wenn

unter zwanzigtausend Herzen nur ein einziges opferwillig schlägt, kann Wohl von einer nationalen Begeisterung und Betheiligung (wie sie dem hochherzigen Begründer vorgeschwebt haben mag) keine Rede sein. Wer ein Los kaufte, hatte freilich kein Opfer zu bringen. Hier war (wie schwarz auf Weiß auf jedem Los geschrieben stand) nicht nur nichts zu verlieren, sondern sogar zu gewinnen. Wer hätte da nicht zugreifen sollen? Und sie griffen zu. Während also, mit Abrechnung der erwähnten Frauenvereine, von zwanzigtausend Deutschen nur ein einziger sich durch eine Gabe betheiligte, betheiligte sich an der Losabnahme jeder sechsundsechzigste Deutsche. Ob diese ungemeine Theilnahme aus Liebe zu dem edlen Zweck der Lotterie hervorging, möge hier nnuntersucht bleiben. Nach den Aeußerungen, die nach der Veröffentlichung der Gewinnliste in so reichem Maße vernommen wurden, möchte es zu bezweifeln sein. Nun stelle man sich aber die Lage des guten Majors Serre vor. Während auf der einen Seite nur der zwanzigtausendste Deutsche eine Gabe gesteuert hatte, beanspruchte der sechsundsechzigste Deutsche einen Gewinn. Um dieses ungeheure MißverhZltniß auszugleichen, blieben jetzt nur zwei Auswege. Einer davon war: man mußte en-gros Einkäufe machen, um dadurch möglichst billige Einkaufspreise zu erzielen. Hier nun spielt das so unerquickliche Kapitel der Regenschirme, das oft genug, aber nicht eben in edelmüthiger Weise ausgebeutet worden ist. Hätte mancher Regenschirmspötter auch nur eine entfernte Ahnung gehabt von den unendlichen Sorgen, Mühen und dem Verdruß, der auch mit diesen Ankäufen verbunden war, wo der Käufer selbst mit Gemeinheit, Schwindel, ja, mit offenbarem Betruge zu kämpfen hatte, Dem würde gewiß nimmer in den Sinn gekommen sein, über die Regenschirme auch nur ein verletzendes Wort zu äußern."

Unter allen diesen Unannehmlichkeiten, die dem armen Major Serre nach seiner Aufopferung zu Theil wurden, hatten auch Die zu leiden, die sich um den Vertrieb der Lose bemüht hatten. Darunter war unsere Tante, deren Schwierigkeiten wir aber getreulich mittrugen. Auch wir hatten uns auf irgendeinen besonders schönen Geiwun gefreut. Als die Zahl der Lose auf die doppelte Höhe anschwoll, hatte Major Serre noch viele sehr werthvolle Ankäufe für die Gewinne gemacht, unter Anderem ein reizendes Haus in Freyburg an der Anstrut, ehemaligen Besitz des Turnvaters Iahn. Ich erinnere mich noch eines Spazirganges nach dem schön gelegenen Freyburg, wo wir, unsere Mutter, die Tante, mein Bruder und ich, das hübsche Besitzthum betrachteten und uns überlegten, was wir damit anfangen wollten, wenn wir das Glück hätten, es zu gewinnen. Aber das Glück war uns nicht günstig: unsere Mutter gewann einen Schiller-Wandkalender (ein sehr mäßiges Kunstwerk), mein Bruder einen der bespöttelten Regenschirme (es hieß, er sei von Alpakka, aber es war wirklich nur Baumwolle) und ich erhielt ein Buch „Ein Iahr der Iugend" von Max Iähns, wofür mein Bruder, wie er sagte, niemals einen Thaler bezahlt hätte. Was unsere arme Tante gewonnen hatte, kann ich nicht

sagen, denn aus lauter Verzweiflung täuschte sie ein Wenig und behielt von allen Gewinnen den geringsten zurück. Ia, sie legte aus eigenem Vermögen noch zu und schaffte sich einen ziemlichen Posten Mandelseife an, die eine beliebte Zugabe der Schiller-Lotterie war. Erst später mögen die Gewinner aus der Liste gesehen haben, dag sie von unserer Tante reichlicher bedacht worden waren als vom Schicksal. Uebrigens ist jetzt die Lecture dieser Gewinnliste ein wahres Vergnügen, da sie ein gutes Bild von den einfachen, anspruchlosen Verhältnissen der alten Zeit giebt. Man würde jetzt bei einer Dichterlotterie gar nicht wagen, solche komischen Gewinne zu schenken oder auszutheilen wie: eine Büchse Mostrich, Socken, Filzschuhe, ein Paket Hafermehl, Nagelbürsten, eine Büchse Pomade und Aehnliches. Aber es gab auch prächtige Gewinne: silberne Theeservice, Flügel, Nähtische. Ich muß hinzufügen, daß mein Bruder und ich unsere Gewinne der Tante zum Austausch anboten; aber sie sagte betrübt, auch damit könne man Keinen beglücken. Mein Bruder wäre seinen Regenschirm gern losgeworden, er fand ihn unter seiner Obersekundanerwürde, aber unsere Mutter meinte: „Zum Stehenlassen ist er noch gut genug". Wir waren froh, daß wenigstens unser Hauswirth, der ein schwarzseidenes Halstuch und zwei Vorhemdchen als Zugabe gewonnen hatte, zufrieden war. Aber sonst war ganz Deutschland voll von Murrenden und Unzufriedenen; und der arme Major Serre wurde sogar von einigen Losinhabern vor Gericht verklagt, weil ihre Gewinne keinen Thaler Werth seien. (Ein Thaler galt in dem damaligen armen Deutschland als etwas Beträchtliches.) Das war „der Geist der Spende und der Spender", von welchem Herr Hans Kyser so pathetisch spricht. Nun soll man aber nie nach dem Geist der Masse fragen, sondern nur, was der Einzelne, der Führende, hier also der Major Serre beabsichtigte. Auch darüber weiß ich gut Bescheid, da ich im Iahr 1862 nach Dresden in Pension geschickt wurde und dort Verwandte hatte, die den Major Serre und seine Absichten genau kannten. Hier muß ich nun ausdrücklich konstatiren, daß von ihm und seinen Freunden stets nur der humane Zweck der Stiftung hervorgehoben wurde, die den Interessen der gesammten Schriftstellerwelt dienen solle. Man darf nicht vergessen, daß es damals keine Pensionanstalt für Künstler und Schriftsteller gab. Diese Lücke sollte die Stiftung ausfüllen und dafür sorgen, daß die alten Schriftsteller und Schriftstellerinnen nicht die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen müßten, wie mehrfach vorgekommen war. Niemals ist davon die Rede gewesen, daß die Stiftung nur den Gentes dienen oder jugendliche ringende Talente unterstützen solle. Gerade gegen die zweite Annahme wurde heftig protestirt und das Wort vom „Heraufpäppeln" geringer und mittelmäßiger Talente war die Antwort auf eine vereinzelte Forderung dieser Art,
Stets stand das Mitleid mit den alten, bedürftigen Schriftstellern im Mittelpunkt aller Ueberlegungen und Bestimmungen; ihnen sollte, so zu sagen ohne Ansehen der Person, Unterstützung werden. Um aber

das Zartgefühl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen zu schonen, ist nachher vom Vorstand der Stiftung aus dem Wort „Unterstützung" hier und da das Wort „Ehrengabe" gemacht worden; man konnte nicht ahnen, welche Anklagen darauf später gegründet werden sollten. Die Schiller-Stiftung hat im stillen Wohlthun Alles gethan, was die besten Spender des ihr anvertrauten Nationalvermögens von ihr ver« langt haben. Sie hat in der Stille Freude bereitet und der Noth gesteuert und, in dem Wunsch, zu helfen, vielleicht allzu nachsichtige Urtheile über manche literarische Leistung gefällt. Darf man ihr daraus einen Vorwurf machen? Entspricht nicht gerade die Milde des literarischen Urtheils den Absichten und dem Geist der Begründer der Stiftung, daß deren Wohlthat möglichst Vielen zu Theil werde? Das Hauptvermögen war von der Allgemeinheit gesammelt worden und sollte der Allgemeinheit der Schriststellerwelt zu Gut kommen. War es nun nicht grausam von Herrn Kyser, dieses stille Wohlthun und die Namen der Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Noth gelindert wurde, an die Öffentlichkeit zu ziehen?

Was wirft er eigentlich der Stiftung vor? Nichts Anderes als Mitleid. Und Das thut er in einer Zeit, die mitleidiger ist als jemals zuvor eine war, mitleidig mit Allem, was schwach und der Hilfe bedürftig ist. Man sehe doch umher: werden die gesunden, starken Säuglinge sammt ihren Müttern unterstützt? Nein: die kümmerlichen und schwächlichen, die die Natur vielleicht zum Vergehen bestimmt hatte, werden aus Mitleid heraufgepäppelt. Sind unsere Schulen für die starken, geistig hervorragenden Schüler eingerichtet? Nein: für das bescheidenste Mittelmaß,; immer mehr wird der Gesammtgeist der Schulen herabgedrückt, aus Mitleid mit den minder Begabten. Wen schickt man in die Ferienkolonien: die Starken, Gesunde», Frohmüthigen, oder die Elenden und Schwachen? Für wen wird am Meisten gesammelt nnd gesorgt? Für die Leidenden jeder Art, ja, für Idioten und Mißrathene. Und selbst das verderbliche Anwachsen der Sozialdemokratie und der geringe Widerstand, den die Einsichtigen ihm entgegenstellen, hat seinen Grund in unserem Mitleiden mit den „armen Leuten". Ich müßte nicht die Schwester meines Bruders sein (der übrigens selbst eins der mitleidigsten Herzen hatte), wenn ich nicht seine Mahnung verstünde: „So seid mir gewarnt vor dem Mitleiden: daher kommt noch den Menschen eine schwere Wolke! Wahrlich, ich verstehe mich auf Wetterzeichen!"

Ich müßte also eigentlich den Angriffen des Herrn Kyser einige Berechtigung zugestehen; doch leider wendet er sich damit an die falsche Adresse, denn die Schiller-Stiftung ist vom Mitleid begründet und zum Mitleid verpflichtet. Daß sie die Sonne gütigen Wohlwollens überGerechte undUngerechte scheinen läßt, ist ihrRecht und ihre Pflicht. Natürlich würde die Stiftung hundertmal lieber nur bevorzugten Talenten helfen, aber wie soll sie dem Ansturm der Bittenden widerstehen? Und dürfen wir wünschen, daß Wotan dem Vorstand der Stiftung, dem Geist der Stiftung entgegen, ein hartes Herz in den Busen legt?

Die Zukunft.

Ich sagte schon am Anfang, daß ich nur die Bedingungen kenne, unter denen das Hauptoermögen der Schiller-Stiftung zusammengekommen ist; der kleinere Theil wird wohl den Paragraphen der Satzungen rechtfertigen, nach dem besonders solche Schriftsteller undSchriftstellerinnen, die für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt haben, durch Hilfe in Noth und Sorge zu ehren seien. Aber der Nachsatz weist sogleich wieder auf die Stimmungen und Bedingungen hin, unter denen das Hauptvermögen zusammen gekommen war und nach denen das Verdienst nicht allein entscheiden soll. Die Schiller-Stiftung hatte zwei Testamente zu erfüllen: eins für die Allgemeinheit und eins für die Besonderen; sie hat es in bester Weise gethan. Ietzt, wo das durch die Lotterie zusammengekommene Vermögen nicht mehr die Hauptsache ist nnd für, die Schriftsteller auch sonst noch durch Pensionanstalten und Krankenkassen gesorgt wird, wäre vielleicht die Zeit gekommen, wo die Schiller-Stiftung öfter gröfzere Ehrengaben als Noth-Pfennige vertheilen könnte. Das ist auch schon lange geplant worden und ich habe schon einmal mit dem verstorbenen Dr. Hans Hoffmann darüber gesprochen. Vielleicht darf jetzt die Schiller-Stiftung der starke Weggenosse werden, der die Tüchtigen, Hochbegabten in ihren Mannesjahren stützt und ihnen kräftig zur Seite steht; aber gewiß nicht den unreifen Iünglingen, die der Schulbank entfliehen, um ihrem oft eingebildeten Talent zu leben. Es schadet der Iugend nicht, wenn sie ihr Ioch trägt, das Ioch einer tüchtigen Vorbereitung zu einem festen Beruf. Für Ieden ist der Beruf ein gutes Rückgrat und nicht nur ein Ioch. Auch mein Bruder hat sein Ioch als einer der besten Schüler Pfortas, als ausgezeichneter Philologe und gewissenhaftester Lehrer getragen und fast bis zur Blindheit seine Augen ruinirt. Endlich aber hatte er nur den einen Wunsch: „Ich lechze nach mir". Und die Krankheit, die Ueberanstrengung und fast Erblindung seiner Augen war es endlich, die ihn von seinem Ioch befreite. Sicher etwas zu spät. Wie hat er dann versucht, mit dem Rest seines kleinen Vermögens und einer bescheidenen Pension von der Universität Basel seinen eigenen Weg zu gehen und seine Gesundheit wieder zu erlangen! Gewiß: in solchen Fällen könnte die Schiller-Stiftung ehrend und helfend beispringen; aber wie selten wird zur rechten Zeit die Noth und das Genie selbst erkannt! Wie stolz verbirgt sich der Genius und wie wenig ist er geneigt, Hilfe anzunehmen!

Herr Hans Kyser hat die großen Schwierigkeiten, die mit einer solchen Stiftung verbunden sind, übersehen. Vielleicht wundert er sich, wie ich dazu komme, über solche Stiftung-Augelegenheiten zu sprechen. Zu meiner Legitimirung will ich nur hinzufügen, daß ich selbst aus dem Nietzsche-Archiv eine Stiftung gemacht habe, die nach meinem Tod Stipendien auszahlen soll. Ich habe, dem Geist meines Bruders treu, nicht nur an Schriftsteller gedacht, sondern auch an andere Künstler und an Offiziere, Iuristen und Gelehrte. Reisestipendien, wenn möglich in der Höhe von fünfzehnhundert bis zweitausend Mark

sollen an tüchtige Männer (nicht an Iünglinge) der genannten Berufe verliehen werden. Nicht von Ehrengaben oder irgendwelchem literarischen Verdienst darf hier die Nede sein, auch Niemand selbst sich darum bewerben, sondern Männer, die flecklos im Charakter und Leben dastehen, sollen ihre tüchtigen Freunde vorschlagen. Mit einem solchen Neisestipendium ist nur die eine Forderung verbunden, daß es Freude bereiten soll, denn mein Bruder hat immer gemeint, daß, sich die Menschheit zu wenig gefreut habe. Mehr aber sollte man auch nicht von der Schiller-Stiftung verlangen. Mit Freude soll gegeben und mit Freude genommen werden.

Weimar. ElisabethFörster-Aietzsche.

Selbstanzeigen.

Der Hirsch und feine Geschichte. Berlin, bei Georg Bondi.

Vor ein paar Iahren habe ich damit begonnen, unter dem Titel „Thierbuch" eine Anzahl kleiner Monographien aus der Thierwelt (zunächst aus dem Bezirk der Säugethiere) herauszubringen. Ieder Theil ist in sich abgeschlossen und kann einzeln gelesen werden. Wir stehen auf dem Gebiete der Populärwissenschaft heute bei den kleinen billigen Heften und Bänden, die von den Verlegern unter allerlei Sammeltiteln und meist mit sehr verschiedenwerthigem Mitarbeiterpersonal in die Welt geschickt werden. Ich möchte es am Liebsten allein machen, ohne Vielköpfigkeit: und so sind diese Thierbändchen ein Versuch. Im vorigen habe ich das Pferd behandelt, mit seinem weiten urweltlichen Hintergrund der Tertiärzeit, mit seinem fast unglaublichen Stammbaum von ganz kleinen, kaum fuchsgroßen Thierchen her, seiner Parallelentwickelung in Europa und Amerika, seinem räthselhaften Aussterben in Amerika vor Columbus, seiner schon praehisto» rischen Zerspaltung in zwei grundlegende Urkultnrrassen: all die fabelhaft interessanten Thatsachen moderner Forschung, die doch, Tausend gegen Eins zu wetten, die Mehrzahl auch unserer feinsten sportlichen Pferdekenner noch nie gehört hat, dank der zunehmenden Zersplitterung unserer heutigen Bildungwege und des fachmännischen Bergwerks!» «trieb es im sorgsam verschlossenen Maulwurfsbau. Diesmal erzähle ich die muthmaßliche Geschichte des Hirsches, für Iäger im weitesten Sinn, vom Förster bis zum Liebhaber. Die Ahnenschaft des Hirsches hat auch des Amusanten genug, in ihren Beziehungen zum Nilpferd, zum Schwein, zu allerlei absonderlichem Urweltvolk, dann wieder zum Kamel, zur Giraffe, zum Moschusthier. Das ist in diesem Fall aber noch nicht das Entscheidende. Ein Wesen, um das sich von Alters her so viel Nomantik webt, muß noch sein besonderes Geheimnis) haben. Und das steckt in der That im Geweih des Hirsches. Diese

Sie Zukunft.
Hieroglyphe zu lesen, bezweckt mein Buch. Wie das Hirschgeweih immcr wieder abgeworfen und erneuert wird, wie es zugleich in seiner ornamentalen Ausgestaltung in den Perioden dieses Erneuerns wächst: daran haben wir uns zwar praktisch gewöhnt, weil ein allbekanntes Thier unserer Heimath es uns immer wieder vormacht; aber wer nnr für kurze Minuten wieder einmal dazu Abstand sucht, nachdenkt, vergleicht mit anderen thierischen Wachsthumsvorgängen, Der muß sich sagen, daß es nicht leicht ein größeres Wunder und Räthsel in der lebendigen Natur geben kann. Nun wissen wir aber aus der Geschichte, daß die Hirsche einst überhaupt kein Geweih hatten. Irgendwo muß es also bei ihnen entstanden sein, mit all seinen Wundern. Mit der einfachen Nützlichkeit kommen wir nicht durch das Problem. Es gilt, Mysterien des Liebeslebens in der Natur zu entschleiern. Hinter denen aber birgt sich noch wieder ein Geheimkapitel unserer Naturertenntniß: das Auftauchen ornamental gestalteter Luxusproduktionen ini Organischen. Wer seine Iagd liebt und seinen Wald und das letzte große freie Waldthier, das unsere Kulturheimath sich selbst noch übrig gelassen hat: Der sollte wohl auch Lust und Zeit haben, einmal für eine Stunde sich dieser höheren Iagd im Geisteswald anzuschließen. Ein gut Theil ist da schon zur Strecke gebracht, wie das Buch ausführlich darlegt. Nicht jeder theoretische Schachzug braucht dabei nothwendig Ieden zu befriedigen. Um so besser, wenn Einer eigene Ideen dazu findet. Aber er mag aus dem Buch ersehen, wie Viel für solchen Ideengang schon heute berücksichtigt werden muß, wenn nicht nur ein Iägerlatein der Entwickelungsgeschichte herauskommen soll. EntWickelungsgeschichtliche Denkneigung setze ich natürlich voraus. Die haben wir aber Alle heute, so weit wir Kulturkraft und Kulturfreude besitzen. Ob wirs nun Darwin nennen oder anders.
Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche,
Das religiöse Leben in Amerika. Eugen Zieverichs in Iena.
Als die Achtundvierziger aus Deutschland nach der Neuen Welt kamen, waren sie erstaunt, im Lande der Freiheit so viele Kirchen zu finden. Die älteren Einwanderer standen unter dem Einfluß des idealistischen Realismus jener Zeit, die jüngeren liefen unter der Marseillaise einer neuen Religion und Weltanschauung Sturm auf alles Bestehende. Beide hatten in der alten Heimath unter dem Druck des deutschen Polizeistaates gelitten, dem die kirchliche Orthodoxie willig Handlangerdienste leistete. Die Flüchtlinge brachten deshalb auch der Geistlichkeit in der neuen Welt wenig Liebe entgegen und kamen nur selten zu einer gerechten Beurtheilung des religiösen Lebens in Amerika. Das hat dort aber eine tiefere Bedeutung als in europäischen Ländern; und diese Bedeutung will ich zeigen. Den Schlüssel zum Verständniß der Erscheinungen fand ich in den Forschungen des reifsten amerikanischen Denkers, des Psychologen William Iames, der das Wesen der Religion in einem inneren Erlebniß erblickt. Duld-

samkeit, Brüderlichkeit und das ernste Streben, die sittliche Gesinnung in der That zu erweisen und an der Lösung der großen sozialen Probleme rührig mitzuarbeiten: Das habe ich, in Amerika gesehen und nun Europäern zu schildern versucht. Wilhelm Müller.

Das Herz im Harnisch. Neue Balladenzund Wieder. EgonFleischel K Co. in Berlin.

Alte Geschlechter.

Wie oft in alten Geschlechtern ein altes Erinnern erwacht!
Da denkt der Enkel Wohl Pläne, die einst der Ahnherr gedacht,
Da trägt der Enkel die Züge des Ahnen und spricht wie er,
Fremd klingt in unsre Tage der Klang von einstens her,
Da steht ein Landsknechtführer in unserer Mitte da,
Wie stolzer und derber ihn niemals fein Fähnlein reiten sah, ^
Er steht wie ein Gedanke, den einst der Stamm gedacht
Und den ein seltsam Erinnern wieder ans Licht gebracht.
Still sitzen rings im Lande die alten Geschlechter verstreut,
Die Zeit, die Alles erneuert, sie hat sie nicht erneut.
Auf ihrer alten Scholle leben sie träumend dahin
Und die Scholle giebt ihnen jährlich immer schmalern Gewinn,
Fabriken schänden die Fluren, Bergwerke wühlen sie auf,
Aus Dörfern werden Städte — sie merken kaum darauf,
Sie schränken eng und enger des Lebens Kreise ein.
„Und waren die Ahnen Bauern, — wir wollens wieder sein!
Zu klug sind heut die Leute, da können wir nicht mehr mit,
Heut tänzelt und schwänzelt Alles, wir haben zu schweren Schritt,
Herr Gott, bewahr' die Lande vor Krieg und schwerer Noth!
In diesen Kausmannszeiten wären wir besser tot,
Doch wenn erst wieder Fahnen jubelnd flattern im Wind. . .
Gott schütze die Länder vor Zeiten, in denen wir nöthig sind!"

Ihr großen stillen Frauen, die Ihr mein Leben umgebt,
Wie Eure frische Reinheit die trübe Zeit belebt!
Wie seid Ihr gütig und offen, — und gebt doch nie zu viel,
Wie seid Ihr derb und gerade, — und kennt doch stets das Ziel,
Wie sitzt Ihr stolz zu Pferde, — und seid doch immer Weib,
Wie pflegt Ihr sanft die Kranken, — und nicht als Zeitvertreib!
Wie fliegt Ihr fröhlich im Tanze, — und seid doch nie zu laut,
Wie sprecht Ihr klüg im Rathe für Den, der Euch vertraut!

In einer Heerde Kühe sah ich eine Hinde verirrt,
Mit seinem Knüppel rannte ihr schreiend nach der Hirt,
Sie wandte stumm und edelverachtend die schmale Gestalt
Und flog mit langen lässigen Sätzen zurück in den Wald.

Sahlis. Börries Freiherr von Münchhausen.

Die Zukunft.
Die Bergrede.
(Versuch einer zeitgemäßen Uebersetzung; aus dem Evangelium Matthaei.)
er aber die Volksmassen sah, stieg er den Berg hinan, und
WLv nachdem er sich niedergelassen hatte, traten seine Schüler ihm
zur Seite; und er öffnete seinen Mund und hielt ihnen die folgende
Lehrrede:
„Glücklich die Gottsucher, denn sie sind Könige im Reich des
Geistes! Glücklich die Melancholischen, denn sie werden Seelenruhe
finden. Glücklich die Friedfertigen, denn sie werden die Herren der
Erde werden. Glücklich, die da hungert und dürstet nach göttlicher
Vollkommenheit, denn ihr Verlangen wird gestillt werden. Glücklich
die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden. Glücklich, die
reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Glücklich die Friedensstifter, denn sie werden zu Söhnen Gottes berufen werden. Glück«
lich, die wegen ihres Gerechtigkeitsinnes verfolgt werden, denn sie sind
Könige im Reich des Geistes. Glücklich seid Ihr, wenn Euch die Menschen, weil Ihr zu mir gehöret, schmähen, Euch verfolgen und alle nur
möglichen boshaften Verleumdungen gegen Euch reden. Freuet Euch
Dessen und jubelt darüber. Euer Lohn dafür in der anderen Welt ist
groß; denn eben so verfolgten sie auch die Propheten vor Euch. Ihr
seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz fad wird, womit soll
MN salzen? Es taugt zu nichts mehr, als daß man es ausschüttet und
vkn den Menschen zertreten läßt. Ihr seid das Licht der Welt. Eine
MÄt aber, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben.
Auch zündet man nicht ein Licht an und stellt es unter ein Maßgefäß,
sondern hinauf auf einen Leuchter: und es spendet dann Licht allen
Musheivohnern. Eben so soll auch Euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie Eure guten Thaten sehen und rühmen Euren Vater
in den himmlischen Sphären,
WS
Daß Ihr nur ja nicht glaubet, ich sei gekommen, das Gesetz und
die Propheten aufzuheben; nicht, um sie aufzuheben, bin ich gekommen,
sonder», um sie zu ergänzen. Denn, wahr und wahrhaftig, ich sage
Mch:' «evor Himmel und Erde vergeht und bevor das Ende der Weltgeschichte kommt, wird nicht ein Iot oder ein Häkchen vom Gesetz untergehen. Darum, wer nur ein einziges auch von diesen kleinsten Geboten
aufhebt und lehrt also die Menschen, Der wird auch als der Kleinste berufen werden in der anderen Welt; wer sie aber erfüllet und lehret,
Der wird als ein Großer berufen werden in der anderen Welt. Denn
ich sage Euch, daß Ihr nicht in den Himmel kommen könnt, wenn nicht
Euer Gerechtigkeitsinn viel stärker entwickelt ist als der der Schriftgelehrten und Pharisäer. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt
wurde: ‚Du sollst nicht morden!' Wer aber mordet, Der hat sich vor
Gericht zu verantworten. Und ich sage Euch: Schon ein Ieder, der

seinem Bruder sagt: ‚Du tzohlkopf!' Der gehört vor das oberste Gericht; wer aber zu ihm sagt: ‚Du Verrückter!' Der gehört ins Feuer der Hölle. Darum, wenn Du Deine Opfergabe auf den Altar niederlegst und es fällt Dir dort ein, daß Dein Bruder Etwas gegen Dich hat, so sollst Du Deine Gabe vor den Altar legen, zunächst zurückgehen, Dich mit Deinem Bruder versöhnen und dann erst hingehen und Deine Gabe darbringen. Du sollst mit Deinem Prozeß‚gegner so rasch wie möglich einen Vergleich schließen, so lange Du noch mit ihm zurecht kommen kannst, auf daß Dich nicht der Prozeßgegner dem Richter überantworte und der Richter dem Büttel und Du ins Schuldgefängniß geworfen werdest. Ich sage Dir: dann wirst Du nicht von dort herauskommen, bevor Du den letzten Pfennig bezahlt hast. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht ehebrechen! Und ich sage Euch, daß Ieder, der ein Weib nur mit lüsternen Blicken ansieht, schon im Herzen sie ehebrecherisch mißbraucht hat. Wenn Dein rechtes Auge Dich zu schwerer Sünde verleitet, so solltest Du es ausreißen und fortwerfen, denn es frommt Dir mehr, daß eins Deiner Glieder verderbe, als daß Dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. Und wenn Deine rechte Hand Dich zu schwerer Sünde verleitet, so solltest Du sie abhauen und von Dir werfen; denn es frommt Dir mehr, daß eins Deiner Glieder verderbe, als daß Dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. Und es ist auch gesagt worden: ‚Wer sein Weib entläßt, Der soll ihr einen Entlassungbries geben/ Und ich sage Euch: ‚Wer sein Weib aus einem anderen Grunde als wegen Hurerei entläßt, Der macht sie zur Ehebrecherin, und wer eine solche Entlassene heirathet, treibt Ehebruch. Ferner habt Ihr gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: ‚Du sollst keinen falschen Schwur leisten und bei Gott Deine Schwüre ablegen/ Und ich sage Euch, daß Ihr unter keinen Umständen ‚beim Himmel' schwört, denn er ist ja nur Gottes Thron, oder ‚bei der Erde', denn sie ist ja nur sein Fußbänkchen, oder ‚bei Ierusalem', denn Das ist ja nur eines großen Königs Stadt; anch sollst Du nicht bei Deinem ‚Haupte' schwören, denn Du kannst ja nicht ein einziges Kopfhaar schwarz oder weiß machen. Euer Wort aber soll sein: Ja, ja! Rein, nein! Alles Weitere ist ein Ausfluß schlechten Gewissens. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Jahn nm Jahn. Und ich sage Euch, daß Ihr dem Bösen nicht Widerstand leisten sollt, sondern, wenn Dich Iemand auf die rechte Backe schlägt, so biete ihm auch die andere dar. Und wenn Iemand gegen Dich einen Prozeß anstrengen und Dir Deinen Rock abnehmen will, so laß ihm auch den Mantel; und wenn Iemand ein Zwangsrecht gegen Dich hat, daß Du tausend Schritt gehest, so gehe mit ihm zweitausend. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben!' Und Du wirst Dei-Ntn Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde! Segnet, die Euch fluchen! Thut wohl Denen, die Euch hassen, und bittet für Die, die Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Söhne werdet Edres himmlischen Vaters! Denn er läßt seine Sonne aufgehen über

Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn Ihr nur Die liebt, die auch Euch lieben: welchen Lohn habt Ihr dann zu heischen? Handeln nicht die Steuerwucherer eben so? Und wenn Ihr nur Eure Brüder grüßet, was thut Ihr da Außerordentliches? Handeln nicht die Steuerwucherer eben so? Vollkommen sollt Ihr sein, wie auch Euer Vater in den himmlischen Sphären vollkommen ist. Hütet Euch, Eure Wohlthätigkeitpflichten vor der Oeffentlichkeit zu erfüllen, um vor ihr zu protzen; sonst habt Ihr von Eurem himmlischen Bater keinen Lohn zu erwarten. Darum, wenn Du Deine Wohlthätigkeitpflichten erfüllst, so sollst Du es nicht an die große Glocke hängen, wie die Heuchler thun in den Synagogen und Straßen, auf daß sie von den Menschen gerühmt werden. Wahr und wahrhaftig: ich sage Euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn Du aber Wohlthätigkeit übst, so soll Deine linke Hand nicht wissen, was Deine rechte thut, auf daß Deine Wohlthätigkeit im Verborgenen bleibe, und Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Und wenn Du betest, so sollst Du nicht sein wie die Heuchler; denn sie lieben, in den Synagogen und an den Ecken der Straßen zu stehen und zu beten, um von den Menschen gesehen zu werden. Wahr und wahrhaftig: sie haben ihren Lohn dahin. Du aber, wenn Du betest, so sollst Du in Dein Zimmer gehen und erst, nachdem Du die Thür geschlossen hast, zu Deinem Vater im Verborgenen beten. Und Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Und wenn Ihr betet, so macht keine Phrasen wie die Heiden, die da meinen, sie würden wegen ihres großen Wortschwalls erhört. Daß Ihr Euch nur ja nicht sie zum Muster nehmt! Denn Euer Vater kennt Eure Bedürfnisse, bevor Ihr ihn bittet. Darum sollt Ihr also beten: Unser Vater in den himmlischen Sphären, Dein Name soll geheiligt werden, Deine Herrschaft soll kommen, Dein Wille soll geschehen im Himmel wie aus Erden! Das nöthige Brot gieb uns heute! Und vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben Jenen, die gegen uns sich verschuldet haben, und führe uns nicht in Versuchung, sondern befreie uns von der Macht des Bösen! Denn wenn Ihr den Menschen ihre Fehler vergebt, so wird Euch Euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn Ihr den Menschen aber ihre Fehler nicht vergebt, so wird Euch Euer Vater auch Eure Fehler nicht vergeben. Wenn Ihr fastet, so sollt Ihr kein saures Gesicht machen, wie die Heuchler; denn sie verstellen ihre Gesichter, damit die Leute sehen, daß sie fasten. Wahr und wahrhaftig: ich sage Euch, sie haben ihren Lohn dahin. Du aber, wenn Du fastest, sollst Du Deinen Kopf salben und Dein Gesicht waschen, damit die Leute gar nicht merken, daß Du fastest, sondern nur Dein Vater Dieses merke; und Dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird Dirs öffentlich vergelten. Daß Ihr nur ja nicht auf Erden Schätze da aufspeichert, wo sie Motten und Rost vernichten und wo sie Diebe ausgraben und entwenden, Speichert Euch lieber Schätze im Himmel auf,

wo weder Motten noch Rost sie fressen und wo keine Diebe nachgraben und stehlen. Denn wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz. Das Licht des Leibes ist das Auge. Darum, wenn Dein Auge richtig ist, wird Dein ganzer Leib licht sein; wenn aber Dein Auge trügerisch ist, wird Dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun selbst das Licht in Dir finster ist: wie tief wird dann die Finsternis sein! Niemand kann zweien Herren dienen; denn entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben oder er wird dem einen sich anschließen und um den anderen sich nicht bekümmern. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Deshalb sage ich Euch: Macht Euch nicht zu viel Sorgen wegen Eures Lebens, was Ihr essen und trinken werdet, auch nicht wegen der Kleider für Euren Leib. Ist nicht das Leben selbst werthvoller als die Speise und der Leib selbst als die Kleidung? Betrachtet doch die Vögel des Himmels: wie sie weder säen noch ernten noch in Vorrathkammern sammeln; und Euer himmlischer Vater er» nährt sie doch. Seid Ihr nicht viel mehr als sie? Wer unter Euch kann denn durch seine Sorgen seine Körperlänge auch nur um eine Elle vergrößern? Und warum macht Ihr Euch Sorgen um Eure Kleidung? Beobachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, ohne zu arbeiten oder zu spinnen; und doch sage ich Euch, daß selbst der König Salomo in höchster Gala nicht so schön bekleidet war wie eine einzige von diesen Lilien. Und wenn Gott das Gras des Feldes, das nur heute steht und morgen schon in den Ofen geworfen wird, so bekleidet, um wie viel mehr Euch, Ihr Glaubenschwachen! Macht Euch also keine Sorgen, indem Ihr sprecht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Wie werden wir uns kleiden? Nach Alledem trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, daß Ihr das Alles nöthig habt. Strebet vor Allem nach dem Neich Gottes und seiner Vollkommenheit. Und alles Andere wird Euch dann als Zugabe werden. Taß Ihr Euch also nur ja keine Sorgen macht für morgen; denn der morgige Tag wird schon für sich selber sorgen. Genug, daß jeder Tag seine eigene Plage hat.

Ihr sollt Euch nicht zum Nichter aufwerfen, sonst wird man auch über Euch sich zum Nichter aufwerfen. Denn nach dem selben Becht, nach dem Ihr Urtheile fällt, wird man auch über Euch Necht sprechen, und nach dem selben Maß, nach dem Ihr messet, werdet Ihr gemessen werden. Was stehest Du den Splitter in dem Auge Deines Bruders, den Balken im eigenen Auge aber erkennst Du nicht? Oder wie darfst Du zu Deinem Bruder sagen: Erlaube, ich will Dir einen Splitter aus Deinem Auge ausziehen; und siehe: in Deinem Auge ist doch ein ganzer Balken? Heuchler! Ziehe zunächst den Balken aus Deinem Auge; und dann erst siehe zu, den Balken aus Deines Bruders Auge zu ziehen. Daß Ihr ja nicht das Heilige den Hunden gebt oder die Perlen den Schweinen hinwerft, damit sie sie zertreten mit ihren Füßen und sich umwenden und beißen Euch. Bittet und es wird Euch gegeben werden; suchet und Ihr werdet finden; klopfet an und es wird e

Euch geöffnet werden. Denn Ieder, der bittet, empfängt Etwas, und Ieder, der fuchet, findet Etwas, und Iedem, der anklopft, wird geöff» net. Oder ist unter Euch etwa ein Mensch, der seinem Sohn, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein gäbe? Wenn er ihn um einen Fisch bittet, ihm eine Schlange gäbe? Darum, wenn Ihr, die Ihr doch Sünder seid, Euren Kindern gute Gaben zu geben wisset, um wie viel mehr wird Euer himmlischer Vater Gutes geben Denen, die ihn bitten! Alles nun, was Ihr wollt, daß die Menschen Euch thun, thut auch ihnen; denn Das ist die Lehre des Gesetzes und der Propheten. Gehet hinein in die enge Pforte; weil weit ist die Pforte und breit der Weg, die ins Verderben führen, und groß, ist die Zahl Derer, die durch sie eingehen, und weil eng ist die Pforte und schmal der Weg, die ins Leben führen, und nur Wenige finden sie. Hütet Euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inner» lich aber sind sie wie reißende Wölfe. An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. Kann man Trauben lesen von den Dornbüschen oder Feigen von Distelsträuchern? Eben so bringt jeder nützliche Baum wcrthvolle Früchte, aber ein fauler Vaum bringt werthlose Früchte. Ein nützlicher Baum kann nicht werthlose Früchte hervorbringen und ein fauler Baum nicht wcrthvolle Früchte. Jeder Vaum, der nicht werthvolle Früchte hervorbringt, wird abgehauen und als Brennstoff benutzt. Darum also: An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. Nicht Ieder, der zu mir sagt: .Herr, Herr' wird in den Himmel tom» men, sondern nur, wer auch den Willen thut meines himmlischen Va» ters. Viele werden an jenem großen Tag zu mir sagen: ‚Herr, Herr, haben wir nicht in Deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in Deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in Deinem Namen Gewaltiges gethan?' Und dann werde ich ihnen rücksichtlos erklären: Ich habe Euch niemals anerkannt! Fort von mir, die Ihr ein Leben ohne das Gesetz führt! Darum: ein Ieder, der diese meine Worte hört und gehorcht ihnen, gleicht einem vorsichtigen Mann, der sein Haus auf einen Felsen baute. Und als nun ein Wolkenbruch niederging und die Flüsse stiegen und die Winde wehten und stießen gegen jenes Haus, da stürzte es doch nicht ein, denn es war auf Felsen gegründet. Und Ieder, der meine Worte hört und gehorcht ihnen nicht, Der wird einem unzurechnungfähigen Mann zu vergleichen scin, der sein Haus auf Sand bauete; und als nun ein Wolkenbruch kam und die Flüsse stiegen und die Winde wehten und stießen gegen jenes Haus, da stürzte es ein und es gab einen großen Krach."

Und nachdem Iesus diese Worte gesprochen hatte, ging eine mächtige Bewegung durch die Volksmassen ob seiner Lehre. Denn seine Lehrart war wie die eines Lehrers von Gottes Gnaden und nicht wie die der Schriftgelehrten.

Köln. Dr. Morris deIonge.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Saiden in Verlin. — Perlag der Zukunft in Verl!n, — Druck von Paß K Garleb G m, b, tz. in Verll».

Verlin. den 20. April 1912.
ProtuberanZcn.
diviz Qermanuz.
D^n der Fabrik Kovadonga, nah bei Puebla, der Haupt» und
^M' Industriestadt des mexikanischen Centralstaates, der den
-selben Namen trägt, sind im Iuli 1911 Deutsche gemordet, ist der
Leib einerdeutschenFrau vongeilen Schurken geschändetworden.
Nicht von Nächern ihrer Ehre oder einer Besitzschmälerung (die
Deutschen hattenweder einerKränkungnoch einesNaubes Schuld
auf sich geladen), sondern von Banditen. Um die Landsleute zu
beruhigen und der mexikanischen Negirung zu zeigen, wie ernst
er dieSache nehme, fuhrKontreadmiral vonHintze, der Deutsche
Gesandte, mit dem Generalkonsul nach Puebla; sorgte schnell für
würdige Bestattung der Hingeschlachteten, ließ ihre Gräber mit
Denksteinen schmücken und gab der Zuversicht auf ein rasches und
strenges Strafgericht lauten Ausdruck. DerHandelsfachverstän»
dige des Generalkonsulates mußte von Mexiko nach Puebla de
laZaragoza übersiedeln, um die Strafverfolgung in derNähe zu
kontroliren. Sechs Monate vergehen. Nichts. Der Arm der Ge»
rechtigkeit scheint nicht lang genug, um die Mörder zu packen. Die
Deutschen werden ungeduldig. Am Geburtstag des Kaisers sagt
Herr vonHintze imDeutschenHaus: „DieNegirung derNcpublik
hat, in Uebereinstimmung mit der Oeffentlichen Meinung dieses
von ehrlichem Nechtsgefühl erfüllten Landes, in bündigster Form
'erklärt, daß sie das Verbrechen von Kovadonga als einen Fleck
<iuf dem Schild Mexikos empfindet und nicht ruhen wird, bis es

gesühnt ist. Der Herr Präsident der Nepublik ist ein Patriot und ein Ehrenmann; sein uns verpfändetes Wort ist also eine Bürgschaften die der Zweifel sich nicht heranwagen darf." Sehr schön. Ob,nach sechs Monaten, von einer kräftigenWarnung nicht mehr als vonzierlichgedrechseltenKomvlimenten zu erwarten war, ließ sich aus der Ferne nicht leicht ermessen. Der Präsident hieß nicht mehr Porfirio Diaz, hieß jetzt Madero; und der Vertreter des Deutschen Neiches mochte glauben, den neuen Mann auch bei diesem traurigen Anlaß miteinemLobliedchen bewirthen zu müssen. In Deutschland rührt sich nichts. Keine Depesche, die des Kaisers (oft genug Ausländern gespendetes) Mitgefühl kündet. Auch keinWortvon dem Herrn, dersich Neichskanzlernennen läßt. Noch ein Deutscher Gans Angermann) wird auf mexikanischer Erde gemordet. Alles schweigt. Ieder neigt der kläglichen Cha» made von Agadir sein Ohr. Endlich hört man, der Kleine Kreuzer „Bremen" werde denHafenVeracruzanlaufen. Demonstration? Nein. Bringt (schreien dieOffiziösen vonderNeichsretirade)diesen harmlosenBesuch,der nureineEtapeaufderlängst befohlenen Uebungfahrt ist, um des Himmels willen nicht mit den Morden in irgendwelchen Zusammenhang! Damit hat er nicht das Allergeringste zu thun. Wir haben dasWort des Herrn Madero und denken, als friedsame Leute, an Flottendemonstration nur, wenn wir ein paarDutzend Millionen für neue Schifschen fordern. Ter Kreuzer landet; dicOffiziere kommen (inCivil)indieHauptstadt; der Gesandte will den Kommandanten dem Kriegsminister vorstellen: doch dieser vortreffliche Patriot und Ehrenmann hat gerade Besseres zu thun und nimmt den Besuch nicht an. Höhnend fragt die Presse der Nepublik, ob das Heldenvolk der Hidalgos (das doch manchmal schon Prügel hingenommen hat) etwa vor dem deutschen Kahn zittern solle. „Wenn siesehen wollen, wie ein freies Volk sich wehrt, mögen die Deutschen kommen." lM Kepublicann.) Sofrech wird siebenMonate nach der Ermordung Deutscher drüben geredet. Der Mord ist nicht gesühnt, den Hinterbliebenen nicht das winzigste Almosen bewilligt worden und die Vcgirung läßt dem unverschämten Preßspott nichtwidersprechen. Das Deutsche Ncich aber betont sein Freundschaftgefühl fürMaderosMexiko und der Kreuzer huldigt mit Salutschüssen der Hafenflagge. Dann wird mit derBchörde gefrühstückt.InderHanp:-stadt giebts sogar einen Maskenball für die deutschen Offiziere.

Das geschah in der dritten Fcbruarwoche des Iahres 1912.
„Vor sieben Monaten sind, wie ich damals gemeldet habe, in einer Fabrik des Staates Puebla drei deutsche Männer und eine deutscheFrauvonmexikanischcnRebellengcmordetworden.Einer der Männer mußte, bevor das Messer der Schlächter auch ihn traf, mit gebundenen Gliedern sehen, wie zweiDutzend der Kerle, einer nach dem anderen, seiner Ehefrau die tiefste Geschlechtsschmach anthaten. Die Gräber der Gemordeten wurden zertrampelt. Den Hinterbliebenen von der Regirung weder die üblichen Ausdrücke offizicllenBeileids noch ein paar Pesos gewährt. Die Mörder nicht gefangen. Seitdem ist wieder einDeutscher gemordet, sind in dem Schmelzwerk Los Arcos (Staat Mexiko, Bezirk Sultepec) zwei alte deutsche Damen von dreißig Räubern überfallenundausgeplündertworden.Die deutschen Kolonisten, deren manchefernvonjederMöglichkeitlandsmannschaftlichenSchutzes leben, sind in hohem Grade beunruhigt und erwarten von dem Vertreter des Reiches die wirksame Wahrung ihrer Interessen. Anter diesenUmständen kann ich nur empfehlen, den deutschen Kreuzer entweder keinen mexikanischenHafen anlaufen oder amtlich erklären zu lassen, daß die ungesühnten Verbrechen uns gezwungen haben, an Mexikos Küste die deutsche Kriegsflagge zu zeigen. Ein sichtbarer Austausch von Freundlichkeiten zwischen den beidenRegirungen würde imBewußtseinderMexikanerund der Kolonisten das Ansehen des Deutschen Reiches mindern."
So, dünkt mich, mußte der Gesandte ans berliner Auswärtige Amtberichten; unddenAbschiederbitten,wennwiderseinenRath entschieden wurde. Nein. Die Leute des cerebrasthenischenBußund Bethmannes lassen dem auf seinem Präsidentenstuhl schon unsicher zappelndenHerrnMadero andeuten, daß Mord, Schändung, Raub die Freundschaft nicht trüben. Einundzwanzig Salutschüsse aus deutschen Schiffskanonen. Frühstück in Veracruz. Maskenball in Mexiko. Die Rüpelei des Kriegsministers wird wie ein Leckerbissen geschluckt.Ob imAltcn Schloß oder imNcuen Palais von der üblen Sache je die Rede war? Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten (erzählte Bismarck) hörte der zn Hof Geladene in irgendeinerSaalecke oft den altenAlexandervonHumboldt einen langen Bericht über seine Forscherwanderung durch Mexiko mit dem Satz beginnen: „Auf dem Gipfel desPopokatepetl..." Ietzt? yofstaatliches Leitmotiv: „Unangenehme Mel-

dung muß dem Allerhöchsten Herrn so lange wie möglich erspart werden. Majestät braucht Sonne." Tag vor Tag fliegen wilhelmische Beileidsdepeschen über das Erdrund. Die Deutschen im Gebiet des großen Feuerspeiers hören keinen Laut.

Hören endlich aber, daß die Mörder von Kovadonga ergriffen und eingesperrtseien. ^Il'gveNtKatenäsvell? Abermals: Nein. AlsderMärzmondinsletzteViertelschrumpft,kommtausPuebla die Kunde, die Gefangenen seien entflohen. Sie hatten sich einen unterirdischenWeg ins Freie gebahnt, waren gemächlich auf eine abgelegene Straße gelangt und spurlos verschwunden. Nur im Einverständniß mit Gefängnißwächtern und Straßenpolizisten war solcheFlucht möglich. Und nun soll wieder nichts geschehen? Auch die Mitwisserschaft oder (mindestens) Fahrlässigkeit der Beamten unbestraft bleiben? Den Hinterbliebenen nicht einmal das Recht auf Entschädigung zuerkannt werden, das, nach der Chi" nesenschlächterei in Torreon, selbst die schwache pekingerRegirung in Mexiko durchzusetzen vermochte? Sollen die schönen Reden derHerrenHintze und Madero den deutschen Kolonisten etwa genügen? Wenn sie sich unwillig regen, ruft die Presse ihnen zu: „Ihr seid Gäste in unserem Haus; paßtsEuch hier nicht, so trollt Euch." CNempo.) Neun Monate sind verstrichen: und von dem Schilde desLandes,dessenPräsidentbiszurTilgung»nichtruhen und rasten wollte",ist derSchandslecknochnichtweggewischt. Und die Heimathregirung hüllt sich in den bequemen Flor des Schweigens. Spräche sie, wie einer Großmacht ziemt, dann würde sie von Washington aus am Ende gar wegen dreisterVerletzung der Monroe-Doktrin gerüffelt. Solcher Fährniß setzen sich die Herren nicht aus, die in jedemIahrfürdieWahrungdeutschenAnsehensfünfzehnhundert MillionenMark fordern. Hätten wir einen Kanzler, der, statt alle Tüchtigen, ihm also Ueberlegenen (Arnim, Rheinbaben,Lindequist, Mermuth, Rechenberg) aus dem Amt zu ekeln, den Unzulänglichen die Thür öffnete, dann wäre der Gesandte, der nicht im Lauf eines Quartals ausreichende Sühnung zu erlangen vermochte, schon sanft in die Ruhestandsfreuden gebettet worden. Dann würde morgen den Vereinigten Staaten vonMexiko der deutsche Handels- und Schiffahrtvertrag gekündigt, dessen Mängel der Vergleich mit dem (nur um sechs Iahre jüngeren) anglo-mexikanischen Vertrag deutlich zeigt. Den britischen Bürgern ist, unter Porfirio Diaz, für ihre Personen, Wohn- und La-

gerhäuser, Fabriken und Kontore, für Leben und Eigenthum dcr staatliche Schutz zugesagt worden, auf den die meistbegünstigte Nation in Mexiko Anspruch hat. Dieses unbedingte Schutzrecht fehlt den Deutschen; sie sind in der Zeit eines Bürgerkrieges oder nach dem Einfall rebellischer Indianer (nach dem Wortlaut des achtzehntenVertragsartikels)fast rechtlos und können auch in ruhigerZeit von dem Vertreter ihresReichesnurHilfeerhoffen,wenn Rechtsweigerung oder Verschleppung nachweisbar ist. Vereine Staatsgewalt von derWucht unserer deutschenhintersich hatund lieber seinAmt als die Erfüllung völkischerPflicht hingiebt, kann freilich mit jedemVertragsinstrumentNützliches erwirken. Wird jetzt wenigstens die Verbrechenhäufung zur Besserung des alten Vertrages benutzt und denDeutschen die Rechtsstellung gesichert werden,dieanderengroßenVölkernAngchörigeinMexiko haben? Allzu oft ist auf ähnliche Fragen im Ton Ottos von Manteuffel geantwortet worden, der nach der olmützcrSchmachinPreußens Zweiter Kammerstammelte: »Das Mißlingen eines Planes hat immer etwas Schmerzliches; es wirkt aber anders auf den Starken als auf den Schwachen. Der Schwache gelangt dadurch in eine Gereiztheit; der Starke tritt wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Weg er es erreichen könne." (Friede: war an jedem Tag damals das erste, das letzte Geläute der gern tönenden Königsglocke. ZuProkesch-Osten, Oesterreichs Gesandten,sprach inPotsdamFriedrichWilhelm der Vierte: »Mit Schleswig-Holstein will ich nichts mehr zu thun haben. Diese ganze Frage überlasse ich Ihnen. Die Oesterreicher sind meine Freunde. Ich habe nichts dagegen, daß ihre Truppen in Kurhessen stehen. Ich gehe hinaus. In dieser feierlichen Stunde schwöre ich Ihnen: Ich will den Frieden. Oesterreich ist der Erste, Preußen derZweitc, Ein Krieg zwischenOesterreich und Preußen wäreBeiderUntergang, Ich will keinen Krieg. Die Bewaffnung stärkt den monarchischen Sinn meines Volkes und wird das erhaltende Prinzip stutzen. Ich rüste, um nachgiebig sein zu können." Ein für die Begründung der neuen Wehrvorlagen brauchbarer Satz.) Wieder weicht der Starke, in allen Zonen,muthigzurück; wieder bchälteineberlincrRegirungAllerlei „sest imAuge"; und verlernt drum, klar zu sehen. Aus Washington wurde neulich an den Präsidenten Madero und an den Rebellenführer Orozko eine Note geschickt, die den Mexikanern

Die Zukunft,
einschärft, daß sie, Regirung und Volk, für jede rechtswidrige Handlung haftbar seien, durch die das Leben, Eigenthum, Berufsinteresse amerikanischerBürgergeschädigt oderauchnurgcfährdet werde. Wir? Sind viel zu vornehm, um zu drohen. Am elften Oktober 1900 sagte, auf der noch nicht völlig verkalkten Saalburg, Wilhelm der Zweite: »Diesen Grundstein zum Reichs-Liines-Museum weihe ich der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, dem beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch das einheitliche Zusammenwirken der Fürsten und Völker, ihrer Heere und ihrer Bürger, so gewaltig, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war, damit es, wie in alter Zeit: ‚Qvis romanus sum', in Zukunft dereinst heißen möge: Ich bin ein deutscherBürger." NachzwölfIahren sind wirdicsen „künftigen Zeiten" noch nicht umHaaresbreite näher gekommen; klingt dasWort ciceronischen Volksbewußtseins unsfremderals je. Der Tetrarch Dejotarus ist ja viel länger tot alsManteuffcls friedlicher König. Wir rüsten, um nachgiebig sein zu können.

Militaria.

Die Wehrvorlagen, die am fünfzehntenAprilabend ans Licht gebracht worden sind,sehen fast genau so aus, wie sie hier neulich geschildert wurden. Daß ein vor elfMonaten vereinbartes Quinquennat, dessen Geltung bis in denLenz 1916 (wo, nach der Ankündung gläubiger Hofgenerale, die große Abrechnung mit den Westmächten beginnen foll)zu währen hätte, schon jetzt geändert werden muß, kann das Vertrauen in die Weisheit der Heeresleitung nicht mehren. Würde von keinem anderen Parlament mit bethulicher Milde verziehen. Die Heeresstärkung ist versäumt, Frankreichs Vorsprung thatlos geduldet worden, weil alles erraffbare Geld der Seewehr zugewandt werden sollte. („Schiffe sind viel amusanter als Soldaten.") Das rächt sich nun. Die Sache wird theuer, wie jeder Industriegesellschaft ein verzauberter Fabrikausbau oder eine vertrödelte Materialbcsserung; und kann obendrein nicht früh genug wirken. Die letzte Forderung war durchaus unzulänglich. Der Ursache so trauriger Fahrlässigkeit muß der Reichstag nachforschen. Die (selbst dem Reichsten schweren) Opfer, die in Deutschland Ieder, außer den einer Regentenfamilie Angehörigen, der Reichswehrkraft bringt, geben das Recht auf die Gewißheit, daß ein stärkeres, mit besserer Waffe

Protuberanzen.
7ö
gerüstetes Heer unserem niemals und nirgends entgegentreten Lonne.Diese Gewißheit würde hsuteschondcrHorcher an mancher Kommandostelle vergebens suchen. Die Begründung der neuen Militärvorlage beginnt mit dem Satz: «Das Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres (vom siebenundzwanzigsten März 1911) muß schneller durchgeführt werden, als noch vor einem Iahr nothwendig erschien." Warum? «Weil dieblinde Thorheit der Herren von Bethmann und Kiderlen die FranzöfischeRepublik aus einer uns nützlichenAbneigungvonallemmilitärischen Wesen in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hat; weil diese Herren, denen Frankreichs Patriotenbund ein Denkmal schuldet, durch ihr der Hcimath schädliches Handeln und ihr gemeingefährliches Unterlassen erwirkt haben, daß die Republik, die den Abrüstungplänen des Herrn Herve und den Milizvorschlägen des Herrn Iaures lauschte, mit allen erlangbaren Kräften, mit einem seit Bonapartes Zeit nicht erlebten Masseneifer den Kriegvorbereitet." DiescrSatz fehlt in derBegründungschrift; ist aberzum Verständniß der Stärkungpflicht unentbehrlich. Deutschlands Volk könnte in jedem Jahr mindestens eine Viertelmilliarde sparen, wenn es nicht die unfähigstenGeschäftsführer(und einenReichstag, der sie duldet) hätte: Pfahlblinde, die Frankreichs Entmilitarisirung gehemmt und den ertraglosen Wettlauf mit England fortgesetzt haben. Vorbei. Wer eine arglos welkende, nach Schmeicheltrank gierige Gouvernante mit einem umseine Namensdauer besorgten Balkandiplomaten allein ließ, darf nicht flennen, wenn ein Unglück geschehen ist. Wer sich an dem Filmspektakelstück «Der Stier imGlasladen" ergötzt hat, darf nicht stöhnen, wenn ihm sein Beitrag zur Kostendeckung abverlangt wird. Immerhin müßte im Reichstag laut gesagt werden, daß ohne die beschämende, nur von Lakaien und Sternstrebern geleugnete Unzulänglichkeit einer Zufallsregirung, die Frankreichs Heer und Flotte vor raschem Niedergang bewahrt hat, die neuenRüstung-Krediteunnöthig wären. (Für den monarchischen Gedanken ists ein Glück, daß in Deutschland das Evangelium vom »Instrument desHerrn" so spärlichen Anhang hat: sonst bliebe die Verantwortung all der vonderNation in Bitterniß, zu büßendenFehler und Mißgriffe an der Stelle hängen, die der Geist und der Buchstabe der Verfassung vor solcher Bürde schützen will.) Dreierlei ist danach zu fragen: ob das

Geforderte diesmal genügt; ob es das Bedürfniß übersteigt; ob, die richtige Anwendung des zu bewilligenden Geldes verbürgt ist. Rußland, dessen Defensivkraft heute beträchtlicher wäre als' vor hundert Iahren unterKutusow, könnte imFall eines (populären) Krieges gegen Deutschland auch durch Angriffslust überraschen. Wir dürfen uns weder darauf verlassen, daß es der vom franko-russischen Bündnißvertrag geforderten Pflicht auszubiegen trachten undsich,wie 1809AlexanderPawlowitsch, auf einen Scheinkrieg gegen Oesterreich beschränken wird, noch allzu fest auf die Rückendeckung durch die austro-ungarische Armee bauen. Diese Armee ist gut; doch nur dem vom Zarenreich angegriffenen. Nachbar zu Hilfeleistung verpflichtet. Wer weiß, ob Oesterreich-Ungarn sich nicht morgen mit Rußland und den Westmächten (samml dem neuen Imperium IZomänum, das den Kaisertitel aus Libyen holt) verständigt hat und die Regiefrage nach dem Angreifer dannumständlicherprüft, als uns in einer Schicksalsstunde lieb sein kann? Noch im (günstigsten, unwahrscheinlichsten) Fall, russischer Neutralität dürften Deutschlands Ostgrenze und Seeküste nicht von Truppen entblößt werden. Dann aber hätten wir auch nach dem neuen Präsenzgefetzentwurf auf der Wacht am RheinnichtdieUebermacht.TrotzdemDeutschlandsVolkszifferum achtundzwanzig Millionen höher als Frankreichs ist. Keine Zahl« überlegenheitimEinzelkampfgegenFrankreich und einuns vielungünstigeres Kräfteverhältniß im Fall eines Landkrieges mit zwei Fronten:da birgt derKalkul einenFehler,den einRoon sich niemals verziehen hätte. Den leider auch der neue Entwurf nicht tilgt. Der rechnet (im Gegensatz zu der letzten Vorlage) mit dem Ergebnitz der Volkszählung von 1910, die einen Lustralzuwachs von fast ^Vs Millionen Köpfen verzeichnete; senkt aber denProzentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen. Wenn wir alle Tauglichen einstellten, hätten wir sofort vier neue Armeecorps; und die beste' AssekuranzgegenwestlicheAngriffsgefahr. DiemüßtederReichstag fordern. Ob die der Ersatzreserve zugeschriebenen siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am, TagderMobilmachungin ein Reserveregiment eingereihtwerden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Ieder Corps- oder Linienregimentsverband müßte sich Rahmen (Cadres) schaffen,derenHauptzweckwäre,eine rasche undzureichende'

Reservistenausbildung zu ermöglichen. Dann könnten alle wehrhaften Männer, auch die jetzt als überschüssig weggewiesenen, im Kriegsfall ohne schädliches Säumen demReich dienstbar gemacht und die Gefahren feindlicher Zahlübermacht vermieden werden. Zutheuer ? Nur dieZiffer derSubaltern- und Unteroffiziere müßte steigen; an der Spitze der Pyramide und imEtatderRuhegehälter wären viele Millionen zu ersparen. UnserBeförderungsystem, das für die Vorrecht desDienstalters besser sorgt als für die Auslese derTauglichsten, drängt eine große Schaar rüstiger Männer aus demWehrdienst, dessen Pflicht sie noch Iahre lang erfüllen konnten und froh erfüllt hätten. Dadurch verliert das Heer brauchbare, nur nicht von Sippengunst geschirmte Frontofsiziere; und die Last derPensionen wächst insUnerträgliche. Von dem fürInfanterie, Maschinengewehrabthcilungen, Artillerie (deren Stabsoffizierziffer ungemein hoch ist), Fliegercompagnien Geforderten darf der Reichstag nichts abknickern. Unnöthig scheinen vielen Sachverständigen (dieaneineUeberlastungderBrigadekommandeurs nicht glauben) die Landwehrinspcktionen, die siebente Armeeinspektion und das neue Reiterregiment. DesReichstagesArbcitziel muß sein, allcnWehrfähigen einefürdenNothfallgenügende Soldatenerziehung zu sichern. Dieses Ziel ist erreichbar, wenn die Parteien den Muth finden, alles Entbehrliche (und deshalb Schädliche: denn dem Kriegsmann frommt nurUnentbehrliches) mit scharferScheere abzutrennen, fürTandund Brimboriumnicht eineReichsmark zu bewilligen und HerrnvonTirpitz mitunzweideutiger Klarheit zu sagen, daß Deutschland, dessen Machtbezirk, heute wie gestern, durch die Stärke seines Landhceres bestimmt wird und das diesesHcer, denHerzmuskeldcsRciches, zu lange verkümmern ließ, den Scharlachficbertraum von einer der britischen gleichwerthigen Flotte abgeschüttelt hat und entschlossen ist, seinen Bermögcnszuwachs an die Festigung seiner von mindestens zwei Seiten bedrohten Landmacht zu wenden. DieneueMarincvorlage ist dasErgebniß langwicrigerKom--promißverhandlungen, ihre Blutstemperatur drum weder heiß noch kalt und für ihr Wesen giltig, was im dritten Sendschreiben der Apokalypse den Laodikciern gekündet ward. Die (seit Iahren hier,oft erwähnte) herbstlichcRescrvistenklemme wäre durch stille Betricbsänderung, ohne den Klappcrapparat eines neuen Gesetzes, zu lockern gewesen; und dieBegründungbringteinePhra-

seologie.die denVrnch des alten Flottengesetzes verkitten möchte und ihn demBritenblick doch nicht bergen kann. Diese Vorlage ist im besten Fall (wenn ihre Spiegelschrift nicht entziffert wird) unschädlich; zu nützen vermag sie nicht. Unsere Flotte ist groß genug, um deutsche Kauffahrer, deutschenUeberseehandel, Deutschlands Ehre und ferne Kinder (kräftiger als jüngstin Mexiko) zu schützen; der Schutz deutscher Kolonien wäre erst nach dem Erwerb bequemer Kohlenstationen möglich, für den nicht das Allergeringste geschehen ist. Unsere Flotte ist stärker als jede einerFestlandsmacht gehörige;ist so stark.daß selbst England, um sie zu vernichten, seine Wcltstellung gefährden müßte.Aber auch keinen Zweifel darüber läßt, daß es den Versuch, zwischen den beiden Kriegsmarinen den Abstand fortan noch mehr zu verengen, um jeden Preis hindern und.trotz aller Erhöhung der Ziffern fürPersonal und Material, die Unoeränderlichkeit derNelation wahren wird. An eine ernsthafte Verständigung (die schon durch die neue Numpfvorlage erschwert werden könnte) wird kaum noch gedacht; inderWilhelmstraße wird man schon selig sein, wenn, ein Vierteljahr nach dem ScharwenzelnvorHaldane, auf einem geruchlosenPapierzettelgemeldet werden kann,daß der Plan einer anglo-deutschen Portugiesenanleihe ausgeführt wird. Der bewährte Hühnerjäger liefert das Latein über die unermeßlich „weittragende Bedeutung" dieses Staatsrentengeschäftes, über den beiden Großmächten gemeinsamenWillen zum Frieden: und Michels Preßvormundschaft läßt alle Böller knallen und gratulirt am Ende gar Theobaldo zu der MöglichkeitunbezischtenAbganges. Kinderei. Wie die Warnung munter geschriebener, doch im Inhaltskern alberner (und von beti» ieltenWerftinteressenten angepriesener) Flottenbrochurenvor der grausenStunde, daGroßbritaniensMarine unserer Industrie alle Nohstoffe weigern, unserem Handel alleWelthäfensperrenwerde. Kinderfrevel. England will feines Besitzstandes sicher werden, weiß, daß die Police nur aus Deutschland zu holen ist, und würde einergeschäftskundigen berliner NegirunghohenPreis dafürzahlen. Portugals Anleihe, Portugals Kolonialbröckchen sogar: Das röche nichinachHochzeit,Damitwürde nur dieThatsache übertüncht, daß die Verhandlung gescheitert ist. Herr vonTirpitz ist schlauund zäh; ein guter Schiffbauer und pfiffiger Parlamentspilot. Müßte endlich aber merken, daß manche brave (zur Disposition gestellte oder verabschiedete) Kameraden den Kopf nicht aus denNessort-

scheuklappen bringen und über politische Angelegenheiten nicht klüger reden als derDreibundAncilla-Kamilla-Sibylla. Daßdie Staatsmänner, Diplomaten, Patrioten, die, von Bismarck bis auf Holstein und jäher Ungnade auch jetzt noch Erreichbare, den Flottentraum des im Bureau zum Großadmiral Erwachsenen für verhängnißvoll hielten, nichtEsel waren, sondern die hellstenKöpfe imWachtthurm desReiches. Und darunterwarundistnochheute nicht Einer, der verkennt, daß die schlimmste Elendszeit deutscher Politik aus denNovembertagendesIahres 1897 datirt,indenen, auf Tirpitzens Rath, Kiantschau besetzt und die von Hohenlohe und Marschall nicht erlangte Marinemehrung von BülowsBc-hendheit (nicht von Bülows Glauben an ihre Nützlichkeit) vorbe-reitet wurde. Herr von Tirpitz wäre verständlich, wenn er sich für ein Programms einsetzte, das alle erreichbaren Volkskräfte zum Kampf gegen England ballen will. Dann wäre ihmzu antworten, daßEiner,der die Arme zu weit ausbreitet, wederzärtlich umfan-gennoch fest zufassen kann; daß Englands Stern erst hellstrahlt, seit es von Europens Festland gewichen und in seinInselelementzu-rückgekehrt ist; daß wider ein zu Land und zu See übermächtiges Reich gemeinsame Furcht die Totfeinde von gestern verbünden würde; und daß ein Blickin die Geschäftsberichte deutscherWerftcn lehrt,welche Hindernisse, daanallenEckendochgeknausertwerdcn muß, sich dem hastigenBau vieler Linienschiffe undGroßen Kreuzer entgegenthürmen (selbst wenn sie, auf Treue und Glauben, be-stellt worden sind, ehe der Reichstag zugestimmt hat). Die Halb-heit, in die Herr von Tirpitz jetzt gepfercht wird, muß England, dein sie unnöthige Kosten aufzwingt, ärgern; kanns aber nicht in Lebensgefahr stürzen. Lui b«no? Vor einundfünfzig Iahren hat, an einem Apriltag, Preußen ein Marineministerium bekommen (dessen Leitung Roon im Nebenamt übernahm). Aus der rein-lichen Zelle dieses Preußenstaates entstand das Deutsche Reich, das seine nennenswerthen Kolonien sammt der Nordseefestung Helgoland erwarb, ehe es eine irgendwo mitzählende Flotte be-saß. WelchenZins hat diese Flotte bisher eingetragen? Daß deut-sche Ehre, deutscherRechtsanspruchhcutebessergeschütztsei als in denIünglingstagen desReiches, kann keinRedlicherbehaupten. Kamerun und Togo, Ost- und Südwestafrika wurden von einer Landmacht erlangt. Der grcifbarsteErtrag derFlottenpolitik ist das tiefe Mißtrauen Englands, das uns zuvor (vergeßts nie) am Er-

werb großerSiedlungflächen nichtgehinderthatte. BritischcrAngriff ist nur in zwei Fällen denkbar. Erster Fall: unsere Seerüstung nöthigtdasrlmpireinsoschwererschwingliche Kosten, daß es sich zu dem Versuch entschließt, durch denRaub der Kolonienund dieZer« stückung derKriegs- und Kauffahrerflotte das DeutscheReich für eines Menschenalters Dauer zu lähmen; ohne Helfer, aus deren Habe der Angegriffene die Kriegskosten decken könnte. Mit einer Marinepräsenzstärke von achtzigtausend Mann nähern wir uns solcher Gefahr. Dennoch bleibt, weil auch Britaniens Risiko ungeheuer wäre, dieser Fall der unwahrscheinlichere. Der zweite: England findet auf dem Festland Freunde, die dem Willen die Kraft zum Kriege gegen Deutschland vereinen. (Wozu, riefEduardinMarienbad, »nützenmirBundcsgenossen, dereneinernicht will, deren zweiter nicht kann?") Diese Möglichkeit umnebelt sich desto dichter, je ernstcrinDeutschland für dieErfüllung allgemeiner Wehrpflichtgesorgtwird.Nur in seinem Landheer istDeutschland tätlich zu treffen. Nur am Rhein und an der Weichsel kann es, auch gegen Britenübermuth, seine Machtstellung sichern. Seine Zukunft liegt auf dem festen Land. WennFranzosen und Russen gewiß sind, daß ihr Angriff von einer Ueberzahl ausgebildeter Mannschaft abprallen müßte, vermielhct sich dem Angelnwunsch zwischen NowajaSemlja und PortoPalo nirgends ein Schwert.
Die Vorbedingung jeder Assekuranz ist freilich die Ueberzeugung derNachbarschaft,daß der bis an die Zähne Gewaffnete derPflicht zum Krieg nicht schlotterndentlaufenwürde.Dersteten Bereitschaft zu Rückzügen von der Iammerart derer, die nach Agadir Franzosen und Italiener, Russen und Oesterreicher verblüfften (fragt, die Ihr noch immer zweifelt, das TerzettTittoni-Bertie-Iswolslij), brauchen wir nicht Milliarden zu opfern. Die hätte Belgien,Holland,dieSchweiz billiger; undAlfonsensSpanien verschmäht sie. Herr von Bethmann hat ja die Ostertage im Achilleion verlebt.Wollte er nur beweisen, daß er seinmürrisches Wort, für die paar Erholungtage sei dieReise hin und hereigentlich doch zu weit,nachIahresfristbereuen gelernthabe? Nur aus derFeiertagspredigt des KriegsherrnErbauungundfürdieVertrctung derWehrvorlagcn denNimbus des noch von dcrGnadc sanftBclichteten mitbringcn?DicHoffnung,daß er zuAbschiedsaudienzen nach Korfu und Nauheim gefahren sei, scheint leider zerrinnen zu müssen. Er wird wohl wieder reden. Herr von Hee-

Prot nb «ranzen.
ringenfürchtct dieGefährdung seinerArbeit durch einen Kanzler Wechsel. Nicht durch eine bethmännische Empfehlung? Vielleicht hört Deutschland morgen, ob der Zweck der neuen Rüstung wieder sein soll, in Nöthen die Nachgiebigkeit zu erleichtern.
Regalia.
Korfu... Im Ionischen Meer scheint eine neue Golfstromtrift entstanden zu sein. Wohin das Auge sich wende: lachendes Indigoblau labt den Blick. Und das finsterste Antlitz entsurcht und erhellt sich in heiteres Schmunzeln beim Klang dieses Namens: Korfu. Welches Schauspiel! (Ein Schauspiel nur?) Ker-Zyra-Korypho: da haben Illyrer und Korinther, Athener und Sparter gehaust; spreiteten einst sich die Flügel der Adler von Byzanz und des Markuslöwen. Da mag der Boden Bau- und Bildwerk aus alterWelt herbergen. Vielleicht Meisterskulpturen aus den Tagen der Praxiteles und Skopas; vielleicht in Riesenmaße gestreckte Steinstümpereien. Pfuscherkram oder Kunstwunder. Doch ist allerWunder größtes nicht, daß sie erst, seit Wilhelm die Insel betrat, ihrer Erde entgraben werden? Kaiserin Elisabeth, ihrChristomanos und gelehrte Antiquare, die ins Achillcion einkehren durften, haben von so leicht zu hebendem Schatz wohl nichts geahnt. Seit derDcutsche Kaiser, mit hundertfünfzig Trabanten, dort wohnt, wird,Tag vorTag,Herrliches ausgegraben.
So lange er dort wohnt. Reist er ab, dann weigert der Boden spröd neueSpcnde; und gewährt sieerstwieder,wennWilhelmdemEiland zurückgekehrt ist. Hier ist ein Wunder: glaubet nur. Im vorigen Lenz mußte der Deutsche fragen, obGeorgios der Erste, trotz demHellenengesetz,nach dem alles griechischer Erde Entschaufelte in Griechenland bleiben muß, die aus der Tiefe des Nomos Kerkyra ans Licht gehobenen Schätze an den Vater seiner Schnur verschenken dürfe. «Dem Entgegenkommen des Königs Georg ist die erfreuliche Thatsache zu danken, daß Kaiser Wilhelm die Leitung derAusgrabungarbeitenübernimmt." Schwarz stand es, im April 1911, auf weißlichem Holzpapier. Und schnell folgten Bildchen, die Wilhelm und seine Genossen in Goldgräbertracht, mit hellen, bis dicht ans Hüftgelenk reichendenRöhrenstiefeln und breitrandigem Filzhut, zeigten; folgten Artikelchen, die vergessen lehrten, daß ein Halbjahrtausend ins Weltenmeer gesunken ist, seil die Byzantiner auf Korfu herrschten. «DerKaiseralsKunstmaecen".

„DerKaiseraIsArchaeologe". Diesindjetztwiederzulesen. Wicvor dem Herbststurm desSchreckensjahreslMLists. AlsseiWilhelm imNebenamtaucheinSchliemann^könneHerkunftundWerth alter Plastik mit noch größerer Treff^cherheit als unser anderer Wilhelm. Bode da Vinci, bestimmen und derGräbertechnikneueWege weisen. Neue Frage drängt sich jetzt aber auf; ein ganzer Fragen» schwarm flattert übers Meer. Wer die Ausgrabung leitet, muß, als Souverain,als Haupt einer Großmacht, die Kosten derArbeit Helms Wink aus dem Boden schürft? Sprang dem durch das Necht auf hohe Leibrente vor derAbsetzung bewahrten Nachfolger Aga» memnons ein so königlich kluger Gedanke aus dem Hirn? Oder läßt, wieringsumohneSchüchternheitbehauptetwird, derTrögcr der reichlich dotirten Preußenkrone sich von dem armen Dänen-' sprossen Geschenke machen, derenWerth, wenn Fama nicht löge, ungemein hoch sein müßte? Und warum ward das vor zwölfMonatenAusgegrabene, das Marktschreier neben und über die pergamenischen und mykenischen Funde zu stellen wagten, nicht von kundigen Forschern geprüftund beschrieben? Wie kommts, daß wir hören? Humann oder Hammann: DasisthierdieFrage. Eine von vielen. Kommen auf Korfu echte Kunstwerke aus guter Hellenen» kulturzeit ans Licht, dann sind sie.nachdemvomVankeebestimniIcn Tarif, Willionen werlh; uud gehören,nicht nur vonNechtes wegen, dem darbenden Griechenland. Ein Deutscher Kaiser ist nicht auf Geschenke angewiesen. Die vom alten Wilhelm angenomme» nen kamen ins Hohenzollern»Museum. I^on^ aM.EinBaumwol» lenkönig darf Fritzenreliquien ins Neue Palais liefern; hcißt Senator, heißt Doktor gar und schmückt die Brust mit den rarsten Orden. Aber Millionengeschenke von dem Volk, das nach einer schlechten Korinthenernte hungert? Auch wer schenkende Danaer nie fürchten lernte, dürfte dem höchstenVertreter deutscherVolkheit die Annahme nicht empfehlen. Oder ists nur Kitsch, den man nicht vors Archaeologenauge rücken darf? Wird etwa im Hochsommer undHerbst sauber eingegraben, was imFnchling an den Tag kommen soll? Das wäre einTheaterplänchen, das selbstHerrn Mephisto, als er einen Kaiser amusiren sollte, nicht einfiel.

Kurbel. KehrlSergcjIuliewitschWittenachncun Fahren in Nikolais Gunst und auf den Machtgipfel zurück? Löst amZaren»

Protuberansn. 8 t
Hof der weltliche den geistlichen Hypnotiseur ab oder bequemt sich mit ihm dieHerrschgewalt zu thcilen? Gregory Nasputin ist noch immer nicht abgethan; trotzdem der Ministerpräsident KokowZl w ihn vor dem Ohr des Gossudars eine Gefahr für die Dynastie genannt hat.DerMagusin derMönchskuttehatmitseinen Künsten die kranke Kaiserin umgarnt, den ganzen Damenhof durch heimliche Taufbäder und anderen Hokuspokus in Hystero-Ekstasen verzückt und auch überNikolais schwankes Gemüth solcheMacht gewonnen, daß selbst die Kollektivwarnung desMinisterrathes ihn noch nicht ins Dunkel zu drängen vermochte. Sein Vorgänger hieß Philipp; sollseinNachfolgerWitte heißen? Sergej Iulitsch,flüstern an der Newa die Geschichtenträger, hat sich in aller Stille längst dem eingekutteten Erotosophen Nasputin verbündet. Im März. Haler vomZarenplötzlich eine Audienzerbeten und, als er empfan» gen wurde, inDemuth denWunsch ausgesprochen, allenWürden und Ehrenämtern enthoben zu werden. Mausfalle. Nikolai habe die Erfüllungnicht nur gnädigst versagt,sondern denWeltmüden umarmt, geküßt, allerhöchsterHuld versichert undnachLivadia.ins Seeschloß Monghettis, geladen. Vor den Griechenostern lasen wir wirklich, GrafWilte sei in die Krim gereist. Darf er lange unter einemDach mit demKaiser weilen, so ists ein Ereigniß. Denn Keinen hat Nikolai Alexandrowilsch je so innig gehaßt wie den vom Vater ererbten Finanzminister. Als ihm im Dezember des Iapanerjahres 1904 gerathen wurde, den von.Plehwes Prokuratorenschroffhcit weggefegten Tatarenenkel aus dem Schmollwinkel zu holen, stöhnte er: „Wenn Nußland es verlangt, werde ich, so schwer mirs wird, auch dieses Ioch noch einmal auf mich nehmen." Er hats, später und nur für kurze Zeit, auf sich genommen, Hat Witte als Hauvtbevollmächtigten nach Portsmouth (New-Hamvshire) geschickt (um ihn, als den Bringer eines schmählichen Friedensvertrages, der Volksgunst völlig zu entwurzeln) und bald danach zum Ministerpräsidenten ernannt (um ihn die Freuden intimen Verkehres mit der unbotmäßigen Neichsduma auskosten zu lassen), Hat aber nie aufgehört, ihn zu hassen. Der durch eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarispolitik bekannt gewordene Südwestbahndirektor, hatte sich als WyshuegradskijsErbeanderSpitzedesFinanzministeriums ja allerlei nette Verdienste erworben und dem Selbstherrscher aller Neussen eines Tages sogar, mit der Hilfe Blochs, des Vaters der Frau von

Koscielska, die dankbare Heilandsrolle des Friedenstifters und Weltbeglückers suggerirt. Da hakte der Nehcnbuhlerneid ein. Aeberall wurde gewispert: „Er hat den Kaiser hypnotisirt und rnachtmit ihm,was er will." Die Zaritza selbstsprachscherzendvon dieser Hypnose und zeichnete den Eheherrn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt; und Hofleute zeigten einander in stillen Winkeln eine nochbösereKarikatur:Nika alsPudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Und Wittes Selbstbewußtsein sah auch im Thron keine Schranke. Die Freitage, an denen er in Peterhof Vortrag hielt, waren für Nikolai eine Last, die er Tage lang inBangniß nahen sah; blaß, totmüde, imTiefsten verstört kam er dann ins Familienzimmer. »Der Kerl brüllt stets wie ein trunkener Pope." »Hat so gräßlich lange Arme; und pocht auf seine Erfahrung." Auch Wittes wunderliche Gewohnheit, mit dem Zeigfinger unterdentalgigenNasenknorpelnhinzustreichen,wurde im Kämmerlein oft von Nika gerügt. Ruft er jetzt den Tyrannen zurück, dann ist die Vermuthung nicht grundlos, daß sein Wille, noch unfreier geworden fei, als er im goldenen Käfig von Peterhof war. Und was könnte Witte wollen? Rußlands Industrie, die er hastig im Glashaus züchten zu können wähnte, blüht heute üppig aus festerSchollenwurzel.RußlandsRegirung kannjetzt für Kriegsschiffe(derenZahlundArt am sechstenAprilhicr,zum ersten Mal öffentlich, genannt wurde) neunhundert Millionen Rubel fordern. Dieser großeAufwandmuß die Konjunkturgunst noch um ein Beträchtliches erhöhen.Französische Banken bieten unbegrenztcs Kapital an und Rußland braucht seinen deutschen Konsorten den Kredit nicht um eine Kopeke zu kürzen. Witte kann nur nach der Kanzlerrolle langen. Will er dem Reich die Meerengenöffnung bescheren, ohne die der Flottenbau politisch zinslos bliebe? Die Mehrheit der Britenminister weiß, daß Italien mindestens fünf Iahre lang in Tripolitanien achtzigtausend Mann halten muß, die nur von derSeeseite her zu ernähren, zu waffnen sind: daß es für diese Zeit also an Englands gutem Willen hängt und zu aktiver Dreibundspolitik unfähig ist. Diese Mehrheit will aber auch, unter Wahrung des Gleichgewichtes, ihrer Marine die Mittelmeerwacht erleichtern. Iedes ins Mittelmeer zugelassene russische Linienschiff macht ein englisches für die Nordsee frei, HatHerrvon Tirpitz denMöglichkeiten solcherSeestrategic schon nachgedacht?

Die Gretchentragoedie.*)

,illionen Deutscher sind durch dasSchicksalGretchens im Faust bis ins Innerste ihres Herzens gerührt worden und unter bem Eindruck erzittert, daß es sich hier nicht um das Schicksal eines einzelnen Menschen, sondern um ein Gattungschicksal, eine allgemeine und nothwendige Gestaltung menschlichen Erlebens handelt. Sagt doch Mephisto dem verzweifelnden Faust das rohe Wort: „Sie ist die Erste nicht!" Und Faust antwortet unter einer Fluth von Verwünschungen: „Die Erste nicht! Iammer! Iammer! Von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug that für die Schuld aller Uebrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen; Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!"

Als ich neulich wieder einmal im Faust blätterte, fiel mir auf, wie doch das ganze Schicksal des unseligen Gretchens nicht in der Äatur der Sache liegt, sondern ausschließlich durch die Einwirkungen und Beeinflussungen von außen bestimmt worden ist, durch die engsinnige und Hartherzige Amwelt, in welcherGretchen lebte. Densen wir uns den Anfang des selben Ereignisses etwa auf den Sa» moa-Inseln, wie Cook sie vor mehr als einem Iahrhundert in paradiesischen Farben geschildert hatte, oder im Iapan von heute. Zunächst würde Alles etwa eben so verlaufen sein, wie es Goethe in seinem Faust bis zur Walpurgisnacht geschildert hat; dann aber wäre die tragische Wendung keineswegs eingetreten, sondern die Vorgänge hätten einen glückbringenden weiteren Verlauf'genommen. Das ganze Unglück ist über Gretchen nicht deshalb hereingebrochen, weil sie an und für sich etwas Unrechtes gethan hatte (denn sie hatte ja nur gethan, was Weibespflicht und Weibesrecht

*) Geheimrath Wilhelm Ostwald hat unternommen, von seinem Standpunkt eines überzeugten Monisten aus den Glaubensgenosse» einen Ersatz für die ihrem Ohr stumme Christenpredigt zu liefern. Sechsundzwanzig seiner „Monistischen Sonntagspredigten" sind in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erschienen; und in dem selben Verlag werden rasch neue Bände des selben Titels und Umfanges folgen (in denen auch der Aufsatz über die Oretchentragoedie seinen Platz finden wird). Ieder Band kostet nur eine Mart; der ungewöhnlich niedrige Preis soll den Predigten den Eingang in Häuser erschließen, deren Bewohner für Unterhaltung und Erbauung (wie man einst sagte) nicht viel Geld übrig haben,

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_093.html[18.07.2014 17:51:25]

ist, so lang? di^ Menschheit besteht), sondern, weil die äußeren Umstände, unter denen Dieses geschehen war, nicht mit den Forderungen der Sitten und Gewohnheiten ihrer Umwelt übereinstimmten. Das Erste, was uns der Dichter erleben läßt, nachdem Margarete ihrer Mutter den Schlaftrunk und dem Geliebten das Letzte gegeben hatte, was ihr zu geben übrig geblieben war, ist das Gespräch mit der Nachbarstochter, die ein ähnliches Ereigniß an der gemeinsamen Freundin Bärbelchen schildert und auf Gretchens wehmüthig hoffnungvollen Satz: „Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau" antwortet: „Er.wär' ein Narr! Ein flinker Iung hat anderwärts noch Luft genug; er ist auch fort." Gretchen sagt: „Das ist nicht schön!" Worauf Lieschen in Hellem Eifer antwortet: „Kriegt sie ihn, solls ihr übel gehn. Das Kränze! reißen die Buben ihr und Häckerling streuen wir vor dieThür!" And unmittelbar darauf wird die andere Seite der Sache geschildert. Der Bruder Valentin, der Pas Gerücht von Gretchens Fall gehört hat, ergrimmt nicht etwa über ihr persönliches Verhalten, sondern das Einzige, was ihn beschäftigt, ist sein vermindertes Ansehen! bei den Kameraden. Was«r früher von seiner Schwester gehabt hat, nicht sowohl ihre liebenswürdige Persönlichkeit als vielmehr die Möglichkeit, alle Anderen mit ihrem Lob zum Schweigen zu bringen, und was ihn jetzt wüthend macht, „das Haar sich, auszuraufen und an den Wänden hinauf zu laufen" ist, daß

„Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heilen."

Die Rückwirkung, welche die Vereinigung Fausts und Gretchens ohne die Sanktion der Kirche auf Valentins soziale Stellung ausgeübt hat, ist es also, die den Bruder so völlig außer sich bringt, paß er Faust und Mephisto, die herankommen, anfällt und im Kampf auf den Tod verwundet wird. Auch die grausamen Worte, die er sterbend seiner Schwester zuruft, beziehen sich ausschließlich auf ihre soziale Stellung:

„Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Iammerecken
Unter Bettler und Krüppel Dich verstecken

Und, wenn Vir dann auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeit!"
Dann gehen die schrecklichen Ereignisse ihren schnellen Gang. Gretchens Mutter stirbt, das Kind wird zur Welt gebracht und in der Verzweiflung, welche die mitleidlose Verfolgung von ihrer hanzen Umgebung bewirken mußte, getötet, worauf dann die un» schuldig-schuldige Mutter ins Gefängniß geworfen wird und unter dem unerträglichen Eindruck all dieser Leiden den Verstand der» liert. Faust sucht sie vergeblich zu befreien und dasSchlußwort (nach dem Nuf Mephistos: „Sie ist gerichtet!"): „Ist gerettet!" läßt nur dunkel vermuthen, in welchem Sinn, doch ‚noch Gnade für dieses un- schuldig gemarterte Opfer zu erwarten, wäre.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Goethe in dieser ganzen Dar- stellung die Absicht hat, die Auffassung der christlichen Kirche, wo- nach die eheliche Vereinigung von Mann und Weib nur unter der Voraussetzung statthaft ist, daß sie von der Kirche kontrolirt und eingesegnet ist, unter anderen Umständen aber ein schweres Ver- brechen, das mit den allerhärtesten Gegenreaktionen der ganzen Gesellschaft gestraft werden muß, auf die Anklagebank zu bringen und durch die Darstellung der Folgen zu verurtheilen. Vielmehr scheint Goethe diese Verhältnisse genommen zu haben, wie er sie damals vorfand; pr wollte wohlihreMotwendigkeit oder Gerechtig- keit überhaupt nicht untersuchen, sondern nur objektiv ihre Ein- wirkung auf die Schicksale der Menschen schildern. Um so eindrucks- volle? aber stellt sich für!'Den, der sich nicht von dem poetischen In- halt des Dramas allein beschäftigen läßt, sondern die in dieser Meisterdarstellung geschildetenr Ereignisse als ein kulturwissen» schaflliches Dokument auffaßt, der innere Unsinn, die innere Kul- turwidrigkeit dieses jganzen Vorganges heraus.! Am was handelt es sich hierbei? Um den Anspruch der Kirche, ausschließlich und allein über Recht und Unrecht, über Zulässigkeit und Unzulässigkeit einer Grundfunktion der Menschheit zu bestimmen, von der ihre Existenz ganz und gar abhängig ist, und jede Ausschließung ihrer Mitwir- kung mit den allerhärtesten und grausamsten Mitteln zu bestrafen, die einer noch 'unvollkommen entwickelten Kultur zu Gebot stehen. Mir wissen aus dem Ersten Buche Mosis, daß dieser echte Priestergedanke, die religiös beschwerte Hand der Kirche auf diese fundamentale Nothwendigkeit aller menschlichen Dauerexistenz zu legen, schon am Anfang der Bibel zur Geltung kommt. Die Ge- schichte vom Sündenfall im Paradies stellt, unter durchsichtigster symbolischer Verschleierung, zwischen Mann und Weib den Vor- gang dar, auf dem die Fortsetzung des Menschengeschlechtes beruht,

und macht diesen Vorgang zur Sünde, zur ersten und entscheidenden Ursache aller weiteren Sünden, zur Quelle der Erbsünde und damit zu der entscheidenden Ursache dafür, daß, der Mensch seitdem nicht mehr aus eigener Kraft selig werden kann, sondern dazu der jiSnade des beleidigten Gottes bedarf, die ihm nur durch den Priester vermittelt werden kann. Von, allen ^Verirrungen, deren priesterliche Herrschsucht der Menschheit gegenüber schuldig geworden ist, von all dem schweren Unglück und der Mißbildung, die aus dieser Quelle über die» Menschheit hereingebrochen ist und ihre EntWickelung nach oben so schlimm beeinträchtigt und so sehr verlangsamt hat, ist dieser Gedanke einer der finstersten und in seinen Folgen schrecklichsten geworden. Noch bis auf den heutigen Tag können wir die Konsequenzen dieses fürchterlichen Priestereinfalles verfolgen. Die trostlose Verwirrung und die unsäglichen Widerwärtigkeiten und Leiden, die mit dem Geschlechtsleben heute in unserer kultivirten Meli verbunden sind, sieallessind in letzter Instanz Folgen des Grundgedankens, daß dieser erste Akt der Menschwerdung gut oder schlecht, erlaubt oder streng verboten ist, je nachdem ider Priester sein Wort dazu gesprochen hat oder nicht. Man muß sagen, daß kein wirksameres Mittel in dem ganzen Bereich des menschlichen Lebens undTreibens ausfindig gemacht werden könnte als gerade dieses, um Priesterherrschaft und Priestereinfluß daran zu knüpfen Aber man muß auch wiederholen, daß keine von den Beeinträchtigungen der Menschheit, welche priesterliche Herrschsucht über sie gebracht hat, trostlosere und schrecklichere Folgen gehabt hat als dieser Gedanke.

Dazu kommt, daß diese Entwickelung innerhalb des Christenthums erst relativ spät begann. Erst im Mittelalter ist der katholischen Priesterschaft gelungen, ihre Hand schwer und schwerer auf das Ehegesetz zu legen, bis sie schließlich die gesamten Eheverhältnisse unter ihre Herrschaft gebracht hatte. Auch ist die Unmöglichkeit, dies? religiöse Oberaufsicht über eine Angelegenheit, die mit der Religion unmittelbar nicht das Geringste zu thun hat, aufrecht zu erhalten, der modernen Kulturmenschheit mehr und mehr klar geworden. Die Einführung der Civilehe hat sich als eine Notwendigkeit erwiesen und sie besteht auch in solchen Staaten, in denen übrigens die Trennung des Staates von der Kirche noch nicht durchgeführt, sondern nur ein Postulat der weiter sehenden und freier denkenden Minorität ist.

Man sträubt sich im Innersten gegen den Gedanken, daß dieser Ozean von Unglück und Schmach wirklich nur das Ergebniß der Pricsterwillkür, des Machtgelüstes einer besonderen Kaste sei. Man

föchte denken, daß in dieser strengen Kontrole der geschlechtlichen Verhältnisse zwischen den Menschen durch die Kirche irgendwelche verborgene Weisheit zum Ausdruck gekommen sei, durch die etwa volkzerstörende Wirkungen einer freieren und mannichfacherenBe-Handlung dieses Problems vermieden werden sollten. Aber betrachten wir die thatsächlichen Folgen, welche die Durchführung der kirchlichen Gedanken, daß der Geschlechtsakt an und für sich etwas Unreines und Schandbares sei und nur durch den Segen der Kirche einigermaßen in das Gebiet des Zulässigen gehoben werde, bisher erwirkte, dann muß man diesen, Glauben aufgeben, hier handelt es sich nicht uni die Bethätigung irgendwelcher fundamentalen Weisheil, deren symbolische Festlegung in, der Sage vom Sündenfall die Menschheit vor unabsehbarem Anheil gerettet hatte, sondern um eine Maßnahme, die, wenn sie auch vielleicht anfangs gut gemeint war, jedenfalls durchaus im Sinne der Verschlechterung und Erniedrigung gewirkt hat. Denn wir kennen Völker, bei denen de? Geschlechtsverkehr zu den regelmäßigen Lebensnothwendigkeiten gerechnet und Mit der selben Unbefangenheit betrachtet wird wie etwa Essen und Trinken. Und wir finden nicht, daß solche Völker degenerirt sind oder degeneriren.

Insbesondere bei den Iapanern besteht diese Auffassung oder bestand sie jedenfalls bis zu der Zeit, die europäischem Einfluß, noch nicht so zugänglich war wie die jetzige. And wenn ich auch persönlich nicht in die unbedingte Bewunderung japanischen Wesens einstimmen mag, die nach den vielfach unerwarteten Ergebnissen des russisch-japanischen Krieges sich überall geltend! machte, so mutz ich doch betonen, datz zweifellos dieses Volk eine ungeheuere Arbeitfähigkeir, namentlich in intellektueller Beziehung, bewiesen hat; es hat die Resultate der mehrtausendjährigen, langsamen Entwickelung der europäischen Kultur in außerordentlich weit reichendem Maß innerhalb weniger Iahrzehnte in sich auszunehmen vermocht. Diese Nation hat also in keiner Weise gerade in Bezug auf das Werthvollste, was es im Wettbewerb der Nationen giebt, in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten, durch ihre unbefangene und freie Auffassung de" erotischen Verhältnisse gelitten: und daraus dürfen wir den Schluß ziehen, daß eine ähnliche Auffassung für Europa nicht nur die Erlangung der heute erzielten Kultur bnöglich gemacht, sondern vermuthlich zu einer diel höheren geführt hätte. Die entsetzliche Vergeudung von Energie, die durch den unnatürlichen Anspruch der Kirche und seine Durchsetzung verursacht worden ist, wäre vermieden und die Arbeit edleren und höheren kulturellen Zielen zugewendet worden.

Die Zukunft.
Von der ersten bis znr letzten Szene der Gretchentragoedie se«
hen wir also, daß immer wieder die von der Kirche gepredigte und
gepflegte Unduldsamkeit gegen den nicht von ihr sanktionirten Ge-
schlechtsverkehr die Ursache all des Unglücks ist, das über das arme
Wesen hereinbricht. Gretchen war nur dem Rufe der Natur gefolgt
und vermochte nicht einzusehen, daß diese unwiderstehlichen und
seligen Empfindungen Sünde sein sollten« Sie hat einst selbst ohne
viel Nachdenken in diese unbedingte Verurtheilung eingestimmt
und sagt von sich selbst:
„Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über Andrer Sünden
Nicht Worte gnug der Zunge finden!
Wie schien mirs schwarz, und schwärzts noch gar,
Mirs immer doch nicht schwarz gnug war,
Und segnet mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut, ach, war so lieb!"
Hier haben wir unmittelbar neben einander die äußerlich ein-
geprägte Auffassung von der Sündhaftigkeit der Liebe und das Er-
gebniß der eigenen Erfahrung, nachdem diese großen Gefühle in
Gretchens Inneren aufgeblüht waren. Sie kann nicht begreifen,
warum Das, was so gut und lieb war, Sünde sein soll; sie unterwirft
sich aber, ihrem Wesen gemäß, durchaus den Konsequenzen der
Auffassung, daß es Sünde sei.
Die Gretchentragoedie, wie Goethe sie uns geschildert hat, ist
also nicht ein aus der inneren Notwendigkeit der betheiligten
sMenschen erwachsendes Trauerspiel, sondern eins, wie es durch die
Reaktion einer unvernünftigen sozialen Vorstellung, die durch die
Kirche entwickelt und der unterworfenen Menschheit eingeprägt
worden war, gegen das Natürliche und Nothwendige, das der gan-
zen Menschheit gemein ist, entsteht. Deshalb dürfte man sogar sa-
gen, daß dieses Schicksal gar keine Tragoedie im eigentlichen, tiefen
Sinn ist. Es ist das Zerschellen eines einzigen kleinen, ^armenMen-
schenschicksals nicht an dem unerschütterlichen Fels natürlicher Ge-
setze, sondern an den willkürlich pufgebauten Hindernissen und Klip-
pen einer unsozialen Lebensauffassung, deren einziger Zweck war,
die Herrschaft einer bestimmten Menschengruppe so tief wie möglich
zu verankern und so lange und sicher wie möglich aufrecht zu erhal-
ten. Nicht übersehen darf man aber, daß in dem Gretchenstoff noch
eine andere Tragoedie steckt, von der zwar einzelne Andeutungen
gemacht worden sind, die aber unter der einmal angenommenen

Entwickelunglinie nicht zur Ausgestaltung gelangen konnte. Dies ist die innereMothwendigkeit, die,in hemWesen der beide.l Betheiligten liegt, daß nach allen Wonnen des Findens und der Vereintgung später eineTrennung nicht zu vermeiden ist. Gretchen mit den „kindlich dumpfen Sinnen", wie Faust sie selbst schildert, „im Hüttchen auf den, kleinen Alpenfeld und all ihr häusliches Beginnen umfangen in der kleinen Welt", vermochte zwar dem Doktor Faust Sie ganzen Wonnen der ersten Liebe zu gewähren, wäre aber nicht im Stande gewesen, mit ihm gleichwerthig durch sein weiteres Leben zu gehen Sagt sie doch selbst in rührender Selbsterkenntniß und Naivetüt:

„Du lieber Gott! Was so ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen Ia.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir findt."

Für die Aufgabe, alles menschliche! Schicksal am eigenen Gemüth zu erleben, um den Menschen verstehen und zuletzt ihm helfen zu können, konnte 5hre weiche Natur nicht ausreichen. Das eigentliche tragische Schicksal wäre also dann der nothwendige, unvermeidliche Arennungvorgang gewesen, bei dem Gretchen vielleicht eben so zerstört werden mußte wie unter dem rohen Eingriff der grausamen engenWelt, in der sie lebte. Goethe hat dieses Drama nicht geschrieben; er hat es aber erlebt und hat darüber getreu genug berichtet,

Groszbothen. Professor Dr. Wil h e l m O st wa ld.

Nehmt Euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt Ihr Euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zulieb
Als mit dem Ring am Finger! (Mephistopheles.)

Bei meiner Geschichte mit Gretchen und deren Folgen hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit: Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Ieder beträgt sich dabei anständig genug; aber im Inneren sieht es öfter um desto wüster aus und ein glattes Aeußere

Die Zukunft.
übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstühle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen! (Goethe.)

Gebhardt.
echt in die Augen geschaut hatte ihm Niemand; denn sie waren meist geschlossen. In dem kleinen Laden der krummen Gasse im Städtchen an der Donau sah es blitzsauber und einladend aus. Beim Eintreten läutete die über der Thür angebrachte Glocke und Meister Gebhardt, der Goldschmied, trat etwas zögernd hinter dem Vorhang aus einem dunklen Gang hervor.
„Gehorsamster Diener! Was ist gefällig, bitt' schön?" So klang es im Baß; zwei leicht geröthete graue Augen streiften den Eintretenden, schlossen sich dann aber schnell wieder. Hatte der Käufer das Verlangte gefunden (was bald geschehen war, denn Gebhardt verstand seine Kunden), so wurde der Preis für die Nadel, Brochs oder für die Reparatur, deren Gegenstand meist schon fertig, sauber in Papier gewickelt, mit dem Namen des Besitzers versehen, auf dem Ladentisch lag, zweimal genannt. Erst im Baß mit der natürlichen Stimme: „Zwei Gulden dreißig Kreuzer"; dann leiser, wie flüsternd im Fistelton: „Zwei Gulden dreißig Kreuzer". Blitzschnell streiften dabei die grauen Augen beobachtend das Gesicht des Käufers; flink aber schlossen sie sich wieder, wie zum Schlaf. Das war eine seiner Gewohnheiten.
Wurde bezahlt, so nahm Gebhardt das Papiergeld in die für seinen sonst zarten Körper groben, knochigen Hände, hielt die Scheine prüfend gegen das Schaufensterlicht empor und ließ, sie dann in die große schwarze Lederbrusttasche wandern, die er im Kittel trug, Waren es Silbergulden und Kreuzer, dann warf er sie so geschickt auf den Ladentisch, daß sie sich klingend überschlugen und mit der Wappenseite nach oben fielen. Dabei fistelte er: „Richtig"! Und schob das Geld in die Ladenkasse. Das war die andere Gewohnheit.
Meister Gebhardt war Iunggeselle; fleißig und sauber. Das zeigte der Anzug, der Laden und seine Arbeiten. Zu thun gab es immer. Im Sommer häuften sich die Aufträge. Durchzügler, die schnelle Reparatur von schadhaft Gewordenem verlangten, bei der netten nnd verlockenden Herrichtung der Auslagen Manches erstanden, ließen das

Geschäft gut gehen. In solcher Zeit beschäftigte Gebhardt noch einen Gesellen, der in der Werkstatt thätig war, während der Meister hinter di,m dunklen Gang in seiner Wohnstube saß,, die zugleich Kontor und Schlafstube war, Bücher ordnete, Briefe schrieb und kleine Entwürfe oder Reparaturen an Ringen, Medaillons und Petschaften vornahm. Diese Stube ähnelte einem Atelier. Ein großes Fenster, in der Breite beinahe zur Hälfte mit einem grünen Vorhang versehen, ließ das Licht von oben hineinfallen, und da das Zimmer in den engen Hof sah, der wenig Helle brachte, hatte Gebhardt an der Außenseite des Fensters oben eine Spiegelwand befestigt, die den Lichtschein des schmalen Stückchen Himmels schräg in die Stube warf, so daß man meinen konnte, die Sonne scheine ins Zimmer, während es auf dem engen, kleinen Hof schattig und dunkel blieb. An diesem Fenster stand ein ziemlich großer Tisch, der in zwei Hälften getheilt war. Links für die geschäftliche Schreiberei Kontobücher, Briefpapier, Schreibutensilien und eine niedliche Standuhr; rechts für die kleineren Reparaturen und Goldarbeiten Feilen, Zangen und Hammer. Hinten am grünen Kachelofen das hochgewölbte Bett mit blumiger Decke. In der anderen Ecke eine etwas schadhafte Spanische Wand, dahinter der Waschtisch. Mitten im Zimmer ein runder Tisch mit Lehnstuhl. An den Wänden alte Bilder, darunter einige Portraits von Napoleon und ein Petrus in auffallend breitem Holzrahmen. Kam man zur vollen Mittagsstunde, so hörte man zwölf Mal Kuckuck rufen, wobei Petrus eben so oft die Augen aufschlug. Petrus mit der Kuckucksuhr. Solche Witze mechanisch zu verarbeiten, war an langen Winterabenden Gebhardts lieber Zeitvertreib.

Von dieser Stube führte ein Gang, in dem Kleiderkästen und Truhen untergebracht waren, in die kleine Küche, Hier nahm Gebhardt seinc Mahlzeiten, die er sich selbst bereitete. Allein führte er die Wirthschaft und allein war er in dieser Behausung, in die er nur ungern Iemand einließ. Aus der kleinen Küche trat man in einen Schuppen, wo Handgeräth zwischen Karren lag; dann gelangte man über den daranstoßenden Hof in die eigentliche Schmiedewerkstatt, ein Fachwerkhäuschen mit überhängendem Dach, unter dem der Geselle seine Schlafstube hatte. In der Schmiede wurde gegossen, gelöthet und gehämmert. Das Feuer glimmt auf dem Herd, der bläulich feine Rauch steigt in allerlei gespenstigen Bildern zum Schlot empor. War etwas Größeres in Arbeit, wie die schweren Kirchenkandelaber, so flammte es lodernd auf und die von der Gluth roth beschienenen Gestalten hoben sich wirksam von dem Dunkel ab.

Welskirchen lag nicht unmittelbar an der Donau; man ging vom Außenthor, von den Ueberbleibseln der Befestigung eine gute halbe Stunde auf der Landstraße bis zum Fährhaus des breiten Flusses. Schlug man den hügeligen Waldweg ein, der hübsche Ausblicke über Welskirchen und das bergige Gelände bot, so wars in einer Stunde nicht zu schaffen. Die Städter wählten meist den Waldweg, um dann

Die Zukunft.
im Fährhaus unter dem großen Nußbaum Rast zu machen und den Nachmittagskaffee zu nehmen. Dort saß, es sich gut. Der Fluß, die Schiffe und das Fährboot brachten Zerstreuung, Fährmann Lipp war ein lustiger Spaßmacher und daran erfreuten sich die Städter, die besonders an Festtagen dorthin wanderten.
Meister Gebhardt ging seinen eigenen Weg. Von der Stadt, die Ringmauern hatte, zog sich ein Kanal mit seitigen Böschungen und Weidengestrüpp durch die Wiesen und Aecker bis zur Donau hin. Er ermöglichte die billige Beförderung von Baumaterial und nahm von dem Städtchen zugleich den Abfluß mit, da ihn der aus den Bergen stürzende Bach reichlich speiste. Das war ein Vortheil für Welskirchen, um den ihn manche Stadt beneidete, zumal das Wehr am Außenthor den malerischen Reiz noch erhöhte. Den schwarzen Filzhut in die Stirn gedrückt, die Augen wie zum Schlaf geschlossen, den Weichselstock in der Hand: so beschritt Gebhardt den Kanalweg. Wie ein Professor in Gedanken. Blieb er stehen oder beobachtete er das Fließen des Wassers? Schwamm Etwas auf der Fluth, so schien es ihn besonders zu interessiren; dann riß er Wohl hier und dort hastig einen Büschel Gras oder hohe Schafgarbe mit Wurzel und Erdknollen aus und warf es in den Kanal, als wolle er die Strömung prüfen. Trug sie es fort, dann fistelte er: „Richtig!"
„An Marias Geburt ziehn die Schwalben furt!" Das ist der achte September. Die Läden sind geschlossen. Auf den Marktplatz brennt die Sonne. Unter Glockengeläut treten die Bürger aus der großen Pfarrkirche; behutsam schreiten sie die Steinstufen hinab, so geblendet sind sie von der Helligkeit des Tages draußen, während drinnen im Dunkel die Orgel summt und am Altar die Kerzen röthlich flackern.
Meister Gebhardt war nicht beim Gottesdienst gewesen. Er hatte noch in der Schmiede gearbeitet und war nun in feine Stube zurückgekehrt, nachdem er von außen die Spiegelwand zurückgedreht hatte, so, daß nur spärliches Licht ins Zimmer fiel. Den Schmiedehammer brachte er, wie in Gedanken, mit; und als plötzlich Petrus zwölfmal Kuckuck rief, ließ er ihn erschrocken fallen. Mürrisch hob er ihn auf und legte ihn auf den Arbeitstisch.
Im Fährhaus an der Donau ging es lustig zu, wie heig auch die Sonne brannte. Die Ausflügler hatten im Wald Schatten gefunden und saßen nun bei Kaffee und Bier, kramten ihre Neuigkeiten aus und politisirten unterm Nußbaum und am Ufer des Flusses, dessen Strömung leichte Kühlung brachte, Fährmann Lipp holte die Ziehharmonika und bald drehten sich auf der Donauwiese die Paare im fröhlichsten Tanz.
Im Westen hatte sich nach des Tages Hitze abends über dem Strom ein Gewitter zusammengezogen, das drohend mahnte, nach Haus zu eilen. Wenn die Saumsäligen tüchtig naß wurden, war es ihre eigene Schuld; denn schon lange war der größte Theil der Städter nach Welskirchen zurückgekehrt.

ons.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog
Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.79 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617?urlappend=%3Bseq=102

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 04:07 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 15
- Section 3 - 30
- Section 4 - 35
- Section 5 - 46
- Section 6 - 51
- Section 7 - 61
- Section 8 - 69
- Section 9 - 82
- Section 10 - 85
- Section 11 - 92
- Section 12 - 103
- Section 13 - 105
- Section 14 - 129
- Section 15 - 137
- Section 16 - 145
- Section 17 - 153
- Section 18 - 169
- Section 19 - 171
- Section 20 - 181
- Section 21 - 187
- Section 22 - 189
- Section 23 - 192
- Section 24 - 203
- Section 25 - 205
- Section 26 - 207
- Section 27 - 208
- Section 28 - 209

- Section 29 - 211
- Section 30 - 223
- Section 31 - 237
- Section 32 - 238
- Section 33 - 239
- Section 34 - 251
- Section 35 - 265
- Section 36 - 268
- Section 37 - 273
- Section 38 - 275
- Section 39 - 305
- Section 40 - 307
- Section 41 - 323
- Section 42 - 329
- Section 43 - 332
- Section 44 - 341
- Section 45 - 343
- Section 46 - 348
- Section 47 - 354
- Section 48 - 355
- Section 49 - 359
- Section 50 - 363
- Section 51 - 372
- Section 52 - 375
- Section 53 - 377
- Section 54 - 384
- Section 55 - 405
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 427
- Section 59 - 431

Search in this volume

Search in this text Find

Die Zukunft.

im Fährhaus unter dem großen Nußbaum Rast zu machen und den Nachmittagskaffee zu nehmen. Dort saß, es sich gut. Der Fluß, die Schiffe und das Fährboot brachten Zerstreuung, Fährmann Lipp war ein lustiger Spaßmacher und daran erfreuten sich die Städter, die besonders an Festtagen dorthin wanderten.

Meister Gebhardt ging seinen eigenen Weg. Von der Stadt, die Ringmauern hatte, zog sich ein Kanal mit seitigen Böschungen und Weidengestrüpp durch die Wiesen und Aecker bis zur Donau hin. Er ermöglichte die billige Beförderung von Baumaterial und nahm von dem Städtchen zugleich den Abfluß mit, da ihn der aus den Bergen stürzende Bach reichlich speiste. Das war ein Vortheil für Welskirchen, um den ihn manche Stadt beneidete, zumal das Wehr am Außenthor den malerischen Reiz noch erhöhte. Den schwarzen Filzhut in die Stirn gedrückt, die Augen wie zum Schlaf geschlossen, den Weichselstock in der Hand: so beschritt Gebhardt den Kanalweg. Wie ein Professor in Gedanken. Blieb er stehen oder beobachtete er das Fließen des Wassers? Schwamm Etwas auf der Fluth, so schien es ihn besonders zu interessiren; dann riß er Wohl hier und dort hastig einen Büschel Gras oder hohe Schafgarbe mit Wurzel und Erdknollen aus und warf es in den Kanal, als wolle er die Strömung prüfen. Trug sie es fort, dann fistelte er: „Richtig!"

„An Marias Geburt ziehn die Schwalben furt!" Das ist der achte September. Die Läden sind geschlossen. Auf den Marktplatz brennt die Sonne. Unter Glockengeläut treten die Bürger aus der großen Pfarrkirche; behutsam schreiten sie die Steinstufen hinab, so geblendet sind sie von der Helligkeit des Tages draußen, während drinnen im Dunkel die Orgel summt und am Altar die Kerzen röthlich flackern.

Meister Gebhardt war nicht beim Gottesdienst gewesen. Er hatte noch in der Schmiede gearbeitet und war nun in feine Stube zurückgekehrt, nachdem er von außen die Spiegelwand zurückgedreht hatte, so, daß nur spärliches Licht ins Zimmer fiel. Den Schmiedehammer brachte er, wie in Gedanken, mit; und als plötzlich Petrus zwölfmal Kuckuck rief, ließ er ihn erschrocken fallen. Mürrisch hob er ihn auf und legte ihn auf den Arbeitstisch.

Im Fährhaus an der Donau ging es lustig zu, wie heig auch die Sonne brannte. Die Ausflügler hatten im Wald Schatten gefunden und saßen nun bei Kaffee und Bier, kramten ihre Neuigkeiten aus und politisirten unterm Nußbaum und am Ufer des Flusses, dessen Strömung leichte Kühlung brachte, Fährmann Lipp holte die Ziehharmonika und bald drehten sich auf der Donauwiese die Paare im fröhlichsten Tanz.

Im Westen hatte sich nach des Tages Hitze abends über dem Strom ein Gewitter zusammengezogen, das drohend mahnte, nach Haus zu eilen. Wenn die Saumsäligen tüchtig naß wurden, war es ihre eigene Schuld; denn schon lange war der größte Theil der Städter nach Welskirchen zurückgekehrt.

- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Gebhardt,
SS
Am anderen Tag hieß es, der Briefträger Rubai sei verschwunden. In der Kirche und auf dem Weg nach dem Postgebäude war er zuletzt gesehen worden. Seitdem nicht mehr. Und er hatte doch von der Post angewiesenes Geld auszuzahlen. Aus der Ungeduld, die ihn erwartete, wurde bald heftige Erregung.
Die Tage wurden kürzer, Gebhardt machte auf dem Kanalweg seine gewohnten Spazirgänge in der Dämmerung, Er schien verstimmt. Mit seinem Gesellen hatte er Streit gehabt und ihn entlassen. Nun arbeitete er allein und war viel in der Schmiede. Da aber die großen Kandelaber fertig werden mußten, kam doch wieder ein Geselle ins Haus, Der war ein Hasenfug. In seiner Dachstube oben schreckte er nachts zusammen und glaubte, Stimmen und Tritte zu hören. Eilte er dann zitternd in die Schmiede hinunter, so war es nichts oder Meister Gebhardt hatte, der Vorsicht halber, nach dem Feuer gesehen. In einer Nacht aber knatterte und prasselte es so gewaltig im Kamin, daß im Kopf des Gesellen feststand: „Hier geht es um!"
Alle drei Iahre wurde von der Stadtgemeinde der Bürgermeister gewählt. Die Frist war abgelaufen und Rauchfangkehrermeister Gothamseder einstimmig gewählt worden, nachdem Gebhardt, der erst vorgeschlagen worden war, abgelehnt hatte. Gothamseder sah auf seinen Säckel; überall wurde gründlich gekehrt. Die Reihe kam auch an Gebhardt. „Erst müssen die Kandelaber fertig sein, dann kann gekehrt werden; jetzt nicht!" Er hatte den Kaminkehrer aus der Schmiede geworfen und sich damit den Bürgermeister zum Feind gemacht. Der befahl einfach: „Bei Gebhardt wird gekehrt!" Das geschah denn auch.
Der Rauchfangkehrer reinigte den Schlot der Schmiede und der Geselle mußte die Haufen Ruß vom Herd entfernen. Dabei sah er Etwas aufblinken. Schnell stöberte er nach. Zu seinem Entsetzen fand er einen verkohlten Finger, der einen Ring trug. Der Rauchfangkehrer hatte mehr Muth als der Schmiedegeselle; nahm den verkohlten Finger nebst Ring und trug ihn schnurstracks zu seinem Herren, dem Bürgermeister. Gothamseder traute seinen Augen nicht. Fahl erhob er sich in seiner ganzen Länge; dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und ging eilig in das Bezirksgericht, Noch am selben Tag wurde Meister Gebhardt in das Untersuchungsgefängniß abgeführt.
Mit aller Bestimmtheit hatten die Postbeamten und der Bürgermeister den Ring am verkohlten Finger als den des Briefträgers Rubai wiedererkannt. Rubai litt an Gicht und seine Finger zeigten an den Gelenken dicke Knoten. Einer davon hatte den kleinen Siegelring mit dem charakteristischen R im rothen Steinchen am Finger festgehalten. Das war ein Beweisstück, über das Keiner hinweg konnte. Man sagte dem Verdächtigen den Mord auf den Kopf zu. Und Gebhardt gestand Alles. Er wurde verurtheilt und hingerichtet.
So geschehen im Iahr 1858.
München. Paul K alisch.

SS
Die Zukunft.
Anzeigen.
Das leuchtende Reich. Von Leonore Frei. Cotta in Stuttgart.
Ein eigenartiges Buch. Ich habe dabei an Brokat denken müssen; und an eine japanische Goldstickerei, die ich einst aus Liebe zur Sache auseinandergezupft habe: um zu sehen, womit die plastisch gearbeiteten Stellen unterlegt waren. Ein abseitig veranlagter Mensch trägt sein weltfremdes, keusches Wesen durch eine Gegenwart, an der eine mit Grausen geschwängerte Vergangenheit wie eine rostige Kette, in Blut und Schuld verankert, hängt. Ein seelisch Feingliedriger fühlt sich an das fürchterliche Schicksal gebunden, das vor Iahrtausenden den Tantalussprößling in die Furienfänge peitschte. Daniel Achilles von Thielen hängt von Mutters Seite her mit einem hochsinnigen Bürgergeschlecht zusammen, dem die innere Zugehörigkeit zum Griechenthum ehrfürchtig gehegte, süß schmerzliche Ueberzeugung ist. Was in ihm als Erbtheil der sonnenfreudigen und schicksalgläubigen Ahnen lebt, alle schluchzende Sehnsucht nach farbigen UnWirklichkeiten, alles selige Suchen nach dem Flammenschein der Schönheit, alle tiefe Ehrfurcht vor Götterwille und Götterzorn, hat sich seiner Knabenseele vcrwoben zur Priesterbinde um die hohe Stirn seiner Mutter. Am hellen Alltag sieht er ihre Gestalt wie von Purpurfalten umflossen. Und diese Mutter, seinem träumetrunkenen Herzen Madonna und Tempelgöttin zugleich, wird vor den schaudernden Augen des herangewachsenen Iünglings zur ehebrecherischen Sphinx. (Sie läßt den verkommenden Gatten, dessen steinerne Rechtlichkeit einst ihren Aeltesten, ihr „Sonnenkind", in den Tod getrieben hat, vor ihren Augen ertrinken wie einen räudigen Kund.) Der neue Orest windet sich seitdem unter den Fäusten der Furien. Den Toten zu rächen, durch Muttermord, empfindet er als von den Göttern ihm auferlegte Pflicht. Aber diese Götter haben keine Stimme mehr in der Welt, in der er lebt. Daniel Achilles sühnt die Schuld der Mutter durch Vernichtung des Lebens, das aus ihrem Schoß hervorgegangen ist. Bekränzt, in goldener Rüstung, geht er mit einem Griechenlächeln in den Tod. „Rosen auf dem Haupt", feiert seine Seele ein letztes Fest: in noller Willenskraft und Stärke kehrt er freiwillig zurück in die ferne Heimath, steigt sehenden Auges hinab ins „leuchtende Reich" der Vergangenheit.
Ein eigenartiges, ein feines und tiefes Buch. Ich habe dabei an Goldbrokat denken müssen, der durch sein eigenes Edelgewicht Körpergestalt annimmt, auch ohne daß ein Körperliches in ihm zu stecken braucht. Denn die Personen dieses Romans (vom schrullenhaften Großvater Weitmüller, der seine Eule auf der Schulter, seinen Pelidenwahn im Herzen und sein gewaltiges Ieushaupt auf Teckelbeinen durchs Leben trägt, bis auf das sanft zerrüttete Wirthschaftfräulein Monika, das seinen altjüngferlichen Leib für die gewesene Pflanzstätte dreier strammen Stabstrompeterbuben hält) sind ohne Ausnahme von einem regenbogenfarbigen Rändchen der Phantastik umgeben; und Alle reden,

Jeder in seiner Weise, in einer dem Alltag fremden, sinnbeschwerten oder krausgeschwungenen Sprache; ihre konkrete Rede gilt dem Abstrakten; aber trotz dieser Irrealität der Einzelnen wirkt das Ganze wie Lebenswahrheit. Dies hat der Glaube vermocht, der Berge von Unwirklichkeiten und UnWahrscheinlichkeiten ins Mögliche und Nothwendige versetzen kann: der Glaube des Schöpfers an seine Geschöpfe. Eine bilderträchtige Phantasie hat hier Linien so fest geschaut, ihnen so inbrünstig Licht und Schatten beigegeben, daß sie auch für den zweifelnd Aufnehmenden zu Körpern werden. Die Phantastik ist so rhythmisch gegliedert, daß sie wie Gesetzmäßigkeit wirkt. Dies ist Kunst; und eine Kunst feinster Art. Ein feines und tiefes, ein bedeutendes Buch,
Ich habe dabei an die japanische Seidenstickerei denken müssen, die ich einst aus Liebe zur Sache zerpflückt habe; die goldenen Drachen waren mit rothgefärbter weißer Watte unterlegt. Das gab den grotesken Gebilden ihre lebendige Wirkung. Mir scheint: die flockige Masse der Illusion, mit der Leonore Freis Gestalten unterlegt sind, ist mit eigenem Herzblut rothgefärbt. Das giebt den „absonderlichen" Gebilden ihr Leben. Ich mache mir zwar nichts aus den Hypothesen von der Erhaltung der Seelenkraft, die im Hintergrund des Romans ihr Wesen treiben; aber der Gedanke an ein „leuchtendes Reich", das „große, geheimnißvoll leuchtende Reich der Vorangegangenen", hat meinem Wirklichkeitsinn Großes gesagt. In dieser mystischen Schale nämlich steckt ein fruchtbarer Kern. In diesem Schauder vor der Vergangenheit, so tief gefaßt, steckt unbewußt die Ehrfurcht vor dem Heute. Und um dieser Ehrfurcht willen (die, wenn sie zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, stets zum Prometheus wird, zum Schöpfer einer That), um dieser fruchtbringenden Ehrfurcht willen ist das Schaudern „der Menschheit bestes Theil". Auch Daniel Achilles geht ja nicht zu Grunde, Er löscht mit starker Hand den alten Erbfluch aus. Sie soll sich nicht weiterschleppen von Kind auf Kindeskinder, die rostige Kette von Schuld und blutigem Verhängniß. Also schreitet er, bekränzt, ein strahlender Krieger in goldener Rüstung, mit seinem Griechenlächeln zum Sieg.
Henriette Gerling.
Als Darstellungprobe diene eineVision. Mitten auf einem weiten, mandelförmigen See liegt im Widerschein des Abendroths eine kleine, grüne Insel. Aus den unbewegten, prunkvoll übergoldeten Wassern schimmert das Bild der umgebenden Landschaft als ein recht befremdliches und märchenhaftes Blendwerk zurück. Es fließt ein so goldener Schein über die Formen und Farben auf der widerspiegelnden Fläche, es fließt ein so verzaubernder Glanz über alle Dinge in der Runde, wie sie der See in seinem Spiegel fängt, daß sie unversehens völlig vertauscht und verwandelt aus der Tiefe heraufschimmern müssen: das schwere graue Schloß und die dunklen Kronen der alten Bäume, die kleine Kirche mit ihrem plumpen Thurme, die niedrigen rothen Dächer des Gutsdorfs und die Wellenlinien der bläulichen Waldhügel. Just, als gäbe es dort unten das Wunderreich einer fernen und räthselhaf-

ten Welt- so geheimnisvoll flimmernd steigt das Abbild dieser alltäglichen Landschaft aus den tiefen Gewässern des Sees empor. Freilich muß man bedenken, daß es nicht so sehr die Dinge in der Runde sind, die das Wunder auszumachen pflegen, als vielmehr die Augen, mit denen ihr Spiegelbild gesehen wird.
Ein junger Mensch von großer und fremdartiger Schönheit steht dicht am Ufer der grünen Insel zu Füßen eines mächtig hingestreckten, löwentatzigen Steinweibes. Er lehnt an einem Bretterthürchen, das zwischen den beiden Vorderpranken der Sphinr ist. Denn tüchtige Hände haben den grauen St:in eib des alterthümlichen Riesenwesens tapfer ausgehöhlt und zur Kühlkammer für aufbewahrende Eß- und Trinkwaaren eingerichtet. Ein schillernder Taubenschwarm, am Himmel hinschießend und die Insel in Hast umkreisend, blitzt, wie ein funkelndes Sternengewimmel, über den widerstrahlenden Spiegel, blitzt auf und versinkt in dem grauen, reglos über Schloß und Dorf lastenden Dunst. In sonderlichem Bangen folgen die Augen des jungen Menschen der jäh aufblitzenden und verschwindenden Glanzerscheinung: gespannt, ob sich der schimmernde Flug aus den trüben Dünsten lösen oder ob er zurückkehren werde, in das lichte Reich, dos der abenteuerliche Nachglanz einer gesunkenen Sonne aus der kargen Landschaft hervorgezaubert hat. Der silberne Schwarm verweht, der rothe Glanz erlischt, über dem großen Steinhaupt stehen streng und hoch die schwarzen Bäume der Insel. Die Luft ist still; und dennoch geht unaufhörlich ein leises Beben durch die Tausende feiner Blättchen und Nadeln: als zittere in ihnen das Leid vergangener Stürme. Von der Höhe herab dringt unversehens ein wunderliches Rollen und Rieseln: ein verwittertes Steinchen tropft nieder aus den toten, starren Augen der Räthselfrau. Auf die große Löwentatze tropft es nieder, dicht neben der Schläfe des jungen Menschen. Die Dämmerung deckt ihre fahlblauen Schleier über das Land, — große, finstere Schatten steigen auf. „Mutter", sagt der junge Mensch leise vor sich hin. „Mutter!" Und mit einer fremden, schönen Bewegung hebt er seine Hände zu dem urzeitlichen Fabelwesen einer fernen Welt empor.
LeonoreFrei.
Frau Sophie und ihre Kinder. Ruetten S Loening, Literarische Anstalt in Frankfurt a. M.
Ich habe versucht, die Gewalt der Alltagsforderungen zum Ausdruck zu bringen, die so unwesentlich erscheinen und die doch Riesen sind. Wie ein Mensch aus diesem oft lautlosen, immer unvermeidlichen Kampf zuletzt hervorgeht: Das allein ist das Entscheidende für die Kraft seiner Persönlichkeit, Der Herbst verwandelt die Farben in der Natur; das Leben eben so sicher die Seele. Trotzdem muß ihr Glanz nicht verloren gehen. Von solchem unvergänglichen Schimmer einen Hauch in mein Werk strömen zu lassen, war mein Verlangen.
Franziska Mann.

Diamantenrsgie,
Diamantenregie.
er Verkauf der südwestafrikanischen Diamanten ist monopolisirt; und dieses Monopol paßt manchen deutschen Händlern und Diamantenschleifern nicht. Neulich wurde sogar behauptet, das Reichskolonialamt habe sich gegen die Taktik der bisher von ihr geförderten Monopolträgerin gewendet. Natürlich war die Behauptung falsch. Im Februar 1909 wurde die „Diamantenregie des südwestafrikanischen Schutzgebietes" als Kolonialgesellschaft mit zwei Millionen Mark (50000(1 Mark sind eingezahlt) gegründet. Nach der kaiserlichen Verordnung über den Handel mit südwestafrikanischen Diamanten ist der Zweck der Gesellschaft, „unter Aufsicht des Reiches und in dessen Auftrag die Verwerthung der geförderten Diamanten zu vermitteln". An der Gründung der Regiegesellschaft waren alle berliner Großbanken, angesehene Privatfirmen (Iakob S. H. Stern in Frankfurt a. M., M, M. Warburg S Co. in Hamburg, Sal. Oppenheim jun. in Köln) und die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika betheiligt. Das Ehrenamt des Vorsitzenden hat Herr Karl Fürstenberg. Die Absicht war, dem neuen Handelsartikel, der große Hoffnungen erweckt hatte, den Vortheil einer festen Organisation des Absatzes mit auf den Weg zu geben. Da der Diamant Luxuswaare ist, braucht man den Abnehmern nicht niedrige Preise zu sichern; die Monopolisirung war also bequemer als bei Massenartikeln. Dazu kam der begreifliche Wunsch, die Rentabilität der Kolonien nicht nur zu Gunsten des Fiskus, sondern auch zum Nutzen des Privatkapitals zu erhöhen. Trotzdem wurde die Einführung der Diamantenregie, wie alles in Deutschland Neue, mit Mißtrauen aufgenommen. Die Gewerbefreiheit, hieß es, werde geschmälert; man dürfe den Produzenten nicht zwingen, seine Waare einer bestimmten Stelle zur Verwerthung zu geben. Dieses Bedenken verstummte bald, weil die Regie sich bewährte. Aber nun kam eine andere Anklage, Die Diamantenregie verkauft ihre Steine einem antwerpener Händlersyndikat. Daß ein deutsches Unternehmen mit fremden Händlern arbeitet und deutsche Abnehmer zwingt, deutsche Waare im Ausland zu kaufen: Das dürfe nicht geduldet werden. Warum aber hat die Regie einen Vertrag mit fremden Firmen geschlossen? Doch nur in der Absicht, die deutschen Diamanten so gut wie möglich zu verwerthen. Der Abschluß mit den Antwerpenern war ein Nothbehelf. Daß sich in Deutschland ein Diamantenmarkt vom Umfang derer in London, Paris, Amsterdam, Antwerpen entwickeln werde, war unwahrscheinlich. Schon die höhere Qualität der südafrikanischen Diamanten sicherte den alten Handelsplätzen den Vorrang. Eine schlechte Verkaussorganisation hätte die Verschleuderung der Waare zur Folge gehabt. Heute vergißt man leicht, wie rasch das Diamantenfieber sich in Deutschland verbreitete und mit welchen tollen Gewinnziffern die Phantasie damals arbeitete. Ohne eine sichere Hand, die den Markt beherrschte, wäre die Wirrniß gefährlich geworden.

Idtt
Die Zukunft.

Die Diamantenregie hat gut gearbeitet. Nach dem Geschäftsbericht über das Iahr 1911/12 (die Betriebsperiode reicht vom ersten März bis Ende Februar) wurden 816296 Karat verkauft, die einen Erlös von 20,89 Millionen brachten. Der niedrigste Preis, der für das Karat erzielt wurde, war 23,41, der höchste 27,32 Mark. Der alte Vertrag mit den antwerpener Firmen Coetemans, Stryn und Walk läuft bisIuni; und noch für die laufende Periode sind A bschlüsse zu steigenden Preisen gemacht worden. Das neue Abkommen aber, das am ersten April unterzeichnet wurde, soll noch günstigere Bedingungen bieten. Die Diamantengesellschaften und die Privatförderer, die an die Regie liefern, haben also keinen Grund zur Klage. Daß es nicht leicht ist, die Preise zu halten, lehrt das Ergebniß der Förderung, Seit die Maschine den Handbetrieb ersetzt hat, werden öfter Steine von geringem Werth geliefert. Mit der Maschine kann der Sand besser durchgearbeitet werden, deshalb kommen jetzt mehr kleine Steine in den Handel. Die Zahl der Stücke von einem Karat und mehr betrug nur 0,14, die der '/g bis V,« karätigen fast N Prozent der Gesammtproduktion. Der Ertrag aber hängt natürlich von der Größe der Steine ab. Der prozentuale Antheil der deutschen Händler an der Abnahme der von der Diamantcnregie gelieferten Steine spricht übrigens nicht für den Versuch, den Absatz in Deutschland zu organisiren. Von der Menge, die 1911/12 durch die Regie verwerthet wurde, gingen 94V? Prozent nach Antwerpen, 43/, Prozent nach Deutschland und die kleinen Reste nach London. Der Bericht sagt, daß ein Theil der für Deutschland bestimmten Steine auf Amwegen wieder (ungeschliffen) ins Ausland gegangen sei, der wirkliche Bedarf also nicht viel mehr als 3 Prozent betragen habe. Dieses Ergebniß kann die Wünsche der deutschen Händler, die eine Trennung der Regie von den Antwerpenern wünschen, kaum unterstützen. Der neue Vertrag soll den deutschen Abnehmern einzelne Konzessionen bringen. Man will ihnen in gewissen Fällen die Möglichkeit bieten, zu Originalpreisen zu kaufen, während sie sonst die Steine nur mit 5 Prozent Aufschlag bekommen. Die Spannung von Z Prozent bildet den Gewinn des antwerpener Händlersyndikates.

Die Gegner des Regievertrages behaupten, daß Gebote deutscher Händlergruppen, besonders eines hanauer Syndikates, nicht ernstlich geprüft worden seien. Kolonialsekretär Dr. Solf hotte in Hanau gehört, daß eine deutsche Gruppe mit der Diamantenregie unterhandeln wolle; da Beschwerden an den Reichstag und den Reichskanzler gelangt sind, wird der Staatssekretär darüber reden müssen. Die Regieleiter haben bisher nur erklärt, daß die Hanauer erst gekommen seien, als.der neue Vertrag mit Antwerpen schon abgeschlossen war. Haben sie Grundsähe der Volks- und Privatwirtschaft verletzt? Schön ists ja nicht, daß deutsche Waaren durch fremdländische Vermittler auf den Markt kommen. Aber in Deutschland fehlten bisher die Vorbedingungen eines Diamantenmarktes. Sollte man deshalb ein werthvolles Produkt verkümmern lassen und, um eines Prinzips willen, den gesammten Diamantenhandel in Unordnung bringen? Denn ein unge-

regelter Absatz der deutschen Steine würde natürlich auf dem Weltmarkt die Preislinien verwirren. Alle Erzeugnisse, die das Nationalvermögen mehren, haben auf Schutz Anspruch. Das Reich hat sich für das Etatsjahr 1912 eine Einnahme von rund 10 Millionen aus der südwestafrikanischen Diamantenindustrie berechnet. Der Ausfuhrzoll auf Diamanten beträgt 33'/« Prozent vom Bruttonutzen und soll, nach dem Etat für 1912, eine Summe von 7,26 Millionen ergeben. Als Grundlage ist eine Roheinnahme der Regie von 22,95 Millionen genommen worden. 5 Prozent davon gehen für die Regie ab. 2,91 Millionen sind für den Erlös aus Bergwerkabgaben und aus der fiskalischen Diamantenpachtgesellschaft in den Kolonialetat eingesetzt worden. Der Reichsfiskus hat also ein wesentliches Interesse an der Rentabilität des südwestafrikanischen Diamantenbergbaues; und daß er die Diamantenförderer an den Abgaben betheiligt, widerspricht vernünftigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen nicht.

Und wie sieht die privatwirthschaftliche Seite aus? Behaupten die Diamantgesellschaften, daß sie von der Regie übervortheilt werden? Nein. Für die Produzenten ist die Regie die sichere Brücke zum Absatz und sie habe» keinen Grund, über das Verhalten der Brückenwärter zu klagen oder gar einen anderen Verbindungweg zu suchen, Sie würden ihn nicht finden, da es in Deutschland kein Händlerkartell giebt, das gegen das antwerpener Syndikat aufkommen könnte. Die Gegner der Regie sind deutsche Diamantenschleifer und Händler, Beide Gruppen wünschen andere Bezugspreise und Geschäftsbedingungen. Die Schleifer können den Rohstein direkt von der Regie beziehen, müssen aber den selben Preisaufschlag (5 Prozent) zahlen, der den Abnehmern von den antwerpener Händlern berechnet wird. Sie stehen also nicht schlechter als die anderen Käufer deutscher Diamanten. Sie müssen aber die Steine, die sie nicht schleifen, der Regie wieder zurückgeben. Die will dadurch verhindern, daß ein unorganisirter Handel die Preise drückt und dem belgischen Syndikat den Absatz erschwert. Diese Bedingung läßt sich rechtfertigen; die Antwerpener, die ein sehr großes Quantum von Steinen übernehmen, tragen ja auch ein großes Risiko. Gehen die Geschäfte schlecht, so fehlt.es an Geld für Luxusanschaffungen; und der Diamantenmarkt fühlt den Rückstoß eines Konjunkturumschlages sofort. Ende Ianuar 1912 hatte das antwerpener Syndikat etwa 18«00« Karat deutscher Steine liegen. Das waren rund 5 Millionen Mark, die unverzinst blieben. Mit solchen Möglichkeiten haben die Abnehmer der deutschen Regie zu rechnen, da die Produktion deutscher Diamanten die Nachfrage übersteigt. Und das Mißverhältniß wird um so fühlbarer, je größer die Zahl der kleinen Steine wird. Wenn ein Käufer alle Gefahren auf sich nimmt, der Verkäufer dagegen nur den Erlös einzustreichen hat, ohne am Risiko betheiligt zu sein, so hat der Käufer das Recht auf anständige Konzessionen. Böte eine deutsche Händlergruppe den Diamantenförderern ähnliche Bedingungen wie die antwerpener, so wäre kein Zweifel über die Entscheidung möglich. Bei freiem Wettbewerb der Händler wäre die Diamanten-

regie aber von der Konjunktur und von der Solvenz ihrer Abnehmer abhängig; und die Förderer hätten keine Garantie, ihre Waare zu verkaufen, sondern müßten auf Produktioneinschränkungen gefaßt sein. Wären solche Verhältnisse dem deutschen Diamantenbergbau nützlich? Der Vergleich mit England und dem freien Verkauf durch das Syndikat der Debeers Company ist nicht stichhaltig. Die englischen Diamanten eroberten sich ziemlich rasch den Weltmarkt, da sie die brasilianischen Steine, die in Paris das Centrum ihres Handels hatten, an Zahl und Größe übertrafen. London war bald der Mittelpunkt des Diamantengeschäftes und englische Händler organisirten den Absatz. Das londoner Diamantensyndikat war stark genug, um sich gegen einen mächtigen Außenseiter, die Premier-Mine (mit eigener Verkaufseinrichtung), zu behaupten und ihn sogar zur Kapitulation zu zwingen; aber die Voraussetzungen einer solchen Taktik waren eben andere als die des deutschen Diamantenhandels. Als die Engländer mit ihren südafrikanischen Minen begannen, kam als ernsthafter Konkurrent nur Brasilien in Betracht, dessen Diamantenproduktion sich mit der englischen nicht messen konnte. Deutsch-Südwest fand einen viel störleren Wettbewerber auf dem Weltmarkt. Das londoner Syndikat muß heute mit den deutschen Diamanten und der Regie rechnen. Die Preise für die kleinen Steine, die „Mslee-Waare", konnten nicht gehalten werden; das große Angebot deutscher Produkte drückte den Preis. Aber den Engländern schafft das Monopol in großen Steinen stets ein Uebergewicht. Wenn das englische Syndikat den Markt mit Mittelwaare überschwemmte oder plötzlich viele große Diamanten im deutscheu Kolonialgebiet gefunden würden, könnte eine Konvention mit dem englischen Syndikat nothwendig werden, die mehrmals angeregt, aber als nicht zweckgemäß abgelehnt wurde. Ohne die Diamantenregie ständen wir den mächtigen Mitbewerbern ohne ausreichende Rüstung gegenüber. Der Regie, die immer nur auf ein Iahr Verträge abschließt, also von Antwerpen nicht abhängig wird, wäre ein berechtigter Vorwurf nur zu machen, wenn sie ein dem belgischen gleichwerthiges deutsches Angebot abgelehnt hätte. Das ist aber nicht geschehen. Auch die Behauptung, der neue Abschluß mit den Antwerpenern, deren Vertrag noch bis zum letzten Iunitag lief, sei übereilt worden, damit die Hanauer die Thür verschlossen fänden, ist nicht als wahr erwiesen worden. Die Pflicht gebot den im Ehrenamt thätigen Herren, in einer fürs Reich so wichtigen Sache rechtzeitig für die Absatzsicherung vorzusorgen. Magistrat und Handelskammer der Stadt Hanau haben die Reichstogskommission ersucht, vom Kolonialamt. die Kündigung des neuen Vertrages zu fordern. Diese Forderung ist unnöthig. Bis zu dem Tag des nächsten Kündigungtermins hat jede deutsche Gruppe das Recht zu Offerten. Und die Regieführer haben nicht den allergeringsten Grund, ein deutsches Angebot abzulehnen, das der von ihnen (ohne Entgelt) vertretenen Sache den selben Vortheil wie das belgische bietet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian ßarden in Berlin. — «erlag der Zu unft in Berlin — Druck von Paß S Garleb G, m, b. H. in Berlin.

Verlin, den 27. April 1912.
Hexeneinmaleins.
Du mußt verstehn!
irgendwo im hintersten Winkel irgendeines königlichen
oder großherzoglichen Ministerii irgendein Geheimrath, der
für dieEmpfehlung der neuen Wehrvorlagen noch wenigerGeist
und Kraft, Seelenmuth und Rednerwucht aufgebracht hätte als
der Kanzler desDeutschenReiches? Heute noch Herrn vonBeth-
mann (der längst in dieBehandlung des Arztes, nicht des Poli-
tikers, gehört) zu kränken, kann der fühlenden Brust nur Pein be-
reiten. Auszusprechen, was ist, bleibt stets aber Pflicht. Die Wchr-
vorlagen,trotzihrenMängeln,»durchzubringen":Dashätte,seIbst
im Reichstag der Parteisekretäre, Rechtsanwälte und Zeitung-
schreiber, aucheinHoschauffeurvermocht; einervondenen,die,auf
Allerhöchsten Befehl, Herrn Karl Iohannes Kaempf den Wahl-
sieg, den Einzug ins Hohe Haus erstritten. So war, draußen und
drinnen, die Stimmung; so sichtlich denZweiflern von gestern so-
gar dieNothwendigkeit, «meinesSchrittesWeitewenigstensauf
dem Rückweg ansZiel allgemeinerWehrpflicht, voller Ausnütz-
ung deutscherWehrkraft vorwärts zu kommen. Nun aber sprach,
am Geburtstage Gregors des Siebenten und Immanuels Kant,
vor Deutschlands, Europens, des Erdrundes Ohr der Reichs-
kanzler. Hunderttausend Mark Gehalt. Der für das Gesamm!-
schicksal von fünfundsechzig Millionen Menschen einzig verant-

wortliche, in ihrem Wohngebiet nach der Verfassung mächtigste Mann. Was je gefehlt ward.konnte seinWortindesVergessens tiefste Nacht tauchen.Wie eine reine.von keinem Lufthauch flackernde Flamme konnte seineNede über dem windstillenLand aufsteigen» den Willen zur Neichsgröße hitzen und den von so hohem Anblick geschürten Geistern tröstlich blinkende Fernen erhellen. Nie war Solches so leicht; nie der Durst nach einem labenden Wörtchen aus so schmalem Becher zu stillen. Lest, ohne Vorurtheil, wasHerrvonBethmaNn»Hollweggesagt hat: und fragt Euch selbst dann, ob der winzigste Geheimrath, das engste Hirn eines Patriotenbundespräsidenten weniger leisten konnte. Vergleichendem NückblickscheintCaprivieininMythenglanzstrahlenderAchilleus, Hohenlohe der weiseste, beredtestePylerfürst.Bülow, im Lichtrcif majestätischer Klugheit, derUnheilsbezwinger Odysseus. Das war noch nicht; nie.seit des größten Märkers Kopf einNeich schuf.nie solche Dürre. Verscharrt die Hoffnung, diesem starren Bodcn könne je noch ein deutscher Macht fruchtendes Hälmchen entblühen. Und quakt nicht aus Eurem Froschpfuhl, der Mann tauge zwar nicht, doch sei dem Kaiser nicht leicht, einen Nachfolger zu finden. Der im Prozeß Scharmach Vorsitzende kanns leisten.

Ein längliches Gerede, das sich, wie ein schuppiger Wurm, mühsam hinwälzt, dessen Letternbild ganzeBerichtsspalten füllt: und nicht einWort.nicht eins,das irgendwo widerhallt,nicht ein Gcdankenkeimchen, das nicht nach demTrivium duftet,nicht,von abgetretenen Gemeinplätzen her, zerquetscht an der Sohle hastet. DerStil eines in derKanzelle verhockten Gerichtsschreibers. „Ich beschränke mich" (noch enger? strebe lieber aus Deinen Schranken heraus!) „auf einige allgemeine Gesichtspunkte." So ledern gehts weiter. Und wenn, vor jedem Steinchen, das Gerinne stockt, hilft die unfügliche Apostrophe „Meine Herren" um die Ecke. Endlich ists aus; plätschert die Nabattgeschäftsphrase: „Ichgcbe mich der zuversichtlichenHoffnung hin, daß bei den Entschließungen über dieIhnen gemachten Vorlagen nur der Einheitgedanke und die einsichtvolleVaterlandliebe.die dieNalion beseelen,das entscheidende Wort sprechen werden." Endlich. Kricgerverein in Natzeburg. Den Herrn, der dem unzufriedenen Neichsland ein dem Einheitgedanken höchst schädliches Sonderparlament nebst einem (den „unreifen" Preußen vorenthaltenen) demokratischen

Hercneinmaleins,
Wahlrecht gegeben und, muthwillig, blind, taub, dieFranzösische Republik in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hat, so dicke Wortbrocken entspeicheln zu sehen, ist schon nicht angenehm. Was aber haben diese Rumpfvorlagen, deren eine unnöthig, deren andere unzulänglich und kropfig ist, mit Einheit und Vaterlandliebe zu thun? Ucber die Militärvorlage fagt Generalmajor Keim, ein sachverständiger Patriot: »Das neueGesetz bringt nicht eine stärkere,sonderneine schwächere Heranziehung der Wehrfähigen zum Waffendienst." (Zwei Tage zuvor hatte ich hier gesagt: „Der neue Entwurf fenlt den Prozentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen.") ».Nach wie vor bleibt die auch militärisch schwer wiegende Unzuträglichkeit bestehen, daß im Kriegsfall Hunderttausende älterer Reservisten und selbst Landwehrleute des Ersten Aufgebotes, alfo meistens Familienväter, die mörderischen Schlachten am Kriegsanfang schlagen helfen müssen, während Hundertrausende unausgebildeter Ersatzreservisten von viel jüngcremLebensalter in der entscheidenden Periode des Krieges in der Heimath bleiben." (Zwei Tage zuvor stand in der „Zukunft": „Ob die jetzt in jedem Iahr der Ersatzreserve zugeschriebenen sieben-Zigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am Tag der Mobilmachung in ein Reserveregiment eingereiht werden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Des Reichstages Arbeitziel muß sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Soldatenerziehung zu sichern.") Generalmajor Keim sagt, daß schwere Mißstände verschwiegen werden, nennt den Entwurf ein unlogisches Stück- und Flickwerk und erspart der Regirung, die nicht den Willen habe, das für deutsche Wehrmacht Nöthige zu sichern, nicht den härtesten Tadel. Er dürfte, aus solcher Ueberzeugung, dem Entwurf nicht zustimmen; wären ihm Vaterland und Reichseinheit deshalb werthlose Güter? So abständigen Schwatz lassenErwachsene, mit den Wahlweihen Begnadete sich auftischen; und in denFraktionen der Konservativen und des Centrums, deren Selbstachtungbedürfniß undIntellckt miterschreckenderSchnelle schrumpft, wagen Strebsame, für solches Futter mitBeifall zu danken. (Die Parlamentsberichterstattcr müßten den Namen jedes Bravo-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_113.html[18.07.2014 17:51:36]

rnfersnennen: dann könntemandiescnsonderbarcn Schwännern bisinihreWahIkreisenachgehen;unddieschreibendeBethmann» schaft würde sich nicht mehr erdreisten, arglosen Lesern „großen Beifall" vorzulügen, wenn durch anderthalb Dutzend Krüppelkiefern ein Säuseln gegangen ist.) „Laß unsernHerrGott aus dem Spaß!" Die Kanzlerleistung des Herrn vonBethmann, die, duna iicie, schlimmere Wirrniß und schwerer zu verschmerzenden Schaden bewirkt hat, als eine Horde wüster Anarchosozialisten vermöchte,schließtihnausdemNecht,sichalsNeichshüter aufzuputzen. Doch eristDoktorundhält sich für Germaniens Magister gar. Daß ein vor elfMonaten vereinbartes Quinquennat.dessenGcltung bis in denLenz1916zu währen hätte, schon jetzt geändert werden muß.kann das Vertrauen in dieWeisheit derNeichsleilung nicht mehren. Thut nichts. Das im Februar 1911 Geschriebene wird kanzellirt, gilt, unter den Gitterstrichen, nicht mehr und geduldiges Aktenpapier trägt die Leitsätze neuer „Begründung." Im vorigen Iahr wurde, in diesem wird Unzulängliches gefordert aber dem Exponenten dieserForderung wird bei seiner Gottähnlichkeit nicht bang. Als Palladion pflanzt er selbst sich, drei Ellen hoch, mit Schwert und Schild, Spindel und Nocken, wie das von Zeus einst demIlosgeschenkteHolzbild, vor des Vaterlandes ragendes Heiligthum und heischt dem Wanderer zu: „Wer meiner Hoheit sich, der hölzernen Bürgschaft des gemeinenWohles, nicht neiget, lockert mit dieser Andachtweigerung die Einheit unseres Neiches."Nur der Spukgläubige kann sich spöttischen Lachens erwehren.Nur der imHörnerv desPolitikers völlig Getäubte ohne Knirschen Sätze wie diesen lesen: „In der augenblicklichen europäischen Situation liegt für uns kein Grund zur Beunruhigung." Keiner: denn die Thatsache, daß Frankreichs Öffentliche Meinung Tag vor Tag Schimpf und Drohung über die Grenze schleudert und in der Sorbonne der Erwähnung eines »LÄvant allemancleinWuthgeheul folgt.hindert unsere Geschäftsführer^ nicht,dcn erreichbaren Häuptern derNepublik alle edlen Qualitäten aufden Ehrenscheitel zu häufen. Diese Thatsache muß verschwiegen, mit dcmschärfstenNadirmesser weggekratztwerden, weil sie den hehren Novemberpropheten von Hohenfinow in Lächerlichkeit ersäufen könnte.Das zu vermeiden,ist wichtiger als dieWarnung vor der Gefahr, die sich imWestcn ballt; wichtiger auch als die Sicherung

des einzig zureichenden Grundes, der den Quinquennatsbruch rechtfertigen könnte.Deshalb wirddicNation imDunkelgchalten nnd das Himmelszelt mitNosenfarbe bepinselt. „Trotzdem würden wirgcwissenlos handeln, wenn wir unsereNüstung nicht stets wieder auf einen unseren Mitteln und Kräften entsprechenden Stand bringenwolltcn."Antwon: Also haben wir 1911 gewissenlos gehandelt und handeln heule wieder gewissenlos: denn der „entsprechende Stand" wurde nnd wird nicht einmal erstrebt. Er wäre erreicht,wenn von jehnndertDeutscheneinerzumWehrdienst ausgehoben würde; nach dcmGesetzvomMärz1911istder Prozentsatz 0.849,786, nach dem neuen Entwurf 0.838,202. Und hinter der Tabelle, die uns diese Zahlen vors Auge rückt, stehen in der Bcgründungschrift die Worte: „Die Verhältnisse bleiben also inWirklichkeit gleich. "Gewissenlos?Wird der „ entsprechende Stand" nicht erreicht, dann, pfeifts aus der Orgelkanzelle, „sind alle unsere Aufwendungen fürWehrzwccke überhaupt am letzten Ende röerthlos". So redet Einer, der sich selbst nicht hört. Der Abstand von heller Vernunft und rechtem Sinn wird noch weiter. „Deutschland ist zu jedem Krieg bereit, der ihm aufgezwungen werden soll." Drei Minuten nach der Verkundung, aller Mehraufwand sei zwecklos verthan, wenn die neue Vorlage nicht angenommen werde; nach diesem gemeingefährlichen aviz au leeteur eti-annei-, der daraus doch schließen müßte,zu einem rasch,vor der Auswirkung des Aprilgesetzes ihm aufzuzwingenden Krieg sei Deutschland nicht bereit. Und des Politikers Leistung ist an dieser Stelle eben so erbärmlich wie des Logikers. Der sagt Zweierlei. Erstens: Nicmandbedrohtuns; keine Horizontsverdüsterungnö» thigt uns, heute mehr zu fordern als vor einem Iahr; daß wir dennoch mehr fordern, ist die Folge ernsten Gewissensdranges. Zweitens: OhnevollcAusnützungunsererWehrkraftistallerAufwand werthlos; deshalb wollenwir,daßeinFünfteldesFahrcszuwachses ungcuützt bleibe, und knüpfen an dieses Willens Ausdruck die Mahnung, anDeutschlands Bereitschaft zum Krieg nicht etwa zu zweifeln. Das Thun, das wir als eines Gewissenlosen, ein werthloscs vehmten, just dieses empfehlenwir. Wcnnwirder Wehrpflicht nicht alles Erraffbare opfern, ists, als gäben wir ihr gar nichts; dlum verlangen wir vierFünftel des Nöthigen. „Ich kenn'es wohl, so klingt das ganzcVnch; ich habcmancheZcit da-

mit verloren, denn ein vollkommnerWiderspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie fürThoren. So schwätzt und lehrtman ungestört; wer will sich mit den Narrn befassen? Gewöhnlich glau b t derMensch,wenn er nurWorte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Auch der in den Reichstag Abgeordnete glaubts. NimmtdasvorjedemWunschzettelchenerneuteGeplärr über Rüstungmängel für den Wächterruf nestorischer Weisheit, dem aus dem Lager der Feindschaft das Echo antworten müsse: «Wenn die Deutschen selbst sagen, daß sie mit ihrer Kriegsvorbereitung nicht fertig sind, dürfen wir, als Gentlemen, ihnen die dazu unentbehrliche Zeit nicht durch einen Ueberfall kürzen." Schonaber reckt derMagister den langenArm und dräuend wimpelt sein Zeigfinger von der Estrade. „Keine Regirung einer Großmacht wünscht, gegen uns Krieg zu führen." Das mögen Klippschüler glauben. Die vergessen haben, was imMarokkoherbst und im Kongowinter der selbe Mund berichtet hat. „Um so mehr bedaure ich die alarmirenden Gerüchte, die Handel und Wandel stören." Gerüchte nennt der Herr den Nachweis kriegerischer Franzosenstimmung. Wer ihn erbringt, nützt, so gut ers vermag, seinem Vaterland; wer ihn verschweigt oder wegzuschwatzen trachtet, ist, all in seiner Excellenz, eine in Fleisch und Bein wandelnde Reichs- ^ gefahr. Ob Herr von Bethmann Etwas bedauert oder froh begrüßt, ist kaum der Rede werth; eine Stunde nach seiner Entamtung würde von ihm kein Reporter noch über Staatsgeschäfte ein Urtheil erbitten.Fast immer lag,wo ihmBedauern das Köpfchen schüttelte, ein Grund zu patriotischer Freude. Und hat in vierzig Iahren deutschcrGeschichte einAndererHandelundWandel so arg und so lange gestört wie der Fuchtler von Agadir, der Weigerer anglo-deutscher Flottenkontingentirung, der Erwirker des libyschen Krieges? Der hatte vor der Dardanellensperre schon die Handelseinkunft um Milliarden geschmälert. Kann sich nie aber zur Erkenntniß eigener Schuld entschließen, wähnt sich den unter ewig Blinden allein Scharfsichtigen und wagt, jetzt noch, nach der alten Lieblingrolle zu langen. Abkanzler: nur diesesAmt spendet ihm hohe Wonne. Was bliebe ihm sonst? Kein Schöpfergedanke hat auch nur mit flüchtigem Fittich jemals seinen Hirnrand gestreift. Unter seiner Verantwortung wurde die berliner Politik wieder, wassieinManteuffels trübstenTagen gewesen war; und

wieder konnte ein Beamter von Mark und Geist stöhnen, wie vor fünfundfünfzig Iahren der zum Bundestag bevollmächtigte IunkerOtto von Bismarck:Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker und dochtrautunseigentlichNiemand.Soweiterzu vegetiren, dazu bedürfen wireigentlich desganzenApparatesunsererDip"omatie nicht.DieTauben,die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch: denn wir werden den Mund schwerlich dazuaufmachen,wennwirnichtgeradegähnen.Abereine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1803 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden. Sind, wie jetzt in Berlin, wederAn-nochAbsichten, wederPläne noch Willensregungen vorhanden, so drückt Einen das Bewußtfein einer gänzlich plan- und zwecklosen Beschäftigung nieder. Ich thue nichts mehr, als was mir genau befohlen wird, führe meine Instruktionen aus und lasse es gehen, wie es will, wenn es mir auch Mühe macht, jedes eigene Interesse an der Sache zu ersticken. Schließlich, hoffe ich, wirdmirAlles eben so ‚Wurscht'werden wie anderen Leuten." Bis ins tiefste Gefühlsfäserchen ist heute so die Stimmung der besten deutschen Beamten. Und die jedem Vorgesetzten in Trauerdemuth ergebenen selbst haben erkennen gelernt, wessen Schuld ihrem Mühen den Fluch der Unfruchtbarkeit, aller Flüche furchtbarsten, zuzog. Im ganzen Reich weiß es nur Einer noch immer nicht. Der findet sich in einem ewigen Glanz und glaubt, nur Undank undMißverstandweigereihmdas Rügerecht des Abkanzlers. „Tirpitz war stärker als ich, der die Pflicht, einen von keinem Politikerbedenken angekränkelten Fachfanatismus im Reichsinteresse zu dämmen, nicht fühlte, zu fühlen nicht wagte. Weil auf seinen Wunsch, der sich rasch in Allerhöchsten Befehl wandelte, der Löwentheil des erlangbaren Geldes fortan der Seewehr zugewandt werden sollte, durfte Frankreichs Vorsprungmich nicht zum Versuch rechtzeitiger Heeresstärkung spornen; mußte die Wurzel unserer Landmacht mählich verdorren. Das ging, bis Mermuths Druck härter als Tirpitzens wurde, bis diegrassenFehlermeinerFranzosenkureinebeschwichtigende Erhöhung der Heeresziffer erzwangen und die Nation zu merken begann, daß der kurzsichtige Ressorteifer des Marine-

Herrn sie in eine vom Reichswachsthum nicht bedingte Briten-, fcindschaft verstricke. Im vorigen Lenz habe ichUnzulängliches ge« fordert, weil ich hoffte, Frankreich werde sich dem Kanzler dankbar zeigen, der Elsäfsern und Lochringern einen aus allgemeinem und gleichem Stimmrecht zu wählenden Landtag sammt der Voll- macht zum Bundesrath geschenkt hatte. Auch diesmal fordereich, nach der Enttäuschung von solchem Hoffen, Unzulängliches: weil der Großadmiral die Gelegenheit, das längst ersehnte Dritte Ge- schwader einzuheimsen,nicht verpassen will und mich, derihmnur die großenKreuzer abzwacken konnte,derMonate währende und den Kaiser tief verstimmende Streit der Reichsämter erkennen lehrte, wie schwer einem auf schnellen Erfolg Angewiesenen die Deckung größeren Aufwandes werden müsse. Ich weiß, daß ich Beträchtlicheres verlangen, mehr an das Volk in Waffen als an denRath derHofgenerale denken müßte, daß meine Aprilvorlage nirgends dauerbare Spur eindrücken kann; muß aber, bis sie im Hafen ist, thun, als hinge anihrem PapiermastdesReiches Schick- sal. " Ins Richtmaß solcher Sündenbeichte konnte sichnur ein Kraf- tiger recken, der nicht am Firniß des Amtes klebt noch von eitler, flacherAmbition beherrschtwird. IedemAnderenempfahl sich die Herenküchenkunst, die alt ist und dennoch stets wiederneu. »Es war die Art zu allen Zeiten, durch Drei und Eins und Eins und Drei Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten."

Aus Eins mach' Zehn!

KeinemGebiet hat dieseArt sich so fest eingewurzelt wie dem der Staatsfinanzen. Deshalb durfte Horchersneugier erlauern, was Herr von Bethmann über denWeg sagen werde, von dessen Saum er den Entschluß zu einer alle Blicke verblüffenden Finan- zirung gepflückt habe. Sicher war bisher nur, daß Staatssekretär Mermuth die Wehrkosten durch den Ertrag der auf überlebende Ehegatten und Kinder erweiterten Erbschaftsteuer decken wollte. Er hatte, als der neue Reichshaushaltsplan im Bundesrath er- wogen wurde, gegendenWiderstandsüddeutscherFinanzminister (der preußische, ihm zu Dank verpflichtete, blieb dem Zwist fern) durch die ultima ratio eines Abschiedsgesuches die Bürgschaft er- rungen, daß seine Deutung des siebenzigsten Verfassungartikels als Grundriß des Reichsfinanzbaues zu gelten habe. Zwar klagte

mancher Kollege ihn eines gefährlichen StrcbensnachCcntralismus an; doch dcrMann,der die Hand auf den Reichsbeutel hielt undsichnichteinmalvorTirpitzensUeberwindergcwohnheitbeugtc, schien noch unbesiegbar. Und hatte geschworen, vondcm erobertcn Boden nicht eines Fußes Breite je wieder hinzugeben. Neue Ausgaben nur gegen das Zugeständniß ausreichender Deckung zu erlauben. Ueberschüsse? Sind unsicher; hängen am Zufallsfaden derKonjunktur; den fetten folgenaufderIahrcswcidebald magere Kühe. Die Uebcrschüsse, hat er gelobt, sollen die Reichsschuld tilgen. Der Versuch, irgendeinen Massenkonsum mit neuer Steuer zu belasten, riefe aus allenWeltbcglückerwinkeln die Demagogen auf die windige Schanze. Einstweilen darf auch nicht ruchbar werden, daß der Entwurf eines Reichsmonopols für den Vertrieb elektrischer Kraft im Schatzamt liegt und Monopole für Spiritus und Petroleum, Streichhölzer und Cigarettenpapier geplant werden. Ihr brauchtGeld fürHeer undFlotte und könnt dem röthlichen Reichstag nur eine Kapitalistensteuer vorlegen? Sollt sie haben. Doch muß sie denGesammtbedarf der fünfIahre decken, für den ersten Kongohunger Etwas übrig lassen und vom Steuerregenten ohne Ansehensverlust durchzulotsen sein. Die Möglichkeit, unverletzt uns an Skylla und Charybdis vorbeizuschlängeln, bietet nur ein freundliches Mittel: die Erbschaftsteuer. Iede andere würde, weils eine andere ist, morgen verschmäht. Nachihrschrcien, wienachdemköstlichstcnQuickborn,Liberale und Sozialisten aller Sorten. Und das Dutzend Stimmen, das im schlimmsten Fall zur Mehrheit noch fehlt, ist uns gewiß wie von der Kirchenkanzcl das Amen: denn weder Konservative (deren beheiidcsteTruppeHerrn von Heydcbrand,a!s dcnOrganisator der Wahlniederlage,leisund listig befehdet) noch Ccntrumsmannen dürfen sich als Verweigerer einer derWählermasse unschädlichen BcsitzsteuerinsUrnengetümmelwagen.Auchichließe den lästigen Kram lieber beim Gerümpel; da Du, Theobalde, aber Geld von mir verlangst, muß ichs da suchen, wo es sicher zu finden ist. Aufhebung des Branntweinsteuerkontingentes? Bringt, erstens, nicht genug; zwingt, zweitens, zu Entschädigung starker Bundesstaaten; wird, drittens, trotz dem Gebrüll, das sie Iahrzehnte lang hcischte,jetzt heruntergchunzt: weils eben nicht die geliebte, erflehte, wie die bes->ce cle8 Zueux von frommer Andacht umhegte

Erbschaftsteuer ist. Der Verzicht auf die berüchtigte„Liebesgabc" wird uns nicht viel mehrnützen, alsimerstenMilitärkonflikt dem König von Preußen derVerzicht auf den fünfundzwanzigprozcntigen Zuschlag zur Einkommen-, Klassen-, Mahl- und Schlachtstcuer genützt hat. Fast auf den Tag ists fünfzig Iahre her. Bismarck hörte in Petersburg, was in Berlin die Glocke geschlagen hatte; und schrieb, am zwölften April 1362, an Roon: „Wie kam man eigentlich darauf, den fünfundzwanzigprozentigen Zuschlag jetzt aus dem Fenster zu werfen? Denkt man etwa, damit dieOpposition zu versöhnen? Auf dieWahlen wird Das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher gut eingehende, also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammermoment die Konzession in Handeln und Dingen verwerthen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen sollen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne Kampf, aus unbestimmter Wahlangst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswertherDimension. Ich will michschriftlichnichtstärker ausdrücken. "Der Schnaps wirkte; die siegreich wiederkehrende Fortschrittspartei konnte noch schrillere Tonart wagen. So wirds uns nach dem Kontingentsopfer ergehen. EinverwünschtgescheiterGedanke,dessenertragloseAusführungmanjetztherzlichdumm nennen müßte. (Von Faustens zu Macbeths Hexenzunft. Kühn istZahm und Zahm istKühn.) Also Erbschaft. Der Kanzler stimmt zu. Zaudert noch einmal und erwägt, obersnichtbisindcnHerbst schieben solle. Unmöglich: Heeringen. Ganz unmöglich: Tirpitz. Unter allen Umständen vor Kiel: Wilhelm. Abgemacht. Erstens: Frühling. Zweitens: Erbschaftsteuer. Noch am dritten Tag nach dem Februaridus gilt nur diese Losung. Herr Speck (vom Centrum) hat, nicht ohne Rechtsgrund, gesagt, in dem Versuch, die erweiterte Erbschaftsteuer durchzudrücken, müßten die Fraktionen, denen die Finanzreform zu danken sei, die Absicht erkennen, sie öffentlich zu brüskiren. Schon ragt, wie der PisanerthurM, der Abkanzler über den Saal hin; schlenkert die Linke, schüttelt die Rechte undfegtunziemlichenMachtanspruchwcitausdcm Dunstkreis seinerHochgestalt. «Beifall links!" Um dieOsterstunde wird die Erbschaftsteuer, die Retterin, dem Reich auferstehen.

Und Zwei laß gchn?
VierWochen danach ist HerrWermuth Staatssekretär a.D. KeineAudienz; wederHandschreiben noch Orden. SchlichterAbschied. Nach abermals vier Wochen veröffentlicht er einen Aufsatz, der erklärt, weshalb sein Gewissen ihn trieb, die Vertretung des neuen Deckungplanes abzulehnen.UnvorsichtigeBilanzirung. Unvermeidlicher Rückfall in eine lüderliche Pumpwirthschaft. ZweckwidrigeVerwendung derUeberschüsse. Die könne fürs erste Iahrallenfalls dieWehrkosten decken; für die vierfolgendenIahre fehle noch jede Vorsorge. Die größte Bank oder Industriegesellschaft, derenDirektor oderProkurist mit solcherMotivirung austräte, wäre bis ins tiefste Gebälk erschüttert; müßte einer Kriminaluntersuchung gewärtig sein. Dem Geschäftsführer des Deutschen Reiches schadets nicht. Weder Lindequist noch Mermuth. Ward irgendwo Aehnliches jemals erschaut, erhört, von freien, nicht livrirten Menschen geduldet? Herr von Bethmann schließt einen Kolonialvertrag, der dem Reich Riesenstrecken sumpfigen, verpesteten, durch Raubbau siech gewordenen Landes zufügt, fast dreihunderttausend Quadratkilometer, darunter, neben dem trauten Heim der Schlafkrankheit, gewiß auch Sprengsel reinlichen, bewohnbarenBodens. Der Leiter desReichskolonialamtcs, einltiller, von aller Pofe abgeneigter Patriot, spricht: »Noch die leiseste, nach fämmtlichen Seiten beschränkte Empfehlung dieses Vertrages würde michvormeinenLandsleutenentehren;noch die zagste Andeutung eines Glaubens an den Nutzen, selbst einen nach Iahrzehnten erst fühlbaren, des Eingehandelten wäre mitmeiner Gewissenspflicht, meinem Diensteid unvereinbar; ich scheide aus dem beneideten Amt, aus lange erstrebter Würde, aus der mir liebsten Wirkensmöglichkeit, nehme die Ungnade als Kreuz auf mich,nur,um nie einemdeutschenMenschen für diesenAbschluß verantwortlich zu sein." DerVertrag wirdvomReichstag angenommen. Dem Kanzler das Gehalt bewilligt. Von Verwegenen oder Bedürftigen sogar noch Beifall gespendet. Im selbenHaushaltsjahr legt er einen Finanzplan vor. Und aus dem Munde des Reichsschatzsekretärs, den gesternnoch alle Zungen überlaut priesen, aus dem Mund eines Mannes, der sich auf jedem Posten bewährt hat und ohne dessen Stützkraft Herrvon Bethmann schon auf dem Stuhl Posadowskys unmöglich war, hören die zur Prüf-

ung Berufenen: »Dieser Plan ist so unzulänglich, so unsolid und allen Negeln ernster Finanzkunst zuwider, daß ich, um jeder Ge» meinschaftmitseinenErsinnern lcdig zuwerden, meinAmt, meine Stcmtsmannszukunft hinweife und, mit fast zornigem Unwillen meines Kaisers beladen, in der Gipfelzeit meines Arbeitvermögens in die Enge eines Bürgerhauses zurückkehre." Dem Plan ist die Zustimmung des Neichstages beinahe, dem Kanzler sein Gehalt ganz sicher.Das hat der KampfumVerfassungundFreiheit beschert. Ward im dunkelsten Balkanstaat Aehnliches je erlebt? Vor manchem Herd, aus dessen Wärmbezirk der Glaube an die Tauglichkeit Thcobaldi längst gewichen ist, darf der unwahr» fchcinlichste aller Staatsgeschäftsführer sich noch an glimmenden Vlcibseln eines Menschcngcfühles rösten. „Er möchte so gern; kann leider nur nicht. Bieder ist er, ohne Falsch, bescheiden, wohlwollend; vom Schopf bis zur Zehe Zalantuomn. Und die Freundlichkeit der Sitten ist ihm nicht, wie dem schillernden Charmeur aus Klein»Flottbeck, von klügelndem Menschenwitz angetüncht." Das Eidolon des grimmnach derBudenschcibeSpeere werfenden, Götter und Götzen ehrenden Oberlehrers (der oft auch anderen Iufallstitel trägt). Hätte Idolatrie fragen gelernt: endlich müßten sie Zweifel zerbeizen. Der freundlich Wohlwollende brauchte zu Lindequist.zuWermuth nur, wie der Herr Gott zum Schalk, menschlich zu sprechen. „Halten kann ich Sie nicht; noch gar Ihnen Ge» wissensnoth zumuthen. Unverlierbar aber bleibt mir stets das Gedächtniß Ihrer Mitarbeit; und schönste Ehrenpflicht, ihr an DankundHuld desNeichshauptes das Gebührende zu erwirken. Sachliches,meinetwegen auch persönliches Interesse magmeinem AugedieDingefärben; daßichsieandcrssehealsSie,kannIhnen kein Grund zu Herzensgroll sein. Lassen Sie michs auf meine Weise versuchen. Und thürmcn nicht Sie gerade mir neues Hinderniß!" Hätte Herr von Lindcquist, HerrWermuth sich der verpflichtenden Macht solcher Bitte entzogen? Ein Schlackiger hätte es nicht vermocht. Doch Herr von Bcthmann streckt sich ins Gewölk. Weh Iedem,der ihmNcverenz weigert! Weh der„nachge» ordneten Stelle", die in frevler Vermessenheit nach eigener Meinung langt! Ungehorsam (so nennts der Höhenwahn Eines, der sich nie sah, nie behorchen lernte) stürzt aus dem Himmelslenz des Elysion jäh in den finsteren Tartaros. Keine Audienz; weder

Handschrcibennoch Orden. SchlichterAbschicd.DerSchnaubcnde ahnt nicht,was er anrichtet.Mit wclchemFlor erBcamtcnblickcn das Bild seines Kaisers verhängt. Wie ängstlich die Nächsten in den Zügen des Strafenden, Wüthenden die Spur eines Selbstvergottungdranges suchen. Welche Gefahr er sich selbst heraufbeschwört. Die danklos Weggestoßenen sind nun ja völlig frei; schulden ihm nicht einmal mehr die holdeTreupflichtdesSchweigens. Reden sie aber, dann ringt der dem All Vorgesetzte die Hände. »Ists möglich? Das hätte ichDem doch nicht zugetraut."
Und Drei mach' gleich!
Herr von Lindequist war von den Nachbarn wohlbekannten Delatoren frech der Amtsgeheimnißlüftung verdächtigt und mit einer Disziplinaruntersuchung bedroht worden, deren Ergebnitz nie ans Licht kam. Nicht jeden Fehler braucht der Olympier zu wiederholen. HerrWermuth ist aus härterem Holz; dessenSplitter noch Pfeile werden.Lieber also einmal Philipps Probe von dem Gegentheil. Der Kanzler dosirt den Nachruhm; nickt dem »Verdienstvollen" gnadenreich bedächtigesLob. Herr Kühn, der brave Nachfolger, jodelt (mit hoher Erlaubniß, darf man wohl hoffen). „Den Aufsatz" (der vor dem Finanzplan des neuen Herrn, als vor einem schlechten, durchaus schädlichenStückSchleuderarbeit, mit wuchtigem Nachdruck warnt) »hat eine sachkundige Hand geschrieben." (ImErnst: „eine sachkundigeHand"; Kabemus Excellenz Wippchen.) »Bis in die letzte Zeit stand ich zu dem Verfasser in einem Treuverhältniß. Letzten Endes weiß ich mich auch jetzt mit ihm eins und bin ihm dankbar dafür, daß er, gerade in diesem Aufsatz, so beherzigenswerthe, goldene Worte gesprochen und auch nach seinem Scheiden aus dem Reichsschatzamt sich der Interessen des ganzen Reiches in so warmherziger Weise angenommen hat." Herders frohe und treue Lerche steigt jubilirend himmelan. Kein Auge bleibt trocken. Keinen beschleicht noch der Zweifel, wem auch im Alpenverein die Nachfolge Sydows gebühre. „Zwischen des Verfassers und meinerAnsicht giebt es nur einen Unterschied, der nicht sehr erheblicher Natur ist." Letzten Endes. Denn dieser Verfasser sagt, höflich wie ein wohlerzogener Mann, letzten Endes dennoch: «Die Ouaksalbe, die Du dem Reich verschreibst, würde es, nach meiner Uebcrzeugung, so arg

schwächen, daß ich mich nicht stumm von dem Pfuschrezept wegwenden darf, sondern laut von ihm abmahnen muß." Und der Rezeptirkünstlerjodelt.ZweiSeelenundcinGedanke,zwei Herzen und ein Schlag. Ein rüstiger, stämmiger Staatssekretär rennt aus demAmt,dem er nochLüstren lang vorsitzenkonnte,undruftunter dem nächsten Mond durch Deutschlands Gaue: »Was da jetzt gebraut wird, istGift; hütet Euch, Bürgerund Bürgcrrechtswächter, vor der höllischen Latwerge!" Das Ereignis; ist ohne Beispiel in deutscher Geschichte. Aus der Höhe aber trillerts: »Wir sind ganz einig. Beherzigenswerthe, goldene Worte sprach diese fachkundigeHand. In warmherzigerWeise nimmt sie sichderReichsinteressen an. Nur ein Unterschied ist zwischen der Hand und dem Hirn; doch einer von nicht sehr erheblicher Natur." Von nicht „erheblicherer" gewiß, als im Oktober der zwischen den Herren von Lindequist und von Bethmann war. Hebt auch den gewichtigen Herrn Solf nächstens ein Lerchengefieder in Wölkchenschleier? So bist Du reich.

Aus demTrockenbcet bethmännischerWeisheit: „Keine Armee kann ohne die Rückendeckung durch starke Finanzen agiren." (Gegenbeispiele aus unserer Zeit: die Türkei im Kampf gegen Rußland; Iapan vor Shimonoseki, aufKorea,in derMandschurei; Italiens Erlebniß in der Erythraeaund der Kyrenaika.)„Aber eine starke Armee ist zugleich das sicherste Fundament guter Finanzen." Aus den Vereinigten Staaten von Amerika und aus der Eidgenossenschaft des Schweizervolkes kann also nichtsRechtes werden, ehe sie sich ein starkes Heer anschaffen. «Die Erweiterung der Erbschaftsteuer hätte zweifellos die Kluft zwischen den bürgerlichen Parteien vergrößert." Die von Amtes wegen veröffentlichte Angabe, diese Steuer sei vom einstimmigen Votum der Bundesstaaten abgelehnt worden, wird nicht wiederholt: weil die Stimmführer dieser Staaten sie nicht nur als unwahr erwiesen, sondern vor Aller Ohren auch bestritten haben, daß es in derLebenszeit der neuenWehrvorlagenje nur zu ernstcrVerhandlung über diese Steuer gekommen sei. (Herrliche Tage. Der amerikanische Co'onel Goethals verpfändet sein Wort der Behauptung, daß ih„ d r Deutsche Kaiser die Befestigung des Panamakanals empfohlen und die genauenMaßziffcrn dcrinRußlandgeplanten Linienschiffe gegeben habe. Der Abgeordnete Cirmeni erbietet

tzereneinmaleins,
117
sich zum Beweis der Thatsache, daß von des Deutschen Kaisers Lippe in Venedig derSatz fiel: „Wennich ein so intelligentes und patriotisches Volk wie das italienische hätte, würde ich die Hälfte Europas erobern." Minister deutscher Bundesstaaten erklären: „UnsereStellungzurErbschaftsteueristgarnichterkundetworden." In allen Fällen wird Ukasen des Kanzlers stramm die Glaubwürdigkeit abgesprochen.)Ietzt stehen wir also inWemuth vorder „Kluft zwischen den bürgerlichen Parteien". Die Herr von Bethmann zu schließen,mindestens zu verengen trachtet?Deshalb hat er am zehnten November 1911 gesagt, die Deutsch-Konservative Fraktion des Reichstages schädige, umParteiinterefsen zu dienen, das Deutsche Reich, belaste ihr nationales Gewissen mit einer „Schmähung" der Regnenden, „bringe, um des Parteizweckes willen, die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze, kompromittire dadurch den Patriotismus und vergeude so ein werthvolles Gut". Hat diese Fraktion also des infamsten Handelns geziehen, das zu erdenkenist. Und möchte den so Angeprangerten nun die Bewohner reinlichererZellen versöhnen. Das wird, Alles, von diesem Mann ohne Lebensleistung hingenommen. Er scheucht die Tüchtigsten in der ihnen ungünstigsten Stunde aus dem Amt. Er stiftet draußen und drinnen gefährliche Wirrniß, die des Reiches Bürgerschaft bezahlen muß, weist mit dem Magisterfinger dann auf die entstandene Kluft und merkt nicht, daß sie schnell sich, wie einst die aus dem Forumsschlund klaffende, schlösse, wenn in ihm der selbstlose Muth eines Marcus Curtius lebte. Was merkt er? Nicht, weil er der Erbschaftsteuer ausbog, wird er getadelt,sondern, auch von deren Gegnern, weil er, der sie angekündet hatte, nach dem ersten Einschüchterungversuch sie, sammt seinem fähigsten Helfer, fallen ließ.Ermerktsnicht. UmdenGlaubenzuschaffen,dieWahl diesesDeckungmittels hätte die Annahme derWehrvorlagen vereitelt, läßt er sich von den Sozialdemokraten den Willen zur Ablehnungbestätigen, und kneift dasAuge vordemLichtderGewißheit zu, daß die selbe Partei, diefürHeerundFlotteAlles weigert, just nur für das eine Deckungmittel, Mann vor Mann, eingetreten wäre; daßvoneinerMehrheitalso die Wehrkräftigung, von einer mindestens eben so sicheren das für die Rechnung nöthige Geld Zu haben war. Zu keinem nützlichen Werk bereitet, steht er, starr, ein allem Lebendigen Ferner; und zu Häupten schwirrt nie ihm. heute noch nicht, die Ahnung Dessen, was Deutschland ersehnt.

Deutsche Volkswirthschaftlehre.

M^oreinigenZahren entstand wegen derBesetzung mehrerer Lehrstuhle der Staatswissenschaften eine Zeitungfehde, die dann von Zeit zu Zeit auss Neue ausgebrochen ist. Auf der einen Seit: (ob von den Professoren selbst oder von ihren Freunden, weiß ich nicht) wurde behauptet, die Kathedersozialisten beherrschten die Fakultäten und ließen Gelehrte anderer Richtung nicht zu; besonders der Geheimrath Schmoller schalte als Diktator und übe einen unheilvollen Einfluß auf dieRegirung aus. Die andereSeite(wiederum weiß ich nicht,obdieZeitungen von denAngegriffenen oder von anderen Personen bedient wurden) beschwerte sich über den Druck, den die Großindustriellen aus die Regirung ausübten, die, ihnen zu Gefallen, die „Strafprofessoren" berufen habe. Da ich nicht die mindeste Fühlung mit Hochschulen habe, vermag ich nicht zu beurteilen-, wie weit die Anklagen begründet sind. Ich sehe nur, daß es die „Scharsmacherorgane" sind (eins von diesen, dieSchlesischeZeitung, lese ich regelmäßig^, die gegen die „Kathedersozialisten" Partei ergreisen, weil sie, heißt es, die übertriebenen Ansprüche der Lohnarbeiter unterstützten und die Regirung auf der Bahn einer Arbeitersürsorge, die der Industrie unerträgliche Lasten aufbürde und die Unternehmer fessele, immer weiter drängten; die Frankfurter Zeitung hingegen nahm gegen die neue Richtung Partei. !?ie Schlesische Zeitung war nun sehr ersreut, als sie ihren Lesern berichten konnte, daß dem Kathedersozialismus Unwissenschaftlichkeit, ein den Grundsätzen echter Wissenschast widersprechendes Versahren, nachgewiesen werden könne. Einige Männer der neuen Richtung stellten der kathedersozialistischen Schule gegenüber die Forderung auf, die Nationalökonomik müsse „exakte Wirthschaftsorschung" werden. Professor Richard Ehrenberg in Rostock gründete 1!M'> als Organ für solche Forschung das Thünen-Archiv; und im Iahr 1907 wurde den „Verhandlungen, Mittheilungen und Berichten des Centraiverbandes deutscher Industrieller" ein„Plan zur Errichtung eines Institutes jür exakte Wirthschaftforschung" beigegeben, dem die Ausgabe gestellt wird, „den Glauben an die herrschenden, mit glänzender Rhetorik vorgetragenen Lehrsätze zu erschüttern, die Unfertigkeit dieser Theorien den jungen Volkswirthcu (gemeint sind wohl die Studirenden derVolkswirthschastlehre? zum Bewußtsein zv dringen, mehr Verständnis; für das wirtschaftliche Leven zu wecken." Den Großbetriebe.», sei das Material zu den Ausarbeitungen zu entnehmen, die der Leiter des Institutes vor der Veröffentlichung den Großindustriellen zur Genehmi-

gung vorzulegen habe. Zur Gründung des Institutes ists, so viel ich weiß, noch nicht gekommen, dagegen ist von konservativen undj sanstliberalen Herren eine „Vereinigung für exakte Wirthschaftforschung" gegründet worden, die im Februar in Berlin ihre erste Hauptversammlung abgehalten hat. Was die Abhandlungen «Ahrenbergs, den ich wegen feines Werkes „Das Zeitalter der Fugger" schätze, und feiner Mitarbeiter am AHünen-Archiv betrifft, so kann ich nicht finden, daß sie wesentlich verschieden seien von den Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik, der Organisation der „Kathedersozialisten". Auch Pohle gesteht, daß die hundertdreißig Bände, die dieser Vereinherausgegeben hat (besonders die neun Bände Untersuchungen der Lage des Handwerks in Deutschland) an brauchbarem Tatsachenmaterial reich sind,
Ludwig Pohle, Professor der Staatswissenschaften in Frankfurt, unternimmt nämlich, die Verwerflichkeit der kathedersozialistischen Methode in einer besonderen Schrift nachzuweisen. („Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirthschaftlehre." Leipzig, bei A. Deichlert, 1911.) Er bekennt, daß er selbst früher der von ihm jetzt bekämpften Richtung zugeneigt habe. (Den ungebührlichen Zugeständnissen an den tzalbsozialismus dürfte er auch Manches von Dem zurechnen, was er in seiner lehrreichen Schrift: „Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer" gesagt hat; so, zum Beispiel, den Satz: „Das Dasein der Kartelle ist eine Bestätigung der Anschauung, daß das System der freien Konkurrenz eben so wenig als eine für die Ewigkeit bestimmte Wirthschaftverfasfung angesehen werden darf wie die Gefellschaftordnungen, die ihm vorausgegangen sind.") Pohle bezeichnet als den Fehler der herrschenden historisch-sozialpolitischen Schule, daß ihre Anhänger, wie er behauptet, politisiren, statt vorausfetzunglos zu forschen. Daß sie, so weit si^ forschen, Das unter der Einwirkung ihrer politischen und sittlichen Ideale thun, welche die Ergebnisse fälsche. Daß sie auf Grund ihrer so gefundenen falschen ioder wenigstens «inseitigen Ergebnisse den gegenwärtigen Zustand kritisiren und für die Zukunft Forderungen stellen. Schmoller habe in seiner Rektoratsrede 1897 gesagt, ,dah, alle großen idealen Güter der Menschheit, dasChristenthum, die Rechtsentwickelung und andere auf den Weg der sozialen Reformen hinweisen, und als Aufgabe der Wissenschaft bezeichnet: „für diese uralten, ethisch-religiösen und rechtlich-staatlichen Imperativs die kausale Begründung zu geben und den strengen Beweis ider Wahrheit zu erbringen." (Ich bin nicht im Besitz dieser Rede, vermuthe aber, daß Schmoller, dessen Objektivität mir, nachdem ich seinen „Grundriß der Allgemeinen Volkswirthschaftlehre" gelesen,

unangreifbar erscheint, das Erwähnte nicht als die Aufgabe der Nationalökonomik, sondern als eine ihrer Aufgaben hingestellt hat.) Eben deshalb, fährt Pohle referirend fort, „sei auf den Sieg der Wissenschaft trotz allen entgegenstehenden egoistischen Interessen zu hoffen. Wenn auch im Einzelnen die Maßregeln streitig seien, dieRichtung im Ganzen sei es nicht mehr." Gerade Das, ruft Pohle, „was Schmoller hier als unbestritten hinstellt, die wissenschaftliche Richtung als solche, die Wirthschaft- und sozialpolitische Forderungen im Namen derWissenschast erheben zu können glaubt, soll im Folgenden mit aller Schärfe und ohne jede Konzession bestritten werden." Dieser Glaube sei Köhlerglaube, nicht Wissenschaft. Schon im theoretischen Theil der Nationalökonomie trete ja jbei den Anhängern dieser Schule der unheilvolle Einfluß der vorgefaßten Meinung hervor, indem sie ein Ideal der Einkommenvertheilung ausstellten. Noch schlimmer aber gestalte sich die Sache im praktischen Theil, der es mit der Wirthschaftpolitik zu thun habe, Obwohl Pohle ausdrücklich tadelt, daß die Gegner der Kathedersozialisten in deren Fehler verfielen, indem sie, zum Beispiel, deren Schutzzollargumenten gegenüber den Freihandel vertheidigten, legt er doch seinem Programm sür den praktischen Theil selbst ein Ideal zu Grunde: die freie Konkurrenz der selbständigen Einzelwirthschasten ; ja, er behauptet slogar, wo diese nicht herrsche, sei eineWissenschaft der Nationalökonomie gar nicht möglich. Auf dieser Ansicht fußend, definirt er die volkswirthschaftliche Aufgabe des Staates im Sinn ldes manchesterlichen Nachtwächterideals. Nun habe jedoch de? Staat sich niemals"in den Schranken gehalten, sondern sich immer und überall in die volkswirthschaftlichen Prozesse eingemischt und dadurch den Stoff für den praktischen Theil geliefert. Die Ausgabe der Wissenschaft diesem Thatbestand gegenüber sei eine dreifache. Erstens habe sie die wirtschaftlichen Verhältnisse und Entwickelungen darzulegen, die den Anlaß gaben, die Einwischung des Staates zu fordern. Zweitens die Folgen zu beschreiben, die ein bestimmter Eingriff des Staates nach sich ziehen muß. Drittens die moralischen und politischen Grundsätze und Ideale darzulegen, von denen aus die Parteien zu solchen Forderungen gelangen. Aber selbstForderungen aufstellen: Das dürfe derMann de? Wissenschaft nicht; die Wissenschaft werde entwürdigt, wenn man sie zur Magd der Politik mache, wie sie ehedem, als Magd der Religion, dazu verurtheilt gewesen sei, das Dasein Gottes und den Optimismus zu beweisen. Für seine Person möge auch der NationalökonomIdeale hegen, aber als akademischer Lehrer dürfe er kein Interesse daran haben, daß gerade sein Ideal iund nicht das des po-

-—

Ittischen Gegners verwirklicht werde; Propaganda und Arsachenforschung vertrügen sich nicht mit einander. Der Forscher diene übrigens sogar der Praxis besser, wenn er sich jeder Tendenz enthalte, weil die Praxis irr gehen müsse, wenn er ihr, von seiner Tendenz geblendet, falsches Thatsachenmaterial liefere. DiesidieThesisPohles. Das; bei der Forschung Zweck und Werthung ausgeschaltet werden müßten, ist auch auf dem Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt am Main (Oktober 1910) beinahe einstimmig gefordert worden, besonders lebhaft von Sombart, der auch in seinen Bü« chern bei jeder Gelegenheit betheuert, daß er nicht werthe. Ich erwähne Das, weil er zu den von Pohle Angegriffenen gehört; er wird allerdings als reumüthiger, wenn auch mitunter rückfälliger S,ünder mit Wohlwollen behandelt.

Der bescheidene Amfang meiner Ltteraturkenntniß gestattet mir kein Artheil darüber, ob die in dem Buch genannten Männer mit einander so übereinstimmen, daß es gerechtfertigt erscheint, sie unter dem Namen Kathedersozialisten zusammenzufassen, und ob sie der Verletzung der Grundsätze echter Wissenschaft in dem gerügten Maß schuldig sind. Seit 1872, wo der Verein für Sozialpolitik gegründet und seinen Mitgliedern der Spitzname Kathedersozialisten angeheftet wurde, haben sich die Zustände so gründlich geändert, daß die damals schutzbedürftigen und zum Theil in wirklicher Noth schmachtenden Lohnarbeiter eine gesürchtete Macht geworden sind, und es ist möglich, daß manche der angegriffenen Professoren in ihrenPublikationen diesemWandel bisher nicht genügendRechnung getragen haben. Mit den volkswirthschaftlichenAnsichten, die Pohle in seiner Polemik entwickelt, stimme ich zu einem großen Theil überein und über manchen seiner Aussprüche freue ich mich. Das Alles würde mich also nicht veranlassen, anders als blos referirend über das Buch zu sprechen, wenn ich mich nicht gedrungen fühlte, gerade der These, die der Verfasser beweisen will, entschieden zu widersprechen. Die Wissenschaften, die den Menschen ^betreffen, können und dürfen von ethischen und politischen Idealen nicht absehen. Möglich ist die Enthaltung von Ideal, Werthung und Zweck nur bei der Mathematik und den Naturwissenschaften, und zwar den exakten, mit der Hilfe der Mathematik arbeitenden Und den beschreibenden. Kein Mensch hat Grundau ersehnen, daß Dreiecke^uM-Kurven-oder fallende Körper_,Me^M aüs^Me^e n«^"'? pirhgsk'n, als sie in Wirklichkeit^chun, oder einer Blüthe mehr Staubfäden zu wünschen, als sie. hat. Dagegen haben wir guten Grund, zu wünschen, der Mensch, der gemordet hat, möchte sich anders entwickelt haben und eine drohende Hungers-

noth oder Handelskrise möchte abgewendet werden. And gerade die mathematischen und beschreibenden Naturwissenschaften sind es, die den Forschungtrieb entbinden und ihm eine Befriedigung gewähren, die, bei Licht gesehen, ästhetischer Art ist. Es giebt kein herrlicheres, ergreifenderes Schauspiel als den Sternenhimmel; und ihm entspricht das geistige Schauspiel der Regelmäßigkeit der Planetenbahnen, der Gesetzmäßigkeit der Bewegungen der Gestirne. Welches Entzücken Mutz der Astronom empfinden, wenn ein Komet, dessen Bahn ier!berechnet hat, genau gur vorausbestimmten Zeit in dem Ort größter Sonnennähe eintrifft! Den selben Genuß bereitet jede Einsicht in eine Gesetzmäßigkeit oder Harmonie. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich mich in der Schülerzeit freute, als ich erfuhr, daß denl geometrischen ein arithmetisches Suadrat entspricht, jund als ich an den Klangfiguren sah, wie der reine Ton durch Luftwellen erzeugt wird, die eine schöne, reine Kurve bilden. Auch die Blumen, mit denen sich der Botaniker beschäftigt, sind ästhetischengenehm wirkende Gegenstände. Hier also ist es das Wissen an sich, was befriedigt, und es hat einen guten Sinn, zu forschen, nur um zu wissen. (Daß sich die Sache in der Geologie und in der Biologie anders verhält, daß namentlich gewisse Biologen, die am Lautesten Voraussetzunglosigkeit fordern, von einer bestimmten Boraussetzung ausgehen und in einer bestimmten Absicht forschen, habe ich so oft dargelegt, daß ich es nicht zu wiederholen brauche.)
Dagegen bietet die Menschenwelt im Großen und Ganzen kein befriedigendes Schauspiel; und Der gerade, der sie mit modernen Augen und modernen Aeberzeugungen sieht, wird sich kaum angeregt fühlen, die Gesetze ihrer Veränderungen zu erforschen.
Beim gläubigen Christen steht die Sache anders. DenjScholastikern, deren Verfahren unserem Autor als das Gegentheil echter Wissenschaftlichkeit erscheint, galt die reine Theorie, dieses Wort in seiner wörtlichen Bedeutung lgenommen, als das Höchste Gut. Anschauung Gottes, visio dsg.tit'icä nannten sie es. Natürlich meinten sie damit Nicht die Beschauung eines weißbärtigen alten Herrn, der, wie ihn naive Maler darstellen, eine Papstmitra aufdem Kopfe trägt. Son-Kern sie glaubten, daß die selbe Gesetzlichkeit, die das physikalische Universum beherrscht, auch das geistige durchwalte, daß Gott das Urbild der Harmonie des Aniversums sei, daß, also, wer Gott schaut, die Weltharmonie mit all ihren kunstreichen Verschlingungen und schönen Figuren schaue, und zwar doppelt: im Urbild und im Abbild, und die Aussicht, schon hinieden Theilstücke dieser Harmonie aufzudecken, war ihnen Triebfeder zum Forschen, bei dem sie freilich wegen der Fehlerhaftigkeit ihrer Methoden und der Unvollkom-

menheit ihrer Mittel, besonders im naturwissenschaftlichen Gebiet, viel weniger Erfolg hatten als die heutigen Forscher. Aber was soll jetzt die Menschen zur Erforschung menschlicher Zustände locken, wenn es nicht der Wunsch ist, diese Zustände zu verbessern? Die Einen halten die ganze Welt für einen Aufall, womit gesagt ist, daß man ein Gesetz in ihr nicht suchen dürfe. Die Anderen sehen in der Welt unsere Vorstellung, also nichts Objektives. .Noch Andere sehen in Dem, was wir sind, denken und fühlen, ein veränderliches Produkt unbewußter Entwickelung, so daß für spätere Geschlechter nicht allein andere ethische und ästhetische, sondern auch andere logische und erkenntnitztheoretische Gesetze gelten werden, als für uns jetzt gelten. Viele unserer neusten Novellisten undDichter stellen uns die Wirklichkeit als einen wüsten Traum dar; und die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe sind in der That so hätzlich, daß man den Intellektuellen und Aestheten nicht übel nehmen, kann, wenn sie deren Anblick fliehen. Die in Amerika herrschende Philosophie end« lich, der Pragmatismus, definirt das Wahre als das praktisch Brauchbare; und ähnlich meint unser deutscher Kantinterpret Vaihinger, was wir Wahrheit nennen, Das sei der nützlichste oder der am Wenigsten schädliche von unseren Irrthümern. Wie soll bei solcher Geistesverfassung hes Geschlechts von heutei reine Theorie, vorurtheillose Arsachenforschung möglich sein? Ich huldige weder dem Subjektivismus noch dem Pragmatismus; da ich an Gott, das allerrealste Wesen, glaube und an die Gesetzmäßigkeit der von ihm geschaffenen Welt, so glaube ich auch an positive, feststehende Wahrheiten und an die Möglichkeit, von diesen Wahrheiten ein Stück, wenn auch unvollkommen (1. Korinther 13,12), zu erkennen, und ich halte es für strenge Pflicht des Forschers, vorurtheillos zu verfahren und die Ursachen- und Thatsachenforschung eben so wenig wie die Darstellung !der Ergebnisse durch seine Ideale !und Wünsche fälschen zu,lassen. Aber ihm zumuthen, daßier solche Ideale undWünsche nicht haben soll, daß. er den Wunsch, die immer besserungbedürftige Wirklichkeit mit der Hilfe seiner Forschungergebnisse bessern zu können, als Triebfeder nicht wirken lassen soll: Das geht über menschliches Vermögen. Wer wird sich denn noch getrieben fühlen, wirthschaftliche Zusammenhänge zu erforschen, wenn ihm kein praktisches Ziel winkt? Wer wird denn ein solcher Narr sein, sich mit absolut werthlofen Dingen zu beschäftigen? Denn darauf läuft die Zumuthung hinaus, daß man sich bei der Beschäftigung mit der>Soziologie und Nationalökonomie des Werthens enthalten solle. (Die physikailsche Welt hat, wie gesagt, außer dem technischen einen ästhetischen Werth.) And wie steht es <um die Rekrutirung der

akademischen Stände? Wozu studiren denn die jungen Leute Na» turwissenschaften, Sprachen, Iura, Theologie?. Um zu erfahren, wie sich Mikroben fortpflanzen, oder welche griechische Wörter ursprünglich ein Digamma gehabt haben, oder wie sich das römische öbligationenrecht von unserem unterscheidet? Wenn man die Philosophen im engsten Sinn des Wortes und einzelne Naturwissenschaftler ausnimmt, thun sie es der Versorgung wegen; und die ideal Gestimmten unter ihnen thun es, um Kranke zu heilen, die Jugend zu unterrichten, Necht und Gerechtigkeit zu fördern, ihren Mitbürgern und dem Staat in Verwaltungämtern zu nützen.

Also im praktischen Gebiet ist dieForschung rein umderWissenschaft willen, als reine, zwecklose Theorie, ist die Theorie als Selbstzweck nicht möglich, und wäre sie möglich, so wäre sie nicht erlaubt. Wie würde man einen Arzt,der ohne denWUlen, zu heilen,Krankhei tzustände studirte, Gedärme eines noch lebenden Menschen durchwühlte, einen Pädagogen, t er seinen Schüler zu Experiment«n miß» brauchte, um zu erfahren, in welchem Stadium der Ermüdung, der Verwirrung, der Angst er noch richtigeAntworten zu geben vermag, eine i Kriminalisten, der nur aus psychologischem Interesse denGeldankengüngen und Mvtivverkettungen des Verbrochers nachspürte, einen Geistlichen, der das Selbe an einem Beichtkinds thäte, einen NationaIökonomen,dertasEe'etz derKrisenund tzungersnöthe erforscht', ohne den Wunsch, drohenden Krisen und Hungersnöthen vorzubeugen, wie würde man sie tadeln! Ich gebe zu, daß die Professoren besser daran thäten, nur die Ergebnisse ihrer Forschung dem Publikum vorzulegen, und es den Politikern und den Behörden überließen, die praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Doch hie strenge Scheidung der theoretischen von der praktischen Arbeit läßt sich nicht durchführen, weil es doch zu den Aufgaben der Professoren gehört, die künftigen Verwaltungbeamten vorzubilden, und weil sie selbst von den Negirungen oft um Nath gebeten werben. Indem der Staat den älteren dieser Herren den Titel Geheimer Negirung-Nath verleiht, verpflichtet er sie sogar ausdrücklich hazu, dic Negirung zu berathen. Herr Pohls muß, also die Abschaffung dieses Titels beantragen, dessen Gefährlichkeit noch durch den Umstand gesteigert wird, daß die Berathung im Geheimen, ohne die Kontrolc der Oeffentlichkeit, vor sich gehen soll.

Der Artikel würde überlang werden, wenn ich der Lockung folgte, tie Beist ie'e zu erörtern, mit^enln der Verfasser sline These illustrirt. Ick» würde dabei zu zeigen versuchen, daß das Gemeinwohl, dem die Kathedersozialisten zu, dienen bemüht sind, doch nicht ganz so undefinirbar ist, wie Pohle glaubt, und daß (wie er übri»

gens selbst andeutet) die individualistische und die nationalistische Richtung in der Wirthschaftpolitik einander nicht unbedingt ausschließen; daß sie sich besonders dann gut in Einklang bringen lassen, wenn man einer dritten Richtung huldigt, die der Nurwissenschaftler als ganz unwissenschaftlich unbeachtet läßt: der christlichen; und bei Dem, was er über den Arbeitvertrag und die Begünstigung der Arbeiterorganisationen durch die Kathedersozialisten sagt, würde ich daran erinnern, daß Adam Smith, das Haupt de? Schule, der Pohle selbst zuneigt, für die gewerblichen Anternehmer seines Landes und seiner Zeit und ihre „Verschwörungen gegen Arbeiter und Publikum" so böse Worte hat, wie ich sie noch in keinen». Buch von Kathedersozialisten gefunden habe.

Neisse. Karl Zeutsch.

Ein kurzer Nachtrag. In meinem Aufsatz „Kausalität und Teleologie" habe ich Alois Schmitt angeführt, der nachweist, daß sich in den Versteinerungen keine Spur eines Ueberganges aus einem Thierkreis in den anderen findet. Seitdem habe ich „Die Umbildung der Thierwelt" von Charles Depsret, ins Deutsche übertragen von Richard R. Wegner (Stuttgart, bei E. Schweizerbart, 1909) gelesen. Dieser Franzose ist überzeugter Anhänger der Deszendenztheorie, beweist aber, wie unglaublich leichtfertig viele Biologen bei der Konstruktion vermeintlicher Uebergänge Verfahren. Die richtige Methode gewissenhafter Forschung lernt man aus seinen eigenen subtilen Untersuchungen kennen. Diese ergeben höchst merkwürdige Umbildungen innerhalb je einer Art, zugleich aber, daß das bis heute erschlossene Material keine Spur einer Umbildung zeigt, die aus einer Art in die andere oder gar aus einer Thierklasse in die andere, aus einem Thierkreis in den anderen führte. Sache der Fachgelehrten, denen ich nicht ins Handwerk pfuschen will, ist es, die Zeitung- und Zeitschriftenleser über das Stadium der Forschung zu unterrichten, das mit Depsrets Buch erreicht ist. Ich bemerke nur, daß es sehr interessante Aufschlüsse über die Erscheinungen der Konvergenz, der Mutationen (Explosionen und Saltationen nennt sie der Verfasser), des Alterns und Aussterbens der Stämme darbietet, und beschränke mich auf ein Citat. Depöret sagt: „Gehen diese Großarten, die nicht immer ganz zutreffend mit dem Namen ‚linnssche Arten' bezeichnet werden, wie man so oft behauptet hat, durch schrittweise vorrückende Abänderung in einander über? Die Beobachtung der lebenden Naturwelt kann uns nur die Antwort geben, daß Dergleichen nicht stattfindet. Die heilte lebenden Arten sind, abgesehen von einigen seltenen Fällen einer Bastardbildung, nicht mit einander durch unmerkliche Uebergänge verbunden. Dieses ist eine Grundthatsache, die auch auf Darwin Eindruck gemacht hat und die dieser hervorragendeBeobachter durch seineTheorie vom Aussterben der Zwischenformen zu erklären versuchte." Daß die vermeintlich ausgestorbenen Zwischenformen von den Paläontologen bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, beweist eben das Buch.

Die Zukunft.
Die Intellektuellen.
Die Intellektuellen. Oesterheld S Co. in Berlin.
Wir sind gewohnt, zu glauben, daß, je abstrakter ein Gedanke ist, er um so kälter und leidenschaftloser sein müsse. Ader Das ist nicht der Fall; wenigstens nicht mehr für uns. Bei den Helden Dostojewskijs sieht man, wie abstrakte Gedanken leidenschaftlich sein können, wie metaphysische Sätze und Folgerungen nicht allein in unserem Verstand, sondern auch im Herzen, im Gefühl, im Wil« len wurzeln. Es giebt Gedanken, die mehr Oel in das Feuer der Leidenschaften gießen, die menschliches Fleisch und Blut stärker erregen als die unbändigsten Launen. Es giebt eine Logik der Leidenschaften; aber es giebt auch eine Leidenschaft der Logik.
Mereschkowskij: „Tolstoi und Dostojewskis".
Es giebt zwei Sorten von Romanhelden. Solche, bei denen der Verbrauch an Handlung ein vorwiegend quantitativer, und andere, bei denen er ein mehr qualitativer ist. Der Künstler wird sich am Liebsten solchen Gestalten nähern, bei denen das Vermögen, zu empfinden, zu leiden und zu wollen, am Stärksten ausgeprägt ist. Das schien mir ganz besonders der Fall bei der Schicht der menschlichen Gesellschaft, deren Bestimmung es ist, neue moralische und geistige Werths aus sich selbst, so zu sagen aus ihrem eigenen Blut heraus, zu erzeugen. Diese Intellektuellen, die meist nicht dort stehen, wo der Waffenkampf des Tages am Lautesten klirrt, sie sitzen in Wahrheit im Innersten dieser Maschinerie, sie sind es, die mit der höchsten Anspannung ihres We« sens jedes neue Werden des sozialen Organismus begleiten. Sie haben mit Göttern und Teufeln zu kämpfen, mit den Leidenschaften des Herzens und mit denen des Verstandes, die von allen Leidenschaften die unbarmherzigsten sind.
Alles in Allem genommen, ist es ein „intellektuelles" Buch, das ich hier Präsentire; und solche Bücher sind jetzt nicht beliebt, mindestens nicht bei den Intellektuellen. Stammelnde Unschuld ist heute gsrnisr ori. Aber jeder Stoff trägt seine morphologische Bestimmung in sich. Er hat seinen Willen zu einer bestimmten Gestalt und der Sesam der Kunst erschließt sich nicht nur jedem Rufer auf ein anderes Losungwort, sondern auch jedem Rufer jedesmal auf eine andere Formel. So verlangte dieser Stoff eine Sphäre, die Viele mit den naheliegenden Schlagworten „cerebral", „abstrakt" abthun werden. In Wahrheit gebot hier ein zwingendes realistisches Müssen, die vielen Gestalten und ihr vielfaches Erleben in eine Atmosphäre höchst gesteigerter Geistigkeit hineinzustellen. Hier sind es thatsächlich oft Gedanken, die

menschliches Fleisch und Blut stürmisch erregen, und der Druck auf so einen „abstrakten" Knopf kann ums Leben gehen. Herzenserlebnisse berühren sich hier mit scheinbar kältester Metaphysik, Zeichnungen, die für graue Theorien gehalten wurden, entladen sich plötzlich in menschlichen Schicksalen, Verbrechen u,nd Leidenschaften, Sünden u,nd Befreiungen offenbaren sich in einem grausam-komischen Zusammenhang mit intellektueller Dialektik. Von dem eisigen Gipfel der ewigen Schneeregion der Ideen stürzen reißende Sturzbäche der Leidenschaft, des tragischen Dranges, der das Schicksal bestimmenden Erkenntniß. Mereschkowskij fragt in seinem Essay über Tolstoi und Dostojewskij: „Ist eine Tragoedie der denkenden Leidenschaft und des leidenschaftlichen Denkens möglich? Und gehört nicht gerade dieser Tra» goedie die Zukunft?" Nun, diese Tragoedie hat heute thatsächlich ihre tzelden; und die Schicht der sie Erleidenden wurde mir zum Angelpunkt meines Nomans. Daß die intellektuelle Note schon wieder in Mißkredit ist, bekümmert mich nicht, da die literarische Mode in ihrer Wandelbarkeit hinter der Schneidermode nicht sehr zurückbleibt. Und das simple hegelsche Gesetz von These und Antithese, das sich in Ebbe und Fluth der Weltgeschichte, in der Ablösung des engen Nockes durch die Krinoline offenbart, wirkt auch in dem Auf und Nieder der Literatur. Eine überlegene Konversation war hier so nothwendig, wie gewisse Ausdrück« der Gaunersprache es in einem Kriminalroman sind. Darum weiß ich mich gegen den Vorwurf, daß die Menschen zu viel „gescheite Sachen reden", gefeit. Sie reden fie nicht nur, sie machen sie auch, diese gescheiten Sachen, zwischen all den unzähligen Dummheiten ihrer Triebe, ihrer vielfach mißleiteten Instinkte. Das Gedämpfte, oftmals geistig Gelöste alles Erfühlten gab dem Buch die entscheidende Note. Und in der Gestalt einer Frau, die sich gegen Keulenhiebe des Schicksals behauptet, dürfte ein Stück Lebensideal sein Haupt heden. Es war mir eine freudig« Votschaft, als ich in diefen Tagen in Björn» sons Briefen las: „Ein ganzes Leben lang immer unterliegen und dennoch ausharren, nicht nur selber, sondern auch alle Anderen zum Ausharren anfeuern: Ia, Das ist mein Lebensideal! Das ist größer als der größte Sieg, denn dazu gehören mehr und größere Eigenschaften als zu einem glänzenden, im Augenblick alle Kräfte anspannenden Sieg". Ueberwinden können, ohne sich zu vermindern, ohne zu verbröckeln, ohne geringer zu werden: Das ist die Aufgabe jeder fittlichen EntWickelung im Allgemeinen und der Frau im Besonderen. Denn hier haben dämonische Mächte, die zum Zusammenbruch treiben, mehr Spielraum als im Leben des Mannes, das sozial besser und stärker umfriedet ist. Das Wüthen der Geschlechtsmächte, denen noch jedes soziale Ventil fehlt, wird zur stärksten Gefahr der edelsten Seele. Hier kann die Persönlichkeit, in ihren Grundfesten erschüttert, zusammenstürzen, wenn nicht ein außergewöhnlich belichteter Lebenswille zum Netter der bedrohten Persönlichkeit wird.

Neben gewissen heroischen Gestalten dieser Zeit, deren Heroen»

thum sich noch dazu auf dem undankbarsten, weil unsichtbarsten Schau-Platz abspielt, auf dem der Seele, waren gewisse Karikaturen der Eni-wickelung von heute einmal anzunageln. Um diese Verschrobenheit der Instinkte, dieses absolute Beirrtsein aller Impulse, die das Leben er-halten, ordentlich darzustellen, dazu hätte es eines Buches für sich be-durft. Ich habe mich mit einem Auszug begnügt, der allerdings jeder Menagerie Ehre machen muß. Zum Unterschied von den wirklich freien und neue Werths erbauenden Geistern giebt es einen Troß formalistisch Nachahmender, steril bis ins innerste Gefüge, grotesk im äußeren Aus-putz, geflicktes, verlogenes, verlumptes Menschenpack. Ellen Key er-zählt in ihrem Buch „Seelen und Werke": „Von Maeterlinck wie von Verhaeren kann man lernen, daß eine große u,nd gesunde Lebenskunst der gerade Gegensatz jeder Verkünstelu,ng des Lebens ist, jeder Inszene-setzung des Genusses oder der Arbeit, jeder übertriebenen Empfind-lichkeit gegenüber der Umgebung, jedes gesteigerten Anspruches für sich selbst. Von allen großen Männern der Gegenwart sind Belgiens zwei große Dichter ohne Zweifel die einfachsten, die anspruchlosesten und natürlichsten". Den leibhaftigen Gegensatz dazu bildet jenes le« murische Volk, das in dem weiten Stoff des Romans mit verarbeitet werden wollte. In dieser Zone läuft Alles „geistigen" Tagesmoden nach, zum Unterschied von der Gesinnungwelt der Echten. Dort auch giebt es keinen Zusammenhang zwischen einem äffisch arroganten Ei-gensinn und dem großen Ozean der sozialen Umwelt. Aber dieses le-murische Zwischenreich ist nicht das Wesentliche. Darüber hinaus brei-^ tet sich eine andere Zone. Hier ist Weltgeschehen und Persönlichkeit unlöslich mit einander verknüpft; hier wohnen Menschen wie die in dem Roman geschilderte Familie Wallentin, wie Eva Nestor und hier-hin gelangen die Ringenden, aber von einem gut orientirten Ich Ge-führten: Stanislaus und Olga. Dieser „optimistische Zug" ist mir hier und da schon abfällig angekreidet worden. Aber dieser Weg ins Freie ist nicht willkürlich erfunden: er ist da. Menschen sind sie, wie alle die anderen, die mit gröberen Dingen zu thun haben. Sie lieben, sie lei-den, sie entsagen oder kämpfen, sie sterben und machen alle Stadien des irdischen Passionweges durch.

Die Komposition bot große Schwierigkeiten; durch strenge Glie-derung der Handlung, durch einen gewissen geometrischen Bau der Geschehnisse versuche ich die Aufgabe zu bewältigen. Das Detail scheint im letzten Abschnitt nicht mit der selben Liebe behandelt wie in An-fang und Mitte, die Idee verbirgt sich hier nicht mehr so tief in der sinnlichen Erscheinung wie dort. Aber ich glaube, es ist künstlerisches Gesetz, daß au,f einer gewissen Höhe das Detail zurücktreten muß, weil es hier den Stil verniedlicht, während es auf der breiten Basis der Geschehnisse nothwendig ist. Ie höher die Pyramide steigt, desto mehr muß sich die Linie verjüngen. Wie in der Symphonie aus den breiten Einzelsätzen sich schließlich doch ein Triumphmotiv durchringt.

Steglitz. Gr ete M-is«l-Hetz.

Zwischen 3aai und sense.
las beste Werk auf Eiden ist: Korn in die scholle säen,
Und aller Freuden vollste ist: die schweren schwaden mähen,
Rund geht der Wurf des säemanns und rund des Mähders Eisen,
Des ganzen lebens Auf und Ab liegt mitten diesen Kreisen.
Frage« und Antwortspiel.
wohin täm' ich,
Vater, wenn ich
Aufwärts immer höher stiege?
wohin komm' ich,
Vater, wenn ich
steilauf durch die lüfte fliege?
Flieg und steige in die Feine!
steig und fliege und uerlrrne.
Daß ein Dort ist und ein Hier,
steigend lernst Du es begreifen!
Alles Indiehöhcschweifen
Viingt am Lnde Dich Zu vir.
Christoph, Ruprecht, Nikolaus.
Ich kenn drei gute, deutsche Geselln
Mit großen Händen und Vcinen schnelln;
Mit dicken säcken auf b eiiem Vuckel
stampfen sie eilig durchs lcmd mit Gehuckel;
Haben Eis im Va>t
Und grimmige Ait,
Aber Augen gar milde;
Führn Aepfel und Nüsse und Kuchen im schilde
Und schleppen und schleppen im Huckepack
- Himmeltausendschöne sachen im sack,
All Drei sind früher Heiden gewesen.
Der "Liste heißt Christoph: Auserlesen,
Hat er in einer eisgrimmigen Nacht
Das Christkindl übes wildwasser gebracht.
Ruprecht der Zweite ist genannt:

*) Im Verlag von Georg Müller, der für die würdige Publikation alter und neuer Dichtung Ungemeines leistet, geben die Herren Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg die „Gesammelten Werke" Bierbaums heraus, deren erster Vand die Gedichte bringt. Der arme Bierbaum erlebte das ärgerlich» Glück, durch die Verse berühmt zu werden, von denen er selbst nicht viel hielt; die ihm liebsten blieben fast unbeachtet. Ietzt wenigstens, nach seinem Tod, müßten die Lands» leute trachten, den Mann und den Dichter kennen zu lernen. Ein paar Proben sollen zeigen, daß, dieses Künstlers Palette reicher war, als seine Lober selbst bisher glaubten.

Die Zukunft.
Der fuhr voreinsien übers Land
Tief nächten in Gesxenstergraus
Als Heidengott. Den Nikolaus,
Als wie der Dritte ist geheißen,
THät man als einen Bischof preisen.
Das ist nun All Legend und Mär.
Ich übernehme nicht Gewähr,
Daß just genau es so gewesen.
Habs nicht gesehn, Habs nur gelesen.
Auf Schildereien Jedermann
Die Dreis freilich sehen kann.
Da ist der Ruprecht dick beschneet
Und derb gestiefelt fürder geht.
Drei Aepfel trägt der Nikolaus,
Sieht väterlich und ernsthaft aus.
Und Christophor im langen Bart
Ist heidenmäßig dick behaart,
Hat einen rothen Mantel an
Und ist ansonst ein nackter Mann,
Die Dreis nun, daß Ihr es wißt,
verehre ich als Mensch und Christ.
Sie sind so lieb und ungeschlacht
Und ganz aus deutschem Mark gemacht.
Mildherzig rauh, kratzhaarig lind,
Des deutschen Gottes Ingesind.
Die guten Anechte, reichen Herrn!
Sie dienen gern und schenken gern,
wolln keinen Dank, wolln keinen Lohn,
Sind in sich selbst bedanklohnt schon.
Grüß Gott Ihr Dreie miteinand
Im lieben weiten deutschen Land!
Christoph, Ruprecht, Nikolaus I
Schüttet Eure Säcke aus,
Schultet sie mit Lachen,
Blickt mit hellen Augen drein
Und laßt wohl gesegnet sein
Eure Siebensachen.
Rosen, Goethe, Mozart,
was will ich mehr? Auf meinem Tische stehn
In schönem Glase dunkelrothe Rosen,
Der weiße Marmor-Goelhe sieht mich an
Und eben hört' ich Mozarts Figaro.

Gedichte.

Zch litt einst Schmerz? Ich war einst müd und krank?
Ich log mir Glück und dichtete ein Wunder
von Weib, das nichts als gute lNaske mar?
Die Rosen glühen: Alles war ein Traum,
Oer weiße Goethe leuchtet Heiterkeit
Und in mir singt Susanne, Lherubin.
wie aber: Hab ich denn nicht Kummers viel?
verliebten Zweifel und des Schaffens Angst?
Die rothen Rosen glühen: Sieh uns an.
Der weiße Goethe lächelt: Denk an mich,
Und Mozart singt mich süß und heiter ein,
Ich frevelte, wollt' ich nicht glücklich sein.
«»
Erde, liebe Erde . . .
wie eine Blüthe im Ulai
Blättert sich auf der Tag,
Zeigt seine nackende Schönheit der Sonne.
Sehen, o zaubrisches Glück! Gottselige Wonne,
Dies Athmen! Der Hcrzensschlagl
Schmerzen und Lüste herbei!
Ich will Luch ans Herz nehmen, ans Herz drücken;
Dornen und Dolche sollen mich entzücken:
Alles, was ist, ist schön und recht.
Erde, liebe Eide, ich bin Dein Knecht.
Unser Schloß.
Ich träumte mich in einen tiefen Wald . . ,
Ich wanderte dem Tied der vögel nach;
Auf schmalen wegen über wurzeln weg
Schritt ich und strauchelte doch nie; es war
Im Gehn ein Schweben. Eine Stimme sang
Ganz leise in mir: Siehe, heute noch
Bist Du zu Hause . . . Immer grüner ward
Es rings um mich und Alles fiel von mir,
Das mich bebürdet. Und der Welt Geräusch
verhallte hinter mir. Die vögel selbst
verstummten. Nur das leise Wipfelwehn
Umrauschte mich: dies süße Schlummerlied
Der großen Stille, das die Träume ruft,
Die sammtenen Nachtfalter, braun und schwarz
Ulit goldenen Fühlern, die wie Palmen sind
Aus seidenen Rispen, und mit blinden Augen,
Die mehr erblicken, als jemals der Tag
In seiner harten Grelle zeigt . . , Da stand

Die Zukunft.
Ein kleines Schloß an einem Teich vor mir.
Drei große schwarze Schwäne glitten sanft
Auf seinem Spiegel, drauf der Abendschein
Gelb lag gleich einem welken Rosenblatt.
Das Schloß war ganz aus amethystnem ÜZuarz,
violenblan, goldäderig, gebaut;
Die Thören bronzen, grünlich-schwarz: als Schild
Das Bild der Sonne drauf: Ihr Bild, die mich
(Ich fühlt' es nun) in diesen Sauber rief,
wo bist Du? sagt' ich leise vor mich hin,
Lädst Du mich ein in unser Glück, das wir,
In unsrer Herzen Gleichklang wortelos
Uns ganz verstehend, Tag vor Tag
Aufrecht im Glauben suchen: niemals ganz
verzagend, ob auch manches Mal
Im Düster irrend: Hast Du mir erbaut
Dies Schloß aus Hellem Gold und veilchenblau?
Da thatcn sich die Bronzeflügel auf.
Den Sonnenschild zertheilend, und Sie stand:
Minerva mit dem Speeie, im Geviert
Des holzen Eingangs, aber lächelnd wie
Die Liebesgöttin und die Mutter Gottes da:
Und ih'e Blicke überstrahlten mich
wie aller Menschenliebe Inbegriff.
Und immer mehr erkenn' ich Dies.
Und immer mehr erkenn' ich Dies: das Leben
Ist <Lins; wir Alle sind nur Glieder Gottes,
Des Ungeheuren, so, wie Magen, Lung' und Nieren
Einander fremd, doch Glieder sind des Leibes,
wir kennen uns einander nicht und sind
Doch eines Wesens, sind uns fremd und gleich.
Und aller Haß ist Chorheit, alle Angst
Ist Wahn, ja, selbst der Schmerz ist nicht der Thräne Werth.
Und Tod? was ist der Tod? Es fällt ein Haar
vom Hanxte Gottes, — weniger noch: ein Sämlein wirbelt
Ins Nichts. Und gehts verloren? Nein. Wie könnt' es denn?
wer weiß, wohin wir fallen! Sicherlich
Aufs Neu ins Göttliche, Ach, laßt die Angst!
was gehn uns Gottes Sorgen an? Doch Dies
Ist wieder Thorheit, Gott ist so wie wir
Und kümmert sich gewiß nicht, sondern lebt,
Lebt, lebt und stirbt in Größeres noch,
wenn seiner Kräfte Maß vergossen ist,
Wtto Julius Bierbaum.

Berliner Stadtbahn,
Berliner Stadtbahn.

ie Reichshauptstadtbahn, dachte man längst, werde vor allen anderen deutschen Eisenbahnen die Freuden der Elektrifizirung erleben. Hier konzentrirt sich der stärkste Verkehr, der die höchste Leistung fordert. Hier konnte die Elektrizität ihre Kraft bewähren. Und der Wunsch, diese große Aufgabe zu bewältigen, vertiefte sich, als das Programm für die Sanirung der wiener Stadtbahn, im Juli 1911,bekannt wurde. Wien hat die Rente für das Anlagekapital der Stadtbahn (136 Millionen Kronen) nicht aufzubringen vermocht; da giebts nicht nur keine Zinsen, sondern ein chronisches Defizit. Der Staat, das Land Niederösterreich und die Stadt Wien möchten sich von dem Bahnkörper befreien und haben deshalb Angebote zur Erweiterung der Stadtbahn und zur Einführung des elektrischen Betriebes eingefordert. Das Privatkapital soll helfen. Aber es handelt sich um ein Objekt von einer Viertelmilliarde Kronen: also kann eine Weile vergehen, bis man ins Klare kommt. Berlin hat den Vortritt. Der Gesetzentwurf ist fertig; fraglich nur, ob die Rentabilität (die berliner Stadtbahn hat in ihren besten Tagen ihr Kapital nur mit iVs bis 2 Prozent verzinst) und die technische Leistung dadurch erhöht werden wird. Die Elektriker sagen Ia, die Dampfmänner Nein. Die Umwandlung soll 123 Millionen kosten. Ist die Ziffer ungefähr richtig, so würde das Anlagekapital der Stadt- und Ringbahn, nach dem Umbau, der wohl fast fünf Iahre dauern wird, sich um die genannte Summe vergrößert haben. DieRentabilität müßte sich also auf eine breitere Basis einstellen. Der Ent-Wurf sagt, daß der Stadt-, Ring- und Vorortverkehr heute nicht die Betriebskosten deckt; für 1912 sei der Fehlbetrag auf 198S00« Mark zu schätzen und 1916 werde er auf 2239000 gestiegen sein. Woher kommt der Ausgleich? Aus Tariferhöhungen. Die sollen den Fehlbetrag decken, das neue Anlagekapital mit A Prozent verzinsen und Abschreibungen ermöglichen: ein Plus von 7,89 Millionen. Die Fahrkartenkäufer werden sich gegen höhere Preise nicht sträuben, wenn sie mit der Elektrizität besser fahren. l'Kät is tks czusstion. Die Denkschrift der Regirung sagt: „Bei Fernbahnen wird die elektrische Zugförderung ausschließlich vom wirthschaftlichen Standpunkt beurtheilt. Bei den berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen leiten dagegen nicht in erster Linie wirrhschaftliche Erwägungen; bestimmend ist vielmehr die Betriebsnorhwendigkeit". Das ist ein Bekenntniß. Der Verkehr hat die Leistungfähigkeit der Bahn überflügelt. „Die Züge sind trotz möglich« ster Vermehrung und Verstärkung zu Zeiten auf fast allen Strecken unleidlich überfüllt." Wenn Das ein Verkehrsminister sagt, muß es wahr sein. Und wie traurig wahr es ist, weiß jeder Berliner,

Im Bezirk von Großberlin und dessen Vororten wuchs die Zahl der Fahrten (1895 bis 1909) von 107 auf 170 im Jahr pro Kopf der Bevölkerung. Die eigentliche Stadtbahn wurde 1882 eröffnet. Seit 1895 wurden wesentliche Tarifänderungen nicht mehr beschlossen. In

vierzehn Iahren dehnte sich der Stadt- und Ringbahnverkehr fast alljährlich um etwa 6 Millionen Fahrten aus. Beim Dampfbetrieb können höchstens 24 Züge stündlich in jeder Richtung mit insgefammt 11712 Sitzplätzen laufen. 1916 müssen, damit die Ansprüche des Verkehrs eben noch befriedigt werden, 30 Züge mit 18300 Sitzplätzen fahren; und das Allerhöchste werden W Züge mit 24400 Sitzen sein. Das soll die elektrische Kraft leisten. Wird sies? Der Mann der Dampflokomotive sagt Nein; die Erfahrung fehle und zu Experimenten tauge die berliner Stadtbahn nicht. Richtig ist, daß die Leistungfähigkeit der Dampflokomotive die Grundlage der Beweisführung bot. Könnte nachgewiesen werden, daß eine Heißdampflokomotive, wie behauptet wird, die Leistung von zwei elektrischen Lokomotiven (die Stadtbahnzüge sollen künftig von zwei Maschinen gezogen werden) ums Doppelte übertrifft, so wäre die Notwendigkeit der Elektrifizirung kaum noch glaubhaft zu begründen. Doch handelt sichs wirklich nur um einen Kampf der Technik? Nicht um einen der Kapitalien? Die Fabriken wollen leben, ob sie nun Dynamos oder Dampfmaschinen herstellen. Neben den riesigen Schloten ragen die Kapitalsgebirge in die Höhe. Ueberall tönt der Schrei nach Verzinsung. Kein Wunder, daß um große Brocken heiß gekämpft wird. Der preußische Eisenbahnminister wagt kein unbedingtes Lob des elektrischen Betriebes; er schätzt die Vorzüge der Dampflokomotive sehr hoch. Sie ist eine Kraft für sich, von anderen Quellen unabhängig, kann rasch ersetzt werden, niemals allgemeine Betriebsstörungen bewirken und ist im Kriegsfall kaum entbehrlich. Der Heerführer darf nie von den Tücken eines elektrischen Kraftwerkes abhängen; nach einer Störung stünden alle Räder still, die von der einen Centrale in Bewegung gesetzt werden. Der Elektriker weist auf die Präzision und Sauberkeit der elektrischen Leistung. Rauch und Lärm fallen weg. Die Kosten des Unterhalts sind niedriger als bei Dampflokomotiven; und der Oberbau wird nicht so hart angegriffen. Dann noch ein Argument, das schon bei der Gründung der ersten Elektro-Treuhandgesellschaft dick unterstrichen wurde: Schonung der Steinkohlenschätze. Man muß zu hindern suchen, daß viele Millionen des Nationalvermögens nutzlos in Rauch aufgehen. In den Kraftcentralen kann billiger Brennstoff verfeuert werden, während die Dampflokomotive nur Kohlen verdaut. Das wäre ein wirtschaftlicher Faktor von nicht geringem Gewicht, Der Umfang der technischen Erfahrung ist noch nicht groß. In Betracht kommen eigentlich nur die Stadt- und Vorortbahn Blankenese-Ohlsdorf und die Strecke Dessau-Bitterfeld. Und die Gegner der Elektrifizirung sagen, auf der Strecke Blankenese-Ohlsdorf (Hamburg) seien die Unterhaltskosten sehr hoch.

Die Art der Durchführung des Umbaues hat manchen Widerspruch geweckt. Das Gespenst des Elektrizitätmonopols schreckt noch viele Leute. Die Behörden einzelner Bundesstaaten, Preußen und Bayern an der Spitze, sind angewiesen, das Streben nach einem Monopol zu hemmen. (Daß die Bergmannwerke, die ihr Aktienkapital

von 29 auf 52 Millionen erhöhen, in ein „freundschaftliches Verhältnitz" zu Siemens-Schuckert treten, hat der Furcht neue Nahrung gegeben. Die Antwort der Siemens-Schuckert-Werke war nicht gerade klug; klang auch nicht aufrichtig. Wer einem Konkurrenten hilft, thuts doch Wohl nicht, um ihm die Fähigkeit zu ungehemmtem Wettbewerb zu erhalten. Die Bergmannwerke konnten, wie in der Begründung der neuen Transaktion gesagt wird, ihr Betriebskapital von 29 Millionen nicht ausreichend verzinsen: der scharfe WettKvmpf erschwerte es ihnen. Woher soll aber die genügende Rente für das beinahe verdoppelte Kapital kommen, wenn die Existenzbedingungen unverändert bleiben? Warum leugnet man die begreifliche Absicht, den Konkurrenten unschädlich zu machen? Warum verbirgt man die zwei Thatsachen, daß, erstens, die älteren Gesellschaften über die auf schwacher Basis leichten Sinnes gewagte Bergmann-Taktik längst, mit Recht, unwillig waren und daß. zweitens, die Geschäftsführer des Hauses Siemens weder die Mehrheit bei Schuckert gefährden noch die Gelegenheit versäumen wollten, sich wenigstens den Schein eines Sieges über die AEG zu sichern?) Welche Gesellschaften an der Elektrifizirung der Stadtbahn mitzuwirken hätten, wird in der Denkschrift des Ministers nicht gesagt, weiß aber Ieder. Die Privatindustrie hat zunächst die Bestellung neuer Fahrzeuge (557 elektrische Lokomotiven, 69« Personenwagen, 29 Untersuchungwagen) zu erwarten, für die von den 123 Millionen 73 be« stimmt sind. Wichtiger ist die Lieferung des Stromes. Der preußische Fiskus will sie der Privatindustrie überlassen. Die wird die Kraftwerke (die 90 Millionen kosten) mit den Leitungen und Nebenwerken herstellen und der preußischen Eisenbahnverwaltung die zum Betrieb nöthige elektrische Kraft liefern. Darf der Eisenbahnfiskus wagen, sich vom Privatkapital abhängig zu machen? Herr von Breitenbach sagt, ein Angebot „auf technisch und finanziell einwandfreier Grundlage" sichere die Lieferung zu vortheilhaften Bedingungen auf dreißig Iahre. Also soll ein dreißigjähriger Stromlieferungvertrag geschlossen werden. Denkbar wäre auch die Errichtung staatlicher Kraftcentralen, die den Betrieb vor der Rücksicht auf andere Abnehmer schützen würden. Für ein Abkommen mit der Privatindustrie spricht die Höhe der Baukosten. Zwei Kraftcentralen sollen gebaut werden (eine in einem Braunkohlengebiet, wahrscheinlich bei Bitterfeld, die andere, als Reserve, nah bei Berlin); von ihnen soll die elektrische Kraft durch unterirdische Kabel für 60000 Volt Spannung einer Anzahl von Unterwerken zugeführt werden, die diese Kraft auf die Spannung der Fahrleitung umformen. Die Centralen, die auf je 100000 Kilogramm eingebaute Leistung bemessen sind, werden mit allen Nebenanlagen 90 Millionen kosten. Das wäre für den preußischen Etat keine kleine Belastung; die Erhaltung und der Ausbau der Kraftwerke würde oft neue Ausgaben erfordern. Die Privatindusrrie kann sich solchen Ansprüchen rascher anpassen als der schwerfällige Staatsapparat, für den es keine Aufwendung ohne Bewilligung giebt. Schon jetzt wird dem Eisenbahn-

fiskus vorgeworfen, daß, er sich oft zu weit von kaufmännischen Grundsätzen entferne. Das könnte, wenn er eigene Elektrizitätwerke zu verwalten hätte, recht gefährlich werden. Welche Bedeutung in dieser Industrie der richtig rechnende Kaufmannsgeist hat, lehrt der Blick auf die Lebensarbeit des Geheimrathes Emil Rathenau, der ohne sein Finanztalent sicher nicht so weit gekommen wäre, wie er heute ist.
Die Eisenbahnverwaltung sagt: „Ueberall, wo Bahnanlagen an fremde Kraftwerke angeschlossen sind, hat sich gezeigt, daß, diese Art der Stromversorgung unbedenklich ist und daß, sie, besonders bei großen Werken privater Unternehmungen, vollkommene Sicherheit und vielfach bedeutende wirtschaftliche Vortheile bietet/ Sind die natürlichen Bedingungen so günstig wie in Bayern, das über ungeheure Wasserkräfte verfügt, dann wird die Auffassung des Staates vielleicht anders sein als in Preußen. Stets aber kommt der Staat langsamer vom Fleck als der leicht beschwingte Privatunternehmer. Das berühmte Walcherseeprojekt ist ein Beispiel. Nach dem Rausch kam der Kater. Wichtig ist, daß die Lieferungverträge dem Staat vlsin pouvoir lassen. Dafür ist im Fall der berliner Stadtbahn gesorgt. Die Eisenbahnbehörde hat sich „ein weitgehendes Recht zur Aufsicht über die Betriebsführung und Geschäftsgebahrung der Kraftwerke gesichert, das ihr auch gestattet, bei Ausständen und im Krieg nach eigenem Ermessen einzugreifen".
Die Regirung glaubt, daß ihr das Uebergewicht als Hauptabnehmerin die Möglichkeit bietet, „monopolistische Bestrebungen oder einen berechtigte Interessen schädigenden Wettbewerb" zu verhindern. Auch Das sei im Vertrag vorgesehen. Dieser Passus ist nicht ganz klar. Die Lieferantin der elektrischen Kraft kann natürlich kein Monopolrecht geltend machen, da sie durch Vertrag an den Staat gebunden ist. Denkbar wäre nur, daß nach Ablauf des dreißigjährigen Vertrages dem Fiskus unbequeme Bedingungen gestellt würden. Wer die beiden Kraftcentralen, die Lebensquellen der Stadtbahn, beherrscht, hat eine sehr starke Position. Und der Staat darf nicht in eine Lage kommen, in der ihm der Strompreis vorgeschrieben werden kann. Uebrigens wird er an dem Gewinn der Kraftwerke betheiligt (er bekommt die Hälfte des Ueberschusses, der bei einer Verzinsung des Anlagekapitals mit 6 Prozent noch bleibt) und darf die Grundlagen für die Bilanz bestimmen. Da diese Bedingungen offenbar von den größten Gesellschaften gebilligt worden sind, ist Enttäuschung kaum zu fürchten.
Die Privatindustrie gab und giebt sich die erdenklichste Mühe, den Riesenauftrag zu bekommen. Das ist ihr Recht nnd ihre Pflicht. Kein Kaufmann, der nicht Sklave der Konjunktur sein will, dürfte anders handeln. Bleibt nur die Frage, ob die Zeit für die Elektrifizirung schon reif ist. Unter den Bejahern sind Manche, die an der Einführung des elektrischen Betriebes interessirt sein müssen. Aber die Elektrotechniker würden sich an das Werk nicht heranwagen, wenn sie noch Zweifel an dem Gelingen haben könnten. Denn ein Fiasko müßte auch den stärksten Gesellschaften zum Verhängniß werden. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Berlin. — Verlag der Zukunft i» Berlin, — Druck von Paß « Garieb G mbH in Berlin.

Berlin, den 4. Mai 1912.
Florianstag.
Heute.
err von Bethmann will schnell noch, ehe er packt, dem Erd-
rund beweisen, wie falsch ihn, aus ungerecht wägendem Auge,
die Leute sahen, die ihm Humor abzusprechen wagten; will zeigen,
daß ihm ohne langes Mühen gelingt, die Lippe der alten Europa
in einen Lächelbogen zu dehnen. Herr Sasonow, Nikolais Sekre-
tär für das internationale Geschäft, hat in der Gossudarstwennaja
Duma geredet. Vernünftig; ohne jeden (einem wohlerzogenen,
kränkelndenDutzenddiplomatenunerreichbaren) Glanz, doch nicht
ohne überlieferte Slavenschlauheit in den Tonniaßen. Da er der
Nothwendigkeit, endlich einmal vor den aufAllerhöchstenBefehl
vom Volkswillen Erwählten zu sprechen, nicht ausbiegen konnte,
suchte erdieGelegenheitzurFeststellung dreierTatsachenzu nützen.
Erste: Rußland möchte sich, so lange Franz Ioseph lebt, die austro-
ungarische Monarchie versöhnen und hat von dem Grafen Berch-
told die Erklärung empfangen, daß dieserWunsch in Wien lauten
Widerhall findet. Zweite: Oesterreichs Versöhnung würde dessen
Zustimmung zu dem franko-russisch-italischen Balkanabkommen
bedingen,das fertig ist,seitinRacconigiNikolaiAlexandrowitsch
und Victor Emanuel, auf der Eisenbahn zwischen Modane und
Chambery die Herren Iswolskij und Pichon geplaudert haben;
und Rußland will,vor dem seitTscharykowsAbberufungdoppelt
IS

mißtrauischenBlick der islamischen Welt, seine Intimität mit Italien und seine Fähigkeit zurWahrung der Baikanruhe gerade jetzt dick unterstreichen, weil auf WilhelmsZusammenkunft mitVictor Emanuel der Vorstoß ins Aegaeische Meer und die Probebeschießung der Dardanellen so rasch gefolgt ist, daß der Islam in den Glauben neigt, diesem Thun derItaliener sei in Venedig die Einwilligung des Deutschen Kaisers gewonnen worden, dessen überschwingendes Lob italischerTavferkeit und Intelligenz jedes Türkenohr ärgern mußte. Dritte Thatsache: Hinter den fünf Artikeln des deutsch-russischen Vertrages vom Sommer 1911 birgt sich nichts, was Nußlands Freunde irgendwie beunruhigendürfte. DasNeich desGossudars ist derFranzösischenNepublikverbün» det, Briten und Italienern herzlich befreundet, den Türken zwar nicht so willfährig, wie die allzu sichtbare Turkophilie des Botschafters Tscharykow wähnen ließ, doch bereit, ihnen unter einträglichen Bedingungen den Balkanfrieden zu verbürgen; undwünscht innig, daß zwischen DeutschlandundGroßbritanien dasVerhältniß sich bessere. (Wünschts, natürlich, nicht: weil es nach einem aus in hastigem Wetteifer umworben würde. Werjetztaber, da der Schwabenconcern jedes Mühen um anglo-deutsche Verständigung als das Werk kindischer Albernheit verschreien läßt, in einer weithin hörbaren Nede den Friedensstifterversuch desViscount Haldane erwähnt, leistet den Briten einen beträchtlichen Dienst: rücktihrenßooävvill ins rechteLicht. Das warein NebenzweckSasonows.)„ MitDeutschland verbündetuns dieTradition guterNachbarschaft und alterFrcundschaft. Daß diefeTradition inDeutschland eben so geschätzt wird wie bei uns, haben die votsdamerGcspräche mich wieder erkennen gelehrt. Weder im nahen noch im fernenOrienttrenntunseinInteressenzwiespalt.DerVertragvon 1911 giebtdenDeutschen, wie allen anderenNationen, die Zusicherung derHandelsfreiheitinPersien und dasVersprechen,denBau der Bagdadbahn nicht zu hemmen und eine Verbindung mit den in Norpersien zu bauenden Bahnen nicht zu hindern; uns giebt er den Verzicht Deutschlands auf jedes Streben,:n dem uns ge» hörigenTheil Persiens politische oder strategische Konzefsionenzu erlangen. Der Vertrag sichert unserem Verhältniß zu Persien also ungestörte Nuhe, wahrt unsere Interessen in dem heute erreichbaren Umfang und festigt, weil er uns kein Opfer auferlegt.

Florianstag,
die Freundschaft der benachbarten Kaiserreiche." Deutlicher kann ein Minister, der nichtnach dem Ruhm des im Glasladen wüthcnden Stieres langt, nicht reden. (Nur die Sätze, die den Edelmuth italienischerKriegführung,ihre selbst im Dardanellenbereich noch bewährteAchtungdesMenschlichkeitgesetzespreisenchatHerrSasonow vor der Publikationseiner Rede gestrichen.) In einerVolks-Versammlung hätten die Sätze gelautet: „MitDeutschland stehen wir wieder gut, weil es, ohne eine irgendwie nennenswerthe Gegenleistung zu fordern, in Persien jedes erdenkliche Hinderniß aus unserem Zukunftweg geräumt hat." Sie würden Wahrheit künden. Der Vertrag, den dieFirmaBethmannSKiderlenaus zehnmonatigem Kampf herausgeschlagen hat, bringt dem Zarenreich unseren Verzicht auf Nordpersien; Deutschlands Verpflichtung, in diesemweitenGebietkeincnAnspruchaufirgendeine Konzession (Eisenbahn, Schiffahrt, Wegebau, Telegraph) zu unterstützen. Jür solchenVerzicht hat, nach den zwischenIswolskij und Cassini mit Nicolson und Donald Mackenzie in Algesiras und Petersburg geführten Verhandlungen, England in dem Vertrag vom einunddreißigsten August 1907 das Recht auf Südpersien erhalten. Was bekommen wir? Die Gewißheit, daß der Handel aller Nationen in Persien gleichberechtigt sein soll. Den Werth dieser tröstlichen Phrase müßte spätestens doch die in Marokko gemachte Erfahrung uns erkennen gelehrt haben. Wer in einem Orientalenlande die politische Macht hat, kann, trotz allen Verträgen, den Anderen jeden Tag die Handelsfreiheit schmälern. In den dreiIahren von 1904 bis 1907 war der deutsche Import nach Persicn von 1333 000 aus 3 496 000, verdeutsche Export aus Persien von 1046000 aus 3485000Mark gestiegen. Glaubt ein Sachkundiger, daß die in Persien herrschenden Briten und Russen ein weiteresWachsthumunseresHandels, imselbenTempo,zulassen werden? Aber Rußland hat sich ja auch verpflichtet, weder den Bau der Bagdadbahn noch die Betheiligung fremden Kapitals zu hindern, solange „ihm daraus keinerlei Opfer pekuniärer oder wirtschaftlicher Art erwachsen". Glaubt es sich geschädigt oder scheint i hm die Vortäuschung dieses Glaubens nützlich, dann „ hindert" eswieder.Das haben unsere unermeßlichenGeschäftsführer unterschrieben. Die russische Regirung wird sich die Linie Teheran - Khanekin konzediren lassen und sie der von Sedidjeh nach Khanekin führenden Zwcigstrecke der Bagdadbahn anschließen. »Sie

behält sich die endgiltigeLinienführung vor, wird aber hierbei den Wünschen der deutschen Negirung Nechnung tragen." Sie kann auf die Ausnützung der Konzession verzichten, sie einer fremden Finanzgruppe überlassen, der deutschen Negirung erlauben, fiw sich selbst um die Konzession zu werben, wahrt sich aberdasNecht, „injederihrerwünschtenForm sich an denArbeiten zubetheiligen und gegen Erstattung der von dem Erbauer tatsächlich aufge» wendeten Kosten in den Besitz der Eisenbahn einzutreten". Das sind die „Zusicherungen", durch die wir „entschädigt "wurden. Un» nöthig, vor Erwachsenen auch nur einWörtchen über diesenLäpper- vertrag zu sagen. Weil er, der fast ein Iahr lang von unseren Offizi- ösen beschwatzt und zum Ereigniß gebläht worden war, der Har- renden Auge enttäuschte, ward gewispert, den fünfveröffentlichten Artikeln fei eine Geheimklaufel angehängt worden, die das Wich- tigste neugierigen Blicken berge. Die letzte Spur dieses Gerauns hat Herr Sasonow nun weggewischt. „ Alle Bündnisse und Freun d» schaften Nußlands bleiben unberührt und Deutschland hat uns für seinen Verzicht auf Nordpersien kein Opfer zugemuthet." So sieht die Potsdamer Ernte in Safonows Neichsscheune aus. HerrvonBethmannaber läßt in der einst mitGuanogeld ge- gründeten Zeitung dem Erdrund künden, dieNede desNikolaiten sei in Berlin „mit vollster Befriedigung aufgenommen worden". Wer wagt fortan noch die Behauptung, daß dem Mann die Götter- gabe des Humors fehle? Infinites, mozt excellent lanc^ muß ihm, wie weiland demHofergötzerVorick, der Gerechte nun nachsagen. Nußlands Minister spricht: „ Mit den braven Berlinern, die nichts bekommen haben, bleibts beim Alten". Und von der Spree ant- wortet dem sanften Spott der Ausdruck „vollster Befriedigung". Nicht ganz fo lustig blinkt unser Auge bei der Betrachtung der dieser neusten Probe kanzlerischerPotenz angehängten Sätz- chen. In der Gossudarstwennaja Duma hat der Abgeordnete Miljukow gesagt, Englands Eingriff habe, im Sommer 1911, das Deutsche Neich zur Minderung seiner Ansprüche genöthigt und dadurch den europäischen Staaten denFrieden erhalten. „Mär- chen": schilts aus derNorddeutschenAllgemeinen; durch die Er- klärungen des Kanzlers und seines Gehilfen „ist inunwiderlegter, weil nicht zu widerlegender Weise festgestellt worden, daß die deutsche Neichsleitung ihr bereits im Mai vorigen Iahres aus- gearbeitetes Programm für die Behandlung der Marokkofragc

v.79 1912. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog
Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.79 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617?urlappend=%3Bseq=148

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 04:07 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 15
- Section 3 - 30
- Section 4 - 35
- Section 5 - 46
- Section 6 - 51
- Section 7 - 61
- Section 8 - 69
- Section 9 - 82
- Section 10 - 85
- Section 11 - 92
- Section 12 - 103
- Section 13 - 105
- Section 14 - 129
- Section 15 - 137
- Section 16 - 145
- Section 17 - 153
- Section 18 - 169
- Section 19 - 171
- Section 20 - 181
- Section 21 - 187
- Section 22 - 189
- Section 23 - 192
- Section 24 - 203
- Section 25 - 205
- Section 26 - 207
- Section 27 - 208
- Section 28 - 209

- Section 29 - 211
- Section 30 - 223
- Section 31 - 237
- Section 32 - 238
- Section 33 - 239
- Section 34 - 251
- Section 35 - 265
- Section 36 - 268
- Section 37 - 273
- Section 38 - 275
- Section 39 - 305
- Section 40 - 307
- Section 41 - 323
- Section 42 - 329
- Section 43 - 332
- Section 44 - 341
- Section 45 - 343
- Section 46 - 348
- Section 47 - 354
- Section 48 - 355
- Section 49 - 359
- Section 50 - 363
- Section 51 - 372
- Section 52 - 375
- Section 53 - 377
- Section 54 - 384
- Section 55 - 405
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 427
- Section 59 - 431

Search in this volume

Search in this text Find

!W Die Zukunft.

behält sich die endgiltigeLinienführung vor, wird aber hierbei den Wünschen der deutschen Negirung Nechnung tragen." Sie kann auf die Ausnützung der Konzession verzichten, sie einer fremden Finanzgruppe überlassen, der deutschen Negirung erlauben, fiw sich selbst um die Konzession zu werben, wahrt sich aberdasNecht, „injederihrerwünschtenForm sich an denArbeiten zubetheiligen und gegen Erstattung der von dem Erbauer tatsächlich aufge» wendeten Kosten in den Besitz der Eisenbahn einzutreten". Das sind die „Zusicherungen", durch die wir „entschädigt "wurden. Un» nöthig, vor Erwachsenen auch nur einWörtchen über diesenLäpper- vertrag zu sagen. Weil er, der fast ein Iahr lang von unseren Offizi- ösen beschwatzt und zum Ereigniß gebläht worden war, der Har- renden Auge enttäuschte, ward gewispert, den fünfveröffentlichten Artikeln fei eine Geheimklaufel angehängt worden, die das Wich- tigste neugierigen Blicken berge. Die letzte Spur dieses Gerauns hat Herr Sasonow nun weggewischt. „ Alle Bündnisse und Freun d» schaften Nußlands bleiben unberührt und Deutschland hat uns für seinen Verzicht auf Nordpersien kein Opfer zugemuthet." So sieht die Potsdamer Ernte in Safonows Neichsscheune aus. HerrvonBethmannaber läßt in der einst mitGuanogeld ge- gründeten Zeitung dem Erdrund künden, dieNede desNikolaiten sei in Berlin „mit vollster Befriedigung aufgenommen worden". Wer wagt fortan noch die Behauptung, daß dem Mann die Götter- gabe des Humors fehle? Infinites, mozt excellent lanc^ muß ihm, wie weiland demHofergötzerVorick, der Gerechte nun nachsagen. Nußlands Minister spricht: „ Mit den braven Berlinern, die nichts bekommen haben, bleibts beim Alten". Und von der Spree ant- wortet dem sanften Spott der Ausdruck „vollster Befriedigung". Nicht ganz fo lustig blinkt unser Auge bei der Betrachtung der dieser neusten Probe kanzlerischerPotenz angehängten Sätz- chen. In der Gossudarstwennaja Duma hat der Abgeordnete Miljukow gesagt, Englands Eingriff habe, im Sommer 1911, das Deutsche Neich zur Minderung seiner Ansprüche genöthigt und dadurch den europäischen Staaten denFrieden erhalten. „Mär- chen": schilts aus derNorddeutschenAllgemeinen; durch die Er- klärungen des Kanzlers und seines Gehilfen „ist inunwiderlegter, weil nicht zu widerlegender Weise festgestellt worden, daß die deutsche Neichsleitung ihr bereits im Mai vorigen Iahres aus- gearbeitetes Programm für die Behandlung der Marokkofragc

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Ohne jede Beeinflussung von dritter Seite in den mit Frankreich allein geführten Unterhandlungen durchgesetzt hat." Hier hört der Spaß auf. (Nur für uns, versteht sich; durch die Amtsstuben der anderen Großmächte schallt ein Gelächter, daß die Aschenschale im Nhythmus der Heiterkeit zittert.) Panamabefestigung, Wilhelms Loblied auf die Italiener, an deren Spitze er den halben Erdtheil erobern könnte, das Schicksal der Erbschaftsteuer im Vundesrath: fürs Erste sind wir von bethmännischen Berichtigungen nun übersatt; und nicht mehr in der Laune, uns durch neue vor lauerndem Hohnblick blamiren zu lassen. Daß Deutschland nicht einen Tag lang „mit Frankreich allein" verhandelt, daß es demBriteneinspruch nachgegeben hat und Schritt vor Schritt von der Basis seines Begehrens zurückgewichen ist, wurde nicht nur hier „in unwiderlegter, weil nicht zu widerlegender Weise festgestellt." Iede Nachprüfung unzweideutiger Thatsachen hats erwiesen. In dem Band „I,e mMere cl'^aäir« hat Herr Andre Tardieu (dem die Staatsakten des pariser Auswärtigen Amtes Zugänglich sind) vom Standpunkt des französischen Patrioten, doch mit meisterlicher Klarheit den Verlauf des leidigen Handels dargestellt. Wer die Aussage des Nechtsanwaltes Claß und seiner Genossen im Alldeutschen Verband, die behauptet hatten, Herr von Kiderlen habe einen Theil von Marokko verlangt und <lls Deutschlands Ertrag aus dem Zwist verheißen, gestern etwa noch für das Produkt eines Hörfehlers hielt, erfährt aus Tar» dieus Buch (neben vielen anderen wissenswerthen Einzelheiten) Zweierlei. Erstens: HerrvonKiderlen hat in den Gesprächen mit dem Botschafter Iules Cambon auf Wogador als auf den für H>ie Entschädigung Deutschlands geeigneten Punkt hingewiesen. Zweitens: der Kronprinz des Deutschen Neiches, dessen Besuche Heim Staatssekretär im Auswärtigen Amt plakatirt und illumi» nirt worden waren, hat am zwölften Iuni 1911 auf der Grune» Vald-Nennbahn zum Herrn Cambon gesagt: „Na, lieber Botschafter, nun sind Sie also inFez. Allerlei Hochachtung! Marokko ist ein hübscher Bissen. Ietzt braucht man nicht mehr darüber zu reden. Wir bekommen von Ihnen unseren Theil: und Alles ist in bcsterOrdnung." Am elften Iuni hat Cambon aus demMunde des Kanzlers die freundlich einladendenWortegehört: „FahrenSie doch nach Kissingen, um mit Kiderlen zu reden." Er fährt hin, Henkt an Mogador, an diePflicht, jedenAnspruch auf eineThei»

lungMarokkos abzuwehren, und sagt: „FrankreichsOeffentliche Meinung würde die Hingabe marokkanischen Bodens nicht dulden; aber man könnte anderswo suchen." Antwort: «Sie gehen ja nach Paris; bringen Sie uns Etwas mit." Am zweiundzwanzigsten Iuni ist Cambon inParis, um seinem Minister (Cruppi) zu berichten, nach dessen Weisung er ergründen sollte, «ce que' I^IIemaAne a cians le venire". Am vierundzwanzigsten ist sein Bericht fertig; das Ministerium Monis aber gestürzt. Am ersten Iulimittag meldet der Deutsche Botschafter Herrn deSelves,dem Minister fürAuswärtiges im KabinetCaillaux, die Abfahrt des „Panther" nachAgadir. Am selbenTag beschließt, aufDelcassös Rath, Herr Caillaux, keinen Schritt ohne Vereinbarung mit den befreundeten und verbündeten Mächten zuthun. Sieben Monaie zuvor hat Herr von Bethmann im Reichstag gesagt, die russische und die deutsche Regirung seien «entschlossen, sich in keinerlei Kombinationen einzulassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnten." Ietzt wird in der Russischen Politischen Korrespondenz, höchst offiziös, gedroht: »Rußland wird nicht zaudern, wenndieStunde zu wirksamem EingrifffürFrankreichs Interesse gekommen ist. Der Botschafter Louis weiß aus vielen Gesprächen mit HerrnNeratow, daß feine Heimath auf den Beistand unseres Auswärtigen Amtes mit voller Zuversicht rechnen darf." Am vierten Iuli sagt, nach dem Ministerrath, Sir Edward Greyzu demBotschafterPaul Cambon, dann zudem Grafen Wolff-Metternich, daß England alle Pflichten, die es derFranzösischen Republik schulde, pünktlich erfüllen werde. Drei Tage danach istBaronSchoen wieder amQuai d'Orsay und schwichtigt den aus dem Haag heimgekehrten Herrn de Selbes mit dem Satz: «Deutschland fordert keinenTheil von Marokko,sondern glaubt, daß man über den Kongo verhandeln könne." Am siebenundzwanzigsten Iuli läßt die berliner Regirung den Staatssekretär Grey, »dessen große Loyalität sich so oft bewährt hat", durch den Botschafter um „eine öffentliche Erklärung" bitten, „daß England einen erfolgreichen Abschluß der deutsch-französischen Unterredungen gern sehen würde"; dadurch (stand in demaicie memoire) tonn «Frankreich beruhigt und eine rasche Verständigung ermöglicht werden. Das war eine fast demüthige Bitte um britische Vermittlung; fünfTage nach der unverschämt schlauenRede des Schatzkanzlers Lloyd George. Muß noch an andere Daten erinnerte

werden? An das über den belgischen Kongostaat und das deutsche Togoland Geredete? An die Bündel lüderlich zusammengeklaubter Unwahrheiten, die vomIuli bis in den Dezember 1911 entknotet, entkräftet werden mußten? Im letzten Kapitel seines Buches sagtHerrTardieuüberden»eeKec 6e I'^IIemaAne": „Was in Tanger mißlungen war, sollte in Agadir noch einmal versucht werden. Selten hat eine Diplomatie sich so plump gezeigt; auf dem Pferdemarkt hört man den Roßtäuscher so sein Geschäft beschwatzen. Wenn eineGroßmachtnachsolchenMittelngreift,kann nur der Erfolg sie entschuldigen: und dem Deutschen Reich ward dieser Erfolg versagt. Nach seinem lärmenden Gefuchtel mußte es einenTheil von Marokko erobern: und Marokko ist heute französisch. Deutschland hat,Kompensationen' erhalten. Das heißt, nach dem Wortsinn: Anderes, als es gewollt hatte. Deutschland hat kein Stückchen von Marokko erlangt und die Möglichkeit verloren,sich an derKüste des Mittelmeeres Stützpunkte zu schaffen. Diese Thatsachen wird die Geschichte verzeichnen." Leider. Das deutsche Volk mit Märchen abzuspeisen, das Bild empörender Wahrheit seinemBlick zu verhüllen: dieses schädlichen Versuches sind die eifernden Lober der Sozien schuldig, die, mit einem Getös, als gelte der Kampf einer Krone, im Sonnenlicht auszogen und abends eine lahme, räudige Mähre heimtrieben. Ieder in Paris beglaubigte Diplomat weiß (und mancher hats ausgesprochen), daß die Fülle deutscher Rückzüge den ahnunglosen Herrn de Selves und sogar den Marineminister Delcasse überraschte; daß eines Tages,um dasDickicht zu lichten,Freiherr vonSchoen selbständig eingreifen und andeuten mußte,nicht hinterjedemder wechselnden berlinerWünscheseiderWille desKaiserszusuchen; daß nach Iahren erst ruchbar werden kann, wie elend das eingeheimste Kongostück ist und welche Kostenlast es uns auspackt. Das Gesinde hätte dem Kanzler besser gedient, wenns nur die «vollste Befriedigung" ausdemBlinddarmgespültund den Wurmfortsatz weggeschnitten hätte. Ein im Mai ausgearbeitetes Programm? Unwahrscheinlich; sonstwärenichtjederindieWilhelmstraßeVerschlagene um Rath gefragt, nicht zwanzigmal geschwankt, wäre eine brauch bare Kongokarte angeschafft und ein Sachverständiger in das einzutauschende Land geschickt worden, über defsenWcrth oder Unwerth uns heute noch kein Gutachten, nicht ein einziges, vorliegt. Nur mit Frankreich verhandelt? Als unwahr erwiesen.

Keine „Beeinflussung von dritter Seite" wurde versucht? In unwürdig kläglichem Ton ist sie von Berlin aus ja erbeten worden. Durchgesetzt? Den Tropenzuwachs, den England uns gönnt, den es, schon weil er uns denBelgiernverdächtigt, niemals geweigert hätte; ein Gebiet, dessen Kostenlast der jetzt im Neichsschatzamt nistenden treuen Lerche den Wonnetriller abgewöhnen wird und dessen Entwickelungmöglichkeit den Staatssekretär von Lindequist so gering dünkte, daß er sein Amt, die ihm liebste Arbeit, Macht und Gunst hinwarf, um der Pflicht zu leisester Empfehlung dieser Bezirke zu entgehen. Sonst? Nichts. Nicht ein Hälmchen mehr, als die FürstenBülow undNadolin auf dieTenne getragen hat» ten. Nicht einmal für die Brüder Mannesmann, aus deren Minenstreit derHader mit neuer Kraft aufgeflackert war, ist auch nur das Allergeringste „durchgesetzt" worden. Der Pakt, den sie am vierzehnten November 1911 mit der I^nion äez Uinez ^larocainez schlossen, ist ihrem Interesse ungünstiger, als der am achten Iuni 1910 von ihnen abgelehnte war. Und der Marsch, der an dieses Ziel führen sollte (sollte: fagtHerr vonBethmann), hat uns Milliarden und eine mühsälig gespeicherte Summe ungemünztenAn» sehens gekostet, die schroffe Abkehr der neutralen Staaten, die Schmälerung deutschen Kredites im Islam und die Auferstehung des gallischen Kriegergeistes bewirkt; seine Folgen sind ferner der libysche Krieg und derZwang zu theurerMehrung der deutschen Machtmittel zu Land und zu See. Dünkelt der Wilhelmstraßen» mannschaft.dasAlles sei ohneBleibsel verdaut undGermaniens Magen zur Aufnahme neuer Trugspeise schon wieder bereit?

An verwendbarem Stoffkanns ihr jetztdoch nicht fehlen. Sie könnte, zum Beispiel, ermitteln, warum wir nicht früher erfuhren, daßHerrTscharykow als einOpfer austro-russischenVersöhnungdranges aus Konstantinopel abberufen worden ist. Welche »Autorität", welcher landsmannschaftliche Zuspruch den Abgeordneten Erzberger, der den Besuch Haldanes mit einem Iubelchoral gefeiert hatte, von der Gimpelthorheit alles Mühens um anglodeutsche Verständigung zu überzeugen vermochte, deren (kaum überschätzbaren)Werth ein halbwegs klarer Politikerkopf in einem Neich ohne Kriegshafen und Kohlenstation westlich vomAermel» zanal doch erkennen müßte. Wie Deutschland handeln wird, wenn ItaliendieAnerkennungseineslibyschenBesttzrechtesnichtvonder Türkei, fondern von den neutralen Großmächten fordert und an

diesc^Vedingung denVerzicht auf dieWeitung des Kriegsschau-
platzes knüpft. Auch über Personalien könnte sie Auskunft geben.
Welche Verdienste haben Herrn Dr. Schnee, der vor vierzehn
gearbeitet hat, auf denThron des Gouverneurs vonDeutsch-Ost-
afrika geholfen? Hätte er, der nur auf Neuguinea und Samoa
thätig war,nachApia nichteheralsnachDar-es-Salaam gepaßt?
Weshalb hat Herr von Kiderlen dem Freiherrn von Nechenberg
nur das antwerpener Generalkonsulat und „höchstens" (ohne sich
zu binden) den teheraner Posten angeboten, der durch den deutsch-
russischen Perservertrag entwerthet ist, und mit diesem Deklassir»
ungversuch einen unserer besten Männer gezwungen, sich zur Dis-
positionstellen zu lassen?(Antwort: le! e3t zun plaizir.WennFrei»
herr von Mumm,nach zwölfjährigemDienst inOstasien,nach Eu-
ropa oderAmerika zurück will.heißts: „Abzupressen istuns nichts."
Wenn Nechenberg, der in Deutsch-Ostafrika wie ein weißer Sultan
von tapferemWesensadelregirt hat,um einGesandtenamtwirbt,
wird ihm geantwortet: „Sie waren 1905Generalkonsul in War»
bcn,obSieGouverneurundNathZwciterKlassegewordensind,hat
uns nicht zu kümmern. Fürs Auswärtige Amt sind Sie General»
konsul;Sie könnenAntwerpen,vielleicht,wcnnAlles klappt, sogar
Teheran haben. Lissabon? Kein Gedanke." Und doch soll, wie hier
schon erzähltwurde.eininLissaboneinzufädelndesFinanzgeschäft
wenigstens den Schein anglo-deutscher Verständigung wahren.
Portugals Nepublikanerregirung, die dem Volk bisher nur die
Steuerlast erschwert hat, wäre dem Vertrauen entwurzelt.wenn sie
sich die afrikanischen Kolonien abkaufen ließe, ehe das National-
bewußtfein der Fidalgos richtig geknetet ist. Sie braucht also Zeit
und, so schnell wie irgend möglich, Geld. Erste Etape: Britanien
und Deutschland sorgen durch eine gemeinsam zu übernehmende
AnleihefürdasNöthigste. Zweite: Sie verständigen sich über die
hypothekarisch, schon beim Anleiheabschluß, ihnen zugesicherten
Kolonialpfänder. Damüßteklug und muthig, mit zäherVerschla-
gcnheit vorgearbeitet und nachgeschoben werden. Englands Ge-
schäfte führt in LissabonSirArturC. Hardinge, ein Afrikakenner,
. der in Sansibar einst das britische Interesse vertrat. Ncchenberg
war dort sein deutscher Kollege und hat sich dem vomBritennim-
bus Umleuchteten überlegen gezeigt. Auf allen Schanzen, hinter

allenWällenderErdfestefändetIhrnichtEinen, herunter solchen Umständen so gut nach Lissabon taugt wie Albrecht Freiherr von Rechenberg. In Madrid geboren, neben Mozambique heimisch, mit allen Kniffen und Finten des Gegenspielers vertraut; und ein Mann, dessen Willenskraft denknochenlosenSitzriesenDernburg rasch unterjochthatte. Lissabon? Kein Gedanke. HerrvonKiderlen willnicht. l'elestsonpIaisir.HerrnvonBethmannkönnteein »Nachgeordneter" unbequem werden, der die Nachfolge Lindequists nur beisichererWahrungseinerEntschlußfreiheitantretenwollte.Also: mit dem Adlerpflaster zweiter Klasse zur Disposition gestellt. Wir sind an Diplomatentalenten ja überreich; und dürfen nicht bezweifeln,daßjedes auf einesRechnersKunstangewieseneAmt auch hinfüro einemTänzerzufallenwird).DieseAuskünftewären,alle,nützlicher als der dreisteSchwatz überSasonow undMiljukow.Doch ist im Hörbereich der unterirdischen Diplomatendestille und einer Spähne hackenden Zimmermannsaz! zu feiner Arbeit noch stille Muße? Kaum noch am Alltag. Und jetzt möchte, bevor der Kaiser aus den Rosenwäldern heimkehrt, jeder Iäger wissen und jeder Hund erschnuppern, auf welchen Theil fälliger Wildbeute er hoffen dürfe. »Wenn uns gelänge,Marschall als den fürdielondoner Botschaft unentbehrlichen Mann, den von der Vorsehung praedestinirten Löser des Angelnknotens auszurufen, würde er nicht Kanzler, fände in Metternichs Bureau so viel zu thun, daß er nicht schnell wieder loszueisen wäre; und dennoch würde (die Hauptsache) Konstantinopel frei, der einzige Posten, auf den Kiderlen, trotz der Erinnerung an die dem hellhörigen Abd ul Hamid vorgetragenen Wünsche, allenfallsnoch abzuschieben ist, und dem Württembergcr wäre nicht gerade der Badenser vorgesetzt. Dann bliebe es auch wohl bei dem Beschluß, den in alle Sättel gerechtenCIcmensDelbrück (nicht den Vornamensvetter aus Lieser: einSchorlemer sähe als Reichsprokurist doch gar zu schwärzlich aus) mit der Erbschaft Theobald! zu bebürden. Der ist viel behender, hat festere Nerven und mehrWeltgewandtheit als der fünfte Kanzler; doch nicht ein Viertelpfund schöpferischen Geistes. Er würde Alles leidlich, Alles ohne Liebe, Alles für die Firma machen, blieb noch auf dem ersten Platz nur ein tüchtiger Zweiter und wäre frühstens nach anderthalb Iahren so weit, daß er laut ins internationale Geschäft dreinreden könnte. Das wäre, was wir brauchen. Ein Bürgerlicher, freikonservativ, alsNeffeDryan-

ders in Kirchensragen fast liberal, als Vetter des großen Hans nnd des kleinen Ludwig, der in Berlin Krupps Finanzstatthalter ist, den drei Großmächten Hochschule, Presse, Bank fördersam versippt. Auf solchem Favoriten ist das Rennen zu wagen. Wenn Marschall bis an die Themse zu loben und dem Heiligen Bethmann ein gutes Abgangszeugniß (mit im Sielengeschirr des Reichsdienstes zerrütteter Gesundheit) zu sichern ist. Alle Mann an die Pumpen!" Paßtauf: nochinderScheidestundewerdenTriumphe bescheinigt und mit „vertraulichen" Spukgeschichten Memmen in Schlaf geschreckt. Eilt ohne Weilen! Ietzt gehts um die Wurst.

Vor fünfzig Iahren.

»Ich kann meine Herrscherpflicht nur erfüllen, wenn mein Herrscherrecht nicht angetastet wird. Ich vermag nur so zuregiren, wie ichs vor Gott und vor meinem Gewissen verantworten kann. Unter denWilleneinerParlamentsmehrheit beuge ichmichnicht; auch nicht um den Preis meiner Ruhe hier, wo es sich um die Wehrfähigkeit des Landes handelt. Dazu aber will man mich zwingen. Ich finde keinen Minister, der sich stark genug fühlt, gegen die Majorität meinen Willen in der Militärfrage zu vertreten. Deshalb bin ich entschlossen, auf die Krone zu verzichten. Bitte! Die Urkunde der Abdankung ist schon fertig. Du magst nun versuchen, wie weit Du kommst/ Aus dem Munde seines Vaters hört, amneunzehntenSeptember1862,KronprinzFriedrichWilhclm von Preußen diese Worte. Aus dem gothaischen Schloß Reinhardsbrunn,wo ermit derFrau,denKindernund derSchwiegermutter als Gast des koburger Herzogs geweilt und den preußischen Jammer beredet hat, ist er am Abend zuvor nach Berlin gerufen worden. Vom König. Der ist, nach kurzerRegirung, des Haders so müde wie der fünfte Karl einst nach sechsunddreißigjähriger Herrschaft. Zwar hat keine fremde Macht ihm Land abgenommen und kein Lehnsmann steht wider ihn inWaffen; aber auchseinInterimsversuchistfruchtlosgebliebenundauch erscheint sich nach seinem SanVuste zu sehnen. Scheint. Vielleicht hat nur weibliche Angst ihn mürb gemacht. Daß er dem Thron entsage, wollteAngusta schon imMärz 18^8, dann wieder in derZeit des Zweiten Vereinigten Landtages, während der als »Kartätschenprinz" Verrufene in England war. Einerlei. Dem blondenFritz schlägt die Schicksalsstunde. Er kann demAdlerland einen neuen

Morgen bringen. Die beidenVictorien werden dieBotschaft mit Iubel empfangen. Beide? Die Königin von England ist klug und noch in ihrem jungen Witwenschmerz kühl besonnen. Sie ahnt wohl, wie nach der unter Friedrich Wilhelm dem Vierten ent» standenen Wirrniß die jähe Abdankung eines Königs wirken würde, hat aus derGeschichte derNcformbilldieFolgenschwächlicherNachgiebigkeit erkennen gelernt und kann dem Eidam, von dem sie so viel erhofft,nichtwünschen.daßereinerNiederlage des Königthums die Krone verdanke. FriedrichWilhelm hat manchmal schon, che er Kronprinz hieß, den Wunsch gehegt, bald König zuwerden, um noch in ungehemmter Iugendkraft aus seinemIdeal von Freiheit und Bürgerglück unter sonnenhaft strahlender Monarchengewalt eine in Preußen haltbare Wirklichkeit gestalten zu können. Denn er ist dem Vater im Innersten fremd, glaubt nicht an dessen Stern und fürchtet, daß Wilhelms greifender Eigensinn ihm das Erbe schmälere. (Auch hier giltIuvenalsWort vondem Weib als derStreitzüchterin.)DochdieserPrinz ist nicht aus dem harten holz des fränkischen Heinrich, der, um das Neich aus Siechthumsgefahr zu retten, die Krone erlistete und den alten Vater hinter die Mauern von Bockelheim setzte. In Thüringen hat er, dicht bei der Benediktinerabtei Ludwigs des Springers, in Erinnerung an die Kaiserherrlichkeit geschwelgt. Aber sein Gewissen ist nicht schwindelfrei. Er will sich nicht in einen Purpur kleiden, den ein Lebender abthat; kanns, nach seiner in der schönen Hülle cinesGermanenkriegersweichen,empfindsamenWesensart,nicht. Käme der Konfliktsgegenstand wenigstens aus anderem Bezirk! Gerade in dem Militärstreit aber, in dem Kampf um Heeresziffer und Dienstzeit, Neserve und Landwehr, hat der Kronprinz aufrecht neben dem König gestanden. Für oder gegen Italien: Das wäre vor und nachVillafranca eine den Europäernverständliche Losung gewesen, eine klare und kühne Königsparole. Ietzt ists zu spät und zu früh.Unmöglich, aus der Sohnespflicht zu desertiren. „Du darfstdieUrkundederAbdikation nichtunterschreiben.Mein Auge weigert sich, sie nur anzusehen." Was aber soll werden? Nur eine Geste des Alten fragt noch; und rathlos hebt der Iunge die Achseln. In das Zugeständnis) zweijähriger Dienstzeit, ohne das die Minister Bernstorff, Hcydt, Schleinitz nicht im Amt bleiben wollen, darf und will der König sich nicht bequemen. Albrecht "Noon ist der tapferste, umsichtigste Kricgsminister; brächte als

Kutscher den Staatswagcn aber nicht durch die vom Wolkenbruch indic überschwemmtePreußenerde gerissenen Furchen.Nirgends einMann. Nirgends ein starkes, von stählernerFaust bedientes Hirn. Trüb reist der Kronprinz nach Reinhardsbrunn zurück. Drei Stunden vor der Abreise hatte er den Mann, den sein Blick ringsum suchte, gesehen; doch nicht erkannt. Er hätte grimmig gelächelt,wenn ihmDieser alsHcilbringer genannt wordenwäre. «periculum in mora. l)öpeene?-vous! I^oricle cle Maurice rlen-ninF.- Das war der Wortlaut des Telegramms, das Herr von Bismarck-Schönhausen, Preußens beimTuilerienhofbeglaubig-terGesandter, am achtzehnten SeptemberinParis erhalten hatte. DcrOnkclMoritzHcnningsvonBlanckenburgistRoon,der längst in die Ueberzeugung gelangt ist, daß nur Bismarck den König durchdasDickichtdemokratischerForderungenzu führen vermag. Schon im Lenz glaubt er (fast auf den Tag ists ein Halbjahrhun-derther)sichamZielseinesWunsches. Bismarcks der aus Peters-burg auf Urlaub in der Heimath ist, gilt in der Spitzenregion als der kommende Mann. Adolf Hohenlohe-Ingelfingen, der den Fürsten von Hohenzollern im Ministerpräsidium vertritt, sagt zu Wildenbruch (dem Vater des Dichters): „Ichgehe; undBismarck kommt." EristinBerlin; mehrmals vom König in langerAudienz empfangen worden. Sehntsichabergarnicht in die Machtcentrale. „LängeralseinigeMonatewürdees mit mir als Minister schwer-lich dauern", schreibt er an seine Iohanna nach Reinfeld; also „ist es eine günstige Fügung, daß wir möglichst vieleSachen nach Schönhausen bestimmt haben." Er will, endlich, nur Gewißheit; Petersburg oder Berlin, Paris oder London: er ist des königlichen Befehles gewärtig, möchte aber wissen, wo er unter den nächstenMonden sein Haupt betten werde. Zum ersten Mal zeigt er sich, bei derFrühjahrsparade auf demTempelhoferFeld, dem berlinerMaigewimmelim Kürassierkoller mit dem gelben Kragen. (Und den Majorsepaulettes, die er, als für das Ansehen des Preußischen Gesandten am Zarenhofunentbehrlich, dem Militär-kabinctschef Edwin Manteuffel nach langem Kampf abgerungen hat.) Paradegast Seiner Majestät, im blitzenden Schwarm des Königsgefolges, ungemein heiter gestimmt: sicher, so flüsterts im engeren Kreis, hat er die Ernennung in der Tasche. Das glaubt auch Frau von Roon, als er dem Wagen naht, aus dem sie dem militärischen Schauspiel zusah. „Alsoists entschieden?" „Ia. Der

König hatmich zumGesandtenin Paris ernannt; ich reise morgen und komme, Abschied zu nehmen. "Nicht im Mindesten enttäuscht; sogar „sehr froh". Das schreibt er an sein „süßesHerz"; fügtfreilich hinzu: „AberderSchatten bleibtim Hintergrund." AuchRoon giebt die Hoffnung nicht auf, den König zu dem Entschluß zu bringen, derdemschwankendenGemüth des Herrn noch allzu „czlrcm" scheint. In Berlin währt die „ministerielle Wechselreiterei", in Paris dieAngewißheitunddasIunggesellcnelendfort.ImHerbst istderGesandtewiedersoweit, daß er„explodiren und einen festen Posten oderdenAbschied erbitten" möchte. Spätestens am ersten Oktober muß „Kind und Kegel" nach Paris: sonst läuft er davon, um zu wissen, wo er wohne. Wenn er die Seinen bei sich hätte, bliebe er am Liebsten als Gesandter in Paris; „nichts", schreibt eranRoon, „möchte ich erbitten als die Gewißheit, es wenigstens bis 1875 zu sein". (Wie Europa, wenn ers bis dahin geblieben wäre, heute aussähe: dieser Frage sollten die Bekenner des ökonomischen Determinismus, die blinden Leugner des Persönlichkeitwirkens in der Geschichte, unbefangenen Geistes die Antwort suchen.) „SchaffcnSiemirdicseoder jede andereGewißheit: und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie!" Sechs Tage danach ruft Roons Depesche ihn nach Berlin. Vom Bahnhof geht er recw, zu Fuß, ins Kriegsministerium. Morgenkaffee mit den Damen. „Bei einem Blick in den Spiegel erschrak ich aber so vor der Schornsteinfegerfarbe, die der fünfundzwanzigstündige Kohlenstaub auf meinem Gesicht abgelagert hatte, daß ich sofort die Flucht ergriff, ein Bad nahm, zwei Stunden schlief und dann einige ministerielle und diplomatische Besuche machte." Um Fünf Diner bei Roon. Von dort wird der Gesandte zum Kronprinzen geholtund gefragt, wie er die innere Situation ansehe. Gar nicht; er warte auf den ihm seit einem Vierteljahr versprochenen Bescheid über OrtundArtseiner fürs Erste endgiltigen Verwendung, seiWochen lang in Südfrankreich aufRcisen gewesen, habe keine deutsche Zeitung gelesen und könne drum über den Augenblicksstand heimischerAngelegenheiten nicht urtheilen.Ganzso unknndig, wie er sich an der Niederlagstraßc gab, war er, nach denGcsprächcnmitRoon,Blanckenburg, Hans Kleist, nach denBesuchcn bei Ministern und Diplomaten, nicht. Aber er kannte den Kronprinzen, hinter dem er stets diekleinere, doch kräftigere Frau sah, als den Feind seiner Politik und Ministrabilität und blieb des-

halb »sehr zurückhaltend". Auch schien ihm nicht anständig, seine Meinung dem Sohn früher als dem Vater zu enthüllen. Friedrich Wilhelmmochtedenken: «Derfindetalsoinseinemblutrothen Reaktionärsherzen für die Linderung preußischer Noth auch keinen Rath." Und den Gesandten dünkt die Audienz so unwichtig, daß er sie in einem sangen Brief an Iohannen nicht einmal erwähnt. Auf den mißtrauischen Sinn des Königs aber hat die Kunde von dieser Begegnung gewirkt. Am Einundzwanzigsten ist Roon mittags bei ihm in Babelsberg. Das Abschiedsgesuch Wibrechts Bern storff, des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten, muß irgendwie beschieden werden; auch Hohenlohe und Heydt wollen fort. Steif und zäh, wie der alte Cato, spricht Roon sein ceterum cense«: „Bismarck". Den, hat Wilhelm gestern zu seinem Sohn gesagt, mag ich schon deshalb nicht, weil er zu sehr für Frankreich eingenommen ist. Ietzt klingt die Antwort anders: „Mit Dem ist es auch nichts; er ist ja schon bei meinem Sohn gewesen." Flinke Diener habennur die Thatsache der Audienz, nichtihre Entstehung noch ihren Verlauf, dem Monarchen gemeldet. Der glaubt nun, sein pariser Gesandter kenne den Abdankungplan, habe sich an den Kronprinzen herangedrängt, um vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne gewärmt zu werden, und sei dadurch des königlichen Vertrauens unwerth geworden. Roon erzählt, wie es zu der Audienz kam und wie sie verlief. Neuer Wetterwechsel im Sinn Wilhelms. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat aus dem Staatshaushaltsvorschlag für das Iahr 1862 die Gesammtkosten der Heeresreform gestrichen, das so verstümmelte Budget gegen eine winzige Minderheit angenommen und damit, nach Roons zornigem Wort, „den Bestand der preußischen Armee für nichtig erklärt". „Wollen Eure Majestät Herrn von Bismarck nichtwenigstens hören?" „Meinetwegen. Morgen."

Der Kürassiermajor ist schon wieder einer Explosion nah. Nach zwei berliner Tagen so wild, daß er schreibt: „Lieber noch sofort in die Kammer, in Streit und Arbeit, als diese bummlige Gasthofs- und Visitenexistenz." Er ist überzeugt, daß Roons Glaube abermals trügt, undhofft, das Arbeitzimmer des Königs als endgiltig bei Louis Napoleon Akkreditirter zu verlassen. Von Wilhelms Absicht auf Thronentsagung ahnt er so wenig wie irgendein nicht zur Dynastie Gehöriger. (Auch Theodor von Bernhardi, der doch mit allen Würden- und Bürdenträgern in stetem

Verkehr ist, ahnt nichts; er schreibt in sein Tagebuch: „Den Tag über krank vor Gcmüthsbeweguna. Wenn die Minister glauben, sie befestigen sich, indem sie die Krone preisgeben, so irren sie. Ihre Stellung wird immer erbärmlicher. Wir gehen mit raschen Schritten einemMinisteriumBismarck entgegen. Das ist an und für sich auch nicht erfreulich, aber es führt wahrscheinlich den Krieg herbei und da giebt es wohl Manches. Der Kronprinz ist in Neinhardsbrunn und reist nach dem Mittelmeer; wie icl) mir vorstelle, um bei der Installation eines reaktionären Ministeriums nicht gegenwärtig zu sein und nichts damit zu thun zu haben.") Während dieser Satz geschrieben wird, steht Bismarck vor dem König. Der spricht, wie er, drei Tage zuvor, zu dem Sohn gesprochen hat. Auf dem Tisch des babelsberger Landhauses liegt die Urkunde der Abdankung. „Dem Willen der Mehrheit kann ich mich nicht unterwerfen; und einen Minister, der dagegen anzugehen und sich trotzdem zu halten vermag, finde ich nicht." Hier ist Einer, der immer bereit seinwird, sich, und wärs in Beelzebubs Livrei, vor den bedrohten Thron der Zollern zu stellen. „Roon bleibt neben mir; gehen, weil ich komme, andere Minister, so ist mir um brauchbaren Ersatz nicht bang." Viel Selbstgefühl und MhnerMuth, bei Gott! Doch Das warzu erwarten. Ein hellblaues Auge, in dem, wie in Philipps dunklem Blick auf den Malteser, dem Spott sich schon Bewunderung paart, schweift wägend über die Gestalt des märkischen Iunkers hin, der vom schwärmenden Vosa keinenBlutstropfen hat. „Wollen Sie sich für dienothwen» dige Neorganisation meines Heeres einsetzen?" „Ia." „Auch gegen die Beschlüsse einer Landtagsmehrheit?" „Ia." „Dann ist ",icinePflicbt,mitIhnen dieWeiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdizirenicht." ImParkfollderneueVertrauensmcmn auf ein Programm verpflichtet werden, dasWilhelmniedergeschrieben(und bis in die Einzelheiten der Kreistagsreform ausgearbeitet) hat. Bismarck sträubtsich; ehrerbietig, aberunbeugsam, „Heute handelt sichs nicht um die Schattirungen von Konservativ oder Liberal, sondern um die Frage: Königliches Negiment oder Parlamentsherrschaft? Und ich werde lieber mit dem Königuntergchen, als im Kampf gegen Parlamentsherrschaft Eure Majestät im Stich lassen." Neu zum Wenigsten ist dieser Ton.

Wilhelm zerreißt das Programm und ernenntnoch am selben Tag Herrn vonBismarck-Schönhausen zum Staatsminister und

interimistischVorsitzenden imMinisterium (dem, nach dem Staats-
rechtsbuchstaben, Fürst Karl Anton von Hohenzollern noch präsi»
dirt). Am Dreiundzwanzigsten meldets der Staatsanzeiger. Am
Vierundzwanzigsten lachen und schimpfen die Berliner darüber.
Und der Ernannte schreibt ans „geliebte Herz": „Du wirst aus den
Zeitungen unser Elend schon erfahren haben. Das Alles ist nicht
erfreulich. Aber es muß fein. Ergieb Dich in Gottes Schickung.
Leicht ist die Sache mir ohnehin nicht."
Sie wurde noch schwerer, als er selbst sie sah. In den ersten
Ministertagen verblüfft er die auf ein Schreckensregiment gefaß»
ten Kammerdemokraten durch Sanftmuth; zeigt sich versöhnlich,
bietet den Führern der Altliberalen Sitze im Ministerium an und
ist, da sie abgelehnthaben, bereit, mitderZurückziehung desHaus-
haltplanes für 1863 einen Waffenstillstand zu erkaufen. Ver-
gebens. Auch die Bitte, ehrlichen Männern ehrlich zu vertrauen
und, als Kinder des selben Landes, nicht durch eine innereKrisis
die Heimath nach außen zu schwächen, verhallt unerhört. Die ge-
ehrten und lieben Herrcn derZweitenKammer bleiben feuchtkalt,
wie tote Fische; mit diesem Sprudeljunker, dem noch vom rothen
März her ein an Henkersarbeit mahnender Blutgeruch anhaftet,
werden sie sehr rasch fertig fein. Der ruht bald wohl neben Noon
und anderen Volksfeinden in berWolfsschlucht. Daübermannts
ihn. Vor seinem inneren Auge steht, winkend und warnend,
Preußens deutsche Pflicht, die gebieterisch zu stärkster Nüstung,
zu schnellster That ruft: und sein Ohr hört Schwätzerstimmen, die
aus dem Wahngebild eines ungefährdeten, gesättigten, seiner Zu-
kunft sicheren Preußenstaates zu stammen scheinen. Des alten
Teutonenteufels Pfauchen fühlt er in seinemAthemstoß; und wie
Schlossenwetter prasselts nunvonderLippe. „WirhabenimLand
eine Menge katilinarischer Existenzen, die ein großes Interesse an
Umwälzungen haben. Wir müssen unsere Kraft zufammenfassen
undzusammenhalten.NichtdurchNedenundWajoritätbeschlüsse
werden die großenFragen derZeit entschieden,sondern durchEisen
und Blut." Am dreißigsten September hat ers in der Budgetkom-
mission gesagt; keinenZweifel darüber gelassen, daßerjedemVer-
such einer Parlamentsherrschaftsich entgegenstemmen und nur da-
nach streben werde, „das möglichst große Gewicht von Eisen und
Blut in dieHand des Königs von Preußen zu legen." Noon selbst,
derTreuste,ist unzufrieden und murrt auf dem Heimgang mit dem

von ihm so mühsam in denMachthafen Gelotsten, durch»geistreiche Exkurse" werde die stachelige Sache nicht von den Dornen befreit. Auch er hat nicht gemerkt, daß in dieser zürnenden Stimme ein Schluchzen war; nicht empfunden, daß der Eishauch der Schluß-mahnungausgefrorenenThränenherwehte.Keiner.WasderMi-nister bot (stand in der «KölnischenZeitung") warkeinWein,son-Kern höchstens Soda. »Ie länger er sprach,desto schärfer trat der Gegensatzhervorzwischenderernsten,sachlichenArt,mitderbisher gerade dieBudgetkommissiondie Sache des Landes gesörderthat, unddiesem reichlich mitFremdwörtern verzierten Geplauder. Ich bedaure, daß nicht Stenographen da waren, deren Aufzeichnun-gen dem Lande ein getreues Bild dieses Vortrages geben könn-ten. Iedenfalls würde dannüber denPolitiker Herrn vonBismarck nur ein Urt heil sein." Der Schlachtruf der Fortschrittspartei tönt noch schriller. Der Minister wird mit Vermögenskonfiskation, mit Zuchthausstrafe bedroht, hat sich aber, mit gekühlter Hand, schon wieder fest am Halfter. Und schreibt, sechzehn Stunden nach dem Gewitter, an die ferne Gefährtin: «Gott derHerr hat mich noch in keinerunerwartetenundungesuchtenLageverlassenundmeinVer-trauen steht fest, daß er mich auch auf dieser Stelle nicht wird zu Schanden werden lassen." Doch vielleicht dauerts nun nicht ein-mal ein paar Monate mit der Ministerschaft. Wenn dem König dieRede des neuen Mannes,mit der für seinen Gaumen passen-den Sauce, vorgesetzt wird, brauchen die schönhauser Möbel am Ende nicht erst inAuerswaldsWohnungspedirt zu werden. Und an Köchen, die sich aufs Einrühren solcher Gerüchte verstehen, ist amHoflagerdesHerrnjetztjustkeinMangeliauchnichtanKöchin-nen. Wilhelm ist, Augustens Geburtstag mit ihr zu feiern, nach Bad en«Baden gefahrcn.Da ist auch der Kronprinz mit seinerFrau. Da werden sicher die bösesten Zeitungartikel festlich beleuchtet. Noch ist KarlAnton, dem Namen nach, Ministerpräsident. Bleibt Bismarcks Vorsitz auch der Geschichte ein Interimistikum?

I'e ne cecle mal i8,8ecl contra aucientior it«! Das vergilische Wort war schon des Deichhauptmanns Leitspruch gewesen. Ie länger die badische Mahlzeit im Körper des altenHerrn nachwirkt, desto schwerer wird die Entgiftung. Bismarck fährt dem heimkehrenden König entgegen. Bis nach dem KreishauptstädtchenIüterbogkan der Nuthe. In dem verqualmten, von Handwerkern überfüllten Wartezimmer hält ers nicht aus. Setzt sich, im nächtigen Dunkel

des schmalen Bahnsteiges, auf eine umgestürzte Schiebekarre. Und sinnt. Hier,in derNikolaikirche,stehtTezelsAblaßkasten.Hier haben Sachsens und Brandenburgs Kurfürsten mit Melanchthon und Agricola über die Dauerbarkeit des karlischen Interims verhandelt und, dreiunddreißig Iahre danach, die Schweden Mathias Gallas mit seinen Kaiserlichen geschlagen. Nicht weit vom Stadtbezirk ist das Schlachtfeld von Dennewitz, wo 1813 Neys Armee vonBülow zersprengt ward. Wer weiß, ob nicht heute, fast auf der selben Stätte, in dieserNacht noch eine Entscheidung von schwererem Gewicht fällt? Die: ob Preußenin ein behagliches Bürgerparadies verzwergen oder sich auf die Mission des Fritzenstaates besinnen und mit unwiderstehlicher Wucht sein Schwert in dieWagschaledeutschenSchicksalswerfensolle.DerMann, der hier in Finsterniß seines Königs harrt, wird mit dem Entschluß zu muthiger, also deutscher Politik stehen und fallen. Er hat 1848 zu Friedrich Wilhelm dem Merten, der sich von seiner Schwäche mit den Folgen langer Schlaflosigkeit entschuldigen wollte, gesprochen: „Ein König muß schlafen können." Hat dem aus England heimgekehrten Prinzenvon Preußen, derjetzt die Krone trägt, an der Havel, als unerbittlich harter Mahner, das Soldatenlied vorgelesen, in dessen fünfter Strophe die Verse stehen:

„Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,
tzier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefallenen Sterne."

Damals hat Wilhelm geweint. Wie wird er ihn heute finden? Der Zug, ein vom Alltagsfahrplan vorgesehener, rollt sacht in den Bahnhof. Wo ist der König? Achselzucken wortkarger Schaffner. In einem gewöhnlichen Abtheil Erster Klasse (« quae muwii« rerum!) sitzt er; allein, ohne Adjutanten. Kaum noch das Bild eines Königs. ImSchacht des Bewußtseins halb schon dem Purpur entkleidet. Ueber einKleines legt er ihn vorAllerAugen ab und sichert seinem Erdenrest die dem Greis wohlige Ruhe. Der Damenhof hat seine Zeit nicht vertrödelt. Karl der Erste und Ludwig der Sechzehnte, Strafford und Polignac, Revolution und Schafott: alle Gräuel blutiger Monarchenausrodung sind dem AugeWilhelmsvorübergezogen.Erwillnichts mehr hören. Kennt

9 1912. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Die Zukunft. v.79 1912. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog
Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_163.html[18.07.2014 17:52:02]

☑ Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.79 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617?urlappend=%3Bseq=163

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 04:07 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out

Rotate left Rotate right

First Previous Next Last

Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 15
- Section 3 - 30
- Section 4 - 35
- Section 5 - 46
- Section 6 - 51
- Section 7 - 61
- Section 8 - 69
- Section 9 - 82
- Section 10 - 85
- Section 11 - 92
- Section 12 - 103
- Section 13 - 105
- Section 14 - 129
- Section 15 - 137
- Section 16 - 145
- Section 17 - 153
- Section 18 - 169
- Section 19 - 171
- Section 20 - 181

Section 21 - 187
- Section 22 - 189
- Section 23 - 192
- Section 24 - 203
- Section 25 - 205
- Section 26 - 207
- Section 27 - 208
- Section 28 - 209
- Section 29 - 211
- Section 30 - 223
- Section 31 - 237
- Section 32 - 238
- Section 33 - 239
- Section 34 - 251
- Section 35 - 265
- Section 36 - 268
- Section 37 - 273
- Section 38 - 275
- Section 39 - 305
- Section 40 - 307
- Section 41 - 323
- Section 42 - 329
- Section 43 - 332
- Section 44 - 341
- Section 45 - 343
- Section 46 - 348
- Section 47 - 354
- Section 48 - 355
- Section 49 - 359
- Section 50 - 363
- Section 51 - 372
- Section 52 - 375
- Section 53 - 377
- Section 54 - 384
- Section 55 - 405
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 427
- Section 59 - 431

Search in this volume

Search in this text Find

des schmalen Bahnsteiges, auf eine umgestürzte Schiebekarre. Und sinnt. Hier,in derNikolaikirche,stehtTezelsAblaßkasten.Hier haben Sachsens und Brandenburgs Kurfürsten mit Melanchthon und Agricola über die Dauerbarkeit des karlischen Interims verhandelt und, dreiunddreißig Iahre danach, die Schweden Mathias Gallas mit seinen Kaiserlichen geschlagen. Nicht weit vom Stadtbezirk ist das Schlachtfeld von Dennewitz, wo 1813 Neys Armee vonBülow zersprengt ward. Wer weiß, ob nicht heute, fast auf der selben Stätte, in dieserNacht noch eine Entscheidung von schwererem Gewicht fällt? Die: ob Preußenin ein behagliches Bürgerparadies verzwergen oder sich auf die Mission des Fritzenstaates besinnen und mit unwiderstehlicher Wucht sein Schwert in dieWagschaledeutschenSchicksalswerfensolle.DerMann, der hier in Finsterniß seines Königs harrt, wird mit dem Entschluß zu muthiger, also deutscher Politik stehen und fallen. Er hat 1848 zu Friedrich Wilhelm dem Merten, der sich von seiner Schwäche mit den Folgen langer Schlaflosigkeit entschuldigen wollte, gesprochen: „Ein König muß schlafen können." Hat dem aus England heimgekehrten Prinzenvon Preußen, derjetzt die Krone trägt, an der Havel, als unerbittlich harter Mahner, das Soldatenlied vorgelesen, in dessen fünfter Strophe die Verse stehen:

„Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,

tzier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefallenen Sterne."

Damals hat Wilhelm geweint. Wie wird er ihn heute finden? Der Zug, ein vom Alltagsfahrplan vorgesehener, rollt sacht in den Bahnhof. Wo ist der König? Achselzucken wortkarger Schaffner. In einem gewöhnlichen Abtheil Erster Klasse (« quae muwii« rerum!) sitzt er; allein, ohne Adjutanten. Kaum noch das Bild eines Königs. ImSchacht des Bewußtseins halb schon dem Purpur entkleidet. Ueber einKleines legt er ihn vorAllerAugen ab und sichert seinem Erdenrest die dem Greis wohlige Ruhe. Der Damenhof hat seine Zeit nicht vertrödelt. Karl der Erste und Ludwig der Sechzehnte, Strafford und Polignac, Revolution und Schafott: alle Gräuel blutiger Monarchenausrodung sind dem AugeWilhelmsvorübergezogen.Erwillnichts mehr hören. Kennt

- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

den letzten Nothhelfer nun, der sich in Babelsberg so gelind gab und,als derKönig ihm denRücken gekehrt hat, rasch ins alte Berserkern ausglitt. Was ist da noch aufzuklären? »Ich weiß, wie das Alles enden wird. Vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen; und etwas später mir/ Schon rasselt der Zug auf dem Schienenstrang, der in die Hauptstadt führt. Bismarcks großer Blick schaut dem Aelteren ins Weiße des Auges; still und fest. Dann fällt, Silbe vor Silbe, die Antwort von seiner Lippe: »^t apres, Sire!" Wie glühender Stahl, derinWasfertaucht,zischtdas letzte Wort auf.ZweiAthemzüge vermählen sich. „Ia, apres ... Sann sind wir tot!" „Und können wir anständiger sterben? Eure Majestät sind in der Nothwendigkeit, zu fechten. Sie können nicht kapituliren." In diesem Ton geht es fort. Bis die Schwachheit, das Sekret lange überreizter Nerven, gewichen ist und Wilhelm in fröhlicher, kampflustiger Stimmung den Fuß auf den Boden seiner Hauptstadt setzt. »Er fühlte sich beimPorteepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der dieAufgabe hat, einen bestimmten Posten aufTod und Leben zubehaupten." IndieserStimmung vermag er, der zagend ein San Puste suchte, bis nach Sedan zu schreiten.

Am achten Oktober wird Bismarck endgiltig zum Ministerpräsidenten und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am siebenundzwanzigsten Ianuar kann er mit der Einwilligung des Königs und mit lauter Berufung auf den vierten Geburtstag des Kronprinzensohnes, dessen Erbe gewahrt werden müsse (und der heute als Deutscher Kaiser Wilhelm der Zweite heißt), derParlamentsmehrheit,die denWillen des Monarchen, des Kriegsherrn, zu unterjochen strebt, trutzig zurufen: »Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt bleiben; was Sie darüber hinaus verlangen, Das werden wir ablehnen Und gegen Ihre Forderungen dieRechte der Krone mit Ausdauer wahrnehmen."

Dreißig Iahre danach hat der Entamtete die Schilderung des in Babelsberg und bei IüterbogkErlebten mit demSatz geschlossen: »Menschlich gesehen, war das Ruhebedürfniß des Königs begreiflich; gegen den Staat und dessen Zukunftsicherung aber wäre es Frevel gewesen, den treuen, zuverlässigen Herrn nicht bis auf die letzte Nervenfaser pro re publica zu verbrauchen."

Sikinnis.

Der charlottenburger Droguenhändler Scharmach war angeschuldigt worden, durch den Verkauf großer Mengen Methylalkohols den Tod vieler Stammgäste des berliner Obdachlosenasyls bewirkt zu haben. Die zuständige Strafkammer hatte zwei Hauptfragen die, Antwort zu finden. Erste: War der als Trink« branntwein verkaufte Holzspiritus die erweisliche und erwiesene Todesursache? Zweite: Mußte der Angeklagte wissen, daß Me« thylalkohol (von dem in noch nicht veralteten Lehrbüchern und Lexiken gesagt wird, er wirke auf den Organismus wie anderer Alkohol) das Leben gefährden, zerstören könne, oder mußte er diese Möglichkeit mindestens in sein Bewußtsein aufgenommen haben? Trotzdem neben Scharmach derBeihilfe Angeschuldigte, vor ihm ein Halbdutzend bekannter Vertheidiger, ihm gegenüber ganze Reihen Sachverständiger saßen, konnte dieHauptverhandlung in drei, vier Tagen erledigt sein. Sie hat fünf Wochen gedauert; und nach den meisten Sitzungen wurde der Zeitungleser mit Sperrdruckberichten über »Zusammenstöße" der Vertheidiger mit dem Gerichtshof, über heftige Wechselreden und Ordnung« strafen gelabt. (Der Feinschmecker obendrein mit einer primeur: UngebührvorGerichtalsfortgesetzte Handlung)Derpräsidirende Landgerichtsrath war ein gewissenhafter Iurist und wohlwollenderRichter; doch im sichtbarenWesen fern vonderruhigenHoheit und majestätischen Geschicktheit, die den von unserer Strasprozeß« Ordnung erträumten Vorsitzenden erst zum Herrn des Forums krönen. Seit er die zugelassenen Iournalisten gefärbter Berichterstattung beschuldigt hatte, las man fast täglich, er sei „sehr erregt"; las unbegreifliche Rügen und allzu barsche Drohung. In der vierten Woche, heißts, habe er mit grobem Wort die Zunftschreiber weggejagt. So wars nicht. Medizinalrath Or.Stoermer hatte denWortlaut einer Zeugenaussage nicht zu hören vermocht und auf die Frage, warum er nicht auf einer den Sachverständigen bestimmten Bank sitze, geantwortet: „Auf die haben sich die HerrenvonderPressegesetzt." Duplik: „Dannmuß die Presse heraus!" Zu dieser Anordnung war, damit die Aussagen deutlich ins Ohr der Gutachter drängen, der Vorsitzende verpflichtet. Die Herren von derPrefse aber fanden sich gekränkt; gingen, statt sich im Zuhörerraum den ihnen gebührenden Platz zu schassen, nach Haus und kamen nicht wieder. Sie versäumten den härtesten

»Zusammenstoß"; von dem denn auch kaum ein leise summender Widerhall ins Weite klang. Neben demProtokolführerhattendie Beweisanträge sich zum Hügel gehäuft. Höchst erheblich: rufen die Vertheidiger. Hinter dem Gerichtstisch aber murrts: Aller einziger Zweck ist Verschleppung; wie werden wir, ohne die Sache revisibel zu machen, den Albdruck los,?Wir können doch nicht sechzig Leichen ausgraben, obduziren und bis ins dunkle Kroatien Zeugen vernehmen lassen. Scharmach selbst hätte nichts davon; seinLieferanthat hierjabeschworen,daß erdenDroguistenvorder Methylgefahr unzweideutig gewarnt habe. Doch das Reichsgericht läßt in Beweisfragen nicht mit sich spaßen. Da meldet sich bei dem Anklagevertreter Staatsanwalt Guijahr ein Mann, der im Korridor aus dem Munde des Sachverständigen Professor I)r. Iuckenack die Worte gehört haben will: »Mir hat Rechtsanwalt Werthauer selbst gesagt,daß der ZmeckseinerAnträge sei,die Sache nicht zu Ende kommen zu lassen. "Daher winkt der Weg ins Freie. Der Staatsanwalt ersucht das Gericht, Dr. Iuckenack als Zeugen zu vernehmen. Rechtsanwalt I)r, Werthauer könnte nicht im Saal bleiben, muß just auch vor dem Schwurgericht eine andere Sache führen; hört aber noch das Beweisthema und spricht, ehe er geht, zu einemMitvertheidiger: »Alles natürlich unwahr; berufen Sie sich auf mein Zeugniß". Regirungrath Iuckenack darf die Aussage nicht weigern. Am vierten April habe Werthauer, dessen Aussetzungantrag abgelehnt worden war, ihm (ungefähr) gesagt: »Fehlstelle ichAnträge, daß dem GerichtHörenund Sehen vergeht. Das ist der Sache ja gar nicht gewachsen. Sie werden erleben, daß der Iustizminister eingreifen und für die Aussetzung sorgenmuß. Dahinbringe ichs." (Am vierten April hatte das Gericht dem Vertheidiger dreiUngebührfälle eingekerbt.) Iuckenacks beeidete Aussage wird, als objektiv unwahr, von der Vertheidigung bestritten und dawider Werthauers Zeugniß angeboten. Der Vorsitzende bittet (schriftlich) denSchwurgerichtspräsidenten, die Sitzung für kurze Zeit zu unterbrechen, weil der Vertheidiger eine Zeugenpflicht erfüllenmüsse. Der aber willnicht kommen. Verlangt eine schriftliche Ladung. Nimmt sie dann nicht an, weil sie, nach der Prozeßordnung, in seinemBureau zugestellt werden muß. Auto! Das Gericht läßt die Ladung secunclum «rciinem zustellen, einen Vorführungbefehlausfertigenund,bevorerinKraft tritt, denVertheidiger noch einmal »zum Erscheinen auffordern". Ietzt kommt

International« Geschäfte.

er. BeantragtVertagung, weil Scharmach ihn zunächst der Schweigepslicht desAnwaltes entbinden müsse. Abgelehnt: dasZeugniß kann nichts bei der Berufsausübung Anvertrautes streifen. Die Vertagung sei dennoch nöthig, damit die Durchsicht der Handakten das Gedächtnis schärfe. Abgelehnt: weil nicht anzunehmen ist, daß solcheAussprüche indieHandaktennotirtwerden. Wollen Sie nun aussagen? »Ich kann mich der Aeußerung absolut nicht erinnern. Ich muß mißverstanden worden sein. Insbesondere habe ich nicht gesagt, daß dieses Gericht, sondern, daß überhaupt keinGericht derSache gewachsen sei." IstnocheineFrage? Nein. «Ich bitte, mich alsZeugenzu entlassen." »Sie haben am vierten April hier zwar gesagt, daß Sie ‚für alle Zukunft der Entlassung von Zeugen und Sachverständigen widersprechen'. Aber gchen Sie nur, Herr Rechtsanwalt!" Am nächsten Tag verkündet ein Gerichtsbeschluß, daß die meisten noch unerledigten Beweisanträge, als nicht ernstgemeint und in derAbsicht aufVerschleppung entstanden, abgelehnt worden seien... Der gewandte Vertheidiger kann sich selbst vertheidigen. Doch auch Richter darf der Gerechte nicht ohne Kenntniß der Thatbestandsmerkmale verurtheilen.

<50

Internationale Geschäfte.

ie neusteRepublik bekommtGeld. Daß China ziemlich fernes Ausland ist, wird diesmal kaum veachtet.DieFurcht vor einer zu inni - genVermischung deutschenGeldes mit fremden Werthen stellt sich nur in bestimmten Stunden ein. (DerZauber mitdenChicago«Milwaukee-Shares im Februar 1911 war eben nur Hokuspokus. Als neulich zum ersten Mal Aktien einer russischen Industriegesellschaft, der Naphtha-Produktiongesellschaft Gebrüder Nobel, nach der Zulassung an dis berliner Börse zur Subskription aufgelegt und vielfach überzeichnet wurden, dachte Niemand daran, die ausländische Herkunft dieses Pap ieres öffentlich K Ig Chicago«Milwaukee zu bemäkeln. Der umfangreiche Prospekt wurde da besonders freundlich aufgenommen, wo im vorigen Iahr die Elitetruppe gegen die ausländischen Papiere kämpfte. Prinzipienreiter waren nicht darunter.) China kann lachen. Und Deutschland auch. Wird der europäische Geldmarkt die amerikanischen Eisenbahnen mit neuem Kapital ausstatten? Die Dollarbahnen haben die Ausgaben lange eingeschränkt, weil die wirthschaftliche EntWickelung den Transportgesellschaften nicht günstig war. Der Güterverkehr hatte sich

verlangsamt und die Vermehrung des Wagenparkes, die Erneuung der Gleise war nicht eilig. Jetzt regt sichs wieder lebhafter in der amerikanischen Industrie und für die Eisenbahnen muß Geld geschafft werden. Man schätzt die Summe, die bis 1915 für Reparaturen, Ergänzungen und Neubauten ausgegeben werden muß, auf «500 Millionen Dollars: das Dreifache des Buchwerthes der preußischen Eisenbahnen. Wer soll die Riesensumme aufbringen? Das amerikanische Vermögen ist nicht liquide genug, um solche Effektenhaufen aufsaugen zu können. Auch hat es in diesem Iahr schon Beträchtliches geleistet. Im März allein wurden an Bonds, Notes und Shares amerikanischer Eisenbahn« und Industriegesellschaften 759 Millionen Dollars emittirt (mehr als Deutschlands Emissionen im ganzen Iahr 1911 betragen hatten). Auf die Eisenbahnen entfielen 396 Millionen. Ihr Standard hat sich gesenkt; denn die Ueberschüsse waren nicht groß genug, um die Gewinnreferven mit einem guten Zukunftsaldo zu versehen. Hebt sich im Allgemeinen der Geschäftsertrag, so klettern auch die Bahngewinne in die Höhe; aber das Wachsthum des Anlagekapitals erschwert die Beweglichkeit. Für die 8000 Dollars, die hinzukommen, muß eine angemessene Rente erzielt werden. Die Jahre des Krieges gegen die Trusts sind nicht spurlos vorübergegangen. Die Aera Taft ist die Periode der Ernüchterung. Taft ward zum Paulus. Er protestirt nicht mehr gegen die Absicht auf Ermäßigung mancher Zolltarifsätze, Die amerikanische Tarifrevision war bisher ein Bluff. Der Payne-Aldrich-Tarif erwies sich als eine Verböserung der Hinterlassenschaft McKinleys. Vor vier Iahren wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß die Union einen Theil ihrer Iollmauern abtragen werde. Als das große Werk fertig war, sah man, daß die Mauern sich noch erhöht hatten. Das war die „Reform". Die Zöllner waren von dem Schutzbedürfniß der Industrie nicht unbedingt überzeugt, fanden aber, daß die Zölle eine gute Einnahmequelle seien, und gewannen mit dem Hinweis auf die Finanzen einen breiten Anhang. Das Iahr 1912 brachte den Umschwung. Das Repräsentantenhaus beschloß die Ermäßigung einzelner Zölle (Eisen, Stahl, Chemikalien). Der größte Erfolg aber war die Botschaft des Präsidenten über die Beschneidung der Baumwollzölle. Daß sie zu kürzen seien, hatte der Kongreß schon beschlossen. Tafts Einspruch hemmte die Ausführung des Beschlusses. Damals konnte man noch nicht wissen, wie weit die Wünsche der Demokraten nach einer Tarifänderung gehen würden. Heute sieht es anders aus. Roosevelt strebt bei gutem Wind nach der Präsidentschaft und Taft braucht die Zollreform zur Erhöhung seiner Popularität.

Die amerikanische Tarifkommission (der Tarifs Board) hat nachgewiesen, daß bei der Abmessung der Zollsätze die Kosten der Baumwollherstellung nicht richtig in Anschlag gebracht wurden. Die amerikanischen Zölle sind, im Verhältniß zu den Kosten der Herstellung von Garnen und Geweben im Ausland und in der Union, viel zu hoch. Statt den wirklichen Unterschied auszugleichen, hat man das Zwei- und Drei-

fache des Kostenunterschiedes als Zoll auf den Preis der Importware gelegt und damit den amerikanischen Käufer fremder Baumwolle geschädigt. Die Amerikaner haben im Eifer für ein „System" eben der» gessen, sich um die Solvenz ihrer Verbraucher zu kümmern. Daß die Zölle die Kaufkraft des eigenen Volkes schwächen könnten, wurde niemals bedacht. Vielleicht wird einmal festgestellt, wie groß die Schuld der Nekordzölle an der Abnahme der Vermögensliquidität war. Präsident Taft sagt, er sehe den Hauptfehler der Fölleharin, baß sie!Monopole züchten. Ob er aber die Trusts töten kann, wenn er sie einem stärkeren Luftzug vom Meer aussetzt, ist fraglich. Mit dem Leitmotiv von den Trusts wird er die Tarifrevision kaum durchbringen.

Das Ausland hat keinen Grund, den tzochstand der Zölle zu wünschen; aber auch keinen, sich über eine Schwächung der Trusts zu freuen. In den Niesengebilden des Kapitalmarktes steckt ja auch viel deutsches Geld; so viel, daß wir uns nicht als völlig Unbetheiligte fühlen und nach „Moral" statt nach „Bilanz" rufen dürfen. Wenn, was die Gesetzgebung verdarb, die Börse nicht wieder gut gemacht hätte, wäre die Begeisterung für den Krieg gegen die Trusts dem Europäer ein theurer Spaß geworden. Wie die amerikanische Wirthschaftpolitik der nächsten Zukunft aussehen wird, weiß noch Niemand. In den Vereinigten Staaten herrscht der Zolltarif autonom. Diese Selbstherrlichkeit wird durch einzelne Verbesserungen in den Positionen noch nicht geändert. Die Neigung zu Handelsverträgen ist gering. In Deutschland hofft Mancher, das provisorische Verhältnis zu Amerika bald durch ein Definitivum abgelöst zu sehen. Daß es noch nicht so weit ist, erweist sich mitunter aber als nützlich. Beispiel: die Handelsverträge mit Schweden und Iapan, deren Vortheile wir den Amerikanern nicht zu gewähren brauchten, weil ihre Meistbegünstigung nicht unbedingt, sondern von Gegenleistungen abhängig ist. Die Yankees rächten sich durch die Abschaffung des Zolls für kanadisches Papier und Nohstoffe der Papierfabrikation und ärgerten damit Deutschland, Oesterreich, Belgien und die skandinavischen Länder. Der Versuch mit Kanada, der für die europäischen Wirthschaftstaaten nicht ungefährlich war, mißglückte, da das neue kanadische Parlament die Taktik der liberalen Negirung verwarf. Die Vereinigten Staaten blieben zu Kanada im selben Verhältniß wie Deutschland. Großbritanien behielt den Vorrang der allein meistbegünstigten Nation und den Genuß von Zollermäßigungen, deren sich kein anderer ausländischer Geschäftsfreund in Kanada erfreut. Die Ueberlegenheit des Mutterlandes beruht auf der Größe des Warenverkehrs zwischen beiden Gebieten, Er steht dem Gesammtwerth nach (etwa 284 Millionen Dollars) an zweiter Stelle, an Ausfuhrwerth vornan. Die Union hat in ihrem Gesammtverkehr mit Kanada 404 Millionen umgesetzt, doch nicht so viel kanadische Waaren eingeführt wie England. Mit diesen beiden größten Kontrahenten kann sich Deutschland nicht messen. Trotzdem wurde die Beilegung des Zollkrieges mit Kanada (Februar 1910) als Erfolg gerühmt

und der Abschluß eines Handelsvertrages empfohlen. Im April hieß es, die deutsche Regirung habe sich nach den Möglichkeiten eines Abschlusses mit Kanada erkundigt. In London wurde die Richtigkeit der Meldung bestritten. Iohn Bull kann dem Dominion Kanada die Intimität mit Deutschland nicht wünschen. Deutsches Kapital hat auch dort aber kräftig mitgearbeitet. In Vancouver, dem wichtigen Hafen und Eisenbahncentrum, sind viele Deutsche an dem raschen Aufblühen der Stadt betheiligt. Ein Tarifvertrag würde sich also in die gegebenen Verhältnisse einfügen. Noch wird mit ungleichem Maß gemessen. Kanada hat in Deutschland die Meistbegünstigung, gewährt sie uns aber nicht, sondern giebt Großbritanien Vorrechte. Der Deutsche tzandelstag hat sich mit dem Thema der Meistbegünstigung beschäftigt, um eine Grundlage für die nächsten Handelsverträge zu schaffen. Er schätzt die Vortheile solcher handelspolitischen Konzession richtig ein, fordert aber, daß Härten durch diplomatischen Ausgleich gemildert werden. Im Sinn dieser Resolution sollte man den Abschluß eines Handelsvertrages mit Kanada versuchen. Internationale Geschäfte sind nie auf starre Grundsätze zu bauen; ihre Lebensbedingungen bleiben stets von Umfang und Ansprüchen des Kapitals abhängig. Ladon.
«SS»

Fünf Briefe.

I. An Frau Elisabeth Förster-Nietzsche.

ehr geehrte gnädige Frau, gestatten Sie mir, bitte, eine Entgegnung auf Ihre Worte in der „Zukunft" über die Schiller-Stiftung und den Ausdruck meines Dankes für Ihr Wort über die Freude, die Ihr weitherziges Unternehmen schaffen soll. Nichts Anderes als den Wunsch nach dieser Freude enthält mein Offener Brief an die Gründer der Kleist-Stiftung im Februarheft der „Zeitschrift fürBücherfreunde": ich verbarg ihn unter der harten Verneinung des Mitleides. Angeregt durch Ihren Artikel, kann ich nun doppelt freudig bejahen. Was wollen denn jene Gründer der Kleist-Stiftung, die Angreifer der Schiller-Stiftung? Freude? Nein, Mißgunst gegen andere Bemitleidete. Nicht etwa Kampf gegen das Mitleid, ein Prinzip, aber ein offener, wie er von einer starken Iugend zu erwarten wäre. Sie wollen das Mitleid für sich beanspruchen, in einem fremden Refugium sich einrichten. Ihr Ruf war nicht der Frühlingssturm des Neuen, Iungen gegen einen alternden Geist, wie es schien; sondern die Angst einer Schaar mehr oder weniger morbider Keime um das eigene Leben. Sie will sich aus dem großen Lebenssturme, den sie scheut, flüchten, weil er sie zerknicken möchte, wie er Andere zerknickt hat. Sie nahm die Geste des Kampfes an, um unter ihr die Angst vor dem Kampf gegen das wirkliche Leben zu verbergen. Das sagte ihr Rufen. Und ihre Kunst? Apollo« trägt für sie das Antlitz der Erinnye. Ich habe

Fünf Brief«,
nicht abzuwägen, wie viel von seinen Zügen Wahrheit, wie viel künstliche Verzerrung ist; wie viel heiliger Schmerz, wie viel neurasthenischer Krampf. Genug, daß sich ihre Kunst giebt, wie sie es thut: daß ihr Apollon ein Sisyphos, ihr Dionysos ein widerlicher Faun jst; Melpomene eine Megäre, Thalia eine giftige Natter; Terpsichore eine rasende Furie, Erato eine hysterische Dirne; daß Thersitesnaturen das tragische Mitleid für sich beanspruchen. Das ist es ja wieder: das Mitleid wollen sie für sich. Sie wollen nicht das Neue und keine Zukunft: nur einen Tausch, bei dem sie eine geschützte Gegenwart gewönnen. Sie wollen nicht die neue Form für den neuen Geist, wie sie vorgeben, indem sie sich selbst erwählen; sondern sie wollen mit von ihnen graduirten Scheffeln aus dem alten Speicher schöpfen. Sie kommen nicht weiter in Betracht; auch werden sie ja das Ihrige für sich thun.
Gesagt muß aber auch werden, daß das Mitleid, das die alte Stiftung gründete, ein alterndes Mütterchen im Kulturhaushalt langsam, aber sicher wird. Und ich frage: Ist es die Pflicht der Iugend, den greisen Geist unserer Väter und den Sinn, in dem sie einstmals, vielleicht mit Recht, sicher aber in bester Meinung, handelten, als unabänderliches Gemeinschaftgut aufrecht zu erhalten? Hat die Iugend wirklich nöthig, wie manche Väter meinen, den toten Cid in ihre Schlachten zu führen, um in seinem Namen zu siegen? Oder haben wir, ihre Kinder, nicht das heilige Recht, also die höhere Pflicht, uns von den väterlichen Satzungen loszusagen, um dereinst auch unsere Kinder von den unseren entbinden zu lernen? Wir haben diese Pflicht, im Namen des ewig sich wandelnden, nur in der Wandlung lebendigen Geistes, der stirbt, wenn er still steht, der sich mit uns verjüngt und nach uns sich wieder verjüngen wird.
Löste sich so nicht der Geist in neuer Iugend aus der grauen Hülle des Mitleids in den Glanz der Freude? Wird er dann nicht zum freien Gott, der eine Welt vergoldet, und bleibt die Dienerin Mitleid nicht pflichtgebunden unter ihm zurück? Verblaßte nicht die wärmende Flamme im Sonnenglanz? Nur er, der Gott, bringt die große Freude, niemals sie, die Helferin: weil sie Den, dem sie hilft, mit ihrer Hilfe darin erinnert, daß er zu schwach ist, sich selbst zu helfen. So zeugt sie Abhängigkeit, indem sie Abhängige nährt, und schwächt in den Einzelnen die Gesammtheit, indem sie deren Kraft an die Einzelnen zersplittert und diese damit immer unselbständiger macht. Die große Freude erlebt nur der Starke, Einzelne im Lebenskamps; darum ist er allein sie Werth. Der Schwache, Abhängige aber will und kennt nur die Wohlthat; sie beschämt ihn schließlich oder sie macht ihn übermüthig, indem er sie zur Lebensbedingung setzt. So meint es das Evangelium: Nur Dem, der schon hat, wird noch gegeben, Dem aber, der nicht hat, wird genommen werden. Die Freude, die jauchzende, ist nur im Ueberfluß. Sie leuchtet nur auf glänzenden glatten Stirnen; das helfende, verpflichtende Mitleid mit dem Mangel wischt kaum den Schweiß aus dem gefurchten Antlitz,
Eine einzige solche Freude wird nicht von Millionen von Wohl-

thaten aufgewogen. Und wenn heute eine diese Freude heischende Iugend an die graue Pforte des Mitleidshafens pochte: Oeffnet, draußen stehen nicht Bettler, nicht verschämte und nicht unverschämte! Ihr braucht nicht mehr zu fragen: Wo ist Aoth und Schmerz? Kein Necht auf Euch wird geltend gemacht und keine Pflicht habt ihr mehr zu erfüllen, sondern Ihr sollt in Freiheit, Freudigkeit und Mitfreude geben. Wer dürfte dieser Iugend widerstehen?

Ist die geschriebene Satzung unwandelbar, weil Jene, die sie gaben, nicht mehr sind? Entbindet uns ihr Scheiden nicht vielmehr von Dem, was sie geschaffen haben, um unserem Eigenen Platz zu machen? Denn Scheiden heißt: Platz machen. Sind wir ihnen, die nicht mehr sind, verantwortlich oder uns, die wir leben, und Denen, die nachkommen werden? Ist das wahrhaft erhaltende Gesetz nicht jenes, das Bestehendes preisgiebt, wenn es gilt, das Beständige in ihm zu erhalten? Und soll die Form unantastbar bleiben, daß der sich stets wandelnde Geist in ihr erstickte? So giebt die Menschheit Gebote auf, die ehemals göttliche waren, weil sie das wachsende Wenschenthum einengen. Sie um ihrer selbst willen festhalten, heißt: Götzen dienen. In der sittlichen Erkenntniß sind wir so weit. Warum wenden wir sie nicht dort an, wo sie einzig Sinn hat: auf das Leben und seine Forderungen?

Das ist die große Frage, die offen bleiben wird, noch, wenn der Streit längst abgethan ist. Sie ist es, die der Mensch stets an den Menschen richten soll, wenn er in Gemeinschaft mit ihm oder allein drangeht, eine That zu thun. Und es ist die Frage einer Iugend, die erst dann wieder erstarken wird, wenn sie keine andere Hilfe weiß als sich selbst und kein Mitleid sucht, weil man sie es nicht gelehrt hat. Die Kunst dieser Iugend: möchten wir sie erleben! Erziehen wir unsere Kinder zu einer solchen Iugend: und sie steht uns selbst bevor.

In diesem Sinn gilt mein Dank Ihnen, gnädige Frau, die Sie einen solchen freien Hort geschaffen haben.

Weimar. Karl von Feiner.

II. „Wir leben im Zeitalter des Verkehrs", sagen die Menschen, lassen sich zu Dutzenden in der Eisenbahn zu Brei zerquetschen, in einem modernen Wolkenkratzer knusprig rösten oder auf dem Meer ertränten. Nach der ersten Meldung eines neuen Unglücksfalles raschelt ein Aufschrei des Entsetzens durch das Druckpapier der ganzen gesitteten Welt, die Parlamentarier erheben sich von ihren Plätzen, Sammlungen sollen die Noth der Hinterbliebenen lindern und die Versicherungsgesellschaften beschließen eine Erhöhung der Prämie für die gefährdeten Objekte. Der neue Wolkenkratzer wird um zwei Stockwerke höher, die Eisenbahn hat gerade die Ausmerzung ihres alten Materials abgeschlossen und erhöht die Geschwindigkeit um drei Kilometer in der Stunde und ein Jahr nach dem Schiffsuntergang wird bei der Taufe des Lrsatzdaues „der ruhmvoll begonnenen Laufbahn" des Vorgängers gedacht. Für die öffentliche Meinung ist „der Gegenstand erschöpft". Indolenz? Mangel an Verständniß für die Möglichkeit einer Wiederholung der Katastrophe? Aein. Die Statistik erweist, daß nur jeder

X-Tausendste zerquetscht oder gebraten wird, und auch der Prozent» sah der auf der Ozeanfahrt Ertrinkenden ist nicht größer als bei anderen modernen Verkehrsmitteln. Wir brauchen also mit der Wahrscheinlichkeit, daß wir oder die uns Allernächsten auf diese Weise in unseren Dispositionen gestört werden, nicht zu rechnen; und unsere ganze Lebensführung ruht ja auf Wahrscheinlichkeitrechnungen.
Ein anderes Bild. Ein Mensch wird, allem Anscheine nach unschuldig, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Empörung rast um den ganzen Erdball. Protestkundgebungen mit blutigen Zusammenstößen, Interpellation in fremden Parlamenten, telegraphischer Protest des Parlaments von Honolulu. Wo bleibt die Wahrscheinlichkeitrechnung? Die Wahrscheinlichkeit, unschuldig zum Tod« verurtheilt zu werden, ist gleich Null; aber die himmelschreiende Ungerechtigkeit! Das kann ja Iedem Passiren! Die Menschenrechte werden mit Füßen getreten! Sind die Menschenrechte Aller, die alljährlich auf dem Altar des Verkehrs zu Brei zermahlen und zu Asche gebrannt werden, weniger mit Füßen getreten worden? Mußten sie nicht zum Gewissen Eurer Techniker das selbe Vertrauen haben wie der Angeklagte zu seinen Nichtern? Ia; aber was wollen Sie denn eigentlich? Wollen Sie das Nad der EntWickelung rückwärts drehen? Wollen Sie zur Postkutsche zurückkehren? Sicher nicht; nur das Urtheil der auf diese Weise Hingerichteten in aller Offentlichkeit nachprüfen und den Schuldigen ermitteln. Wenn als Schuldige „die Erfordernisse des modernen Verkehrs" ermittelt werden, dann wollen wir doch einmal sehen, ob die „Solidarität der Kulturvölker" nicht ausreicht, um zu einer Verlangsamung des „Fortraseschritts" der Verkehrsmittel zu gelangen, Daß die berühmten Schutz- und Sicherungvorschriften im heutigen Naseverkehr nicht helfen, habt Ihr Wohl an den Unglücksfällen erkannt, die in allen Betrieben immer wieder vorkommen. Seht sie einmal an, die Männer am Steuer, die Lokomotivführer und Chauffeurs: wie ihr Blick leer geworden ist von der steten Leistung des Maximums menschlicher Willenskonzentrirung.
Glauben wir denn wirklich, daß Kultur und Civilisation leiden werden, wenn man sich international verständigt hit, über halbwegs erprobte Maximalgeschwindigkeiten der einzelnen Verkehrsmittel fürs Erste, etwa für die nächsten zehn Iahre, nicht hinauszugehen? Handel und Wandel werden auch kaum darunter leiden; denn zur Erschließung der dunkelsten Erdtheile und zur Verbreitung der Kultursegnungen dürften die heutigen Geschwindigkeiten wohl noch eine Weile ausreichen. Die Konkurrenz, dieses Gespenst, das unseren Lebensfunktionen das Tempo angiebt, wird durch das internationale Abkommen ja gezwungen, auch nicht schneller zu fahren. Und das Ziel wäre leichter zu erreichen als der siebenstündige Arbeitstag, weil Kapital und Arbeit auf diesem Gebiet nicht Gegner sind.
III. Karl Ientsch hat in dem Aufsatz „Amerika, hast Du es besser?" gegen die von der Zukunft der amerikanischen Landwirtschaft handelnden Th eile meines jüngst erschienenen Buches „Die Volks»

wirthschaft der Gegenwart und Zukunft" polemisirt. Das geschah in den liebenswürdigsten Formen. Trotzdem darf ich einen von so sachkundiger Seite angemeldeten Widerspruch nicht ruhig ins Land gehen lassen. Ich charakterisire in dem Buch die Union als ein Land begrenzter Möglichkeiten, im Gegensatz auch zu einem deutschen Praktiker der Volkswirthschaft, dessen Stimme sonst schwer wiegt. Daß die Union ein Land begrenzter Möglichkeiten ist, zeigt schon die Thatfache der Theuerung. Sicher haben an, der Theuerung die Trusts und Ringe ihren Antheil. Ich habe darüber in meinem Buch unter dem Titel „Beuteeinkommen" das Erforderliche gesagt. Die Theuerung erstreckt sich aber auch auf Artikel, die mit Trusts und Ringen nicht das Geringste zu thun haben. Das gilt von Fabrikaten, mehr aber noch von Rohstoffen. Kann von unbegrenzten oder weit hinaus liegenden Möglichkeiten für ein Land die Rede sein, in dem der Weizenpreis (Notiz der newyorker Börse) von 1900 auf 191« von 80 «uf 98, der tzaferpreis von 27 auf 39, der Maispreis von ÄS auf S7 Cents, der Kartoffelpreis (auf der Farm) von 43 auf 108 Cents pro Bushel gestiegen ist? In einem Land, wo in der selben Zeit der Preis von Rindfleisch von 9,73 auf 18 Dollars, der von Schweinefleisch von 12,48 auf 22 Dollars pro Barrel und der von Butter von 14,40 auf 25,20 Dollars pro 100 Pfund hinaufging? Nach der Angabe des Arbeitamtes der Vereinigten Staaten sind landwirthschaftliche Produkte von 1900 auf 1910 durchschnittlich im Ausmaß, von 109,5 auf 164,S gestiegen. In Europa, auch in dem durch Zoll geschützten Deutschen Reich, ist die Theuerung nicht größer, sondern „durchschnittlich" geringer gewesen. Und darauf, daß die nachgewiesenen Preise nicht etwa zufällige sind, weist auch die Thatsache hin, daß Taft es ist, der Präsident der Vereinigten Staaten, der eine internationale Enquete zum Studium der Theuerungfrage vorbereitet. Wenn Ientsch aus meinem Buch herausgelesen hat, „daß die Vereinigten Staaten an der Grenze der Uebervölkerung stehen", so versteht er offenbar unter Uebervölkerung schon den Bevölkerungstand, jenseits dessen ein weiteres Wachsen der Volkszahl die Durchschnittsportion des Einzelnen verkleinert. Daß Amerika diesen Stand erreicht hat, glaube ich. Dabei verkenne ich aber durchaus nicht, daß bei intensiverer Wirthschaft nnd besserer landwirthschaftlicher Technik größere Bruttoerträge zu erzielen sind. Ientsch täuscht sich, wenn er glaubt, ich sei der Meinung, daß „eine erhebliche Zunahme der Weizenproduktion drüben nicht mehr zu hoffen" ist. Daß die landwirthschaftliche Produktion der Vereinigten Staaten im Lauf dieses Iahrhunderts sich quantitativ auf ein Vielfaches des heutigen Standes erheben wird, gilt mir als sicher. Nur ist Das nicht das Wesentliche. Sondern das Wesentliche ist die Frage der „Kosten", die solche Mehrproduktion auf die Einheit erfordert. Gerade mit den Technikern, die sich an dem Nachweis genügen lassen, daß die Mehrproduktion möglich sei, nicht aber auf die Frage der Kosten eingehen, setze ich mich grundsätzlich in meinem Buch auseinander. Vor Allem das Minus der Produktionkosten bedeutet Ueber-

Sünf Brief«,
legenheit auf dem Weltmarkt; und das Minus der Produktionkosten hat auch die amerikanische Konkurrenz zu Dem gemacht, was sie war. Mag die Bevölkerung und die Produktion die doppelte, ja, die drei- und vierfache der heutigen werden: Das schafft und sichert keinerlei Ausnahmestellung. Die Produktionkosten sind das Entscheidende. Sie sind aber nicht im Rückgang, sondern im Steigen begriffen. In vorzüglichster Hochachtung Ihr ergebenster Professor Iulius Wolf.

IV. Die von Geheimrath Ostwald in dem Artikel „Die Gretchentragoedie" hier vertretene Auffassung, Valentins Zuneigung zu seiner Schwester habe als Grundlage Eitelkeit gehabt und er sei so ergrimmt, weil durch den Familienskandal seine eigene soziale Stellung erniedrigt sei, scheint mir den Charakter dieses prächtigen Burschen nicht zu erschöpfen. Er liebte wohl mit warmem Herzen an Gretchen all das Liebenswürdige ihrer Persönlichkeit und freilich rechnete er dazu, mit besonderem Bruderstolz, ihr stadtbekanntes ehrbares Leben. Und da wird denn, als er gerade in diesem Punkt eine Enttäuschung erleben muß, nicht nur seinem Bruderstolz, sondern auch (bei der strengen Auffassung, die er noch mit dem letzten Lebensodem herauskeucht) seiner Bruderliebe die stärkste Stütze, der feste Boden entzogen. Daß er in der Wuth hierüber gerade die künftigen Stichelreden der Kameraden, die er schon im Geist hört, erwähnt, scheint mir kein Beweis liebeleerer Eitelkeit; seine einstige Freude über die unumschränkte Hochachtung seiner Kameraden vor Gretchen und seine Wuth: Beides scheint mir die nur im Konkreten heimische Art, in der das Volk seine Gedanken und Empfindungen ausdrückt, mit feiner Psychologie wiederzugeben. Eretchens Schicksal sei gar nicht tragisch „im eigentlichen tiefen Sinn", sagt Professor Ostwald; denn sie gehe nicht an dem Widerstreit mit natürlichen Gesetzen unter, sondern an einer willkürlich aufgebauten, unsozialen Lebensauffassung. Willkürlich oder nicht: diese Lebensauffassung war jedenfalls Iahrhunderte lang die allgemein für natürlich angesehene und Gretchen hat sie bis zum letzten Tag ihres Daseins als inneres Gesetz anerkannt. Und das eigentlich Tieftragische in Gretchens Erleben liegt wohl darin, daß sie dem als maßgebend empfundenen inneren Gebot, also sich selbst, untreu wird. Gretchen, wie Goethe sie in all ihrem Liebreiz vor unserem Auge erstehen läßt, ist eben keine Brecherin alter Tafeln. Da muß sie, als der erste Rausch vorüber ist, den (freilich durch Selbstvorwürfe über den mitverfchuldeten Tod von Mutter und Bruder noch verstärkten) Gewissensruf als dröhnende Anklage in ihrem Herzen empfinden, den Goethe, als Bösen Geist poetisch „materialisirt", in der Domszene vorführt; sie ist dem Erdreich, in dem sie bisher gedieh, entwurzelt; ihr Leben wäre, auch ohne die Verzweiflungthat und den dadurch herbeigeführtenRichtspruch, zerbrochen; deshalb wird in der Kerkerszene, je mehr des Wahnsinns dunkle Schleier allmählich von Gretchens Geist niedergleiten, ihre Weigerung, sich Faust zur Rettung ihres Lebens anzuvertrauen, immer störker; bis zu dem Höhepunkt, wo sie, beim Auftauchen des von Anfang an mit dem Instinkt der Reinheit verabscheuten Mephisto, den Flucht-

Plan als eine Versuchung zu erkennen glaubt und, von Grauen vor ihrem Geliebten gepackt, inständig zu Gott um Standhaftigkeit fleht: „Gericht Gottes! Dir hab ich mich übergeben! Dein bin ich, Vater! Rette mich! Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren, lagert Euch umher, mich zu bewahren!" Gegen so vertrauensvolles Gebet kann Mephisto nichts ausrichten; daher sein Wort ohnmächtiger Wuth: „Sie ist gerichtet!" Die „Stimme von oben" „Ist gerettet!" bietet keineswegs nur für eine dunkle Vermuthung Raum, wie Herr Ostwald meint, sondern ist ganz zweifellos die versöhnende, erlösende und das Gemüth des Zuschauers entspannende Antwort der Macht, an die sich Gretchen mit ihrem Stoßgebet gläubig gewandt hat. Ob, wie Herr Ostwald sagt, auf den Samoa-Inseln oder im alten Iapan die Gretchenepisode einen anderen Verlauf genommen hätte, weiß ich nicht; möchte aber bezweifeln, daß in den paradiesischen Zuständen der Samoa-Inseln eine Gretchengestalt überhaupt möglich ist, an der uns gerade all das knospig Mädchenhafte, all das Schämige in ihrer Liebe zu Faust immer wieder entzückt, das bei den Samoa-Schönen, wo ja „der Geschlechtsverkehr mit der selben Unbefangenheit betrachtet wird wie etwa Essen und Trinken", naturgemäß wegfiele. Und bezweifeln werden wohl Viele mit mir die Ansicht Ostwalds, daß die christlichen Staaten um ungeahnte Kulturwerthe gekommen sind, nur weil sie sich nicht der ..unbefangenen und freien Auffassung der erotischen Verhältnisse" erfreuten und erfreuen, sondern mit ihrem Geschlechtsleben hinter den Marren Schranken schmachteten und schmachten, die durch einen„fürchterlichen Priestereinfall", durch „das Machtgelüst dieser besonderen Kaste" um sie gezogen sind. (Ob nur so unedle Beweggründe oder nicht doch vielleicht auch eine ehrlich empfundene Pflichtauffassung die Kirchen zur Errichtung dieser Schranken bestimmte, die wir übrigens auch schon bei heidnischen Völkern finden und die durch die Civilehe nicht aufgehoben, sondern nur mit andersfarbigem Anstrich versehen werden: diese Frage habe ich hier nicht zu prüfen.) Iedenfalls haben diese Staaten, trotz der von Ostwald beklagten, angeblich durch die Einschränkung des Geschlechtslebens bewirkte Vergeudung von Energie sich so leidlich kultivirt, daß Iapan die Kultur aus den christlichen Ländern, sertig verpackt und mit Gebrauchsanweisung versehen, bezog. Und selbst da, wo diese „willkürlichen" Schranken der geschlechtlichen Betätigung für immer geschlossen blieben, wie in den Ordensgenossenschaften, ist der Baum der Kultur nicht verdorrt, sondern hat Vlüthen und Früchte getragen (heroische Leistungen der Krankenpflege im Krieg, im Frieden, bei Seuchen, Civilifirung kulturarmer Völker, künstlerische und wissenschaftliche Großthaten), die wir Alle, Professor Ostwald eingeschlossen, zum Theil doch recht schmerzlich vermissen müßten, wenn, statt der gewollten Geschlechtlosigkeit, diesen Genossenschaften eine rege und möglichst freie geschlechtliche Bethätigung zur Förderung der Kultur durch Ordensregel zur Pflicht gemacht worden wäre. Für einzelne Naturen mag geschlechtliche Freiheit die von Ostwald «warteten guten Folgen haben; bei einer Übertragung dieser Freiheit auf

Fünf Briefe,
die Geiammtheit enres modernen Kulturvolkes würde sich wohl die anstrebende Linie der technischen Kultur sehr bald mit der dann jäh abfallenden Kurve der ethischen und humanen Kultur kreuzen. Und Das wäre ein Unheil verkündendes Kreuz für Volk und Land.
Heiligenstadt. > Dr. msg. A, dolf Nolte.
V. Zeitungschreiber, Redner, Verfasser gelehrter Werke setzen ihr Werk, die Zerstörung unserer armen deutschen Sprache, fort. Gegen die neusten Verhunzungen würden sich an allen Ecken und Enden unter einem Volk mit feinem Sprachgefühl die Geister geregt und Verwahrung eingelegt haben, aber bei uns ist leider das Sprachgefühl noch nicht fein; selbst die Berufenen haben sich nicht bis zur Tinte durchgerungen. Deshalb darf wohl auch ein Unberufener einmal den Magegesang anstimmen. Heute will er die Wucherungen des Gegenüberkrebses den Blicken vorführen; ein anderes Mal gedenkt er der Konjunttivpest auf den Leib zu rücken. , : ' , .
Befund.
?' Falsch:'
1. Die ReichseinnaHmen sind gegenüber dem Vorjahr gestiegen...
2, Die Resolution bedeutet einen entschiedenen Rückzug gegenüber den weitgehenden Erklärungen Richers...
S. Dem Reichskanzler gegenüber aufzerre er seine Bedenken...
4. Gegenüber den Meldungen von der plötzlichen Rückkehr des Gesandten sind wir in der Lage, mitzutheilen, dasz er sich noch auf seinem Gut befindet...
5. Die Stellungnahme des Centrums gegenüber dieser Frage...
^ Gegenüber den kritischen Bemerkungen seines Gegners vertheidigte der Abgeordnete seine Behauptungen...
7. Schönherr äusserte sich gegenüber den verschiedenen Verunglimpfungen...
8. Die Dsmokratisirung der Ersten Kammer hat sich als eine nothwendige Forderung erwiesen gegenüber dem Wahlverfahren zur Zweiten Kammer...
9. Das Aufsichrrecht des Staates gegenüber den Gemeinden...
iv. Gegenüber der heutigen Gestaltung unseres Klassenwahlrechtes hat das Privilegium der Hausbesitzer geringe Bedeutung..."
II. Gegenüber den Berufsgenossenschaften ist das Mißtrauen groß ...
Richtig:
gegen das Vorjahr
hinter die Erklärungen
zum Reichskanzler
entgegen den Meldungen
zu dieser Frage
gegen die kritischen
über die verschiedenen
in Folge des Wahlverfahrens
über die Gemeinden
bei der
gegen die
15

12. Gegenüber den Strapazen des Feldzuges die Widerstands-
ist die Widerstandsfähigkeit der Soldaten ... fähigkeit gegen
Wer kann da noch am Gegenüberkrebs zweifeln? Ieder muß , ja
sehen, wie er um sich frißt und sich an die Stelle aller anderen V«« hältnißwörter setzt. Bald werden wir mit einer einzigen Präposition auskommen. Mit: Gegenüber,

L. Diagnose.

Die Behauptung, dafz in der Presse viele Männer mit ungenügender sprachlicher Bildung arbeiten, vermag ich nicht zu prüfen, denn die Unterthanen dieser Großmacht sind mir zu wenig bekannt. Iedenfalls erklärt sie nichts, denn auch in gelehrten Werken, deren Verfasser neun Iahre lang auf dem Gymnasium sprachlich einexerzirt worden sind, finden wir die selben Verwüstungen. Aus dieser Erscheinung darf man nur schließen, daß unsere Konstitution gegen schädliche Sprachbakterien wenig widerstandsfähig ist. Wie entstehen sie? Aus der oft geistlosen Art, wie bei uns fremde Schriftsteller gelesen werden. Das Bestreben ist nur darauf gerichtet, möglichst rasch zum Verständniß des fremden Autors zu gelangen, nicht aber darauf, für jede fremde Wendung den eigenthümlichen, charakteristischen Ausdruck der Muttersprache zu finden. So bildet man durch die Beschäftigung mit fremden Sprachen sein Sprachgefühl nicht aus, sondern man verbildet es und verunziert die deutsche Sprache mit allerlei fremdländischen Lap-
,pen, die man auf ihr schönes Kleid näht. Ein richtig betriebenes Studium fremder Sprachen ist das beste Mittel, um das Sprachgefühl zu verfeinern, um die volle Herrschaft über ihre Schätz« zu gewinnen; falsch betrieben, macht es ärmer und leert den Sprachvorrath, den wir durch gute Lecture in der Iugend angesammelt hatten. Weshalb ist die Herrschaft des gebildeten Franzosen und Engländers über seine Muttersprache so viel größer? Weil das Uebersetzen in die Muttersprache so viel mehr betrieben wird. Als ein hervorragender französischer Gelehrter vor einiger Zeit für die Rückkehr zur klassischen (latei-
'nischen) Bildung eintrat, führte er als einen Grund auch an, daß man nur so alle Register der Muttersprache ziehen lerne.

Ist diese Diagnose richtig, dann läßt sich die Sprache, aus der sich .Gegenüber' eingeschlichen hat, leicht feststellen. Es ist die französische, in der vis-s, vis mannichfach in übertragener Bedeutung verwandt wird. Auch charakteristisch für uns und die Franzosen! In ihrem Drang nach nationaler Geltung, der sich gerade jeyt>.so fieberhaft äußert, setzen sie alle Hebel an, um das Studium ihrer Sprache auszudehnen (denkt an die freien Reisen junger Deutschen nach Paris), weil sie fühlen, daß sie nicht mehr zu den Weltsprachen gehört. Und wir, die wir wissen, daß unsere Sprache zusammen mit der spanischen und russischen sich neben der englischen zur Weltsprache entwickelt, wir studiren weder Spanisch noch Russisch und treiben Französisch, treiben es in einer Weise, daß es zum Verderb der Muttersprache ausschlägt.

h.rausgebcr »nd verantwortlicher Redakteur: Maximilian H«ocn in Bertin. — Verlag der Znlunft in B.'rlw, — Druck von Paß « Garleb <S „ b h in Berlin^

Berlin, den 11. Mai IUI5
Die Jesuiten.
eine Mutter hatte mich in die „Exerzitien" geschickt, um die ^S^s Geister der Sturm« und Drangperiode zu bannen. So sa ich nun mit dem warmen Blut des Neunzehnjährigen unter der kalten Douche einer ganz auf Verstand, Pflicht und Willen aufgebauten Weltanschauung. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes, ein Kriecht, bestimmt, zu dienen. Die Gesundung seines Daseins muß also damit, beginnen, daß er die eigenen Forderungen an das Leben ertötet und alle beweglichen Theile seiner Seele und seines Körpers bedingunglos in die Fesseln eines unbeschränkt schaltenden überweltlichen Willens legt. Mit den scharfgeschliffenen Stiften aristotelischer Logik wird die widerstrebende, in ihre Glücksvorstellungen verrannte Seele an das Kreuz der willenlosen Hingabe geheftet. Die Prozedur ist schmerzhaft. Das ganze Lebensgebäude kracht in allen Fugen. Es soll auf ein neues Fundament gestellt werden. Die Seele vertheidigt eine Position nach der anderen. Sie giebt eine Glücksvorstellung nach der anderen auf; es wird immer leerer und unheimlicher. Schließlich steht sie, zitternd von allenWünschen und Hoffnungen, entblößt vor ihrem, großen Herrn, ganz Ergebung, nur noch Knecht und Werkzeug seiner Größe.
Nach diesen Vorbereitungen öffnet der geistige Führer die Folterkammer des großen Gottes. Er trägt alle Schmerzensrufe zu Tode gequälter Menschen zusammen. Er erinnert an alle grauenhaften Möglichkeiten körperlicher Marter. Das Alles, ins Ewige, Anendlich: gesteigert, wartet auf den ungetreuen Knecht.

Dann folgt der Blick auf das eigene Totenbett. „Denken Sie sich, Sie lägen in Ihrem Sarge und könnten von da aus Ihr Leben beurtheilen." Alles vergeht, verfault, vermodert. Die Gegenstände, die ich als meine berühre, die Hand, mit der ich sie berühre. Auf die liebgewonnenen Glückspfänder legt sich der Moderduft und verwandelt die Lust in Ekel. Die Seele sieht sich in den Händen der mit übermenschlicher Grausamkeit ausgestatteten Marterknechte. Der nur zum Leiden umgebildete Körper ist in ewig brennendes, nie versengendes Feuer getaucht. Der letzte Widerstand weicht. Die Seele ist befreit von den Fesseln der Welt. Auf diesen Weg der Reinigung folgt der Weg der Erleuchtung. Der leere, von allen Glückstrieben gereinigte Raum der Seele wird ausgefüllt mit einem neuen, aus göttlicher Offenbarung herabfließenden Lebensideal. Es ist verkörpert im Leben des Mensch gewordenen Gottessohnes. Dieses Leben wird an der Hand der Evangelien in allen Einzelheiten betrachtend durchlebt. Die sich daraus ergebenden Lebensregeln und Lebensformen werden abgeleitet und dem Willen eingeprägt. Den Abschluß der Exerzitien bildet die Versenkung in die Beseligung, die des getreuen Knechtes wartet. Sie gipfelt in der Vereinigung mit Gott. Mit den schönen Akkorden höchster Verzückung schließt die Führung, die der Stifter des Iesuitenordens, Ignatius von Loyala, nach älteren Vorbildern in einer Höhle selbst durchlebt und auf der er den Geist seines Ordens aufgebaut hat.
DasGeheimniß iderErfolgesheruht'nicht zuletzt darin,daß die Theilnehmer während der ungefähr vierzigtägigen Aebung von der Außenwelt vollständig abgeschlossen sind. Sie beobachten strengstes Stillschweigen. Sie können den auf sie eindringenden religiösen und ethischen Vorstellungen nicht ausweichen.
Schon die äußere Form dieser „Uebungen" läßt jede Stellungnahm: zur Reformation vermissen. Die Betrachtung folgt den Evangelien. „Bibelstunden" werden gegeben. Die Theologie ist noch identisch mit der vertieften Bibellesung. Von der dialektischen Formulirung einzelner Glaubenssätze, wie sie durch die in der Begrifsswelt gewandten Häretiker der ersten Iahrhunderte angeregt und im Tridentinum zur Abwehr der Reformation zum Abschluß gelangt ist, finden wir in dieser praktischen Andachtübung keine Spur. Die Absicht geht auf Schaffung der jeder Glaubensübung gemeinsamen ethischen Grundlagen, nicht auf die Vertheidigung, einzelner durch Gegenströmungen gefährdeter Glaubenssätze.
, Mau hat seit der apostolischen Zeit nie anders als auf diese Weise daZ Christenthum in der Gemeinde der Gläubigen gepflegt. Sie geistigen Uebungen des Stifters des Iesuitenordens haben

jiur den einen charakteristischen Zug, daß sie mit unbarmherziger Konsequenz die angestrebte Vereinigung mit Gott erzwingen. Hier wird der rein verstandesmäßige Wille gegen die sündige Seele aufgerusen und veranlaßt, sie mit Peitschenhieben in den Schafstall Gottes hineinzuquälen. Ignatius hat! die religiöse Selbsttortur des Mittelalters vergeistigt. Der jesuitische Asket fesselt seine Seele mit Syllogismen und gewaltsam erzeugten religiösen Vorstellungen und gebraucht die psychischen Schrecknisse, denen die Seele zugänglich ist, als Peitsche.

Es giebt noch einen anderen Weg, die Seele zu Gott zu füt> ren. Er geht auf die Triebe und Glücksvorstellungen der Seele ein und bahnt von hier aus neue Wege, das Reich Gottes mit seinen Forderungen als die Vollendung und Erfüllung der bereits vorhandenen Glückstriebe zu empfinden. Das?Gestühl geht hier voraus und der Wille folgt nach. Die Seele wird nicht beunruhigt. Sie ist plötzlich am Ziel, ohne die Nähe des Weges zu spüren. Diesen Weg sind die Mystiker gegangen. Der Benediktinerorden hat ihn in feiner jgroß angelegten Ordensorganisation verkörpert.Im Benediktinerorden wird gemalt, gemeißelt, gesungen, musizirt. Man pflegt ein wohlthuendes, anschmiegendes Familienleben. Der Abt ist der Vater, nicht der kommandirende Schlachtenlenker. Iedes Kloster lebt für sich, so daß der Einzelne sich im Kreis der Wenigen, mit denen er persönlich verwachsen ist, leicht entfalten kann.

Die Iesuiten verachten für ihre Person jede Kunst. Man sucht in diesen Häusern vergebens Bilderschmuck, Musikinstrumente oder ein Buch, das schöngeistigen Interessen dient. Selbst der Schmuck der kirchlichen Liturgie ist als nebensächlich und zeitraubend verpönt. Der Iesuitenorden hat mit der kirchlichen Sitte, das Stundengebet feierlich und gemeinsam im Gotteshaus zu verrichten, gebrochen. Der Iesuit kämpft im betrachtenden Gebet mit sich, während die übrige Kirche in gemeinsamem Gesang und Gebet ihr Herz zu Gott erhebet. Eine volle Stunde täglich widmet er dieser Betrachtung, bei der die gewaltsame Erzeugung religiöser Vorstellungen durch Regeln genau vorgeschrieben ist.

Im Verkehr der Einzelnen unter einander und im Verkehr der Untergebenen zum Vorgesetzten sind alle persönlichen, gemüthlichen Beziehungen ausgeschaltet. Ieder ist verpflichtet, seinen Nebenmann zu denunziren (wenn man dieses Wort hier gebrauchen darf). Persönliche Freundschaften sind verboten. Der Einzelne wird von dem Vorgesetzten von heute aus morgen je nach Bedarf versetzt, so daß er nie zu seinen Kollegen, nicht einmal zu seiner Arbeit ein persönliches Verhältniß gewinnen kann. Iede Publikation,

hat die Ordenscensur zu bestehen, die von der allgemein kirchlichen Censur verschieden und viel enger als diese ist. Der Orden hat seine eigenen, feststehenden Anschauungen und Stttengefetze, zu denen jedes Mitglied sich zu bekennen hat. Diese Ordensdogmen haben keine Beziehung zu den allgemein kirchlichen Dogmen. Sie stehen zum Theil im schroffen Gegensatz zu denen anderer Orden.

Aus all diesen Einrichtungen des Iesuitenordens fühlt man die tzand des ehemaligen Soldaten heraus. Ignatius, der, ein im Kampf Verwundeter, auf dem Krankenlager sein religiöses Ideal überdachte, denkt sich in die Lage eines Strategen hinein, der im Begriff ist, unter sehr schwierigen Verhältnissen eine Festung zu erobern. Alle menschlichen Rücksichten und Zartheiten müssen zurücktreten. Werth hat nur, was dem strategischen Zweck dient. Die Persönlichkeit gilt nichts, und wenn es darauf ankommt, so füllt man mit den Leibern der Soldaten die Gräben aus. Der Iesuitenjordeu ist eine auf das geistige Gebiet übertragene militärische Organisation. Die Mitglieder stehen unter einem geistigen Kriegsgesetz. Der Zweckgedanke beherrscht nicht nur den Vorgesetzten, der seine Befehle weiter giebt. Er lebt in jedem einzelnen Glied. Iedes Mitglied des Ordens bis hinunter zum Zögling, der dem Orden zur Erziehung anvertraut ist, hat die persönliche Aeberzeugung, daß alle Opfer und alle Unterwerfungen, die von ihm gefordert werden, aus dem freiwillig gewollten Zweck sich als nothwendig ergeben. Kommt diese Ueberzeugung in einzelnen Fällen ins Wanken, so ist in einer Weise Vorsorge zur Korrektur getroffen, die geradezu an das Nebermenschlichs grenzt. Jedes Mitglied des Ordens wendet sich, wenn es glaubt, daß. ihm Anrecht geschieht, unmittelbar, persönlich, ohne Einhaltung des Instanzenweges und ohne Beobachtung irgendeiner Formalität, an jede der ihm vorgesetzten Behörden bis hinauf zum Ordensgeneral. Ieder Obere, der Das zu verhindern sucht, verfällt der Exkommunikation.'

Der unbedingte Gehorsam des Iesuiten ist Gehorsam gegen den frer gewählten Ordenszweck: die Verherrlichung Gottes. Den persönlichen Launen, Anschauungen und Zufälligkeiten, die sich so gern unter den Deckmantel der rechtmäßigen Gewalt verkriechen, ist derWeg verlegt. Es war fürdenGymnasialabsolventen eineOffenbarung, als er in diese durch den Zweckgedanken gereinigte Atmosphäre trat. Im Gymnasium ein sonderbares Gemisch von geistiger Aufreizung und geistigem Druck, einHin- und 'tzerpendeln zwischen der Brutusfigur und dem Max und Moritz, der sein Bubenrecht Mit in die Katheder eingeschlossenen Maikäfern vertheidigt. Im Iesuitenkolleg Leute, die sich ernst nehmen, die wissen, was sie wol-

len, und daher nicht auf die sonderbare Idee kommen, der Eine "oder Andere tönne, wenn zum Angriff geblasen wird, sich auf den Naiküferfang machen. Das für den heranwachsenden Iungen so begehrenswerthe Wörtchen „Herr" bekommt aus dem klaren und wirklich empfundenen Ideal einen festen Gehalt. Der Einzelne ist in den Augen Aller durch dieses Ideal als dessen Träger gehoben tind geadelt. Er ist allerdings nur ein Werkzeug des gemeinsamen Zweckes. Aber er ist ein heiliges Werkzeug, wie der Zweck heilig ist. Wenn der Einzelne diesem Zweck sich opfert oder geopfert wird, so empfindet er diese Beschränkung nicht als Hemmung und Erniedrigung. Das Opfer des Gehorsams ist eine Art Heldentod, nicht die That eines Knechtes. In allen Anordnungen und Verfügungen herrscht /ein so vornehmer, von Achtung gegen »den Einzelnen getragener Geist, daß der Gegensatz eines Befehlenden zu einem Gehorchenden ausgschaltet zu sein scheint. Iedes Mißtrauen ist bei dieser Gesinnung ausgeschlossen. Die Erniedrigung einer Ueberwachnng ist undenkbar.

Der Iesuitenorden war bei seiner Gründung ein fortschrittliches Element. Er hat nicht die Grundlagen der Kirche, also den Zweck seines Daseins, aber die Mittel genau revidirt. Er hat eine ganz neue Form des Ordenslebens geschaffen. Er hat das Erziehungsystem auf den humanistischen Studien aufgebaut. In jeder seiner Erziehunganstalten ist heute noch eine technisch vorzüglich eingerichtete Bühne, die fleißig benutzt wird. Der Iesuit hat kein Ordenskleid. Er steht in Fragen der äußeren Form nur unter den allgemeinen Kirchengesetzen, denen jeder Priester unterworfen ist. Ger Iesuit ist freizügig. Er ist heute in Indien, ein paar Wochen danach sehen wir ihn bei Harnack im Kolleg und dann in Wien auf einem Archiv. Der Jesuit studirt. Der allgemeineStudiengang umfaßt nach dem Absolutorium noch sieben Iahre. Die Iesuiten besitzen ein eigenes Gelehrtenhaus. Wer dazu bestimmt ist, sich den Wissenschaften zu widmen, erhält Zeit, Geld, Neisegelegenheit. Das Alles klingt sehr modern und weist auf eine starke Anpas» sungsähigkeit hin. Und viele Iesuiten arbeiten heute an den wissenschaftlichen Aufgaben der deutschen Nation erfolgreich mit.

Die Beziehungen des Ordens zur Katholischen Kirche sind sehr einfach. Der Orden will die Verherrlichung Gottes durch die Kirche. Die Eingliederung des Ordens in die kirchliche Verwaltung ist mit der in der ganzen Konstitution des Iesuitenordens sichtbaren rücksichtlosen Konsequenz durchgeführt. Der Iesuit leistet dem Papste ein besonderes Gelübde unbedingten Gehorsams. Der Orden ist also nicht nur als kirchliche Institution, wie andere Orden, dem

kirchlichen Oberhaupt unterworfen. Er bildet eine Art geistiger Leibgarde. Freilich bleibt dem Papst vorbehalten, wie weit er von diesem Nechte Gebrauch machen will, doch ist ein Zwiespalt zwischen der Papstkircheund dem Iesuitenorden durch diese Sachlage ausgeschlossen. Der Iesuitenorden ist der Kern der Katholischen Kirche; deshalb warb durchaus konsequent, daß man bei dem Versuch, diese Kirche zu stürzen, zunächst die Kerntruppe über die Grenze brachte. Die Stimmung hat jetzt umgeschlagen. Die soziale Gefahr hat die Furcht vor der religiösen ,in den Hintergrund gedrängt. Der Iesuitenorden wird, sobald eine ernsthafte Versöhnung erreicht ist, seine ganze Kraft auf die wissenschaftliche Verarbeitung der dringlichsten sozialen Fragen werfen. Er ist auf diesem Gebiet durch keinerlei Tradition gebunden. Erbitterte Kämpfe wird es auch hier geben, doch werden sie erquicklicher und fachgemäßer sein als die religiösen Auseinandersetzungen.

Der Jesuitenorden ist aufgebaut auf Willensrichtungen und Gefühlsatmosphären, mit denen wir nicht vertraut sind. Aus den straffen, von Willensanstrengungen verhärteten Gesichtszügen des Iesuiten schaut ein fremder Geist uns prüfend, fast drohend an. Der Mensch denkt nicht gern Gutes von Seinesgleichen. So sieht er im faltigen Gewande der spanischen Priestertracht den Dolch und er fände da doch nichts als einen eisernen Bußgürtel auf dem bloßen Fleisch, Hinter der eisernen Maske steht nichts als «in inSelbstprüfung und Selbstzucht bis zur Selbstvernichtung sich verzehrender Mensch, dem man nur den einen Vorwurf machen könnte, daß er seine Mitmenschen in diese Atmosphäre hineinzwingen will. Der Vorwurf ist noch nie gemacht worden. So unmenschlich der Iesuit gegen sich ist, so menschlich ist er gegen Andere. Das Vrdensideal ist nur für den Berufenen. Die übrige Menschheit steht unter einem sanfteren Gesetz, das mit der ganzen Schärfe aristotelischer Logik aus dem Zweck des Menschen und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft abgeleitet ist. An diesemGesetz kann jeder denkend«Mensch seine Freude haben. Es ist moralinfrei: frei von unmotivirten, willkürlichen Zuthaten. Es folgt sorgsam den Spuren des Naturgesetzes und rechnet mit der Schwäche des Menschen. Es ist nach dem Zweckgedanken genau zugeschnitten und kein Mensch, der seine Existenz und die der Mehrheit behaupten will, kann ein wesentlich anderes Sittengesetz aufstellen.

Der für sich sittenstrenge Iesuit ist in seiner Seelsorgerthätigkeit als Laxist verschrien. Er ists nicht; er kennt keine Stimmungen, aus denen solche Masken herauswachsen. Der Iesuit überlegt und handelt aus dem Zweck heraus. Er steht auf dem Boden der logi»

schen Konsequenz. Dieser Umstand giebt ihm eine unbegrenzte Sicherheit des Auftretens. Der Iesuitenorden glaubt an sich selbst. Er schließt deshalb auch keinerlei Kompromisse, die sich nicht aus dem Zweck des Ordens ableiten lassen. Aus dieser Selbstsicherheit fließt auch die stolze Zurückhaltung des Ordens von seinen Gegnern. Die Iesuiten haben immer versäumt und versäumen auch heute, die Mitwelt über ihre eigenen Tugenden aufzuklären. Sie finden nicht einmal der Mühe werth, die gegen sie geschleuderten ungeheuerlichen Anklagen zurückzuweisen. Fetzt ist ihre ganze Existenz in ein dichtes Netz von falschen, meist abenteuerlichen Vorstellungen eingesponnen. Meine Absicht war nicht, mit den (lückenhaften) Erinnerungen aus meiner Iugend dieses Netz zu zerreißen. Ich denke nur, daß es für Manchen von Interesse sein wird, zu wissen, welchen Eindruck die Iesuiten auf einen Menschen gemacht haben, der Iahre lang, ohne mit ihnen sich zu identifiziren, mit ihnen unter einem Dach gewohnt, hat.

München. Dr. Hermann Dimmler.

Das Verhältnih zum Kind.

Verhältnisse, die sich in der reinen Gegenseitigkeit erschöpfen, bringen dieWelt in keinemSinn weiter. Sie sind wie isolirte Systeme, die nach ihrem Gesetz ablaufen und der Entropie rettungslos verfallen. Hätten die Kinder den Eltern Maß. für Maß zu vergelten, der Stand der Dinge bliebe in Ewigkeit der selbe. And wiederum: würde die einzige Pflicht der Menschen, die Freude des Daseins zu erfassen, unerträglich wäre die Bindung des Kindes an die Eltern dann und undurchdringlich das Gefühl der Verpflichtung, in das sie sich verstrickten. Die Gegenwart würde entvölkert «nd die Welt flöfse zurück. Denn mit seinen Gedanken an Iemand hängen, heißt, ihn ausbeuten und wachsen, aber mit Gefühlen an ihn gebunden fein, ist Zinszahlen aus eigenem Mark.

Umsch Dschehlln, eine Urenkelin des in Persien wohlbekannten Dichters Hassan bin Fadil, erzählte mir in Ispahan eine Geschichte aus dessen Iugend. Der junge Hassan machte seinen Eltern viel zu schaffen. Statt nach dem Wunsch des Vaters sich mit den Geheimnissen des überkommenen Spezereihandels vertraut zu

machen oder als Teppichleger in den Dienst des Königs der Könige zu treten, wie es der Ehrgeiz der Mutter wollte, die ihren Sohn gern im Glanz aufsteigender Ehrenstellen erblickt hätte, trieb er sich taugaus, tagein in den Straßen des Bazars umher, dessen verwirrendes Leben mit der Anzahl der aus der Fremde ankommenden und in die Ferne abgehenden Waarenzüge und !der Pracht der ausgelegten Schätze seinen Geist am Meisten beschäftigte. Obendrein erlaubte ihm die persönliche Freundschaft, die er mit den Kaufleute.r unterhielt, ohne Schwierigkeit seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Schmerz der Eltern rief schließlich die Weisheit des Kadi an. Der ließ also nach Hassan fahnden und ihn vor sich bringen. „Hassan bin Fadtl," begann er, „nicht die Liebe Deiner Eltern noch ihr Unwille hat vermocht, Dich auf den Weg, der ihnen der rechte scheint, zu führen. Sie halten Dich für einen Taugenichts und erheben Klage über Dich." Der Uebelthäter stand stumm vor seinem Richter. „Ist es wahr, mein Sohn, daß, der Inhalt Deiner Tage der Müßiggang ist?" „Kadi," entgegnete Hassan und ein Leuchten flog über sein Gesicht, „ich dichte!" „Allah Kerim, Du dichtest!" „Ich dichte", wiederholte Hassan, zog aus seinem Gürtel ein Bünde' beschriebenen Papiers, das eben so schmutzig war wie sein Anzug, und überreichte es ohne Umstände. Der Kadi blickte auf die erste Zeile und las weiter, er legte das erste Blatt weg und ergriff das zweite. „Wallahi, Billahi," meinte er kopfschüttelnd, als er zu Ende war, „wenn diese Verse von Dir sind, so will ich Dich zu Ibrahim Aga führen, daß er Dich unter die Zahl der Hofdichter aufnehme. Aber antworte: Warum verbirgst Du vor Deinen Eltern di,: Gaben, die Allah Dir schenkte?" „Kadi," sagte Hassan, „sie haben mich nicht gefragt und es nicht erkannt: wie hätte ich zu ihnen reden können?"

Die Geschichte giebt zu denken. Nicht Ieder freilich ist Hassan; aber Viele finden den Kadi nicht.

Wir scheinen heute an einem kritischen Punkt der Entwickelung zu stehen. Eine Umgestaltung im Verhältniß der Eltern zum Kind ist nothwendig, eine Sklavenbefreiung, aber eine, die nicht mit der selbstthätigen Kraft der zu Befreienden rechnen darf, sondern au, die Einsicht der Herren hoffen muß. Die Krisis aber ist historisch begründet.

Die seelische Mannichfaltigkeit hat sich endlich, seit wenigen Iahrzehnten, in der Psychologie ein Spiegelbild und Organ der Erkenntniß geschaffen. Das war bisher nicht geschehen, weil die Psyche gänzlich in ihren Anwendungen aufgegangen war. Nun aber zog sie sich zurück von ihren entlegenen Gebilden, von Reli-

gion und Metaphysik, von romantischer und mystischer Naturbetrachtung, in die sich Gedanke und Gemüth ungeschieden bisher ergossen hatte. Was an die Stelle trat, die reine Wissenschaft, gab wohl dem Intellekt nnendlichen Stoff, verschloß, sich aber streng dem. Strom der Einlaß begehrenden irrationalen Triebe und Gefühle,, die sich so aus dem Paradies verwiesen sahen. Diese freigewordenen Kräfte nahmen schwere Rache für die allzu schroffe und leichtfertige Abweisung und warfen sich, da die Entfaltung nach außen ihnen verwehrt war, ins Innerste der Psyche. Sie schenkten ihre Energie den elementaren Trieb- und Erlebnißsormen, die logisch, und historisch, in der Entwickelung der Menschheit und des Einzelnen die ersten sind, uralte und dunkle Mächte, welche die sich entwickelnde Kultur längst erstorben und vernichtet glauben will, weil sie ihre bedrohliche Nähe ahnt, indem sie vor ihnen flieht. Diese elementaren Gewalten erhielten durch den veränderten Gang der Dinge neue Nahrung. Zwar konnte es nicht fehlen, daß gerade die Gluth des erwachten Brandes ihr Verräther wurde und die Möglichkeit gab, den Feind zu erkennen; aber die Gefahr wuchs und die Folgen stellten sich ein. Tiefe Anbehaglichkeiten nnd Fragwürdigkeiten der Existenz, Neurosen genannt, leiten sich ab von diesen noch lebendigen Gesühlsrudimenten. Unter ihnen, so hat mau gezeigt, sind solche, in denen auch das ursprüngliche Verhältniß des Kindes zu den Eltern sich als von dem uns natürlich erscheinenden abweichend, sogar ihm entgegengesetzt ausweist. Die Liebe, von der es für uns heute beherrscht ist, verwandelt sich auf Grund durchsichtiger Prozesse zurück in Gefühle der Ablehnung, des Hasses und Mißtrauens oder sie erhält einen erotischen Beigeschmack, der uns nicht mehr behagt. Urzeitliche Bilder mit aller Unmittelbarkeit noch nicht gebundener Triebe: Der Sohn blickt begehrenden Auges aus Mutter und Schwester, wendet sich in Erbitterung gegen den Vater und fürchtet zugleich seine überlegene Macht. Die Tochter sieht im Erzeuger ihren Helden und ihr Schicksal, in der Mutter ihre Nebenbuhlerin. So das Urbild der wieder auflebenden Gewalten, freilich trotz ihrer Wirksamkeit verblassend gegenüber der Wildheit des Gewesenen. Dennoch: Alles, was von den Eltern ausgeht, unterliegt unabsichtlich und unwillkürlich im Kinde der doppelten Deutung; jedes Wort wird zweifach gewogen, Zeder Blick zweifach gesehen, jedes Gefühl zweifach gewerthet. Unvereinbare Beziehungen zwischen Ursprünglichem und Gewordenem, unvereinbares Gegenspiel. So wird die bejammernswürdige Lage der zu Befreienden verständlich. Wir Eltern führen ein Doppelleben verschiedener Art und Qualität in unseren Kindern, das

eine in der Tiefe voll intensiver Wirklichkeit und geheimer Wirksamkeit. Ms ein Wunder, wenn Dem gegenüber !unser sogenanntes reales Bild, das Sichtbare, Tastbare, Hörbare als aufdringlich, überflüssig und widersprechend empfunden wird und alle die Gefühle von zitternder Angst bis zur starrenVerständnißlosigkeit auslöst, mit denen wir dem eigenen Doppelgänger begegnen würden? Nicht von den also Zerrissenen: von uns Eltern muß die Befreiung kommen. Wie aber befreien wir »unsere Mnder ? Indem wir uns vou ihnen zurückziehen. Wir hängen allzu fest an ihnen und nennen Das unsere Anhänglichkeit, vielleicht sogar unsere Liebe. Bisher, wo verborgen blieb, was verborgen bleiben sollte, war die Anhänglichkeit Das, wofür sie sich gab, und wurde dafür genommen. Ietzt aber gähnt der Abgrund zwischen zwei Welten, und je größer die Anhänglichkeit, desto größer wird die Kluft; sie muß unwahr scheinen und weckt Mißtrauen und Angst. Wenn Einer im Gefängniß sitzt, ist er gegen allzu freundliche Behandlung mit Necht skeptisch und wähnt sein letztes Stündlein gekommen. Wir gehen mit unserer „Liebe" den falfchen Weg. Es ist, wie wenn wir einen Menschen, den wir fast erstarrt in der Kälte aufgefunden haben, dadurch wieder ins Leben zurückrufen wollten, daß wir ihn in eine r überhitzten Naum bringen. Er wird umkommen.

Und was ist unsere Anhänglichkeit, wenn sie der Kritik verfällt? Psychologisch: ein kaum entwirrbares Konglomerat aller möglichen Gefühle, aber Liebe im seltenen Fall. Ethisch: ein unwandelbares Bestandstück jeder Ethik, die nicht begründet, sondern Begründung braucht. Aesthetisch: ein unästhetisches Phänomen, denn ihr fehlt die Uninteressirtheit. Logisch: eine Tendenz zur Identität mit dem Geschöpf, ein Bedürfniß also, seine Existenz zu widerrufen. Und damit, wollten wir die Metaphysik befragen, nichts als Schuld: das Verlangen, die Schuld der Zeugung im Erzeugten wieder gut zu machen durch die unselige Liebe zum Geschöpf. Verhängnißvoll fortdauernde Sünde und ewiger Irrthum. Verpflichtend und Zins fordernd lastet unsere Anhänglichkeit wi?, eine eiserne Hand auf den Kindern. Geben wir also weniger, damit wir der Begier, zurückzufordern, was wir gaben, eher entgehen. Wenn die Schuldforderung ins Ungemessene wächst, wird auch dem Ehrlichsten nicht einfallen, mit der Nückzahlung zu beginnen. Der Dekalog verlangt nicht Liebe zu Gott und nicht Liebe zu deu Ellern. Gefühle lassen sich nicht erzwingen, sondern nur vorbereiten. Seien wir also zuvor mit der Ehre zufrieden!

München. Dr. Willy Haas.

'er Geist der Politik ist in Gefahrzeiten entstanden; und von Denen ausgebildet worden, deren kalte Unruhe Gefahren suchte. Die Gefahr erhebt zum Herrn, wie der Friede zum Diener oder Genossen der Dinge macht. Die Gefahr bringt die Seele in den äußersten Atavismus. Sie vereinfacht Urtheil und Handeln auf die Nerven beglückende Weise; sie läßt keine Zweifel aufkommen, wo das Ziel liegt, sie läßt keine Nücksicht aufkommen, die dem Ziel widerstreitet; sie erlaubt, unempfindlich zu sein, Vieles nicht zu sehen, Vieles zu unterdrücken, und beschränkt die Verantwortlichkeit. „Ein Ziel, eine gerade Linie, ein Ja und ein Nein": diese Formel der Gefahr ist auch die Formel der Politik. Anter ihrem Gesetz sind die Staaten gegründet, vertheidigt und erweitert worden. Noch heute sucht die Politik ihre Nechtfertigungen in Gefahren; in her gelben Gefahr, in der rothen Gesahr, in der deutschen Gefahr, in de.,' amerikanischen, panislamischen, jüdischen und unzähligen anderen Gefahren. In ihren großen Zeiten schuf sie sich ihre Gefahren selbst; durch die Absicht auf Gefchäftserweiterung, auf Herrschaft» erweiterung, auf Betriebserweiterung, besonders oft durch die Absicht au, Suprematie. Ihr Bemühen, die Machtbasis festzuhalten, sie sprunghast zu erweitern, das Schicksal zu steigern, immer mit dem ideellen äußersten Ziel der Hegemonie, gab der Politik außer der Zuspitzung die absolute Breite der Geschäftsführung, die Unterordnung aller Dinge unter das Machtkriterium, die kalte Voraussctzunglosigkeit des Blickes. Von der Gefahr hat die Politik die gerade Linie der Aktion, von den Geschäften die requirirendeUmsicht. Zwischengeschäften und Gefahren führte sie ihren herrischen, sicheren, wagenden Fuß; zwischen «Geschäften undGefahrenerwuchs ihr Genius: sthre Grundsätze und ihre Methoden; ihr Stil und ihre Atmosphäre. Auch ihre Anziehungskraft pulfirt aus diefer Verbindung von äußerstem Atavismus und äußerster Aktualität, aus dieser Verbindung des Urwillens des Blutes mit umfänglicher Gegenwärtigkeit. Sie zieht an mit der Kraft einesWnhns. Auch dessen Formel heißt: ein Ziel, eine gerade Linie, ein Ia und ein Nein; nur steht die Politik unter den Urtheilen der Wirklichkeit, deren Gewichte sie verankern. Sie ist der Menschheit giltiger Wahn. Deshalb steht nichts neben ihr.

Das Verhängniß des politischen Geistes ist, daß er ein unpersönliches Leben führt. Ist kein großer Staatsmann zur Stelle, so wirkt er in Epigonen, die seine Sprache, seine Tradition zwingt und erhebt. Ist kein Ereignis; fällig, so hört er deshalb nicht auf,

Ereignisse zu schassen. Da er einmal ist, mit feiner Organisation., Iseinca Machtmitteln, seinem Prestige und der Verpflichtung, deren Dasein durch Leistungen zu rechtfertigen, so muß er auch ohneGelegenheit, ohne hie Möglichkeit oder ohne den Muth zu äußererPolitik, ohne große Führer wirken. Die ganze Macht, die geschaffen ist,Staaten zu zerstören, die in der Stimmung gehalten wird, einen Kamps ums Schicksal zu führen, mit Ehren, Ruhm und Wunden herrlich bedeckt, richtet sich dann nach innen. Reichsfeinde werden gesucht. Die reißende Angenauigkeit, mit der das Volk sich ausdrückt, weil es in großen Dingen keine Sprache, sondern nur ein Paar Sprachgesten hat, wird als Provokation gebucht, festgehalten, zur Devise erhoben. Man täuscht sich innere Feinde vor; bis sie da sind. Der Krieg wird im Inneren erklärt. Die Regirung hat dann die politische Situation im Lande: GesnHr und Anlaß zur Erweiterung der Geschäfte bis zur Suprematie. Sie kann etwa verbinden: die Gefahr ist der Zukunftstaat; deshalb stellen wir den Zukunftstaat her. Die Gefahr ist die Kirche; deshalb machen wir den Staat zur Kirche. Früher war innere Politik ein Griff rückwärts nach Massen, wobei man den Feind fest im Auge behielt; heute ist sie eine kämpfende innere Mission. Sie schließt sich an die Tendenz, das System der zwei Parteien herzustellen, die im ewigen Streit um di?. günstige Parole das Leben politisiren. Sie nimmt jeden großen Zwiespalt in sich auf, sie verwendet jeden deutlichen Gegensatz, um die Kampsstimmung im Inneren zu erhalten.

Man muß freilich einräumen, daß der Anwendung des imperatorischen Geistes der Staatenpolitik auf die friedlichen Arbeitgebietc die Werke der Civilisationen zu danken sind; die man als Nebenprodukte des politischen Geistes, als seine Schöpfungen zwischen den Kriegen ansehen kann. Daß, wir heute nicht nur tzeeresorganisationen gegen Unseresgleichen, sondern auchMobilisirungpläne gegen Krankheiten haben, die an unseren Grenzen erscheinen, jhaß di? Wissenschaft ihre Verwaltung und Diplomatie, ihre Strategie und Taktik hat, den Flankenangriff gegen die Milliardenheere der Bazillen übt, in die unwegsamen Urwälder fast spurlos vergangener Zeitalter dringt und Straßen durch das Reich des Unsichtbaren legt, daß unsere Schulen, Fabriken, Akademien Heerlager sind, daß Erkundung-, Melde- und Sicherungdienst, Arsenale, Besatzungen und Expeditionen auf technischer Höhe stehen: Dieses wird nur dadurch erreicht, daß der Geist, der einst entstand, Pas Höchste zu verwirklichen, sür die kleinsten Dinge in Bewegung gesetzt wird, daß die Opfer, die Selbstverleugnung und Anpersönlichkeit, die lebenslange Zähigkeit, die schweigende Hypnose auf ein

Ziel, die einst nur ein Caesar ausbrachte, um die Suprematie der römischen Gerechtigkeit über dem Erdkreis aufzurichten, heute von Jedem gefordert wird, der auch nur einen geringen Ehrgeiz befriedigen will, ja, fast schon von Denen, die nicht viel mehr als das nackte Leben behaupten sollen. Man mutz, auch zugeben, daß der politische Geist als Hort der Nüchternheit und Giltigkeit und Sammlung eine ungeheure Auskühlung des menschlichen Geistes bewirkt und ihm damit Schwere, Ordnung und Weite gegeben und^ purch seine große Art die Ahnung vertheidigt hat, daß in diesem Dunkel doch Etwas sei, das man giltig nennen kann. Deshalb kann man auch Wahres in der Behauptung finden, daß. die Politik erst den Menschen zum Menschen gemacht habe und noch heute die Entwickelung Pom Menschen zum Staatsbürger eineErhebung, gar eine Veredelung bedeute.

Aber was jetzt geschieht, geht viel weiter; man glaubt an die Möglichkeit politischer Allmacht. Man lebt der',Weinung, der politisch« Geist müsse zur völligen Sozialisirung ausgenützt, ganz ins Bürgerliche überführt, zu einem Lebensrationalismus ausgedehnt werden. Selbst die Frauen ließen sich durch ihn veredeln; und man handelt danach. Die Politik greift auf Dinge über, für die sie nicht intim genug ist; sie drängt in Felder, wo sie nur zerstören kann. Sie sucht Ruhm in kleinen Zielen und dehnt sich dorthin aus, wo kein Widerstand gegen sie organisirt ist; sie bemüht sich, den Dingen, diesröhlichaus sich selberlblühen, ihre Zweckmethode.ihreVerinunft ohne Intimität, ihren kalten Willen zur Organisation einzuhauchen. Sie sieht auch uns auf politischen Kampfwerth an. Die Politik ist der Angreifer und wir sind die Angegriffenen.

Die Frau ist seit einigen Iahren in Deutschland zum politischen. Objekt «klärt, ihre Sphäre der politischen Behandlung freigegebe i worden. Man kann nicht einmal von einem Eindringen der Politik in das Leben der Frau sprechen: es ist ein Ansturm. Ein Acberfall auf ein offenes Land, das nicht befestigt und leider auch in den letzten Iahrzehnten schlecht verwaltet ist, weil sich alles geistige Leben in der Frauenwelt auf die Emanzipation gerichtet hatte. Perfalls- und Krankheiterscheinungen erleichtern die Ingerenz der Politik. Es Handelt sichmin einen Eingriff in eine Pathogenese. Er kam nicht von den Parteipolitikern, sondern von den Regirungpolitikern. Welchen Einfluß hat das Bedürfniß nach „Großzügigkeit" der inneren Politik auf diesen Eingriff gehabt?

Als Anamnese der deutschen Frauenpolitik findet man Folgendes. Wer pls Gegner einer unbeschränkten Frauenrechtlerei gewohnt war, in der preußischen Regirung einen Bundesgenossen zu

sehen, mußte vor fünf Iahren eine auffällige Veränderung bemerken. Ein unangenehmes Weichen und Nachgeben trat ein, steigerte sich schnell zu aktivem Fördern und schließlich zu einem Vorwärtstreiben der Frauenbewegung; offenbar war innerhalb der Regirung eine neue Parole ausgegeben worden. Der Umschwung war gründlich und kam unerwartet. Soeben hatten noch die Frauenrechtlerinnen, auch die gemäßigten, erklärt: „Von der preußischen Rcgirung erwarten wir nichts." And nun schlug plötzlich diese schwärzeste aller schwarzen Institutionen in allen Fragen des Frauenfortschritts ein Tempo an, daß den ihr Folgenden der Athem auszugehen drohte. Das war auch kein sachliches Fortschreiten, sondern einjach ein thätliches Bekenntniß zu prinzipiellem Fortschritt. Gegen alle preußische Regirungtechnik, die eine langsame Aenderung überall, mit Recht, für zuträglich und der Verflochtenheit der Dinge entsprechend hält, wurden hier in fast revolutionärer Weise die Fortschritte beschleunigt. Nur wenn man beabsichtigte, der Frauenbewegung einen starken Impuls zu verleihen, wenn man sie in Gährung bringen und ihr eine auf die Akustik der Öffentlichkeit berechnete Resonanz geben wollte, durfte man diese Fortschritte und neuen Rechte für nützlich halten. Eine höhere politische Absicht mußte man auch deshalb vermuthen, weil jes an sachlicher Rechtfertigung des neuen Kurses fehlte. Denn was als Begründung und Verteidigung der neuen,Bestimmungen und Gesetze geliefert wurde, war herbeigezogen. Ob Jemand Gründe hat pder Gründe zusammensucht, läßt sich nicht verkennen. Mit nicht passenden Voraussetzungen, mit Redewendungen aus Leitartikeln volksthümlicher Art und mit heftig ungenauen Aufforderungen zu neuen Zielen: damit wurden preußische Bestimmungen ausgestattet. Alle diese Vorgänge werden verständlich, wenn man eine Absicht aus dem Gebiet der Hohen" Politik annimmt.

Mancher wird sich erinnern, daß Bülows Physiognomie sich in jener Zeit veränderte. Die Beschränkung auf einen Plan, die Geschlossenheit des Willens, der ernste Schwung, den das Bewußtsein der „Großzügigkeit" verleiht, prägte sich aus; er sprach mit Aplomb: Ich; und: Meine Politik; er forderte Gehorsam von den Parteiführern, unbedingte Gefolgschaft in der Regirung; er drohte mit Rücktritt, er wechselte lässig Aeberzeugungen, wo es nur als Opfer eines größeren Planes zu verstehen war, und ging schließlich mit einem unpersönlichen Groll, als wäre mit ihm ein großes Werk zerstört. Und was war das Ziel dieser geraden Linie?

Die Gefahr, die zu bekämpfen das Gewissen und den Ehrgeiz eines deutschen Staatsmannes anziehen muß und feiner inneren

Politik eine große Haltung geben kann, ist die der drohendenAebermacht entwurzelter Massen; und die Hauptstellung dieser Gefahr ist das demokratische Reichswahlrecht. Ein Staatsmann, der dieses Wahlrecht ändern will, muß die Verkürzungen durch liberale Zugeständnisse ausgleichen und annehmbar machen. Zu einem solchen Ausgleich wird er eine Maßregel für geeignet halten, die im allgeftneinen Urtheil für durchaus fortschrittlich, sogar radikal gilt, aber, seiner tieferen Einsicht nach, unschädlich ist oder sogar konservative Wirkung haben wird. Als eine solche Maßregel könnte die Einfüh« rung des Frauenwahlrechtes erscheinen. Sie gehört jedenfalls in dem kleinen Kreis möglicher Kompensationen zu den substanzreicheren und zu den unmittelbar mit dem Wahlrecht zusammen« hängenden. Daß ein deutscher Staatsmann daran denkt, dem Mißbrauch der Zahl entgegenzutreten, ist verständlich. Daß er dann das Frauenwahlrecht ins Auge faßt, ist nothwendig. Dann aber ist die Permuthung berechtigt, daß. die ganze preußische Frauenpolitik ihre Entstehung diesem kompensatorischen Werth verdankt.

Daß dem Kanzler bei seinem Versuch, die konservativen und liberalen Parteien zu einigen, Abwehrmaßregeln gegen die Demokratie als Ziel vorschwebten, hat er selbst angedeutet: „Die Regirung erhoffte von dieser Konstellation nicht nur die Mitarbeit der konservativen und liberalen Partei, sondern wollte auch dadurch .Gegensätze,', ünd Kämpfen vorbeugen, die das zukünftige politische Leben Deutschlands ungünstig beeinflussen können." Wenn er dafür staatsmännische Weisheit in Anspruch nahm, so konnte es nur den Sinn haben, daß er für feine Pflicht hielt, das Reichswahlrecht Mit der Hilfe der bürgerlichen Parteien so zu gestalten, daß Vernunft und eine gegenständliche ^Gerechtigkeit zur Geltung käme und er oder fein Nachfolger nicht in die Gefahr geriethe, Gewalt gegen Unsinn zu gebrauchen. Daß andere Kompensationen, Diäten oder Aenderungen des preußischen Wahlrechts, ausreichenden Werth haben, hat Bülow wohl nicht geglaubt, weil er das Eine hingab, das Andere hingeben wollte, ohne eine Verkoppelung mit der Reichswahlrechtsänderung zu versuchen. Dann mußte er Anderes in Vorschlag haben; und außer dem Frauenstimmrecht wird man schwerlich Etwas finden, das mit Wahlrechtsänderung unmittelbar zusammenhängt und mit ihr zusammen eingebracht und eingeführt werden kann. Dieser Plan hätte also den Konservativen Pluralstimmen (richtige Werthung des Atomgewichtes des Stimmzettels, wie es hier ausgedrückt worden ist) und vielleicht noch mehr bieten können; den Sozialisten und Liberalen Frauenwahlrecht und die Möglichkeit parlamentarischer Regirung für eine gewisse Zukunft.

Mancher erinnert sich vielleicht, daß Bülow diese Situation im Kleinen bei der Berathung des Vereinsgesetzes herbeigejührt hatte: die Liberalen waren nicht zufrieden, sahen aber in Einzelheiten, zu. denen das Frauenrecht gehörte, eine solche Verbesserung, daß sie nicht ablehnen durften, und die Konservativen erklärten zwar die Zustimmung zu dem die Frauen betreffenden Theil des Gesetzes für ein Opfer, wollten aber deshalb d!as Ganze, ,da esj sonst nicht extrem war, nicht zu Fall bringen. Dieses ^Gesetz war das erste von Bülows Parteigruppirung bewilligte; und der Frauenfortschritt half hier zum ersten Mal über die Kluft.

Wenn nun der Plan bestand, die Frauenfrage für die innere Politik in dieser Weife weiter auszunutzen, so mußte sich der leitende Staatsmann vor der Thatsache sehen, daßj die Forderung des Frauenstimmrechts in Deutschland fast nur von der Theorie erhoben wurde. Die Frauenbewegung lebte in Vereinen, in Bundes« Zeitschriften, als Sekte, die keineswegs populär war; von einer all« gemeinen Bewegung konnte man nicht sprechen, Die,mußte erst von Her Regirung geschaffen werden; und sie ist von der Regirung geschaffen worden. Man wird ^schwerlich eine^nicht,anerkannte problematische Bewegung nennen können, die so stark von einer Regirung gefördert worden ist. Nicht nur wurden neue Rechte eröffnet, Tieue Wege frei gegeben, sondern die Frauen wurden von der Regirung auch auf diese Wege gedrängt. Der Regirung genügte nicht, die politische Vereins- und Versammlungfreiheit festgesetzt zu haben, sondern den Frauen wurden auch von Ministerien und Reichsämtern politische Aufklärung und Anregung geboten. Nicht nur die Bildungmöglichkeiten wurden erweitert, sondern auch neue Berufsmöglichkeiten angebahnt und empfohlen. Außerdem wirkt die demonstrative Förderung vom hohen Sitz der Regirung her überwältigend aus die Schaar der meinunglosenMitmacher. Ein großer und parteiloser Zeitung- und Zeitschriftenverlag wird luitürlich auch wissen, wie er sich einer offizielligeförderten Bewegung gegenüber zu verhalten hat; und die anderen zwingt die Konkurrenz. Die Hilfe der Presse ist als mittelbare Förderung der Regirung anzusehen. Die Wirkung auf die Frauenrechtlerin war ein Umschwung zum Radikalismus mit der gewünschten nationalen Tendenz, ein allgemeines Bekenntniß zum Frauenstimmrecht und zu ösfentlicher Bethätigung. Rnd Das, womit in letzter Linie dieser Umschwung gerechtfertigt wurde, war auch wieder eine von der Regirung gelieferte Zahl, die ein ungemeinesAnwachsender Frauenarbeit zeigte und deren der Frauenbewegung günstige Größe vermuthlich durch einen veränderten Zählungmodus entstanden ist.

Die Aktton der Frauen bekam durch dieses Zusammenarbeiten mit ,der Regirung eine schöne Festigkeit; die elegante Technik der Regirung särbte ein Wenig auf sie ab; es wurde genau an der Stelle weiter gebaut, wo es nöthig War. Auf Kongressen gab es nach dem Referat und der Diskussion, die sich an Werth nicht veränderten, oft eine sorgfältige Resolution, die mit dem! Referat wenig, mit der Diskussion nichts zu thun hatte, aber mit sachlicher Genauigkeit gearbeitet und als Stück eines großen Planes zu erkennen war. And der Sinn des Ganzen war, aus der Frauenrechtlerei eine breite, allgemeine Frauenbewegung zu machen und mit Energie und Eile auf das Frauenstimmrecht hinzusteuern. Die Initiative zu so weitgehender «nd schlagender Wirkung konnte nurponjeiner mit Autorität ausgerüsteten und von Anfang an planmäßig vorgehenden Persönlichkeit ausgehen, die mit ihr größere Zwecke verband.
Das ist eine Hypothese. Die Regirung selbst hat sich niemals dazu hinreißen lassen, auch nur andeutend zu erklären, warum sie plötzlich und heftig in der Frauenpolttik einen anderen Kurs einschlug. Da ist also erlaubt, ganz Anderes zu vermuthen. Man kann, zum Beispiel, annehmen, die sieghafte Kraft, die in der Idee von der Gleichberechtigung der Geschlechter liegt, habe die Minister überwältigt, die Argumente der Frauenprogramme haben sie mit Zorn aus die bestehenden Zustände erfüllt oder ihre Naivetat Habe sie gerührt.'Das Alleslnmg Zutreffen und!auch einiges Andere. Aber die Plötzlichkeit und stumme Gründlichkeit, mit der sich dieser Umschwung vollzog, wird man schwerlich so erklären.
Nun bleibt zu fragen, welche Folgen fichjfür die Frauenpolitik ergeben, wenn die Absicht, die Frauenbewegung für die große innerpolitische Frage auszunutzen, etwaMcht mehr gesteht. Bülows Nachfolger braucht die Frauenpolitik seines Vorgängers nicht weiterzuführen. Er kann es jetzt auch gar nicht. In der Nation ist keine Stimmung, im Reichstag keine Mehrheit für eine andere als rein demokratische Aenderung des Reichswahlrechts. Die Rechtlerinnen selbst erklären sich bereit, lieber auf Frauenwahlrecht noch zu warteil, als es mit Minderung des Männerwahlrechtes zu erkaufen. Das ist jetzt freilich ein platonischer Entschluß. Die Stimmung/im Lande und die Mehrheit, desMeichstags Dann stchändern. Uno wenn das Angebot des Frauenwahlrechts (als Kompensation) vorliegt, steht es auchLür die Rechtlerinnen, ganz andersaus; dann stehen sie vor der Entscheidung, ob sie das Angebot ausschlagen und zugleich eine von der Regirung für national gehaltene That verhindern helfen oder eine vielleicht einzige Gelegenheit beinützen luno mit einer historischen Leistung ihre Laufbahn beginnen sollen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_195.html[18.07.2014 17:52:19]

Lehnt die Frauenführung ab, so hat sie mindestens auf eine Spaltung zu rechnen. Denn die Frau ist von Natur gouvernemental, Di! Intransigenten würden also in der Minderheit allein bleiben und sich der Gefahr aussetzen, die Führung zu verlieren. Und well sie dazu bisher keine Neigung gezeigt haben, ist anzunehmen, daß sie, nach zwei Abschied nehmenden Sätzen und einer taktischen Anmerkung, ihre volle Kraft für das Angebot einsetzen würden. Der Unterschied zwischen geborenen und geschworenen Demokratinnen würde akut werden. Man muß sich vorstellen, daß eine Neichswahländerung ja nicht bei gutem Wetter aus heiterem Himmel käme, sondern daß (mindestens) ein auch starke Bürgerherzen ängstigendes Ereigniß vorhergegangen sein müßte, nach dem dann ein Umschwung wieder einmal eine allgemeine Uebung wäre. Mit der Möglichkeit, die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrer ganzen Betriebsamkeit für die Wahlrechtsänderung zu verwerthen, wenn sie nur einigermaßen ein Echo in der NatPn findet! und Erfolg Hia» !ben kann, könnte also eine Negirung sehr wohl rechnen. Und deshalb ist leider anzunehmen, daß sie fortfahren wird, die Frauenbewegung als einen möglichen Faktor der inneren „Hohen" Politik zu pflegen, zu fördern und sich zu verbinden.

Natürlich kann die Negirung, so lange keine Möglichkeit für die strikte Ausführung eines Planes besteht, nur geschäftlich verfahren; so, daß sie möglichst viel Metall im Feuer hält. 0b im kritischen Moment, wenn gegossen wird, die Frauenbewegung nöthig und verwendbar ist, entscheiden die Umstände. Heute besteht wohl keine entschiedene Absicht. Man fördert fie auf Möglichkeiten hin, in dem sicheren Gefühl, damit nichts Unheilvolles, sondern in jedem Fall Nützliches zu thun. Dadurch entsteht Schlimmeres, als die Verleihung des Wahlrechtes wäre: dieFrauenrechtsbeweguug wird zu einer inoffiziellen Macht erhoben, die den Umstand, eine politische Chance zu sein, nach allen Seiten hin ausnutzen kann. Das vermag sie um so eher, als ihr die Stellung in der Opposition einen Zusammenhang giebt. IhreVereine und Verbändeunterstützen einander in ihren Forderungen. Geschieht irgendetwas einer Frauengruppe nicht Genehmes, so treten sämmtliche Berufs» vereine, die auch nur in loser Beziehung zur strittigen Frage stehen, in Thätigkeit; auch werden die der Frauenrechtlerei günstigen Männer in Bewegung gesetzt. Das zeigte sich, als sich (fern von Berlin) unter den Philologen ein Widerstand gegen die weibliche .Vorgesetzte erhob. Der wurde einfach erstickt, weggefegt. Natürlich auf völlig legalem Wege; durch Gegenpetition, Erklärung einer Ueihe von Berussvereinen, Veröffentlichung dieser Erklärung in

der Presse Aber der heftige Ton dieser Erklärung sprach deutlich das Machtbewußtsein aus. Das war damals eine kleine Angelegenheit, aber für das System durchaus bezeichnend . Heute ist die Macht der Bewegung viel größer, weil die Fühlungnahme und Organisation vorgeschritten ist. In dem Bestreben, Mittelpunkt der ganzen Bewegung zu werden, hat der Lyceum«Club jetzt den Sieg davon« getragen. In ihm bildet sich eine Regirung-Centrale der Frauenbewegung aus, die so verantwortlich ist, Miel sie sein kann, so öffentlich, wie sie sein will. Hier werden die Frauenfragen schon refsortgemäß bearbeitet und erledigt. Durch diese Organisation wird die Frauenbewegung eine unfaßbare Macht. Ist sie ein Staat im Staate? Eine Kirche? Ein Bund, wie die Gewerkschaften? Ist sie Kine Oligarchie? Wird sie konstitutionell oder parlamentarisch regirt? Ihre Stärke ist ihre Andefinirbarkeit. Sie ist Alles, was man will. Sie ist eine gesellschaftliche Macht, wenn sie politisch verantwortlich gemacht wird, sie ist eine politische Macht, wenn man sie als gesellschaftliche Verbindung vernachlässigen will. Sie ist Vertretung der Berufsfrauen, aber sie geht darüber hinaus. Wird ihre Praxis schädlich genannt, so flieht sie in Visionen. Erklärt !man /ihre Ziele für nicht erdenschwer, sv weist sie auf die Bravhjeit ihrer Praxis. Die Unbestimmtheit ihrer Leitung, die hier gesellschaftliche, dort politische Luft der Centrale (die natürlich auch geleugnet werden kann) ist das Gefährlichste von Allem. Aber sie, ist durchaus den gesetzlichen Zuständen gemäß. Man hat ja die Weisheit gehabt, uns politische Rechte zur Hälfte zu geben. Die Rechtlerinnen können sagen: „Wir thun nichts Anderes als Das, wozu man uns zwingt." Aber ihr Interesse an der Erhaltung dieses Zwischenzustandes ist, daß er für sie außerordentlich angenehm ist. So viel Macht wie in ihm werden sie vielleicht nicht wieder erreichen. Würden sie, wenn man uns das passivsWahlrechr gäbe, überhaupt in ^die Kammern gewählt werden oder würde man nicht lieber Männer wählen? Der jetzige Zustand könnte unter dem Wahlrecht nur fortgesetzt werden, wenn bestimmt würde, daß, Frauen nur Frauen wählen dürfen. Das wird vermuthlich nicht geschehen.
In beiden Fällen, ob man den jetzigen Zustand erhalten oder job maii das Frauenwahlrecht durchführen will, bleibt bestehen, daß die Frauensragen heute unter politischen Gesichtspunkten beantwortet werden und daß diese Behandlung der sachlichen Erörterung, von sachlicher Verwaltung zu schweigen, entgegensteht. Denn die Politik kann nur berücksichtigen, was in politische Macht übersetzbar ist. And das eigentlich Lebendige kommt^dnrüber zu, kurz. Ist es möglich, an die Regirung zu appelliren? Bülow eröffnete eine

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_197.html[18.07.2014 17:52:20]

Die Zukunft.
Audienz mit den Worten des tzolofernes an hie Gesandten der Bethulier: „Wer seid Ihr? Wie viel vermögt Ihr? Wer sind Eure Bundesgenossen? Wen vertretet Ihr?" Und hob die Achsel, wenn da unorganisirte und unorganisirbare Dinge waren. Das heißt: die Methoden des Kriegsmannes auf die innere Politik übertragen.
Eine Regirung sei nur die Komponente aller organisirten Bestrebungen? Dann 'dürste sie nicht dasMonopol nuf 'Macht haben. Da sie es jbesitzt, muß sie selbst Ki« Imponderabilien vertreten. Bismarck hatte dafür das Wort vom Respekt vor den „gottgegebenen Abhängigkeiten". Die Formel mag anfechtbar sein, über ihren Bereich mag man streiten, aber ihv Sinn muß bleiben. And es genügt keineswegs, die Sakramente zu grüßen.
Andere als politische Gründe für eine Frauenrechtsbewegung liegen nicht vor. Die Voraussetzung einer sachgemäßen Frauenpolitik ist, daß, die Möglichkeit aushört, in der Frauenfrage einen politische l Handelsgegenstand zu sehen.
Charte ttenburg. Lucia DoraFro st.
Anzeigen.
Geld und Kapital. Leipzig, Duncker « Humblot. 4,50 Mark.
Ich habe mich mit Ideen zu einer Geldschöpfunglehre schon vor dem Erscheinen der „Staatlichen Theorie" getragen. Aber erst durch Knopps Werk ist der Boden für eine EntWickelung dieser Lehre geschaffen. Meine Schrift „Das Wesen des Geldes" wollte weniger etwas Fertiges und Abgeschlossenes bieten als die Augen öffnen für die Fülle der vorliegenden Probleme und auf den Weg zu ihrer Lösung hinweisen. Aber wie gleichgiltig bleibt die heutige Nationalökonomie vor diesen Aufgaben! Es scheint, daß erst wieder eine Generation darüber hinsterben muß, bis man die Geldnatur der Giroguthaben begreift, bis man zwischen Kaufmittel und Rechnungmittel unterscheiden lernt, bis man sich gewöhnt, die Geldschöpfung als planmäßige menschliche Thätigkeit aufzufassen und unter wissenschaftliche Regeln zu stellen. Die Öffentliche Meinung in unserem sozialpolitischen Zeitalter ist geneigt, jede Kapitalanhäufung als einen Raub an den Volksgenossen anzusehen. Die soziale Gesinnung artet leicht in Kapitalfeindlichkeit aus, die dann in nationalökouomischen Dingen zu völliger Verblendung führt. Die Gesetzgebung aber hat bisher weder in der Initiative der Regirungen noch der Parlamente merken lassen, daß sie von der Bedeutung der Kapitalbildung für die Zukunft der Nation eine klare Vorstellung besitze. Sie erhält ihre Richtung von der Sozialpolitik, so weit nicht die Macht entgegenstehender Interessen hem-

mend eingreift. Der Gedanke, daß das Interesse der Nation nicht identisch ist mit den Interessen der heute lebenden Bevölkerung, daß, die Zukunft von der Gegenwart Opfer zu verlangen berechtigt ist, liegt unserer Politik weltenfern. Wir treiben eine Gegenwartpolitik, die von der Hand in den Mund lebt. Dr. Friedrich Bendixen,
Direktor der Hypothekenbank in Hamburg.

I/illusiun «t I«, Ä< lusiou Sans 1« roinän röalisto tränssis (1851—1890). Paris, Iouve K Cie. 3,50 frcs.

Im Anfang war die Illusion. Alle Wirklichkeit ist das Produkt einer' Desillusion. Was man nicht rektifiziren kann, Das spreche man als wirklich an. Dieses etwa sind die Grundgedanken der Psychologie Taines. Ich habe versucht, diese psychologische Theorie auf das Gebiet des Aesthetischen zu übertragen. Die Romantik erscheint so als Höhepunkt einer Illusionsricht, deren Modalität sich vielfach verändert; der Realismus ist eine Desillusion von nicht geringerer Mannichfaltigkeit der Erscheinungformen. Doch berührt die bloße Wiedergabe der Desillusionen des Autors zunächst noch romantisch; erst die Einführung einer Mittelsperson, des Illusionärs, dessen Prototyp wir im Don Quijote vor uns haben, führt zum eigentlichen Realismus. Der Illusionär psr sx«sllsn«s des französischen realistischen Romans ist das eingebildete (romantische) Genie, Delobelle in Daudets ?rom«nt zeun« st Lislsr »ins; daneben erscheint die Repräsentantin der romantischen Liebe, Madame Bovary. Der Realismus dieses Romans besteht aus den Desillusionen der Heldin. Falsch ist, zu sagen, Flaubert „beschreibe" eine Hochzeit in der Normandie: er führt uns in den Kontrast zwischen den Träumen eines lesesüchtigen Landsräuleins (Trauung um Mitternacht bei Fackelschein) und dem soliden Daueressen, das in der Wirklichkeit veranstaltet wird und das Flaubert, um den Kontrast herauszuarbeiten, ausführlich beschreiben muß. Andere, oft tiefere Kontraste, die auf religiösen, politischen, moralischen, kommerziellen und wissenschaftlichen Illusionen beruhen, sind weniger leicht sichtbar; sie deutlich zu zeigen, gelingt nur eindringender, falsche Pathologie und Episodenwulst durchschneidender oder vermeidender Analyse. Dafür lohnt die Fluth nicht unoriginneller und höchst positiver Resultate und Nebenresultate. Das jähe Ende des Realismus wird erklärt, denn kein Mensch kann zweimal die selben Töpfe in Scherben schlagen; die Komik und Tragik dieses Realismus der Illusion und Desillusion erscheint als ein natürliches Produkt seines Dualismus.
Paris. Dr. Gustav I a kob.

Monistisch..' Ethik. Vom Dr. M. L. Stern. Herausgegeben vom Dr. Viktor Stern bei Barth in Leipzig.

Das Werk ist eine moderne Individual- und Sozialethik auf der Grundlage der Deszendenztheorie. Dreierlei scheint mir daran beachtenswerth. Die Einheitlichkeit der Weltanschauung: die selben Prin-

zipien werden in der ganzen Weltentwickelung, in der organischen wie in der anorganischen, als wirksam nachgewiesen. Ein Grundgedanke kehrt in allen möglichen Wendungen wieder, so daß, Erkenntnisztheorie und Psychologie, Naturphilosophie und Metaphysik, Aesthetik und Ethik, Politik und Soziologie nur verschiedene Seiten eines einzigen Systems zu sein scheinen. Das ethische Prinzip: Schmerzheilung, nicht Schmerzflucht. Der tragende Gedanke: In untrem endlichen und vergänglichen, daher sinnlos scheinenden Leben,,t in einem erträumten jenseitigen, kann das Ewige und Unvergängliche, worauf aller Sinn des Lebens beruht, erkannt und gefunden werden.

Wien. Dr. Viktor Stern.

Schiller. Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt. Ullstein S Co. in Berlin.

Der Titel des Buches sagt, an wen es sich wendet; aber nicht so möchte ich verstanden sein, als ob ich eine Darstellung versucht hätte, die mit dem Kennwort ,,für das Volk und die reifere Iugend" abgethan wäre. Freilich: für Volk und Iugend ist das Buch bestimmt; aber wer für Beide schreiben will, Der soll gefälligst nicht für Beide schreiben. Seit Storms „Pole Poppenspäler" sollte uns Das kein Paradoxon mehr sein. Gewisse Beschränkungen legte der Zweck natürlich auf: nicht eine bis ins Einzelne gehende biographische und literarhistorische Darstellung war zu geben, die philosophischen Gedankengänge waren auf ihre Grundlinien zurückzuführen, die Umwelt des Helden durfte nur mit großen Strichen gezeichnet werden. Was von Alledem gegeben wurde, konnte nur einen Zweck haben: die Art des Dichters verständlich zu machen, der aus schwäbischer Enge, aus pfälzischen und sächsischen unsteten Wanderjahren zu einem Führer seines Volkes emporwuchs. Sein Bild war zu zeichnen als des königlichen Mannes, der im tintenklecksenden Säkulum seinen Deutschen das Verständniß weckte für der Menschheit große Gegenstände, für Herrschaft und Freiheit; gezeigt mußte werden, wie er trotz aller Ungunst der Verhältnisse, trotz dem kranken Körper, sein Geschick sich nach seinem Sinn bereitete, wie er schier keinen Vers schreiben konnte, ohne ihm das Gepräge seiner herrischen Art zu geben. So wurden ihm Dichten und Leben eins; und seine Biographie soll danach streben, Goethes Worte verstehen zu lehren: „Er wendete die Blüthe höchstens Strebens, das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens". Für den Stoff galt es die rechte Form zu finden. Dies Buch will nicht nur als stattliches, mit Liedern geschmücktes Geschenkwerk auf dem Tisch liegen oder im Schrank stehen: es will gelesen werden. Drum habe ich nach Lebhaftigkeit in Sprache und Schilderung gestrebt; des trockenen Tons ist man so bald satt! Wer von Schiller sprechen will, soll bei aller gebotenen Schlichtheit nicht vergessen, daß seine Darstellung doch auch Etwas von dem Schwung und der Begeisterung zeigen muß, die Schillers Sprache erfüllen.

Lichtenberg. Dr. A l b e r t L udw i g.

ister Shippen, der in Greenwich als Schlosser lebte, speiste wahrend seines pariser Aufenthaltes täglich in der „Bratküche zur Königin Gänsefuß" in Gesellschaft meines Vaters, des Wirthes, und meines guten Lehrers, des Herrn Abbs IsrSme Coignard. Zum Nachtisch verlangte er neulich, wie stets, ein Flasche Wein, steckte sich die Pfeife an, zog die „Londoner Zeitung" aus seiner Tasche und begann, seelenruhig zu trinken, zu rauchen und zu lesen. Dann saltete er seine Zeitung wieder zusammen, legte seine Pfeife auf den Tischrand und sagte: „Meine Herren, das Ministerium ist gestürzt".

„Oh!" machte mein guter Lehrer, „Das hat nicht viel zu sagen."

„Pardon," erwiderte Mister Shippen, „es hat sehr viel zu sagen. Denn da das letzte Ministerium ein Toryministerium war, so wird das neue ein Wighministerium sein; außerdem ist Alles, was in England geschieht, wichtig."

„Mister Shippen," entgegnete mein guter Lehrer, „wir haben in Frankreich größere Veränderungen erlebt als diese. Wir haben erlebt, daß die vier Staatssekretäre durch sechs bis sieben Kollegien von je zehn Mitgliedern ersetzt wurden, so daß man die Herren Staatssekre-

*) „Nützliche und, erbauliche Meinungen des Herrn Abbs IsrSme Coignard": bissen langen Titel trägt der neue Band von Anatole France, dessen deutsche Ausgabe bei Georg Müller erscheint und die hübsche Skizze über das neue Ministerium enthält. Wieder hat France, wie schon manchmal, sich einen Wortführer und Platzhalter zurechtgeknetet. Diesmal ists ein Weltgeistlicher; heißt Coignard, war bischöflicher Bibliothekar, Lehrer der Beredsamkeit in Beauvais, Konservator der größten Büchersammlung, die unsere Erde je sah; wurde auf dem Weg nach Lyon von einem der KabHala kundigen Iuden ermordet und hinterließ, außer ein paar Buchfragmenten, die Erinnerung an Gespräche von köstlichem Inhalt und Duft. „Alle Umstände seines seltsamen Lebens und tragischen Endes hat uns sein Schüler Iacques Msnstrier geschildert, der den Beinamen Tonrnebroche (Bratenwender) trug, weil er der Sohn eines Bratküchenbesitzers war. In seinem Lehrer Coignard sah er den liebenswürdigsten aller Erdenwanderer und er hat ihm in dem jetzt ans Licht gebrachten Buch ein Denkmal gesetzt wie Xenophon einst dem Sokrates". Die Personen kennen wir aus der „Bratküche zur Königin Gänssfuß"; jetzt wird die Fiktion weitergeführt und aus Coignards Gesprächen das Bewahrenswerthe mitgethertt. Wieder schauen wir lächelnd das Gemisch von Menschenliebe und Menschenverachtung; hören lächelnd, daß France seinen Abbs, als einen Unabhängigen, über Bossuet und dessen große Geistgenossen erhöht; und freuen uns, der Thatsache, daß der in anständigem Sinn witzige Anatole an der Greisenschwelle die Lust an Mummenschanz noch nicht verlernt hat.

täre also in zehn Stücke zertheilte, um sie nachher in ursprünglicher Form wieder herzustellen. Bei jeder dieser Veränderungen schwuren die Einen, daß Alles verloren, und die Anderen, daß Alles gewonnen sei. Und man machte Spottlieder. Was mich betrifft, so kümmere ich mich wenig um die Vorgänge in den Kabineten, denn ich habe bemerkt, daß die Lebensgestaltung dadurch nicht verändert wird und daß die Menschen nach wie vor den Reformen selbstsüchtig, geizig, feig und grausam nnd abwechselnd stumpf oder wüthend sind; auch, daß di« Zahl der Geburten, Eheschließungen, Ehebrüche und Hinrichtungen sich we« . nig verändert, worin sich die schöne Ordnung der Gesellschaft erweist. Diese Ordnung ist beständig, Herr Shippen, und läßt sich durch nichts stören, denn sie beruht auf dem Elend und der Dummheit der Menschen: und diese Grundlagen werden nie erschüttert werden. Durch sie erhält der Gesellschaftbau eine Festigkeit, die dem Wüthen der ärgsten Fürsten und dem ganzen Schwarm unwissender Beamten, die ihnen als Handlanger dienen, Widerstand leistet/

Mein Vater lauschte dieser Rede mit dem Bratspieß in der Hand; dann erhob er höflich, aber bestimmt den Einwand, daß es auch gute Minister geben könnte. Er besonders denke an einen von ihnen, der vor Kurzem verstorben sei und der eine sehr weise Verordnung zu Gunsten der Bratköche gegen die erdrückende Konkurrenz der Schlächter und Bäcker erlassen habe.

„Schon möglich, Herr Tournebroche", erwiderte mein guter Lehrer; „in der Sache müßte man freilich auch die Bäcker hören. Aber der springende Punkt ist, daß die Staaten nicht durch die Weisheit einiger Staatssekretäre, sondern durch das Lebensbedürfniß mehrerer Millionen Menschen bestehen, die allerlei niedrigen und verachteten Künsten obliegen, als da sind Gewerbefleiß, Handel, Ackerbau, Krieg und Schiffahrt. All dieses private Elend macht die sogenannte Größe der Völker aus und weder Fürsten noch Minister haben daran Theil."

„Sie irren, Herr Abbö", sagte der Engländer; „die Minister betheiligen sich wohl daran: sie machen Gesetze, von denen ein einziges das Volk reich machen oder ruiniren kann."

„Oh, was Das anbetrifft," entgegnete der Abbs, „so ists Glücksfache. Die Geschäfte eines Staates sind so umfangreich, daß ein Menschengeist sie nicht umspannt; man muß den Ministern also nicht übelnehmen, daß sie sie blindlings führen. Man darf ihnen weder das Gute noch das Böse nachtragen, das sie vollbringen, und muß einsehen, daß sie Blindekuh spielen. Ueberdies dürfte uns dieses Gute und Böse gering erscheinen, wenn wir es ohne Aberglauben abschätzen; und ich zweifle, mein Herr, ob ein Gesetz oder eine königliche Verordnung die von Ihnen behauptete Wirkung haben kann. Ich schließe Das aus dem Anblick der Dirnen, die allein in einem Iahr mit mehr Vorschriften bedacht werden als alle anderen Korporationen des Königreiches seit hundert Iahren; und doch liegen sie ihrem Gewerbe mit einer Zuverlässigkeit ob, die an die Naturkräfte gemahnt. Sie spotten der keu-

schen Ränke, die ein Beamter, namens Nikodemus, gegen sie schmiedet, und lachen über den Bürgermeister Baiselance, der mit mehreren Fiskalen und Staatsanwälten ein ohnmächtiges Bündnis zu ihrem Verderben geschlossen hat. Ich kann <Re versichern, daß Katharina, die Spitzenklöpplerin, nicht mal den Namen dieses Baiselance kennt, und sie wird ihn bis an ihr hoffentlich christliches Ende nicht kennen. Und daraus schliche ich, daß all die Gesetze, mit denen ein Minister sein Portefeuille vollstopft, werthloses Papier sind, das uns das Leben weder geben noch nehmen kann/

„Herr Coignard," sagte der greenwicher Schlosser, „man merkt an der Niedrigkeit Ihrer Sprache, daß Sie in Knechtschaft geboren sind. Sie redeten von den Ministern und Gesetzen anders, wenn Sie das Glück hätten, eine freie Regirung zu besitzen wie ich/

„Herr Shippen," sagte der Abbe, „die wahre Freiheit ist die Freiheit einer Seele, welche die Eitelkeiten dieser Welt abgethan hat. Was die öffentlichen Freiheiten betrifft, so lache ich darüber wie über ein Kinderspiel. Das sind Illusionen und Köder für die Eitelkeit der Dummköpfe."

Mister Shippen erwiderte: „Sie bestärken mich in der Meinung, daß die Franzosen Affen sind."

„Verzeihen Sie", rief mein Vater dazwischen und schwang seinen Bratspich. „Es giebt unter ihnen auch Löwen."

„Dann fehlen also nur die Staatsbürger", entgegnete Mister Shippen. „Im Tuileriengarten politisier zwar alle Welt, aber bei diesem Gezänk kommt doch kein vernünftiger Gedanke heraus. Ihr Volk ist nichts als eins geräuschvolle Menagerie."

„Herr Shippen," rief jetzt mein guter Lehrer, „es ist wahr, dag die menschlichen Gesellschaften auf einer bestimmten Stufe der Gesittung zu Menagerien werden. Der Fortschritt der Sitten besteht darin, daß sie im Käfig leben, statt elend in den Wäldern herumzuirren. Und dieser Zustand ist allen Völkern Europas gemeinsam."

„Herr Abbe," entgegnete der Schlosser, „England ist keine Menagerie, denn es hat ein Parlament, von dem die Minister abhängen."

„Mister Shippen," sagte der Abbs, „es kann sein, daß, auch Frankreich eines Tages ein Parlament hat, dem die Minister unterstehen. Mehr noch. Die Zeit bringt den Staatsverfassungen große Veränderungen; und man kann sich denken, daß Frankreich in ein-, zweihundert Iahren zur Volksherrschaft gelangt. Dann, mein Herr, werden die Staatssekretäre, die heute wenig bedeuten, vollends in nichts versinken. Denn statt vom Monarchen abzuhängen, von dem sie Macht und Dauer empfangen, werden sie der Meinung des Volkes unterthan sein und an dessen Unbestand theilnehmen. Es ist zu beachten, daß die Minister nur in absoluten Monarchien kraftvoll regiren, wie, zum Beispiel, Ioseph, Iakobs Sohn, der Pharaos Minister war, und Haman, der Minister des Ahasverus, die Beide großen Antheil an der Regirung hatten, der Eine in Egypten, der Andere bei den Persern. Es bedurfte

eines starken Königthums und eines schwachen Königs, um Richelieus Arm in Frankreich zu waffnen. Im Volksstaat dagegen werden die Minister so schwach sein, daß weder ihre Bosheit noch ihre Dummheit Schaden thun kann. Sie werden vom Parlament nur eine unsichere und schwankende Macht erhalten, werden sich weder langen Hoffnungen noch großen Plänen hingeben können und ihr Eintagsdasein in kläglichen Machenschaften verzetteln. Sie werden dahinsiechen in dem traurigen Bemühen, auf den fünfhundert Gesichtern einer Volksversammlung Befehle zum Handeln zu lesen; sie werden umsonst ihre eigenen Gedanken in denen einer unwissenden nnd getheilten Menge suchen und in ruheloser Ohnmacht dahinwelken. Sie werden die Gewohnheit verlernen, irgendetwas vorzubereiten und vorherzusehen, werden sich nur noch in Lügen und Ränken ausbilden. Sie werden aus so geringer Höhe herabstürzen, daß sie dabei nicht zu Schaden kommen; die Schulhuben werden ihre Namen mit Kohle an die Wände malen und das Volk wird darüber lachen."

Bei dieser Rede zuckte Mister Shippen die Achseln. „Möglich", sprach er; „und ich kann mir ohne besondere Mühe die Franzosen in diesem Zustand vorstellen."

„Ohl" fuhr mein guter Lehrer fort, „auch in diesem Zustand wird die Welt weitergehen. Die Menschen wollen essen. Das ist die große Nothwendigkeit, die alle anderen erzeugt."

„Inzwischen", erwiderte Mister Shippen, seinePfeife ausklopfend, „steht uns ein Minister bevor, der die Agrarier begünstigen, aber den Handel vernichten wird, wenn man ihn schalten läßt. Doch da werde ich schon vorbeugen, denn ich bin Schlosser in Greenwich. Ich werde die Schlosser versammeln und ihnen eine Rede halten." Danach steckte er seine Pfeife in die Tasche und ging, ohne uns Guten Abend zu sagen.

5

Da der Abend schön war, so machte der Herr Abbs Coignard nach der Mahlzeit einen kleinen Gang durch die Rue Saint-Iacques, in der just die Laternen angesteckt wurden; und ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten. An der Vorhalle von Saint-BenoZt blieb er stehen; dann wies er mit seiner schönen fleischigen Hand, die sowohl für belehrende Geberden wie für zärtliche Liebkosungen geschaffen schien, auf eine der Steinbänke, die auf beiden Seiten unter den gothischen, von Bubenhand beschmierten Steinbildern standen.

„Tournebroche, mein Sohn," sprach er zu mir, „Wenns Dir recht ist, so setzen wir uns ein Wenig ins Freie auf diese alten abgescheuerten Steine, auf denen so viele Bettler vor uns in ihrem Elend Ruhe fanden. Vielleicht haben zwei, drei von diesen zahllosen Unglücklichen dort treffliche Reden gewechselt. Vielleicht kriegen wir dort auch Flöhe. Doch da Du im Alter der Liebe stehst, mein Sohn, so wirst Du Dir einbilden, sie kämen von Ieannette, der Leierfrau, oder von Katharina, der Spitzenklöpplerin, die ihre Liebhaber zur Dämmerstunde dort hinzulocken pflegen, und alle Stiche werden Dich hold dünken. Das ist eine Täu-

schung, die Deiner Iugend gestattet ist. Ich, der das Alter des holden Wahns hinter sich hat, werde mir sagen, daß man sein Zartgefühl nicht zu weit treiben darf und daß der Philosoph von den Flöhen kein Aufhebens machen soll, denn sie sind, wie die übrige Welt, ein großes Mysterium Gottes/ Nach diesen Worten setzte er sich und vermied vorsichtig, einen kleinen Savoyarden mit seinem Murmelthier aufzustören, die auf der alten Steinbank den Schlaf der Unschuld schliefen.
Ich nahm neben ihm Platz, und da mein Geist noch voll von der Unterhaltung war, die bei Tisch geführt worden, so fragte ich meinen theuren Lehrer: „Herr Abbe, Sie sprachen vorhin von den Staatssekretären. Die Minister des Königs imponirten Ihrem Geist weder durch ihr Staatskleid noch durch ihre Equipage oder ihre Talente; und Sie urtheilten über sie mit der Freiheit eines Geistes, den nichts in Erstaunen setzt. Denn als Sie das Los dieser Beamten im Volksstaat erörterten (falls es je dazu kommt), stellten Sie uns sie also höchst jämmerlich und nicht sowohl lobenswerth als erbarmenswerth dar. Sollten Sie ein Feind der freien Regirungen sein, die eine Erneuerung der antiken Republiken sind?"
„Mein Sohn/ antwortete mein theurer Lehrer, „ich neige von Natur zur Volksherrschaft. Die Niedrigkeit meines Standes und die Lectuve der Bibel, in der ich ein Wenig Bescheid weiß, haben mich in dieser Vorliebe bestärkt, denn der Herr sagt im Buche Ramatha: ‚Die Aeltesten Israels wollen einen König, auf daß ich nicht allein über sie herrsche. Aber siehe: Solches wird das Recht des Königs sein, der über Euch herrschen wird. Er wird Eure Kinder vor seine Wagen spannen und wird sie vor seinen Streitwagen lauzfen lassen. Er wird Eure Töchter zu seinen WeihrauHbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen machen*. ?iliss quoqus vsstrss tscist sibi unAuentsriss st k««sriz,s et pimikiess. So heißt es ausdrücklich im Buche der Könige, wo man weiterhin sieht, daß der König den Unterthanen noch zwei verderbliche Gaben bringt: den Krieg und den Zehnten. Und wenn es wahr ist, daß die Monarchien göttliche Einrichtungen sind, so ist es nicht minder wahr, daß sie alle Merkmale menschlicher Dummheit und Bosheit tragen. Und man kann glauben, daß der Himmel sie den Völkern zur Strafe gegeben hat: Dt tribuit eis petitionsm soruni.
‚Oft nimmt er unsre Opfer an im Groll
Und seine Gaben sind der Sünde Sold/
„Ich könnte Dir, mein Sohn, mehrere schöne Stellen aus den alten Schriftstellern citiren, die den Tyrannenhaß mit wunderbarer Kraft ausdrücken. Schließlich glaube ich auch, stets einige Seelenstärke bewiesen zu haben, indem ich die weltliche Größe verachtete, eben so die Soldatenfratzen, worin es mir der Iansenist Blaise Pascal zuvorthat. Alle diese Gründe machen mein Herz und Hirn der Volksherrschast geneigt. Ich habe Betrachtungen über dies Thema angestellt, die ich eines Tages in einem Buch herausgeben werde, auf welches das Wort paßt: ‚Man muß den Knochen zerschlagen, um das Mark zu finden'.

Ich will Dir gestehen, baß ich ein neues ‚Lob der Thorheit' Plane, das die Spötter frivol dünken wird; aber die Weisen werden darin die Weisheit entdecken, die sich klüglich unter der Schelmenkappe verbirgt. Kurz, ich werde ein neuer Erasmus sein; nach seinem Vorbild werde ich die Völker durch gelehrte und scharfsinnige Kurzweil belehren. Und in einem Kapitel dieses Buches, mein Sohn, solls! Du Aufklärung über den Gegenstand finden, der Dir am Herzen liegt. Du sollst die Abhängigkeit der Minister von den Volksregirungen erfahren/
„Ach, Herr Abbs," rief ich, „wie drängt es mich, dieses Buch zu lesen! Wann wird es wohl fertig sein?"
„Ich weiß es nicht", erwiderte mein guter Lehrer. „Und, offen gesagt, ich glaube, daß ich es nie schreiben werde. Die Pläne der Menschen werden oft durchkreuzt. Wir verfügen nicht über den kleinsten Theil der Zukunft; und diese Ungewißheit, die allen Adamskindern gemein ist, steigert sich bei mir durch eine lange Verkettung von Mißgeschicken ins Grenzenlose. Daher glaube ich, mein Sohn, daß ich diese ehrbare Kurzweil nie schreiben werde. Doch ohne Dir auf dieser Bank einen politischen Vortrag zu halten, will ich Dir nur sagen, wie ich dazu kam, in mein erträumtes Buch ein Kapitel über die Schwäche und Bosheit Derer aufzunehmen, die dem biederen Demos dienen werden, wofern es dazu kommt, daß er Herr wird, was ich nicht entscheiden will; denn ich bin kein Prophet und überlasse diese Sorge den Iungfrauen, welche nach Art der Sibyllen orakeln, als da sind die kumäische, tiburtinische und persische Sibylle, quarrim insigns virAinitss est st virgiaiwtis prssmium givinstio. Kehren wir also zu unserer Sache zurück. Vor etwa zwanzig Iahren wohnte ich in der lieblichen Stadt Sesz, woselbst ich Bibliothekar des Herrn Bischofs war.
Umherziehende Komoedianten, die der Zufall dorthin verschlug, spielten in einer Scheune ein ganz gutes Trauerspiel, das ich mir ansah. Ich erblickte dort einen römischen Kaiser, dessen Perücke mit mehr Lorber geziert war als ein Iahrmarktschinken. Gr setzte sich in einen Chorstuhl; seine beiden Minister, im Hofkleid mit großen Ordensbändern, ließen sich rechts und links auf Sesseln nieder und alle Drei hielten einen Staatsrat vor den Rampenlichtern, die abscheulich stanken. Im Verlauf ihrer Berathung entwarf einer der Räthe ein satirisches Bild der Konsuln in den letzten Zeiten der Republik. Sie konnten nicht abwarten, ihre vergängliche Macht zu brauchen und zu mißbrauchen; sie waren Feinde der öffentlichen Wohlfahrt, eifersüchtig auf ihre Nachfolger, mit denen sie nichts verband als die Mitschuld bei ihren Räubereien und Unterschlagungen. Dies waren seine Worte:
„Die kleinen Könige aus Iahresfrist,
Deren Gewalt so kurz bemessen ist,
Die schönsten Pläne bringen sie zu Falle,
Damit die Frucht dem Nächsten nicht zufalle.
Da klein ihr Theil am öffentlichen Gut,
So wuchern sie es aus bis auf das Blut.

Auf Andrer Nachsicht baun sie mit Bedacht,
Da Ieder sich die selbe Hoffnung macht."
„Diese Verse, mein Sohn, mit ihrer pointirten Schärfe sind, was den Sinn angeht, viel besser als der Rest des Trauerspiels, das gar zu sehr an die prunkhaften Frivolitäten der Frondezeit gemahnt nnd gänzlich verunstaltet ist durch heroische Galanterien im. Stil der Herzogin von Longuevtlle, die darin als Emilie auftritt. Ich habe diese Verse auswendig gelernt, nm recht darüber nachzusinnen. Denn selbst in Theaterstücken findet man schöne Lebensregeln. Was der Poet in diesen acht Versen von den Konsuln der römischen Republik sagt, Das paszt eben so auf die Minister der Demokratien und ihre unsichere Macht. Sie sind schwach, mein Sohn, weil sie von einer Volksversammlung abhängen, die eben so unfähig ist zu den großen und tiefen Plänen eines Politikers wie zu der harmlosen Blödigkeit eines nichts? thuenden Königs. Minister sind nur dann groß, wenn sie, wie Sully, einen klugen Fürsten nnterstützen oder wenn sie, wie Richelieu, an die Stelle des Monarchen treten. Und wer sähe nicht ein, daß der biedere Demos weder die zähe Klugheit eines vierten Heinrich noch die vortheilhafte Trägheit eines dreizehnten Ludwig besitzen kann? Wenn er weiß, was er will, so weiß er doch nie, wie sein Wtille ausgeführt werden soll, noch, ob er ausführbar ist. Da er schlecht befiehlt, so wird ihm schlecht gehorcht und er hält sich stets für verrathen. Die Abgeordneten, die er ins Parlament schickt, werden ihm Sand in die Augen streuen, bis zu dem Augenblick, wo sein ungerechter oder berechtigter Argwohn sie stürzt. Das Parlament aber, aus der verworrenen Mittelmäßigkeit der Volksmassen entstanden, wird sein wie sie. Es wird dunkle nnd verwickelte Fragen erörtern. Es wird den Häuptern der Regirung aufgeben, unbestimmte Absichten zu vollstrecken, über die es sich selbst nicht klar ist, und seine Minister werden, minder glücklich als Oedipus, von der hundertköpfigen Sphinx vertilgt werden, weil sie das Räthsel nicht erriethen, dessen Lösung die Sphinx selbst nicht kennt.
Ihr größtes Elend aber wird darin bestehen, daß sie zur Ohnmacht verdammt sind und reden müssen, statt zu handeln. Sie werden Volksredner werden und herzlich schlechte: denn das Talent, dem einige Klarheit eignet, würde sie stürzen. Sie werden lernen müssen, zu reden, um nichts zu sagen, und je weniger einfältig sie sind, desto mehr werden sie zum Lügen verdammt sein, so daß die Gescheitesten die Verächtlichsten sein werden. Und wenn sich unter ihnen noch Solche finden, die befähigt sind, Verträge abzuschließen, die Finanzen zu ordnen und die Staatsgeschäfte zu führen, so werden ihre Kenntnisse ihnen nichts nützen, denn sie werden keine Zeit haben. Und die Zeit ist der Stoff, aus dem die großen Unternehmungen gemacht werden.
Diese demüthigende Bedingung wird die Guten entmuthigen und die Schlechten mit Ehrgeiz vollstopfen. Von allen Seiten, aus den kleinsten Nestern, werden ehrgeizige Stümper zu den ersten Staatsämtern herandrängen, und da die Redlichkeit keine angeborene Men-

schentugend ist, sondern nur durch langes Bemühen und stete Nachhilfe anerzogen wird, so werden Schaaren von Dieben über die öffentlichen Gelder herfallen. Durch den Ausbruch von Skandalen wird das Uebel noch ärger werden, denn einer Volksregirung ist es schwierig, irgendetwas zu verheimlichen, und durch die Sünden Einiger werden nach und nach Alle verdächtig.
Daraus schliche ich jedoch nicht, mein Sohn, daß die Völker dann unglücklicher sein werden als heutzutage. Wie ich in unseren Gesprächen oft genug betonte, glaube ich nicht, daß das Geschick eines Volkes vom Fürsten und von seinen Ministern abhängt; ja, man schriebe den Gesetzen zu viel Kraft zu, wenn man sie als die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt oder des öffentlichen Elends ansähe. Dennoch ist eine große Zahl von Gesetzen verderblich; und ich fürchte, die Parlamente werden mit ihrer gesetzgeberischen Macht großen Mißbrauch treiben. Die Lieblingsünde von Hinz und Kunz ist, Gesetze zu machen, die sie nichts kosten, und dabei zu sagen: ‚Ia, wenn ich König wäre!' Wenn Kunz König sein wird, so wird er in einem Iahr mehr Verordnungen erlassen als der Kaiser Iustinian in seiner ganzen Regirungzeit. Auch in dieser Hinsicht erscheint mir die Herrschaft von Kunz und Hinz bedenklich. Doch die Regirung der Könige nnd Kaifer war insgemein so schlecht, daß es nicht schlimmer kommen kann, und Kunz wird vermuthlich nicht viel mehr Dummheiten und Schlechtigkeiten leisten, als alle die Fürsten mit doppelter oder dreifacher Krone, welche die Welt seit der Sintfluth mit Blut und Trümmern bedeckt haben. Ia, just seine quirlige Unfähigkeit hat das Gute, daß sie die sinnreichen Beziehungen zwischen den Staaten vereitelt, welche man Diplomatie nennt und welche nur dazu führen, unnöthige und verhängnißvolle Kriege künstlich zu bewirken. Die Minister des biederen Demos werden täglich mit Füßen getreten, gepufft, gedemüchigt, angerempelt, über den Haufen gerannt und mehr mit Bratäpfeln und faulen Eiern beworfen werden als der schlechteste Harlekin auf dem Jahrmarktstheater; und so werden sie gar keine Zeit finden, am Grünen Tisch und im Geheimniß der Kabinete Schlächtereien vorzubereiten, die das .europäische Gleichgewicht' erhalten sollen, in Wahrheit aber nur den Diplomaten zu Gut kommen. Dann wird es keine auswärtige Politik mehr geben und Das wird für die unglückliche Menschheit ein großes Glück sein/
Nach diesen Worten stand mein guter Lehrer auf und sagte:
„Nun aber wird es Zeit, heimzukehren, mein Sohn; ich fühle, wie die Abendkühle mir durch die Kleider dringt, denn sie sind an verschiedenen Stellen durchlöchert. Auch würden wir bei längerem Verweilen in dieser Vorhalle die Liebhaber Ieannettes und Katharinas verscheuchen, die hier der Schäferstunde harren/
Paris. An atoleFrance.

^WVie Städte rühmen sich ihres Rechtes auf Selbstverwaltung. Das, «ZW sagt der Staat, will ich nicht antasten; aber Eure Geldgeschäfte kontroliren. Daß die preußischen Kommunen über S Milliarden Mark fundirter Schulden haben, paßt dem Staat gar nicht; hat er doch selbst kaum das Doppelte dieser Summe in Anleihen stecken. Der preußische Fiskus hat also die Kommunalverwaltungen mehrfach väterlich ermahnt, das Leben weniger kavaliermäßig aufzufassen und sich mehr an die Grundsätze bürgerlicher Sparsamkeit zu halten. Was geschah? Als der Staat selbst in spartanischer Enthaltsamkeit ein gutes Beispiel gab, nützten die Städte die Gelegenheit, erst recht üppig zu pumpen. Nun hat sich die Tonart verschärft. Die Minister des Innern und der Finanzen ließen den Städten durch die Oberpräsidenten eine Botschaft übermitteln, die ein Erziehungprogramm enthält. Die „damit verbundene Lebensgefahr", die in den Eisenbahnwagen den Reisenden von Sprachgefühl immer wieder Freude macht, ist auch hier der Höhepunkt. „Die fortwährend steigende Zunahme des kommunalen Schuldenstandcs und das damit verbundene Anschwellen der kommunalen Ausgaben zu Zwecken des Schuldendienstes hat sich zu einer so bedrohlichen Erscheinung ausgewachsen, daß die staatlichen Aufsichtbehörden vor die Aufgabe gestellt sind, mehr als bisher sich die Vermeidung einer Vermehrung und die Verminderung der bestehenden kommunalen Schuldenlast angelegen sein zu lassen." So schreiben unsere Excellenzen. Grammatik, Aesthetik und Staatswohl in trautem Verein. Im geliebten Deutsch heißts: Die Städte sollen nur Schulden machen, Wenns unbedingt nöthig ist, und ihre alten Schulden so rasch wie möglich tilgen. Ein verständiger Wunsch; aber wie soll er erfüllt werden? Eine Stadt will neue Straßen anlegen oder kanalisiren. Ohne Anleihe gehts nicht. Sie meldet also dem Regirungpräsidenten ihre Absicht. Der versagt die Genehmigung, weil er findet, daß das Budget der Kommune schon zu schwer belastet sei. Was ist wichtiger? Straßen bauen und für Kanalisation sorgen oder den Etat lassen, wie er ist?
Die Stadt braucht gute Steuerzahler. Um sie sich zu erhalten oder heranzuziehen, muß sie ihnen bequeme Wohngelegenheit bieten. Die Kommunen treiben also praktische Wohnungpolitik. Sie suchen die Erschließung und Bebauung des Bodens dadurch zu erleichtern, daß sie hypothekarische Darlehen gewähren. Düsseldorf, Dresden, Köln, Magdeburg, Neukölln haben städtische Einrichtungen zur Gewährung von Hypotheken. Andere Städte geben Beleihungen zur ersten und zweiten Stelle aus Anleihegeldern. Aber diese Thätigkeit belastet den Etat der Kommunen und den Rentenmarkt. Denn die Mittel für die Kreditgeschäfte müssen durch die Emission von Schuldverschreibungen aufgebracht werden. Die Mitwirkung der Städte an der Bebauung des Bodens ist also mit den Wünschen des Staates kaum vereinbar. Sie gehört zu den Erscheinungen, die der Ministerialerlaß bekämpfen

will. Wenn es nicht nöthig wäre, die Quellen des Hypothekenmarktes zu bereichern, würden die Städte sich kaum an solchen Geschäften be« theiligen. De? Nutzen, den sie davon haben, ist im besten Fall ein indirekter: die Besiedelung ihrer Wohnflächen und die Vermehrung der Ccnsiten, Wohlhabende Einwohner: da ist das Ziel aller Wünsche.
Um es zu erreichen, thut man, was irgend möglich ist. Daher stammt die Bestimmung, daß Häuser, die mit Zweiten Hypotheken beliehen werden sollen, nicht älter als zehn Iahre sein dürfen. Ueber den Werth solcher Vorschriften läßt sich streiten. Wo sechzigtausend Wohnungen leer stehen, braucht man eigentlich keine Neubauten. Wer die Städte wollen den Zuziehenden die besten, modernsten Wohnbedingungen bieten und gerathen dadurch in einen Gegensatz zur Taktik des Staates. Kein Regirungvertreter würde eine Anleihe gestatten, deren Zweck die Gewährung von Hypotheken ist. Und doch wird verlangt, daß die Stadt praktische Bodenpolitik treibe. Berlin hat einen Etat, der in Einnahmen und Ausgaben mit 330 Millionen balancirt, und das Vermögen der Kommune beträgt rund 900 Millionen. Im vorigen Iahr wurde eine Anleihe von 281 Millionen bewilligt; 323 waren gefordert worden. Die Anleiheschulden werden allmählich auf 700 Millionen steigen. Das sind Ziffern, die dem Staat nicht behagen, die aber durch die natürliche EntWickelung der Reichshauptstadt gerechtfertigt werden. Staat, Stadt und Hypothekenbank sind mit ihren Schuldverschreibungen Konkurrenten; aber die Stadt Berlin schafft den Pfandbriefinstituten die besten Chancen. Die mit dem Anleihegeld durchgeführte Modernisirung der Stadt ermöglicht den Hypothekenbanken gute Beleihungen und die Vermehrung des Pfandbriefumlaufes. Die Kommunalanleihen züchten also die eigene Konkurrenz. In Berlin fließen aus allen Himmelsgegenden die Hypothekengelder zusammen. Partikularistische Vorurtheile giebt es nicht. Was die Lebensbedingungen der Stadt leisten, wird von den Strategen der großen Bodenkreditinstitute anerkannt. Der berliner Geschäftspalast ist das gegebene Objekt für Millionenbeleihungen. Darlehen von 1 bis 2 Millionen sind in Berlin nichts Außergewöhnliches; und die Zinsen dieser großen Hypotheken werden meist pünktlicher gezahlt als die kleiner Glänbiger. Der berliner City darf man ein Loblied singen. Was würde aus den deutschen Bodenkreditbanken ohne die Welt von Stein, Eisen und Beton, die der Geschäftsgeist Berlins regirt? Der innere Ring der Stadt umschließt die Ketten ragender Hausgebirge, die vom ewigen Schnee der Hypotheken bedeckt sind. Der Staat profitirt vom Werthzuwachs und von den Gewerbesteuern. Freilich: er kann sich an diesen Früchten der kommunalen Leistung nicht sorgenlos freuen. Er selbst aber unterstützt Bodenkreditinstitute, die ihm wichtig scheinen. Wenns nur auf die Belastung des Kapitalmarktes mit Anlagepapieren ankäme, dürften auch „nationale" Wünsche (Posen) nicht erfüllt werden.
Bis jetzt ist der Bodenwerth großer Städte ohne Hemmung gewachsen. Die Einmischung des Staates in die Finanzgeschäfte der

Kommunen war noch nicht fühlbar. Der Grundbesitz der Stadt Berlin (ohne die öffentlichen Gebäude und Grundstücke) repräsentirt, nach neuster Schätzung, einen Werth von 823« Millionen Mark. Diese Summe unterliegt der Grundwerthsteuer. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Grundfläche der Reichshauptstadt nicht größer ist als die Münchens. Fast ums Dreifache größer als der Aufriß des Stadtgebietes ist das Grundeigenthum, das der Kommune innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen gehört. Wie läßt sich solches Vermögen nach der Weisung, die Finanzpolitik der Städte zu begrenzen, nützlich verwalten? Die Sozialpolitiker fordern, daß die Kommunen, wo es noch möglich ist, den Boden in eigene Verwahrung nehmen, um ihn der Spekulation zu entziehen und den Bau anständiger Wohnhäuser zu ermöglichen. Die „Steinwüste" Berlin: das Schlagwort fiel auch, als neulich Bürgermeister und Reformatoren im Wortgefecht gegen einander stritten. Hie Weltstadt, hie Gartenstadt. Wer würde zögern, den Bringern von Luft und Sonne zu folgen? Aber die Praxis ist härter als die stärkste Mauer. Und die Städte sollen in ihren Ausgaben bescheiden sein. Berlin hat in seiner Bilanz stets mit Ueberschüssen gearbeitet. Nur sind sie immer kleiner geworden; und ist erst ein Defizit entstanden, dann wird es noch schwerer, die Finanzen mit den Lebensbedingungen in Einklang zu bringen. Schon giebt es in Groß-Berlin, außer der Millionärkolonie Grunewald, keine Gemeinde mehr, die weniger als 10« Prozent Steuerzuschlag fordert. Der preußische Finanzminister meint freilich, die Kommunen würden milder werden, wenn der neue Staatstarif eingeführt sei. Da Herr Dr. Lentze selbst Oberbürgermeister war, müßte er die Grundsätze städtischer Steuerpolitik kennen. Die Städte werden halten, was sie haben. Leicht hat man ihnen die Forderung von 11« Prozent nicht gemacht. Nun hören sie noch, daß die Aufsichtbehörden ihnen beim Schuldenmachen auf die Finger sehen werden: da würden sie thöricht sein, wenn sie dem Steuerzahler den Riemen lockerten und weggäben, was sie haben.

Als Schuldner und Schöpfer von Anleihen denkt der Fiskus anders als im Amt des Steuererhebers. Wie kann man von den Städten verlangen, daß sie konsequenter seien als die ihnen vorgesetzteBehörde? Als die Stadt Berlin mit der Großen Berliner Straßenbahn stritt (l,smvi psssäti), wurde von einer Partei die Uebernahme der Bahn durch die Stadt gefordert. Das geschah; trotz der Erkenntniß des Spar-Zwanges für die Kommunen. Und die Fähigkeit des städtischen Apparates zum Betrieb eines Transportunternehmens von solchem Umfang wurde doch mit Recht angezweifelt. Im Friedensvertrag, der im Iuli 1911 unterzeichnet wurde, verzichtet die Stadt auf den Bahnkörper der Großen Berliner und nimmt eine Entschädigung von 23 Millionen. Die sind ausgezahlt worden. Berlin könnte im Geld schwimmen, wenn die Anleihe von 281 Millionen nicht wäre. Man darf nicht zu gleicher Zeit Darlehen aufnehmen und mit breiter Hand Geld ausstreuen. Die 23 Millionen, auf die mancher Steuerzahler die letzte Hoffnung gesetzt

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_211.html[18.07.2014 17:52:28]

hatte, werden zur „Konsolidirung der Bilanz" und auch als Ausgleich eines Theiles der gekürzten Anleihesumme dienen. Daß, die Stadt ihre Straßen verbreitert, neue Wasserwerke und Untergrundbahnen baut, darf man, da sie ihren Bürgern Etwas bieten muß, nicht tadeln. Soll sie möglichst viele Unternehmungen dem Privatkapital überlassen? Der Staat thuts ja auch nicht. Der preußische Fiskus denkt nicht daran, von seinem Montanbesitz abzugeben; er strebt nach Vergrößerung. Nicht, um die Privatindustrie zu einer der Allgemeinwirthschaft günstigen Preispolitik zu zwingen, sondern, um ihr nachzueifern. Für die städtischen Gaswerke ist, bei ihrem Riesenverbrauch, der Kohlenpreis sehr wichtig. Wirkt nun der Staat, direkt oder indirekt, zur Gestaltung des Preises mit, so trägt er zur Erhöhung der städtischen Ausgaben und damit zur Steigerung des Geldbedarfes bei. Da hat man den Fiskus in drei verschiedenen Rollen: als psrs nobls (Rentenhalter), Intriganten (Steuererheber) und Bonvivant (Bergwerkbesitzer). Und die Stadt soll sich immer nur als sparsame Hausfrau geben. Der Staat möchte dem Kommunismus in seiner Weise entgegenkommen: er will die Güter vertheilen, um die Menschen aus der Knechtschaft des Monopols zu befreien. In Deutschland kommt man nur langsam vorwärts: ein Petroleum- und Elektrizitätmonopol des Reiches ließe sich höchstens in Bruchstücken verwirklichen. Einstweilen beschränkt der Staat sich auf die Durchkreuzung monopolistischer Versuche der Privatindustrie. Das versucht er auch in Erlassen, die von der Vergebung der Aufträge beim Bau'von Ueberlandcentralen handeln. Die Stadt ist damit nicht zufrieden; sie arbeitet lieber mit nur einer großen Firma. In Sachsen möchte der Fiskus Kohlenbergwerke kaufen und zugleich der Industrie und dem Gewerbe neue Steuern aufbürden. Solche Doppelabsicht trägt den Widerspruch in sich.

Um das Verhältnis zwischen Staat und Stadt in Deutschland richtig zu sehen, muß man in andere Länder geblickt haben. Die kommunale Finanzpolitik wird weder in Großbritanien noch in Frankreich vom Staat beschränkt. Und die EntWickelung der City war in London doch ähnlich wie jetzt in Berlin. Aber England und Frankreich haben eine einheitliche Staatsrente und kennen nicht die vielen Konkurrenten, die in Deutschland um den besten Platz auf dem Geldmarkt raufen. So trägt schließlich die Eigenart der Kreditbeschaffung die Schuld an dem wachsenden Aerger über die kommunale Finanzpolitik. Was aber soll aus der „städtischen Kultur" werden, wenn der Staat die Kreditgeschäfte der Stadt allzu sehr erschwert? Daß die Kommunen sich eigene Anstalten zur Durchführung ihrer Finanztransaktionen nicht schaffen können, weiß man längst. Iedes Bankunternehmen muß in den Kreis der bestehenden Kreditinstitute eintreten und seinen Rückhalt in der Reichsbank suchen. Die aber drängt die Banken mit zunehmendem Eifer auf den Weg zur Krediteinschränkung. Die Städte müssen sich also den Wünschen des Staates fügen; er wirds schon merken, wenn die Erfüllung seinem Steuerbudget schädlich zu werden anfängt,

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunfi in Berlin, — Druck v«, Paß S Garleb G. m, b, g, in Berlin.

Berlin, den 18. Mai 1912.

U. 8.
8. ^.: um anzuzeigen, daß ich im Telegrammstil schreibe.
^« Zuieinem „System" reichts noch nicht. Als ich nach Amerika kam, ließ ich mich zunächst in einem Vorort Chicagos, Evanston, nieder. Mein Töchterchen antwortete damals auf die stereotype Frage: „How 6o z?ou liKs ^nisrics,?" „I oan not ^ms' rio^, I «än onl^ Lvanston." Das war Kauderwelsch, aber Weisheit. Ieder, der über Amerika schreibt, sollte sie beherzigen. Wir kennen immer nur einen winzigen Ausschnitt, haben nur wenige Menschen und Sitten, Ideen und Institutionen prüfen können. Schließlich,ist selbst ein noch so umfangreiches, noch so „,wissenschaftliches" Buch nur Impression mit Dokumenten. Also: II. S. ^.
Wie sind die Menschen, mit denen Du hier leben wirst? Wie pie Männer? Wie die Frauen? Wer etwa zweihundert amerikanische Romane gelesen, etwa hundert amerikanische Stücke gesehen hat, kann aus ihnen den idealen Mann, das ideale Weib abstrahiren. Der Mann ist nicht „schön" oder „hübsch", er ist höchstens F«oä looKiiiA. Groß, schlank; er mag etwas ungelenk und schwerfällig sein. Auf Kleidung giebt er nichts; nur der Frackanzug soll tadellos sein. Ringe verschmäht er, doch eine Krawattennadel ist (selbst für den minder Bemittelten) äs i'iSusur. Er ist selten kontemplativ, meist aktiv. Außerordentlich praktisch und „snoossskul" (hier das dritte Wort), Arbeiter, Geschäftsmann, ein guter li^Kter im Kampf des Lebens. Von esoterischer Bildung keine Spuren. Mit Männern Kamerad. Niemals empfindlich. Gar nicht nervös. Anspruchlos. Kinderlieb. In der Frau verehrt er die höhere Natur,

Die Zukunft.

die „Reinheit", die feinere Empfindung, das tiefere Verstandniß, den subtileren Intellekt. Er ist herzenszart in seiner Behandlung des Weibes, läßt sich viel, beinahe Alles gefallen und gewährt Schutz, Nachsicht, Anbetung in unbegrenzten Quantitäten.

Die Betrachtung des täglichen Lebens bestätigt dieses Bild (natürlich trivialisirt) im Großen und Ganzen. Man vergleiche nun hiermit etwa den französischen Durchschnittsroman. Orpnslin s. Huin2s ans, inäitrs d« ss, Hortung a, vingt, hat Gaston nichts Eiligeres zu thun als Dies: sein Vermögen in elegantem Müßiggang durchzubringen. Männern gegenüber ist er „rs.iäe et e^s' sunt," oder „ä'uns zzolitssse s,1ärins,uts"; Frauen betrachtet er als ,.betss äe luxe". Einen Beruf hat er nur selten, doch mag er zur Noth Künstler in Wort, Ton oder Farbe sein; Geschäftsmann nie. Sehr verwöhnt, empfindlich, reizbar, kurz: feminin. (Man denk? an Renans Wort: ^e suis ksinine aux trois gu^rts.)

Die Iungfrau und Frau der Literatur ist manchmal schlechtweg „snest", Das heißt, sie hat wenig intellektuelle Vorzüge, wirkt aber durch ihr gefälliges Aeußere und den Zauber junger, unberührter Weiblichkeit. Doch ist auch dies holde und harmlose Geschöpf sich stets mit Stolz des Vorzugs bewußt, den ihr Geschlecht ihr verleiht. Nie erblickt sie in Ihm den „Herrlichsten von Allen", nie empfindet sie sich als Elsa vor Lohengrin. Bisweilen ist sie der gute Sportkamerad (aMIsti« Zirl), der in körperlichem Wettbewerb die Lust des Lebens sieht; dann hat sie eine angenehme, durchaus keusche Frankheit. Meist aber ist sie die schon geschilderte Trägerin aller der transszendentalen Eigenschaften, die amerikanische Aeberlieferung ihr zuspricht: eine Vestalin, die bei Osborn arbeiten läßt.

Diese Typen sind auch im „Leben" vorhanden. Allen ist das außerordentliche Selbstgefühl gemein. Die Frauen bemühen sich, geistreich, amusant, erziehend, „weiblich" zu sein, haben aber durchweg in Stimme, Miene, Geberde härtere Accente, schroffere Linien als die europäischen Frauen.

Seltsam: Die „schöne Teufelinne", Venus tout sntiers «, ss. xroie ättaeties scheint die amerikanische Literatur nicht zu kennen. Aeber das Verhältnis; von Mann und Frau in der Ehe citire ich den Brief einer Amerikanerin:

„Unsere Männer verziehen uns mit Freundlichkeit, aber sie unterschätzen uns. Sie sind, Dessen bin ich sicher, die besten Männer der Welt, aber irgendwo in ihnen muß noch das Rudiment der barbarischen Anschauung vorhanden sein, daß eine Frau geschaffen wurde, ein schönes Spielzeug zu Zein. Abends kommen sie heim, beladen mit dem reichen Erwerb des Tages, von dem wir haben

können, was unser Herz begehrt... Brillanten oder eine Saison in Europa. Aber die Geber dieser Geschenke sind durch die Erwerbsarbeit so völlig erschöpft, daß sie nach Tisch nur schlafen gehen oder einÄZaudeville besuchen können. Sie bringen die, Gaben, aber nicht die srohe B otschaft. Wenn sie doch ein paar Stunden früher kämen, mit weniger Ernte in Gestalt eines vergrößerten Bankdepots, aber mit dem schöneren Schatz der Muße, Hand in Hand mit uns zu sitzen und über die Welt und uns selbst zu reden!"

Ich glaube, daß, diese Worte Tausenden amerikanischer Frauen aus der Seele gesprochen sind.

Neulich las ich ein Dutzend „Briefe an den Herausgeber", welche die Frage erörterten, ob dasWort „Gehorchen" in der Trauformet aufrecht erhalten werden solle und dürfe. Fast alle Damen betonen mit dem hierzulande üblichen nervösen Nachdruck, daß, keine Braut auch nur die entfernteste Absicht habe, dem künftigen Manne zu gehorchen, und daß kein amerikanischer Ehemann Das von seiner Frau erwarte. Nietzsche hat gesagt: „Des Mannes Glück ist .Ich will ;des Weibes Glück: ‚Er will." Entweder war er zu europäisch oder es vollzieht sich hüben wie drüben eine Amwandlung der Instinkte. Wo dieser individualistische Standpunkt die Herrschaft erlangt, zerfällt die Familie, leiden die Kinder. Denn Konflikte bleiben in keiner Ehe aus, und wenn dann der eine Theil (der bisher meist die Frau war) sich nicht unterordnen will, so laufen die Partner auseinander. Naiv ists, zu glauben, daß solche Konflikte mit „Liebe" geschlichtet werden können. Die Ehe ist als eine dauernde Institution gedacht und die menschliche Liebe hört, im Gegensatz zur göttlichen, immer auf; ihr Flugsand ist kein Fundament. Der amerikanische Mann lächelt nachsichtig: dieMacht bleibt ihm ja doch. Er begnügt sich mit dem Wesen, der Schein ist ihm gleichgiltig. Ihn interessirt im Grunde nur das geschäftliche Leben, die materielle Entwickelung, und hier herrscht er, wird er auf unabsehbare Zeit der Herrscher sein.

Vom Stimmrecht der Frauen erwarten hier Viele eine ethische Hebung der Politik, weil bekanntlich die Frauen so viel „reiner" sind. Sonderbar! Die Frau ist seit Iahrtausenden als die Schwächere auf List angewiesen. Sie ist im Konkurrenzkampf um den Mann skrupellos in der Wahl der Mittel, kennt weder einen strengen Ehrbegriff (die geschlechtliche Ehre kommt hier nicht in Betracht), noch gewährt sie käir pls,^. Was verheißt, daß sie die herrschende Korruption bessern könne?

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_215.html[18.07.2014 17:52:30]

Im Aebrigen ist in einem Lande, das Krieg kaum zu fürchten hat, gegen das Stimmrecht der Frauen nichts einzuwenden. Ein Handwerker wurde neulich zu hundert Dollar Geldstrafe verurtheilt,weilerseineTochter geohrfeigt hatte. Ich bezweifle, daß dieses Artheil, das Autorität und Strafgewalt des Vaters vernichtete, de.' Tochter nützlich war. Sie wird nun „losgebunden, frei, erfahren, was das Leben sei". Aber meinetwegen: Ehret die Frauen! Nur scheint mir, die nützlichste und schönste Art, Frauen zu ehren, sei die Beschränkung der weiblichen Fabrikarbeit; und auf diesem Gebiet ist natürlich noch Alles zu thun.

Amerika ist viel patriarchalischer, als der Europäer denkt. Der Richte? ist hier noch der Erzieher. So stellte neulich ein Richter einea unsoliden Ehemann unter Aufsicht und befahl ihm, sechs Monate lang abends um neun Ahr zu Haus zu sein, weun er aber ausgehen wolle, seine Frau mitzunehmen.

Der Bürgermeister von New Vork, Herr Gaynor, schreibt gern Briefe, in denen er ihm Mißliebige geißelt. Er ist im Recht, wenn er vor anderer Leute Thüren fegt, denn New Bork wird täglich schmutziger. Auf dem Damm vor dem Haus des Sängers Maurel, in einer der vornehmsten Straßen, lag drei Tage langder Leichnam einer gelben Katze. Hier spricht nicht etwa ein berliner Nörgler; die ,.'Worlä" sagte erst kürzlich das Selbe.

Im Charakter des Amerikaners liegt, so energisch er ist, die Neigung zum I^isser s.11sr. Er vermeidet Friktionen, scheint immer zu überlegen, ob sich der Kraftaufwand! auch lohne, und der „Kampf ums Recht" in Bagatellen ist ihm fremd. An Schaltern und Garderoben, im Straßen« und Reiseverkehr geht Alles glatt; die Leidensgefährten sind freundlich, zu Hilfe bereit, gesprächig. Die früher grassirende europäische Vorstellung von dem brutalen, unmanierlichen Amerikaner ist hoffentlich inzwischen ausgestorben. Gerade in dieser Beziehung hat meiner Ansicht nach die Demokratie einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Snobismus ist auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt. Niemand posirt; millionenschwere Männer geben sich einfach und bescheiden. Die unverschämte Herablassung, die Prominente in Deutschland so oft an den Tag legen, ist hier unbekannt. Die „Pielzuvielen" sind herzlich und natürlich, ohne zudringlich zu sein. Ein Appell an den Gentleman vder an den guten Willen, an das Menschliche, versagt selten. Die seelische Atmosphäre ist sehr günstig.

Einen sprechenden Beweis hierfür bietet die zweite Genera-
tion der Iuden. Sie haben weder die lärmende Gewäschigkeit des
wiener noch das brüske Auftrumpfen des berliner Rassegenossen.
Sie Halten auch nicht in bewußter Selbstzucht zurück. Sie geben sich
zwanglos,und ruhig. Sie scheinen (man hälts nicht für möglich)
nicht einmal cynisch zu sein.
Das schroffe Borgehen der Vereinigten Staaten gegen Ruß-
land in Sachen der Gleichberechtigung jüdischer Reisender wurde
vielfach aus den Einfluß jüdischer Geldmacht zurückgeführt. Mag
sein; doch muß ein anderes Moment beachtet werden. Das Wort
Posas, der Prinz solle für die Träume seiner Iugend Achtung ha«
Ken, wenn er Mann sein werde, gilt auch den Nationen. Wenn
Amerika nicht an dem Gedanken der politischen, sozialen, religiösen
Toleranz, an den „Menschenrechten" und anderen wohlthätigen
Fiktionen festhält, verliert es denGlauben an seine weltgeschichtliche
Mission. Amerika bedarf einer Dosis Quijotismus, um nicht in
den schnödesten Materialismus zu verfallen.
Europäische Schriftsteller, die uns besuchen, sehen immer nur
das fiebernde New Bork; das idyllische gewahren sie nicht. And
doch kann man fünf Minuten von der City mutterseelenallein auf
einer Bank im Central«Park fitzen. Bor uns den weiten Wiesen-
«rund mit den Schafen und dem alten Schäfer, einer Lederstrumpf-
Erscheinung. And über uns den wunderbar klaren, italisch blauen
Winterhimmel. Solcher Zufluchtstätten giebt es viele, und wenn
man mit der Fähre über den Hudson.setzt, ist man in einer Pracht-
voll wuchernden Wildniß. Das ist ja wohl überhaupt Amerikas
stärkster Reiz: Urnatur und höchsteCivilisation so nah bei einander.
And dazu die felinen Launen des heute schmeichelnden, morgen
zermalmenden Klimas! Was wohl Cesare Borgia zu diesem Mi-
Neu sagen würde?
Die Pennsylvania-Station erhebt sich in ihrer Zweckmäßigkeit
zur Weihe. Kein Tempel kann edler wirken. Welche psychologische
Einsicht in dieser Architektur! Woran gebricht es dem Reisenden.
vor Allem? An innerer Ruhe. In diesen Heiligen Hallen kennt
man die Anrast nicht. Hier scheint unmöglich, Etwas zu vergessen,
zu verlieren, zu versäumen. Ein Biertelstündchen in der Pennsyl-
vania-Station zu spaziren, thut eben so viel für die Diätetik der
Seele wie ein schönes Gedicht oder ein gutes Bild.
Ein junger Schriftsteller, Harvard Graduato, dessen Bater
Knd Mutter Deutsche find, sagt mir: „Ich würde mich freuen, wenn

Deutschland im nächsten Kriege von Frankreich geschlagen würde."
Goethe findet er „kalt"; Bismarck „rollte immer die Augen". Die
erwachsenen Kinder eines sehr erfolgreichen Komponisten (Pater
verdankt seine ganze Bildung Deutschland; Mutter Arteutonin)
lehnen mit Verachtung ab, Deutsch zu sprechen. Die Söhne meines
Vetters, eines angesehenen Anwalts, können kein Wort Deutsch.
Ein hervorragender Arzt, in Deutschland geboren, sagt: „Die mo«
derne deutsche Literatur ist wohl ganz Nachahmung der Zranzösi-
schen Sexualgeschichten?" Ein unbefangen urtheilender Ameri-
kaner schreibt mir: „Die Einschätzung der Nationen im Gehirn
meiner Durchschnittslandsleute ist die folgende: Amerika, das Eu-
ropa in jeder Hinsicht geschlagen hat, dann große Pause, England,
Frankreich, große Pause, Deutschland." Diese Ansichten sind in
einer Bevölkerung, in der manche Statistiken siebenundzwanzig
Prozent deutscher Abstammung zählen, immerhin befremdend.
Freilich: Herr v. Bethmann ahnt nicht, wie es auf hier lebende
Deutsche wirkt, wenn er, nach Mahlen wie den letzten, im Reichstag
erklärt, von den Rechten der Krone werde nicht ein Titelchen abge-
lassen werden. Diese als Prinzipienstrenge aufgedonnerte Ideen-
armut!),kann man nur belächeln. Mie soll man sich, wenn man nicht
sehr tief im Deutschthum wurzelt, nach einem Lande politischer
Versumpfung zurücksehnen?
Das Gerede über den dritten „tsrin" Roosevelts ist müßig.
Es giebt keine „monarchische Gefahr" für Amerika. Wichtig aber
ist die Frage, welche Ideen Poosevelt denn vertritt. Referendum,
Initiative und, als äernisr «ri, den Recall, die Kafsirung gericht-
licher Urtheile und Absetzung mißliebiger Beamter, auch der Rich-
ter, durch Volksabstimmung. . .. Das heißt: Umwandlung der Re«
präsentativ-Republik in eine „wirkliche" Demokratie. Alle diese
Maßregeln, mit denen ja einzelne Staaten schon experimentiren.
verschlechtern das Material der Gesetzgeber und Richter, weil sie
Kongreß und Richter erniedrigen, erzeugen immer neue politische
Beunruhigung, vervielfachen die Abstimmungen, nehmetn dieMög-
. lichkeit legislatorischer, fachmännischer Durcharbeitung und legen
wichtige Entscheidungen in die Hand einsichtloser... Minoritäten.
Ein Beispiel: Im Staate Kalifornien wurden im Oktober 1911
dreiundzwanzig Amendements zur Verfassung, darunter Verlei-
hung ^des Stimmrechts an die Frauen, auf einen Hieb, den Wählern
unterbreitet. Die Gesammtzahl der Stimmen betrug sechzig Pro-
zent von denen, die im Iahr 1908 für die Präsidentenwahl abge-
geben worden waren.
, Roosevelt hat jetzt nur einen Gedanken: er will der Erwählte

des Volkes sein. Daher giebt er sich „logisch" und „einfach". Logisch: die Richter sind Diener des Volkes; warum sollte das Volk sie nicht absetzen? Natürlich sind die Richter eben so wenig in Republiken Diener des Demos wie in Monarchien Diener der Krone. Sie sollen Diener des Gesetzes sein. Präsident Butler sagt mit Rech!, unter der Herrschaft des Recall wären Washington, Madison, Lincoln und Cleveland abgesetzt worden. And einfach: Wozu komplizirte ,Arbeitstheilung? Alles durch das Volk und für das Volk. Demagogische Plattheiten, die aber die Grundlagen des amerikanischen Verfassunglebens bedrohen.

Als ich noch in Deutschland lebte, suchte ich oft leichte und doch lohnende englische Literatur und verlor viel Zeit und Geld mit Mißgriffen. Schließlich weiß selbst der junge Mann bei „Nikolai" nicht immer recht Bescheid. Vielleicht ist den Lesern ein Fingerzeig willkommen. Gertrud Atherton„?nsOonqusror" (Hamiltons glänzende und tragische Gestalt), Eleanor Hallowell Abbott Sick Lsg und Noll^-^läKe-Sslisvs (Federleicht, süß, doch nicht zuckrig), Kate Douglas Wiggin „RsbeKkA ok simn^iirook ?ärin" (Liebenswürdiges Idyll), Royal Cortissoz „^okn I^s, ?s.rZs" (Für Kunst-Interessirte; ein distinguirtes Buch), Edith Wharton ,Me ttouss oi' Nirtn" (Typisches aus der newporker Gesellschaft), Mary E. Wilkins „?sinbr«Ks" (Still und echt) und von dem Engländer F. W. Bain „?us DiZit, ok tne Noon" (Entzückende hindostanische Liebesagen). Von dem wundervollen Aufschwung, den Arnold Bennett dem amerikanischen Roman vor einigen Iahren in der ^oi'tii ^.inericäii Review prophezeite, vermag ich nichts zu entdecken. Das Beste ist gute Anterhaltunglecture, ungefähr auf der Höhe unserer Stratz, Wohlbrück, Zobeltitz, die ja viel erzählerische Begabung besitzen. Typen wie Keyserling, Thomas Mann, Irene Forbes-Mosse, die „Feinen im Lande", kenne ich hier nicht. Der Amerikaner hält sich überhaupt (vom Bombast patriotischer Festrhetorik abgesehen) an das Wort: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Er denkt, eigentlich „komme es doch auf den Inhalt an". Der literarische Monismus ist ihm fremd; er unterscheidet noch Leib und Seele.

William Dean Howells, nach Taft „der größte lebende amerikanische Romandichter!', hat bei dem Banket, das ihm an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage gegeben wurde, gesagt, „Our >1ra,-in», niainl^ Iiäü desn clevent »ncl «lean svveet. äs «ur ^versus lit's iL." Der Satz zeigt, wie grundverschieden Gebildete diesseits und jenseits des Ozeans über die Aufgaben des Dramas denken.

New Bork. Eduard Goldbeck.

!S8

Die Zukunft.

Katharina.

SW?ie Lebensgeschichte der großen russischen Katharina sollte man, nachdem man eine ganze Bibliothek von Schriften durchgearbeitet hat, im Ton eines modernen Märchens erzählen, in dessen bunten Bildern das sonst Unbegreifliche amEhesten natürlich und faßlich erscheint. Man müßte von einem deutschen Aschenbrödel sprechen, dem auf der Reise von dem armsäligen Fürstenhof Anhalt-Zerbst nach der neuen Stadt Peters des Großen die verstaubten grauen Kleider abgenommen und dafür kostbare Pelzgewänder umgehängt werden. Man müßte zeigen, wie sich aus der dünn aufgetragenen europäischen Kultur alle Schrecken der Barbarei mit Folter, Galgen, Richtblock und Gift an die noch nicht Fünfzehnjährige heranschleichen, auf deren Stirn sich aus Eisreif und Schneenebel plötzlich eine golden glitzernde Krone herabsenkt, als Sinnbild der Herrschaft über viele Millionen Menschen, denen ein einziger Wille gebietet. Bis schließlich, wie in einem orientalischen Ballet, während ein Meer von Licht und Farbe zusammenströmt, die „Apotheose" vor der staunenden Welt erfolgt. Kein Wunder, daß, die geschichtliche Darstellung, die keine Phantasie zum Gestalten mitbringt, sondern nur Thatsachen mit einander verknüpft, hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, wenn sie die Persönlichkeit dieser Kaiserin ausgestalten will. Der Deutschrusse Brückner hat in seiner Biographie der „Semiramis des Nordens" (man kommt um das abgegriffene Wort Voltaires schwer herum) das Material mit rühmlichem Gelehrtenfleiß, geschichtet, das die einzelnen Theile einander verknüpfen konnte. Der französisch schreibende Pole Waliszewski, dessen Temperament für das Verständnitz einer solchen Frauennatur besser geeignet ist, läßt nach dem anschaulich erzählten ersten Drittel sein Werk in lauter selbständige, werthvolle Essays über Katharinas Charakter als Herrscherin in äußerer und innerer Politik, als Frau mit ihrer Günstlingwirthschaft, ihren künstlerischen Neigungen und literarischen Arbeitenzerfallen. Der grundgelehrte und eben so gewissenhafte Russe Wassili Bilbassow hat von den zwölf Bänden des Riesenwerkes, das er Katharinen widmete, die mittleren acht Bände, wie bestimmt versichert wird, vor seinem 1904 erfolgten Tod auf den Wunsch des Zaren Nikolai Alexandrowitsch verbrannt. Bilbassow führt uns in den übrig gebliebenen Bänden nur bis zur Staatsumwälzung und Thronbesteigung der Kaiserin und schildert sie dann „im Urtheil der Weltliteratur", wobei er ungefähr dreizehnhundert in nichtrussischer Sprache über sie erschienene Werke in ihrem Inhalt bespricht und kritisirt. Eine wahre Schatzkammer biographischer For-

schung über die größte Herrscherin, die je gelebt hat, ist durch den Willen des Selbstherrschers zum größten Theil zerstört worden.

Das Märchenhafte im Leben der Kaiserin Katharina beginnt schon bei ihrer Geburt. „Eine Tochter dreier Väter" hat sie Heinrich von Sybel in einem Aufsatz genannt, der in das Dunkel ihrer Abstammung hineinzuleuchten sucht. Ihr legitimer Bater, der ernste, steifleinene preußische General und Gouverneur von Stettin Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, war weder zur Brautreise seiner Tochter nach der nordischen Palmyra, wohin ihre Mutter sie begleitete, noch zur Verlobung« und Hochzeitfeier mit dem verblödeten Großfürsten Peter eingeladen worden. Am Liebsten hätte man den alten Herrn über den ganzen tzeirathplan im Unklaren gelassen, was natürlich nicht durchführbar war. Der Fürst hatte sich in Schwedt an der Oder von feinem „Fiekchen" (wie die Prinzessin im Familienkreis genannt wurde) militärisch gefaßt verabschiedet, ihr ein Heft mit Verhaltungmaßregeln für die fremde Umgebung mitgegeben; und hat sein Kind nie wieder gesehen. Als er 17^7 starb, war aus der Prinzessin Sophie Friderike Auguste bereits seit zwei Iahren die Großfürstin Katharina Alexejewna mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit" geworden, die sich längst überzeugt hatte, daß, ihrem „lieben Gemahl" das Einexerziren von Bedienten, das Dressiren von Hunden und der zwanzigmalige Wechsel der Uniform (im Lauf eines Tages) lieber waren als die sinnlich leuchtenden Augen und kirschrothen Lippen seiner Frau, die ihm aus dem Nichts einen Romanow gebären sollte. Katharinas Beziehungen zu ihrer Familie lockerten sich schnell. Ihre Mutter hatte sich durch Klatschereien in Petersburg unmöglich gemacht und wurde gleich nachder Hochzeit schnell nach Deutschland zurückgeschickt. Ihr Bruder, der als Fürst in die Erbschaft von Anhalt-Zerbst vorrückte, war ihr gleichgiltig. Die Mutter, eine Prinzessin von Holstein-Gottorp, war um zweiundzwanzig Iahre jünger als ihr Mann und in allen Stücken das Gegentheilvon ihm ;ehrgeizig, leichtsinnig, verschwenderisch,vollGeistundBildung.SelbsteinsovorsichtigerMannwieKurd von Schloezer betont, daß die heißblütige Dame früher mit dem natürlichen Sohn des General Trubetzkoi, dem bekannten Iwan Betzki, der später als Kunstkenner und als Begründer von Findelhäusern und Erziehunganstalten in Petersburg eine große Rolle spielte, in sehr nahen Beziehungen gestanden habe. In Paris, 1728, wo er zur Russischen Gesandschaft gehörte und Katharinas Mutter ein Iahr vor der Geburt ihrer Tochter lebte. Betzki wurde steinalt, schließlich blind und taub. Als die Kaiserin den hinfälligen Greis besuchte, neigte sie sich zu seinem Lehnstuhl nieder und küßte ihm

gerührt die tzand. Der Roman ihres Lebens ertheilt diesem Betzki die Rolle eines zweiten Vaters. Den dritten Erzeuger hat der Historiker Sugenh eim, freilichein wüthenderRussenhasser, in seinem 1836 erschienenen Werk „Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland" i". der Person Friedrichs des Großen herauszufinden versucht. Die strenge Fachwissenschaft hat die überraschenden und gewagten Schlüsse, mit denen Sugenheim feiner Vermuthung , den Stempel der Gewißheit aufdrücken möchte, kurzweg abgelehnt. Johannes Scherr meint, daß man diesen Gelehrten wegen seiner herben und manchmal barocken Form mit allzu großem Mißmuth beurtheile und das von ihm aufgebrachte Kuriosum mindestens prüfen müsse, weil er sonst kein leichtgläubiger Mann sei. Zwischen der Frau des so viel älteren preußischen Generals und dem siebenzehnjährigen Friedrich habe, als der Kronprinz sich am sächsischen Hof Augusts des Starken austobte, ein schwerlich als platonisch zu bezeichnendes VerhSltniß bestanden. Ferner weist Scherr auf ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß dafür hin, daß gerade neun Monate vor Katharinas Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Befuch in Zerb stj oder Dornbach abgestattet habe. Das Interesse, das er als König an der Heirath der Prinzessin mit dem Großfürsten Peter nahm, <war so ledhaft, daß es sich durch, politische Gründe allein kaum erklären läßt. Als die knapp Fünfzehnjährige bald nach ihrer Ankunft in Petersburg schwer erkrankte, schrieb der König einen Tag um den anderen sorgenvolle Briefe dorthin, als handelte es sich um eine nah Verwandte. Schwarz auf Weiß läßt sich diese Spur nicht weiter verfolgen; ernst zu nehmende und vorsichtige Männer, wie der als Jurist von Gneist hochgeschätzte Baron Nikolai von Bistram, Majoratsherr in Russisch-Polen, behaupten aber, in den Archiven Dokumente gefunden zu haben, die diese Abstammung Katharinas beweisen.

Bei ihrer Thronbesteigung erließ sie ein Manifest an ihre Russen, worin sie den von Peter gegen Ende des Siebenjährigen Krieges mit Preußen geschlossenen Frieden als ein Verbrechen und König Friedrich als den Totfeind ihres Landes bezeichnete. Aber im Text der Proklamation, die an die Gesandten abging, wurden die beiden Worte „Verbrechen" und „Totfeind" getilgt. Katharina erklärte zum Erstaunen Aller, daß. ihr Land von den vorausgegangenen Kämpfen zu sehr geschwächt sei, um den Krieg gegen Preußen fortsetzen zu können. Zu diesem plötzlichen Wechsel ihrer politischen Gesinnung wurde sie durch einen Brief Friedrichs veranlaßt, der eine überraschende Enthüllung enthielt und auf sie einen tiefen Eindruck machte. Was stand darin?

Der Frau Mama konnte man schon Allerlei zutrauen. Sie endete in Paris als vornehme Hetäre, fast erdrückt von einem Berg von Schulden, den russische Hilfe beseitigen mußte. Das Märchen, zu dem sich die Geschichte der Kaiserin auslebt, gewinnt einen erstaunlichen Schwung ins Phantastische, wenn man mit der Möglichkeit rechnet, daß nach dem Erlöschen des Hauses Romanow beim Tode der Kaiserin Elisabeth „Fiekchens" Sohn Paul Hohenzollernblut auf den Zarenthron brachte.

Friedrich der Große behauptete noch ein Iahr vor seinem Tod im Gespräch mit Segur, daß Katharina zu der gräßlichen Ermordung Peters des Dritten nicht mitgewirkt habe und die beiden Orlow, Gregor und Alexej, allein dafür verantwortlich seien. Mit bloßem Ia und Nein ist aber diese Frage nicht zu beantworten. Die Kaiserin war weder dumm noch schlecht genug, um den Verschworenen offen zu sagen, wie man den Zaren unschädlich machen könne. Aber sie wußte, daß der arme Narr, so lange er lebe, eine furchtbare Gefahr für ihren Thron bedeuteund die stärksten Mauern^ die zuverlässigsten Wachen in Schlüsselberg sie davor nicht schützen konnten. Als Meisterin der Verstellung, die jede Rolle mit vollendeter Täuschung ihrer Umgebung durchführte, ließ sie dieBetheiligten mindestens ruhig gewähren, als ahne sie nichts Böses. Auch verhängte sie über die Mörder nicht einmal den Schein einer gerichtlichen Antersuchung und schrieb an den Bildhauer Falconet, den Schöpfer des herrlichen Peterdenkmals in Petersburg, daß „ohne seine schlechte Haltung dem Kaiser sicher nichts zugestoßen wäre". Auch dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Kaiser Ioseph trug sie bei deren Besuch in ihrer Residenz alles zu ihrer Rechtfertigung Dienende vor, da sich scharfe Anklagen wegen ihrer Haltung nach der Schreckensthat gegen sie erhoben. Ihre drei neusten Biographen suchen sie rein zu waschen; aber keiner von ihnen entschließt sich, den Hergang der Ermordung zu erzählen, obwohl darüber ein zuverlässiges Zeugniß vorliegt: das des Herrn de Rulhiere, der während der Revolution Sekretär der Französischen Gesandschaft in Petersburg war, eines geistreichen Mannes, der alle Persönlichkeiten bei Hof und in der Armee genau kannte und unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehenen eine sehr interessante kleine Schrift: „Ilisloireon aneoclotss pour 1s, rsvolution ä« Russis" verfaßte. Er las sie aus dem Manuskript in Paris Diderot, D'Alembert, Frau Geoffrin und Allen, die sich dafür interessirten, vor. Als Katharina davon hörte, bemühte sie sich, die Blätter in ihre Hände zu bekommen und zu vernichten. Sie wollte Rulhivre das Heft für einen hohen Preis abkaufen und bot ihm

obendrein einen Konsulatsposten an. Sie erreichte aber, durch Diderots Vermittlung nur, daß diese Arbeit erst nach ihrem und des ^Verfassers Tode 1797 veröffentlicht wurde. Sie selbst hat das Manuskript niemals gesehen. Darin wird geschildert, wie Gregor Orlow den Zaren zuerst mit einer Flasche vergifteten Burgunders umzubringen suchte und dann Orlows Bruder Alexej mit seinen Helfern den nach Milch schreienden und sich übergebenden Zaren aus dem Bett zerrten, ihn mit Fäusten und Knien bearbeiteten und schließ« lich mit einer Serviette erwürgten. Die Kaiserin ließ verkünden, daß Peter an einer schweren Krankheit (man sprach von einem Hämorrhoidalleiden) plötzlich gestorben sei, und berief sich auf den „Willen Gottes" und die „göttliche Vorsehung", als sie ihre getreuen Auterthanen einlud, für des Kaisers Seelenruhe zu beten. Das Schreckbild der Ermordung wird von den Historikern vorsichtig verhängt; sie sagen, es sei schon oft genug zur Schau gestellt worden. Wie viele Menschen aber haben das Büchlein von Rulhiere jemals gesehen?

Aus solchen Gräueln steigt das Leben Katharinas zu märchenhaft sonnigem Glück empor. Sie erfand, was man heutzutage ein Pretzbureau nennt; und für sie schrieben dort die seinen Federn der Voltaire, Diderot und Grimm. An verzuckerten Schmeichelworten aller Art wurde nicht gespart. Die Kaiserin erlebte ihre Unsterblichkeit. Im Jahr 1834 erschien sie als Heldin eines Schauspiels der Birch-Pfeiffer („Die Günstlinge") im berliner Schauspielhause, wo Auguste Crelinger sie in ihrem Seelenkampf zwischen der Pflicht fürs Vaterland und der Liebe zu ihrem jungen Freund Mamonow darstellte, dem der schlaue Patjomkin seinen Segen ertheilt. 1844 brachte Fräulein Rachel mit allen Blitzen und Donnern ihrer TragödienglutheineKatharinavon Hippolyte Ramond auf das Thuirs Francis; in unsinniger Verdrehung alles Thatsächlichen und Möglichen läßt der Autor die Kaiserin den Plan hegen, den auf der Festung Schlüsselburg schmachtenden Iwan den Dritten zu Heirathen. Zu einer Lustspielfigur wurde sie in einem zweiaktigen Stück „Die Gefangenen der Zarin" von W, Friedrich 1847 gemacht und bekannt ist, daß. Meyerbeer seine Oper „Das Feldlager in Schlesien" zu seiner „Ltoils än norä" umarbeitete, womit die russische Kaisern gemeint war. Soeben versendet der Verfasser des „Taifun", Melchior Lengyel, ein Stück „Die Zarin" an die Bühnen. Wie viele Katharinendramen es sonst noch geben mag, entzieht sich jeder Berechnung.

Auch das Geschlechtsleben dieser Semiramisistentweder heuchlerisch vertuschtoder imMachweislichen übertrieben ausgemalt wor-

den. Sie kam ahnungloser nach Petersburg, als man für möglich halteil sollte, und sie hat acht Iahre lang neben der Impotenz Peters manche Nacht verzweifelnd durchweint. In ihren „Memoiren", deren Echtheit verbürgt ist, erzählt sie rückhaltlos, daß, man sie mit Borwürfen überhäufte, weil sie keine Kinder bekam, und ihr die Wahl eines „Vaters" durchaus frei ließ. Nachdem der schöne Ssaltykow seine Pflicht gethan und Poniatowski, der später König von Polen wurde, sie in die Geheimnisse der pariser Salonkultur eingeweiht hatte wurde die Günstlingwirthschaft, in der Zeit Gregors Orlow, zu einer staatlichen Einrichtung, die man eben so anerkannte wie die Maitressenherrschaft der französischen Könige. Die Kaiserin scherzte kaum, wenn sie schrieb, daß, sie sich ein Verdienst um ihr Vaterland erwerbe, indem sie die „Erziehung junger talentvoller Leute vollende". Patjomkin war der Erste, der nicht nuraus ihre Lüste einging, sondern auch ihrestaatsmännischenIdeen ausführte und für einen tüchtigen Ersatz im Schlafzimmer sorgte. Eine allerliebste Anekdote Pflegte Iwan Turgenjew von der Kaiserin zu erzählen. Als sie sich einst mit Patjomkin gezankt hatte und nichts mehr von ihm wissen wollte, trat der „Cyklop", wie er wegen seines einen Auges genannt wurde, vor einen prachtvoll gewachsenen Soldaten, der vor dem Schloß, von Zarskoje Sselo auf Posten stand, und fragte, ob er ihn kenne. „Zu Befehl!" „Gut. Dann eile sofort in das Erste Stockwerk des Schlosses. Dort wirst Du im zwei« ten Zimmer links eine etwas starke, ältere Dame finden, die auf einem Sopha liegt und ein Buch in der Hand hält. Du wirst sie in Deine Arme nehmen, ihr einen kräftigen Kuß geben und mit ihr wie mit Deiner Frau verfahren. Verstanden?" „Zu Befehl, Hoheit!" antwortete der Soldat, machte Kehrt und lief ins Schloß. Noch war nicht Abend geworden, als Patjomkin von der Kaiserin einen zärtlichen Brief erhielt, <in dem ,sie ihn für den „Freundschaftdienst" herzlich dankte und betheuerte, daß zwischen ihr und ihm Alles beim Alten bleibe.

Mein in Rußland verbotenes Buch „Der Roman einer Kaiserin" ist aus der Erwägung entstanden, daß zwischen der Trockenheit und Anvollständigkeit der geschichtlichen Darstellung und den Erzeugnissen der Sensationsucht eine Lücke auszufüllen sei. Ich durfte es wagen, nachdem ich seit fast dreiMg Fahren das Zarenreich von der baltischen Küste bis nach der Krim, dem Kaukasus und auf der Sibirischen Bahn bis nach China und dem Stillen Ozean durchstreift und in vielen Schriften das Kulturleben Rußlands geschildert hatte. Ich wollte die Kaiserin in ihrer Entwickelung von den Leidensjahren der Ehe an, in ihrer Arbeitleistung und geistigen

Ueberlegenheit, in ihrer Verliebtheit und Menschlichkeit, im Verkehr mit den französischen Philosophen, aber auch in ihrem Zu» sammenhang mit deutschem Wesen (zum Beispiel: bei der Begründung der Wolgakolonien) schildern. In vielen Besprechungen meines Buches wurde erzählt, ich habe behauptet, Katharina sei eine Tochter Friedrichs des Großen gewesen. Das ist nicht richtig. Ich habe mich bemüht, objektiv zu bleiben und voreilige Schlüsse zu meiden. Die Art des Materials, auf das der Glaube an Friedrichs Vaterschaft sich stützen kann, habe ich hier angedeutet. Neuerdings hat sich auch der Onkel der deutschen Kronprinzessin, Großfürst Nikolai Michailowitsch, Bruder der Großherzogin Anastasia, in seinen historischen Untersuchungen damit beschäftigt; in Nußland wird über diese Frage überhaupt unbefangener als bei uns gesprochen. In der berliner Ausstellung „Friedrich der Große in der Kunst" hingen die Portraits des Königs und der früheren Prinzessin aus Zerbst (vom preußischen Hofmaler Pesne) einander gegenüber und wirkten, vom Unterschied des Geschlechts abgesehen, wie ein doppelter Abglanz der selben Seele. Meinte man nicht, in diesen beiden Gesichtern die Worte zu lesen: Wir wissen Etwas von einander, das die amtlich abgestempelte Geschichte verschweigen, das nur in Staatsarchiven, in verschlossenen Truhen und versiegelten Dokumenten zu finden sein wird?

Eugen Zabel.

G

Schlafstall.

^Auf seinem großen Vesitzthum hatte der Graf am Gelände des Sees <8W Thonschichten entdeckt. Da sie recht ergiebig schienen, wie die Prüfung durch Sachverständige ergab, beschloß er, dort eine Ziegelei zu «rrichten. Im Frühjahr wurde mit dem Vau begonnen und schon im Herbst standen die Gebäude; fertig zur Uebergabe. Der große Ningofen mit seinem weithin sichtbaren hohen Schornstein hatte so manchen Bauer und Kleinstädter vom nahen Markt nach der Ziegelei gelockt. Alle wollten den Ziegelofen, wie sie sagten, besichtigen. Da standen sie, besonders gern an Sonntagen, auf der Landstraße und kritisirten. Als im Frühjahr dann der Postbote eines Morgens durch die Felder seinen gewohnten Weg in die auf den Hügeln zerstreut liegenden Bauernhöfe machte, sah er zu seinem Erstaunen den ersten blauen Nauch aus dem großen Schornstein aufsteigen. Wie wenn es bei ihm

selber brenne, beschleunigte er seine Schritte, um Jedem, dem er einen Brief oder ein Paketchen zn geben hatte, das Gesehene, als größte Neuigkeit, mitzutheilen. Nachmittags war denn auch die ganze Gegend auf den Beinen. Alle wollten sehen, ob der Ofen gut brenne und wie gearbeitet werde. Die Meinungen waren getheilt; aber in Einem mußte man dem Grafen Recht geben: er setzte durch, was er sich einmal vorgenommen hatte.

Mit der Ziegelbrennerei gings vorwärts und der Inspektor machte dem Grafen den Vorschlag, polnische Arbeiter anzustellen; weil sie billiger und fleißiger seien als andere. Der Vorschlag wurde angenommen und bald erschien ein Trupp Arbeiter und Arbeiterinnen, die, mit Säcken, Bündeln und Kästen bepackt, in die Scheunen und Häuser einzogen. Das war wieder eine Neuigkeit und gab zu allerlei Geklatsch Anlaß. Der Apotheker sprach vom sanitären Standpunkt, der Küster vom religiösen, der Gendarm vom Schreibnamenverzeichniß und das lustige Schneiderlein vom Thierschutz. Allmählich aber verstummte das Gerede und die Gewohnheit ließ Alles seinen Gang gehen. Selbst die früher Angestellten und nun Entlassenen zogen still ab und bald sah Niemand mehr durch das Gitter noch der Ziegelei oder zu den Rauchwolken empor, die dem großen Schornstein entstiegen und oft die Sonne verdunkelten.

Wie in einer Welt für sich lebten die „Polnischen". Auf dem Markt erschien wohl Einer oder Eine, um in gebrochenem Deutsch nach dem Preis von Stoffen, Schnaps, Petroleum, Waaren aller Art zu fragen. Bescheiden, wie sie gekommen, gingen sie auch wieder. Fleißige und billige Arbeiter. Die meisten Iungverheiratheten schliefen in einem Raum, der einem Stall ähnelte; für die wenigen unverheiratheten Mädchen war ein Verschlag gemacht, hinter dem sie ihre Ruhstatt Hatten. In der Woche wurden sie von einem dort Ansässigen beaufsichtigt. Samstag und Sonntag aber ging der Mann ins Dorf, um bei seiner Familie zu bleiben.

Das machten sich die Polnischen zu Nutzen. Die ganze Woche schwere Arbeit und strenge Aufsicht! An den freien Abenden wurde bei Harmonikaspiel, Gesang, Tanz und Schnaps das Leben genossen. Schnaps: Das war die Hauptsache. Beim ersten Glas schnalzten die Zungen; die kleinen Augen der Männer schlossen sich vor Vergnügen und zuckten dann in Entzücken auf. War erst das Feuer entfacht und das Blut im Kreisen, so tranken die Weiber und Mädchen auch Schnaps und schnalzten und schmunzelten. Trieben sie es gar zu toll und laut mit Sang und Tanz, der durch das Stampfen der benagelten Stiefel und Holzpantinen zum Dröhnen anwuchs, so erschien Wohl der Inspektor in dem von Pfeifendampf und Lampenblak angefüllten Schlafftall, knallte mit der großen Hundepeitsche und gebot Ruhe. Das geschah aber selten; er gönnte den „Billigen" den Feierabend. Auch fuhr er, als Iunggeselle, dann meist in den Marktort, um sich in besserer Gesellschaft zn ergötzen.

22^) Die Zukunft.

Unter den polnischen Mädchen fiel Katinka, die Iüngste, auf. In besser sitzendem Kleid hätte sie, mit ihrem Wuchs, Wohl den Vergleich mit manchem Stadtfräulein ausgehalten. Kleine Füße, kleine Hände, starke blonde Zöpfe; sogar, trotz der schlecht gemachten groben Iacke, eine Taille. Beim Gehen wiegte sie sich in den Hüften und ihre blauen Augen hatten etwas Lustiges. Kam der Feierabend, so tanzte sie wilder und länger als alle Anderen; stets war sie die Letzte, die auf ihr Lager fiel. In einer solchen Nacht hatte sich Ignaz zu ihr geworfen.

Schon stürmte es über den See und über das Hügelland. Der Herbst kam. Durch die Fenster und Thüren des Schlafstalls stöhnte der Wind.

Stöhnte der Wind oder waren es die Wehen des Mädchens? Unheimlich klagten Beide in die dunkle Nacht, deren Ruhe schon vom Schnarchen der Müden gestört wurde.

Vor Schmerzen hielt es Katinka nicht mehr aus. Sie weinte laut. Das weckte Manchen. Müde Leute, die ausschlafen wollten. Sie brüllten das Mädchen an, draußen möge sie heulen; nicht hier. Sie drohten ihr und jagten sie, die weiter schluchzte, schließlich aus dem, Schlafstall. Zitternd wankte sie, im Hemd, über den Hof, dem Ackerland zu. Da fiel sie und blieb, wie leblos, liegen.

Als der Morgenwind feuchte Tropfen auf ihre heiße Stirn warf, weckte sie ein Schrei. Im Osten zogen fahle, gelbe Wolken auf, die den Tag ankündeten. Die Glocke der Ziegelei rief zur Arbeit.

Zur Arbeit! So drängte es auch in Katinka. Von ihrer Kindheit an kannte sie nichts Anderes als Arbeit unter fremden Menschen. Vater und Mutter waren ihr fremd, fremd war ihr die Heimath gewesen.

Wieder ertönte die Glocke. Da warf sie das Kind, wie eine unnütze Last, in den vom Regen angeschwollenen Bach, der es gurgelnd aufnahm. Erleichtert fühlt sie sich; wusch sich und eilte dann, so schnell sie konnte, an die gewohnte Arbeit.

Nach wenigen Tagen kam der Inspektor mit einem Gendarm in die Trockenscheune, wo die Mädchen Ziegel schichteten. Die Kindesleiche war gefunden worden und der Verdacht auf die Polnischen gefallen.

Nach kurzem Verhör gestand Katinka. Sie wurde gefesselt und ins Gericht abgeführt. Die Verhandlung dauerte nicht lange. Auch hier gestand das Mädchen Alles. Das Urtheil lautete: Fünf Iahre schweren Kerker. Lachend ging Katinka ins Gefängniß; denn sie kannte kein Gesetz.

Im Marktort wars ein großes Ereigniß. In Gruppen standen sie vor dem Gerichtsgebäude und beschimpften das polnische Mädchen; das Aergste leisteten die Weiber.

In der Wirthsstube zum Goldenen Engel aber saßen die besseren Leute: der Apotheker mit seinem sanitären Standpunkt, der Küster mit seinem religiösen, der Gendarm mit seinem Schreibnamenverzeichniß; später kam auch das lustige Schneiderlein mit seinem Thierschutz.

München. Paul Kal'isch.

Anzeigen.

Sorö Chesterfielös Briefe an seinen Sohn. Verlag von Georg Müller in München.

Ein guter Europäer, einer der freisten und, beredtesten war Philipp Dormer Stanhope, der vierte Earl von Chesterfield. Man wußte von ihm als von einem Lebenskünstler, der nicht allein das Wort und die Feder, sondern auch die reale Welt selbst zu meistern gelernt hatte, so weit eben Kraft, Wille und Zucht an sie herankönnen. Er glänzte als Schriftsteller, als Hofmann und Diplomat, als Redner, Gesellschafter, Causeur, er war einer der tüchtigsten Verwalter Irlands, wo seine amtliche Wirksamkeit lange unvergessen blieb. In welcher Weise ihm gelang, sich im englischen Parlament auch bei seinem Wissen und Können ziemlich fern liegenden Gegenständen als Redner hervorzuthun, darüber hat er selbst sich in seinen Briefen und Schriften ausgesprochen. Sein Weltruf stammt aber aus der nach dem Tode des Achtundsiebenzigjährigen von seiner Schwiegertochter Eugenie Stanhope 1774 veröffentlichten Briefsammlung: .,I,etter8 ^ritten b> tke läte Ki^Kt lionourable ?KiIip Dormer Lts,nKope Lsrl 01 OKesteriieI6 t« Kis son ?KiIip LrsnKope L^qu,; lare erivc>x extraorgiriary 2t tke Oourt ok Dresden; to^ekker witk seversl orker pieces on various subjects," Es waren wirkliche Briefe, ohne jede zwinkernde Nebenabsicht auf posthume Veröffentlichung und Nachruhm geschrieben. Als diese Erziehungbriefe in Druck erschienen, war es, zunächst im Inselreich, ein literarisches und gesellschaftliches Ereigniß. Religion und Sittlichkeit schienen wieder einmal in Gefahr. Aber alle Schmähungen und Angriffe konnten nicht hinbern, daß das Werk einen Siegeslauf antrat, daß Auflage auf Auflage folgte und daß es alsbald in andere Sprachen übersetzt wurde. Natürlich hat es ihm auch in Deutschland an heftigen Widersachern nicht gefehlt. F. C, Schlosser, der ja so Manchen mit der Berferkerwuth seiner Uebermoralität anfiel, schrieb in seiner (trotz dem darin sein Unwesen treibenden sittlichen Rigorismus) noch immer bedentsamen Geschichte des achtzehnten Iahrhunderts von der Briefsammlung als von „einer in gefeilter Form ganz vortrefflich geschriedenen Gaunermoral, die in England gleichzeitig mit der Sentimental!tät eines Sterne und der übertriebenen Religiosität eines Poung Mode ward". Es ist, als ob Schlosser den Begriff des guten Europäers vorausgeahnt hätte, denn er macht Chesterfield an anderer Stelle zum Vorwurf, daß er sich nach dem Beispiel der Franzosen bemühe, „eine vornehme und allgemeine Literatur der höheren Klassen zu erschaffen, die, allen Europäern angehörend, jedes nationalen, individuellen, kräftigen Charakters ermangelt und im Egoismus weichlich zerfließt". Gegenüber dieser von Schlossers Sittlichkeitfanatismus zeugcnden Bewerthung darf wohl auf das in seiner Knappheit alles Wesentliche zusammenfassende, daher alle neuen Worte überflüssig machende Urtheil des stets sorgsam abwägenden, gerecht und vornehm denkenden Hermann Hettner verwiesen werden, der von den Briefen so

Die Zukunft.
Chesterfields sagt: „Die Wahrheit ist, daß dies Buch einen herrlichen Schatz der feinsten Beobachtungen und Lebensmarimen enthält. Es ist eine Schule der Höflichkeit und des guten Tones, eine Erziehung zum Weltmann, zum man ok kssliion". Freilich sieht sich auch Hettner gezwungen, noch hinzuzufügen: „Aber zum Weltmann um jeden Preis". Eine vollständige Uebertragung des Originals erschien 1774 bis 1777 bei Weidmanns Erben in Leipzig; der Uebersetzer hat sich nicht genannt. Diese Ausgabe haben wir für unsere Ausgabe benutzt. Wir sind dabei von dem Gedanken ausgegangen, den ganzen Geist Chesterfields in allen seinen Ausstrahlungen zu zeigen und dem Leser nichts von der in der Briefsammlung waltenden Art des Mannes vorzuenthalten, insbesondere also keine sittenrichterliche Censur zu üben. Die Uebersetzung haben wir im Großen und Ganzen beibehalten. Sie ist, als einheitliche Leistung genommen, durchaus gut; auch der altfränkische Ton paßt heute noch trefflich zu dem Werk. Verleger und Herausgeber sind übereingekommen, das Werk in die von Otto Julius Bierbaum begründete „Bücherei der Abtei Thelem" als achten und neunten Band einzureihen. Sie meinen, damit nur im Sinn des verstorbenen Dichters zu handeln. Schrieb doch Bierbaum: „Wer die Kapitel 52 bis 58 des Ersten Buches im Gargantua kennt, erfaßt den Sinn der Uebertragung des thelemitischen Klostergedankens auf eine Büchersammlung ohne Weiteres. Vor Allem wird damit gesagt, daß es nicht eine Bibliothek für Alle sein soll, insbesondere nicht für Die, denen Gottlob Regis die Namen aufgebrannt hat: Gleisner und Zeloten, Duckmäuser-Roten, damischer denn Gothen, Brummbär und Eifersüchter, Krokodilgelichter, Dagegen: Kamerad erlesen, von munterem Wesen mit lauterem Sinn freue sich hierin. Solchen Männern (und Frauen gleicher Art) eine kleine ausgewählte Bibliothek zusammenzustellen, ist also der Grundgedanke des Herausgebers. Er nimmt an (mehr: er weiß), daß die Abtei Thelem, wenn auch nicht als das schöne Wcltkloster am Ufer der Loire, so doch als eine überallhin verbreitete Gemeinde besteht". In solche Bibliothek gehört auch Chesterfield.
Hans F ei gl.
Jahrbuch der weltwirthschaft lSll. Verlag von Gustav Ftscher in Iena. Preis M. 18.
In diesem Werk wird ein Versuch gemacht, das wirthschaftstatistische Material, so weit es auf amtliche Quellen zurückgeht, den an der Weltwirtschaft interessirten Kreisen in einer für Nachschlagezwecke brauchbaren Form zu bieten. Wollen wir ein Bild der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern feststellen, wollen wir uns über das Getriebe der Weltmarttwirthschaft orientiren, so ist erst nothwendig, das in Frage kommende Material zusammenzutragen. Bei der Herausgabe des Iahrbuches blieb die Statistik der Interessenten, so weit sie nicht in die amtliche Statistik übergeht, unberücksichtigt. Nur das aus Amtsquellen gelieferte Material wurde benutzt.
Iena. Gustav Fischer.
k5«

authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
(•) Full-text ( ) Catalog
Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

[x] Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.79 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617?urlappend=%3Bseq=230

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 04:07 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 15
- Section 3 - 30
- Section 4 - 35
- Section 5 - 46
- Section 6 - 51
- Section 7 - 61
- Section 8 - 69
- Section 9 - 82
- Section 10 - 85
- Section 11 - 92
- Section 12 - 103
- Section 13 - 105
- Section 14 - 129
- Section 15 - 137
- Section 16 - 145
- Section 17 - 153
- Section 18 - 169
- Section 19 - 171
- Section 20 - 181
- Section 21 - 187
- Section 22 - 189
- Section 23 - 192
- Section 24 - 203
- Section 25 - 205
- Section 26 - 207
- Section 27 - 208
- Section 28 - 209

- Section 29 - 211
- Section 30 - 223
- Section 31 - 237
- Section 32 - 238
- Section 33 - 239
- Section 34 - 251
- Section 35 - 265
- Section 36 - 268
- Section 37 - 273
- Section 38 - 275
- Section 39 - 305
- Section 40 - 307
- Section 41 - 323
- Section 42 - 329
- Section 43 - 332
- Section 44 - 341
- Section 45 - 343
- Section 46 - 348
- Section 47 - 354
- Section 48 - 355
- Section 49 - 359
- Section 50 - 363
- Section 51 - 372
- Section 52 - 375
- Section 53 - 377
- Section 54 - 384
- Section 55 - 405
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 427
- Section 59 - 431

Search in this volume

Search in this text Find

Die Zukunft.

Chesterfields sagt: „Die Wahrheit ist, daß dies Buch einen herrlichen Schatz der feinsten Beobachtungen und Lebensmarimen enthält. Es ist eine Schule der Höflichkeit und des guten Tones, eine Erziehung zum Weltmann, zum man ok kssliion". Freilich sieht sich auch Hettner gezwungen, noch hinzuzufügen: „Aber zum Weltmann um jeden Preis". Eine vollständige Uebertragung des Originals erschien 1774 bis 1777 bei Weidmanns Erben in Leipzig; der Uebersetzer hat sich nicht genannt. Diese Ausgabe haben wir für unsere Ausgabe benutzt. Wir sind dabei von dem Gedanken ausgegangen, den ganzen Geist Chesterfields in allen seinen Ausstrahlungen zu zeigen und dem Leser nichts von der in der Briefsammlung waltenden Art des Mannes vorzuenthalten, insbesondere also keine sittenrichterliche Censur zu üben. Die Uebersetzung haben wir im Großen und Ganzen beibehalten. Sie ist, als einheitliche Leistung genommen, durchaus gut; auch der altfränkische Ton paßt heute noch trefflich zu dem Werk. Verleger und Herausgeber sind übereingekommen, das Werk in die von Otto Julius Bierbaum begründete „Bücherei der Abtei Thelem" als achten und neunten Band einzureihen. Sie meinen, damit nur im Sinn des verstorbenen Dichters zu handeln. Schrieb doch Bierbaum: „Wer die Kapitel 52 bis 58 des Ersten Buches im Gargantua kennt, erfaßt den Sinn der Uebertragung des thelemitischen Klostergedankens auf eine Büchersammlung ohne Weiteres. Vor Allem wird damit gesagt, daß es nicht eine Bibliothek für Alle sein soll, insbesondere nicht für Die, denen Gottlob Regis die Namen aufgebrannt hat: Gleisner und Zeloten, Duckmäuser-Roten, damischer denn Gothen, Brummbär und Eifersüchter, Krokodilgelichter, Dagegen: Kamerad erlesen, von munterem Wesen mit lauterem Sinn freue sich hierin. Solchen Männern (und Frauen gleicher Art) eine kleine ausgewählte Bibliothek zusammenzustellen, ist also der Grundgedanke des Herausgebers. Er nimmt an (mehr: er weiß), daß die Abtei Thelem, wenn auch nicht als das schöne Wcltkloster am Ufer der Loire, so doch als eine überallhin verbreitete Gemeinde besteht". In solche Bibliothek gehört auch Chesterfield.

Hans F ei gl.

Jahrbuch der weltwirthschaft lSll. Verlag von Gustav Ftscher in Iena. Preis M. 18.

In diesem Werk wird ein Versuch gemacht, das wirthschaftstatistische Material, so weit es auf amtliche Quellen zurückgeht, den an der Weltwirtschaft interessirten Kreisen in einer für Nachschlagezwecke brauchbaren Form zu bieten. Wollen wir ein Bild der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern feststellen, wollen wir uns über das Getriebe der Weltmarttwirthschaft orientiren, so ist erst nothwendig, das in Frage kommende Material zusammenzutragen. Bei der Herausgabe des Iahrbuches blieb die Statistik der Interessenten, so weit sie nicht in die amtliche Statistik übergeht, unberücksichtigt. Nur das aus Amtsquellen gelieferte Material wurde benutzt.

Iena. Gustav Fischer.

k5«

- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

MAn den Titus-Thermen zu Rom wurde vor etlichen Iahren eine
□marmorne Nymphe ausgegraben, deren Leib so voll warmen
Lebens schien, daß es war, als hätte man eine Schlafende aus der Erde
gehoben. Den Reiz des Lebendigen erhöhten noch schaurig dunkelrothe
Tropfen, die ihr über Busen und Hüften gesprengt waren, gleich Blut.
An Händen, Füßen und um die Lenden war sie mit dicker Eisenkette
gefesselt, wie eine schwere Sünderin. So viel natürlich auch über das
blutbenetzte, gebundene Steinbild geforscht und gefabelt ward, so hat
doch kaum Einer seine wahre Geschichte erfahren, wie auch kaum Einer
von dem Papst weiß, der dem üppigen Borgia folgte und dem herri-
schen, zweiten Iulius voraufging, den keine Papsttafel nennt, der nicht
in Gold von San Paolo niederstrahlt wie die anderen guten Hirten,
der für seinen ungemessenen Frevel getilgt ward aus dem Gedächtniß
aller Frommen. Wie das schöne Marmorbild, so schien auch sein Name
zu ewigem Dunkel verdammt. Aber der neue Tag entriß dem vorigen
sein Geheimniß, gab die lebendige Nymphe und den toten Papst noch
einmal dem funkelnden Licht italienischer Sonne zurück.
Nach dem Tode des Borgia wars. Durch die Gänge des Vatikans
schritten die Kardinäle, in langer, streitbarer Berathung ihn zu wäh-
len, dessen Name die feierliche Haft des Konklave bricht nnd den jauch«
zenden Verklärungruf auffliegen heißt: „Räbsmus pspsi»!"
Ietzt raunte es noch schreckhaft um sie her von Tod und Todes-
noth. Wie ein unbekanntes Uebel dem Borgia mit Eins die Muskelu
verrenkt und gesteift, daß er in der fürchterlich grotesken Verzerrung
anzusehen gewesen wie ein Gliederkünstler auf dem Iahrmarkt. Wie
kaum eine Stunde nach seinem Abscheiden der Leichnam schon blau-
fleckig, übelriechend gewesen; und dann (das Schrecklichste) das unheim-
liche, schwarze Wasser, das zäh und unaufhörlich aus dem Sarge ge-
tropft war, als die jungen Kleriker ihn auf die Schultern geladen.
„Sumpffieber" ... Ieder betheuerte, Keiner glaubte es. Mit lauern-
der Angst prüften sie einander die Augen und Mienen, das Beben der
Nerven und Ieder dachte vom Anderen: „Du warst es!" In das Flü-
stern ihrer Erinnerung, ihres Grausens und ihres Argwohns drang
von den Totengemächern her der tobende Iammer Caesars und Lu«
krezias, denen in dem Mann mit der Tiara auch der schwächste Vater
gestorben war, der lächelnde Schirmherr ihrer verworfenen Lüste,
Heiß und schwer war der Wahlgang, denn zwei Parteien hatten
sich gebildet, die einander hitzig bekämpften. Die Einen, Anhänger
von Borgia und Borgias Art, wollten nicht nur einen Hirten, sondern
auch einen Streiter und Fürsten der Kirche und schaarten sich um den
Kardinal Aldobrandini, den geistreichen Spötter, den genußfrohen
Weltmann. Die Anderen, mit dem demüthigen Sinn nnd dem hoch-
müthigen Glauben, hatten sich im Stillen für den Karaffa entschieden,
20-

einen Priester, der trotz seinem Purpur und seiner vornehmen Abkunft das Leben ansah wie einen Bußtag, nichts von Streit, Macht, Kunst wissen wollte, mit verbissenem Gehorsam jedem Kirchengebot anhing und jeden leisesten Verstoß dagegen mitleidlos ahnden würde. Wie zwei Standarten flatterten die Namen Aldobrandini und Karaffa über die Streitenden hin, und weil in der Erbitterung der Meinungen schließlich Ieder lieber die eigenen fallen als die Anderer siegen lassen wollte, so einigten sie sich schließlich auf einen jungen Prälaten, an den Keiner zuvor gedacht hatte, von dem man nichts wußte, als daß er einem Geschlecht entstammte, das der Welt schon drei Päpste gegeben hatte. Als die ersten Leidenschaften und Enttäuschungen abgebraust waren und sie ihre Wahl mit kühlen, klugen Blicken betrachteten, waren sie zufrieden; konntens auch sein. Der neue Papst war zwar noch sehr jung, kaum an Dreißig, hell und heiter, fast jünglinghaft anzusehen, ohne darum einer schicklichen Würde zu entbehren. Er galt als gelehrt, den Künstlern wohlgeneigt und es gab manchen Frauenmund, der ihn gern anders genannt hätte als Monsignore. So gefiel er besonders Denen, die zuerst Aldobrandini gewollt; Die vonKaraffa aber versöhnte die Thatsache, daß sein Ohm von Muttersseite her Bocasini war, der finstere Karmeliter, der den Purpur verschmäht hatte, weil ihm die rauhe Ordenskutte noch allzu weich für das sündige Gefäß seiner Seele schien, dem der Glaube ein Kreuz war, an dem er jeden Tag aufs Neue unter qualvoll brünstigem Bekenntniß verblutete.
So begann die neue Herrschaft unter glücklichen Voraussetzungen. Die Kirche konnte gerade einmal der Ruhe pflegen, hatte sich weder gegen einen unbotmäßigen Kaiser noch gegen widerspenstige Fürsten zur Wehr zu setzen. Der junge Papst lebte friedlich im Vatikan, las jeden Morgen in seiner tzanskapelle die Messe, hörte die Vorträge und Rathschläge erfahrener Kämmerer klugen und willigen Sinnes an, speiste mit Malern und Bildhauern zu Mittag, erwies seinem finsteren Ohm fast kindliche Ehrerbietung, obgleich er der Statthalter Christi und Iener nur Fra Giacomo hieß. Wenn er in den verschiegenen Gärten römischer Edler lustwandelte oder zu Festen und öffentlichen Prunkschauspielen erschien, dann drängten sich wohl schöne Frauen, die noch des Borgia schwüler Zeit gedachten, an ihn, mit der Sehnsucht ihrer Blicke, mit dem Duft ihrer Haut ihm die Sinne zu lösen. Er schalt sie nicht „unreines Gezücht" wie sein finsterer Ohm; aber seine lächelnde Kühle beleidigte sie bitterer als zornige Abwehr. Er lebte das reine Leben eines Gottesmannes und das heiter prächtige eines mächtigen Kindes seiner Zeit, Nicht einmal der Ohm fand an ihm zu tadeln.

5

Frühling wars in römischen Landen geworden. Krokus und Iris blühten. Mit tiefen Athemzügen trank der junge Papst Lenzesduft und Lenzesschönheit; war dankbar und froh, daß der toten Monde Regenzeit vorüber war. Das von Sandel duftende Feuer der Weißen Kamine

verachtete er nicht etwa gänzlich noch verschmähte er die tiefen Gespräche langer Nächte; aber im Spätherbst erst hatten sie ihn auf Petri Stuhl erhoben und all die vielen Wochen nachher nichts Anderes mehr gekannt als den Wunsch, ihn zu feiern und zu vergöttern. So berauschend es das jugendliche, dreifach gekrönte Haupt auch zuerst dünkte, wie in einer Wolke der Verklärung über tiefgesenkte Stirnen zu ragen und selbst die Mächtigsten der Erde zum Fußfall zu zwingen: allmählich schlich es doch wie Sehnsucht über ihn, ohne daß er selber recht wußte, was ihm mangelte und was er begehrte. Als aber der erste blühende Mandelstrauch im Rosenfeuer wie ein erröthendes Mädchen vor ihm stand, da fiels ihm ein. Er lich die Sänfte halten, die ihn trug, stieg aus, stand ein Weilchen in frommem Schweigen: dann segnete er mit ausgebreiteten Händen den lieben Strauch und die dunkle Erde, der er entsprossen war.
Fra Giacomo, Kardinal Morosini und Kardinal Bigatto waren mit ihm. Erstaunt, nicht ohne Bewegung sahen die Eminenzen sein ungewöhnliches Thun. Ihr Glaube war aber nicht so hart und eng, daß er nicht gern die schöne Symbolik dieser Frühlingshandlung verstanden hätte. Wie gütige, vielleicht allzu erfahrene Menschenkenner verneigten sie sich, als der Papst sich mit einem kleinen Lächeln zu ihnen wandte.
„Monsignori, bis heute waren wir immerfort -Herr der Christenheit'. Bon morgen an wollen wir auch ein Wenig Mensch sein, denn auch Lenz und Jugend kommen von Gott. . ."
Der finstere Karmeliter aber sah den gesegneten Strauch böse an, kreuzte sich und sprach laut: „Der Herr vergebe uns unsere Sünden, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen."
Wie der Papst gesagt hatte, geschahs. Von Bigatto und Morosini geleitet, wanderte er in Rom und Roms Umgebung mit solchem Eifer umher, als habe er zum ersten Mal den Fuß, in die Ewige Stadt gesetzt. Allzu genau kannte er freilich den Sitz seiner eigenen Herrlichkeit nicht, denn er war nicht Römer von Geburt. Entzückt durchstreifte er die Kampagna, kam an den blauen Nemisee, auf dessen Grund noch die Prunkgaleeren des Tiberius glitzern, stieg hinauf nach Tivoli, zu dem in den Fels gesprengten Tempel der Sibylle, grüßte mit jeder neuen Sonne einen neuen Reiz, ein neues Wunder, denn eben begann Rom aus lange verhülltem Schoß seine Schätze auszuwerfen, zum Entzücken und zur Beschämung einer ganzen Welt. Anfangs hatte der Papst versucht, auch den Karmeliter mit in die neuerstandenen Wunder hinauszulocken. „Ohm, solche Pracht habt Ihr noch nie gesehen!"
„Ich begehre auch nicht, sie zu sehen/
DesPapstes Lippen zuckten. „Warum begehrtIhrs nicht zu sehen!"
„Weil das heidnische Steinzeug ein Spott ist für den gekreuzigten Heiland."
„Glaubt Ihr, der Herr ließe es neu erstehen, wenn wir unS nicht daran freuen sollten?"

„Glaubt Ihr etwa, daß der Herr am Marterholz hing und schrie, damit wir, sein vergessend, unsere Tage in Iubel vergeuden sollten?"
Der Papst entgegnete nichts mehr. Allzu oft schon hatte er mit dem Ohm ähnliche Gespräche geführt und nie war er Sieger geblieben. Immer hatte der Karmeliter das letzte Wort gesprochen und die Schatten seines furchtbaren Glaubens lagen dann immer noch lange auf dem jungen Papst. Heute aber wollte er heiteren Sinnes bleiben, denn ein erlesener Genuß wartete auf ihn.
„Verzeih, Ohm/ sagte er mit liebenswürdigem, fast kindlichem Lächeln, „wenn ich jetzt nicht weiter mit Euch über Zweck und Sinn dieses Daseins streiten kann. Ich will hinaus nach Frascati, zum Aldobrandini."
Der Karmeliter schwieg und sah den Neffen durchbohrend an; denn er hatzte den Kardinal Aldobrandini. Die frivole Eminenz rächte sich für den offen zur Schau getragenen Haß mit Spott, der sich meist hinter den Schein der Ehrfurcht barg. Er wars, der dem Karmeliter den Spitznamen „Der Heilige Oheim" aufgebracht hatte.
„Verzeihen Eure Heiligkeit die kecke Frage: Haltet Ihr mit dem Aldobrandini eine Andacht ab?"
„Eine Andacht? Nein. Oder doch. Vielleicht. In seinen Gärten draußen in Frascati haben die Gärtner beim Ausheben von Erde ein wundersames altes Bild gefunden. Das will er mir zeigen!"
„Ein wundersames Bild? Eine Madonna also oder eine Heilige?"
„Nicht doch. Da ich wundersam sagte, meinte ich nur seine Schönheit, die groß sein soll. Aldobrandini findet nicht Worte genng, um den Reiz der Linien, den zarten Schmelz der Farben zu schildern, trotzdem es wohl schon an zweitausend Iahre alt sein mag."
„Ein Heidenbild also?"
„Ungefähr. Es soll eine altgriechische Hochzeit darstellen. Ich brenne vor Begier, es zu sehen."
„In unreiner Flamme brennt Ihr!" rief der Karmeliter leidenschaftlich.
Der Papst richtete sich gerade auf. Sein eben noch gütiges Gesicht war ernst und stolz. „Ihr vergeß,t, zu wem Ihr spricht!"
Der Karmeliter schlug die fanatischen Augen nieder, beugte die Knie. „Ich habe gefehlt. Legt mir die Buße dafür auf; ich will sie ohne Murren tragen."
Der Papst bedachte sich einen Augenblick. Schon huschte wieder Güte und Freundlichkeit über sein Antlitz. „Steht auf, Fra Giacomo! Eure Buße sei, daß Ihr mich zum Aldobrandini begleitet. Wir fahren sogleich, denn die Sonne steigt sonst zu hoch und wir kommen allzu erschöpft bei meinem Bilde an,"
Ein heißer Tag wars und der Weg weit bis in den köstlichen Wald, der noch über die Villa des Kardinals hinaus zu dem verfallenen Theater des Maecenas führte. In einem luftigen, hellen, mit munteren Eselchen bespannten Wagen fuhr der Papst und freute sich

über die Beweglichkeit der fleißigen Thiere. Zu seiner Linken saß schweigsam Fra Giacomo. Als die Sonne immer höher stieg, perlten helle Tropfen von seiner Stirn ans die härene Kutte; da nahm er den geweihten Vosentranz aus der Tasche und begann, das Agnus Dei zu beten. Der Papst war nicht so geduldig. Die Hitze griff ihn an. Das tanzende Hin und Her der großmaschigen Goldnetze, mit dem Kopf und Vug der Esel behangen waren, that in dem flimmernden Licht seinen Augen weh, wie seinen Ohren das Gesurr der Bremsen, die sich in den verschobenen Vierecken der Goldmaschen fingen und die Thiere quäl» ten. Er gehörte nicht zu Denen, die Hitze röthet und erschlafft; allmählich wurde er immer blasser, seiue Augen und sein ganzes Wesen waren unruhig. Immer wieder waudte er sich mit einer Frage, mit einem Gespräch an den Begleiter; eine seltsame Hast, eine fiebrige Heiterkeit lag über jedem Wort und in jeder Geste. Endlich, die Sonne stand schon auf ihrem Scheitelpunkt, kamen sie beim Aldobrandini an. Der Kardinal erwartete ehrfürchtig seinen erhabenen Gast am Eingang des Hauses; Pagen, in gelben Damast gekleidet, boten mit demüthiger Kniebeuge gekühlte Kristallschalen, in denen Scherbet und Früchte lockten.

Als Aldobrandini hinter dem Papst den Karmeliter auftauchen sah, traute er seinen Augen nicht. Er verneigte sich aber gleich so tief vor ihm, wie nur der Spott sich verneigt, und sagte mit gut gespielter freudiger Ueberraschung: „Nimmermehr hätt' ich mirs träumen lassen, daß ein heidnisches Bild mir die Ehre Ihrer Gegenwart verschaffen würde."

„Ich kam, weil Seine Heiligkeit es befahl."

»Ia, ja, Aldobrandini," sagte der Papst lächelnd, „er kam nur, weil er mußte. Und er hat den ganzen Weg über schou so eifrig gebetet, daß ihm kein Spuk der Hölle mehr Etwas anhaben könnte."

„Ich dachte nicht, daß mein Gebet den Spott Eurer Heiligkeit herausfordern werde."

„Soll es auch nicht, mein theurer Ohm, soll es wahr und wahrhaftig nicht! Wenn ichs dem Aldobrandini erzählte, geschah es nur, damit er recht bedenke, wie erlesen sein Bild sein muß, weun ihm zu Liebe ein so strenger Mann iwie Ihr Stunden lang! in der Sonne briet."

„Ich verlasse mich auf mein Bild", sagte Aldobrandini und lächelte. Fra Giacomo sah ihn an und erschrak. War nicht dieser Aldobrandini der Versucher, der schon vor fünfzehnhundert Iahren dem Herrn genaht war? Eigentlich teuflisch sah er ja freilich nicht aus, trotz seinem scharfgeschnittenen Gesicht und dem Lächeln, das ihm den linken Mundwinkel immer aufwärts zog; aber der weltfremde Mönch verstand die sehr irdische Geschichte nicht, die in dem leidenschaftlichen, verlebten Gesicht geschrieben stand. Unwillkürlich sah er zu Boden, ob nicht unter dem langwallenden Talar ein Thierfuß sichtbar werde oder ob die Eminenz nicht ein Bein schleife; aber da war nichts Uebles zu merken. Von je her war der Gang das Beste an der Erscheinung

Aldobrandinis gewesen und immer noch lag in seinem Schritt das prächtige Temperament, der Hochmuth und die Geschmeidigkeit einer alten Rasse.
Der Papst hatte in Hast zwei, drei Schalen voll gesüßten Granatapselsaftes getrunken. Cr schien wie verbrannt von innerer Hitze.
Der Kardinal geleitete seine Gäste in eine dämmerige Halle, in der nichts von der Gluth des Tages zu spüren war. Aus einem weiten Porphyrbecken sprang ein silberiger Wasserstrahl mit geschäftiger Anmuth in die Höhe und verplätscherte dann mit schmachtender Lässigkeit auf dem zitternden Spiegel. Die Herren lagen in kühlen, bequemen Mattensesseln, hinter dem Papst standen zwei Pagen und fächelten ihn mit Rädern aus Straußenfedern. Allmählich schwand da der Bann des lähmenden Lichtes von ihm. Sein blasses Gesicht färbte sich wieder leicht, seine Augen flackerten nicht mehr, wohliger Halbschlummer umsing ihn, in dem er aber noch deutlich hörte, daß, Aldobrandini den Karmeliter in ein tiefsinniges scholastisches Gespräch verwickelte.
Als er ausgeruht war, schritt man zum Mahle, obgleich der Papst sehr ungeduldig war, das Bild zu sehen.
„Ich verstehe Euch nicht, Aldobrandini! Die Tafel kann doch warten, bis wir Euer Wunderwerk gesehen haben."
„Ich fürchte, Euer Heiligkeit werden Essen und Trinken vergessen, wenn Sie es zuvor betrachten, darum bitte ich, erst meinem armen Tisch die Gnade zu erweisen."
Der Papst lachte gutgelaunt. „Ich möchte wohl wissen, was Euer Küchenmeister thäte, wenn er hören könnte, daß Ihr seine Meisterwerke ‚armer Tisch' nennt!"
„Er würde mich vergiften!"
„Und er thäte Recht daran!"
„Da Eure Heiligkeit selbst ihn so hoch schätzen, ist es nur billig, daß seine lebendigen Schöpfungen den Vortritt vor toten, griechischen haben."
„Also gut, denn mit Euch ist eben so wenig zu streiten wie mit meinem Ohm. Auch Ihr behaltet immer Recht."
Aldobrandini lachte und verneigte sich tief.
Der Mönch sah ihn nachdenklich an; in seinen düsteren Augen stand die Frage: „Immer?!"
Der Küchenmeister hätte gewiß Recht gehabt, beleidigt zu sein, wenn Einer seine Meisterwerke gering schätzen wollte. Verstand er aber, den Gaumen zu reizen, so wußten Falerner und Lacrimae Christi ihn wieder wohlig zu kühlen, so daß immer neue Begierde nach Anreiz und Löschung erwachte. Selbst Fra' Giacomo, der sonst mitVorliebe nur Polenta, Bohnen und Linsen löffelte, that den Speisen Ehre an; den Wein freilich wies er zurück. Er blieb ruhig, verschlossen wie immer, während aus dem rothen und gelben Geperle lächelnde kleine Götter aufstiegen und einen schalkhaften Reigen um die Häupter der beiden Anderen schlangen. Plötzlich aber zerriß der Papst mit einer jähen Be-

wegung die schwirrende Anmuth. Er schob seinen Stuhl zurück, warf den Kopf in den Nacken. „Das Vild!"
Es war ein Ton, der keinen Widerspruch duldete. So gern Al» dobrandini auch noch Zwiesprache mit den kleinen Schaumgöttern gepflogen hätte: er und der Mönch mußten dem rasch Voranschreitenden folgen.
Als feiner Kunstkenner, der die Wirkung der Gegensätze und der Einheiten begreift, hatte der Kardinal das Bild in einen Saal bringen lassen, dem jeder andere künstlerische Zierrath fehlte und der durch schwerfallende Vorhänge aus blaßrothem Sammet ein heimlich gedämpftes Licht empfing. So stimmte es Wohl zudem wundersamen Gemälde, dessen Farben zwar zart, aber so frisch, dessen Umrisse so lebendig leuchteten, als wäre sein Waler erst vor wenigen Tagen noch prüfend vor der Staffelei gestanden, als wäre er nicht seit mehr als einem Iahrtausend vermodert und vergessen.
„Hier ist meine Hochzeit, Eure Heiligkeit", scherzte der Kardinal mit dem frohen Stolz des Sammlers, der gewiß, ist, Staunen und Neid zu erregen.
Als der Papst vor das Bild trat, sticß er einen kleinen Schrei des Entzückens aus. Nicht ein Gemälde: Hellas felber wars, das da voll naiver Lebensfreude vor ihm stand. Das Vild stellte eine altgriechische Hochzeitfeier dar. In der Brautkammer sitzt die junge Frau noch angekleidet auf dem Lager, Mutter und Dienerinnen sind um sie beschäftigt. Nebenan rüsten Frauen das Vad, im Vorraum bereiten singende Weiber.das hochzeitliche Opfer. Ungeduldig harrt der Bräutigam auf einer Estrade.
Der Kardinal wartete lange, daß der Papst seine Meinung, seine Bewunderung äußern werde. Er wartete vergebens. Der Papst schien vergessen zu haben, daß Menschen neben ihm standen, Einer, der vor Gier nach Lob und Weihrauch für sein Kleinod fieberte, und ein Anderer, der nach einem raschen, ersten Blick auf das hochzeitliche Vild die düsteren Augen senkte und sie nicht mehr von dem eingelegten Steinmosaik des Bodens hob.
Wie im Traum suchte die Hand des Papstes Aldobrandinis Arm.
„Es geht über alle Begriffe. Es ist lebendig . . . unheimlich ledendig, möcht' ich sagen. Dabei von einem bethörenden Neiz der Farbe. . . ."
Er sprach es eigentlich ganz für sich. Oder vielleicht zu dem Maler, von dem seit mehr als tausend Iahren Keiner mehr wußte. Aldobran» dini war glücklich, daß er nun endlich reden, erläutern durfte. Sie vertieften sich angelegentlich in das Bild, konnten einander nicht genug seine Vorzüge rühmen nnd die erstaunliche Widerstandskraft seiner Farben, die einen Grabesschlummer von anderthalb Iahrtausenden überdauerte.
„Diese Bewegung der Mutter, ist sie nicht prachtvoll?"
„Und diese singenden Frauen! Man meint, den Kantus von ihren Lippen steigen zu hören!"

„Und das Gewand der Braut! Ieden Faden könnte man zählen."
„Die Haut Ihrer Heiligkeit selbst ist nicht blutwärmer und sammetener als ihre Haut."
Der Papst sah jedoch nicht mehr blutwarm aus wie zuvor bei der Tafel. Die Blässe übergroßer Hitze lagerte wieder auf seinem Gesicht, aus dem die Augen unruhig blitzten. Da er etwas schwachsichtig war, nahm er ein in Gold gefaßtes Augenglas und betrachtete nochmals aufmerksam das Gemälde; wandte sich plötzlich dann mit jähem Erröthen ab und verließ schnellen Fußes Bild und Gemach.
Die Heimfahrt war stumm. Die Tramontana wehte schon gefährlich, aber der Papst wehrte Mantel und Decke ab, mit der die Sorgfalt seines Ohms ihn hüllen wollte. Unnatürlich blaß lehnte er im Wagen, während die hochaufgelaufenen Adern seiner Hände, seine fiebrig glitzernden Blicke von Brand redeten. Zuweilen überlief ihn ein kleiner Schauder. In Sinnen und Gebet fuhr der Mönch neben ihm durch den blauen Nebel des abendlichen Landes. Nicht Gebete fromm und ergeben, wie sie dem Christen ziemen, sondern grimme Anklagen, verzweifelte Hilfeschreie: „Der Versucher! Schütz' ihn vor dem Versucher!"
Der Papst zog sich sogleich in sein Schlafgemach zurück. Er klagte über Müdigkeit, die Kämmerer und Wachen hörten aber, daß er die ganze Nacht keine Nutze fand. Auch Fra' Giacomo schlief nicht. In brünstigem Gebet erwartete er den Morgen, gelobte Geißelung und reiches Kirchenopfer, auf daß der Herr den Bösen von der Schwelle seines Statthalters scheuchen möge.
Nach wenigen Tagen schon kam der Papst wieder in die Villa Aldobrandini; diesmal allein. Er entschuldigte mit etlichen nichtssagenden, heiteren Worten seinen jähen Aufbruch. „Ein Neiner Anfall von Malaria. Ia, Eminenz, ich glaubte schon, Euch, Euren Koch und Euer Bild nimmer wieder zu schauen." Dafür wollte er aber jetzt das Bild wieder sehen, gleich und lange sehen.
Nach abermals ein paar Tagen kam er wieder. Wieder, wieder und immer wieder. Schon harrte vor der Griechenhochzeit täglich ein bequemer Sitz des erlauchten Gastes. In phantastisch geschwungener Schale stand dunkler Wein bereitet, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Granatäpfel, wie ein heidnisches Trankopfer.
Seltsames wurde da wach in dem Mann mit der dreimal gekrönten Stirn. Stimmen, Tumulte regten sich, die er kaum je gekannt, oder doch mit der Kraft gläubiger Selbstzucht gebändigt hatte. Unablässig umkreiste seine Phantasie das Mysterium, dessen ahnungschwere Süße die langvermoderte Künstlerhand gemalt hatte. Die Gestalt der Braut vor Allem beschäftigte ihn, ihr weicher Wuchs, die sanfte Hingebung, mit der sie zagend und doch ungeduldig wartet. Wie mußte der Maler solch ein Weib gekannt, welch seltsame Vermessenheit mochte ihn getrieben haben, daß er sie so, gerade so auf die Leinwand gebannt hatte!

Der Sommer stieg zu seiner Höhe empor. Die Luft zitterte vor Hitze und durchsichtigem Golde. Pinien und Cypressen stachen mit ihrem Schwarz schmerzhaft in einen Himmel, dessen endlose, nachtdunkelnde Bläue bedrückte, wie die allzu prunkvolle Decke eines Saales. Von Weißen Marmorpalästen stürzten Gießbäche rother Rosen, Blumen wuchsen nicht mehr, sondern rasten aus der Erde hervor, daß man in entfernten Gassen die betäubende Welle ihres Athems suhlte, ohne daß man sie sah. Die Menschen wurden weich, schlaff, üppig, dachten und redeten nur von Liebe. In Gluth, Duft und Flüstern stand Rom wie ein riesiges Hochzeitbett, aber um das Freudenlager schwälte von der Kampagna her der unheimliche Odem des Fiebers.

Es hatte Mühe gekostet, den Papst zu überreden, daß er während der heißen Iahreszeit Rom gegen eines seiner hochgelegenen Lustschlösser vertausche. Er hatte nichts davon hören wollen, war unerschöpflich in Ausreden gewesen, denn er konnte doch Keinem sagen, daß ein Bild ihn festhielt. Der Ohm wußte es dennoch. Er sah nicht, aber er begriff, was in der Villa Aldobrandini geschah. Alle Stunden hindurch, in denen der Neffe vor dem Gemälde sasz, kniete der Ohm vor Heiligen und Kruzifix, sie bald in demüthigen, bald in verzweifelten Worten zu Beiständen des vom Versucher Bedrängten herbeirufend. Endlich fand sein Gebet Erhörung: der Papst reiste nach San Sorino, um die Seebäder zu gebrauchen.

Hier, in der Stille ländlicher Umgebung, unter dem schwermüthigen Murmeln der See, in den Träumereien, die ferngleitende Segel, verschwimmend schimmernde Inseln anregten, schien die seltsame Macht des Bildes gebrochen. Der Papst war heiter und unbefangen, wie lange nicht mehr, plätscherte mit knabenhaftem Uebermuth in den blauen Wellen seines Bades, suchte Muscheln und Seepferde oder lag unthätig unter weißem Gezelte am Strand, sofern er nicht Staatsgeschäfte erledigte, die tägliche Couriere von Rom herbeischleppten. So ging es bis in den Herbst hinein. Auch dann gedachte der Papst noch nicht, in den Vatikan heimzukehren, sondern wollte in San Sorino baden und fröhlich sein, bis die ersten kalten Morgen ihn vertreiben würden. Der Karmeliter vernahm es und dankte seinen Heiligen, die den Menschen nimmer verlassen, wenn er sich nur fest an ihre himmlischen Gewänder klammern will.

Der Versucher aber ruhet auch nimmer.

Kaum hatte der Papst zum ersten Mal wieder in der Ewigen Stadt genächtigt, kam auch schon Aldobrandini an, ihm freudig erregt ein neues Wunder zu melden, das ihm abermals in seinen Gärten begegnet sei. Beim Umgraben eines Brunnenschachtes hatten die Arbeiter wieder ein klassisches Meisterwerk gehoben; diesmal nicht ein farbig Bild, sondern eine weiße Steingestalt. „Herrlichster Karrara-Marmor! Eine Nymphe, vielleicht auch eine Venus (obgleich sie mir dafür zu vollhüftig scheint). Nie saht Ihr Schöneres! Das Korn des Marmors ist leise gegilbt, so daß Ihr meint, lebendiges Fleisch zu sehen.

Und Linien hat der Bildner gezogen. . . Formen. . . Die Vollendung selbst!«
Als der Papst zum ersten Mal vor der steinernen Frau stand, fiel ihn heftiger Schreck an, so daß er zunächst stumm blieb. Nach einer Weile erst,halblaut,als könne sie ihn hören: „Aldobrandini, sehetdochl"
„Was, Eure Heiligkeit?"
„Wem sie gleicht!"
„Was meinen Eure Heiligkeit?"
„Sie gleicht der Anderen."
„Welcher Anderen?" ,
„Der Braut auf Eurem Hochzeitbild. Wie eine Schwester der Anderen, nein, wie nur die Schönheit sich selber gleicht."
„Wahrhaftig, Cure Heiligkeit haben Recht! Auch mir fällt es jetzt auf, zum ersten Mal!"
„Es ist die Selbe. Zwei Künstler müssen sich an diesem Wunder berauscht haben."
„Offenbar ist sie ein gesuchtes Modell gewesen", sagte Aldobrandini. Der Papst hörte ihn kaum.
„Zwei Männer haben sie gekannt! So sehr, so sehnsüchtig gekannt, daß Ieder ihren Leib bilden mußte."
Aldobrandini lächelte boshaft.
„Dieser hier scheint ihn nicht nur gebildet zu haben. Der Andere, der Maler, war wohl der Schwärmer, der sie.liebte', ganz unegoistisch ‚liebte'; der Bildhauer aber verstand sich viel besser auf die süße Kunst. Der hatsie geformt, wieersie nach durchküßter Nacht ins Bad steigen sah."
„Schweigt!"
Mit Anstrengung gelang es dem Papst, das Wort gebieterisch auszustoßen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. „Schweigt!" Er sprachs zum zweiten Male, schwächer, flehender als vorher. , Aldobrandini schwieg wirklich. Er war beleidigt über so kategorische Weisung, die sich eher für einen Präzeptor denn für einen Kirchenfürsten geziemte. Seine glückliche Lebemannsart ahnte ja nicht, mit welchen Vorstellungen, Reizungen und Qualen sein Herr und Fürst sich plagte. Hätte ers geahnt, er hätte lachend Rath gefunden So aber schwieg er beleidigt und philofophirte im Stillen über die Undankbarkeit der Großen, denen man das Beste zeigt, was man hat, und die dann ungnädig von oben herab befehlen: „Schweigt!"
Zum Abschied umarmte der Papst den Kardinal und sagte strahlend: „Ihr seid ein glückseliger Mann, Aldobrandini I Schade, daß Ihr für Euer Glück und Eure Schätze dereinst ohne Leibeserben bleiben.."
Der umhalste Kardinal blinzelte ein Wenig, als wollt' er sagen: „Wißt Ihr Das so genau?" Aber der lustige Cynismus erstarb ihm auf den Lippen. Er wurde nachdenklich und fröstelte. Er lebte schon allzu lange in Rom, kannte die Geschichte dieses Hofes, die offizielle wie die heimliche, zu genau. Es war nicht gut, wenn man sich im Vatikan Gedanken über die Erbschaft der Kardinäle machte, ganz und gar nicht

gut. ... Dieser hier freilich schien harmlos, gut, fast wie ein Kind.
Wer aber wußte in Rom zu sagen, was Einer schien und was er war? Hatte er sich gar erst auf Petri Stuhl gesetzt, so legte er oft mehr des Menschlichen ab als nur den Namen und der Machtrausch benebelte ihm den Sinn, daß er Blut verschüttete, als wärs Wein.
In dieser Nacht schlief der Kardinal sehr schlecht. Wenige Tage später bot er dem Papst die Marmornymphe zum Geschenk an. Da begann im Vatikan ein seltsamer Kult.
Der Papst ließ die Nymphe in ein kleines, achteckiges Gemach bringen, das an sein Schlafgemach stieß. Wie ers beim Aldobrandini gesehen, ließ er die Wände mit tiefrothem Sammet bespannen, dieFenster mit röthlichen Stoffen verhängen und inmitten dieser röthlich wogenden Lichtfluth stand das Marmorweib auf purpurnem Sammetfockel. Stunden lang saß der Papst vor ihr; wenn er kam, jubelte sein Schritt wie der eines Bräutigams, wenn er ging, schwankte er wie ein Trunkener oder ein Verbrecher. Gleich einem blutgierigen Gespenst fiel ihn dieses Weib an, das mit zwei Männern gebuhlt und sie zum Dienst ihrer Schönheit gezwungen hatte.
„Herr, Herr, eine Teufelin habt Ihr in Euer heiliges Haus geführt", jammerte Fra' Giacomo mit bittend aufgehobenen Händen...
„Ohm, kommt zu Euch! Euer grüblerischer Sinn weiß nicht mehr zwischen der Hölle und des Himmels Werken zu unterscheiden."
„Ein Himmelswerk nennt Ihr die nackte Heidendirne?"
„Freilich, denn alles Schöne schenkt der Himmel."
„Das Geile aber stinkt nach der Hölle."
»Ihr sprecht von einem Kunstwerk!"
„Ein Kunstwerk! Ein Blendwerk ists, das der Versucher Euch geschickt hat!" ,
„Nun, so wollen wir ihm dankbar sein für solche vollendete griechische Versuchung!"
„Ihr frevelt, Herr!"
„Und Ihr, Ohm, seid ein Kind. Als ob man nicht den Schöpfer selber priese, wenn man preist, was seine Geschöpfe auf sein Gebot bilden!"
„Wärs eine Madonna oder eine Heilige, die Ihr so verehrt!"
„Gebt sie mir! Schafft mir eine Madonna oder eine Heilige, die so schön ist wie sie, und ich will ihr dienen, wie ich jetzt Dieser diene."
Der Karmeliter kreuzte sich.
„Weiß Gott, mein Herr und Neffe, ich säH' Euch lieber im Bett einer lebendigen Dirne als in Verzückung vor der steinernen."
Der Papst lachte. „Ei, ei, mein würdiger Ohm, wer sündigt denn nun in Worten! Ihr oder ich?"
„Wir Beide; aber daß ich es thue, ist nur Verzweiflung über den Zauber, der um Euch gesponnen ist."
„Nein, glaubt mir, kein Zauber, keine Sünde. Sünde wärs für mich, wollt' ich ein Weib berühren. Sich aber im Geist dem Geistigen

zu vermählen: wo sollte da Sünde sein? Spricht nicht die Heilige Schrift selbst von der Hochzeit mit Christi? Iauchzt sie nicht brünstig in den Sehnsuchtklagen des Hohen Liedes? Nicht die Hochzeit und das hochzeitliche Begehren verbietet unsere geheiligte Lehre, nur die Befleckung mit dem Sündigen, dem Erdgeborenen/ Sein Auge flackerte, seine Lippen lächelten. Der Karmeliter schwieg und sah ihn mit finster forschendem Blick an.

„Nun seht Ihr: jetzt wißt Ihr nichts mehr zu sagen. Endlich habe ich Euch überzeugt."

Der Karmeliter verneigte sich tief; er wollte nicht sehen lassen, was jetzt in seinem Gesicht stand. Unheimliche, grausame Zeichen, wie beim Gastmahl des Belsazar. Als er das Antlitz wieder hob, war es ruhig, seine Stimme fest und sonder Leidenschaft. „Die Gebote unserer Heiligen Kirche sind wunderbar, Ihr Heil steht über Allem. Adeln kann sie, was dem blöden Laienauge verworfen scheint/ Es klang wie ein Bekenntniß.

, Der Papst streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. Da er jetzt besonders gut gelaunt und wohl geneigt war^ den frisch geschlossenen Frieden mit einem Geschenk zu festigen, fand er ein Gespräch, das dem Karmeliter besonders lieb war. Es handelte sich um die Einkleidung einer Nichte des Karmeliters, einer weitläufigen Base des Papstes, die er kaum kannte, auch nicht zu kennen begehrte, denn Angiolina machte ihrem Namen wenig Ehre, glich weder äußerlich noch innerlich einem, Engelein, war streitbaren, verbissenen Gemüthes, wie ihr Ohm, und hätte von den Männern wohl nicht viel Liebes oder Schlimmes erfahren, selbst wenn sie nicht hinter Klostermauern geflüchtet wäre. Der Karmeliter ehrte in dem knochigen, häßlichen Mädchen den starken, starren Glauben, der ihn selber erfüllte, und hatte darum schon manchmal den Papst gebeten, ihrer Einkleidung durch seine Anwesenheit besondere Weihe zu leihen. Der Papst hatte aber nie ein willig Ohr dafür gehabt; was verschlug es ihm, mit seiner schönen Nymphe, ob es eine spitzige, fanatische Nonne mehr in seinen Landen gab? Heute aber wollte er gnädig sein.

„Wann soll Angiolina den Schleier nehmen?"

„In acht Tagen ist ihr Novizenjahr um!"

„Gut. Ihr Ehrentag soll auch meiner sein. In San Paolo begehen wir festlich die Vermählung,"

„Die Vermählung?"

„Die Vermählung Angiolinas mit Christo. Seid Ihr nun zufrieden. Ohm?"

5

Nächtige Ruhe lagerte über Rom. Nur verbuhltes und mordlustiges Gesindel trieb sich noch in verrufenen Gassen umher. Im Vatikan schlief der Papst unter seidenem Baldachin, bewacht von den himmlischen Heerschaaren. Scheu, zitternd mit tief gesenktem Haupt

und krampfig geballter Rechte schlich eine dunkle Gestalt an der Mauer des Palastes entlang. Ein Mönch. Immer wieder zögerte er; blieb ängstlich lauschend stehen, ob keine der Wachen ihn aufspürte. Bis zur Heiligen Treppe schleppte er sich, über die einst des Erlösers Füße geschritten waren und die Kaiserin Helena schon vor mehr als einem Iahrtausend nach Rom geschickt hatte. Damals war ihr noch nicht das Haus bereitet, mit dem Sixtus sie später schützend und schmückend umgab; arm und hart führten steile Steinstufen zu einem Altar, auf dem Maria mit dem Kinde hinter einer Ewigen Lampe saß. Hier warf sich der Mönch zu Boden, die Stirn in die Erde gepreßt, ein Bild verzweifelnden Glaubens. Die krampfig geschlossene Rechte hob er hoch empor und löste sie nicht. Mählich richtete er sich auf, begann, kniend die Treppe hinan zu klimmen, und murmelte auf jeder Stufe Gebete: „Segne ihn! Segne ihn!" Wie sich einmal der Mond zwischen Wolken durchstahl, um den seltsamen Nachtspuk anzusehen, flimmerte es in der krampfig geschlossenen, hoch erhobenen Rechten wie Metall. Schaudernd lehnte sich die blasse Mondgöttin wieder hinter Wolken zurück. Stufe vor Stufe klomm der Mönch auf seinen Knien, ächzend, mit fliegenden Herzschlägen und kreidiger Stirn, denn er war nicht mehr jung und sein Leib geschwächt von Fasten, Wachen und Geißelung. Mitunter schiens, als wolle ihm die Kraft versagen, als müßte er im nächsten Augenblick das geschorene Haupt blutig schlagen, den erhobenen Arm auf den Stufen zerbrechen, über die einst der Erlöser geschritten ist. Immer wieder raffte er sich mit erzwungenem Muth zusammen. Nicht einmal, wie andere Büßer wohl thun, nein, fünfmal wollte er die Heilige Treppe kniend mit erhobenem Arm erklimmen, auf daß der Herr ihn segne, ihn und die That, die er seiner Hut befahl.
„Segne ihn! Segne ihn!" Er murmelte es nicht mehr: er schrie es, bis der fiebertrockenen Kehle der Laut gebrach und er nur noch röcheln konnte. „Segne ihn! Segne ihn!"
Langsam schritt die Nacht voran. Dem klimmenden Büßer schienen aus ihrem dunklen Schleier Ewigkeiten über die schlummernden Lande zn gleiten. Die Treppe dehnte sich ins Unendliche, als sollte sie in den Himmel führen, wie die Leiter, von der der Erzvater geträumt. Jämmerlich und bewundernswerth zugleich war er anzusehen, mit der Hinfälligkeit seines erschöpften Leibes und in der Gewalt seines zwingenden, grausamen Willens, mit dem er Herr ward über die eigene irdische Gebrechlichkeit.
Der erste helle Streif dämmerte am Horizont: da wars vollendet. Zum fünften Mal berührten seine zitternden Knie die oberste Stufe, auf der Maria thront. Er brach vor ihr zusammen wie ein Sterbender. Immer noch hielt er die krampfig geschlossene Rechte starr zu ihr erhoben. „Segne ihn! Segne ihn!"
Im Morgenlicht flimmerte ein Dolch.

23«
Die Zukunft.
Seit Tagen schon hatten sie an der Ausschmückung von San Paolo gearbeitet. Eigentlich schiens ein überflüssiges Thun, denn die Sintfluth von Marmor, Farben und Gold, die das Gebot Caesars Konstantin hier zur Wohnung des Höchsten erstarren ließ, konnte wohl des Putzes entrathen, den Nonnenhände ihr bereiteten. Deutlich merkte mans da, wie der Römer die Blume nicht als zärtliches Symbol empfindet, wie sein morgenländisch angehauchter Sinn nichts von ihr will als Prunk und Farbe. Grausam abgezupft, lagen im Kreuzgang, zu Hügeln geschichtet, Hunderttausende von Syringen und Akazienblüthen, daß der Steinboden noch nach ihnen duftete, auch als sie schon, zu steifen, blau-gelben Schnörkelguirlanden gebunden, um Säulen und Kapitale kletterten. Purpurne und violette Fahnen mit glitzernden Goldfransen wehten über sie hin, der spiegelnde Marmorestrich war mit einem Teppich von Rosenblüthen überworfen, Weihrauch und Myrrhen erfüllten die Luft mit bläulichen Wolken. Von neunfachen Strahlenbüscheln umstarrt, blickte des Erlösers Bild vom Fries über der Krypta herab, steif und sonder Liebe, wie es die Eigenart byzantinischer Mosaikdarstellungen ist. Denn von des ersten oströmischen Kaisers Schwester, der frommen Placido, ist es gestiftet und ihr Name steht noch heut auf dem Marmorbogen, der die Altarkrypta überwölbt. Von einem schmalen Bandfries, hoch über Säulenarkaden, glänzen in Goldmosaik die Bilder aller Hirten, die seit Petrus die Völker unter ihrem geheiligten Stab geweidet haben; undeutlich dem Auge, durch die Entfernung kaum erkennbar, flimmern sie, wie auch ihr Andenken nur unklar, von Haß oder Liebe trüb oder leuchtend gefärbt, im Ge«
dächtniß der Gläubigen weiterlebt. Den Altar in seinem verschwenderisch weichen, Weißen Marmorportikus überragt ein zweites Thor aus grün geflammtem Malachit, das eine hochmüthige Kuppel krönt.
es vs8 elsotiouis," „Du bist das erwählte Gefäß", jubelt es in goldenen Buchstaben von dem grün schimmernden Malachit-Architrav, der die hochmüthige Kuppel trägt. Wahrlich: erwähltes Gefäß ist sie, denn vom Deckenhalbrund der Krypta herab scheint sie der Erlöser mit all seinen Aposteln zu beschreiten.
Mit leiser Ungeduld harrte der Hof des Papstes, Nicht, weil der Beginn der Feier so sehr reizte oder die freiwillige Abkehr eines garstigen Mädchens von der Welt so interessant schien: heute lag noch Anderes in der Luft als Weihrauch und Myrrhen, etwas Seltsames, Geheimnißvolles, das die Nerven beben machte. Seit Tagen schon lie«
fen allerlei Gerüchte über den Papst um; über den wahren Sinn dieser Novizenfeier. Bestimmtes freilich wußte Keiner; aber Allen dämmerte, daß sie etwas schreckhaft Seltenes erwarten mußten. Eins nur machte sie wieder irr in ihrer suchenden Unrast: ruhig und schweigsam wie immer, die Hände in den weitfallenden Aermeln der Kutte bergend, stand der Karmeliter an eine blumenumwundene Säule gelehnt und harrte des Papstes.
Glockenbrausen verkündete endlich, daß der Heilige Bater den

Vorhof der Kirche betreten habe. Wie ein Hymnus fiel das Iubelgeschrei der Menge ein, die draußen das Schauspiel der Auffahrt genoß. Sie schrien, wehten mit den Mützen, klatschten in die Hände. Die Kardinäle und Würdenträger legten ihre Gesichter in würdige Falten oder nahmen eine hochmüthige Stellung an, wie es eben dem Sinn und der Macht des Einzelnen entsprach. Ietzt mußte gleich die prunkvolle ssSis geswtoriä hereinschwanken, auf der er thronte und segnend die Hände breitete, wieder Herr der Welt.

Sie horchten auf. Ihre feinen Ohren, gewohnt, jede leise Schattirung volksthümlicher Temperamentsausbrüche zu unterscheiden, vernehmen Befremdliches. Der Beifall der Menge draußen stockt, verstummt; vereinzelt nur klingen noch Rufe und Klatschen. In der Kirche selbst wird es totenstill. Nur Athemzüge sind hörbar in der kalten, von Weihrauch und Spannung geschwängerten Luft. Endlich fliegen die schweren dunklen ErzPforten auf. Ein Zug Pagen erscheint, in die päpstlichen Farben gekleidet. Hübsche Knaben, schlank, dunkelhaarig, mit den lodernden Augen ihrer Rasse. Alle sehen blaß, verstört aus, zittern so heftig, daß sie kaum die Hände falten können, schreiten nicht, nein, drängen herein, als böte das geweihte Gotteshaus Schutz vor Dem, was hinter ihnen stand. Nach ihnen der ganze, feierliche Pomp, der dem Statthalter Christi bei solchen Feiern voraufschreitet, und bei Allen, vom Kämmerer bis zum Ministranten die selben entsetzten, angstvollen Gesichter, die selbe Hast, sich auf geweihten Boden zu retten. Ietzt nicken die Straußfedernpanasche, die Pfauenräder herein, die um den Thronsessel des Papstes flattern.

Ein Flüstern, Hälserecken, Tuscheln, Murmeln. Ein hundertfacher Schrei, der majestätisch aus der marmornen Unendlichkeit widerhallt und noch in Schwingungen weiterbebt, auch als längst banges Schweigen seinem Schrecken gefolgt ist. Da wird ungeheurer Frevel klar. Festlich geschmückt wie zu einer Hochzeit, lächelt der Papst verzückt von seinem Thronsitz hernieder. Sein Weißes Gewand, Symbol seines fleckenlosen Amtes, ist unheilig mit goldenem Gürtel gegürtet, sündhaft mit glitzernden Steinen besät. Von der Tiara wehen bunte Bänder, auf ihrem dreifachen Reif lasten dreifache Rosenkränze. Vor ihm her wird ein purpurner Sammetbaldachin getragen, der sonst bei Umzügen und Prozessionen die Schmerzhafte Mutter überschattet. Heute wölbt er sich über einer steinernen Frau, deren weiße Nacktheit noch durch Schleier und Rosennetze blinkt. Ein sehr junger Page, fast noch ein Kind, trägt ihr auf reich getriebener Silberschüssel zwei goldene Hochzeitreife voran. Er senkt den Kopf ganz tief und schluchzt in Schreck und lüsterner Scham.

Vor dem Hochaltar steigt der Papst von seinem schwebenden Thron. Ungeduldig späht er, bis die in Rofennetzen gefangene Braut neben ihm steht. Er nimmt dem sehr jungen Pagen die Schüssel mit den Hochzeitreifen ab, sendet sein Auge suchend über Kardinäle und Priester, wer würdig sein möchte, sie als Sinnbild des Bundes zu wei-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_245.html[18.07.2014 17:52:47]

hen. Keiner regt sich. Manche blicken zu Boden, als könnten sie so sei-
nem Vlick entschlüpfen. Wieder Andere sehen ihn herausfordernd an:
„Wag' es!" Durch sie Alle schiebt sich ruhig, festen Schrittes der Kar-
meliter. Von der blumenumwundenen Säule weg zum Hochaltar
„Du bist das erwählte Gefäß."
Sein Arm hebt sich aus den langfallenden Aermeln der Kutte.
In der krampfig geschlossenen Nechten blitzt es wieder metallisch wie in
jener Nacht auf der Heiligen Treppe. Maria hat den Dolch gefegnet.
Er trifft den Hals des Papstes gerade da, wo die Schlagader über
starrer Edelsteinborte klopft. Ein dunkler Strahl schießt hochauf, ver-
pcrlt roth über Marmorgliedern, Weißen Schleiern und Nosennetzen.
Noch in der selben Stunde wählten sie zu San Paolo ohne Feier
und Konklave einen neuen Papst, einen gar kriegerischen Herrn, dem
ein Maschenhemd lieblicher anzusehen war als ein Frauenkleid, im
Aeußeren aber dem Gemordeten nicht unähnlich. Unter dem selben Na»
men wie jener trat er die Herrschaft an; denn von der grausen Hoch-
zcitfeier durfte nichts ruchbar werden. Wenn später doch Einer davon
raunen wollte, fand Nom Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen.
Wie die Nymphe dann gefesselt und draußen vor der Stadt ein-
gegraben wurde, steht nirgends zu lesen, läßt sich aber leicht errathen.
Wahrscheinlich scheute man sich, sie zn zerschlagen, weil jedes Stück
des Steinspuks noch Unheil anrichten konnte, so lange die Sonne da-
rauf schien. Darum grub man sie gefefselt ein.
Auch was mit dem päpstlichen Leichnam geschah, weiß man nicht.
Einige sagen, der Kardinal Aldobrandini habe ihn heimlich nachts in
seinen Gärten beerdigen lassen. Andere behaupten, man habe ihn in den
Tiber geworfen, damit er ihnen die Stadt nicht vergifte. Noch Andere
wissen, daß Aldobrandini mit fürchterlichem Lachen den Sterbenden in
seinen Armen empfangen und aus der Kirche geschleift habe; dabei
hube es unter des Kardinals rothem Talar vorgeblitzt wie ein silberner
Pferdehuf. >
Der Karmeliter zog barfuß, im hörnen Gewande, den Mund mit
dem Gelübde ewigen Schweigens verschlossen, zum Heiligen Grab.
Mit einer Tonne Iordanwasser auf dem Nucken sollte er heimkehren,
daß im Bade des Heiligen Flusses die Steinplatte entsühnt werde, auf
der Christi Statthalter verblutet war. Niemand weiß, ob er je zurück-
kam.
Sie Alle blieben im Staub der Vergänglichkeit verweht, bis das
schlummernde Steinbild gehoben wurde und durch seine Schönheit noch
einmal Kunde ward von dem toten Papst, dem Einzigen, dessen Ant-
litz nicht goldig von San Paolos Fries niederstrahlen darf.
München. Carry Brachvogel.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Verlln, —
Verlag der Zufnnsr in Berlin ^ Druck vor Paß H Garleb K, m, b, h, iu >)'er in.

Berlin, den 25. Mai 1S12.

Die Logik des Anlogischen.

'n meinem Bericht über den Heidelberger Philosophenkongreß, der in der „Zukunft vom zehnten Ottober 1SU« veröffentlicht wurde, habe ich, in meiner Polemik gegen die Anmaßungen der „reinen" Logik, den paradoxen Ausspruch gethan: „Man muß den Muth haben, unlogisch zu denken, wenn man etwas Neues finden will." Manche meiner philosophischen Freunde haben dazu den Kopf geschüttelt und gemeint, ich hätte doch mindestens „unlogisch" in Gänsefüßchen stellen sollen. Ich aber blieb fest bei meiner Be« hauprung und wollte auch die Gänsefüßchen unter keiner Bedingung zugeben. Das erneute Studium der Werke Machs, besonders seiner „Mechanik" und des so überaus reichen Buches „Erkenntniß und Irrthum", hat mich in meiner Ueberzeugung gestärkt, daß hie Logik sich, nach der Erfahrung und nach der Geschichte der Wissenschaften richten müsse.

Nun kommt eine merkwürdige Ueberraschung. Einer der strengsten und ehrlichsten unter den deutschen Denkern der Gegenwart, ein Mann, den die Aprioriker bisher ganz zu den Ihren zählten, hat ^in Werk publizirt, in dem die Wahrheit meines Paradoxons mit eben so viel Scharfsinn wie Gelehrsamkeit geradezu unwiderleglich bewiesen wird. Das Buch heißt: „Die Philosophie des Als Ob", herausgegeben von Hans Vaihinger.

Der Verfasser hat den Lesern dieser Blätter in einer ausführlichen Selbstanzeige („Zukunft" vom dreißigsten September 1911) über Abfassung und Schicksal, über Inhalt und Anordnung seines

Werkes Aufschluß gegeben. Kr hahunsmitgetheilt, daß ersdasBuch vor fünfunddreißig Iahren geschrieben, und uns auch gesagt, warum er es damals nicht veröffentlicht hat. Baihinger erklärt ausdrücklich, daß er das in seinem Iugendwerk Gesagte auch heute noch voll vertrete. Von den neu entstandenen Strömungen undGedankenrichtungen in ß>er Philosophie hofft er sich ein besseres Verstandniß und eine tiefere Wirkung, als sie damals zu erwarten waren.

Da möchte ich nun zunächst sagen, daß, ich diese Hoffnung des Verfassers theile und daß sie sich an mir selbst und an einigen meiner philosophischen Freunde schon erfüllt hat. Man merkt dem Buch überall an, daß ein junger Mann es schrieb. Eine wohlthuende Frische und ein kühner Wagemuth durchziehen und durchwärmen das Ganze. Ueberall tritt uns die unverhohlene Freude entgegen, die der Verfasser nicht nur am eigenen Finden, sondern auch objektiv an den kunstvoll verschlungenen Wegen des menschlichen Denkens empfindet, die er mit vollendeter Meisterschaft bloszulegen ver« steht. Dabei ist das Ganze getragen von einer festgefügten, und zugleich dem Leben zugekehrten Weltanschauung. Der Zweck des Denkens ist für den jungen Vaihinger nicht das Denken selbst. Nein: das theoretische Erkennen, die ganze logische Funktion wird in Bewegung gesetzt >md entfaltet durch den iErhaltungtrieb derSeele. Der letzt,: Zweck der Erkenntnißthätigkeit ist immer nur das menschliche Handeln, die sittliche That. Dieser aktivistische Zug in Vaihingers Philosophie berührt sich sehr nah mit modernen Tendenzen und Strömungen. Amerikanische, englische, französische, italienische, auch deutsche Denken Haben in den letzten Iahrzehnten diesen Weg betreten: und deshalb wird Vaihingers Buch in diesenKreisen gewiß, mit Freude begrüßt werden.

Aber auch die Logiker und Mathematiker, die der teleologischen Denkrichtung ferner stehen, werden in dem Buch reiche Anregung und eine Fülle von Belehrung finden. Die Philosophie des Als Ob untersucht nämlich einen bisher zwar nicht unbekannten, aber in seiner Bedeutung nicht genug beachteten Kunstgriff des menschlichen Denkens. Das Werk ist, wie der Untertitel besagt, „ein System de,' theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit". Was ist nun eine Fiktion? Wir verstehen darunter eine bewußt falsche, in sich widerspruchvolle, also durchaus unlogische Annahme, die sich als tauglich erweist, die Wirklichkeit zu be« rechnen und das praktische Handeln, darin möglich zu machen. Solche Annahmen werden ,in den verschiedensten Wissenschaften, besonders in der Mathematik und Physik, in der Nationalökonomie, in der Nechlswissenschaft, in der Ethik und Theologie sehr ioft gemacht nd

sind vielfach gar nicht zu entbehren. Ohne den Kunstgriff der Fiktion hätte das menschliche Denken nie vermocht, die Natur dem Geiste zu unterwerfen. Interessant ist nun, zu sehen, wie lBaihinger den psychischen Mechanismus enthüllt, der diesen Kunstgriff des Senkens Hervorbringt, "und wie ev zugleich die logische und erkenntnißtheoretische Ergiebigkeit der Fiktionen im weitesten Umfang nachzuweisen versteht. Was hier geboten wird, ist wirklich, wie die Ueberschrift des>Artikels sagt, eine, Logik des Unlogischen; und jeder unbefangene Leser muß zugeben, daß damit die traditionelle Logik eine werthvolle Ergänzung erfährt. Hier hat einmal die Logik, nach dem bekannten Ausspruch Kants, einen gewaltigen „Schritt vorwärts thun können"; und zwar, merkwürdiger Weise, dadurch, daß sie das Unlogische in den Bereich ihrer Untersuchungen zog.
Doch es ist Zeit, daß ich Vaihingers Theorie der Fiktionen an einigen Beispielen erkläre.
Der Mathematiker will den Umfang und den Flächeninhalt des KreiseS berechnen. Er stößt dabei auf die unüberwindlich scheinende Schwierigkeit, eine krumme Linie durch gerade Linien zu Messen. Da hilft er sich durch einen Kunstgriff, durch eine Fiktion. Er betrachtet den Kreis als ein Vieleck von sehr großer Seitenzahl. So wird es möglich, das Verhältniß des Kreisdurchmessers zum Kreisumfang durch eine Zahl (17) zu bestimmen, die zwar nicht mit absoluter, aber mit so großer Genauigkeit berechnet werden kann, daß es nicht nur für alle praktischen Messungen, sondern auch für die kc?rplizirtesten mathematischen Bestimmungen ausreicht. Der Kreis ist kein Vieleck: denn eine gebrochene und eine krumme Linie bleib«? imme?' wesentlich verschiedene geometrische Gebilde. Er kann aber betrachtet ^werden, als ob er^inMeleck von jehr großerSeitenzahl wäre, und diese durchaus unlogische, fiktive Annahme erweist sich als sehr nützlich. flZon viel größerer Bedeutung für die Mathematik war die Einführung einer anderen Fiktion. Ich meine den von Leibniz und Newton zum ersten Mal verwendeten Begriff des Unendlich-Kleinen. Das hier erfundene Denkmittel ist durchaus unlogisch. Man operirt hier mit einer Größe, die so gering ist, daß sie oft gleich Null gesetzt werden kann und doch wieder mehr als Null ist, so baß durch Summirung vieler Lolcher Größen doch wieder wirkliche, reale Zahlen entstehen können. Durch diesen genialen Kunstgriff ist die sogenannte „höhere" Mathematik geschaffen worden, in deren Gebiet dieses Denkinstrument in ganz unglaublicher Weise verfeinert wurde. Vaihinger hat gerade dieser bedeutsamen Fiktion besondere Aufmerksamkeit gewidmet; und die „Geschichte der Infinitesimalfiktion", die er uns giebt, ist so recht geeignet,

auch dem der Mathematik Fernen die Entstehung und Bedeutung dieser genialen Methode verständlich zu machen.

In der Physik und Chemie hat bekanntlich der Atombegriff große Bedeutung. Die griechischen Denker, die dieses Denkmittel geschaffen haben, hielten zwar die Atome für etwas Reales; und auch neuere Forscher haben sich für die Wirklichkeit dieser Unendlich kleinen Körperchen eingesetzt. Prüft man, abersiie Sache genauer, so sieht man bald ein, daß ausdehnunglose Kraftpunkte, von denen Wirkungen ausgehen sollen, weder anschaulich vorgestellt noch widcrspruchlos gedacht werden können. Das Atom ist eben keine Hypothese, die durch Experimente geprüft und bestätigt werden könnte, sondern ein rein fiktiver, Begriff, der sich mehrfach als zweck-gemäß erwiesen hat. Man konnte mit seiner Hilfe mechanische und zum Theil auch chemische Vorgänge mathematisch formultren und der Berechnung unterweisen. Manche neuere Physiker glauben, vhne" diesen Kunstgriff auskommen zu können, und halten deshalb diese Fiktion für entbehrlich. Das ist aber immer (und Vaihinger zeigt es wieder mit sonnenheller Klarheit) nur eineFrage der Zweck-mäßigkeit und niemals kann es sich darum handeln, ob die Atome exrstiren oder nicht.

Wichtiger noch sind die Fiktionen in den eigentlichen Geistes-wissenschaften, weil man hier durch Beobachtung und Experiment den komplizirten Erscheinungen nicht beizukommen vermag. Ein klassisches Beispiel bietet die Begründung der Nationalökonomie durch Adam Smith. Der Kunstgriff des großen schottischen Den-kers besteht darin, „daß er alle wirthschastlichen Handlungen der Gesellschaft so betrachtet, als obiste einzig und allein vom Egoismus diktirt wären; er sieht dabei ab von allen anderen Faktoren, wie Wohlwollen, Gerechtigkeit, Billigkeit, Mitleiden, Gewohnheit, Sit-ten und Gebräuchen. Auf diese Weise ist es ermöglicht, die Erschei-nungweisen der menschlichen Wirthschaft auf wenige Grundgesetze zu reduziren. Mit sicherer Hand greift er das Motiv heraus, das am Häufigsten und Stärksten ist. Er stellt den fiktiven Satz (es ist, als ob alle wirthschastlichen, geschäftlichen Handlungen nur vom Ego-ismus motivirt wären) als ein Axiom an die Spitze des Systems und entwickelt daraus deduktiv, mit systematischer Nothwendigkeit, alle Verhältnisse und Gesetze des Handels und Verkehrs und aller Schwankungen in diesen komplizirten Gebieten." Was hier Adam Smith als Fiktion anwendet, Das ist von den späteren Nationalöko-nomen vielfach als Hypothese betrachtet und dann geradezu zum Dogma erhoben worden. Dadurch wurde in der Volkswirthschaft-lehre manchmal der Schein von Exaktheit bewirkt, der nicht selten

Verwirrung schuf. Doch die grundlegende Annahme von Adam Smith hat sich als ein höchst nützliches Denkmittel bewährt. Der moVerne Großbetrieb schaltet thalsächlich alle nicht egoistischen Mohive aus, indem er auch die freiwilligen oder aufgezwungenen Wohlfahrteinrichtungen in den wirthschaftlichen Kalkül einbezieht. Des« halb ists ein sehr richtiger Gedanke von Rudolf Goldscheid, wenn er sein tief berechtigtes Verlangen nach Berücksichtigung des Entwickelungwerthes und der Menschenökonomie im wirthschaftlichen Leben in den Rahmen dieser rein berechnenden Betrachtungweise einbezieht. Man muß die Großunternehmer überzeugen, daß eine ökonomischere Behandlung KesMenschenmaterials wirthshaftliche Vortheile verspricht. Gr st dann darf,man h offen, daß die wirth« schaftliche Entwickelung sich den Forderungen der sozialen Ethik, der Sozialhygiene und Sozialpolitik allmählich anpassen wird.

In der Rechtswissenschaft ist die Fiktion vielleicht am Längsten heimisch. Die römischen Iuristen machen reichlichen Gebrauch von ihr und sind sich des fiktiven Wesens ihrer Annahmen deutlich bewußt. Wenn, zum Beispiel, ein römischer Bürger in Kriegsgefangenschaft geräth und dort stirbt, so behält sein früher errichtetes Testament volle Giltigkeit, trotzdem er zur Zeit seines Ablebens nicht rechtsfähig war. Man macht in diesem Fall die fiktive Annahme, daß der Mann in seiner Heimath gestorben sei. Kehrt der Gefangene zurück, so wird er sofort, ohne jede Erneuerung seiner Bürgerrechte, wieder rechtsfähig, weil er vom Gesetz angesehen wird, als wäre er nie in Gefangenschaft gerathen. Auch im modernen Rechtsleben wird oft von fiktiven Annahmen Gebrauch gemacht. So bestimmt das deutsche Handelsgesetzbuch, daß, eine nicht rechtzeitig dem Absender zur Verfügung gestellte Waare zu betrachten ist, als ob sie vom Empfänger endgiltig angenommen worden sei. Eben so ist der Begriff einer juristischen (oder, wie man früher sagte, einer moralischen) Person ein fiktiver, der sich als zweckgemaß bewährt, obwohl er an sich unlogisch ist.

Diese Beispiele dürften genügen, um zu beweisen, daß die Frktion ein eben so sinnreicher wie fruchtbarer Kunstgriff des Denkens ist, der auf den verschiedensten Wissensgebieten mit Erfolg ange« wendet wird. Vaihinger giebt natürlich eine viel reichere Auswahl; doch er betrachtet damit seine Aufgabe nicht als erledigt. Er geht noch viel weiter. Zunächst ist ihm darum zu thun, die logische und die psychologische Struktur dieser Denkoperation bloszulegen.

Die Logik der Fiktion hat Vaihinger nicht nur mit ungemeinem Glück in Angriff genommen, sondern auch, wie ich glaube, in endgiltiger Weise festgestellt. Durch eine bewußt falsche Annahme

2«' Die Zukunft.
Wird zunächst «in logischer Fehler gemacht. Ger Kreis ist «in Vieleck, sagen wir, trotzdem wir genau wissen, daß er kein Vieleck ist. Dieser Fehler wird nun in den folgenden Operationen entweder beseitigt (dann fällt von der Behauptung das Falsche von selbst weg) oder er wird durch einen entgegengesetzten Fehler kompensirt und dadurch unschädlich gemacht. Diese von Vaihinger geradezu genial erkannte Methode der doppelten Fehler wird nun an einigen Beispielen illustrirt. Leider sind es meist schwierige mathematische Deduktionen, die ohne weitläufige Auseinandersetzungen nicht allgemein verständlich werden können. Ich muß deshalb die der Mathematik kundigen Leser auf das Buch selbst verweisen.
Wichtiger noch ist die scharfe Unterscheidung von Fiktion und Hypothese. Eine Hypothese ist eine wissenschaftliche Vermuthung, die aufgestellt wird, um eine Neihe von Erscheinungen zu erklären. Sie hofft, wenn sie ernst gemeint ist, immer, durch künftige Beobachtungen und Experimente bestätigt zu werden. Iede Hypothese will wahr sein oder wahr werden. Die fiktive Annahme aber steht im bewußten Gegensatz Zur Wirklichkeit. Sie kann ihrer Natur nach niemals verifizirt werden, sondern sich nur als brauchbar und nützlich erweisen. In neuerer Zeit stelltlman vllerdings auch Hypothesen auf, an deren Bestätigung man selbst nicht recht glaubt. Sie sollen der wissenschaftlichen Arbeit nur vorläufig zu Grunde gelegt werden und man nennt sie deshalb Arbeithypothesen. Sie stehen den Fiktionen nah und begreiflich ist deshalb, daß diese beiden Denkgebilde oft mit einander verwechselt werden. Die Auffassung der Denkoperationen ist ja stetem Wechsel unterworfen. Ein wissenschaftlicher Gedanke, der neue Betrachtungwege eröffnet, wird von seinem Urheber oft nur als fiktive Annahme hingestellt. Später sieht man darin eine Hypothese; und noch später wird diese Annahme, die sich als brauchbar erwiesen hat, zum Dogma erhoben. Auch die Umkehr dieses Verhältnisses ist aber nicht selten. Die Idee wird von ihrem Urheber sogleich als feststehende Wahrheit, als Dogma hingestellt. Genauere Forschungen ergeben dann, daß hier keine bewiesene Wahrheit, sondern höchstens eine Hypothese vorliegt. Aus dieser Hypothese wird, dann schließlich eine für denZweck mehr oder minder taugliche Fiktion. Vaihinger nennt diesen von ihm entdeckten Wandel in der wissenschaftlichen Beurtheilung der Denkgebilde das Gesetz der Ideenverschiebung und hat durch diese Entdeckung unsere Einsicht in die Entwickelung des wissenschaftlichen Denkens ungemein gefördert. Den ersten Weg, vom Dogma durch die Hypothese zur Fiktion, hat, wie bereits «rwähnt wurde, Adam Smiths „wirthschaftlicher Mensch" gemacht. Der Gedanke

der Atomistik ist von den griechischen Denkern Leukipp und Demo» krit als Dogma ausgesprochen worden. Bei den Physikern des sie» benzehnten und achtzehnten Iahrhunderts wird er zur Hypothese. Und die Mehrzahl der neueren Forscher läßt das Atom nur noch als brauchbare Fiktion gelten. Alle diese Dinge hat Vaihinger zum «ersten Mal gesehen und damit gezeigt, daß. die Logik des Unlogi- schen als ein wichtiges und ganz besonders interessantes Moment in der Geschichte des Menschengeistes angesehen werden muß. Nicht so glücklich ist Vaihinger in der psychologischen und sprachlichen Analyse der Fiktionen. Er steht auf dem Standpunkt der von Herbart eingeführten und von Steinthal weiterentwickelten Mechanik des Seelenlebens. Er spricht mehrmals von stabilem und labilem Gleichgewicht der Seele und sieht nicht, daß, diese von der Mechanik hergenommenen Bilder unsere Einsicht eher trüben als erhellen. Alle Mechanik setzt die Undurchdringlichkeit der Körper voraus. In schroffem Gegensatz dazu finden wir im Seelenleben eine vollkommene gegenseitige Durchdringung aller seelischen Vor- gänge des selben Individuums. Das hat in neuster Zeit besonders Henri Bergson durch eindringende Zergliederung und tiefgründige Selbstschau zur unerschütterlichen Gewißheit erhoben. Hier ist die Wissenschaft von der Seele einen erheblichen Schritt weiter gekom- men. Bergsons Bild von dem Gedanken, der mit sich selbst Schnee- ball spielt und so immer wächst, weil die ganze Vergangenheit sich in ihm verdichtet, und fein genialer Vergleich des Intellekts mit einem Kinematographen leuchten ganz anders in die Tiefen der Menschenseele hinein als Herbarts Spiel der Vorstellungen und Steinthals Formeln. Vaihinger sieht nun freilich auch in psycholo- gischen Dingen manchmal schärfer als diefe Vorgänger. Er bemerkt ganz richtig, daß allen fruchtbaren Fiktionen eine Analogie (besser wäre vielleicht: eine Aehnlichkeit-Assoziation) zu Grunde liegt. Das Vieleck wird, je mehr seine Seitenzahl zunimmt, einem Kreis immer ähnlicher. Wenn aber Vaihinger meint, zu der Vorfiel» lung der Vehnlichkeit geselle sich nun der Gedanke, daß dieseAnalo» gie mit der Wirklichkeit im Widerspruch stehe, so ist Dies, meiner Ueberzeugung nach, ein Frrthum. Wenn sich ein solcher Gedanke wirklich mit voller Klarheit und Entschiedenheit einstellte, dann müßte er eine Hemmung, eine Ablehnung bewirken. Wir würden dadurch gehindert, diesem Einfall weiter nachzugehen, und würden ihn als unfruchtbar abwerfen. Da jedoch die Gedanken leicht bei einander wohnen und unserer Denkphantasie schrankenlose Mög- lichkeiten offen stehen, so wird das Weiterverfolgen! scheinbar wider- spruchvoller Gedanken zu einem überaus reizvollen Spiel. Wir

spinnen deshalb unsere phantastische Annahme mit einem gewissen Behagen weiter aus, bis sich plötzlich eine neuePerspektive eröffnet, die uns zeigt, daß wir auf diesem Weg dazu gelangen können, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen.^ W'e her primitive Mensch mit der von ihm instinktiv gefundenen Technik, die ihm ein brauchbares Werkzeug geliefert hat, gern spielt und dadurch oft, wie Perworn gezeigt hat, zu künstlerischer Leistung gelangt, so spielt der wissenschaftlich erwachte Geist auf seinem Denkinstrument und findet dadurch neue Forschungmethoden. Die leichte Vollziehbarkeit widerspruchvoller Annahmen, die schöpferische Entwickelung, die für alles Seelische bezeichnend ist: da ist die psychologische Grundlage der Logik des Unlogischen; da i,st die inigewissem Sinn künstle« rische Natur der wissenschaftlichen Fiktion.

Das wird vielleicht noch klarer, wenn wir uns die sprachliche Form des „Als Ob" ansehen. Vaihinger findet in dem „Als" die Aehnlichkeit-Assoziation, den Vergleich ausgedrückt und meint, das „wenn es wäre" bedeute den bewußten Gegensatz zur Wirklichkeit, tzätte er den Versuch gemacht, mehrere solcher Sätze ins Lateinische oder ins ^Griechische zu übersetzen, dannchätteer seinen Irrthum so^ort erkannt. Der Satz, „als ob es wäre" würde im Lateinischen manchmal mit „c^uäsi esset", sehr oft aber auch mit „Mäsi sit" wiederzugeben sein. Aehnliche Verschiedenheiten würden sich auch im Griechischen ergeben. Die deutsche Form „wäre" bedeutet durchaus nicht immer den Gegensatz zur Wirklichkeit, sondern besagt sehr oft, daß der Sprechende die Erfüllung der Bedingung für möglich hält. Schulgemäß ausgedrückt heißt Das: „wäre" ist nicht immer ein „modus Irreälis", sondern oft auch ein „inoäus potenti^lis". Latein und Griechisch haben für diese zwei Gedanken verschiedene sprachliche Wendungen zur Verfügung, während im Deutschen in beiden Fällen die Form „wäre" angewendet wird. In den meisten fiktiven Annahmen ist „wäre" zweifellos ein „inoäus potentiälis." Wir lassen uns immer die Möglichkeit offen und eben deshalb den« l'en wir weiter. Wir halten nicht für ausgeschlossen, daß ein Vieleck bei stark vermehrter Seitenzahl schließlich doch vollständig zum Kreis werden könne. Eben deshalb dürfen wir wagen, die Bereichnungart des Umfanges und Flächeninhaltes vom Vieleck auf den Kreis zu übertragen. Wir wagen: und es gelingt. Nach unserer Interpretation ist also der sprachliche Ausdruck,des ^,Als Ob" geeignet, den eigenthümlichen Schwebezustand des Denkens wiederzugeben und dadurch zum Weiterverfolgen der Annahme zu locken und zu reizen. Ich glaube, daß erst durch diese berichtigte psychologische und sprachliche Zergliederung Vaihingers Grundgedanke von der leben-

digen und organischen Natur der logischen Funktion in seiner wahren Bedeutung erkannt wird.

Damit ist aber die „Philosophie des Als Ob" noch nicht zu Ende. Wo Baihinger die Fiktion im Gebiete des Ethischen und Religiösen aufsucht, rührt er an die höchsten und letzten Fragen der Welt- und Lebensaunschauung. Die Willensfreiheit ist für ihn eine wissenschaftlich ganz unmögliche Annahme; trotzdem braucht sie der Strafrichter als nützliche Fiktion. Eben so läßt sie sich für die Aufstellung sittlicher Ideale und in der Erziehung verwenden. Bon Gott und Unsterblichkeit können wir nichts wissen; aber als zweckgemäße Fiktionen können diese Ideen eine wichtige Aufgabe erfüllen. Hier trenne ich mich von Baihinger. Aeber den menschlichen Willen sind in neuerer Zeil von William James, von Karl Joel, von Heinrich iGomperz tiefgründige Forschungen durchgeführt worden, aus denen jedenfalls das Eine hervorgeht, daß der Determinismus, die Leugnung der Willensfreiheit, keine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit ist. Eine „Religion des Als Ob" aber kann meiner Aeberzeugung nach ein gläubigesiGemüth niemals befriedigen. Gott als Fiktion: Das ist für deu des Trostes bedürftigen Frommen schlimmer als Pantheismus, schlimmer sogar als Materialismus.

Noch ein Wort über das Berhältniß der Philosophie des Als Hb zum Pragmatismus. Aeber diese von Amerika herübergekommene neue philosophische Methode habe ich mich hier in dem zuvor erwähnten Kongreßbericht ausgesprochen. Ihr Wesen besteht darin, daß die menschlichen Artheile nicht ausschließlich und nicht einmal hauptsächlich als Konstatirungen von Thatsachen anzusehen, sondern als Richtlinien für unser Handeln zu betrachten sind. Die Wahrheit eines Urtheils besteht für den Pragmatismus nicht in seiner Aebereinstimmung mit der Wirklichkeit, sondern in den das Leben fördernden Maßnahmen, zu denen mich das Artheil veranlaßt. Diese Auffassung ist in Deutschland heftig bekämpft worden und auch Baihinger meint, daß der Pragmatismus auf einen flachen Atilitarismus hinauslaufe. Trotzdem findet er den Grundgedanken richtig und nennt den Pragmatismus unter den neueren philosophischen Strömungen, die ihn eine günstige Ausnahme seines Buches erhoffen lassen. Ich muß nun zugeben, daß die pragmatische Methode, die ich für sehr fruchtbar halte, noch zu wenig ausgestaltet und auf die verschiedenen Gebiete angewendet ist, als baß, sich ihre Konsequenzen schon jetzt klar erkennen ließen. Baihlingers Buch ist in hohem Grade geeignet, hier erklärend und vertiefend zu wirken. Wenn ich den Versuch mache, den Grundgedanken

des Pragmatismus mit der Philosophie des Als Ob zu kombiniren, so entwickelt sich mir daraus eine neue Auffassung vom Wesen der Wissenschaft und von der wahren Aufgabe der Philosophie.

Der wissenschaftliche Forscher geht von der meist unausgesprochenen und nicht klar bewußten Voraussetzung aus, daß der Mensch von Natur aus die Fähigkeit besitzt, die auf ihn wirkenden Vorgänge der Nmgebung zunächst als Thatsachen, als Erlebnisse rein objektiv zu konstatiren. Man hält Dies sogar für die primitivste, für die einfachste und deshalb ganz allgemeine Form, in der wir auf die Eindrücke der Amwelt reagiren. Dieses intellektualistische Vorurtheil ist nun in den letzten Iahrzehnten gründlich zerstört worden. Die Völkerkunde, die Kinderpsychologie, die neueren Forschungen über Zeugenaussagen haben fonnenklar,bewiesen, daß. das objektive Feststellen von Thatsachen eben so schwer wie selten ist. Für den primitiven Menschen und für das Kind sind die Vorgänge in der Umgebung zunächst gewiß nicht Thatsachen, fondern . Anlässe zu Angriffs-, zu Abwehr-, zu Fluchtbewegungen oder zu anderem Handeln. Levi Brühl sagt in seinem sehr interessanten Buch „I^ss k«Q«tiollK mont^les ä^ns Iss svOiste« inksrisures", daß von einer rein theoretischen Vorstellung beim primitiven Menschen keine Rede sein könne. Wir finden aber auch bei den Gebildeten unserer Tage, daß ihre Beobachtungen und Aussagen keineswegs reine Konstatirungen von Thatsachen sind. Die von William Stern in Breslau begonnenen Forschungen über diePsychologie der Aussage haben eben so überraschende wie überzeugende Ergebnisse ans Licht gefördert. In alle unsere Urtheile schleichen sich die Vorzüge und die Mängel unserer psychophysischen, Organisation ein und unsere scheinbar rein objektiven Feststellungen sind von unseren Interessen, unseren Wünschen und Neigungen, von unserer unbewußt auswählenden Thätigkeit immer persönlich gefärbt.

Wenn wir diesen Gedanken mit unerbittlicher Konsequenz bis ans Ende denken, so gelangen wir zu dem Ergebniß, daß das Konstatiren von Thatsachen ein Ideal ist, dem wir uns wohl nähern können, das wir aber nie erreichen. Darausfolgt nun ein unerträglichcrWiderspruch. DieWissenschaft beruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch die'Fähigkeit besitzt, Thatsachen zu konstatiren. Wenn ihm diese Fähigkeit fehlt, dann giebt es keine Wissenschaft. Nun hat aber die Wissenschaft ihre Existenz durch die ungeheuren Wirkungen erwiesen, die sie auf unser Leben ausgeübt hat«nd noch ausübt. Aus diesem Dilemma zeigt uns die Philosophie des Als Ob den willkommenen Ausweg. Die Wissenschaft macht mit kühnem Wagemu th die fiktive Annahme, daß wir die Fähigkeit besitzen, Thatsachen zu konstatiren, und arbeitet auf dieser Grundlage ruhig

weiter. Je intensiver und je erfolgreicher sie forscht, desto stärker wird unser Intellekt geschult, desto besser lernen wir unsere Gefühle und Wünsche unterdrücken und unsere Vorurtheile aufgeben und nähern uns dem Ideal des rein objektiven Konstatirens in derselben Weise, wie das Bieleck durch stete Vermehrung der Seitenzahl dem Kreis immer ähnlicher wird. Die Annahme, daß wirThatfachen konstatiren können, war anfangs ein unbezweifelbares Dog^ma und ist jetzt, durch das Gesetz der Ideenverschiebung, zu einer fruchtbaren und unentbehrlichen Fiktion geworden.

Diese zunächst gewiß befremdende Auffassung vom Wesen der Wissenschaft wird erst verständlich, wenn sie vom Grundgedanken des Pragmatismus durchleuchtet und durchwärmt worden ist. Der Grundgedanke ist, wie schon gesagt wurde, daß unsere Artheile t^W. Wesen nach Richtlinien für unser Handeln sind. Das heißt aber: de? meMMcheLMellekt ist als Waffe, als Mittel, als Werkzeug^anzufehen. Mit diesem" immer verfeinerten W der Menschengeist nicht nur die Natur erobert, sondern auch sich selbst ein eigenes großes Reich gegründet. Aeber die ganze Erde erstreckt sich schon dieses internationale Reich der Wissenschaft, das sich immer einheitlicher und fester organisirt und sich am Besten selbst verwaltet. Ieder Eingriff in seine Regirungform ist von Uebel. Die Philosophie ist aber längst nicht mehr die Königin dieses Reiches, wofür sie lange gegolten hat. And als einfache Bürgerin kann sie ihre wahre Aufgabe nicht erfüllen. Wer die Philosophie zu einer Einzelwissenschaft macht oder ihr die Aufgabe zuweist, die Grundlagen und Voraussetzungen alles Wissens zu bestimmen, Der verkennt ihr wahres Wesen und! raubt ihr die innere Kraft. Von ,ihrem alten Thron vertrieben, hat die Philosophie ein neues, schwereres und verantwortungvolleres Herrscheramt erworben. Den unermeßlichen Kräften, die uns die Wissenschaft zur Verfügung stellt, hat sie die Richtung zu geben und die Ziele sn zeigen. Für denwissenschaftlichen Forscher ist die Wahrheit Selbstzweck; dem Philosophen wird sie zu einem wichtigen Mittel der Lebensförderung. Wir arbeiten mit wissenschaftlichen Methoden, denn wir müssen die Welt kennen, um sie vorwärts zu bringen. Zum Philosophen gehört aber mehr als Wissenschaft. Er braucht den intuitiven, in die Tiefe und in die Weite dringenden Seherblick und vor Allem einen kräftigen, idealen Aufschwung des Willens. „Was können wir", fragte sich vor mehr als hundert Iahren der französische Philosoph Maine de Biran (und das selbe Problem macht in jüngster Zeit Rudolf Goldscheid in seinem noch wenig bekannten Buche „Grundlinien einer Kritik der Willenskraft" zur Hauptfrage der Philosopyie). Die Philosophie wird aktivistisch sein oder sie wird gar nicht

fein. Den Sinn der Wissenschaft und des Lebens zu deuten, dem menschlichen Wollen neue Impulse zu geben, der schöpferischenEnt-Wickelung, die unser Seelenleben darstellt, die grenzenlosen Möglichkeiten zu zeigen und so ein neues, tieferes und wirksameres Leben zu schaffen: Das ist heute die Aufgabe der Philosophie.
Wir müssen den Staaten und ihren Lenkern immer wieder sagen, daß sie ihre hohe sittliche Aufgabe noch nicht ganz erfaßt, ja, noch kaum in Angriff genommen haben. Wir müssen aber auch jedem einzelnen Menschen zum Bewußtsein bringen, daß er sich nur dann,zu "einer kraftvollen, geschlossenen und harmonischen Per» sönlichkeit entfalten kann, wenn er sich freiwillig einer großen sozialen Sache Hingiebt, die seine verborgenen Kräfte ansLicht zieht /und zu fruchtbarer Bethätigung bringt. Vielleicht gelingt es einer solchen Philosophie, die Strömungen, die einander entgegendrängen, den Sozialismus und den Individualismus in ein gemeinsa» Ines Bett zu leiten und dadurch Kräfte, die sich im Kampfe verzeh» ren, zu schöpferischer Arbeit zu vereinen.
Auf der fiktiven Annahme, daß wir That'achen konstatiren kön» nen, beruht alleWissenschaft;unddieForscherthätigkeit selbst bringt uns in dieser Fähigkeit immer weiter. Die Wissenschaft »nimmt gleichsam in der menschlichen Erkenntnißentwickelung die große Und breite Mitte ein. Die Philosophie aber bildet den Anfang und das Ende; sie ist das ^ und das 0. Sie geht auf die ursprüngliche Funktion des Intellektes zurück, die darin besteht, das Leben zu erhalten und zu bereichern. Die Philosophie darf aber auch nicht lnüde werden, darauf hinzuweisen, daß der letzte Zweck aller For» schung und Erkenntniß nur sein darf, dem Leben immer neue Kräfte zuzuführen und seinen Inhalt reicher und beglückender zu gestalten. Dadurch vermag sie auch der Wissenschaft neuen Geist einzuflößen. Sie setzt der Wissenschaft keine Schranken; aber sie zeigt ihr das Leben als ihren letzten Zweck. Ich glaube, daß meine hier nur ange» deutete Auffassung von Wissenschaft und Philosophie sich nicht allzu weit von Vaihingers Gedankengängen entfernt. Auch für ihn ist unsere ganze Vorstellungwelt ein fiktives Gebilde, das sich zwischen Empfindung und Bewegung einschaltet. Geschaffen aber ist dieses Gebilde von der organischen, auf die Erhaltung des Lebens gerichteten Funktion der Seele.
Die Philosophie des Als Ob bietet also eine erstaunliche Fülle neuer Thatsachen und neuer Gedanken. Sie reizt aber auch zum Weiterdenken und wird wohl noch lange die Geister beschäftigen.
Wien. Professor Di', Wilhelm Ierusalem.

Romanpsychose.
251
Romanpshchose.
IFAie über einen jungen straßburger Rechtsanwalt die geistige Umnachtung hereinbricht: Das erzählt Ulrich Rauscher als einen Roman mit dem merkwürdigen Titel „Richard Dankwards Weltgericht". Dieser Dr. Dankward, wohlhabend, glücklich verheirathet, voll ästhetischer Interessen, hängt eines Tages seinen Be-Ms an den Nagel, um ganz seinen Neigungen zu leben; und die Heihefte seiner Neigungen ist: das achtzehnte Iahrhundert.-Wir begleiten ihn nun, wie er sich in die Vergangenheit immer tiefer hineinträumt, wie er mit Bild und Buch ihre Gestalten immer lebendiger vor sich hinstellt, wie die Schatten ihn umdrängen und umwimmeln, bis er ihrer kaum noch Herr wird. Bei einem Weinstubengeplauder, wo er plötzlich eine geschlechtliche Situation dem Freund ausmalt, wetterleuchtet zum ersten Mal die unverkennbare Psychose auf. Ein Wenig erschreckt, fahren wir mit ihm im Auto zum Bodensee, sind, nach den Bisionen, die er in alten elsässischen Städtchen erlebt, um seinen Geisteszustand noch mehr besorgt, kehren nach seltsam unruhigen Stunden bei seiner zarten, jungen Frau mit ihm nachStratzburg zurück. Und nun folgen, in wilderIagd, den Träumereien die Halluzinationen, den Halluzinationen die Delirien; bis charmante Zeit weicht der Revolution, Richard Dankward fühlt sich als ihren Henker. Erzählen wir nichts weiter nach, stellen wir fest, daß wir schließlich von einem Aermsten Abschied nehmen, der verblödet zusammengebrochen ist: „in eine Ecke gedrückt, mit stillen Äugen, einen KinderverZ lallend." So findet 5hn, einen zweiten Oswald Alwing, der Freund.

Ich bin kein Kunstrichter und muß die literarische Werthuna, des Buches den Rezensenten überlassen. Wer sich aber, wie ich, mit den Auswirkungen des Pathologischen in künstlerischen Schöpfungen schon lange theoretisch beschäftigt, Der findet in diesem seitsamen „Weltgericht" den willkommenen Anlaß, die allgemeinsten Richtlinien sür die ästhetischen Möglichkeiten und, Schranken dieser Auswirkung zu prüfen. Die Situation ist für solche Arbeit durch den Dichter in einem Punkt erleichtert worden: zwischen ihm und dem Leser kann keine Meinungverschiedenheit darüber entstehen, daß Dankward am Schluß ein Irrer, daß alles Vorausgehende ein Präludium des Irrwerdens sei. In einer (hier von Karl Zeutsch angezeigten) Arbeit über das Pathologische in der Kunst erwähnte ich Fälle, wo der Genießende Krankhaftes sieht, der Schaffende aber

nur Problematisches, Unalltägliches gemeint hat. Der Fall Dankward ist völlig durchsichtig; der Dichter zeigt und der Leser erkennt (spätestens, der ganz Harmlose, auf dem letzten Blatt) einen in seelischer Erkrankung Zusammenbrechenden.

Nicht das unbefangene Publikum, wohl aber mancher Psych!ater wird nun fragen, welche besondere geistige Erkrankung denn diesen Rechtsanwalt Dankward gebrochen habe. Solche Frage nach der Diagnose ist nicht so wichtig, wie Manche, aber auch nicht so unnütz, wie Andere denken. Erfundene Gestalten find der Diagnose nicht gerade bedürftig; auch find ja die diagnostischen Klassifikationen der Irrenheilkunde <noch nicht im Zustande wissenfestlicher „Geronnenheit", sondern,mitten im Fluß. Und doch ist wiederum das Trachten nach einer Diagnose keine Spielerei, sondern ein Ausdruck gewisser Einsichten in die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung. Wenn ich feststelle, Jemand leide nicht an Iugendirrsein, sondern an Paralyse, so verkünde ich damit nicht nur die Gewißheit von andersartigen Krankheitsymptomen (da ist oft der geringste Unterschied), Mch nicht Mr die von/einem anderen Krankheitausgang, sondern vor ,Allem die Gewißheit von einer anderen Krankheitursache. Die Paralyse hat eine rein körperliche Urfache und kann durch keine noch so starke geistige erzeugt werden. Vor zehn Iahren war Das den Laien fast gleichgiltig; inzwischen aber ist der Zusammenhang zwischen dieser Erkenntniß und der Aussicht, der Paralyse einst Herr zu werden, immer sinnfälliger geworden. Heute weiß auch der Laie fchon, daß eine rein geistige Entwickelung, etwa philosophischesGrübeln vder enttäuschter künstlerischer Idealismus, niemals aus sich heraus in Paralyse enden kann. Deshalb will der Leser oder Hörer sich auch im Gebiet der Kunst nicht mehr auf den alten Standpunkt zurückdrängen lassen; mindestens da nicht, wo er an realistische Darstellung glauben soll. Im Märchen, in der Fabel oder Allegorie fragt Niemand lange nach kausalen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten; in Werken aber, die im Boden wirklichen Lebens wurzeln, wird nur ertragen, tvas nach dem Erkenntnißstande der Zeit als möglich gilt. Die Leser oder Hörer einer Dichtung würden lachen, wenn man ihnen zumuthete, hu glauben, daß Einer ^us getäuschtem Ehrgeiz einen Delenkrheumatismus oder den Mastdarmkrebs bekomme. In den „Buddenbrooks" ist das tollkühnste Wagniß Thomas Manns, daß er die Entscheidung über den Ausgang eines Typhus in Tod oder Genesung aufs seelische Gebiet schiebt, an den „Willen zum Leben" knüpft; und so geistvoll, ja, tiefsinnig, so raffinirt vorbereitet diese Wendung ist: ich weiß, daß die meisten unbefangenen Leser sie

stets als unerträgliche Zumuthung empfinden. In zwanzig Iahren werden wir vermuthlich in Sachen der Paralyse genau so weit sein; und wenn dann aus allem poetischen Aufwand hervorgeht, daß der Autor eine Paralyse darstellen wollte, so werden seine Leser die von ihm gewählte Ursachenkette recht kritisch betrachten. Die fortschreitende kausale Erkenntnis; der Wissenschaft engt die kau« sale Bewegungfreiheit des Künstlers mehir und mehr ein.

Heute freilich kümmern sich manche Kunstgenießer noch so we« nig um den Unterschied zwischen einer Paralyse und einer anderen Psychose, daß sie kaum fragen, welche Geistesstörung Ulrich Rau-scheridarstellen wollte und ob er sie richtig dargestellt Habe. Soll der Psychiater hier als Schulmeister eingreisen? Damit würde er nicht viel erreichen. Doch eine andere Möglichkeit bietet sich ihm. Wie der Literarhistoriker untersucht, welche „Modelle" aus dem Leben dem Dichter vorgeschwebt haben und wie er sie mit poetischer Frei-heit umgestaltet hat, wie er etwa Goethes Egmont mit dem Egmont der Geschichte vergleicht und dadurch das Gebiet und die Grenzen des künstlerischen Schaffens klarer erkennen lehrt, so kann und soll der Psychiater fragen: Welche Psychose wollte der Dichter nachbil-den und wie ists ihm für seinen besonderen Zweck gelungen? Rau-schers Roman giebt keine deutliche Antwort. Zwei Geisteskrank« heiten können so ausbrechen, wie es uns Rauscher miterleben läßt: das Jugendirrsein «nd die Par»lyse; um welche sichs handle, er-fahren wir nicht sicher. Freilich ist die Unterscheidung auch im Leben oft ungemein schwierig. Zwischen diesen zwei Möglichkeiten aber bewegt sich Rauschers Darstellung durchaus auf dem Boden des psychopathologischen Erkenntnißstandes. Nicht nur dem Laien, auch dem Psychopathologen wird nichts von Dem, was Dankward er-lebt und thut, als Initiale feiner Seelenstörung unmöglich oder auch nur unglaubwürdig scheinen. Dieser Dichter, denkt man, hat sein Modell mit Augen studirt, die manchem Fachmann zu wün-schen wären, und hat es dennoch nicht nur kopirt, sondern poetisch Umgeschaffen; was er erzählt, ist nicht das Iournal, ist der Roman einer Psychose; und so weit er sich vielleicht von der einzelnen Wirklichkeit entfernte, er blieb in den Grenzen des Möglichen.

Denn da ist der Kern der Modellfrage. Ein Historiker könnte sagen: Wenn Goethe einen anderen Egmont auf die Bretter stellt alsiden aus «er Geschichte uns bekannten, Zo verstößt er damit gegen die (ich wähle das Wort, das sich in der jüngsten,Wissenschaftstheo-rie eingebürgert hat) idiographische Richtigkeit. Goethes Egmont ist nicht der geschichtliche Egmont; aber auch er fällt nicht aus dem Krcis der nomotietischenMög ichkeit.Wie er ist,könntecinErafEg-

mont sein. Arbeitet aber ein Dichter ohne psychiatrisches Modell, so kann er seine Gestalt auch nomothetisch verzeichnen, kann er psychologische und pathologische Verkettungen erdichten, die nicht im Bereich des Möglichen liegen. Denn der seelisch kranke Mensch ist für den Anbefangenen weniger durchsichtig, weniger leicht nachfühlbar als der noch so entfernte historische Mensch. Allerdings haben die Psychiater die Weite der Möglichkeiten oft unterschätzt. In jedem Bezirk der Forschung leben kleine Geister, denen die allerletzte Erkenntniß als die definitive gilt; solche Antersucher haben ihren Zollstock auch an poetische Gestalten gelegt und mißbilligend angekreidet: In diesem Drama, in dieser Erzählung ist die Ätiologie der Melancholie nicht unsere vom Iahr 1899, der Fortgang des Iugendirrseins nicht so, wie ihn 1902 das Lehrbuch beschrieb; dieser Dichter muthet uns also Anmögliches zu. Heute hätten wir wohl nicht den Muth, Oswald Alwings Paralyse als ein selbst dem Irrenwärter unmögliches Bild abzuthun, Wilhelm Henschels psychischen Kollaps und Selbstmord als unorganisches Anhängsel seines sittlichen Zusammenbruches wegzuschieben (wie es damals geschehen ist). Der Respekt vor der Vielfältigkeit der psychologischen Bilder ist wieder gewachsen; und selbst nach den schon halb über Bord geworfenen seelischen Ursachen seelischer Abnormisirung darf heute der poetische Gestalter wieder greifen, ohne den Widerspruch des Psychopathologen zu wecken. Freilich: der Fachmann wird mit seinem Vorwissen in den Kunstgenuß immer einen Fremdkörper »ringen. Ein Historiker hat mir gesagt, auch die tiefste tragische Ergriffenheit besiege nicht ganz das Anbehagen, das die Maria Stuart Schillers durch ihren Abstand vom geschichtlichen Modell ihm nun einmal einflöße; so sensitiv wird der Spezialist immer da sein, wo Dinge seines Wissensbezirkes ins Kunstwerk hineinragen. Am so mehr ist anzuerkennen, daß Rauscher die Differentialdiagnose „Paralyse oder Katatonie?" selbst dem Psychopathologen nicht unklarer läßt, als sie ihm auch in den Wänden seiner Klinik oft gewesen sein mag.

Dem Anbefangenen, für den ein Roman gemacht wird, ist eine andere Frage näher. Hört dieser Dankward nicht auf, uns künstlerisch zu interessiren, wenn wir ihn als irr erkennen? Eine Dichtung, die uns ergreifen soll, kann auf ihrer Hauptlinie nur Motivverknüpfungen benutzen, die der Genießende noch mit- und nachzuerleben vermag. Wo die Einsicht kommt, daß ein Irrer vor uns stehe, da zerstiebt das künstlerische Interesse und räumt, im besten Fall,>einem Haufen von Einzelinteressen (am Stil des Dichters, am psychiatrischen „Fall") den Platz. Die Entwickelung einer Geistes-

krankheit ist nicht nur (wie ich in der zuvor erwähnten Arbeit zu zeigen versuchte) von der tragischen Wirkung ausgeschlossen, sondern, streng genommen, von der poetischen Wirkung überhaupt, wenn sie mehr als Episode, wenn sie Hauptinhalt einer Dichtung sein will. Die Psychose ist ein Naturereignis, ähnlich einem Erdbeben, einem Waldbrand; und über das lyrische Gedicht reicht die Eignung solcher Begebenheiten als poetischer Hauptinhalte kaum hinaus. Schon in der Ballade erwarten wir handelnde Menschen, die sich mit dem Geschehen irgendwie auseinandersetzen. Der verblödende Dankward aber wächst mehr und mehr in die Rolle des „Helden". Seine Frau, die man anfangs noch für die Hauptperson halten konnte, tritt in den Hintergrund, wird bloße Folie. And der Dntwickelung ides Helden folgt der Leser schließlich nur noch mit unüberwindlichem Mitgefühl; das rohste Schimpfwort erschreckt ihn kaum/noch; erwünscht nur die rascheJnternirung des Kranken. Die Darstellung einer Psychose ist künstlerisch genau so ergreifend wie die eines Nierenleidens.!

Doch der Dichter zielt wohl auch auf eine ganz andere künstlerische Absicht. Erst in den Versonnenheiten, dann im Grübeln und Brüten, endlich in den Delirien Dankwards rollt sich das achtzehnte Jahrhundert auf, mit all seinem Charme und all feinerSünde, Voll leiser Sehnsucht, geweckt durch ein köstliches Medaillonbildnisz, hebt es an; und am Ende delirirt Dankward als Henker der Schreckensherrschaft. Die Geistesstörung ist nur der Rahmen für ein Kolossalgemälde der blühenden, verwesenden und zertretenen Mlanten Zeit. Das bedeutet: Rauscher griff nach dem Mittel, das Hauptmann in „tzanneles Himmelfahrt" gewählt hat, um in Fieberdelirien die unbewußten und halb bewußten, die irdischen und überirdischen Wünsche eines reifenden Mädchens zu entschleiern. Statt der Delirien des Fiebers haben wir bei Rauscher die einer «usbrechenden Psychose. Das körperlich bedingte seelisch Abnorme, wie Fieber- und Irrsinnsdelirien es sind, ist dann, nicht mehr künstlerischer Selbstzweck, ist nur noch technisches Mittel zum Zweck und wird damit wieder diskutabel. Zu prüfen wäre freilich die künstlerische Notwendigkeit des gewählten Mittels. Im „tzannele" leuchtet s'ie dem Denkenden ein. DasAnbewußte, mindestens dunkel Bewußte jder darzustellenden seelischen Erlebnisse fordert einen Zustand, der die bewußten Hemmungen vom Anbewußten nimmt: pathologische Erregung leistet Das mit der größten Sicherheit. Da sie als Symptom töilicher Erkrankung auftritt, wird in den lyrischen Grundcharakter der Dichtung das tragische Moment verwoben: dies Kind ist so arm, daß ihm erst die Sterbestunde mit ihren

Fieberdelirien ein kurzes, irdisches Glück beschert; sie erst bringt seinen Wünschen (die phantastische, halluzinatorische) Erfüllung. Ists im Fall Dankward eben so? Muß ein Rechtsanwalt, der zugleich Aesthet ist, irrsinnig werden, um sich einmal ganz ins achtzehnte Jahrhundert hineinzuträumen? Wir zweifeln. Auch hier klingt ja etwas Tragisches an; dieser Mann glaubt, nun sein Leben erst recht anzufangen, als er den bürgerlichen Beruf aufgiebt und sich in die Vergangenheit gleiten läßt: und handelt damit doch schon unter dem Zwang der in ihm lauernden Psychose. Das ist grausame Ironik, wie sie Ibsen anwendet, da er Hedda Gabler die Pistole gegen sich richten läßt; sie hofft, wenigstens selbst in Schönheit zu sterben, und handelt doch unter dem Druck einer Schwangerschaftverstimmung. Fraglich bleibt nur, ob bei Rauscher die Darstellung eines Irrseins im rechten Maßverhältniß zu dem Zweck, der visionären Umfassung des äncien reSims, steht. Doch diese Frage hat nicht der Pathologe zu beantworten. Dessen Aufgabe war nur, das Problem zu zeigen.

Dazu gehört freilich, daß nicht übersehen werde, was Rauschers Technik rechtfertigen kann: die Parallele, die er uns zwischen dem Irrwerden des Einzelnen und dem (wenn ichs so nennen darf) „weltgeschichtlichen"Wahnsinn erleben läßt. AmAnfang,alsDankwarduns noch vernünftig erscheint, spiegelt sich auch in seinen Träumereier, der wundervolleFlügelstaub der vorrevolutionären Kultur, später überwiegt das Ungesunde, Brünstige, Perverse der Zeit, ihre Fäulnißgährung; und seine Delirien umspannen den Zusammenbruch, die Blutherrschaft. Wollte der Dichter uns von diesem Ende auf den Anfang Zurückweisen? Bielleicht wollte er sagen: Wie meinestzelden versonnene Grübelei charmant und tiefsinnig scheint, in Wahrheit aber nur das Prodrom des Irrwerdens ist, so war auch die galante Zeit, in der Mancher noch heute so gern herumphantasirt, doch nur das Initiale weltgeschichtlichen Schreckens. Ich weiß nicht, ob er daran gedacht hat. Gewiß aber ist, daß der Poet die Freiheit Hätte, hier Zwei Vorgänge zu identifiziren, die für den wissenschaftlichen Denker im Wesen verschieden bleiben müssen. Denn eine geschichtliche Umwälzung dürfte der Forscher nicht psychiatrisch konstruiren, ohne sich der Verwechselung von Analogie und Kausalität schuldig zu machen. Geschichte kann (von episodischen Ausnahmen, wie den Veitstänzen und Aehnlichem rede ich hier nicht) immer nur im metaphorischen Verstand Irrsinn sein.

Karlsruhe. Professor Dr. Willy tzellpach.

Iesste.*)

s war noch völlig dunkel, als er aus einem unangenehmen Traum erwachte: vier häßliche Affen waren in seinem Salon beim Kartenspie! gesessen, und als er ihnen wehren wollte, hatten sie ihm in unanständiger Weise die Gesäße zugekehrt: er wollte mit seinem Spazirstock nach ihnen schlagen, jedoch der Stock in seiner Hand bewegte sich gewichtlos und langsam durch die Luft, die Affen aber stoben auseinander und der größte unter ihnen kletterte an einem Schrank empor, erfaßte eine Flasche Chartreuse, schwang sie in die Luft, trank daraus und schrie dabei: „Hoch die Anarchie!"

Da er nicht wieder einschlafen konnte, drehte er den Knopf der elektrischen Lampe und schrieb einige Worte auf eins der beinernen Täfelchen, die auf dem Tische neben ihm lagen, so daß er dem Diener Befehle ertheilen konnte, ohne durch seine Gegenwart belästigt zu werden; die beschriebene Tafel ließ er in den kleinen Spalt in der Wand am Kopfende seines Bettes fallen. Dann warf er einen Blick auf die Uhr; erstaunt sah er, daß sie auf Elf wies. Nun pochte es an seine Thür: geräuschlos trat der Diener ein, das Theebrett, auf dem auch die Post lag, in der Hand. Dann verschwand er, klopfte aber sogleich wieder und meldete: „Herr von Kall".

„Ich lasse bitten!"

Der Besucher war mittelgroß und schmal und hatte ein langes, blasses Gesicht mit eingesunkenen Augen, die unter farblosen Brauen lagen; auch seine Arme und Hände waren lang; er war sehr elegant gekleidet; eine dunkle Kravatte umhüllte den dünnen Hals mit vielen Falten.

„Guten Morgen, Felix, wie geht es?" begann er; und sie sprachen lässig von gleichgiltigen neuen Ereignissen unter ihren Bekannten. Herr von Kall zündete sich eine Cigarette an; als er sah, daß Felix, halb unbewußt, nach der Post griff, wobei seine Blicke an einer Traueranzeige haften blieben, sagte er: „Weißt Du schon? Iessie ist gestorben!"

„Iessie!" Felix hatte sich im Bett aufgesetzt. „Wann ist sie gestorben? Woher weißt Dus?"

„Heute früh hat mirs der Ferdi gesagt. Freitag ist sie noch ausgeritten; am selben Abend hat sie ein Fieber bekommen und Warnach drei Tagen tot."

„Das ist ja furchtbar!" sagte Felix.

„Der Ferdi ist heute früh zurückgekommen. Ich bin ihm begegnet ..."

„Wie hat er ausgesehen?"

„Ein Bischen blaß von der Fahrt . .."

*) Aus dem ersten Band der „Hundert Novellen", die bei Georg Müller erscheinen. (Der Autor ist den Lesern der „Zukunft" bekannt.)

„Ia, natürlich; sie war doch seine Schwester..." Er hatte das schwarzumränderte Papier entfaltet. „Im vierunddreißigsten Iahr ihres Lebens..sagte er. Er war sichtlich bemüht, sich zu beherrschen. Immer noch hielt er die Traueranzeige in der Hand; der zierliche Kopf war gesenkt; der braune, spitze Bart hob sich von dem zartgestick-ten russischen Nachthemd ab.
„Hat Dir der Ferdi sonst Etwas gesagt?"
„Was ich Dir erzählt hab'; sonst nichts."
Beide schwiegen. „Du hast sie lange nicht gesehen?" fragte Herr von Kall.
„Lange nicht. Seit sie von Wien fort ist, nicht mehr."
„So." Kall schritt zum Bücherschrank in der Ecke und las, rau-chend, die Titel, die er kannte. Von Zeit zu Zeit warf er einen raschen Blick auf den Mann im Bett.
Dieser klingelte. „Machen Sie das Fenster auf!" sagte er zn dem eintretenden Diener. Neblige Winterluft drang von der Straße her-ein. Kall hüstelte.
„Lieber Max, sei mir nicht böse, aber... laß mich jetzt allein..."
Kall nickte. Seine halb geschlossenen Augen sahen aufmerksam nach dem Freund. Dann drückte er ihm die Hand und ging mit schläf-rigen Schritten. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, legte Felix sich im Bett zurück und blickte nach der Decke des Zimmers. Aber sofort richtete er sich nervös auf und läutete dem Dieuer. „Bitte, machen Sie das Fenster zu! Ich will aufstehen!"
Hastig angekleidet, schritt er, Cigaretten rauchend, auf und ab. Immer heftiger wurde sein Schritt, immer gespannter der Ausdruck seiner Züge. Schließlich blieb er vor dem Spiegel stehen und entfernte ein Stäubchen von dem umgelegten grauen Tuch seiner Iacke. Im Spiegel fiel sein Blick auf eine dunkle Truhe, die wie ein langer Schat-ten an der Wand stand. Er suchte einen alterthümlich geformten Schlüssel, öffnete die Truhe und stellte eine verschlossene Kassette auf den Tisch, der er Briefe und Bilder, kleine Kämme, Bänder und an-dere Fetische der Liebe entnahm. Lange las er und starrte die Bilder an. Dann setzte er sich an'den Schreibtisch und begann einen Brief, be-gann ihn nochmals und schrieb lange daran; aber als er fertig war, zerriß er ihn in ganz kleine Stücke, die er in den Ofen warf. Dann klingelte er: „Ich will ausgehen."
Der Diener stand im Vorzimmer, mit dem langen Neberrock, mit Hut. und Stock bereit.
Ienseits seiner Straße war die Mauer eines uralten Parks; die Bäume waren laublos; nur ihre feinsten Spitzen hatten zu blühen be-gonnen, aber der feuchte kalte Nebel wich nicht von der Erde und der Himmel blieb grau.
Felix kehrte bald nach Haus zurück, ging noch im Ueberrock ins Zimmer, legte Hut und Stock neben sich auf den Schreibtisch, nahm das Hörrohr auf und rief seinen Freund an. „Willst Du mit mir früh-

stücken, Mar? Ia! Um zwei Uhr! Ich bitte Dich sehr darum!" „Herr von Kall kommt zum Frühstück", sagte er zu dem eintretenden Diener. Er saß, den Kopf aufgestützt, nervös, nachdenklich in seinem Zimmer, als Kall eintrat.
„Du erlaubst... Auch vorher..." sagte Mar und zündete eine Cigarette an.
„Ich brauche Deinen Nath . . ." begann Felix, aber er schwieg wieder und redete dann nicht von Dem, was Beide erwarteten.
Kall kam ihm zu Hilfe: „Du wolltest von... Iessie reden..."
„Ia..." Er sah auf und fuhr fort: „Es wird mir schwer, denn es rührt an heilige Dinge!"
„Heilige...!" Die blassen Lippen in dem müden Gesicht bekamen einen cynischen Zug.
„Ia. Das Heilige und das Unheilige liegen oft nah beisammen."
„So. Ich dachte übrigens, Ihr, Du und Iessie, wäret längst auseinander."
„Das ist nicht das richtige Wort. Ich habe mit ihr gebrochen; habe ein Ende gemacht. Aus vielen Gründen. Mir eröffneten sich damals Aussichten, die ich nicht von mir weisen durfte."
„Ich weiß..."
„Es war eine bittere Notwendigkeit... Uebrigens schien es mir auch besser. Ich wollte mich losmachen."
Kall nickte lässig und blies den Nauch der Cigarette von sich.
„Und sie?" fragte er.
In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete, daß serwirt sei.
Sie traten ins Speisezimmer, das klein und viereckig war; die Möbel waren neu, aus dunklem Holz, mit quadratischen Scheiben und schweren Beschlägen. Ueber den Fußboden war ein blanes Tuch gespannt, das die Schritte dämpfte. Durch dichte Weiße Vorhänge fiel ein mattes, trübes Licht. Der Diener zündete die Lampe an, die tief hing und durch den weißseidenen Umhang den Tisch behaglich erleuchtete. Sie setzten sich und begannen, zu essen; der Diener füllte ihre Gläser mit Wein.
„Dieser Tod..." begann Felix, als die Thür sich geschlossen hatte; aber der Diener trat sogleich wieder ein: und Felix verstummte.
Zum Fisch tranken sie Haut Sauternes. Felix saß schwermüthig da; Kall machte hier und da eine kurze Bemerkung. Erst als sie in den tiefen Lederstühlen saßen, den schwarzen Kaffee und die Liqueur» flaschen auf einem kleinen Tischchen zwischen sich, nahm er das Gespräch wieder auf: „Du sagtest, daß Du ein Ende machtest, als Du die kleine Schönhoff heirathen solltest..."
„Ia, rechtzeitig, vorher, weil es nicht anders sein konnte..."
„Ia; und was sagte Iessie dazu?"
„Sie war außerordentlich. Ihren Stolz, ihre Bewegungen, den seltsamen Schimmer in ihren Augen beim Sprechen werde ich nie ver-

gessen. Diese metallischen Augen waren immer das Merkwürdigste an ihr. Ich glaube, wir haben uns Beide gut gehalten."
Von Kall machte eine ungeduldige Bewegung.
„Heute denke ich: sie war mir überlegen. Ich habe weiter gelebt, sie nicht. Sie hat diese eine große Liebe in die Mitte gestellt und eine Leere darum gezogen. Für sie war Alles zu Ende."
„Ia, wir haben uns Alle gewundert," sagte Kall, „die Iessie nicht mehr bei den Nennen, nicht mehr auf den Bällen... die Iessie nicht mehr in Wien...!"
„Ein halbes Iahr hat sie vielleicht noch gehofft; dann hat sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Sie hat wirklich ein Ende gemacht."
Er schwieg und trank hastig ein Glas Chartreuse. Dabei fiel ihm der Traum von heute Nacht ein. Einen Augenblick fühlte er die Versuchung, ihn zu erzählen; dann wies er das Bild von sich.
„Und Du hast die kleine Schönhoff nicht geheirathet", sagte Herr von Kall.
Felix machte eine Bewegung. „Das ist jetzt so gleichgiltig", erwiderte er; „verschiedene Frauen treten in unser Leben und spielen eine ganz verschiedene Nolle darin. Und wenn ich die Kitty Schönhoff geheirathet hätte... Iessie wäre doch das Erlebniß der Erlebnisse, die Frau der Frauen für mich geblieben. Und Das ist es, was mich jetzt quält. Es war nicht zu Ende zwischen uns. Das Glas war nicht leergetrunken. Es mußte noch einmal an meine Lippen, es war mir heilig bestimmt. Und heute trittst Du ein und sagst mir, daß sie tot ist!"
Kall schwieg; Felix sprach erregt weiter. „Bisher wußte ich sie lebend, all mich denkend in der Ferne. Es war eine geheime Verbindung zwischen uns, all die Zeit her, obwohl wir uns nicht geschrieben, nicht gesehen haben. Du kennst Das nicht, Max, Du bist vielleicht nie so geliebt worden!"
„Wahrscheinlich nicht", erwiderte Herr von Kall und steckte eine neue Cigarette an.
„Lieber Kall, Du lebst ein anderes Leben als ich. Du kennst diese tiefe Lust nicht. Du kennst Frauen wie Iessie nicht; so rein und stark und glühend;... sie war wie ein wundervolles edles Pferd! Hast Du sie je reiten sehen oder tanzen?"
Kall nickte. „Sie hat Nasse gehabt", sagte er.
„Und ihr Witz! Dieser feine Geist!"
„Hatte sie Geist?"
„Du solltest ihre Briefe lesen!"
„Was soll bei einer Frau Geist?"
Felix schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „Ich werde Dir Etwas zeigen!" Er führte den Freund in sein Schlafzimmer und öffnete die Kassette: „Sieh Dies an!"
Kall betrachtete die Photographie und nickte. Felix aber beugte sich über die Truhe und entnahm ihr einen kleinen Ebenholzkasten, der aufsprang: das Bild zeigte die schlanke Frau an die Lehne eines Em»

pirelagers geschmiegt, ein paar gelbe Rosen in dem tiefen Ausschnitt des langen schwarzen Seidenkleides, dessen schleppende Falten unten wogten.
„Ia, Das ist sie«, sagte Kall; „es ist sehr gut.«
„Nein, Das ist nichts", erwiderte Felix zitternd; der Ebenholz« kasten hatte ein zweites Fach. „Sieh Dies an! Du bist diskret... Du schweigst... Sagt Dir Das genug?«
„Kandaules!" sagte Kall langsam, während er das Bild mit zugekniffenen Augen lange betrachtete. Als er es zuletzt aus der Hand legte und sich umwandte, sah er den Triumph in den Augen des Liebhabers und mußte lächeln.
Eine sonderbare Spannung war jetzt zwischen ihnen und ein Unbehagen, ein heimliches Schuldgefühl, als Felix das Bild wieder verschloß. Ein langes Schweigen folgte.
„Es ist gleich Fünf", sagte Felix endlich, nach der Uhr sehend.
„Ich muß zur Wilewska; es ist höchste Zeit.
Er kleidete sich um und sie gingen zusammen fort. Eine müde Schwermuth und Feierlichkeit lag auf Felixens Zügen und in seinen Bewegungen. Als er und Kall sich trennten, sah er ihm verstimmt und Ärgerlich nach. Dann stieg er die Treppen empor und trat in die freundliche Wohnung. Die alte Dame entlockte dem Erregten ein Bekenntniß.
„Sie haben ganz Recht: der Tod ist kein Ende," sagte sie, „Sie können mit Ihrer Freundin auch weiter in Verbindung bleiben, wenn Sie nur wollen, Felix. Die Fäden brauchen nicht abzureißen."
Beide sahen in das Feuer im Kamin; Dämmerung war im Zimmer; von einem glimmenden chinesischen Stäbchen stieg ein feines Wölkchen eines fremd duftenden zarten Weihrauchs empor.
Felix horchte auf. Die lebhafte Frau sprach, während die «lageren, sehr weißen Hände an ihrem Kleid hinabstrichen, mit überzeugendem Ernst fort. „Sie müssen nur mit allen Kräften Ihrer Seele wollen. Sie müssen sich Ihre tote Freundin vorstellen, bis ihr Bild vor Ihnen steht: es wird aber nicht nur ihr Bild sein..."
Felix sah ein Bild vor seinen Augen. Er sprach kein Wort. Die kleine Rauchwolke verschwebte um den Theekessel.
„In Träumen wird sie zuerst kommen. Sie träumen ja immer so lebhaft und interessant..."'
Irgendeine unbestimmte, unangenehme Empfindung streifte Felix gleichsam; er wußte nicht, warum. Frau von Wilewska sprach still fort' „Sie werden um so leichter in Verbindung kommen, als sie doch sicherlich mit dem Gedanken an Sie gestorben ist. Es ist, als ob sie aus dem Unsichtbaren eine Hand nach Ihnen ausstreckte, die Sie nur Lu ergreifen brauchen..."
„Ja," sagte Felix lebhaft, „es müssen Tagebücher, vielleicht Briefe vorhanden sein, oder Worte, die für mich bestimmt waren; und ich kann doch ihren Bruder nicht fragen. Ist Das nicht zum Verzweifeln? Wie soll ich es erfahren?"

„Durch sie selbst!" sagte die schöne weißhaarige Frau mit blitzenden Augen, „wir haben jetzt ein außerordentliches Medium, Miß. Elga. Sie kennen sie..
Aber Felix schüttelte den Kopf.
„Sie wollen das Geheimniß nicht preisgeben. Sie sind ritterlich, Felix, Dann müssen Sie forschen. Ihre Freundin wird doch irgendwen um sich gehabt haben, dem sie Vertrauen schenkte. Suchen Sie: Sie werden finden. Glauben Sie mir, Felix, Sie sind beneidenswert!): nachdem Sie im Leben so geliebt wurden, wird die Tote für Sie eine unsichtbare, eine heilige Helferin sein!"
Die Worte drangen wie eine Melodie an sein Ohr. Sie sprachen noch lange von Reinheit und von der Stimmung und von den anderen Bedingungen des geheimnißvollsten Verkehrs; zuletzt küßte er ihr dankbar die Hand und ging, seltsam bewegt und beglückt, nach Haus.
Am anderen Morgen ritt er in den Prater. Aber die nebligen Wiesen und laublosen Alleen stimmten ihn trüb; noch mehr thats die Erinnerung. Sie hatte Pferde so geliebt und jeden Ritt so genossen, so wild genossen, daß ihm schwere und traurige Gedanken kamen. Stunden lang ging er in seinen Zimmern auf und nieder. Kalls Besuch lehnte er ab. Dann schrieb er eilig einige Karten und um vier Uhr saß er in der Bahn. Es waren nur fünf Stunden Fahrt; und er hatte seine Cigarren, Lecture und den Speisewagen. Er las in einem Buch, das Frau von Wilewska ihm mitgegeben hatte und das ihn in die gespannteste Stimmung, auf die sonderbarste Erwartung brachte. Er kam in ein kleines Städtchen in einer Gegend, in der er nie gewesen, und stieg in einem lächerlichen kleinen Hotel ab. Er saß ganz, allein, von den Kellnern bestaunt, im Speisesaal, las; und fragte wie von ungefähr nach dem Schlößchen, nach dem es ihn trieb. Es lag im Wald, nicht weit von der Stadt; aber es war, wie man ihm sagte, verschlossen; die Frau Baronin war ja so plötzlich gestorben.
Man schien sie gut gekannt zu haben. Mühsam beherrscht, fragte er nach dem Friedhof. Aber man sagte ihm, hier sei nur eine kleine Feier im Schloß gewesen; der Graf Ferdinand habe die Leiche der Schwester nach Ungarn ins Erbbegräbniß überführen lassen. Das hatte in der Todesanzeige gestanden und er hatte es völlig vergessen. Traurig, enttäuscht und ärgerlich über sich selber, ging er zur Ruche. Und schlief unruhig und schlecht.
Am anderen Morgen ging ein trüber, rieselnder Regen nieder. Dennoch brach er auf und ging zu Fuß über die nassen Straßen: er hatte das grauweiße, nicht gar alte Gebäude schon von der Bahn aus gesehen; es lag jetzt stumm und unheimlich mit geschlossenen Fenstern und Läden hinter einem steilen, alten schwarzen Gitter. Er ging rings um das Gitter und sah die triefenden Pflanzen, das Gewinde, das sich an den nassen Mauern zwischen den dunklen Fenstern emporzog. Nie hatte er etwas Trostloseres gesehen.
Hinter dem Haus lag ein Stallgebäude; aber kein Laut, kein Huf-

schlag tönte; es war offenbar leer. Nach langem Zögern zog er die alte Klingel an der Gartenthür und fuhr zusammen, als er die Glocke tönen hörte, als irgendwo eine Pforte ging und er Schritte vernahm. Ein alter, verfallener Mann kam heraus, der ihn mit roth umränderten, tranken Augen ansah und ihm unwirsch sagte, die gnädige Frau sei tot, die Dienerschaft fort, er sei der Wächter, aber er könne Keinen einlassen; er habe die Schlüssel gar nicht: die seien beim Notar in der Stadt. Felix ging zurück. Während er auf dem Weg war, heiterte sich der Himmel auf und eine helle Frühlingsstimmung war über den Straßen, als er die Stadt wieder betrat.

Er ging geraden Weges zum Notar und sagte ihm, obschon ein leichter Schauer ihn bei seinen eigenen Worten beschlich, daß er das Schlößchen miethen wolle. Der Notar, ein dicker kleiner Mann, erwiderte, er habe keinen Auftrag in dieser Nichtung und müsse erst bei dem Herrn Grafen anfragen. Darauf begehrte Felix, das Haus wenigstens zn sehen; ihm seien noch andere Wohnungen angetragen und er könne nicht warten, bis die Antwort aus Wien eingetroffen sei. Nach einigem Ueberlegen erklärte der Notar, Das auf sich zu nehmen. Gegen Abend könne er mit dem Herrn hinausfahren: „Alles ist schon desinfizirt worden", fügte er, wie um sich selber zu beruhigen, hinzu.

Felix zuckte zusammen.

„Ia, es war eine schreckliche, eine schauerliche Krankheit, ein Zerfall in vier Tagen."

Felix wand sich auf seinem Stuhl. Er sagte, daß er die Verstorbene flüchtig gekannt habe, und erkundigte sich, was mit ihren Leuten, ihren Sachen geschehen sei.

Die Kammerfrau und die anderen weiblichen Dienstboten seien schon fort, sagte der Notar, nur der Kammerdiener der Frau Baronin sei noch in der Stadt.

„Der Fritz?" fragte Felix unwillkürlich.

„Nein: Franz."

Felix merkte, daß der Notar aus irgendeinem Grund ungern Nede stand und auf sein Fortgehen wartete. Er ging denn auch, nachdem sie die Stunde der Fahrt nach der Villa für den Abend vereinbart hatten.

Er fand gesprächigere Menschen in seinem Gasthof und erfuhr, daß, die entlassenen Leute Schwierigkeiten gemacht und sich beklagt hatten, weil der Graf ihnen viel weniger gegeben, als ihnen die verstorbene Herrin versprochen hatte; der Kammerdiener wolle sogar ans Gericht gehen. Erst war ihm, als könnte er den häßlichen und gemeinen Dingen nicht entkommen, die ihm das Bild der Toten und die Stimmung zerstörten; dann begriff er, daß dieser Gekränkte am Ehesten gesprächig sein würde, erkundigte sich und fand nach kurzem Suchen die kleine Gnstwirthschaft, in der der Mann wohnen sollte.

„Franz, bring dem Herrn ein Bier!" sagte der Wirth zu dem blassen, blonden Kellner, der mit einer schmutzigen Schürze in der Thür erschien.

->

'

„Sind Sie der Franz, der bei der Frau Baronin in Diensten war?" fragte Felix, nachdem er die Plakate an den Wänden betrachtet hatte.
„Nein", sagte der Kellner. „Sie meinen den Herrn Sichinger: da kommt er."
Ein stattlicher Mensch mit militärischem Schnurrbart stand vor Felix. Scharfe, stahlblaue Augen musterten den Fragenden. Irgendwie war die Sache Felix unangenehm. Aber er hatte nicht geirrt: der Mann sprach unumwunden. Vier Iahre sei er in den Diensten der Berstorbenen gestanden und sie habe ihm eine Pension und ein Kapital versprochen, damit er, wie sein Wunsch war, eine kleine Reitschule in der Stadt eröffnen könne, und der Herr Graf Ferdinand wolle Das nicht anerkennen; aber er könne es beschwören.
Felix hörte seine Klagen an und gab ihm Recht; dann begann er vorsichtig, zu fragen, wie die Tote gelebt, ob sie Besuche empfangen .. Aber der Andere war ganz mit sich beschäftigt. „Die Baronin ist täglich ausgeritten", sagte er; „oh, sie ist gut geritten, und weil ich auch gut reite, hat sie mich immer mitgenommen. Ich hab' ihr noch Manches gezeigt."
Felix erkannte Iessie.
„Was sie sonst gethan? Gelesen? Ia, auch. Briefe hat sie geichrieben und bekommen, natürlich. Besuche selten."
„War sie sehr traurig?"
„Nein, gar nicht. Und mit allen Leuten war sie freundlich. Lieb war die Frau Baronin, wie sie schön war."
Die Schwärmerei des Dieners für seine Herrin wurde Felix unangenehm. Aber es war immer so gewesen. Wer ihr nah kam... Der Mann hatte Thränen in den Augen. Felix ward gerührt,
„Sie hat mir Bücher zum Lesen gegeben, damit ich mich bilden soll," sagte er, „so hat sie sich für mich interessirt; und da will der Herr Graf mir nicht glauben...!"
Wieder kam er auf seine Ansprüche zu reden; und um sie ganz zu begründen, sagte er, zu Felix herübergebeugt, mit leiserer Stimme: „IH... ja, wie soll ich mich ausdrücken? Man hat die Ehre gehabt... Der Herr interessiren sich ja für Alles von der Frau Baronin... Um offen zu reden... Der Herr werden mich ja nicht weiter verrathen ... Man hat die Ehre gehabt, der Frau Baronin zu gefallen... als Mann..."
Ein glückliches Lachen kam in die Augen des Menschen; er sah nicht, daß Felix ihn erst fassunglos blöde, dann entsetzt anstarrte.
„... Man hat ja schon mancher Herrschaft gefallen... Aber so wie die Frau Baronin war keine Dame... Die vergißt man nie!"
Das Lächeln glücklicher Erinnerungen wich aus seinen Augen, als er das Gesicht des Anderen weiß sah von besinnunglosem Zorn, Und jetzt sprang Felix auf und schlug mit seinem Stock nach dem Diener. „Was erlauben Sie sich ..." begann er. Aber Der parirte sicher.

Anzeigen.
263
„Vielleicht ein Herr Rivale?" fragte er höhnisch. Und fuhr frech fort:
„Vor dem Ewig-Weiblichen sind wir Alle gleich!"
Ein paar Sekunden sahen sie einander in die Augen; dann besann sich Felix nnd ging.
Um elf Uhr nachts fuhr sein Zug unter strömendem Regen in Wien ein. Totmüde, durchfroren und elend kam er in seine Wohnung; er hatte nicht telegraphirt und seine Zimmer waren ungeheizt. Im Salon stand noch die Flasche Chartreuse: er leerte rasch ein paar jGläser. Dann sah er sein fahles Gesicht im Spiegel. Hinter ihm auf den Stühlen schienen die grinsenden Affen zu hocken.
Marienfelde. Karl Federn.
<S4?
Anzeigen.
Der Strom. Neue Gedichte. Eugen Diederichs in Iena.
Aus dem. großen Bauernkrieg.
Gesang der Bauern.
Mit Hämmern und Sicheln, mit Hacken und Sensen, getrenliche Knechte,
Linen Dienst zu dienen den gnädigen Herrn und ihrem Geschlechte,
wir ziehn von Schloß zu Schloß landum.
Wir tragen ein neu Geräth in unfern Händen,
Das soll uns die Zeiten wie Schollen umwenden,
wir tragen mit uns das Evangelium.
wir ließen in Brache verdorren das eigene Feld,
wir haben wie Weinberge die Wollust der Herren bestellt,
wie prangen die Trauben nun firn und fein!
Wir kommen mit Scheeren und Messern,
wir kommen mit pressen und Fässern,
wir kommen, zu keltern den Herrenwein.
wir tragen Feuer, den Herrn zu erleuchten die Mitternacht,
Breite Fackeln sind ragend im Tand entfacht,
Feld bei Feld verloht, Schloß bei Schloß verbrennt.
wir tragen ob uns Morgenstern und Sichelmond,
Ueber unserer Fahrt wohnt
Gott in erznem Firmament.
predigt Savonarolas.
Rathsherrn und Bettler, Söldner und Mönche, Matronen und Dirnen wirr ineinander gemengt,

Die Zukunft.
In die Bänke gepreßt, um die Pfeiler gezwängt, —
portale und Gänge starren mit Masse verbaut.
Brausend verschallen Brgel und Chor. . ,
Die Wandlung verklingt. . . gcwölkige Stille graut . . .
Saoonarola steigt die Kanzel empor.
Da nimmt Gott von feinem eigenen Wesen her
Und füllt das Haupt ihm also voll Gottheit schwer.
Daß es in Drang und Segen heilig überfließt.
Sein Haupt birst auf: und Gottheit rauscht in langhinrollcndem Lichte,
weit gießt
Sich aus der heiße Brunnen der Gesichte.
Und steigt steil ans und biegt
Sich im Gewölb und schmiegt
Sich ab und ist oersiegt.
Nun rollen seine Worte schwer und roth aus seinem Munde,
Als quöllen sie aus einer Wunde,
Laut spricht sein Mund. Und Alle sehn: sein Haupt tlafft offen,
Als fei er dort von Gott mit einem Schwert getroffen,
Und hoch, zum andern Mal,
Aufflammt der Strahl,
Aus seinen Tiefen bricht
In harter Garbe eisernes Licht.
Da ist im Domrauin grell entfacht
Lin rissiger, weißer wetterschcin,
Als sei er abgedacht
Und falle Feuer vom Himmel hinein,
Ucber die Menge hin fegt
Der prallende Strahl und schlägt,
Fährt an die Häupter, wuchtet auf Rücken und Leib,
Schließt auf das Gebein, zerbricht Brust und Herz,
Rings zuckt Wimmern und Schmerz.
Da ist nicht mehr Knecht und Herr, Kind, Mann, Weib,
Da fließt von ihnen ab Haut und Fleisch,
Da verdunstet ihnen Seele und Sein,
Da werden sie Alle geschmolzen in ein
Aufklagend, ausrasend, auftosend Gekreisch.
wie Schwärme von vögeln aufflattern tausende Hände;
Daß erwanken Pfeiler und wände,
Meerbreit durch den Dom wogt ein Schrei:
„Ende!"
Er schweigt.

Anzeigen.
ZVie Wind durch ihn rocht kühlender Hauch.
Aus seinem Haupt steigt
Rauch.
Wien. «Lrnst Lissauer.
Das Rind. Roman von Martin Beradt. S. Fischer in Berlin.
Dieser Roman erzählt das Erlebniß eines armen Dienstmädchens. Die kleine, unscheinbare Anna Lasius ist eins der Proletarierkinder, die zwischen Suff und Unzucht aufgewachsen, verderbt, verprügelt in den Lebenskampf gestoben sind. Ihre Instinkte liegen nackt und bloß, ihr Trieb, von keiner Hemmung des Intellektes zurückgehalten, schreit nach Erfüllung, nach Empfängniß und nach Mutterschaft. Nur die jungfräuliche Scham hat die Kultur in diesen Urzustand hineingekunstell. Und das blutleere, von keinem Strahl der Bewußtheit aufgehellte Hirn ist dem Kampf zwischen Verlangen und Entsagen nicht gewachsen. Es verzerrt die Wünsche seiner in Hunger und Entbehrung verkümmerten Organe und entartet sie zu Wahngebilden nie begangener Verbrechen. Ein Schicksal, scheinbar um so vereinzelter, als es das einer Erkrankten ist. Und doch wächst Ewiges daraus hervor: das Geheimniß, das vor dem Ursprung alles Lebens steht, das Martyrium und der Triumph des Weibes, seine Geschlechtlichkeit. Die Civilisation reißt zwischen Enterbten und Begünstigten den Abgrund auf. Doch von der Natur wird er durch die Unerbittlichkeit ihrer Gesetze überbrückt. Nur durch Stärkegrade ist die sexuelle Noth der Anna Lasius von der ihrer gesunden Schwestern unterschieden. Bei Beradt heißt es: „Frau von HaUcnsleben ist es auch, die zuweilen zuAnna sagt, vielleicht habeAnne nur erlebt, was jedes Mädchen erlebe und jede Frau und die alternden Mädchen, die keinen Mann bekommen, insbesondere, blos, daß sie es im Kleinen und Stillen abmachen und ohne diese Stärke und Uebertreibung". Aus Mitleid ist Martin Beradt ein Wissender geworden. Ein Verständniß, das, ohne alle eingehenden Studien, nur aus Intuition entspringen kann, leuchtet in das Dunkel engen, erdgebundenen Menschenthumes hinein. Wenn sich der kleinen Anna Lasius, aus deren verworrenem, beschmutztem Wesen die Reinheit strahlt, wie aus einem Sumpf das helle Sonnenlicht, ein Erbarmen naht (wie in den Meisteiszenen vor Gericht und im Gefängniß), so meint man, in dem Gütigen den Dichter zu erkennen. Und auch Etwas wie Ueberraschung spricht aus seinen Worten: So sieht es in einer Frauenseele aus? Und Etwas von der Empfindung, aus der die Iuden sich in ihrem Ritus vor dem Herren verneigen: Gott, ich danke Dir, daß ich kein Weib geworden bin! Beradts Sprache ist dem Stofflichen ganz angepaßt. Dem Bild der Marklandschaft und ihrer ganz intimen, unauffällig wirksamen Reize wie dem Charakter der Personen aus der Niederung des Volkes, deren Welt sich aus Mosaiksteinchen der Unzulänglichkeit zusammensetzt. Diese Landschaft, diese Welt mikroskopirt Beradt mit seinem Stil gewissermaßen, er zerlegt sie in Atome, giebt der kleinsten

Die Zukunft.
Wirklichkeit die Gewalt und Leidenschaft eines bedeutenden Geschehens. Und aus dem Naturalismus seiner Darstellung erhebt sich, wie ein Symbol, die hilflose Gestalt der gequälten Kreatur, des Mädchens, zwiefach vom Schicksal verurtheilt: arm und zugleich ein Weib zu sein.
Auguste Hauschner.
Kamerad Fleming, Roman von Alfons Paquet. Literarische Anstalt von Ruetten S Loening in Frankfurt. wiltfeber, der ewige Ventsche. Die Geschichte eines Heimathsuchers von Hermann Burte. Leipzig bei Gideon Karl Sarasin.
Die beiden Bücher sehen einander nicht im Mindesten ähnlich, aber sie haben Dreierlei gemeinsam: jedes ist einzig in seiner Art; sie sind Romannovellen (Das heißt: sie entrollen den Lebensgang des Helden gelegentlich seiner novellistisch erzählten letzten Erlebnisse, die sich bei Fleming in wenige Tage, bei Wiltfeber in vierundzwanzig Stunden zusammendrängen) und sie lassen im Leser eine unbehagliche Stimmung zurück. Fleming hat als junger Kaufmann in Amerika ein paar tausend Mark erspart, kehrt nach Deutschland zurück, studirt, die Hindernisse, die unser chinesisches Berechtigungwesen dem nicht regulär Vorbereiteten aufthürmt, tapfer überwindend, Nationalökonomie und macht vor dem Staatsexamen einen Erholungausflng nach Paris, um den Soziologen und AntiMilitaristen Fraconnard kennen zu lernen und die Straßenkundgebungen für Ferrer anzusehen. Eine wunderliche Verkettung fügt es, daß er für einen Demonstrantenzug eine Kolonne deutscher Vagabunden zusammenzubringen unternimmt. Er erkennt dabei: niemals kann „die neue Menschlichkeit, die Alle erfahren, durch Haß und Hinterlist und durch das Getrampel der Massen errungen werden". Er schreibt in sein Notizbuch: „Einen Orden gründen von Männern, die den Armen wie den Reichen den Abfall vom Gelde predigen, die weltlichen Frommen aller Länder einen; unabhängig von Menschen und Parteien in anständiger Armuth leben"; und schließt den letzten pariser Abend mit der innigen Bitte zu Gott, ihn fein Ziel erreichen zu lassen. Am anderen Morgen fährt er fröhlich nach dem Bahnhof. Bei der Straßenprozession ging er in einer Reihe mit einem verkommenen Menschen, der einen ingrimmigen Haf; auf den Deutschen wirft, blos, weil aus dessen Antlitz Gesundheit, Güte, Offenheit und Heiterkeit strahlt. Fleming hat den bösen Blick des Unholds bemerkt und für ihn gebetet. Dieser Kerl erschießt ihn, während er auf die Abfahrt seines Zuges wartet. Man fragt sich nun: Soll nur das Treiben der pariser Demagogen gebrandmarkt werden oder ist nur eine interessante Novelle beabsichtigt, die zeigt, wie wunderlich es einem harmlosen und guten Menschen in einem solchen Babel ergehen kann? Oder will uns der Verfasser seine Metaphysik erreichen lassen? Das Dritte scheinen die Worte andeuten zu sollen, mit denen die Seele des Sterbenden charakterisirt wird: „In dem kühnen,

zarten Phantasten voll Liebe und sehnender unentwickelter Fruchtbarkeit eine der zehntausend Fleischwerdungen Gottes, die in dieser grauen, heulenden Welt des Teufels strahlenäugige, helle Häupter erheben, um zu siegen und zu herrschen oder um ausgerottet und besiegt zu werden und sterbend der großen Fülle des heiligen Geistes zuzufließen, die wie ein Elmsfeuer zuweilen auf den Spitzen irdischer Schiffe lodert". Die Form ist ansprechend; packende Schilderungen, feine Stimmungbilder bekunden eine schätzbare poetische Anlage.

Die Iünger Eobineaus beklagen das Aussterben der blonden Rasse, die Seelen von Ruskins Art klagen die Neuzeit an, dag sie den Menschen mechanisire, die Aristokraten von Nietzsches Gnaden ekelt vor der Herrschaft des häßlichen Menschen, der Masse. Diese drei Schmerzen hat Burte in Eins verschmolzen und seinen Wiltfeber zu ihrem Träger gemacht. Ein Dichter ist Burte ohne Zweifel: er giebt prachtvolle Bilder und bereichert seine biblisch-zarathustrische Prophetensprache mit klangvollen Wortschöpfungen. Die Episode des Gutsbesitzers, der auf den Hund gekommen ist und seine Leute zu Grunde gerichtet hat, weil er sich von ihnen, die ein Agitator aufgehetzt hatte, zu einem sozialistischen Experiment überreden ließ, ist ein Meisterstück. Aber in das überschwängliche Lob, das dem Dichter von einigen Rezensenten gespendet wird, vermag ich nicht einzustimmen. Ein Held, der seinen letzten Tag, den großen, den entscheidenden Tag mit der Erinnerung daran beginnt, wie er als Knabe schon das Weib erlebt hat, der dann eine seiner früheren Buhlen trifft und ihr die nächste Nacht verspricht, der den ganzen Tag herumzieht, deutsche Art und „den reinen Christ" predigend, dabei alle die guten Leute, mit denen er zusammenkommt, durch imponirende Kraftleistungen und verächtliche Behandlung kränkt, zuletzt mit einer zweiten Buhle den großen Plan bespricht, durch Beeinflussung des Kaisers Volk und Vaterland zu retten, die Berathung aber mit „Genieße und stirb!" als der Weisheit letztem Schluß abbricht und, da er, der ersten Buhle das Wort brechend, mit der zweiten zu genießen sich anschickt, sammt ihr vom Blitze verzehrt wird: was soll uns ein solcher Held, mag er ein Mensch von Fleisch und Blut sein oder nur ein Phantasiegebilde, das aus dem Buch zu uns spricht? Was leistet er? Weniger als nichts: er macht junge Leute konfus. Ein paar Millionen den Helden verächtlich dünkende schlichte Philister, die, ohne pompöse Worte zu machen, aus christlichem Pflichtgefühl oder unter dem Antrieb der kantisch-preußischen Unteroffiziermoral, Ieder auf seinem Platz ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun, sie leisten Etwas: sie erhalten das Volk gesund und bringen das Vaterland um ein Stück vorwärts. Ob die nächste Generation, die sie zeugen und aufziehen nnd der sie ihre leibliche Gesundheit und ihren Charakter vererben, braun oder blond ausfällt, darauf wird so gar viel nicht ankommen.

Neisse. KarlIentsch.

Gottlieb, Braun, Bavaria.

M^'/? ister Braun war ein sehr starker Mann. Er hatte sich in seinem münchener Hotel mit Mister Pitt in Paris verbinden lassen und brüllte nun ins Telephon: „Zum Donnerwetter, Mister Pitt! Sie sind Generaldirektor der vereinigten amerikanischen Glasgesellschaften. Ich bin blos Reisender der Vereinigten. Das ist aber doch ichon was. Donnerwetter! Wers zum Reisenden der vereinigten amerikanischen Glasgesellschaften gebracht hat, Der ist doch wahrhaftig eine Celebrität ersten Ranges. Und wissen Sie, was mir passirte, als ich Das auf der Kegelbahn dieses verdammten Dr. Gottlieb sagte? Man erzählte mir, bei Gottlieb kegelten die ersten Celebritäten der Stadt. Ich: hin. Melde mich zur Aufnahme, sage kühl: Bin Reisender der vereinigten Glasgesellschaften Amerikas. Ich denke: die Leute werden gleich vor Schreck auf den Bauch fallen und knierutschend mir die Stiebe! küssen; denn Glasreisender ist doch so viel wie Fürst und Herzog. Sagen Sie, Mister Pitt, können Sie sich ein edleres Material vorstellen als das Glas? Können Sie? Nein; Sie können nicht. Aber nun stellen Sie sich vor, was die münchener Celebritäten machten: sie kriegten allesammt den Veitstanz. Ich, kühl, wie ein echter Glasreisender sein soll, erkläre: vor einem Glasreisenden tanzt man nicht Veits. Gottlieb, der grobe Wirth, kriegt mich am Kragen, Ich hau' ihm Eine runter, dag ihm das Blut aus Nase und Ohren spritzt. Ich werde von der ewig plumpen Masse überwältigt, aber nicht verhauen. Man will sich schärfer rächen. Man bindet mich auf einen Leiterwagen, spannt zehn Brauerpferde vor, klebt Plakate, ganz große rothe, an den Wagen; und auf diesen Plakaten steht: „Das größte Monstrum von Amerika, Boxer und Glasreisender der Vereinigten Glasgesellschaften Amerikas, ist das größte Geschäftsgenie. Haut gleich, wenn man ihn loslägt. Vorsicht! Die größte Celebrität Amerikas! Heißt Mister Braun, hat schon in München seinen Namen mit au germanisirt". So fährt man mich zehn Stunden hindurch am hellen Tag durch sämmtliche Straßen Münchens. Alles johlt. Die Gassenjungen werfen Schneebälle in mein Gesicht. Es ist Karneval 1910, Auch Polizei lacht. Ich bin blamirt; meine ganze Seele brüllt: „Rache! Raache! Raaache!"

Mister Pitt tanzt an seinem Telephon ein Bischen Menuet, reibt sich vergnügt die Hände, klatscht sich auf sein rechtes und linkes Knie und schreit, daß seine Frau erschreckt aufhorcht: „Dieser Mister Braun ist unbezahlbar! Endlich ein Reisender, der ganz unbezahlbar ist. Ich schenk' ihm mein Vermögen. Und er giebt mir zehnmal so viel raus. Oh!"

Seine Frau schreit: „Iakob, sei nicht unvorsichtig!"

Aber Mister Pitt hat schon wieder das Telephon in der Hand und sagt kühl (wie die ältesten amerikanischen Glasfabrikanten): „Mister Braun, ich stelle Ihnen zur Realisirung Ihrer Rachepläne sofort mein gesammtes Vermögen und meinen ganzen Einfluß in den ameri-

Gottlieb, Braun, Bavaria,
konischen Glaskreisen zur Verfügung. Denken Sie ttierundzwanzig Stenden über Ihre Pläne nach; dann melden Sie sich wieder! Schluß!"
Mister Braun bekam keinen schlechten Schreck. „Donnerwetter!" rief er, „also in Paris habe ich sofort Erfolg gehabt. Wenn man Das hier ahnte! Wenn man hier ahnen könnte, wie weit man noch zurück ist. Der Glasreisende, der moderne Heiland, ist hier noch nicht erkannt. Aber ich werde nachdenken, wie ich mich erkenntlich mache."
Und er dachte nach, vierundzwanzig Stunden hindurch, ohne Nahrung aufzunehmen, ohne zu schlafen, ganz wie echte Fanatiker zu thun belieben.
, Dann aber brüllte er zu Mister Pitt durchs Telephon: „Ich weiß, was hier zu thun ist. Wissen ist Macht. Ich weiß, daß hier alle Celebritäten abends auf den Kegelbahnen sind. Diese Kegelbahnbe« sitzer, besonders diesen groben Dr. Gottlieb, will ich bankerot machen. Champignonzucht sollen sie in ihren Kegelbahnen anlegen. Darum, Mister Pitt, müssen wir neue Kegelbahnen bauen, die besser sind als die alten. Einverstanden?"
Mister Pitt sagte lakonisch: „Plan gut. Einverstanden. Glas vcrwerthen bei den neuen Kegelbahnen."
„Aber selbstverständlich!" antwortete Mister Braun; „ich denke mir Rotunde mit dreißig Kegelbahnen. Dreißig Kegelfelder stehen in der Mitte, werden von einem Mann elektrisch bedient. Das geht ja heute schon. Alle Wände der Bahnen sind doppelte Glaswände, farbig, mit feinsten Ornamenten, kathedralenhaft. So was zieht hier in München. Celebritäten sehr für das Farbige. Alle kegeln hinfort nur bei uns. Die dreißig Dachgewölbe natürlich doppelte Glaswände. Zwischen denen elektrisches Licht, Heizanlagen für den Winter, Kühlapparate für den Sommer. In der Mitte großer, imposanter Glasthurm, auf dessen Spitze farbige Scheinwerfer. Mit denen bescheinwerfern (Mister Braun ist geborener Amerikaner und spricht ein Deutsch, das sich wesentlich von dem in Deutschland gesprochenen unterscheidet) wir die ganze Zheresienwiese. Kolossale Reklame! Auf Theresienwiese oder nebenan auf der Höhe muß die Rotunde stehen. Vielleicht bauen wir oben gleich zwei Rotunden. Dann kegelt alle Welt bei uns. Und wir bescheinwerfern die Bavaria und auch den Dr. Gottlieb. Auch mich kann man bescheinwerfern. Ich gestatte Das. Was sagen Sie dazu, Mister Ptt?"
Mister Pitt sagte: „Glänzende Idee! Sie müssen bescheinwerfert wundervoll aussehen. Das Bescheinwerfern Hauptsache. Sprechen Sie öfters davon, daß Siebescheinwerfern wollen. Gottlieb, Braun, Bava« ria: Das müssen drei himmelstürmende Schlagworte werden. Ich setze mich in den Eilzug und besorge das Geld mit Gottlieb, Braun, Bava« ria! Schluß!"
Und das Geld kam an. Und Mister Braun telephonirte sehr bald an seinen Baumeister Salvator: „Was denken Sie denn, Mister Salvator? Glauben Sie denn, wir seien Knauser? Immer in großem

Stil denken, ist bei den amerikanischen Glasgesellschzften Lebensdevise. Was gehen uns die Maurer an? Mögen sie auch Champignonzucht treiben wie die Kegelbahnbesitzer alten Stils. Wir haben in den beiden Rotunden zusammen sechzig Doppelwände und sechzig Doppelglasdeckengewölbe. Die Zeichnungen für die Ornamente, die natürlich farbig sein müssen, bezahlen wir mit horrenden Preisen. Das versteht sich am Rande. In den nächsten Tagen kommen vierundzwanzig Herren aus Amerika, die Alles prüfen werden. Außerdem: nur die besten Schlosser engagiren! Fußboden mithoherRandleiste muß aus Cementplatten hergestellt werden — mit Asphaltbelag. Im Asphalt Kränze aus Glasmosaik einzulegen. Vergessen Sie die beiden Thürme nicht!"

Wirklich wurden schon im März des Iahres 191V, wie Iedermann weiß, die beiden Rotunden neben der Theresienwiese gebaut; für viel Geld. Und als im Iuli des Iahres 1910 Alles fertig war, strömten alle Leute sammt den Celebritäten hin. Und die alten Kegelbahnen wurden einsam. Die Kegeljungen verdienten nichts mehr. Aber die kleinen Kreisbahnen, die an der äußeren Peripherie der Rotunden immer von rechts und von links sehr rasch rund herum fuhren (mit Bier, Weißwurst und Personen), waren Tag und Nacht immer hübsch besetzt.

Jetzt kam leider noch ein böses Nachspiel. Die Kegeljungen arrangirten eine Verschwörung. Sie kamen auf der alten Kegelbahn des Dr. Gottlieb zusammen und beschlossen, sich an Mister Braun zu rächen. Dr. Gottlieb hetzte sie noch tüchtig auf, gab ihnen Bier und viel Weißwurst; und nachts um die elfte Stunde schlichen die Kegeljungen auf die Theresienwiese hinaus, bewaffnet mit vielen Kieselsteinen, mit denen die bunten Glasscheiben bombardirt werden sollten. Doch diese Kieselsteinrevolte hatte Mister Braun vorausgesehen. Außerdem: der kleinste von den Kegeljungen spielte den Perräther. Alle Verschwörer wurden rechtzeitig von Geheimpolizisten abgefaßt und in ein Besserungheim gesteckt. Dr. Gottlieb wurde zu einer größeren Geldstrafe verurtheilt.

Mister Braun lächelte als Triumphator. Mister Pitts Vermögen hat sich schon verdoppelt. Heute ist Mister Braun natürlich in China. Die Republik China soll dem Mister Braun eine große Anzahl von Aufträgen gegeben haben; die meisten Regirungsgebäude der chinesischen Republik werden Glaspaläste sein.

Mister Braun schrieb von Nanking aus an Mister Pitt: „Sie glauben ja gar nicht, wie weit zurück die europäischen Staaten sind; China ist weiter. Hier hat man die Bedeutung der Glasarchitektur im Handumdrehen kapirt."

Mister Pitt verläßt Paris und siedelt sich in Nanking an, wo schon sehr viele Amerikaner wohnen.

Großlichterfelde. Paul Scheerbart.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — «erlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pak « Garlcb G, m, b H, in Berlin.

Verlin, den 1. Funi 1912.
Scherben.
Duell.
n der württembergischen Oberamtsstadt Mergentheim, wo
W einst derDeutsche Orden seine größteBallei hatte.war derMi-
litäroberarzt vr.Sambeth von einem Kameraden aus dem Corps
der Sanitätoffiziere gröblich und grundlos beleidigtworden.Als
frommer Katholik konnte er sich zur Herausforderung des Belei-
digers nicht entschließen und begnügte sich mit einem Strafantrag,
der die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen den des Deliktes
Verdächtigen erzwang, den Beleidigten selbst aber vor das Ehren»
gericht seinesNegimentsverbandes rief.Das empfahl demKriegs-
herrn, den Oberarzt mit schlichtem Abschied zu entlassen. Nein,
sprach der Kaiser: wer im Drang religiöser Ueberzeugung einem
Zweikampf ausweicht, gehört nicht vors Ehrengericht; freilich
auch nicht ins Heer. Allerhöchste Gnade wolle dem Arzt, wenn
er sofort darum bitte, den Abschied in einer Form gewähren,
die keinen Anspruch auf ein Ehrenrecht kürze. Das war ein Ver-
such, alte Sitte der Gefühlsmode einer milderen Zeit anzupassen
und in entstachelter Schale zu bewahren; ein Versuch, der, wie
fast jeder von halb flüggem Modernisirungwillen unternomme-
ne, im tiefsten Grund keiner Partei gefiel. Frommheit soll über
die Pflicht zu blutiger Sühnung des Schimpfes hinwegheben?
Dann bleibt, erstens, dem Feigen stets, weil die Unechtheit der

Glaubensfarbe durch keine Kochprobe, keine Zuthat von Kalkwasser oder Brennspiritus zu erweisen ist, der Ausweg in den Schlupfwinkel der Heuchelei offen. Dann scheint, zweitens, der vom Zweikampf Abgeneigte dem Auge (des Bürgers und, besonders, der Mannschaft) frommer als der zum Waffengang Bereite. Dann dürfte, drittens, auch nach der Kriegserklärung jeder Offizier, dem das Fünfte Gebot heilig ist (oder als Berufungmittel gerade in den Kram paßt),einenAbschied in Ehren fordern. „Du sollst nicht töten." Die Vorschrift steht in den Katechismen Luthers und Peters Canifius. „Du sollst Deinem Nächsten an seinemLeib nicht Schaden noch Leid thun, sondern ihm helfen, ihn fördern in allen Leibesnöthen." Sind die Söhne eines anderen Landes, auf die der Offizier einzuhauen, die er Flinten,Maschinengewehren, Bayonnettes, Kanonen als Angriffsziel zu zeigen verpflichtet ist, im Sinn der Christenlehre nicht seine Nächsten? Haben sie, als Einzelne, aus denen der Fromme Gottes heiligen Odem wehen hört, ihm je solches Leid angethan wie der Kamerad, dessen Schimpfwort ihn vor den Rechtsgenossen zu schänden trachtete? Niemals nur das winzigste Leid. Dennoch soll er ihrer so viele töten, wie der von ihm gelenkten Waffe erreichbar sind. Und wenn er, wie in Schwaben der Oberarzt, die von reger Gottesfurcht gezimmerte Schranke nicht überklettern kann? Wird ihm barsch zugerufen: „Im Kriege gilt anderes Recht als in der schlaffen Zeit lieblichen Friedens. Den Streit der einem Staat Angehörigen vermag der Richter, in derRobe oder im Waffenrock, zu schlichten, zu ahnden. Wo aber fände eine Nation das Recht, das eine andereihrbestreitet?"DieAntwort könnte lauten: „ImHaag.Beugt Euch unter den Spruch eines internationalen Schiedsgerichtes. Was schiert mich Christen Euer gottlosesBedenken?Das imGewissen haftendeHeilandwortverbietetmir,muthwilligdasGehäus einer Menschenfeele zu zerstören." Dann wird er in Gnade entlassen ? Eingesperrt,wieMennosIünger,die denRekruteneid und den Wehrdienst geweigert haben. »Der Deibel hole Ihre werthe Ueberzeugung! Hier hilft kein Maulspitzen :hier muß gepfiffen werden.Und wer nichtmitpfeifen will,fliegt in denKasten und kannzwischenWasserund Brotan seinerUeberzeugungknabbern."So weit denkt der liberal Geaichte nicht. Ob Einer Christenthum hat, mag Gretchen, das liebe Kind, seinetwegen auch Bärbelchen prüfen.

Scherben.
275
Er ist Staatsbürger, seinReich ist vondieserWelt und er hatParagraphoswohleinstudirt.UmNummer201 handeltsichs; und um die neun Geschwister, die ihm im zehnten Abschnitt des Strafgesetzbuches fürs Deutsche Reich nachtrippeln. Ist der Zweikampf verboten? Ia. Ist die Herausforderung, die Annahme, die Beihilfe, das Thun derKartellträger und Sekundanten strafbar? Ia. Also darf im Heer des Deutschen Reiches der Mann nicht geduldet werden, der die Vorschrift des fünfzehntenAbschnittes im Bürgerkodex übertreten hat. Solcher Sünder, Raufbold, Rohling taugt nichtindensauberen Wehrverband eines gesitteten Staates. SchlichterAbschied. Von Rechtes wegen. So will es die Ordnung. Eine von vernunftlos wüthendem Bürgerzorn erträumte Ordnung. Ist die Vorschrift, die den Zweikampf verbietet, etwa die einzige, derenUebertretungnichtschändet? Verpönt das Strafgesetz nicht manche Vergehen und sogar Verbrechen, deren der Redlichste selbst, der Reinlichste mit klarem Bewußtsein schuldig werden kann? Soll jeder des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der Überschreitung des Nothwehrrechtes, der Beleidigung (eines Privaten oder Regirenden), soll ein der Verletzung des »öffentliche Sittlichkeit "genannten Schemens, der Zeugnißweigerung als schuldig Erkannter nicht nur gestraft, sondern auch aus dem Kreis derRechtsgenossen gejagt und damit aus derLebenswurzel gerissen werden? Ieder, ohne Unterscheidung derindividuellen Merkmale desThatbestandes? Das kann kein halbwegs Verständiger wollen. Von Hundert sind mindestens Neunzig bereit, ihr Kontor, ihr Haus und ihr Herz Einem zu öffnen, der, um ein anderes Leben zu retten, die Eidespflicht verletzt hat. Und der Offizier, der zum Zweikampf herausforderte oder die Herausforderung nicht ablehnte, soll mit Schimpf und Schande aus dem Heer gestoßen werden? Soll nicht nur die vom Gesetz bestimmte Strafe (die nicht gar so mild ist: Festunghaft bis zu fünfIahren) auf sich nehmen, sondern aus dem Berufsstand scheiden, den er liebt und für den allein er vorgebildet ist? Das wäre die dümmste Barbarei. Wäre ein Bruch aller geltenden Ordnung. Und ein »Ausnahmegesetz" gegen Offiziere. Denn keinem Industriellen noch Händler wird einfallen, einem tüchtigen Mann, nur, weil er wegen Herausforderung oder Zweikampfes bestraft worden ist, den gebahnten Lebensweg zu sperren. Der Chef mag den Mann
2S-

tadeln, ihm vielleicht die Stellung kündigen; doch er wird nicht daran denken, ihm den ganzen Geschäftsbezirk zu vergittern und jede Verwerthung mühsam erworbenen Könnens unmöglich zu machen. Nur dem Offizier die härteste Pön? Dummes Zeug.

«Die unheilvollste Mystik, auf unserem ganzen Volk schwer lastend, ist die von der Verletzbarkeit der Ehre durch dritte Hand. Was würde unser so stark an Befangenheit leidendes Volk an innererRuhe und Festigkeit, was würde der Einzelne anGlücksgefühlund Stolz gewinnen, wenn ihn erst die Ueberzeugung durchdränge, daß sein Ehrenschatz für Diebe ganz unangreifbar ist! Er allein kann ihn mindern, er allein ihn mehren: seinem wahren Werth aber kann kein Dritter Abbruch thun, auch der Staat nicht und das Gericht nicht, nicht einmal, wenn es ihm die sogenannten bürgerlichen Ehrenrechte aberkennt. Alleiniger Herr seiner Ehre sein, heißt aber, zu einem großen Theil auch Herr seines eigenen Schicksals sein. Seine Ehre stets in fremder Hand wissen, bedeutet ständige Abhängigkeit eines Ieden von allen Anderen, ganz besonders von den Schlechten und Mißgünstigen. Die Ehre ist ein höchst individuellerMenschenwerth, dessen Größe allein ihrTräger zu bestimmen vermag. Ein Dritter kann sie mir absprechen, ihren Umfang verkennen oder verleugnen: aber Das wäre eine jämmerliche Ehre, eine Ehre, die mir gestohlen werden dürfte, wenn sie mir gestohlen werden könnte! Dieser ewige Argwohn, daß es Iemand auf unsere Ehre abgesehen habe, diese Angst, daß über Nacht ein Gauch mit ihr durchgehen könnte, sie sind für den Völkerpsychologen kein Zeichen der Stärke eines Volkes, sondern derUeberreiztheit: er muß darin etwasUngesundes,eineSchwäche des individuellen Selbstgefühles erblicken. Was man Ehrververletzung nennt, ist auch in Wahrheit Ehrverletzung (Das heißt: Ehrenminderung), aber nie für den Beleidigten, stets nur für den Beleidiger. Mit unfehlbarer Sicherheit schlägt der Angriff auf denAngreifer und dessen ‚Ehre' zurück. Bleibt aber die Ehre des Beleidigten ganz unversehrt, so bedarf sie keiner Wiederherstellung: denn sie ist solcher unfähig. Siegt endlich die Wahrheit, daß unfere Ehre eine Hornhaut ist, durch keine Waffe in dritter Hand verletzbar, dann werden wir uns felbst seltsam vorkommen, wenn wir uns sehen: stets die Hand am Schwert, um unsere Ehre gegen Feinde zu vertheidigen, die es nicht giebt, die zur Verletzung un-

serer Ehre wenigstens vollständig ohnmächtig sind. Ansere Ehren-Nervosität wird stolzer Ehrengewißheit Platz machen." Das sind Sätze aus einer Rede, die Professor Karl Binding, der weiseste Lehrer deutschen Strafrechtes, vor sieben Iahren gehalten hat. Ein im würdigsten Sinn des prostituirten Wortes Liberaler. Er bestreitet den deutschen Ursprung des Privatzweikampfes, dessen Herkunft aus dem germanischenOrdal; und ist fern von dem Wahn, „das drakonisch strenge Duellgesetz werde den Zweikampf überwinden; die deutschen Duell- Edikte und Mandate des siebenzehnten und achtzehnten Iahrhunderts haben es an Strenge nicht fehlen lassen und doch des Zweikampfes nicht Meister zu werden vermocht. Zweifellos sind es starke und bei vielen adelig denkendenMännern durchaus edle Empfindungen, welche sie, trotz der Strafbarkeit, an demDuell festhalten lassen." DieseEmpfindungen ducken sich nicht in die Bürgervorstellung, ein. Amtsrichter oder Landgerichtsdirektor dürfe entscheiden, ob der Ehrenschild des ins Klagerecht Zugelassenen rein oder rostig sei, und übertönen, übertoben die kühle Stimme nüchterner Vernunft. Die würde zunächst fragen, ob zwischen den zwei Menschen Etwas geschehen sei, das auf dem weitenRund der Erde nur einem vonihnen noch zu leben erlaube. Würde, zweitens, prüfen, ob der Kränker selbst sauber, also zu überzeugen, oder unsauber, also zu verachten sei. Doch Vernunft kommt nicht zum Wort. »Da läuft ein Kerl herum, der mir Schändliches angehängt hat. Schneider, Börsianer, Hebammen rennen ins Gerichtshaus. Unsereiner sorgt ohne fremde Vormundschaft für seine Ehre. Zahlt mit seiner Person. Ob der Kerl sonst anständig oder unanständig ist, kann ich nicht untersuchen; will auch nicht. Liegt nichts Gewichtiges gegen ihn vor, so fordere ich ihn; und kneift er,so ist er vorUnsereinem unmöglich."Solche Rede hört man oft; und sie ist dem Volksgefühl näher, als die Schreier behaupten.DenndasVolksgefühlschließtvondemMuth der Physis gern auf die Lauterkeit der Psyche und ist, in einer fast nur noch mit Gelderwerb und Schatzhäufung beschäftigten Zeit, schnell stets bereit, Ieden zu bewundern, der für ein unwägbares Rechtsgut seine Person einsetzt. Bis in die Oberschicht des Proletariates streckensich dieWurzeln des Empfindens,demTreitschke derbenAusdruckgab,alserüberdasEnglandAlbertsvonKoburg schrieb: „Kaufmännische Luft durchwehte das gesammte Leben der

Nation. Das unentbehrliche letzte Nothmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft, das Duell, kam außer Brauch und verschwand bald gänzlich; die Reitpeitsche verdrängte Degen und Pistole: und dieser Sieg derRoheitward als einTriumph derAufklärung gefeiert." Der kühne Gedanke, daß man zum Schutz der Ehre weder Pistole noch Reitpeitsche, nicht einmal einen Strafrichter brauche, kam dem Preußenmagister nicht. Konnte ihm auf dem geliebten Boden feiner Wahlheimath kaum kommen, wo die Staatsjuristenfelbst, die HüterderRechtsnorm,indieMotivezum Strafgesetzbuch den Satz geschrieben hatten: »Die Sitte (oder, wenn man lieber will, die Unsitte) des Duells hat sich noch immer stärker erwiesen als das geschriebene Gesetz, dem deshalb nichts Anderes übrig bleibt, als sich gut oder übel mit der Aufgabe abzufinden: seine Vorschriften über das Duell so einzurichten, daß sie zu den Geboten derGerechtigkeitnichtinallzuschroffen Widerspruch treten und dem Bedürfniß des Lebens doch wenigstens annähernd genügen." Dem Bedürfniß eines Lebens, das noch von dem Wahn umsponnen ist, die Ehre müsse vor Anwurf geschützt, ihre Verunreinigung müsse gerächt und Schutz und Rache dürfe nicht einem Zufallsrichter überlassen werden. Vanitas vsniwwm. Wir brauchen weder härtere Beleidigungstrafen noch die Aechtung des Duellanten, fondern nur die Verbreitung des vor Schopenhauer und nach Binding von den Weisesten gepredigten Glaubens, daß der Ehrenbesitz eines Menschenunmehrbar, unminderbar ist. An die Sohle jedes Wirkenden heftet sich irgendein Gezücht, das ihn mir Schimpfrufen und Kothwürfen zu ärgern, zu verwirren, in blinde Wuth zu hitzen, ihm die Wirkensmöglichkeit zu kürzen trachtet. Soll er die Lümpchen vor die Klinge heischen, sie dadurch in den Ruf ehrlicher, zu persönlicher Genugthuung fähiger Männer stelzen und sich, solchen armsäligen Quarks wegen, der Verkuppelung oder Vernichtung aussetzen? Zeit und Kraft dem Versuch opfern, ihr Lügengewebe zu zerreißen, und, während sie von einem Thurm herabbrüllen, er sei ein Schurke, einen anderen erklettern, um sich oben dann in den Beweis der UnWahrheit zu erniedern? Oder gar Schriftsätze schmieden, Amtsgericht und Strafkammer anrufen und mit seiner „Ehrennoth" schließlich an dem Zufall hängen, welche Zeitung seinRichter liest und welcher Kriminalanwalt das flinkere Mundwerk hat? Auf feinem Weg

Scherben.
soll er, unbeirrt von Schimpf und Fälschung, weiterschreiten. Noch ernster sich um Gerechtigkeit (die dem Menschensinn erreichbare) bemühen. Nicht eine Stunde an das Geträtsch vergeudenund den Spelunken fern bleiben, deren tüchtige Insassen ihr Nachtgeschirr auf sein reines Kleid leeren möchten. Arbeiten soll er. Durch seine Lebensleistung zeigen, was er ist und was ervermag. Nur erselbst kann sich schaden, sein Ansehen schmälern. Ie lauter, je plumper di e Schmähung, desto sicherer die Gewißheit wachsender Wirkung. Ob das deutsche Offiziercorps das Duell, als das stärkste Mittelzur Abschreckung von leichtfertigem Wort und rohem Thun, schon entbehren kann? General von Boguslawski hat die Frage hier einst verneint; und heute noch wagen die Sachverständigsten nicht, sie zu bejahen. Zehntausende junger, kräftiger, bewaffneter Männer.Da giebts, in engem Verkehr, leicht einmal Streit; giebts, wenn die Nase allzu reichlich begossen wurde, auch wohl böse Händel.Hunderte werdennach der Entstehung rasch erstickt; weil einer mit der Waffe ausgetragen wird, soll das Reich in Gefahr sein? Ein geprügelter Offizier wäre auch vorderMannschaftnichtmehr möglich. Ietzt weiß der grünste Fähnrich:‚Wenn ich im Rauschzorn einem Kameraden ins Gesicht schlage, muß ich, unter gefährlichen Bedingungen, auf den Kampsplatz und werde vielleicht über den Haufen geschossen/ Solche Hemmung ist Zwanzigjährigen nützlich. Und die niederträchtigen Reden, die wir Tag vor Tag über die Führer unseres Heeres hören, können die Thatsache nicht wegwischen, daß die Allure, Haltung, Selbstzucht des deutschen Offiziers das höchste Lob verdient. Lasset dem Corps die Wahl seiner Lebensregel. Wer wider sie ist, braucht ja nicht Offizier zu werden. Sogar die Sanitätoffiziere, die nicht Wesensdrang ins Heer trieb, würden sich wahrscheinlich gegen den Plan sträuben, sie von der Duellpflicht auszunehmen. Noch ists, in bestimmten Fällen, Pflicht. Noch gilt die Weisung Wilhelms des Ersten (vom zweiten Mai 1874): »Einen Offizier, welcher im Stande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen, werde ich eben so wenig in meinem Heer dulden wie einen Offizier, der seine Ehre nicht zu wahren weiß."Der preußische Kriegsminister brauchte sich also nicht von dem im Reichstag gesprochenen Satz zu entschuldigen:» Offiziere, die im gegebenenFall den Zweikampf verweigern, gerathen zu den Grundüberzeugungen ihrer Kame-

raden in einen Gegensatz, der nicht ertragen werden kann." So ists. Aendert, wenn Ihrs könnt, diese Grundüberzeugungen. Schärft den Ehrenrathen und Ehrenrichtern die Pflicht ein,jeden ohne Blutverlust entwirrbaren Handel mit dem Aufgebot ihrer ganzen Geduld, seelenkundigen Klugheit und Vatergüte zu entwirren. Sprechet, ohne Augenblinzeln und zage Zweideutigkeit, aus, daß die Soldatenregel das Bürgerleben nicht binden dürfe; daß der im Waffengebrauch nicht Geübte, in anderem Empfindensbezirk Heimische nicht zur Annahme einer Herausforderung verpflichtet sei, durch die Weigerung nicht bemakelt scheine. Für alles Uebrige sorgt der Wandel der Zeitstimmung. Wendet das Auge von dem tausendmal beschnüffelten und beleckten Brei. Und: lassetdenHerrgottausdemSpaß! Preußische Militärsrommheit ist einDing an sich. Ein anderes das brünstige Christenthum Derer, die nach grausamer Kränkungstrafe lechzen (und thun, als sei ihr Ehrenschemen zwar nicht durch eine Pön von dreihundert, doch vielleicht durch eine von dreitausend Mark und ganz sicher durch eine von neunMonatenGefängnißreparirbar). Also spricht, auf demBerg am Gestade des Galiläersees, der Heiland: »Liebet, die Euch befehden, segnet, die Euch fluchen, erweist Wohlthat Denen, die Euch hassen, betet für Alle, die Euch beleidigen und verfolgen, auf daß IhrKinderseietEures Vaters imHimmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Und von einem steileren Berg herab gellt Nietzsches, des Antichristen, fast Pfäffisch selbstgewiß lästernde Stimme: »Wohin kam das letzteGefühl vonAnstand, vonAchtungvor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangene ArtMensch und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehen? Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volkes; aber, ohne jede Scham, sich als Christen bekennend! Wen verneint denn das Christenthum? Was heißt es ‚Welt'? Daß man Soldat, daß man Richter, daß man Patriot ist; daß man sich wehrt; daß man auf seineEhre hält; daß man seinen Vortheil will; daß man stolz ist. IedePraktik jedes Augenblickes, jederInstinkt, jedezurThat werdende Werthschätzung ist heute antichristlich." Rühret nicht daran! Göttliche, als göttlich hingenommene

Scherben.
Gebote werden täglich, auch von dem sich fromm Dünkenden, hundertmalübertreten. Evangelienseelen verlachtodervonder Krippe gescheucht. Empfehlet doch Einen als Lauteren, einfältig Frommen, nur von des Gewissens Stimme Geleiteten, der demUeblen nicht widerstrebt, sich Schimpf und Schlag, fanft lächelnd, gefallen läßt und auf den Schmäher, den Prügler Gottes Segen herabfleht. Wartet, bis Ihr ihm Unterkunft findet. Nur dem Gerissenen thut sich die Thür auf. Dem, der »in die Welt paßt und nach den Regeln der Lebenskunst ein Ding drehen kann". Die Unwahrhaftigkeit des offiziellen Glaubensbekenntnisses, der sichtbare, ruchbare Widerspruch zwischenLehre undLeben hat das deutsche Wesen schon arg geschwächt. Wahret den Rest des Kriegergeistes! Der Vorsatz, den Zweikampfscheuen nur, wenn er sich auf den Gewissenszwang seiner»religiösen Ueberzeugung" beruft, zu entma-
» keln,müßtedasHeerzerrütten,dieHeuchlergemeindenochmehren.
Iahresbilanz.
Im Reichstag wagte Herr von Bethmann die Behauptung, die von ihm fürs Reichsland vorgeschlagene Verfassung sei »die nothwendige Konsequenz der von Bismarck inaugurirten Politik und in derNorddeutschenAllgemeinenZeitung ließ er garsagen: »Der größte Werkmeister dieser Politik, Fürst Bismarck, hat schon 1879 die Gewährung von Bundesrathsstimmen als ein künftiges wichtiges Mittel der (gemeint ist: zur) innerlichen Angliederung Elsaß-Lothringens ans Reich bezeichnet." Das wird in jedes Kreisblättchen nachgedruckt, von sämmtlichen Parteischreibern wie unantastbare Wahrheit behandelt; und in dem ruhig seinem Geschäftnachgehenden Bürger derGlaube geweckt: Alles inOrdnung; Alles fo,wie schon Bismarck es wollte und wie es nur den übermüthigen Iunkern nicht in ihren Kram paßt. Ists wahr? Im Februar 1879 haben dieAbgeordnetenSchneegans,North,Rack und Lorette für Elsaß-Lothringen die Vertretung im Bundesrath und einen Landtag gefordert (»mit den felben Rechten, die den vertretenden Körperschaften aller anderen Bundesstaaten zustehen"). Aus Bismarcks Antwort: »Wir werden immer Alles, was wir dem Reichsland an Autonomie gewähren, unter dem Gesichtspunkt betrachten müssen, ob es mit der Sicherheit des Reiches auch in weniger friedlichen Zeiten, als sie im Augenblick

vorhanden sind, verträglich sein wird. Es ist möglich, daß Elsaß, an sich und gesondert, schneller undfester sich konsolidiren könnte,als wenn es mit dem heterogenen ElementLothringen gekuppelt bleibt; und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, für jeden dieser beiden Landestheile eine besondereRegirung einzurichten.Sehr lebhaft beschäftigt mich die Frage, ob und unter welchenFormen esmöglich sein wird, dem Reichsland, also der Landesvertretung, das Recht zu geben, daß sie hier eine konsultative Vertretung im Bundesrath hat. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß dieser Anspruch bei den Verbündeten Regirungen Anklang finden wird; obwohl Das eine große Neuerung ist: denn im Grunde liegt darin eine Theilung derMacht, die bisher der Kaiser allein, landesherrlich, mit dem Bundesrath ausübte. Ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag die Charakterisirung als eines republikanischen (wie Windthorst andeutete) verdient. Ein konsultatives Votum wird sich, ohne wirkliches Abstimmungrecht, durch das Gewicht seiner Gründe, durch die Bedeutung und das Ansehen Dessen, der es ausspricht, im Bundesrath Geltung zu verschaffen im Stande sein. Nicht nützlich wäre es, dem Reichsland Wohlthaten octroyiren zu wollen, die vielleicht von Niemandem im Land als solche betrachtet würden." So sprach Bismarck im März 1879. Nahm nicht eine Silbe von Dem zurück, was er unter anderen Monden gesagt hatte. „Alle unsere Schritte werden von der Rücksicht auf die Interessen und, vor allen Dingen, auf die Sicherheit des Reiches, seines Gebietes und seiner Grenzen geleitet werden. Verlangen Sie von mir nicht, daß ich auf einem so brüchigen und für die Sicherheit und Ruhe desReiches bedenklichenBoden mit einer gewissen stürmischen Eile vorwärtsdrängen soll, immer bereit bleibend, die Verantwortung für die Folgen zu tragen. Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir die jetzt unter uns anwesendenAbgeordneten von Elsaß-Lothringen kennen lernten, habe ich sanguinische Ansichten über die Möglichkeit gehabt, in Elsaß-Lothringen bald ein konstitutionelles und parlamentarisches Leben großzuziehen. Nachdem wir nun die Tonart kennen gelernt haben, in der die gewählten Vertreter von Elsaß-Lothringen die Reichspolitik, die Reichsinteressen auffassen, habe ich (ich bin sonst nicht schüchtern in der Politik) doch ein gewisses Bangen und Zagen empfunden, ob ich dem Reich den Schritt zumuthen darf, der dahin führen kann, daß wir

in Elsaß-Lothringen eine parlamentarische Institution schüfen, deren Majorität oder Gesammtheit von der Gesinnung und Auffassung der Herren Abgeordneten Simonis und Winterer sein könnte. Ich glaube, daß ein solches Parlament für den europäischen Frieden eine großeGefahr in sich bergen würde." HerrvonBethmann hat »bedauert", daß auf die Bedeutung des Reichslandes als eines Festungsglacis hingewiesen wird, und den Glauben angedeutet, die in diesem westlichsten Reichstheil wichtigste Aufgabe sei, Elsässern und Lothringern das Glück zu bescheren. Und Bismarck hat gesagt: »Wir haben dieLänder an uns genommen,damit die Franzosen bei ihrem nächsten Angriff, den Gott lange hinausschieben möge, den sie aber doch planen, die Spitze von Weißenburg nicht zu ihrem Ausgangspunkt, sondern damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen. Wir haben uns nicht geschmeichelt, daß uns rasch gelingen werde, die Herren aus demElsaß glücklich zu machen, und wir haben auch nicht darum die Annexion betrieben. Wir haben ein Bollwerk gebaut gegen die Irruptionen, die seit zweihundert Iahren diese leidenschaftiiche, kriegerische Völkerschaft unternimmt, deren alleiniger, direkt ausgefetzterNachbar zu sein Deutschland das Unglück und die Unannehmlichkeit hat."

Eines Weltmeeres Breite trennt, auch hier, den fünften vom ersten Kanzler. Bismarck weigerte dem Reichsland Vertretung und Stimmrecht im Bundesrath und sagte, die Gewährung des Stimmrechtes würde »in letzterInstanz nichts weiterfein als eine Vermehrung der preußischen Stimmen"; er will nicht, daß Elsaß-Lothringen zu einem neuen Bundesglied werde, das, nach dem sechsten Artikel der Reichsverfassung, zum Bundesrath Bevollmächtigte ernenne.Nicht die reichsländische Regirung, sondern der Landesausschuß soll, konsultativ nur, ohne Stimmrecht, imBundesrath vertreten sein,der dadurch zu einer »Beschwerdeinstanz gegen die Landesregirung würde". Bethmann giebt dem Reichsland die Rechte des Bundesstaates und drei Stimmenim Bundesrath, die »nicht gezählt werden, wenn die Präsidialstimmen nur durch den Hinzutritt dieser Stimmen die Mehrheit für sich erlangen oder bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben würden". Bismarck hält für undenkbar, daßimBundesrath »preußischeundelsässische Vertreter gegen einander stimmen". Bethmann läßt die elsässischen

Stimmen nur gelten, wenn sie sich gegen Preußen wenden. Bismarck steht in demNeichsland zuerst und zuletzt das Glacis, von dem aus das Neich französischen Angriff abwehren kann. Bethmann bedauert, daß an diese Bestimmung des Neichslandes erinnert wird. Bismarck will nichtWohlthaten aufdrängen, die das Neichsland »nicht als solche betrachtet".Bethmann thuts; drückt eineVerfassungreform durch, gegen die eine selbst derCentrumsmacht gefährliche Mehrheit im Neichsland sich bäumt. Bismarck lehnt die Zumuthung ab, auf dem reichsländischen Boden eilig vorwärts zu schreiten und für die Folgen verantwortlich zu bleiben. Bethmann scheut die Verantwortung des Stillstandes, will vor» wärts schreiten und schafft das Parlament, in dem Bismarck„ eine große Gefahr für den europäischen Frieden" fürchtete. Wer,trotz Alledem,als für das neuste „Reformwerk" Verantwortlichersich aufBismarckzu berufenwagt.verdient für feineKühnheit schon den Kranz. Der lebende Bismarck hätte sichs grimmig verbeten; hätte zürnend gefragt,wie manfich erdreistenkönne, ihnfüreinHandeln inAnspruch zu nehmen, das zwar die Kaisermachtmehre,doch den Neichsbesitz mindere.dem unzufriedenen Neichsland ein ausallgemeinem und gleichem Stimmrecht hervorgehendes Parlament gebe und Straßburg in ein deutsches Prag oder Dublin wandle. Und hätteden Deutsch-Konservativen fürihrenunbeugfamenWi» derstand gegen die Verfassungänderung gedankt, für die, nach dem Wort des Grafen Posadowsky, „vor dem deutschen Volk, vor unserer geschichtlichen Vergangenheit und politischen Zukunft" die Negirung.trotz demBeschluß ihrerMehrheit.verantwortlich bleibt. Der toteBismarckkann sich nicht wehren;unddie imHohenHause Sitzenden finden, wenn so helle Maisonne ihnen ins Fenster scheint, nicht mehr die zur Nachprüfung ministerieller Angabe nöthige Mußе.Wars nicht pfiffig, darauf zu rechnen und, während die langen Fortschrittsbeine die von bismärckischer Staatskunsl gethürmten Wälle überkletterten, in den Teichen und Tümpeln Offentlicher Meinung mitBismarcksNamen krebfen zu lassen?
So pfiffig, wird Mancher meinen, wie der Einfall, vor der dritten Lesung der Verfassungvorlage jedem Mitglied des Neichstag.es fürdieHerbstarbeitdasgesetzlichverbürgteNechtaufsiebenhundert Mark zu sichern; auf einen Sondersold, nach dessen Zusage nicht mehr,wieseitderWeihnachtso oft.zulesen war, daß der Neichstag schnell sterben wolle und die Herbsttagung ein Verbrechen wäre.

Scherben.
23S
Bismarck war ein fehlbarerMensch, der, ohne Geckerei, von seiner unzulänglichen Kraft, seinen schwächeren Leistungen sprach und als Motto für die Gesammtausgabe seiner Reden das Wort derMenanderundTerenzwählte: I^IiKil Kumani a me alienumput«. Ein Gesetz, dem sein Tadel gewiß wäre, könnte dennoch nützlich wirken. Seit er über Elsaß-Lothringen sprach, hat der Rhein viel Wasser ins Meer getragen. Ist die Regirung mit den reichsländischen Vertretern zufriedener, als ers mit den Herren Simonis und Winterer war? Nein; die Blumenthal und Wetterle (in dessen Zeitung die Deutschen den Schnaken verglichen wurden, trotzdemihm die Frau des Statthalters, mit einem Trostbrief,Ballandenken ins Gefängniß geschickt hatte, in das er wegen Beleidigung deutscher Landesgenossen verurtheilt worden war) sind der Regirung nicht bequemer. Sie hat gegen die Häupter eines lothringischen Sportvereins ein Strafverfahren eingeleitet unddurchgeführt.InMetz erlebt,daß am hellenTagdichteHorden,dienicht etwa nur aus Bummlern und Strolchen bestanden, vor die Hauptwache zogenuNdbrüllendFrankreichfeierten,bisdasdritteWachaufgebot den Platz räumte. In der größten Garnisonstadt desReiches; nach vierzigjähriger deutscher Herrschaft und zwanzigjährigem Werben um Liebe. Und sie hat den Landesausschuß heimgeschickt, weil mit ihm nicht zu regiren, sein Schimpfkonzert nicht länger anzuhören sei. Unhaltbar ist also die Behauptung, der Stimmungwandel zwinge zur Anerkennung reichsländischer Demokratie. Bleibt zu prüfen, ob die Verfassung, als Ding an sich, gut und den Bewohnern des Reichslandes willkommen ist. Das giebtsnunnicht mehr. Fortan nurnoch einKaiserland; einen neuenBundesstaat, dessen Monarch der Deutsche Kaiser und König von Preußen ist. Der ernennt den Statthalter. Der Statthalter ernennt uud instruirt die drei zum Bundesrath Bevollmächtigten. („Ihre Ernennung durch den Kaiserlichen Statthalter würde dazu führen, den Einfluß Preußens im Bundesrath über die Absichten der Reichsverfassung hinaus zu mehren und damit das Verhältniß Preußens zu den anderen Bundesstaaten in einer für diefe Staaten ungünstigen Weise zu verschieben": sprach Fürst Bülow am fünfzehnten März 1903. „Einem amoviblen, verantwortlichen Beamten des Kaisers, der zugleich doch König von Preußen ist, können wir nicht das Recht geben, die elsässischen Stimmen selb-

ständig und unter Umständen sogar in einem Sinn zu instruiren, der den vom König von Preußen für die preußischen Stimmen gegebenen Instruktionen widerspräche. Dieser Widerspruch wäre nicht lösbar": sprach Staatssekretär Delbrück am achtundzwanzigsten Ianuar 1911.) Die Stimmen der Bevollmächtigten werden ungiltig, wenn sie den preußischen in die Mehrheit hülfen; können also nicht zu entscheidender Geltung kommen, da der vom Kaiser und König von Preußen abhängige Statthalter sie nicht meinem von den preußischen Wünschen abweichendenSinn instruiren darf. („Da sie nicht anders instruirl werden können als die preußischen, wäre es eben nur eine Formsache": Bismarck am einundzwanzigsten März 1879. „So lange derStatthalter vomKönig vonPreu» ßen abhängig ist, hat das Necht, im Bundesrat!) zu stimmen, keinen Werth": StaatssekretärDelbrück am achtundzwanzigsten Ianuar 1911.) BrauchtPreußen, um seinen Willen im Bundesrat!) durchzusetzen, die Stimmen der Kaiserlandsvertreter nicht, so sind sie überflüssig; braucht es sie.so werden sie nicht mitgezählt.(„Die ganze Bestimmung ist eine Attrape ohne Inhalt, eine politische Ausflucht, die in weiten Kreisen das preußische Selbstgefühl empfindlich berührt hat": GrafPosadowfky am elftenMai1911.)Das ist aus dem von Bismarck gewollten Necht zur Mitberathung in derBeschwer» deinstanzgeworden.Dasmußtedarauswerden,weil„dieWünsche derMehrheit" Erfüllung heischten und nur ein Opfer preußischer Würde von den Bundesfürsten die Mehrung kaiserlicher Hausmacht erkaufen konnte. „Soll derKaiser in Elsaß-Lothringen Monarch sein,dann müssen wir einenNiegel vor dasThor schieben,durch das er gegen uns Verstärkungmannschaft in den Bundesrath zu schicken vermöchte." Natürlich wurde das Ding so gedreht, daß der Antrag, dieKaiserlandsstimmen desKönigs vonPreußen zuent» werthen, aus Preußenmund kam; sonst wäre die Demüthigung allzu fühlbar geworden. Der Landtag wird, ohne Nücksicht auf „gottgewollte Abhängigkeiten", nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrecht gewählt („weil das Land an dieses Wahlrecht gewöhnt ist"), aber durch eine Erste Kammer ergänzt (weil das Land in seiner Geschichte nie ein Oberhaus gehabt hat.) Im Landtag werden die Herren, die im Landesausschuß lästig waren, im breiten Kreis noch wilderer Genossen, deren Brust vielleicht aber mancher kaiserliche Orden ziert, wieder zu sehen fein; Nationa-

listen, Centrumsmänner, Sozialdemokraten lothringischer Farbe. Leistet die Erste Kammer, was von ihr erhofft wird, dann endet zwischen den beiden Häusern der Krieg niemals. Und die Zweite Kammer wird dem Statthalter das Leben sauer machen. Thut er, was Preußen will, dann umheult ihn aus dem Froschpfuhl der Chor und zeiht ihn knechtseeligenLandesverrathes. Lockerter sacht das Band, das ihn an den berliner Willen knüpft, dann gehts ihm beim Kaiser, beim Kanzler schlecht. Die Mindestforderung derLandtagsmehrheitwird sein:Statthalterschaft eines bis an sein Lebensendeunabsetzbaren; Beschränkung derBeamtenauswahl auf die Schicht der in Elsaß-Lothringen Geborenen; Beseitigung der Ersten Kammer; Gleichberechtigung beider Landessprachen; ungeschmälertes Stimmrecht im Bundesrath und Instruktion der Stimmen durch ein dem Landtag verantwortliches, dem Zorn des Landtages erreichbares Ministerium, das zu dem Statthalter in dem selben Verhältniß steht wie ein britisches Kabinet zu dem King. Konflikte, Lärm, Obstruktion, wüster Zank und Schimpf, Landtagsauflösung und gehäufte Wahlkämpfe: darauf müßte Ieder gefaßt sein, der dem unzufriedenenReichsland solche Attrapenverfassung aufdrängt. Bundesstaat ohne vom Kaiser, von Preußen unabhängiges Oberhaupt und ohne das Recht, seine Stimme im Bundesrath zur Geltung zu bringen. Demokratisches Wahlrecht, dessen Willensausdrucksich aber, unwirksam, an den Quadern derPeerskammer bricht. KeineAussicht, mit diesem ohne Liebe bedachtenRetortengebild die Zufriedenheit ruhiger Bürger zu sichern.Am sechsundzwanzigsten Mai hat die Reichstagsmehrheit dafür gestimmt. Dieser Maitag wird in der Lebensgeschichte des Herrn von Bethmann-Hollweg ein schlimmeres Datum sein als der siebenundzwanzigste des Iahres 1910, der die preußische Wahlreform n den Abgrund riß. (Auch für Caprivis Schicksal war die Annahme der Zollkürzung wichtiger als der Sturz des Schulgesetzes.) Er hatte sich schwach gezeigt und mit demüthigendcm Verzicht auf feierlich vorgetragene Grundsätze nicht einmal einen Erfolg eingehandelt; doch er stand, unsicher, zwischen einem königlichen Versprechen und seiner eigenen Rede, die, alsUeberzeugungdesMinisters desInnern, ausgesprochen hatte, daßPreußensWahlrecht für die nächsten Iahre unverändert bleiben müsse. Ietzt band ihn kein Monarchenversprechen (was in Feststimmung irgendwo ver-

heißen ward, brauchte ihn nicht zu kümmern); saß er nicht in der Schlinge eines seinem Mund entschlüpften Wortes. Er war vor dem Entschluß ganz frei und hatte einer Frage, die in den gefährlichsten Bezirk internationaler Politik hineinreicht, die Antwortzu finden. Schritt vor Schritt ist er zurückgewichen; noch als, nach seinerMeinung, „ die Grenze Dessen erreicht war,was den Reichslanden zur Zeit konzedirt werden kann. "Bundesstaat, Vollmacht zum Bundesrath, allgemeines Wahlrecht ohne Pluralstimmen: Das (und manches Andere) hat er zuerst geweigert und zuletzt gewährt. Von blasser Lippe tröpfelte ihm, in der letzten Stunde, mühsam erkünstelter Spott über die Leute, die jeden ihrem Trachten unnützlichen Kompromiß mit gerunzelter Stirn rügen. Für einen Humorlosen wars alles Mögliche. Hier aber hat es sich um eine Lebensfrage des DeutschenReiches, um den Sitz seiner reiz« barsten Schwäche gehandelt. Wer hier nicht vor dem ersten Schritt genau weiß, wie weit er gehen will, wer sich über die allen Blicken entschleierte Grenze seines Wollens hinausdrängen läßt und das gestern als unannehmbar Abgelehnte heute, mit dankbar devotem Lächeln, annimmt, Der hat, all in seiner menschlichen Rechtschafsenheit,dieAchtungverscherzt,ohne die einKanzler nicht wirken kann. Der Abgeordnete Hauß hat gefragt, ob die Erklärung, daß denRegirendenEtwas unannehmbar sei, nach so vielenRückzügen noch irgendwelchenWerth habe. Herr von Oldenburg hat gesagt, er habefürdasallgemeineWahlrechtgestimmt,weil dieRegirung versichert hatte, daß sie nach der Annahme dieses Paragraphen das ganzeGesetz ablehnen werde. UndHerrGeorg Schultz, derzur ReichsparteigehörigebrombergerLandgerichtsrath,rief, in weiten Kreisen des Volkes glaube man der Regirung nicht mehr, wenn sie einen Vorschlag unannehmbar nenne. Wie bei einem Ausverkauf ging es zu;wie unter Caprivi, wenn für einen Zufallswunsch Stimmen zusammengetrommelt und aus dem Reichsbesitz Handgelder vertheilt wurden. Nur an einer Stelle ist der Kanzler standhaft geblieben: die Kaisergewalt, die Hausmacht des Königs von Preußen hat er gestärkt, nicht, wie Blinde ihm vorwarfen, geschwächt;Alles heimgebracht, was Wilhelm sich wünschte. Er darf sich seiner Geschicklichkeit rühmen. Doch die Nation wird ihm nicht verzeihen. Auch der Kaiser nicht, dessen Auge die Folgen erblickt. Wer vorzwölfMonaten prophezeit hätte, der fünfte Kanzler

Scherben.
2S9
werde demReichsland das allgemeine,gleiche, direkte, öffentliche Stimmrecht und denRang eines Bundesstaates geben, wäre ins Narrenhaus gewiesen worden. Noch klang die Enttäuschung von Bülows Hoffen nach, der Verzicht auf den Diktaturparagraphen werde rasch sogar die Lothringer versöhnen. Im Haus der von Preußen Abgeordneten hatte Herr von Bethmaim gesagt, «der tiefste Zug dculschen Wesens" fordere die Ungleichheit des politischcnRcchtc^, dessen Gleichheit «demReichthum undderInnerlichkeit deutscher Kultur" unvereinbar sei.Und selbst in den Gegnern wohnte noch das Gefühl, daß dieser Mann glaube, was er sage, und nur sage, was er glaube. Heute muß selbst der Freund fragen, was dieserMinisterpräsident und Kanzler in seines Herzens Grund eigentlich glaube. Geheime Wahl: unannehmbar; er nimmtsiean. IndirckteWahl: unannehmbar; er nimmt sie an. Gleiches Wahlrecht: deutscher Kultur, dem tiefsten Zug deutschen Wesens unvereinbar; er giebts den Elsässern und Lothringern. Ohne Pluralstimmen und Proportionalvertretung, ohne Listenwahl und Verrückung der Altersgrenze: das blanke, blöde Mehrheitrecht, das zwanzigtausend Wähler ohne Vertretung läßt, wenn ihre Gegner einundzwanzigtausend Stimmzettel aufgebracht haben; das an Wahlkreisinteressen klebt, den Intelligentesten den Weg zurMitarbeitamStaatsgeschästsperrtundsichim Deutschen Reich nur durch die alte Lüge dcrKreisgleichheit hält. Das giebt er den Männern vonMülhausen, Metz undColmar; in dem selben Maimonat, der in der FranzösischenRepublik demokratische Sozialisten unter Millerand für die Listenwahl und die Vertretung der Minderheiten fechten sieht. Ahnt er wieder nicht, was er thut? Welchen neuen Groll er in Polen, Weifen, Dänen anfacht, deren Versöhnung nicht mit so sanften Mitteln erstrebtwird, obwohl sie nicht an gefährdeten Grenzen hausen? Den Gedanken, sprach Treitschke, «die Provinzen Elsaß und Lothringen in einen Staat umzuwandeln, halte ich fürganz undgar verwerflich. Ietzt,da wir hart amWerkfind,diedeutscheZersplitterungzuverringern, jetzt zn der noch allzu großen Staatenzahl einen neuen Staat schaffen, aus drei Departements, die niemals ein Staat waren, einen neuen bilden, an der gefährdeten Grenze einen neuen halbdeutschenPartikularismus großziehen: Das wäre einSchlag än unser eigenes Angesicht/ Herr von Bethmann durfte Elsässern

und Lothringern jeden Wunsch erfüllen, wenn sie dann so laut, daß mans in Paris hörte,riefen; «Wirsind zufrieden; fühlen uns im Reichsverband behaglich." Unter der heißen Elfersonne sind sie so unzufrieden, daß sie dem Centrum gar, dem klügsten Tyrannen, schroff den Gehorsam kündigen. Der Kanzler hat das Feuer geschürt, das er ersticken sollte.Besonders stolzist er auf dieThatsache, daß dieSozialdemokratie ihm geholfen, fürseineVerfassungreform gestimmt hat. Durfte sie denn zaudern? Im Reich und im Bundesrath wird die Demokratie gestärkt. Aus allen Industriestädten winken den Genossen Mandate. Sie erobern sich einen neuen Landtag, dem der Konfliktsstoff nie fehlen kann und in dem sie, unter einem ihremWesenwahlverwandtenPräsidenten, über den Kaiser, denKönig vonPreußen, ihrHerz ausschütten dürfen. Der Kanzler, der sich ihrer Mitarbeit am Umbau der wichtigsten Reichsfestung gefreut, das nach ihrem Willen Gefügte als ein «nationales Werk" gepriesen hat, kann nicht mehr sagen, wer ihnen eine Wahlstimme gebe, verrathe das Reichsinteresse.DerMann, derdenFestungbewohnern, auch dendemReichfeindlichsten, das unbeschränkte Wahlrecht schenkte, würde ausgelacht, wenn ers, mit der alten, zerfetzten Begründung, denPreußen nochweigerte. Diese Sätze wurden vor einem Iahr geschrieben. Sie beweisen, daß jederWache voraussehen konnte,was inzwischen geschehen ist. Die Regallisirung des Reichslandes hat begonnen; und derVerein der^euneg ami8 cie I'^Isace-^orraine darf mitRecht sagen, daß die Gunst der Stunde gestatte, für die Zukunft der Franzosensache neueHoffnung zuschöpfen. Das ist dieFolge des „nationalen Werkes"; mußte dessen Folge werden. Hat Herr von Bethmann etwa geglaubt, ein Landtag, dersich desHerrnWetterle, als einesErzfelses, freut, werde derMöglichkeit ausbiegen, den Landesherrn und den Statthalter zu ärgern, der Regirung die Macht und ihrer Polizei die Geheimfonds zu kürzen? Da der Landtag die Grenzen seines Rechtes nicht überschritten hat, verbot staatsmännische Klugheit, ihn laut zu schelten. Er hat auch im Fall Grafenstaden nur gethan, was er thun durfte. In Grafenstaden (acht Kilometer südlich von Straßburg) ist eine Maschinenfabrik, die demReich und dem Preußenfiskus seit langenIahren Lokomotiven liefert. DerDirektor,HerrHeyler, wurde verdächtigt, einHasserdeutscher,einBegünstigerfranzösischerVolksartzusein, und der Fabrikverwaltung gedroht: «Wenn Ihr den Monsieur

Scherben.
Hehler nicht wegjagt und für die Einführung anderer Verkehrs-
sitte bürgt, entziehen wir Euch die Aufträge und Ihr könnt die
vier Millionen, auf die Ihr in jedem Iahr von uns zu rechnen
hattet, in einen EurerSchornsteine schreiben." Barsche Bedrohung
mit Boykottgefahr. Das Selbe, was die Arbeiterorganisationen
thun, die dem Haufen befehlen, nur von Denen zu kaufen, die sich
der heiligen Sache des Sozialismus nie feindsälig zeigten. Nur
unter unserem Himmel macht der mächtige Fiskus mit fogemüth-
vollerDummheit seine Geschäfte. (DieRede,in derFreiherrZorn
von Bulach, der Staatssekretär, sein Handeln zu vertheidigen
suchte, ist das kaum noch übertreffliche Muster täppischen Fehl-
griffes inTon undTakt.) Die Grafenstadener bestreiten die Stich-
haltigkeit der Verdachtsgründe, sträuben sich, den Direktor zu ent-'
lassen, den die löbliche Regirung selbst vor sechs Monaten erst in
die Prüfungskommission der straßburger Technischen Hochschule
berufen, also höchsten Vertrauens gewürdigt hat: und verlieren,
„bis aufWeiteres", die berliner Aufträge. Empörung im Kaiser-
land. Freude in Frankreich, wo Barres, Maurras, Daudet und
Genossen sich still eifernd rüsten, aus den Bezirken der Republik
den Boykot tirten Ersatz zu schaffen. DieMtien dergrafenstadener
Gesellschaft steigen und ihr Geschäftsbericht meldet, daß dieFülle
französischerAufträge sie zur Erweiterung ihrer Lokomotivenfabrik
in Beifortzwinge. AmsiebentenMaitagwirdinderZweitenKam-
mer fünf Stunden lang über die Sache geredet. Nicht eine Stimme
für dieRegirung; nicht eine gegen dieResolution: «Die Kammer
mißbilligt aufsSchärfste dasVerhalten derRegirung in derAn-
gelegenheit des Werkes Grafenstaden der ElsässtschenMaschinen-
baugesellschaft. Die Kammer fordert, daß die Regirung in Zu-
kunft dieelsaß-lothringischenInteresseninnachdrücklichstcrWeife
wahre und mit allen Mitteln darauf hinwirke, die durch ihrVer-
halten verursachte Schädigung der Elsässischen Maschinenbau-
gesellschaft wieder gutzumachen." Die Fraktion der Sozialdemo-
kraten fordert den Zusatz: «Die Kammer erwartet, daß die Re-
girung die Gesinnungschnüffelei, wie sie in diesem Fall zu Tage
trat, in Zukunft als unwürdig von sich weist." Und auch dieser
Teil des Mißtrauensvotums wird von Stimmen aller Parteien
empfohlen und mit großer Mehrheit angenommen. Ein beschä-
mendes Schauspiel; das den pariser Patrioten die Verlundung,
der frohen Botschaft erlaubt: «Der Drometcnruf zur Wahrung

deutscher Ehre hat im straßburger Volkshaus nicht einen Mann auf die Beine gebracht." Acht Tage danach ist der Kaiser in der wunderschönen Stadt. Fragt den Präsidenten Dr. Ricklin, ob die ZweiteKammer imnächstcnIahre besser arbeiten werde; undhört die Antwort: «Dafür kann ich nicht bürgen." Spricht dann zu demBürgermeister von Straßburg: «Wenns hier so weiter geht, chlage ich Ihre Verfassung in Scherben. Bis jetzt kennenSie mich nur von der freundlichen Seite. Sie werden mich vielleicht aber bald auch von einer anderen Seite kennen lernen. Bessert sichs hier nicht, so wird Elsaß-Lothringen preußisch." Im Kwtin stehts. Schrilles Gekreisch: „Unmöglich! Böswillige Boulcvarder-findung. Das kann er nicht gesagt haben." (Keiner zweifelt; die Kritiksoll nur unters Konditionaldach geborgen werden.) „Kann, erstens, nicht den Irrglauben nähren, Preußen sei ein Biribi, in das nur die zuBestrafenden abrücken müssen. Die Eingliederung in denLeibdes stärksten, analtemRuhm und neuerLeistung reichsten Bundesstaates muß mindestens doch den Werth einer Bürgerkrone behalten, die nur von des Würdigsten Haupt blinken darf. Er kann,zweitens, die pares aufDeutschlandsThronen nicht dadurch verstimmt haben, daß er that, als dürfe er, wanns ihm beliebt, Elsaß-Lothringen in die schwarzweiße Tasche stecken. Und hat sicher auch das Milwirkungrecht des Reichstages nicht ver gössen. Unmöglich. Frechster Pariserschwin del." Als der straßbur gerBürgermeister bestätigt hatte, daß ungefähr so, wie aus Paris berichtet worden war, Wilhelm zu ihm gesprochen habe, verkroch sich der Tadel von den sichtbarsten Stellen. Und nach einer langwierigen Scheltrede des Herrn Scheidemann, an deren violence ä troiä nicht einmal die Genossenschaar sich zu freuen vermochte, wagtensichentschüchterteLoberinsLicht. „Mußte derKaiser nicht unmnthig sein? Hat er denn nicht das Recht, seinem deutschen Zorn, seiner landesherrlichen Bctrübniß Luft zu machen? Wirkt die muthigeRückhaltlosigkeit solcher Rede nicht erfrischend ?" Und so weiter. („.Nachbarin! Euer Fläschchen!") Was aber wird der Kanzler sagen?. Auf allen Lippen brannte die Frage. Herr von Bethmann war während der Kaiserkrisis der emsigste Gehilfe des FürstenBülow und hat damals dieVcrhandlungenmitderKonservativen Partei geführt, deren Vorstand am fünftenNovember 1908 öffentlich sprach: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeuherungen SeinerMajestät des Kaisers, gewiß stets von edlen Motiven aus-^,

gehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zumTheil durch miß-
verständlicheAuslegnng, unsere Auswärtige Politik in schwierige
Lagen zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das
kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die ihm nicht
zuträglich sind, zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das
> Deutsche Reich und Volk vor Verwickelungen und Nachtheilen
zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches
verbunden, daß in solchenAeußerungen künftig eine gröszerc Zu-
rückhaltung beobachtet werde." Wie dünnes Spinnengewebe nur
umkleideten die Kurialien und Klauseln die ernsteste Rüge. Die
Erklärung hatte den dumpfen Ton einer Totenglocke, die einen
ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstalt geleitet. Ein König von
Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemalszu«größrerZurück-
haltung" gemahnt werden. DerwüßtcbcsseralsjederAndere,was
ihm zicmt, was dem Laude frommt. Herr von Bethmann hatte,
alsvonBülow ins höchsteAmt empfohlener Kanzler, die köuigs-
berger Rede (vom Instrument des Herrn) ohne den winzigsten
Vorbehalt verteidigt. Würde sich nun erweisen, daß er seineAuf-
gabe in derWiederherstellungdesZustandes sieht, der vom April
1890 bis in den November 1908 die Formen und das Schicksal
deutschen Nationallebens bestimmte? Aller Augen warten auf
ihn. Da sitzt er. Rennt aber aus dem Saal, als der Abgeordnete
Scheidemanngerufen hat, diestraßburgerDrohung zeige, daß der
Kaiser selbst die Einverleibung in Preußen für eine entrechtende
Strafe halte. Im Ernst: er rennt weg und winkt die ganze Wach-
mannschaft des Bundesrathes zu sich auf die Retirade. (Num-
mer 249 des Berliner Lokalanzeigers kündet, ein unvergeßliches
Monument von unserer Zeiten Würde, in setten Lettern: „ Sozial-
demokratische Angriffe auf den Kaiser. Die Regirung verläßt den
Saal.") Weil HerrScheidemann nicht oft genugzurOrdnung ge-
rufen worden war? Viel zuoft. Daß er einen Parteiführer Petro-
lcur undPreußen das deutsche Sibirien nennt, stört dieOrdnung
des Hohen Hauses nicht imAllergeringsten. IstAbsicht und Sinn
solches Tadels,ist auch dasBewußtsein, daß seinWerth an derSel-
tenheit hängt,aufallenEstradenvölligverschwitzt? Erwartenicht,
Kanzler, von dem dreimal glühenden Licht der Präsidialgewalt
das Heil Deiner Sache. Widersprich selbst dem lästigen Redner.
Entschleiere ihn alseinenStrohdrescherundWinkelbellerunder-
brücke,<jerquetsche ihn mit der Wucht Deiner hart gehämmerten,

Die Zukunft,
wetterfest genieteten Gründe. Er kehrt, mit den von den Häuptern maioruru et minorum gentium Bevollmächtigten, zurück. Nachdem Herr Kaempf, Volksmann und Adorant der Waldeck und Virchow, die „schwereVerletzungPrcußens" durch denRuf zurOrdnung gerächt und dreierNcdnerNase sich mit pompöserBlähung von dem scheidemännischen Kohl abgewandt hai. Ietzt muß es krachen. Konflikt. Reichstagsauflösung. Gewitter. Ringsum stockt derAthem. „Ein Mann, der von seinem Vaterland so spricht,wic es hier geschehen ist, verurtheilt sich selbst." Dann das vor der Sitzung eingetrichterte Sprüchlein. Landregen tröpfelt, wo, von Amtes wegen, der Donner einschlagen mühte. Der Kaiser? Hat nur, im Kreis geladener Gäste, begreiflichem Unmuth Ausdruck gegeben. Daß dieser Ausdruck in die Öffentlichkeit kam, ist peinlich. (Abermals: im Ernst.) Doch so schlimm, wie sichs anhörte wars nicht gemeint. So vertheidigt der Kanzler den Kaiser.
Ist dieseVertheidigung nicht gefährlicher als irgendeinAngriff? Siezeigt,nichtLandsleutennur,einenKaiser, dessenWortc verheimlicht werden müßten und dessen schmetternde Drohung nicht ernstgemeintwar. SiehtsolcherKaiser majestätischer aus als einer, der zum Aeußersten entschlossen ist? „Ein Vierteljahrhundert lang habe ichs mit nachgiebigerGüte versucht. Da in diesem Grenzland desReiches aber nicht Ruhe werden will, da derUebermuth sich von Iahr zu Iahr frecher geberdct und die Fremdbrüderlichkeit nun alle Schamschleicr abwirft, heischt dieReichsnothwehr die Wahl kräftig durchgreifender Mittel. Von den mir zu ewigem Bund vereinten Fürsten werde ich das Recht erbitten, die Verfassung vom vorigen Iahr, die als unzeitgemäß erwiesen ist, aufzuheben und das Reichsland fürs Erste in die enge, kratzende, aber auch wärmende Preußenjacke zu schnüren. ° So dürfte ein Kaiser sprechen, dessenWortThat werden soll. Wer das Gefäß einer Rechtsordnung in Scherben schlägt, setzt denRuf seiner politischen Voraussicht, vielleicht gar seinen Kopf aufs ernste Spiel (wieWilhelm von Preußen 1862 zu thunglaubte); dochkeinMündigerwirdsotapferemWagnißdieAchtung versagen. Ein gekrönter Genüßling hat nie, in unseren Tagen, so hoch hinauf gelangt; träumt auch nicht von Unsterblichkeit, die mit jähem Leibcstod erkauft werden müßte. Das Wort Wilhelms des Zweiten war nur zu retten, wenn mans so höllisch ernst nahm, so himmlisch zornig, Hoie es dem ersten Horchen geklungen hatte. Dem Kanzler ließ es

Scherben.
2^5
zweiMöglichkeiten.Erkonntesagen: «Ich gehe.Muß gehen. Denn diesesWorttrifftmichundmeinWerk,dieVerfassungreform,härter als den straßburgerLandtag.Ist der Zustand so unerträglich geworden,daßnurpreußischeFürsorgeerziehungnochHilfeverheißt,dann bin ich daran mitschuldig. Mir scheint er erträglich; das Uebel ohne Regimeänderung heilbar. Das Wort des Kaisers stempelt mich aberzu einem Kurzsichtigen, der die Wirkung seines Handelns verkannt hat. Deshalb scheide ich aus demAmt, das ohne zulängliche Autorität und ohneUebereinstimmung mitdemReichshauptnicht mit Nutzen zu verwalten ist/ Oder er konnte rasch und leise die Träger fürstlichenWillens zusammentrommeln, ihr Gemeinschaftempsinden streicheln, ihre Partikularsorge schwichtigen und, nach erschmeicheltem oder ertrotztem Einverständnis sprechen: «Ich bleibe. Was der Kaiser angekündet hat, wird geschehen, wenn der letzte Versuch zur Friedensstiftung, der vom vorigenIahr, sich als so nutzlos erweist, wie er bis heute war. Dann wird zwar (darüber brauchte derKaiser, braucht derKanzler keinWortzu verlieren)das Votum des Reichstages gefordertwerden, auch an einem weigernden abcrderPlan nicht zerschellen,von dessenNothwendigkeitalle Fürsten, alle verantwortlichen Minister imReich überzeugt sind. Dann werden wir nicht rasten, bis auf demGlacis unsererWestfcstung jedes glimmende Fünkchen zertreten, diesseits und jenseits von unserer Grenze jede Hoffnung auf mähliche Entdeutschung des Reichslandes erdrosselt ist." Zwei Möglichkeiten. Herr von Bethmann tastet, mit unsicherem Blick, nach einer dritten. Privatgespräch im Kreis geladener Gäste. Peinlich, daß solche Worte weitergetragen werden. So bitter ernst waren sie gar nicht gemeint. Entspannung. Der elsässische Abgeordnete Hauß scherzt: «Wir leben in einem Weinland und sind schon deshalb nicht geneigt, Tischgespräche tragisch zu nehmen." Und das Hohe Haus lacht. Das Hohe Haus fühlt wieder: «Dieser Kanzler istFleisch vonunrem Fleisch. Scheint auch dem Schwächsten nie überlegen, fristet von einer'knappen Mehrheit Gnade dankbar sein armes Leben und wird uns, auch wenn er Kiel und Wilhelmshöhe überdauert, ., nicht durch Schöpfervermögen und Willenskraft je beschämen/ Anders könnte der Vertheidigte die Leistung wägen. «Gut gemeint, lieber Bethmann. Aber auf Ihrem Bild bin ich wieder der noch mit grauemHaar ‚Impulsive', der sich, trotz aller Warnung, den Mund verbrannt und mehr geredet h«t. als er durste

und wollte. Dessen Wuthausbruch nicht übers Freundschaftkämmerchen hinausklingen sollte. Danke für Backobst und ähnliche Südfrucht. Diesmal wars am Ende nicht nöthig, auf mildernde Umstände zu plaidiren. Wenn ich in Straßburg dem Bürgermeister ankünde,daß die Fortdauer des Stimmungzustandes von heute die Rückkehr zurDiktatur und die Verhängung preußischer Vormundschaft erzwingen werde, ists, trotz Braten und Eisspeise, kein Privatgespräch. Warum ich nicht offen gesagt habe, ich sei falsch informirt, über die Nöthwendigkeit und Nützlichkeit Ihres ‚Reformwerkes' getäuscht worden, können Sie sich ungefähr denken. Mißzuverstehen waren meineWorte nicht. Eine Verfassung, von deren Scherben ich, wie vom nächsten Kaisermanöver, rede, kannmirnicht innigans Herz gewachsen sein. Siemöchten nicht zugeben, daßIhrBeglückungprogramm schief gewickeltwar. Schön. Aber muß ich deshalb wieder Schwarzer Peter werden? Damit Sie fein herauskommen? Sie hoffen heute auf den ollen Kaempf und morgen aufs deutsche Volk.Das wird mich wohl nicht, wieHcrr Ledebour wollte, mit meinenTöppen inKadinen oder mit meiner Buddelwaare insAchilleion einsperren. Aber auch keineRiesen-Meinung von mir haben, wenn es von meinem Kanzler gehört hat, daß ich den Elsässern und Lothringern nur ein Bischen Angst in die Waden spritzen wollte. Und ob es, wie Sie sich rühmen, ‚in seiner überwiegenden Mehrheit' hinterIhnen steht?Zu denhundertzehn Rothen hatten wirs vor Ihrer Zeit noch nicht gebracht. Freilich: der Stamm war im vorigen Mai der festeste Ambos in Ihrer Glücksschmiede. Die Leute,dachten Sie, haben wirjetztsicher. Umgestimmt. National und fast schon loyal. Gesegnete Mahlzeit!"

Am neunten Mai ist der sozialdemokratische Abgeordnete Borchardt, weil er sich der Weisung des Präsidenten, die ihn, von Rechtes wegen, für den Rest der Sitzung vom Plenum ausschloß, nicht fügen wollte, von Schutzleuten aus dem Saal des Abgeordnetenhausesgeschlepptworden.InvielenBriefen wurde ich gebeten, über diesen häßlichen Vorgang meineMeinung auszudrücken. Ichkannnurwiederholen, was ich sagte, als dieZweite Kammer des PreußischcnLandtages entschlossen schien, ihreGcschäftsordnungzu ändern. Was damals hier vorausgesagt ward, ist jetzt, nur den Röihesten zur Freude, Ereigniß. Höxt! Hört! Parlamentspolizei.

Scherben.
29?
»In England kann der Abgeordnete zur Ordnung gerufen und nach schlimmerem Vergehen mit Verweis, Karzer, Ausstoßung bestraft werden. Nur selten ists im neunzehnten Iahrhundert dazu gekommen,' der Präsident (Speaker heißt er, weil er im Namen des Unterhauses zu demMonarchen spricht) hat selbst Redner, diesichzuderbenBeleidigungenhinreißenließen,meistnurzur Ordnung gerufeu. UnddieVölkshäuserdesFestlandes habensich immer bemüht, der ‚Mutter der Parlamente' in kindlicherPietät nachzueifern. Fast überall wurde die Redefreiheit nach Gewissen und Pflicht gewahrt und, auch wo es Parlamentswachen gab, so lange w!e irgend möglich vermieden, gegenungeberdige Abgeordneten Gewalt anzuwenden. Wenn die Menagerie desPalaisBourbon gar zu laut lärmt, setzt derPräsident den Cylinderhutauf und schließtdieSitzung; dasGelösmüßte dieAUtagsgeräuscheumein Beträchtliches überschrillen, ehe er diePolizeimannschaft zuHilfe riefe. Im wienerReichsrath war das PräsidiummitKörperverletzung bedroht, der polnische Präsident Abrahamowicz ‚armenischer Ziegenschänder' (das amtliche Stenogramm verzeichnet noch roheren Zwischenruf) geschimpft worden, als, am sechsundzwanzigsten November 1897, von dem durch die Lex Falkenhayn verbürgten Recht, zweimalzur Ordnung gcrufeneAbgeordnetenachdemdrittenVergeheugewaltsamausdemHauszuentfcrnen,Gebi'auch gemacht wurde. Dennoch hat das widrige Schauspiel, das der Einmarsch derSchutzleute unddie Hiuausschleppung dervomVolkErwähltenbot,sostarknachgewirkt,daß esniewiederholtwurde. Der Reichsrath hat seitdemStürme und Schmähspektakel aller Arten erlebt, in seinem Saal sind Ministerpräsidenten Lügner, Fälscher, Schurken, Mörder gescholten worden: Keiner hatje wieder daran gedacht, die Anwendung vonGewalt gegen Abgeordnete zu empfehlen. Ich sah den seinen, schmächtigen Herrn von Koerber im Getümmel; mindestens zwanzigmal warf eindichtvorihmstehenderAbgeordneter ihm dasWort,MörderZ' ins blasseGesicht. Er schiens nicht zu hören; sprach ruhig weiter, hob die Stimme kaum und strich mit lMgerHand manchmal einStäubchen von seinem braunen Gehrock. Falkenhayns Weg will Keiner gehen.
In Preußen will mans. Im Einvernehmen mit einem an, deren Falkenhayn, der nicht Graf und Minister a. D., sondern uur GeheimerRath im Ministerium desInnern ist, hat die Kommission des PreußischenAbgeordnetenhausesbeschlossen, die Ge-

schäftsordnung so zuändern, daßgegenunmanierlicheundwiderpänstige Abgeordnete Polizeihilfe requirirt und ihnen draußen wegen Hausfriedensbruches nndWiderstandes gegen oieStaatsgcwalt(§§113,114,123StGB) derProzeß gemacht werdenkann. Die Paragraphen 64 und 65 der Geschäftsordnung bestimmen: Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es von dem Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen. Das Mitglied ist berechtigt, dagegen schriftlich Einspruch zu thun, woraufdasHaus, jedoch erst indernächstfolgenden Sitzung, ohne Diskussion entscheidet, ob der Ordnungruf gerechtfertigt ist.Wenn in der Versammlung störende Rnruhc entsteht, so kann der Präsioent die Sitzung aufbestimmte Zeit aussetzenoderganzaufheben. Kann sich der Präsident kein Gehör verschaffen, so bedeckt er sein Haupt und ist hierdurch die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen/ DieseVorschriftgiebtdemPräsidentengeringereDisziplinarinittel als die (im letzten Iahrzehnt geänderten) Paragraphen der für den Neichstag geltenden Geschäftsordnung. Da heißt es: ‚Im Fall gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden. Leistet es (im Text steht natürlich: .dasselbe') derAufforderung des Präsidenten zum Verlassen des Saales keine Fo'ge, so hat derPräsidentinGemäßheildesParagraphen61dieserGeschäftsordnungzu verfahren.'(DieSitzung auszusetzen, aufzuheben oder, wenn er sich nicht Gehör verschaffen kann, durch Bedeckung des Kopfes au5 eine Stunde zu unterbrechen,) ‚Wenn während der Dauer der Ausschließung in anderen als Geschäftsordnungfragen eineAbstimmung erfolgt ist, bei welcher die Stimme des ausgeschlossenen Mitgliedes den Ausschlag hätte geben können, so muß die Abstimmung in der nächsten Sitzung wiederholt werden/ Diese Kau» tclvorschriftsollindieGeschäftsordnungdesAbgeordnetenhauses übernommen, zugleich aber dem Präsidenten das Necht gegeben werden, Abgeordnete, diegroberVerletzungderWürdeundOrdnung schuldig scheinen, von der Sitzung auszuschließen, dem Haus ihrenAusschluß von sechs (imFallwiederholterWürdeverletzung vonzwölf)Sitzungen zu empfehlen, ihnen auch dieZuhörertribünen zu sperren und seineAnordnungendurchBeamtederberliner Polizei ausführen zu lassen. Gegen die Behauptung, solche Geschäftsordnung sei mit Gesetz und Verfassung vereinbar, giebt es ke'nen stichhaltigen Einwand. Artikel 84 der Verfassungurkunde

Scherben.
299
für den preußischen Staat sagt: ‚Die Mitglieder beider Kammern können für ihre Abstimmungen in der Kammer niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb der Kammer auf dem Grund der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden/ DiesesVorrecht bleibtihnen.Unbestreitbar istdasRecht öerMehrheit zur Aenderung einer dem Bedürfnis nicht mehr genügendenGeschäflsordnung;unbestreitbardieThatsache,daßAbgeordnete, die, trotzdem ihre Ausweisung rite beschlossen worden ist, imHaus bleiben, rechtswidrig handeln, denFriedendesHauses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung oder GewaltWiderstand leisten, durch keinPrivileg den Rechts« folgen ihres Handelns entzogen sind. Unbestreitbar. Dennoch ist der Beschluß, den der Zorn den Geschäftsführern.des Abgeordnetenhauses eingab, so ziemlich der unklügste, den sie ersinnen konnten; und sie werden ihn, wenn ^wirklich in Kraft tritt, nach kurzer Geltungfrist sicher als eine schädliche Thorheit bereuen. Die sechsSozialdemokraten,die imLandtag sitzen,haben einen betrübenden Mangel an politischem Verstand und sozialem Anstand enthüllt; haben nicht bedacht, daß eine Gemeinschaft nur so lange möglich bleibt, wie alle Zugehörigen einander die äußeren Formen der Achtung gewähren. Statt der Wucht ihrer Beweismittel zu vertrauen und durch ihrBeispieldenZweiflern zu zeigen, daß eine wirksame Vertretung des Proletarieranspruches nicht die Wahl eines rüden Tones bedingt, sind sie in herausfordernder Schimpfrede und allerlei lautem Unfug heimisch und dadurch der an feinere Lebensart gewöhnten Mehrheit lästig geworden. Immerhin gehts in der Prinz-Albrecht-Straße noch glimpflicher zu als in den Kammern Frankreichs und Italiens,Belgiens und Hollands, Oesterreichs und Ungarns. In Westminster sogar, wo die guten Manieren höher als anderswo geschätzt werden,ist die^lachahmung vonHundegebell,Hahnengekräh und Katzengeheul.schon Ilängst nichts Seltenes mehr. Und hat Preußens Zweite Kammer etwa,bevorihreThürsichdenRöthestenaufthat,nie Schimpfrede oder grobe Beleidigung gehört? Bismarck konnte vom guten Ton seiner Feinde erzählen. Damals saß die Fortschrittspartei um die Quellen der Macht. Ietzt stehen vierhundert sittsame gegen sechs wilde Männer. Braucht solche Mehrheit Büttelarme? Was unter der neuen Geschäftsordnung geschehen wird, ist leichj zu ahnen. Ein Sozialdemokrat ist zweimal zur Ordnung ge-

rufenworden und schreit nun in deuSaal: ‚DieBrutalität Ihres Vorgehens beweist nur, wie erbärmlich schlecht die Sache ist, für dieIhr echt junkerlicherEigennutzsich einsetzt; aber derTag naht, wo Sie die süße Gewohnheit desVolksverrathes büßen müssen.' OderAergeres.DasHausstimmtdemVorschlag des Präsidenten zu, dem Abgeordneten für die nächsten vier Sitzungen die Anwesenheit im Saal und auf den Tribünen zu verbieten. ‚Ich fordere Sie, Herr Abgeordneter, auf, das Haus zu verlassen.' ‚Ich habe hier dieIntercssen meinerWähler zuwahren;darankönnen Ihre Verbote und Bannsprüche mich nicht hindern.' Der Präsident läßt ins Ministerium des Inneren oder ins Polizeipräsidium tclephoniren: ‚Schickt Schutzleute!' Die kommen; unter der Führung eines Offiziers oder Kommissars. Aufder Straße schaart sichs zu dichten Haufen. DerBedrohte klammert sich an seinPult,an jeden seiner Hand erreichbaren Stuhl oder Tisch; und wehrt sich mit Fäusten und Füßen so hitzig, daß die Polizeibeamten ihn auf ihren Armen hinaustragen müssen. Oder er hat, als die Schutzleute in Sicht kamen, denSaal verlassen und denSpeiseraum,dasBadezimmer, die Hörertribüne, das Kloset aufgesucht. Wird entdeckt, hetztdieWachmannschaftlistigdurchalleRäume,überalleTreppen des Hauses und wird schließlich im Angesicht der versammelten Menge gepackt und abgeführt. Oder hält sich verborgen, bis die Polizei abmarschirt ist,und kommt dann gemächlich wieder an die Saalthür. Sollen die Diener sich ihm entgegenstemmen? Die Schutzleute zurückgerufen werden? Mindestens einen Genossen wird die Wuth der Parteinahme in strafbare Rufe oder Gesten verleiten; vielleicht gar alle sechs. Neuer Vorschlag des Präsidenten; neuer Beschluß des Hauses; neue Requisition. Brennmaterial für einenWintermonat. ‚So behandelt derfrecheUcbermuth ostelbischer Iunker, denen die Pfaffen beider Bekenntnisse Hausknechtsdienst leisten, die von Eurem Vertrauen Erwählten, weil sie gewagt haben, dieser Sippe endlich einmal dieWahrheit zu sagen. Noch lauter als bisher muß unser Feldgeschrei tönen: Nieder mit den von der Schmach des Klassenwahlrechtes lebenden Schmarotzern! Niedermit dem schwarz-blauen Schnapsblock! Es lebe die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie!'

FünfzigVersammlungeninBerlin,fünfhundertinPreußen, fünfausendimReich. AlleFeindedesAdlerlandeswetzendieFänge; inenglischen, russischen,französischen Blätternwird dernaheAus-

Scherben. >^N
bruch einer deutschen Nevolution angetüildet. Dann soigeu die Hauptverhandlungen in Moabit. Der Hausfriedensbruch ist erwiesen; und der Widerstand gegen die Staatsgewalt? Dreißig Zeugen dafür, zehn dagegen. Wars denn nicht nur straflose Ucberschreitung derNolhwehr? Ist derThäternicht nurinBestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen? Langwierige (für den Parteibrochurenverlag bestimmte) Schlußvorträge der Vertheidiger und der Angeklagten. Urtheil: ‚Der Angeschuldigte hat Beamte durch Drohung und Gewalt zur Unterlassung einer rechtmäßigen Amtshandlung zu nöthigen versucht und sich aus einem zum öffentlichen Dienst bestimmten, geschlossenenNaum auf die Aufforderung des Berechtigten nicht entfernt; er hat endlich durch die thatsächlich festgestellten Nufe.blaue Vatentknüppel' und .Bluthunde' Beamte während der Ausübung ihresBerufes gröblich beleidigt (§§ 114, 123, 185 StGB). Da es sich nicht um eine Vertheidigung gegen rechtswidrigen Angriff handelte, konnte von Nothwehr nicht die Nede fein. Unter Zubilligung mildernder‚Umstände ist auf eine Gesammtstrafe von fünf Monaten Gefängniß erkannt worden/ DerAbgeordnete wurde .beiAusübung der mit Strafe bedrohten That ergriffen': kann also, nach Artikel 84 der Verfassung, auch ohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. Während der Tagung des Abgeordnetenhauses? Dann bleibt ein Wahlkreis, trotzdem das von ihm vergebene Mandat weitergilt (und dem Empfänger nicht entzogen werden kann), ohne Vertretung. Neuer Zündstoff. Das Alles scheint Herrn von Heydebrand und Herrn Porsch zur Bändigung der sechs Sünder unentbehrlich. ‚Der HerrAbgeordnete hat, trotz meiner eindringlich wiederholten Warnung, Personen und Fraktionen abermals in einer Weise angegriffen, die mit der scit Jahrzehnten in diesem Haus herrschendenSitteunvereinbar ist, uud dadurch bewiesen, daßihm die zur Ausübung öffentlicher Aemter nöthige Selbstzucht fehlt. Ich habe weder den Wunsch noch die Macht, die Lücken seiner Erziehung auszufüllen; aberauchnichtdieMöglichkeit.untersolchen Umständen denruhigenVerlauf unserer Berathungen zu verbürgen. Wenn auf einer Seite dieses Hauses immer wieder versucht wird, durch kränkende Nede und Beschuldigung den Gegner zu unbedachtem Wort zu reizen, sind wir stets von der Gefahr einer Explosionbedroht.Um sie zuvermeiden und denjetzt Erregten Zeit

zurBeruhigung zu lassen,schließe ich dieSitzung und schlagevor^
morgen die Verhandlung da aufzunehmen, wo sie heute unter-
brochen wurde. In jedem ähnlichen Fall werde ich eben so han-
dein; unsere Landsleute mögen dann erwägen, ob die kostspielige
Störung des äußeren Anstandes statthaft und zur Wahrung ir-
gendwelcher berechtigten Interessen nothwendig ist.' Wäre solche
Präsidentenrede nichtwirksamer als das stärkste Polizeiaufgebot?
Durch so würdige Rüge der Missethäter nicht empfindlicher ge-
straft als durch Püffe, Hinauswurf, Gerichtsurtheil? Vor dem
Auge derVolksgenossen nicht, ohneMartyrkrone,insUnrecht ge-
setzt? Und wärs nicht eine Schande fürPreußensLandtag,wenn
er gegen einHalbdutzendParteipistolsMaßregelnbrauchte, ohne
die der Reichstag, als er fast sieben Dutzend Sozialdemokraten
herbergte, bequem ausgekommen ist? Wer mit den Sechsen nicht
mühelos fertig wird, ist zum Präsidentengeschäft verdorben.
Der Präsident soll noch im Wirbelsturm ruhig bleiben; sich
nie als Parteivertreter fühlen, nievomIngrimm berathen lassen.
Er thront nicht als Schulmeister und Bakelschwinger auf seinem
hohen Sitz und soll die Abgeordneten behandeln wie erwachsene
Männer, denen, auch wenn Leidenschaft ein kräfiigcs Wort aus
dicLippe trieb, derVerständigeUnterbrcchungundkleinlicheMä-
kclei erspart. Daß ein Abgeordneter nicht sagen dürse, der König
mißtraue dem Volk, nicht, ein Minister habe sich eine Blamage
zugezogen, meinen nur Schranzen. Die Wahrung der Redefreiheit
ist immer diewichtigstePflichtdesPräsidenten; Wahrung bis an
die äußerste Grenze des Erträglichen. Er ist wederAusseher noch
Lehrer des gutenTones und soll nurDen, der wirklich dieHaus-
ordnung gestört hat, zur Ordnung zurückrufen. Dieser Ruf darf
nichtdurchunnöthigeWiederholungentwerthetwerden.AlleHörcr
müssen ihn, ohne parteiliches Vorurtheil, als gerecht empfinden,
alle davon Getroffenen sich auf einer Schwachheit ertappt fühlen.
Parlamentsbüttel sind (wieDirnenkasernen) nur da erträglich, wo
die Iahre der Einrichtung den Schein der Ehrwürde geliehen ha-
ben; sind unerträglich,wenn sie heuteodermorgeninFunktionge-
setzt werden. Muß Preußen muthwillig neuen Groll werben?"
Nun ists geschehen. Die moabiter Etape liegt noch vor uns.
Doch die bleicheLippedesmitGebieterrechtHandelnden und das
Schaudern der Korona hat für den Willen zur Umkehr gezeugt.

Kaiserhof-Passage.
Kaiserhof-Passage.
erlin wird oft mit Chicago, der Metropole der amerikanischen Fleischpacker, verglichen; aber die deutsche verhält sich zu der amerikanischen Stadt wie die Erinnerung an Memphis zu der Neuschöpfung dieses Namens im Staate Tennessee. Die Art der Lebensbedingungen Berlins spiegelt sich in der Kultur der Hotels und Vergnügungstätten. Das Format dieser Unternehmungen wird immer größer; und daß wir noch keinen Hoteltrust haben, ward nicht durch Muthlosigkeit verschuldet. Herr Adolph C. Eberbach, der einst die neue Hotelepoche einleiten wollte, war als Bringer des Heils begrüßt worden. Von der Begeisterung blieb nur die Sanirung des Kaiserhofes. Dieses erste Luxushotel aus der Aera des neuen Reiches war vom Glück nicht so begünstigt wie das Reich selbst. Nur viermal wurden mehr als ö Prozent vertheilt; und seit 1S07 sind die Aktien ertraglos geblieben. Damals sollte der Hoteltrust geschaffen werden. Das aus dem hamburger Boden wachsende Hotel Atlantic wurde angekauft und, wie sich später herausstellte, um 2 Millionen Mark überzahlt. Dieses Geschäft und die Aufwendungen für Neubauten brachten die Berliner Hoielgesellschaft (Kaiserhof) in eine unbequeme Lage. Die Folge war eine Sanirung, die sich aber als unzureichend erwies. Auf die Stammaktien wurden 40 Prozent zugezahlt; eine fünfprozentige Obligationenanleihe von 3 und ein Vorschuß von 2 Millionen, der auf das Hotel Atlantic eingetragen worden ist, wurden aufgenommen. Da aber die Vuchwerthe der dem Hotelunternehmen gehörenden Objekte auch nach der Rekonstruktion noch zu hoch waren und die Bankschuld sich nicht verringerte, blieb die Bewegungfreiheit und die Dividendenchance gehemmt. Nach der Zuzahlung gab es 5140000 Mark Vorzug- und 860000 Mark Stammaktien. Bei wichtigen Beschlüssen, die eine Dreiviertelmehrheit erfordern, sind also die an Kapital überlegenen Vorzugaktionäre von der Minderheit abhängig. Da getrennt abgestimmt wird, genügt die Gegnerschaft von 216000 Mark, um jede Entscheidung zu hemmen. Dieser Zustand ist als ein böses Uebel empfunden, die Gleichstellung der Aktien zunächst aber nicht erreicht worden. Wer 40 Prozent zugezahlt hat, einen Anspruch auf 24 Prozent Dividende besitzt (die Vorzugaktien sind mit 6 Prozent Dividende ausgestattet und haben das Recht auf Nachzahlung seit 1908) und bei der Liquidation 140 Prozent fordern darf, war natürlich nicht geneigt, einer Aktionärgruppe, die sich keinerlei Vorrecht erworben hat, den Uebergang in eine privilegirte Stellung zu erleichtern. So kams, daß der eine Theil zu viel forderte, der andere zu wenig bot. Die Stammaktien haben eine amtliche Börsennotiz, die Prioritäten noch nicht. Dieser Unterschied wuide manchmal so lästig, daß es hieß, die Verwaltung werde die Löschung der Kursnotiz für die Stammaktien beantragen. Da ihr die Macht zu solchem Eingriff fehlt, war das Gerücht nur das Echo eines Schreckschusses. In den letzten beiden Iahren hat die Berliner Hotel-

gesellschaft leidlich gearbeitet. Die Unterbilanz ist beseitigt und für 1911 wäre eine Dividende gezahlt worden, wenn man sich nicht zu ungewöhnlich hohen Abschreibungen entschlossen hätte.
Weils wieder keine Dividende gab, fand ein neuer Finanzplan der Kaiserhofgesellschaft nicht die Nesonanz, die erhofft worden war. Die Hotelgesellschaft soll mit einem Schlag aus der Abhängigkeit von "Gläubigern und Bankschulden befreit und auf den Dividendenweg gebracht werdeu. Der Plan ist nicht ganz einfach. Er fordert die Vereinheitlichung der Aktien, also gerade die Maßregel, die sich bisher nicht anwenden ließ. Ist das Aktienkapital einheitlich, so soll es von 8 auf 3,60 Millionen zusammengelegt werden. Dann wird eine Fusion möglich. Der Aktienbauverein „Passage", in dessen Aufsichtrath Generalkonsul Eugen Landau und Direktor Martin Goldschmidt vom Kaiserhof sitzen, hat sich bereit erklärt, Kaiserhofattien gegen eigene Stücke umzutauschen und so eine Verbindung zwischen den beiden alten berliner Gesellschaften herzustellen. Der Passageverein will die schwebende Schuld der Kaiserhofgesellschaft, die 3 Millionen beträgt, übernehmen und stiller Gesellschafter beim Kaiserhof werden. Für seine Einlage bekommt er 5 Prozent Zinsen und den Neingewinn, der sich nach der Auszahlung einer Dividende von Ä Prozent ergiebt. Die.se Dividendenbegrenzung trifft nur die Kaiserhofaktionäre, die ihre Papiere nicht in Passageaktien umtauschen. Durch die Zusammenlegung des Stammkapitals wird ein Buchgewinn von 2,W Millionen frei, der zu Abschreibungen von dem Besitz der Hotelgesellschaft (Kaiserhof, Hotel Atlantic in Hamburg, Hotel Valtic in Verlin, Hillmanns Hotel in Bremen, das bis 1918 verpachtet ist) dienen soll.
Der Passageverein hat unter der Leitung Leopolds Friedmann gut gewirthschaftet und sich in seinem Grundbesitz eine stil/) "Reserve geschaffen, um die er von mancher Gesellschaft beneidet wird. Der Wertzuwachs im Bereich der Passagegrundstücke ist so ungeheuer, daß der Tag reicher Ernte nicht fern sein kann. Der Plan einer Verbündung mit dem Kaiserhof dämmerte wohl schon im Februar, als Eugen Landau dem Aufsichtrath des Passagevereins zugewählt wurde. Anders stehts um den Kuiserhof. Da sind Schulden zu tilgen; und feierlich wurde erklärt, den Aktionären werde eine Dividende erst sicher sein, wenn die Kontokorrentverpflichtungen abgetragen sind. Durch feste Fundirung der schwebenden Verbindlichkeiten aber würden die Gewinne, die bisher zur Schuldentilgung und zu Abschreibungen dienten, zur Nente werden. Und an die Stelle der nicht börsenfähigen Vorzugaktien des Kaiserhofs tritt ein an der Börse notirtes Papier.
Natürlich waren nicht alleAktionäre mit denVorschlägen derVerwaltung zufrieden. Manche Passageaktionäre fragten: „Warum sollen wir die sichere Nente, die unser Vesitz bringt, mit dem Nisiko einer ungewissen Zukunft belasten?" Wenn der Vorstand des Kaiserhofes die Aoth seiner Gesellschaft betont, werden die Passageaktionäre erst recht mißtrauisch; und doch mußte er seinenAktionären das Geschäft als noth-

wendig erweisen, damit sie ihren Widerstand gegen die Unifizirung der Aktien aufgaben. Ohne die Erfüllung dieser Bedingung war die Transaktion nicht durchführbar. Erklärte die Kaiserhofverwaltung: „Wir müssen einen Weg aus unseren Schulden finden, da uns die Kredite gekündigt sind", so setzte sie sich in Widerspruch zu den Daten des letzten Iahresberichtes, der die Möglichkeit einer Dividendenzahlung zugiebt. Das Disagio aus der 1911 aufgenommenen Anleihe von 6 Millionen wird mit rund 306000 Mark voll abgeschrieben. Hätte man sich mit der Tilgung eines Theiles begnügt, so wäre eine Dividende möglich geworden. Nun regte sich der Verdacht, daß mit Absicht so streng bilanzirt wurde, um die Dringlichkeit einer neuen Sanirung zu zeigen. Die Verwaltung erinnerte an die Thatsache, daß im Gewinn von 1911 ein Betrag von 127000 Mark steckt, der aus Prozeßvergleichen stammt, also nur als Zufallsertrag bewerthet werden darf. Die Aktionäre mußten zugreifen, da sie nicht auf günstigere Offerten hinweisen konnten. Der Besitzer einer berliner Weinschänke wollte das Hotelgrundstück des Kaiserhofs kaufen und sich zu einer Anzahlung von 3 Millionen verpflichten. Doch ists klug, das Stammhaus aus dem Concern zu entfernen? Ohne den Kaiserhof würde der Betrieb der Gesellschaft noch die Hotels Atlantic, Baltic und Hillmann umfassen, die mit 13V2 Millionen zu Buch stehen. Nach dem Plan der Verwaltung sollen 2,40 Millionen auf die Werths der Gesellschaft abgeschrieben werden. Diese Aufbesserung des Buchwerthes wäre nach dem Verkauf des Kaiserhofgrundstückes nicht möglich; und von der schwebenden Schuld bliebe, nach der Tilgung von 2 Millionen durch die Barzahlung, noch immer 1 Million übrig. Wenn die Kaiserhofaktionäre Passageaktien nehmen, so bekommen sie für 6000 Mark ihrer Stücke 3600 Mark neuer Valeurs. Die Vorzugaktien des Kaiserhofs wurden einst zu 115 Prozent gekauft; nach der Bekanntmachung des neuen Planes sank ihr Preis auf 85 Prozent. Dieser Kurs stand natürlich unter dem Einfluß der Sanirung und wurde deshalb für zu niedrig gehalten. Läßt man ihn aber gelten, so würden 5100 Mark Kaiserhofaktien mit 5500 Mark Passageaktien bezahlt. Ausgeglichen wird der Vorfprung durch das Opfer der Dividenden aus den letzten vier Iahren, die nachgezahlt werden müßten, und durch den Verzicht auf einen Liquidationkurs von 140 Prozent. Zukunftdividenden? Der Vorsichtige darf höchstens mit den 4 Prozent rechnen, die der Vorstand verheißt. Von solchen Geschäften hören die Aktionäre fast immer erst, wenn die Annahme der Vorschläge gesichert ist. Im Passageverein war für die Mehrheit wohl schon gesorgt; bis zu welcher Grenze die Gesellschaft ihr Aktienkapital später erhöhen muß, läßt sich noch nicht sagen. Gingen alle Kaiserhofaktien auf die Passage über, so hätten die Passageaktionäre mindestens eine Verdoppelung des alten Grundkapitals zu erwarten. Zu einem Krieg ists nicht gekommen. Die Generalversammlungen beider Gesellschaften nahmen, nach langer Debatte, die Vorschläge an. In beiden Fällen gab es eine nicht ganz unbeträcht-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_313.html[18.07.2014 17:53:25]

liche Gegnerschaft; und gegen den Beschluß des Passagttereins wurde in feierlicher Form protestirt.

(Schade ist, daß in diesen Generalversammlungen die Aesthetik nicht zum Wort kommen konnte. Seufzend haben die paar guten Berliner sich mit der leidigen Thatsache abgefunden, daß die ehrwürdig schöne Straße Unter den Linden ins bunteste Geschäftsgewirr hineingezerrt worden ist. Müssen sie aber ihr Leben lang sich an dem Gräuelbild dieser Passage ärgern? Wachsfiguren, billige Bazarwaare, Similischmuck aller Sorten, Plakate schlimmsten Schreistils; und ein Passantengedräng, an dem sich auch das unverwöhnte Auge nicht für fünf Minuten trösten kann. Dazu allerlei üble Musik und ein Kaffeehaus, in das niemals das Behagen einkehrte. Mit Grausen wendet sich der Gast; und erzählt dann zu Haus, wie häßlich es im „feinsten" Theil der Reichshauptstadt aussieht. Am Alexanderplatz oder in der Gegend der Weidendammerbrücke ließe man sichs gefallen. Zwischen den Linden und der Behrenstraße ists unerträglich. Hat die Mehrheit der Berliner in ihren Protzenburgen, vor ihren marmornen Scheusäligkeiten das Sehen verlernt? Geht doch, liebe Leute, mal wieder, als wäret Ihr noch nie dort gewesen, durch diese Passage; schaut aus unbefangenem Auge auf diese Läden, Auslagefenster, wandelnden Menschen: und fragt Euch im Innersten, ob solches Spektakel nicht sogar besser Angeschriebene um den Ruf kultivirter Europäer bringen müßte. Aerade an dieser Stelle könnte Ansehnliches geschaffen werden. Müßte. Wir haben eine städtische Kunstkommission, eine Oeffentliche Meinung, ein ganzes Heer betriebsamer Kunstschreiber: und Wider die rastlos foitwcihrende Schimpfirung des Stadtbildes regt sich nirgends ein wehrfähiger Zorn. Nach den Verhandlungen über den Status des Passagevereins muß man leider ja annehmen, daß der ekle Rummel einen ganzen Haufen Geld einbringt. Aber dieser Haufe würde gewiß nicht kleiner, wenn die Zuständigen sich zu einem Unternehmen entschlössen, das diesen sichtbarsten Theil von Berlin aus der Schmach rettet. Ehe es zu spät wird. Und der Zeiger rückt schon gen Mitternacht.)

Der selbe Maimond, der die Blüthenträume der Kaiserhofgesellschaft reifen ließ, brachte uns die Gründung einer englischen „Metropole Palace Company Ltd,", die den Betrieb des Metropolpalastes in der berliner Behrenstraße übernimmt. Dieser „Palast" umschließt das nn eine.Aktiengesellschaft verpachtete Metropoltheater, das Palais de danse, den Pavillon Mascotte und ein Cabaret. Das neue Unternehmen hat ein Aktienkapital von 300000 ^, dessen Zulassung an die londoner Börse beantragt werden soll. Die Gründer rechnen mit einer üppigen Rentabilität; die Einnahmen dieser Stätten eines geläuterten Vergnügens lassen ja nichts zu wünschen übrig. Daß wir trotzdem keinen Anlaß haben, diese englischen Shares dem deutschen Publikum zu empfehlen, bedarf keiner Begründung. Der Venustempel ragt zwar in Berlin, aber die Aktien sind ms<te in LnKlsnli; und auf solchem Gebiet gehts auch ohne Verbrüderung der Germanenreiche, Ladon,

Herausgeber »nd verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardcn in Berlin, — «erlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G. m. b, H in Berlin.

Verlin, den 8. Funi 1912.
Vrachmond.
Parlamentspolizei.
»or acht Tagen, als ich die traurige Thorheit betrachtete, der dieHäupterdesPreußischenLandtages schuldig geworden sind, sagte ich: „Unbestreitbar ist das Necht der Mehrheit zur Aenderung einer dem Bedürfniß nicht mehr genügenden Geschäftsordnung; unbestreitbar die Thatsache, daß Abgeordnete, die, trotzdem ihreAusweisung rite beschlossen worden ist, imHaus bleiben, rechtswidrig handeln, den Frieden des Hauses brechen und, wenn sie den Exekutivbeamten durch Bedrohung oder Gewalt Widerstand leisten, durch kein Privileg den Nechtsfolgen ihresHandelnsentzogensind."Sohat auchdie ersteVerwaltunginstanz geurtheilt, vonderAbwehrhilfeverlangtworden war. Die Königliche Staatsanwaltschaft am berliner Landgericht I hat die Aufforderung der AbgcordnetcnBorchardt undLeinert, denPo» lizeilieutenant und die vier Schutzmänner, die Herrn Leinert ge» waltsam von seinem Sitz entfernt, Herrn Borchardt zweimal aus dem Saal geschleppt haben, des „Verbrechens in Beziehung auf die Ausübung staatsbürgerlicher Nechte" (StGB X, 5) anzuklagen, abgelehnt. Leider ist sie der Hauptfrage, diezu beantworten war, in ihrem Bescheid ausgebogen; der Frage: Wird die Ausführung der vom preußischen Abgeordnetenhaus beschlossenen Geschäftsordnung an irgendeiner Stelle von einem imVeutschen
2»

Reich giltigen Gesetz gehemmt, das dann, nach dem ZweitenArjikel der Reichsverfassung, dem Landesgesetz, also auch der Geschäftsordnung eines Landtages, vorzugehen hat? Die Sozialdemokraten sagen: «Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bedroht Den mit harter Strafe, der Mitglieder aus einer gesetzgebenden Versammlung gewaltsam entfernt oder vom Ort der Versammlung aussperrt. Reichsrecht bricht Landrecht: also entkräften die Paragraphen 105 und 106 des Strafgesetzbuches den ParagraphentM der seit dem Mai 1910 im preußischenAbgeordnetenhaus geltenden Geschäftsordnung. Genosse Borchardt ist zweimal gewaltsam aus dem Saal entfernt und danach gehindert worden, ihn zu betreten: also haben diepreußischenBeamten, die sich zur Entfernung und Aussperrung eines Abgeordneten hergaben, einem ungiltigenLandesgesetz blind gehorcht und ein giltiges Reichsgesetz verletzt." Die wichtigste Aufgabe herangerufenen Staatsanwaltschaft war, das Gerüst des Strafantrages als unhaltbar zu erweisen. Das hat sie nicht gethan. Sie sagt: «Die Feststellung derNormen, nach denen der Gang der Geschäfte und die Disziplin in der Kammer gehandhabt werden soll,ist dem Ermessen jederder beiden Kammern überlassen. Sie sind hierin völlig autonom. Diese Autonomie findet ihre Grenze lediglich in der Verfassung selbst, zu deren Bestimmungen sich die Geschäftsordnung nicht in Widerspruch setzen darf, falls sie bindende Kraft haben soll. Ein solcher Widerspruch ist nicht vorhanden." Hier wird nur auf die Verfassung hingewiesen; in einem anderen Absatz aber von dem Polizeilieutenant gesagt: «Er hat lediglich eine Entscheidung des Herrn Präsidenten desAbgeordnetenhauses vollzogen, die Dieser im Rahmen seiner Zuständigkeit, auf Grund der beschlossenen, zu Gesetzen nicht inWiderspruch stehenden Geschäftsordnung getroffen hatte." Hier wird also die'Möglichkcit der Begrenzung durch Gesetze zugegeben; doch wieder behauptet: «Ein solchcrWiderspruch ist nicht vorhanden." petitioprincipii; waszu erweisen war, wird als schon erwiesen hingestellt. Artikel 2 der Reichsverfassung sagt: «Die Reichsgcsetze gehen den Landcsgesetzen vor." Paragraph 2 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuch: «Mit dem ersten Ianuar 1872 tritt das Reichs- und Landesrecht, soweit es Materien betrifft, welche Gegenstand des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich sind, außer Kraft." Gilt

einReichsstrafgesetz, das jede gewaltsame Entfernung oder Aussperrung eines Abgeordneten zur strafbaren Handlung macht, dann entkräftet es denzweitenund drittenAbsatz im Paragraphen 64 der Geschäftsordnung für die Zweite Preußenkammer. Diese Geschäftsordnung mag den Rang und die Rechtskraft eines Gesetzes haben: das Reichsgesetz hat ihr vorzugchen. Darfein beutsches Parlament etwa, weil sichs autonom fühlt, in Fällen besonders grober Ruhestörung der Schutzmannschaft die Anwendung der Prügelstrafgewalt oder den Gebrauch von Schußwaffen erlauben? Nur ein Irrer kann bezweifeln, daß ein Präsident, der befohlenhätte, einenAbgeordnetenzu schlagen, zu verwunden, zu töten, strafbar würde und als Anstifter zu Körperverletzung oder Totschlag verurtheilt werden müßte. So leicht, wie die Königliche Staatsanwaltschaft (und mit ihr mancher allzu flinke Theoretiker und Praktiker) annimmt, ist die Rechtsfrage doch wohl nicht zu beantworten. Kein Sentiment darf, weder Liebe noch Groll, die Antwort färben. Ob konservative heute sozialdemokratischeAbgeordnete, ob die Wildesten morgen die Frömmsten aus dem Saal werfen, ob Einer meint, ohne solche Gewaltmittel sei mit den Rochen nicht fertigzu werden, ein Anderer «den ekelhaft ruppigen Kerlen die Kanthakenpackung längst gegönnt hat": hier gehts um das Recht und die Achtung gesetzlicher Vorschrift.

Seltsam ist, daß den Sozialdemokraten und den ihnen Affiliirten noch nicht einfiel, sich auf einen unverdächtigen Zeugen zu berufen, auf dessen Handeln sie ihre Rechtsauffassung immerhin stützen könnten: auf Bismarck. Der hat offenbar nicht geglaubt, daß ein Zusatz zur Geschäftsordnung neues Disziplinarrecht schaffen könne. Sonst hätte er nicht, nach den Attentaten Hödels und Nobilings, am vierten März 1879 dem Reichstag, in dem acht Sozialdemokraten saßen, den Entwurf eines Gesetzes vorgelegt, dessen erster Paragraph bestimmte: «Dem Reichstag steht eine Strafgewalt gegen seine Mitglieder wegen einer bei Ausübung ihres Berufes begangenenUngebührzu." (Nach falkenhaynischer Auffassung wäre der Gewaltzuwachs ja bequemer, durch die Erweiterung der Präsidialrechte, zu erwirken gewesen.) Eine aus dem Präsidenten, den beiden Mcepräsidenten und zehnMitgliedern zu bildende Kommission sollte die Strafgewalt ausübenund befugt sein, drei Strafen, „je nach der Schwere der Ungebühr",

zu verhängen. «Erstens: Verweis vor versammeltem Hause. Zweitens: Verpflichtung zur Entschuldigung oder zum Widerruf vor versammeltem Hause in der von der Kommission dafür vorgeschriebenen Form. Drittens: Ausschließung aus dem Reichstag auf eine bestimmte Zeitdauer, die bis zum Ende der Legislaturperiode erstreckt werden kann." Die Kommission sollte ferner berechtigt sein, dieAeußerung oderRede, wegen der sie «eineAhndung ausgesprochen" hatte, von derAufnahme in den Stenographischen Bericht auszuschließen; der Präsident, «ungebührliche Aeußerungen derMitglieder vorläufig von derAufnahmeinden Stenographischen Bericht auszuschließen und jede andere Veröffentlichung dieser Aeußerungen durch die Presse vorläufig zu untersagen". Wer sie dennoch in den Bericht aufnahm oder in der Presse veröffentlichte, wurde mit Gefängniß von drei Wochen bis zu drei Monaten bedroht, «sofern nicht nach Maßgabe des Inhaltes der erfolgten Veröffentlichung eine schwerere Strafe verwirkt ist." Zwei Tendenzen hatten sich also zu dem Entwurf geeint: die Absicht auf beträchtliche Mehrung der Strafgewalt des Reichstages und der Wunsch, den öffentlichen Widerhall aufreizender Reden zu hindern. Friedberg empfahl, als Staatssekretär im Reichsjustizamt, die Vorlage; ohne rechte Hoffnung auf zulänglichen Erfolg. Bismarck, der nach Laskers (ablehnender) Rede das Wort erbat, wies mahnend auf den Brauch andererParlamente. In Frankreich kann dem im Verlauf von dreißig Tagen dreimal zur Ordnung gerufenen Kammermitglied derTadel des Hauses ausgesprochen und für einenMonat die ihm zustehende Diätensumme um die Hälfte gekürzt, der Strafbeschluß auch, auf des Bestraften Kosten, in tausend Exemplaren gedruckt und durch Plakat veröffentlicht werden. In den Vereinigten Staaten von Amerika kann jede Kammer ihre Geschäftsordnung nach freiem Belieben regeln, dieMitgliederwegen ordnungwidrigen Betragens strafen und in Haft nehmen und mit Zweidrittelmehrheit ein Mitglied von den Sitzungen ausschließen. InWestminster ist Verweis und Zwang zur Abbitte, Ausstoßung und Haftstrafe möglich; und der Speaker des Britenparlamentes muß, wenn einAbgeordnetcr es fordert, dieTribünen räumen, die Saalthürenschließen,auchderPrefse den Eintritt weigern lassen. Dreifach, sprach Bismarck, «ist der Zweck unserer Vorlage: die Würde

des Reichstages, der Schutz gegen Beleidigungen und die Abschneidung von Agitationen, die auf dem Privilegium der unanfechtbaren Veröffentlichung (Artikel22 der Verfassung) beruhen. Es ist eine unpopuläre Aufgabe; und deshalb, meine ich, liegt der Regirung ob, sie zu erfüllen: denn die Regirung muß unpopuläre Beurtheilungen ertragen können, während es für die Ab« geordneten nicht immer annehmbar ist. Der Herr Abgeordnete Laster hat mir gegenüber die Autonomie des Reichstages vertreten. Ich glaube, sie wird durch diese Vorlage nicht verengt, sondern erweitert." Drei Tage danach wurde der Entwurf, schon im Plenum, bestattet. Die Regirung, die ihn empfohlen hatte, war sicher fern von dem Glauben, ein Zusatz zur Geschäftsordnung könne neues Disziplinarrecht schaffen. Und doch handelte sichs1879um denReichstag, dessenHausgesetz, wenn es (wie ich, ohne volle Gewißheit, annehme) anderem Reichsrecht gleich zu achten ist, jeder landesgesetzlichen Bestimmung vorzugehen hat. Der Strafantrag der Herren Borchardt und Leinert mußte »aus subjektiven Gründen" (wie die Iuristen sagen) abgelehnt werden. Daß die Polizeimannschaft das Bewußtsein hatte und haben mußte, das derPflicht Schuldige zu thun, kann den hellen Köpfen derSozialdemokratienichtzweifelhaftsein; und eine Partei, die sich als Hüterin des Rechtes brüstet, dürfte noch in der Wuth nicht Strafen fordern, derenUngerechtigkeit ihrem wachen Geist einleuchten müßte. Unbeantwortet aber blieb bis heute die Frage: Wird die Ausführung desMehrheitbeschlusses vom sechsten Mai 1910 (Entfernung und Aussperrung vonAbgeordneten) durch ein Reichsgesetz gehemmt? Paragraph 105 des Strafgesetzbuches sagt: «Wer es unternimmt, den Senat oder die Bürgerschaft einer der Freien Hansestädte, eine gesetzgebende Versammlung des Reiches oder eines Bundesstaates auseinanderzusprengen, zur Fassung oder Unterlassung von Beschlüssen zu nöthigen oder Mitglieder aus ihnen gewaltsam zu entfernen, wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Iahren oder mit Festunghaft von gleicherDauer bestraft. Sind milderndeUmstände vorhanden,so tritt Festunghaft nicht unter einemIahr ein. "Paragraph 106 :«Wer ein Mitglied einer der vorbezeichneten Versammlungen durch Gewalt oder durch Bedrohung mit einer strafbaren Handlung verhindert, sich an den Ort der Versammlungzu begeben oderzustimmen, wird

mitZuchthaus bis zu fünfIahrenodermitFestunghaftvon gleicher Dauerbestraft. SindmilderndeUmständevorhanden,sotrittFest» unghaft bis zu zwei Iahren ein." F reiherr von Erffa, der Präsident des Abgeordnetenhauses, hat unternommen, Herrn Borchardtge» waltsam aus der,gesetzgebenden Versammlung zu entfernen, und hat diesen Abgeordneten durch Gewalt gehindert, sich an denOrt der Versammlung (den Sitzungsaal) zu begeben: hat zwiefach also wider das Strafgesetz gehandelt. So sprechen die Sozialdemo-kraten; und sind im Necht, wenn der Präsident gethan hat, was die Paragraphen 105 und 106 verbieten. Die Berufung auf die Autonomie der Kammer und auf § 64 ^ ihrer Geschäftsordnung könnte den Verletzer eines Neichsgesetzes nicht schützen. Doch die Paragraphen, deren Verletzung behauptet wird, stehen nicht in dem Abschnitt, der von „Verbrechen und Vergehen imAml" han-delt, sondern in dem, dessenUeberschrift lautet: „Verbrechen und Vergehen inBeziehung aufdieAusübung staatsbürgerlicherNech-te." Einer gewissenlosenNegirung und einer tobendenNebellen-schaarsolltedasNechtverschränkt werden, einegesetzgebendeVer-sammlung zu sprengen, ihr Beschlüsse oderUnterlassungen zu er-pressen, unbequeme Mitglieder „aus ihr"zu entfernen undihnen dieNückkehr in den Sitzungsaal gewaltsam zu weigern.Das war die Absicht des Gesetzgebers; er wollte hindern, daß gegen denWillen der gesetzgebenden Versammlung ihrodereinemihrerMitglieder dieAusübung staatsbürgerlicherNechte durch Gewalt unmöglich gemachtwerde.WäreseineAbsicht gewesen, jedenAusschluß, jede Aussperrung eines Abgeordneten zu verhüten,dann hätte er, statt abgestufteStrafnormenvorzuschreiben, eine ausnahmelos giltige Verbotstafel aufgestellt und sich ungefähr ausgedrückt wieinß 11 StGB: „ KeinMitglied einesLandtages oder einerKammer eines zumNeich gehörigenStaates darf außerhalb der Versammlung.zu welcher das Mitglied gehört, wegen seinerAbstimmung oder we-gen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerung zur Verantwortung gezogen werden." Dann wäre er aber auch ver-pflichtet gewesen, die Verfassungvorschrift zu beachten, die den ge-setzgebenden Versammlungen dasNecht gewährt, Geschäftsgang und Disziplin nach eigenem Ermessen zu regeln. Daß dieAusüb-ung staatsbürgerlicherNechtenichtunterallenUmständengewahrt werden sollte, ließe sich an hundert Beispielen erweisen. EinAbgc-

ordnete? wird beimWaarenhausdiebstahl ertappt; kann,als,bei Ausübung der mitStrafebedrohtenThatErgriffener",auchohne Genehmigung der Kammer verhaftet werden. (Das ist,nach Artikel 31 derReichsverfassung,»noch imLauf des nächsten Tages "mög-Iich.)DerStaatsanwaltoderRichter,derihnverhaften läßt,hindert ihn »durch Gewalt, sich an den Ort der Versammlung zu begeben oder zu stimmen. "Wer denkt dran, den für den Haftbefehl Verant-wortlichen auf die Festungstube odergarins Zuchthaus zu schicken? And wer wagt noch die Behauptung, derPräsident, derdenWil-len des Hauses ausführt, sei zu beurtheilen wie Einer, der diesem Haus einen fremden, seinem feindlichen Willen aufzwingt? Ist der Bundesrath, der, «unter Zustimmung des Kaisers", den Reichstag aufgelösthat, strafbar,weilerihnauseinandergesprengt und zur Unterlassung von Beschlüssen genöthigt hat? Ists der Präsident,der,trotzdemWidersprucheinerMinderheit, denWil-len des Hauses verkündet hat, über einen Antrag abzustimmen? Hat er das Haus zur Fassung eines Beschlusses genöthigt und drum die Strafdrohung des Paragraphen 105 zu fürchten? Ver-nunft soll nicht Unsinn werden. Die Forderung restriktiver, nicht extensiver Gesetzesauslegung nicht da nur gelten, wo sie just in den Kram paßt. Das Unternehmen, aus einer gese tzgebenden Ver« sammlung ein Mitglied gewaltsamzu entfernen, und derBeschluß einer gesetzgebenden Versammlung, eins ihrer Mitglieder, weil sichs der Präsidialweisung nicht fügt, gewaltsam aus dem Saal schaffenzulassen: die'beidenThatbeständescheinenmirim Wesent-lichen verschieden. Mit dem Merkmal derRechtswidrigkeit ist in diesem Fall nichts Wirksames anzufangen. WarderThatbestand der §§ 103und1l)6 StGB gegeben, dann hatFreiherr vonErffa, war er nicht gegeben, dann hat Herr Borchardt rechtswidrig ge-handelt. Mußte die landesgefetzlicheBestimmung einem Reichs-gesetz weichen, das die selbe Materie ordnet? l'Kat is tue question. MeineUeberzeugung verneint die Frage. Mir scheint dasReichs-strafgesetz nur auf Handlungen zu zielen, die, von außen her, ein Parlament in eine seinen Wünschen fremde Willensrichtung zu zwingen trachten und die deshalb mit denDisziplinarwaffen der Geschäftsordnung nicht abwehrbar sind. ImReichsgesetzsehe ich die Ergänzung, nicht ein Hemmniß der Geschäftsordnung. Die bestimmt, wie das Parlament sich gegen ihm zugehörige Ruhe-

störer und Würdeschänder zu schützen habe; das Reichsgcsetz schirmt es vor dem gewaltsamen Eingriff fremder Mächte. Doch muß, wenn die Bankeroterklärung des Preußengeistes im Landtag fortwirken soll, der letzte Zweifel schnell beseitigt, dasReichsrecht geändert oder von der höchsten Instanz in einem unanfechtbaren Spruch so erläutert werden, daß der Versuch unmöglich wird, es alsWerkzeug zum Bruch desLandesrechteszubenutzen. Die Herren Borchardt und Leinert dürfen, als Verletzte, einen Beschluß des Kammergerichtes und, als des Widerstandes gegen die Staatsgewalt Angeklagte, ein Urtheil des Reichsgerichtes fordern. Führt die Idealkonkurrenz uns in sichere Klarheit?

Malteserschwamm.

»Italien wird bald die meisten europäischenMächte um sich geschaart sehen. Egypten,Tripolis,Tunis, Algerien sind die von der Natur uns bestimmtenKolonien. Englands und Frankreichs Versuche, die glorreiche Römerzeit aus dem Grab zu rufen und inNordafrika das von derNatur unsItalienern zugedachtePatronat an sichzureißen, sind fruchtlos geblieben. Wir dürfen niemals vergessen, daß in Egypten fünfzehntausend Italicner leben, daß in Algerien und Tunis die Zahl unserer Volksgenossen noch größer ist und daß an allen Küsten der Italerstamm in den Künsten, in Handel und Industrie herrscht." AlsCmnpoFregoso, vor vierzig Iahren, in dem Buch über Italiens Primat diese Sätze veröffentlicht hatte, nahmendieLesersienicht allzu ernst. DerGrößenwahnderRömerenkel warjanicht neu und ihre Megalomanie schien der Nachbarschaft nicht gefährlich. Daß denItalienern die Herrschaft über Nordafrika gebühre, hatte Mazzini Iahrzehnte lang von allen Dächern geblasen; und seit 1866 durfte er sich der Zustimmung Ottos von Bismarck rühmen, der ihm geschrieben hatte: „Ein franko-italisches Bündniß könnte im Mittelmeer keinen Nutzen bringen; dieses Meer ist ein Erbstück, dessen Theilung unter Verwandten unmöglich ist. Die Herrschaft Italiens, dessenKüstenausdehnungdieFrankreichsdaumsDoppelteübcrsteigt, ist im Mittelmeer aus Rechtsgründen nicht bestreitbar und müßte von Volk und Regirung mit allen Kräften erstrebt werden." In England dachten die Politiker wie Stockmar, der den Prinz-Gemahl an die Pflicht mahnte, Italien zumKampf gegen

Frankreich zu stärken. Thiers kannte den lateinischen Vetter; hatte vorausgesagt, daß Italiens Dankbarkeit so lange währen werde wie seine Schwäche; und konnte lächeln, als Nochefort und Cle» menceau riethen, Korsika den Italienern zurückzugeben, die gerade die Ueberrumpelung Tunesiens planten. Ist die Thatsache, daß auf diesen Plan erst verzichtet wurde, als der GroßwesirAli Pascha mit einer Flottendemonstration drohte, nach den Inselsiegen der Nömermarine schon völlig vergessen? Heute sieht das Weltbild freilich anders aus. Egypten britisch; Marokko, Algerien, Tunesien französisch; Tripolitanien und die Kyrenaika italienisch; dieTürkei aus ihrer letztenAfrikanerfestungverdrüngt und auf den Schutz durch ungestüm schwankende Araberlaune angewiesen. Und Victor Emanuel ist der Freund des russischen, der Schwiegersohn des montenegrischen Nika, derSchwager des Serbenkönigs; mit seinen Gefühlen und Machttrieben dem Balkan verlobt. Schon wird die Adria wieder der Golf von Venedig genannt und von der Nothwendigkeit des „ adriatischen Gleichgewichtes", noch leise, gesprochen. Schon redet Nom mit, wenn überAlbanien verhandelt wird; und aus demBlick, der dieHan» delsblüthe Triests und Antivaris, Fiumes und Cattaros streift, funkelt neidige Gier. Tunis ist, mit dem Sizilien so nahenBiserta, an die Franzosen verloren; und unvergessen noch das Ausplauderwort des Marineministers Pelletan: „Im Besitz vonViserta, von Korsika, das wie eine geladene Pistole aufs Herz Italiens zielt, und von Toulon können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten." Auch wider einItalienerimperium, das imSyrtenmeer, bis fast an Kretas Küste, herrscht und vonBrindisi seine „natürliche Einflußsphäre "bis nach Valona geweitet hätte? Unter neuem Himmel foll ein Theil des Traumes, derMa^zini und Campo Fre» goso einst tröstete, nunWirklichkeilwerden.Herrn Giolitti (denMi» nisterpräsidenlen, derAlles macht undSanGiuliano in derCon» sulta wie ein Püppchen am Draht tanzen oder steif stehen läßt) haben Skrupel nie geplagt. Um sich auf der Machtzinne zu halten, wird er feine Sünderseele dem Teufel verschreiben (der längst die Erste Hypothek darauf hat). Den,Briten zuraunen, daß er im mediterranischen Neich nur ihre Geschäfte besorge. Mit den Wienern äugeln und ihnen schwören, daß er die Existenz des Albanerlan»

des vergessen, den alten Narbenschmerz in der Adriaflanke ausgeheilt habe. Den Südslaven betheuern, daß Oesterreichs Uebermuth zugleich mit derTürkenmacht zerbröckeln werde, die Stunde der Rache und gesättigter Großserbensehnsucht also nah sei. Den Berlinern vorschwatzen, nur Frankreichs Absicht, auch das letzte Stück nordafrikanisch erErde zu erraffen, habeihn zu der Expansiv n nach Tripolitanien gezwungen, und, mit dem Schwurfinger auf dem Mittelstück des Bündnißvertrages, geloben, daß am Rhein und am Fuß derAlpen dieBerfaglieri das Deutsche Reich gegen Gallierwuth vertheidigen werden. Dieser Ritter des Schwarzen AdlersmachtwirklichAlles und hat denRumpf,dereinenmanchmal tollkühnen Schlaukopf trägt,mit allen Salben des nahen und fernen Orients geschmiert, Z^rateHan-a latins? Auch dieses (etwas abgestandene) Gericht kann, wenns verlangt wird, aufgewärmt und mit einer rasch zurechtgequirlten und gewürzten Sauce dem Hunger hingerückt werden. Warum denn nicht? Weil man über ein paar Neutralitätpflichten kleinen Kalibers gestritten, über lebende und tote Schiffsfracht ein Weilchen gehadert hat und der Botschafter Louis in Petersburg nicht witterte, daß die Brüderschaft der Lateiner wichtiger sei als die Schonung der mit Franzosengeld gepäppelten Türkei? Eitergerinnsel, das der Feuerstrom einer von Monte Citorio thalwärts prasselnden Rede hinwegspült.Noch soll ja derKampfumsMittelmeer nichtbeginnen; der Bruder nicht dem Bruder mißtrauen lernen. Nikolai Alexandrowitsch heischt die sichtbareWiederkehr franko-italischerFreundschaft (I Konneur et I'arMnt). Und der kluge Schachspieler hält sich, so lange es irgend geht, auf dem Brett alle Felder offen.

Europens Antlitz lächelt den Italienern nicht. Der Krieg (wenn man ertragloses Geplänkel so nennen darf) dauert ihr zu lange. Einen Frontalangriff, dessen Wirkung im Balkandickicht spürbar werden könnte, erlaubt sie nicht; und fängt mürrisch zu fragen an, was aus Samos undRhodos, was aus den vonRömertruppen besetzten odernochzubesetzendenInselnmorgendenn werden solle. Besonders fühlbar ist die Enttäuschung Britaniens. Das hatte gehofft, die Türkei werde den neuen Stoß nicht überdauern und', zunächst, dem Sultan ein Gegenkhalif erstehen, den, inArabien,englischer Einfluß sachtschmeidigenkönnte. Noch fiehts nicht danach aus. Welcher Nutzen ist dann aber von dem Krieg für Britanien zu hoffen? Rußland verräth Lust zur Bethätigung

der langsam wieder erstarkenden Stoßkraft. Und Italien läßt sich, vor Aller Augen, mit ihm ein, weil der größte Theil der Britenflotte aus dem Mittelmeer in die Nordsee gezogenward. Dableibt manche gefährliche Kombination denkbar. Die mediterranische Herrschaft ist kein Pappenstiel. Was da unten im Dunkel wächst, schmeckt dem Gaumen des verwöhnten Iohn Bull eines Tages vielleicht so sauer und salzig wie anderIonierschwelledemKranken dieKolbenähre des schmarotzendenCynomoriums.Eine zweite Nordsee? Eine, die der zur Vertheidigung Egyptens und Indiens Gezwungene durchqueren muß? Das wäre der Anfang vom Ende desWeltrichteramtes. HöchsteZeit, nach dem Rechten zu sehen. Die Herren Asquith und Churchill treffen auf Malta Lord Kitchener. Die Minister waren von Gibraltar gekommen. Da horstete einst die Macht der Phoiniker, dann des Berbernhäuptlings Tank. DessenBurg erobert, im fünfzehnten Iahrhundert, einHerzog von Medina-Sidonia. Karl derFünfte baut sie zu einerFestung aus, die für uneinnehmbar gilt, 17M aber vom Admiral Nooke überrumpelt und, wie Minorka, im Frieden von Utrecht dem legitimen Herrn nicht zurückgegeben wird. Britania ist im Besitz, wohnt also in sicheremRecht und kann das Mittelmeer nach Willküröffnen undschließen. DerSuezkanalgiebtihmeinenAusgang. Was England dem Erbosten verkauft, was es an Nahrungmitteln und Rohstoff von ihm einhandelt, muß durch diese Meerschleußen.Flattert über ihnen nicht mehr derUnionIack, dann ist Egypten gefährdet, Indien nicht vor Erobererdrang und Aufruhr zu schützen, das britischeAfrika bequemem Handel verstopft. Von Gibraltar aus sind cille Schiffe zu überwachen, deren Kurs zwischen die Säulen des Herakles weist. Zu überwachen; nicht, wie in den Tagen der Segelschiffahrt, zu vernichten. Die Felsfestung, die lange derSchlüssel zum Mittelmeer hieß, ist nur noch ein nützliches Observatorium; und selbst der Wachtdienst ist nur verbürgt, wenn moderne Kriegsschiffe ihn leisten. Der mitKanonen gespickte Fels, an dem eine vonBriten, Spaniern, Maltesern und Iuden bewohnte Kleinstadt klebt, vermag mit seinem Feuer einerFlotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hält, kaum zu schaden. SeineWälle undBastionen,dievierIahrelangdemAnsturm der franko^spanischenTruppentrotzten,schreckenkeinenstarkenFeind mehr. Schon vor zwölfIahren hat im londonerUnterhaus der Abgeordnete Gibson Bowles die Scefestung Gibraltar

„cineNationalgefahr" genannt. Sie kann nicht ernstlich schaden, von der Artillerie eines gut gerüsteten Feindes aber schnell so geschwächt werden, daß ihre Kraft nicht einmal zum Schutz der unter ihren Schirm gestellten Geschwader ausreicht. Manches ist, mit Millionenopfern, seit der Zeit der Rawson, Gibson Bowles und Goschen gebessert worden. Doch der strategische Werth und die Abwehrfähigkeit Gibraltars war um keinen Preis der Entwickelung des Geschützwesens anzupassen. Der Schlüssel ist rostig geworden. Die Stunde, in der er das Mittelmeer öffnet oder verschließt, kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, nie wiederkehren. Und drüben herrscht, vom Csp Spartel über die spanischen Presidioshinwegbis ansCapBon,Frankreich,das denBriten nicht immer befreundet war, nicht immer zu Vasallendienst willfährig sein muß. Eine zweiteNordsee? DerWeg nach Suez und Aden? «Ihr sitzt in London, strafft auf einem ländlichen Golsplatz die Muskeln oder schlürft an der Azurküste Sonne und Soda. Ein wahrer Segen, daß Ihr jetzt gezwungen seid, aus eigenem Augezusehen, was ist; dieGcfahr fürchten und ihr vorbeugen zu lernen. Zuerre est'une aMire cle positic>r>8', sagte Bonaparte, der,trotzTrafalgarundWaterloo,keinRindviehwar. Und unsere Positionen sind nicht mehr so bombensicher wie in der Zeit meines Ingenieurfeldzuges in den Sudan. Gibraltar ist eher Große Oper als abschreckende Wirklichkeit. Malta? Das läßt dieMühe nicht unbelohnt. Araber undWikinger,Phoinikerund Karthager haben sichdiesesBesitzesgefreutundRomsTriremen hier nach mancher Sturmfahrt gerastet. Damals kam Paulus, der tarsische Iude, her; und seine Saat ist so üppig aufgegangen, daß der Papst auf dem Eiland seine Getreusten hat und der von den Türken aus Rhodos verjagte Iohanniterorden von den Insulanern wie der Retter aus Seelennoth empfangen wurde. Wichtiger ist für uns, daß Malta feit SolimansTagen für uneinnehmbar galt und mit Waffengewalt seitdem auch nicht erobert worden ist. Wie wir, nach zweijährigerBelagerung, 1800 dazukamen, weißderMann auf der Straße. Thut nichts. Die Malteser lieben uns nicht, sind unserem Wesen fern und fremd wie am ersten Septembertag nach dem Einzug unserer Kerle; aber wir wären nicht, was wir sind, wenn wir mitzwölfrausendMannGarnison nichtzweimalhunderttausend Mittelmeermenschen besser inOrdnung hielten, alsNormannen und Vandalen, Araber und Byzantiner mit größerem

Heeresaufwand je vermochten. Haben die Leute der Citta nichtzwei Tage lang vor Wonne geheult und dem Gouverneur die Pferde ausgespannt, weil wir den Buren Ladysmith aus den Klauen gerissen hatten? Um unsere alte Königin nicht wie um eine Mutter getrauert? DaßChamberlain sich hier allzu steifzeigte, dieAnglisirung der Insel allzu laut ankündete und Beiträge zur Reichs« vertheidigung forderte, war nicht gerade klug. Noch weniger, daß man Strickland, den Sohn einer Malteserin, als Generalsekretär wie einen oströmischen Basileus in La Valette schalten ließ.Was von einem echtbürtigen Briten hingenommen wird, scheint unerträglich, wenns voneinemMischling kommt.Derwird danngleich als Verräther und Volksfeind verschrien und sein bloßer Anblick reizt dieRegirten in helleWuth. Als unser weiser König Eduard amKrönungtag dann den wunderlichen Eid geleistethatte, derihn, den Freund der allerchristlichsten Potentaten, zum Kampf wider Roms Irrglauben verpflichtete, wurden die Frommen hier erst recht kopfscheu. So darf mans nicht machen. Warum mußte die neue Prachtstraße durchaus Chamberlain-Avenue heißen? Warum konnte sie nicht, nach dem Wunsch der Loyalsten, den Namen des Herzogs von Vork tragen, der schließlich doch ein so guter Engländer ist wie unser Ioseph aus Birmingham? MitAlledem haben wir die Leute verärgert; und mit der Aechtung der Italienersprache uns alle Agitatoren Roms auf denHals gehetzt. Strickland mußte auf die Antillen exportirt und den Insulanern, durch den Staatsstreich vom Iuni 1903, das letzte Recht zur Mitregirung entzogen worden. Mich schilt man einen Tyrannen und Henker; wenn ich auf einem Hauptglacis des Reiches je aber so gewirthschaftet hätte, wäre ich wohl nichtderEhregewürdigtworden, mit so ansehnlichen Vertretern der Majestät hier im Rath zu sitzen. Mittelmeer, werthe Gentlemen! Nicht nur auf Malta wohnen Malteser; in Algerien, Tunis, Tripolis, Gibraltar, Biserta wimmelts von ihnen. Mußten wirsieunszuTotfeinden machen? Konnten wir sie nicht im verschrammten Römertopf ihrer alten Sitte schmoren lassen und uns mit einer bis in die Grundmauer britischen Citadelle begnügen? Ietzt stänkert das Volk auf italischem undfranzöschemBoden herum, hökertmitseinemMärtyrerleid und lockt uns, wenns mal ernst wird, schwankende Gemüther ins feindliche Lager. Nicht zu ändern. Nicht zu fürchten, so lange wir die Stärkften sind. Sorgt, daß dieWunde verharsche und aus

dem Lügenpomp derInschrift, die Ihr amHauptthor vonLaVa-
lette laset, bald Wahrheit werde. Die Stimme Europas hat uns,
im Pariser Frieden, als rechte Erben der Iohanniterinsel bestä«
tigt (weil sie nicht anders konnte); von der‚Liebe der Malteser'
zeugen einstweilen nur die Lettern am Stadtportal. Unsere Zu-
verficht stützt sich darauf, daß hinter diesem Portal zwölftausend
englische Soldaten zu Wehr und Angriff bereit sind und im Ha-
fen Panzer, Kreuzer, Torpedos, Zerstörer des Kommandowinkes
harren. Als Flottenstützpunkt, Proviantmagazin, Flickwerkstatt,
Kohlenlagerund mediterranischeBasis istMalta uns unersetzlich.
Daß wir, wie 1899, in beiden Mittelmeerfestungen zusammen nur
fünfzigtausend Tonnen Kohle haben, wird, nach BeresfordsWar-
nung, nicht wieder vorkommen. Auch die Zahl und der Gefechts-
werth der Schiffe darf aber, lieber Herr Churchill, nicht schrum-
pfen. Ich habe Ihre Rede an die Schiffbauer mit Vergnügen ge-
lesen.Die Kolonien sollen uns neue Kähnebauenund die Handels-
wege des Weltreiches offenhalten. Sehrschön. Die großen Töchter,
Australien, Kanada, Neuseeland, werden nicht knausern. Doch
als Entgelt für ihre Leistung Sitz und Stimme im Reichsparlament
fordern. Dasistnichtbisübermorgenzuhaben; und morgen schon
kannderKampf unvermeidlich werden. Wir dürfen nicht warten,
bis die Dominions mit ihren Geschwadern die Peripherie schützen
und wir nur das Reichs centrum zu vertheidigen haben. Dürfen
nicht, um in der windigen Nordsee riesenstark zu sein, alle Schiffe
modernen Typs aus dem Mittelmeer heimwärts ziehen. Was
habenwirdenn? Zwischendem veraltenden Gibraltarund Malta
(achtzehnhundert Kilometer, Herr Premierminister!) nichts; nicht
die lumpigste Hafenecke. Allenfalls noch Alexandria und dieSu-
dabai. In diesem ganzen Revier, ohne dessen Beherrschung es
noch keine dauerbare Wellherrschaft gab, sind wir Fremdlinge;
Feinde, deren Ioch man trägt, weil mans noch nicht abschütteln
kann, Heimlos, ungeliebt, nur auf unsere Macht gestallt. Und un-
ter unserem Auge, unter unserem Patronat sind große Mittel-
meermächte entstanden oder auferstanden. Wie weit ists vonBi-
serta und Tripolis bis nach Malta? Können dieDreadnoughts,
die auf österreichischen und italienischenWerften gebaut werden,
nicht einesAbends vereint in die Schlachtlinie dampfen, statt gegen
einander zu feuern? Seid Ihr gewiß, daß der zerzauste, zerbeulte
Islam ruhig bleibtundnichteinesnahenTages gegen die Reichs«

gewalt aufsteht, die seinen Hilferuf überhörte, Italien frei schalten ließ und am Nil und am Ganges doch musulmanischer Rachsucht gefahrlos erreichbar ist? Wer schützt Egypten und den Weg nach Indien, wenn bei Port Said die Flamme auflodert und der Herr Vetter die Konjunkturfürseintheurestatnerlänc! ausnützt? Solche Fragen umdrängen mich, der für die Ostsphäre verantwortlich ist, auf dem Platz der Türken, die weder Geld noch Schiffe hatten, reiche Großmächte mit rasch wachsenden Marinen sieht, nicht, wie Nelson einst, in Neapel und auf Sizilien wie in britischen Provinzen gebieten kann und deshalb neue Siegesbürgschaft verlangen oder aus demAmt scheiden muß. Geht von hier nachBiserta und betrachtet, neueRömer, dieses neueKarthago. Wir haben keinen solchen Hafen im Mittelmeer. Die Besitzer sind, die Franzosen, unsereFrcunde? Seit wann und wie lange? Noch ists nichtzehn Iahre her, seit ich von denLandsleutenMarchands überall hörte, mit Toulon und Biserta, mit Korsika und Mers-el-Kebir vermöchten sie Gibraltar und Malta in Schach zu halten und anglo« italischer Waffengemeinschaft zu widerstehen. Freunde? Ihre lautestcnMäuler schreien ja, unsere Freundschaft verheiße ihnen nirgends Nutzen, weil wir kein starkes Landheer haben und unsere Flotte nicht vor Belfort oder Paris ankern kann. Entente corcliale: Wort und Begriff sind mir zu französisch. Ein Karthago, scheint mir,muß man zerstören oder sich ihm verbünden; nicht mit Guirlanden, versteht sich. Da die allgemeine Wehrpflicht, selbst wenn sie durchs Parlament zu peitschen wäre, zu spät wirksam würde, bleibt uns, wie mich dünkt, nur eine Wahl: Pool mit Frankreich oder mit Deutschland. Sind die Franzosen entschlossen, imMittel« meer unsere Interessen zu heirathen, den Haupttheil des Wachtdienstesaufsich zunehmen und uns dadurchzu entlasten, dannkönnen wir zur schonenden Sanirung ihres Gläubigers am Goldenen Horn mitwirken, den lateinischen Brüdern in Rom finstere Mienen zeigen und für jeden Fall franko-deutschen Krieges (wer offen anzugreifen wagt, ist eineRegiefrage) uns derRepublikzumBcistand verpflichten.Dann sind wir gegen dennächsten Schrecken assekurirt und haben Muße, dicDominions zumAußendienstfiirdas Impcriumzuerziehen.Sonst?OhnegesicherteSeeherrschast hören wir auf,zu sein.Und gesichertist sie nicht, wenn wir Phrasen knabbern, während Deutschland Menschen und Schlachtschiffe zeugt."

Z22
Die Zukunft.
Eugen Wolf.
Gedächtnisrede, gehalten an seiner Bahre, im münchener Ostfriedhof, am zwölften Mai 1912.

er Tod Eugen Wolfs hat uns an dieser Stätte versammelt. Freunde und Bekannte haben ihre Tagesarbeit unterbrochen, um jdem Weisenden und Schriftsteller, dem Kameraden froherStunden und lieben Menschen ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit zu weihen.

Ein Weltwanderer, ein unermüdlicher Völkerforscher ist aus dieser Welt gefahren, in ein anderes Land, ein unbekanntes, unentdecktes, aus dem noch keine Kunde zu uns Irdischen gedrungen, ein Land frommer Verheißungen, ein Land der Träume und Vi« sionen, davon Priester und Propheten und Poeten in verschiedenen Zungen zu uns sprechen. Ieder nimmt davon je nach dem tzNatze seiner Gläubigkeit, nach dem Bedürfnisse seines Gemüthes, nach dem Stande feines Wissens und Gewissens. Aber in Einem sind wir einig: was wir heute in diesem düsteren, mit Blumen überdeckten Gehäuse vor uns haben, ist nicht der Menschengeist, nicht die edle Persönlichkeit Eugen Wolfs, an dem unsere Verehrung und die Liebe unseres Herzens hängt: es sind seine armen sterblichen Neste, sein verwesendes Fleisch und Bein, zur Asche bestimmt, es ist das Erdenkleid, das der Pilger ausgezogen. Nur die Form der irdischen Erscheinung ist zerbrochen und wird in Flammen bestattet; Noth und Krankheit und alle Vergänglichkeit des Erdenlebens ist abgeschüttelt.

Eugen,Wolfs 'geistige Persönlichkeit lebt fort, unzerstörbar wie alle Gottesfunken: sie ist durch den Tod des Leibes eingetreten in ein Lichtreich neuer Entwickelung, sie wandelt für sich und mit Anderen, mit uns und unserem Volke neue Pfade zur Vollendung,

So verabschieden wir uns hier nicht vom Menschen in all seiner Schlichtheit, nicht vom Freunde in all seiner Liebenswürdigkeit, heiteren Güte und fröhlichen Ritterlichkeit, sondern nur von seinem vergänglichen, irdischen Bilde, Ihm gilt unser Gruß, unser Versprechen, es in Ehren zu halten, bis wir über Kurz oder Lang die gleiche Wandlung an uns erfahren.

Wenn der Tod das Thor dieses Erdenlebens hinter uns schließl, sino vielleicht unsere besten und schwersten Thaten, unser Herzeleid, unser Rnhmesgeschrei, unsere Bejahungen und Verneinungen nicht viel mehr als Träume und Märchen gewesen,' wir wissen es nicht. Vielleicht nur Symbole und Gleichnisse eines höheren Erlebens, das uns aufgespart ist. Das aber sagt uns eine innere

Stimme auch hier vor dem Sarge des ringenden, strebenden, forschenden und genießenden Menschen, als den wir unseren Eugen Wolf kennen junv liebengelernt: giebt es Ewigkeitwerthe, so sind sie beschlossen im unzerstörbaren Geist und in der unsterblichen Seele und in den Thaten, die sie an sich, an den Mitmenschen und an der heiligen Gemeinschaft des eigenen Volkes in seinen höchsten Aufgaben und Zielen gewirkt.

Vieler Menschen und Völker Städte hat Eugen Wols sein Leben lang durchwandert, ihre Sitten und Gewohnheiten durchforscht, ihre Bedeutung für die Kultur und die Politik der eigenen Heimath gewerthet. InAsien,AfrikaundjAmerika, biszu den fernsten Meeren hat er mitgewirkt am Hochgang unseres neuen Deutschen Reiches, gestritten in Wort und Schrift für unsere Weltgeltung, Kostbarkeiten gesammelt für unsere Museen, mit dem größten Afrikaner Wissmann Kolonien gewinnen, vertheidigen und verwalten Helsen*).

Nach seiner ^besonderen GemüthA- und Geistesart, die eine unverkennbar künstlerische, von allem Brutalen, Grellen, Knallenden abgewandt war, kam er in manchen Gegensatz zu den mitkämpfenden Genossen. Es mag ihm daheim und draußen nicht immer eine Lust gewesen sein, unter jener Art von Deutschen zu leben, die die schlimme Erbschaft der Vergangenheit noch nicht zn überwinden vermochten, dieNörgelsucht,dieKleinlichkeit, die Rechthaberei, die Philistrosität. Er durfte sich doch der Anerkennung jSleichstrebender und der Freundschaft der Höchsten und Besten seiner Nation getrösten. Ob er im Schriftthum mehr Gewicht als plaudernder Feuilletonist denn als wissenschaftlicher Leitartikler und Kolonial-Kulturkritiker habe: Das mögen die Spezialisten unter sich ausmachen. Wenn ein Bismarck Freude an dem Schriftsteller WolsHatte, wie er sich in seinen zahllosen Vublikationen gab, so können auch wir uns dabei beruhigen und brauchen nicht mit unserem Dank zu kargen.

'Wer einmal Eugen Wolf tief ins Auge geblickt, das Auge des

*) Als Wolf aus dem Dienst schied, schrieb der Reichskommissar Hermann Wissmann: „Ich bedaure sehr, daß die Verhältnisse Herrn Wolf nicht gestatten, länger unter mir zu arbeiten; denn ich schätze ihn als einen unermüdlichen Arbeiter, einen furchtlosen, treuen und allgemein beliebten Kameraden, auf den man sich in friedlicher und kriegerischer Thätigkeit felsenfest verlassen kann." Auf dieses Zeugniß war Wolf stolzer, als er auf den höchsten Orden oder Titel gewesen wäre. Das, sprach er oft, hat ein ganzer Mann über mich gesagt; und dieses Ehrenschildes werde ich mich bis ans Ende meiner Tage freuen.

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_331.html[18.07.2014 17:53:35]

Die Zukunft,
Sinnenden und des Träumers, das eine ganze Welt nach innen zieht, um sich mit kostbaren Eindrücken zu sättigen, das Auge des heiteren Naturfreundes und Naturgenießers, das mit kindlicher Schalkhaftigkeit den Dingen ihren Genußwerth und ihre letzte verborgene Schönheit abfragt; wer mit Eugen Wolf die Freuden der Geselligkeit getheilt und intime patriotische Feste gefeiert, Der hat einen Gewinn für sein Leben eingeheimst an diesem Vorbild schlichter tzerzenskraft, an diesem Beispiel spendefroher, ritterlicher Kameradschaftlichkeit. Immer bereit, sich zu freuen und Anderen Freude zu schenken, jeden allzu schweren Ernst in Frohsinn und Scherz aufzulösen, Pathos in harmlose Lust zu verwandeln: Das war einer der liebenswürdigen Charakterzüge dieser echten Rhein - Pfälzer-Natur.
Und wie hielt ers mit der Religion, mit der Moral? Wie unsergrößter ^Deutscher Goethe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Edel, hilfreich, gütig: die Summe aller Menschlichkeit!
Eugen Wolf, treue Freunde grüßen Dich!
München. Michael Georg Conrad.
m dritten Ianuarheft der „Zukunft" von 1909 hat Gustav Landauer das philosophifcheWerk von KonstantinBrunner „Die Lehre von den Geistigen und vom Volk" besprochen. Er hat seiner Besprechung die Form des Dialogs gegeben. Richtiger gesagt: zwei seiner Ichs (zwei von den vielen Einzel-Ichs, die das Gesammt-Ich eines differenzirten Menschen bilden) diskutiren mit einander. Da läßt er eins seiner Ichs zu dem anderen sagen: „Das scheint mein Beruf: bei großen Dingen so dringend dabei zu sein, daß ich mein Eigenes nicht von mir bringe". Dieses: daß er so dringend dabei ist, so mitreißend, weil selbst so mitgerissen, ist es auch, was seine Monographie „Die Revolution" zu einem Kunstwerk macht, das mit seinem dichterischen Feuer auch Die gewinnen muß, die sich zu seiner Weltanschauung nicht bekennen.!
Das Phänomen „Revolution" wird gegen einen Weltenhintergrund gestellt. Um ihr Wesen zu ergründen, wird aus sechs Wissenschaftsystemen eine Sozialpsychologie geknetet, die an sich schon Revolution bedeutet. Nichts Statistisches darin. Keine induktive Maul-
Die Revolution.

Wurfsarbeit, kein Versuch, leere Daten auf den Faden der Erfahrung zu reihen. Intuition, die kühn alle Grenzen der Erfahrung überfliegt und erst beim Gipfel einer letzten Ahnung Halt macht. Bei der Ahnung eines Geistes, der vor aller Form gewesen ist, alle Formen überdauert und nur mit einem anderen Namen Materie heißt.

Von dieser Höhe aus betrachtet, hat die Welt kein Alter und die Menschheit keine ständige oder cyklische EntWickelung. Iede ihrer Epochen steht mitten in der Ewigkeit. Sie bewegt sich in einem un« ausgesetzten Durcheinander, Ineinander, Nebeneinander. („Was wir barbarisch nennen oder primitiv, beispielsweise bei den Hottentoten, ist vielleicht ein Müdesein nach ungezählten Blüthezeiten.") Festumrissene Begriffe wie Alterthum, Mittelalter, neue und neuste Zeit, die doch so Etwas wie Anfang, Mitte, Ende heißen sollen („so Etwas, als sei^n wir das Ziel, auf das Anfänger wie Perikles, Sophokles, Dante, Iulius Caesar hingearbeitet haben"), müssen weggeworfen werden.

Dem menschlichen Einordnungbedürfniß zu genügen, muß eine andere 'Eintheilung an ihre Stelle treten. Die Eintheilung in Fremdgeschichte, Nachbargeschichte, eigene Geschichte. Damit ist ausgesprochen: Unsere Gegenwart ist nicht das Maß der abgelaufenen Zeiten; sie mißt sich selbst, indem sie ihren Blick rückwärts wendet.

An der Schwelle unserer Kenntniß steht die Geschichte Asiens, Afrikas, Uramerikas (die Fremdgeschichte). Eine Vergangenheit, die von uns abgetrennt und starr geworden, auch bei künstlicher Belebung nicht in unserem Bewußtsein wirksam ist. Dem Leben ähnlicher dünkt uns die Geschichte der Griechen und der Römer. Doch auch sie ist uns nicht verwandt, nichts von ihrem Blut in unseren Adern. Trotz der „Renaissance", die nicht das Echo der antiken in unserer eigenen Kultur gewesen ist. Freigewordene Kräfte holten, wie aus einem tiefen Brunnen, Persönlichstes aus den antiken Elementen. Erst die Geschichte der Christenheit ist unsere eigene Geschichte. Ist Vergangenheit, die noch in uns lebendig ist, die wir sind und thun und leiden.

Nur wie nebenher ist diese Anschauung aus den Trümmern eingerissener Wissenschaftsysteme aufgebaut. Nur auf dem Weg zur Beantwortung der Frage: Ist der Begriff Revolution durch Induktion wissenschaftlich zu ergründen?

Die Untersuchung verlangt das Prägen eines neuen und das Um« werthen eines bereits gebrauchten Wortes. Topie und Utopie. Die Topie drückt das Beharrliche im Völkerleben aus. In den Formen der Familie, des Staats, der Wissenschaft, der Gesellschaft. Unter ihrer scheinbar glatten Oberfläche gährt die Utopie. Die Auflehnung gegen Ungerechtigkeiten. Der sehnsüchtige Drang nach einer vollkommenen Topie. Die Einzelwillen und Empörungen schließen sich zu einem revolutionären Bund zusammen, ohne daß ihr Streben sich jemals ganz erfüllen kann. Immer mündet Revolution auf dem Umweg einer geträumten Utopie in eine mit neuen Fehlern behaftete Topie. Das Prinzip der Revolution ist damit gefunden. Sie bewegt sich

immer über eine Utopie hinweg, zwischen zwei Topien. Die stete Wiederholung ihres Rhythmus zum allgemeingiltigen Gesetz zu stempeln, wird nur durch die Unmöglichkeit erschwert, die Richtigkeit dieses Prinzips an der Erfahrung nachzuprüfen. Das X der Zukunft wäre vielleicht aufzufinden; wüßte man nur Etwas von den Größen der Vergangenheit. Die erstarrte und die lebendige Vergangenheit: Das ist die Bühne, auf der die Revolution an uns vorüberschreitet. Sie ist eng und in ihren Hintergründen schlecht beleuchtet.

Gewiß: auch in der Geschichte der fremden und der nachbarlichen Völker muß es den Wechsel zwischen Ruhe und Unruhe gegeben haben. Aber Zustände, die den unseren so wenig ähnlich sind, dürfen zu Analogien nicht herangezogen werden. Und das ungeheure Geschehen, das am Eingang unserer eigenen Geschichte leuchtet, die Entstehung des Christenthums, ist kein kurzer Aufruhr zwischen zwei Stabilitäten. Es ist ein Uebergang. Das Erlöschen einer ermüdeten Kultur, Ein Neubcginnen frischer Kräfte.

Eine dekadent gewordene Kultur gleicht der Ernte eines Ackers, der zu oft und reich getragen hat und krank geworden ist, ein Gefäß der Gährung und Verwesung. Auf einen in entbehrungvoller Ruhe brach liegenden Nachbarboden übertragen, verwandelt sich die Fäulniß in gesundes Leben. Und fällt ein neuer Keim in diese Brut, so schießt er zu einer wundervollen Bildung auf. So fiel in die absterbende Blüthe der Antike, in dem Augenblick, da sie in Berührung mit frischen, ausgeruhten Völkerstämmen kam, der Keim des Christus-Mythos und wuchs zur Völkerreligion empor.

Wie ein flammendes Gedicht liest sich, was Landauer von der Epoche schreibt, in der zur Völkernahrung wurde, was zuvor nur der Genuß von Auserlesenen gewesen war: die Lehre, daß die Menschen göttlich werden können durch die Vergeistigung zur Liebe. Einmal unterbricht er seinen Hymnus und giebt die dunklen Flecken zu, die an dem lichten Kleid des Mittelalters haften. „Und trotzdem", sagt er gleich darauf. Und setzt hinzu: Wissen kommt nicht durch bloßes Sehen zu Stande, es bedarf auch des Uebersehens und des Vergessens. Und fährt dann fort, das Zeitalter zu preisen, in dem, im Gegensatz zu unserem centralistifchen Prinzip, das der Schichtung herrschte. In dem nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Gegenseitigkeit der Hilfe als oberstes Gesetz des Handelns galt. In der Christ sein hieß: des Nächsten Bruder sein. In der die Organisationen reicher Handelsstädte und armer weltentlegener Fischerdörfer einander durch die Übereinstimmung des Geistes gleich wurden. In der die Kunst, die Blume der Kultur, gemeinsam ausgeübt, auf offenem Markt blühte. So ganz der Ausdruck des gemeinschaftlichen Lebens, daß die Beschreibung eines Münsters zum Symbol der christlichen Gesellschaft werden konnte. „Vielheit der Stützen, die einander Hilfe leisten. Iedes Glied, jeder Stein ein Träger der Last."

Doch schon nahte der Feind des starken und naiven Glaubens: die

Erkenntniß. Die Erde stand nicht mehr still, Der Himmel überwölbte sie nicht mehr wie die Kuppel eines Doms, in dem Engelstimmen singen. Er war der Raum, in dem ungezählte Welten, die Erde eine ihrer kleinsten, sich hin und her bewegten. Der Mensch begnügte sich nicht mehr, Gottes geliebter Sohn zu sein. Faustischer Drang trieb ihn, der Natur ihr Geheimnitz zu entreißen, seine Macht aufzuzwingen.
Wie in einem Zauberspiegel zeigt sich dem Dichter ein Gesicht. Wenn damals die Ganzgroßen, die Tiefgründigen, Genialen, wenn ein Nikolaus Cusanus, ein Giordano Bruno ihre Weisheit zu den Völkern der fremden, neuentdeckten Welttheile getragen hätten! Wenn, wie beim Entstehen des Christenthums, in braches Erdreich, von der Ernte einer ermüdeten Kultur gedüngt, der Keim eines neuen Wahns gefallen wäre! Eine neue Weltenwende wäre es geworden. Ietzt aber sonderten sich die genialen, schöpferischen Männer ab. Sie schufen sich die große Einsamkeit, fortan das Baterland jedes seiner Zeit voraus Geeilten. Die große Kluft riß auf, wie sie seitdem die Wenigen von den Allzuvielen trennt. Die Geistigen vom Bolk. Die Kraft des Glaubens, dessen Symbolik allen Verrichtungen des Alltages die Heiligung gegeben hatte, erlahmte, die Völkerreligion löschte im Kirchendogma aus. An die Stelle der läßlichen Gerechtsamkeit der mittelalterlichen Siedlungen, Verbände und Gemeinden trat das starre, spitzfindige, von kapitalistischen Tendenzen angefüllte Römische Recht. And nun erstarkte, was, vom Geist der Gemeinsamkeit zurückgedrängt, sich in Ansätzen schon zeigte, nun erstarkte der Staat mit seiner Härte und Gewalt.
Landauer hält sich bei der Genesis des Staates nicht auf. Er über? prüft die Sicherheit seiner Entstehunghypothesen nicht. Ihn beschäftigt erst die Struktur des modernen Staates, zu dem das fünfzehnte Jahrhundert den Grundstein legte. Die Pyramide, auf den Leibern Entrechteter errichtet, mit der Bekrönung der unangreifbar herrschenden Gewalt. Und an der Schwelle dieses Bauwerkes sieht er in Martin Luther den Mann, der die ersten Bausteine her beigetragen hat.
Aus den Vorwürfen, die Landauer gegen Martin Luther schleudert, klingt es wie Liebe, die sich zum Zorn verbittert hat. Wie Schmerz, daß durch das Wesen des Gewaltigen (in seiner Dämonie und Kraft der Inbegriff der Zeit, in der er lebte) der Bruch ging, der auch jene Zeit zerbrach. Daß er die Mystik, die durch seine Iugend glühte, im Mannesalter an die Vernunft dahin gab und die Empfindung an das Wort. Daß er den Schimmer allegorischer Bedeutung im Christenthum verlöschte und es als Kampfmittel im Dienst der Politik benutzte.
Der unzerreißbare Zusammenhang zwischen Staat und Kirche, damals wurde er gewebt. Das Dogma von der Macht, die das Recht besiegt, von der Heiligkeit der Obrigkeit und der Gesetze, von der Unantastbarkeit der Fürsten, damals wurde es geprägt. Und als das Volk, in den Bauernkriegen, sich gegen die Entrechtung bäumt, als es von der Religion, bisher die Wurzel seines Lebens, geführt, sich mit den Waffen gegen die politische Vergewaltigung erhebt, da erscheint zum

ersten Mal das Phänomen der Revolution. Und verschwindet von nun an nicht mehr.
Landauer zeigt den inneren Zusammenhang der Rebellionen aller Völker, aller Zeiten. Das stete Wiederkehren ihres Rhythmus. Aus der Topie, die sie damit zerstört, bricht die Revolution wie ein Lavastrom heraus, flammt der Utopie entgegen, bis sie, von der neugebildeten Topie (oft durch Unterstützung von Topien der Nachbarländer) erstickt, sich wieder einwühlt und unterirdisch weiterschwält. Nie ist sie Selbstzweck, immer Mittel. Ein Gesundfieber zwischen zwei Siechrhümern, sagt Landauer von ihr. Ein Ransch, wie er manchmal den Träumer überkommt, der, einsam der Mitternacht entgegenwachend, sich der leichten Ueberwindung des Schwierigsten vermißt. Eine Erhöhung aller Fähigkeiten, ein Hingerissensein zu kühnen Thaten, ein Zustand, der dem Körper Etwas von dem Glücksgefühl vollständiger Genesung schenkt. Und doch ein Fieber.
Hat die Menschheit die Gesundung erst erlangt, dann wird ihr keine Revolution mehr von Nöthen sein. Sie wird nicht mehr nach Ideen jagen, wenn sie das Leben selber hat.
Das Leben ohne Staat. An-Archie. Ohne Centrälgewalt und politische Umschnürung. Eine Renaissance des Mittelalters. Keine Wiederholung. Frische, losgebundene Kräfte, die, wie in einen tiefen Brunnen steigend, Neues aus dem Mittelalter holen. Die Tradition der Kultur des Herzens an die Errungenschaften der Civilisation geknüpft. Der Boden wieder Eigenthum seiner Bebauer. Die Gesellschaftordnung, gebaut auf das Gleichgewicht von Lohn und Arbeit und durchdrungen von dem Geist der Gemeinsamkeit und Freiheit. Ein R eich der Liebe, im höchsten Sinn aufgefaßt: der Liebe zu den Nächsten.
Man könnte Landauer erwidern: Auch die weiseste Gerechtigkeit bliebe (die Besiegung der äußerlichen, wirthschaftlichen Hindernisse zugegeben) ohnmächtig den Feinden gegenüber, die die Menschenpsyche in sich selber trägt. Neben der Charitas Eros, den fürchterlichen Gott. Und die Unzulänglichkeit der Charaktere, die Ungleichheit der geistigen und körperlichen Gaben. Die Leidenschaften, Sehnsüchte und Triebe. Die ungezählten Imponderabilien des Leides. Er würde sprechen: „Ich weiß. Und trotzdem..
Auch er ist Skeptiker. Doch seine Skepsis hat die Mystik aus sich geboren. Seine Verzweiflung an dem unfruchtbaren Heute die Hoffnung auf das Morgen der Erfüllung. Und er fährt fort, ihr die Stätte zu bereiten. Neuland zu suchen. In Entbehrung ausgeruhten Boden, der, gedüngt mit den Verfallsprodukten einer überreifen, hinwelkenden Kultur, den Keim des neuen Wahns erwartet, der in ihm Wurzel fassen und zur Mythoskraft erstarken soll. Zur Völkerreligion, die sich die Welt erobert, wie das Christenthum einst that.
Auguste Hauschner.

Wie Nobida um sein Erbe kam.
^or ein paar Iahren kam in die Kanzlei des Stefansordens ein neuer Greffier. Was alle Veamte thun: er schimpfte über den Saustall, den der Vorgänger zurückgelassen hätte; da wird gründlich Ordnung gemacht. s
Gleich AN I, Kapitelliste. Anno 1848 hat ein Georg Graf Soko» lowitsch das Kleinkreuz bekommen „für kaisertreues Ausharren in schwerer Zeit". Die Dekoration ist nach dem Tode des Ausgezeichneten der Ordenskanzlei zurückzuliefern. Ist nicht geschehen. Warum?
„Schebesta, schreiben S' sofort an die Komitatsbehöxde Wukowar in Slavonien ums Kleinkreuz von an gewissen Georg Grafen Sokolo» witsch. Schreiben S' geschmalzen und geharnischt!"
Die Komitatsbehörde Wukowar brauste auf: hieramts wäre nichts versäumt worden; Georg Graf Sokolowitsch, Kleintreuz von 1848, sei noch am Leben.
Es klingt wie ein Märchen und ist dennoch Wirklichkeit: Georg Sokolowitsch war noch am Leben. War unermeßlich alt und unermeß- lich reich, Hatte ein halb Dutzend Nebenlinien überdauert und beerbt. Und war so alt, daß sich die ältesten Menschen in Syrmien gar nicht erinnerten, er habe jemals anderes Haar gehabt als weißes. Man zählte ihn nicht mehr unter die Menschen, die da sterblich sind und wechseln, sondern unter die Elementarereignisse: wie es eine Sonne giebl, einen Mond, ein Land und einen Negen, so giebt es Georg So- kolowitsch. Er ist immer gewesen. Und wird immer sein. Die Vanern erzählten sich: er habe es schriftlich vom Papst.
Georg Sokolowitsch, der nie sterben wird, ist auch niemals jung gewesen. Mit fünfunddreißig Iahren eisgrau. Schon damals, um dem vielen Neben und Begründen auszuweichen (man sprach ja mit ihm nie von was Anderem als von seinem grauen Haar), damals schon gab er sich gern für fünfundfünfzig aus. Nun blieb er, wie er war. Kein Iahrzehnt hat mehr was an ihm geändert. Ein eisgrauer Mann, langlebig wie eine Eibe, alterte nie, wie eine Eibe, und stand auch immer draußen in den Sümpfen.
Zuletzt ragte er wie ein Fremder in die neue Zeit. Alles um ihn her, selbst seine Enkel, waren schon gestorben.
Nie hatte er nachgedacht, Wahrheiten nie gesucht; die größte kam ihm nach so vielen Erfahrungen von selbst: daß alles Irdische unwichtig ist. Er hatte Generationen kommen und schwinden gesehen. Keine dar- unter, die sich ohne großes Gethu durchzusetzen suchte. Hatte sies er- reicht: was weiter? Auf dem Friedhof von Nikintzi neue Hügel. Auch sie verfielen.
Liebe, Haß, Ehrgeiz, Wirren, Sieg und Unglück: ihn erregte nichts mehr. Nach ein paar Iahren wird sichs legen; man muß nur warten können. Er wartete Alles durch: zwanzig Iahre, vierzig, acht-

zig. Georg Sokolowitsch hatte Zeit. Das war seine Chance. Und er siegte immer. Früher, später: die Anderen gingen, er blieb da.
Als er ziveiundnennzig Iahre zählte (und sah gerade aus wie einst mit vierzig), merkte er eines Tages, wie alt er eigentlich war: auf der Birsch konnte er seinen gewohnten Stand nicht mehr erklettern. Er hatte seinen Waldhüter mit, den Pachinger. Pachinger sollte ihm helfen. Und Pachinger konnte nicht. Er, der junge Bursch.
„I, gräfliche Gnaden? I a junger Bursch?" Pachinger lachte. „Fimwusechzig hab i am Buckel."
Der alte Sokolowitsch blickte seinen Pachinger an. So. So. Auch Der. Fünfundfechzig. Wie lange wirds dauern? Wir werden ihn be« graben, ihn, Pachinger, den Letzten, mit dem sich noch ein Wort zu sprechen lohnt.
Und in einer seiner kurzen, schlaflosen Greisennächte beschloß Sokolowitsch, für sein Erbe vorzusorgen. Er hatte einen einzigen Verwandten: seinen Neffen Robida, der Schwester Sohn. Nie hat er sich um ihn gekümmert. Ietzt lud er ihn zu sich.
Wenn man so endlos lange auf seinem Land gesessen hat und kennt jede Furche und hat jeden Baum dick werden gesehen und hat in jedem Dorf den ganzen Friedhof voll Bekannter: Herrgott, da liebt man doch sein Land anders als irgendein Kerl, der sichs nach der Quadratklafter gekauft hat. Der alte Sokolowitsch wollte auch den Mann sehen, der künftig darauf herrschen soll; wollte ihn durchschauen und kennen von Mensch zu Mensch, ehe er mit ihm noch von Erblasser zu Erbe gesprochen hatte.
Als Robida kommen sollte, ließ der Alte einen Viererzug anspannen, um den Erben von der Bahn abzuholen. Vorher aber rief er den Kutscher zu sich und Hich ihn die Lwree ablegen. Zog sich selbst des Kutschers Rock an und setzte sich den Hut auf mit den langen Bändern. So fuhr er auf die Bahn. Er dachte sich: Mein Neffe kennt mich nicht, er wird beim Kutscher Erkundigungen über mich einziehen.
Robida war in Erwartungen aufgewachsen. Von Kind auf wußte er: die und die Güter werden einmal mir gehören. Und lebte drauf los ohne viel Besinnen, ein übersprudelnder Iüngling. Sein Vater sagte sich: Einst werde ich bei meinem Sohn wohnen. Die Mutter sprach: Wenns uns auch jetzt schlecht geht, mein Bruder Georg Sokolowitsch wird einmal für uns sorgen.
Aber Onkel Georg Sokolowitsch lebte, lebte und dachte nicht daran, zu weichen. ,
Vater Robida starb. Die Mutter mahnte den Iungen noch auf dem Totenbett: „Geduld, mein Iunge! Ieder kommt einmal an die Reihe; und Du auch."
Nun hatte sich die Prophezeiung erfüllt: Robida war zum alten Georg eingeladen.
Die Fahrt vom Bahnhof war sonderbar. Robida sprach kein Wort. Der auf dem Kutschbock dachte sich: „Er holt dieDomestiken nicht

aus; also ein anständiger Mensch." Dann wieder: „Er hat mich erkannt; und ich muß mich schämen, ihm eine Falle gestellt zu haben. Es war ein Iugendstreich, aber, ich schwörs, mein letzter."
Ein Bischen überrascht war ja Robida, als er den Onkel im Flur begrüßte. Den Onkel, der so sehr dem Kutscher glich. Aber Das kommt ja vor. Wie viele Herren machen sich die Unterrhanen selbst... Verwandtenliebe... Gott, Wenns die überhaupt giebt... Zwischen Robida und dem Alten war natürlich keine Rede von Liebe. Woher auch? Robida hatte nie im Leben eine Wohlthat vom Alten empfangen. Daß er ihn beerben würde, dafür gebührte dem Alten doch kein Dank. Das ist ein Recht, das Robida zusteht, an dem der Alte nichts ändern kann, und wenn er sich auf den Kopf stellt.
Und wenn er sich auf den Kopf stellt.
Robida behandelte den Alten nett und zuvorkommend, wie ein junger Mann einen Greis nun einmal behandeln muß, und noch dazu ein Gast den Hausherrn. Das war aber auch Alles. Robida hütete sich sogar vor jedem Schein von Annäherung; er wollte nicht den Erbschleicher spielen.
Anfangs. Gerade Das gefiel dem Alten wohl. Es imponirte ihm.
Robida war nicht blind. Da hatten sich unter des Alten Herrschaft hundert Fresser eingenistet. Schmeichler, die des Alten Schwächen benutzten; Nichtsthuer aller Art hatten sich Privilegien angemaßt; Dummköpfe, die sich mit des Alten Schrullen abzufinden wußten, schöpften den Rahm ab; und der Alte ließ sie gewähren, um sie nur nicht entlassen zu müssen. Denn jedes neue Gesicht, das in seiner Welt auftauchte, war ihm eine neue Mahnung, wie wenig er in diese Welt gehöre, die er längst hätte verlassen sollen.
Der Alte selbst wars, der Robida in die Wirthschaft zog. Robida ging taktvoll genug vor. Er war ein gebildeter Landwirth und es wurde ihm manchmal nicht leicht, mit seiner Meinung zurückzuhalten, den alten Schlendrian gleichsam zu sanktioniren. Aber er machte auch die gröbsten Auswüchse mit. Der Alte wieder fand es bequem, einen verläßlichen, klugen Menschen um sich zu haben, auf den er einen Theil seiner Pflichten abwälzen konnte.
Nach einem Iahr ungefähr wars so weit, daß Robida klipp und klar die Landwirthschaft beaufsichtigte und der alte Sokolowitsch nur noch den Forst.
Bei aller Zurückhaltung Robidas: einmal mußte es doch zu einem Zusammenstoß kommen. Und es kam dazu. Der alte Sokolowitsch hatte auf seinem Vorwerk Moja Wolja vierhundert Schweine in der Mastung. Robida hatte gerathen, immune einzustellen. Das war aber dem Verwalter zu unbequem; er redete dem Alten ein, die Geschichte mit der Immunität sei auch so ein moderner Schwindel. Die Hälfte derSchweine krepierte an derSeuche. Zwanzigtausend Gulden Schaden.
Robida ging, es dem Alten zu melden. Sagte ihms ganz einfach hin, ohne Ueberhebung, ohne Vorwurf in der Stimme; und der Alte,

doppelt empfindlich im Bewußtsein, eine Dummheit gemacht zu haben, auf der Suche nach einem Vorwurf, fand ihn in Robrdas Augen. Der Alte las deutlich darin, ganz deutlich, was Robida immer nur dachte, was jeder Mensch dachte, was so nah lag: „Graf Georg SokolowitschZ Geberde Dich nicht als Herrn hier, alter Mann, denn Du bist nur mein Statthalter. Und wie lange noch? Zweiundneunzigjähriger! Was Du auch thust, thust Du nur mir zu Mutz und Schaden, nicht mehr für Dich, denn Alles ist schon mein. Ich, Robida, bin der wahre Herr, werfe heute oder morgen mein Bettlergewand von mir und werde mich hier als König zeigen/
Einem unabwendbaren, niederträchtigen Schicksal sah sich der Alte gegenüber,und gerieth in rasenden Zorn. Nichts, nichts kann er gegen diesen jungen Mann. Wenns der Sohn wäre! Aber nein: ein hergelaufener, fremder Halunke nimmt ihm weg, was er in hundert-jähriger Arbeit geschaffen hat. Und zornig fiel der Steinadler über den Iungen her.
Robida brauchte kein Wort zu erwidern. Er wußte tief drinnen: der Alte kann mir nicht nah. Ließ den Alten toben und ging.
Unter den Leuten, die sich da an Sokolowitschs Hof breit machten, war ein Baron Panzer. Ein Habenichts und Taugenichts, aber guter alter Adel. Seine Tochter war mit einem blutarmen Offizier aus Essegg verlobt. Verlobt? Du meine Güte! Ein Verhältniß hatte sie mit ihm. Denn heirathen hätten sie einander niemals können. Baronesse Pan-zer hatte kein ganzes Hemd auf dem Leib. Ein übermüthiges, starkes Frauenzimmer war sie mit glühenden Augen; ein Bischen überreif. Ihr brauchte es der alte Georg nicht zweimal zu sagen; und sie heirathete ihn. Ia, sie blieb sogar brav. Panzer, der um sein Brot bangte, der alte Schmarotzer, hatte sie angefleht; und sie hatte ihm versprechen müssen, brav zu warten. „Denn sieh, mein Kind, wenn Du auch das Majorat nicht erben kannst: in zwei Fahren bist Du eine reiche Frau und kannst, was Du irgend magst, beginnen."
Brav. Das war nicht in Georg Sokolowitschs Sinn. Mit grim-miger Rachsucht veranstaltete er Feste und Iagden und lud Herren ein; und als die Gräfin immer noch nicht verstand, sagte er ihrs auf den Kopf zu: daß er einen Buben von ihr erwarte, von ihr, der Buben-mutter.
Sie lachte frech dazu und hatte schon eine Antwort auf der Lippe.
„Nein/ sagte Georg, „nicht von mir, Liebste. Du wirst Dir einen Galan erwählen; wen immer Du willst. Nur muß er von großem Adel sein.-!
Ob sie sich an die Weisung des Alten gehalten hat, ist ihr Ge-heimniß.
Einen Buben kriegte sie.
So kam Robida nm sein Erbe.
München. Roda Roda.

John Reats, Gedichte. Englische Dichter. Band I. In Uebertragung von Alexander von Bernus. Im Dreililien-Verlag in Karlsruhe. Die Sammlung wird im Ganzen zehn Bände umfassen, wovon jährlich einer bis zwei erscheinen. Die nächsten werden sein: II. Dante Gabriele Rosfetti. III. William Morris; IV. und V. Algernon Charles Swinburne; Preis der Einzelbände je nach Umfang: M. 3,30 bis ,M 4,50.

Aus der englischen Dichtung des neunzehnten Iahrhunderts giebt es nur 21 Gedichte,in meisterhafter deutscher Uebertragung. Diese stehen im Band „Zeitgenössische Dichter" von Stefan George und lassen zum Theil selbst die Originale hinter sich. Außerdem haben wir noch seit 1908 die „Sonette nach dem Portugiesischen" der Elisabeth Barett-Browning in bester Umdichtung von Rainer Maria Rilke.

Hiermit ist man schon am Ende. Der Einzelne darf nicht wagen, irgendwelche Vollständigkeit beim Umformen der Dichtungen aus dieser ganzen Zeit anzustreben, selbst,ivenn er sich auf die vorzüglichsten beschränkt; doch kommt es «auch hierauf nicht an. Das Wesentliche ist zugleich das Mögliche: eine in letzter Auswahl gegebene Umdichtung von Dem, was endgiltig und höchster Ausdruck eines jeden der berufenen Dichter und, im Zusammenhang gesehen, der Gesammtheit ist. Die Stimme Einzelner, wie,sie auf Englisch tönt, soll so in deutscher Sprache tönend werden; und in der Folge der große Rhythmus, der sie Alle trägt. Hier, als Probe, ein Gedicht von Keats:

Ode auf den Herbst.

Iahrzeit der Nebel und der Fruchtbarkeit,
Nah freund der Sonne, wenn sie häuft und häuft,
Im Segnen eins mit ihr, daß voll gedeiht
Die Rebe, welche rund ums Strohdach läuft,
Daß Apfellast die Hüttenbäume biegt
Und alle Frucht ganz durch und durch reift schwer,
Den Kürbis Saft schwellt und gehäusumhüllt
Der Haselkern ersüßt, daß mehr und mehr
Spätblumen blühn, wo sich die Biene wiegt,
Der scheint, daß nie mehr warmer Tag versiegt,
Denn Sommer hat die Zellen überfüllt.
Wer sah Dich nicht im Deinen irgendwo?
Umschaun, braucht Einer nur, daß er Dich find'
In einem Kornhaus lässig sitzen so,
Dein Haar gelüpft vom flüchtiglichen Wind,
Oder auf halbgeschnittner Furche ruhn
In tiefem Mohnschlaf, Deine Sichel mäht
Noch nicht den nächsten Schwaden blumig rund
Und manchmal trägst, wie Aehrenleser thun,

Die Zukunft.
Du Dein beladen Haupt bachüber stät,
Oder bei einer Obstweinkelter späht
Dein Aug den letzten Austrieb Stund um Stund.
Wo ist der Sang des Frühlings, wo nur, sag'?
Denk' nicht an ihn! Musik, Du hast sie auch,
Nun Wolken blühn um den vergehnden Tag,
Das Stoppelfeld berührt ihr rosener Rauch.
Dann summt der kleinen Mücken chorweis Ach
In Uferweiden mit dem Wind zugleich,
Steigt, wie er lebt, fällt, wie er stirbt genau,
Und Lämmer jährig blöken laut am Bach,
Buschgrillen zirpen und nun flötet weich
Die Rochbrust her aus einem Gartenreich
Und Schwalben sammeln zwitschernd sich im Blau.
Ziegelhausen. Alexander von Bernus.
-5,
Gl Greco; eine Einführung in das Leben und Wirken des Dome-
nico Theotocopuli. Delphin-Verlag in München.
Diese Monographie über El Greco, die erste, die in deutscher Sprache erscheint, will die Persönlichkeit und das Schaffen des eigenartigen, jetzt so oft genannten Meisters von Toledo einem größeren kunstsinnigen Publikum näher bringen. Bei dem leidenschaftlichen Streit, der um diesen nun bald seit dreihundert Iahren toten Künstler wie um einen noch unter uns lebenden tobt, war meine Absicht, nach beiden Seiten hin zu dämpfen, Greco gegen die Ungerechtigkeiten der Widersacher zu verth. eidigen, aber auch ^die Werhimmelung der^Schwärmer zurückzuweisen.
München. August L. Mayer.
Arthur Litger: Ginfame Wege. Eine Auswahl aus seinen Gedichten mit einer Einleitung. Berlin, Emil Felder. M. 4,30.
Der Titel „Einsame Wege" ist nicht von Fitger; Verleger und Herausgeber sind dafür verantwortlich. Aber Arthur Fitger war ein Einsamer in seiner Kunst, als Maler wie als Dichter. Die großen Schulvertreter seiner Malweise waren ausgestorben, bevor er die letzte Reife erlangte; und die Impressionisten tobten gegen ihn. Seine pessimistischen Gedichte ärgerten die alten Schwärmer für Scheffel, Baumbach, Roquette und Schuck, während ihre glänzende Form« und Sprachbeherrschung ihn den jüngsten Stürmern und Drängern der neunziger Iahre verdächtig machte. Ich glaube nicht, daß er deshalb ein schlechterer Maler und Dichter ist. Aber sicher zeigte er darin seine trotzige Eigenart. Er blieb, der,er war; er fchwenkte nicht ein in die neue „Konjunktur"; ist er nun deshalb ein Epigone, also ein Ausnützer überlieferter klassischer Formen und Stoffe? Nein. Fitger war ein Eigener. Seine Lyrik ist nicht nur nicht epigonenhaft, fondern sie hatte

und hat noch heute Zukunftwerth. Die persönliche Eigenart, in der Fitgers Lyrik wurzelt, hat.Rudolf Lehmann hier analysirt. Doch beginnt auch er mit einer Definition der Tragik des künstlerischen Epigonenthums und wendet sie auf Fitgers Lyrik an. Seine Lyrik steht (mit wenigen jugendlichen Ausnahmen im schillerischen Trochäen-Pathos und in Scheffels Weinlaune) nicht zwischen Spätklassizismus und Naturalismus, sondern sie ist der ganz persönliche Ansdruck einer beginnenden und noch wachsenden Ieitstimmung, die noch heute sich vertieft und erweitert und noch lange nicht ihre Höhe erreicht hat: der Stimmung einer Zeit, die von dem Licht ungeahnter, neuentdeckter Naturkräfte wie von dem Morgenroth eines neuen Tages geheimnißvoll umsponnen ist.,In diesen Tag schallt oft mit der grellen Dissonanz des Abschiedsschmerzes und der jauchzenden Lichtfreude Fitgers Lyrik hinein. Deshalb ist es wirklich nothwendig, endlich einmal gegen das alte literarhistorische Stichwort vom Epigonen A. Fitger wenigstens für seine Lyrik zu Protestiren. Wohl geht er von den Gedanken Schopenhauers und Darwins aus; aber seine Lyrik ist eine eigene, männlich-herbe Auseinandersetzung des künstlerischen Individuums mit dem von diesen Gedanken befruchteten Leben. Einige Verse aus seinem „Reineke Fuchs" mögen für ihn zeugen:

Wunder, o Wunder, dort kommt mit der Braut gezogen derBräut'gam Z
Reineke führt siegreich Ermelin an den Altar.
Und in Wahrheit also geschahs: In festlichem Zuge
Trabte des glücklichen Paars bräutlich Geleite heran.
Reineke wandelt in schwarzem Talar mit Bäffchen und Sammtmütz;
Wunderschön war der Schweif 5 Is Iohannes frisirt.
Neben ihm gingen die würd'gen Konfratres Esel und Schafbock,
Hatt' ihn der Eine geweiht, hatt' ihn der Andre getraut.
Rotherich blickte zufrieden. Die Religion muß, dem Volke
Bleiben! Hof, Parlament, Bürgerschaft, Protzolratie,
Hochschul, Innung und Presse, der Kegelverein und der Rennklub
Schrien: Erhalten dem Volke bleibe die Religion!
Leider wollte nur selbst zum Volke Niemand sich zählen;
Zur Ausnahme für sich forderte Ieder das Recht.
Und so kam denn der Eidam dem allgemeinen Bedürfnis
Praktisch entgegen: Mit Rohr stützt' er den stürzenden Bau,
Klebte mit Kleister die Risse und leimt' auf die Lücken Tapeten.
Alle Kapaunen der Stadt gackerten froh hinterdrein.

Ich wollte den Einsamen nicht ohne ein kleines Paß-Signalement aufs Nene in die Welt ziehen lassen. Eine knappe Charakter- und Lebensskizze sollte die Einleitung bringen. An äußeren Ereignissen mußte sie arm bleiben; denn der 1840 in Delmenhorst geborene Dichter ist von 187« bis zu seinem Tod (1909) in Bremen geblieben und hat, wie es Künstlern ziemt, gearbeitet. Deshalb kam ich auf den Ausweg, die Auswahl aus seinen Gedichten so zu ordnen und aneinanderzureihen, daß sie eine Art authentischer Selbstbiographie bildeten.

Bremen. Professor vr. Gerhard Hellmers.

Die Zukunft.
Die Revision des Taktes. R. Voigtlaenders Verlag in Leipzig.
Nicht dieEntbindung von den Taktgesetzen, sondern, wie der Titel sagt, „die Revision des Taktes" wird mit diesem Buch erstrebt. Wie einst die Erkenntnis daß die Gestalt der Erde eine Kugel ist, die Lebensbedingungen verändert und erweitert hat, so muß ein gewaltiger Um- und Aufschwung für das Individuum und die menschliche Gesellschaft kommen, mit der in diesem Buch begründeten Erkenntniß: Der Aspekt ist frei! Alle Sitten und Konvenienzen im Verkehr von Mensch zu Mensch, die dieses Gesetz umgehen oder verleugnen, verbilden die Natur des Menschen, mögen sie geschichtlich noch so bedingt sein und in den Umständen oder der Unwissenheit ihre Entschuldigung finden. Den ursächlich physischen Zusammenhang aller Dinge bis ins Kleinste, durch Das, was die Wissenschaft Gesetze nennt, bezweifelt kein Verständiger heute mehr, ob er nun einen Gott oder das Unbewußte dahinter' sucht. Nur im Kontakt der Menschen und im Konnex der Gesellschaft glaubt man noch die Willkür oder subjektiv opportune Konvenienzen herrschen lassen zu dürfen. Der Kontakt und Konnex von Mensch zu Mensch und zur Gefellschaft beruht aber auf eben so unwandelbaren Gesetzen wie in aller Natur. Diese Gesetze sind bis heute überhaupt noch nicht erforscht, da bisher der Takt und „die schweigenden Konvenienzen" jede voll objektive Betrachtung und Beobachtung von Menschen unter einander im psychischen Kontakt selbst für die Raffinirtesten verbot und unmöglich machte und nur eine Umgehung und Hinwegtäuschung über die Befangenheiten und Peinlichkeiten, die damit verbunden sind, bezweckte. Freiheit, Persönlichkeit und Herrschaft des Geistes kann es aber erst nach Erkenntniß und Beherrschung dieser Gesetze durch die Individuen geben. Mein Buch wendet sich an Eltern, Erzieher, Vorgesetzte; der jüngeren Generation wird der Weg gezeigt zur rechtzeitigen, bewußten Selbst- und Weltbeherrschung. Ganz besonders aber erstrebt das Buch die EntWickelung des Weibes zur bewußten und gefestigteren Persönlichkeit, damit es nicht durch seine übertriebene Taktbedürftigkeit die EntWickelung des männlichen Geschlechtes verhindere. Ich habe auch den Stand der EntWickelung und Gepflogenheiten in den vier Hauptkulturländern verglichen und am Ideal gemessen und einen ersten Versuch gemacht, historisch zu zeigen, wie wir zu den heutigen Zuständen gekommen sind. Kant hat einmal gesagt: „Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zn sein"; ich setze hinzu: und wie man seinen Geist Fleisch werden und seine Waffen kennen und führen lernen muß.
Charlottenburg. Hansvon Gersdorff.
,»>.
Paul Friedrich: Paul öe Lagaröe und die öeutscheRenaiffance.
Im scenienverlag, Leipzig 1912.
Lagarde hat gewünscht, seine Deutschen Schriften möchten bald langweilig werden, weil langweilig werde, was allgemein als wahr an-

erkannt und dann aus der Lehre in die That umgesetzt worden ist. Prüft man den überreichen Gehalt seines Werkes unter diesem Gesichtspunkt, so findet man, daß zwar ein Theil seiner Gedanken (insbesondere auf dem Umweg über Langbehn) heute an manchen Stellen bekannt geworden ist, daß aber viel von den großen Neformplänen, die er hegte und darstellte, noch heute so fern steht wie je. Aber auch das zu gangbarer Münze Gewordene wirkt immer noch mit voller Eigenart, wenn wir es mit den Worten Lagardes wieder lesen. Nnd so ist der Führer zu Lagarde, als den Friedrichs Buch sich anbietet, dankbar zu begrüßen. Friedrich thut recht daran, daß er zunächst das Leben seines Helden ziemlich ausführlich erzählt, denn die Lebensbeschreibung Lagardes von Anna de Lagarde ist nur wenig verbreitet und andere hierher gehörige Schriften Lagardes sind noch unbekannter, zum Theil nur als Handschrift gedruckt. Der liebevollen Darstellung des Lebensganges mit seinen schweren Enttäuschungen und seinem dennoch harmonischen Abschluß folgt eine im Verhältniß zum Stoff knappe, aber gelungene Schilderung der Gedankengänge Lagardes. In jedem Augenblick wird klar, daß es sich bei einem Denker und Menschen dieses Schlages niemals um einzelne Fragen (Kirche, Schule, Verwaltung, Juden) handeln konnte und gehandelt hat, sondern daß Alles ausgerichtet wurde auf die Ewigkeit, in der die Seele Heimathrecht hat. Friedrich setzt sich auch da, wo er widersprechen muß, respektvoll, aber offen mit Lagarde auseinander. Im Grundton nnd im Grundwollen muß er ihm immer wieder zustimmen. Er nennt ihn den „größten Vertreter eines konkreten Idealismus mit Thatcharakter" und wünscht, daß von dieser lodernden Gesinnung stets und überall ein Stück lebendig werde.
Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Einheitkurs.

HM Kreis der Berufenen selbst ist das Urtheil über die wirthschaftM lichen Möglichkeiten unsicher geworden; und dieses Schwanken verdient mehr Beachtung als manche Uebertreibung im Kontokorrentverkehr und an der Börse. Ists mit der „Ueberspekulation" gar so schlimm, wie Mancher behauptet? Das Publikum will höhere Einnahme, will optima leben und hascht deshalb nach Papieren, die Dividende bringen und obendrein die Phantasie anregen. Sie können ja steigen; auch fallen freilich. Aber ist an Neichsanleihe, dreiftrozentiger, die jetzt zu 80,90 zu haben ist, nicht genug verloren worden? Nicht jede Aktie, deren Kurs steile Höhen erklommen hat, braucht überwerthet zu sein. Vielleicht ist der Preis der Qualität richtig angemessen. Gefährlich sind Ausnahmekurse erst, wenn sie auf schwachen Krediten ruhen und das von sensationell wirkenden Tagesschwankungen ge»

kitzelte Publikum mit geborgtem Geld zu spekulireu anfängt. Solche Geschäfte mit unzureichenden Mitteln können ein Papier für eine Weile in Verruf, aber nicht um den inneren Werth bringen. An einzelnen Maitagen war die Aktie der Vogtländischen Maschinenfabrik, einer kleinen, mit 3V? Millionen Mark arbeitenden sächsischen Gesellschaft, das Ziel aller Vörsenblicke. Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren ihr« Dividende um je 10 Prozent erhöht. Wie wird es diesmal werden? Mit dem dreißigsten Iuni endet das Geschäftsjahr; und am vierzehnten Mai war der Aktienkurs, der am Ausgang des Iahres 1911 auf 466 gestanden hatte, mit einer Tagesleistung von 90 Prozent auf die Gipfelhöhe von 825 geschnellt. Ein Nominalkapital von 31/2 Millionen wurde Ende 1911 mit 16 und neunzehn Wochen danach mit fast 29 Millionen bewerthet: und Niemand vermochte die ungeheure Steigerung aus zureichenden Gründen zu erklären. Die Distanz von Kurs und Dividende war gänzlich verwischt. Vei 823 Prozent müßte die Mindestdividende mehr als 50 Prozent betragen haben; denn eine Verzinsung von 6 Prozent ist bei einem Industriepapier eine bescheidene Quote. Die Kursbewegung mußte also von spekulativer Absicht mitbedingt sein. Nur ein eng begrenztes Material bot der Markt an; und die alte Negel lehrt: Ie kleiner das Stammkapital und die Zahl der erlangbaren Aktien, desto stärker die Stoßkraft, wenn viele Käuferwünsche den Kurs auf die Höhe treiben. Vogtländer Maschinen stiegen also an einem Vörsentag um 90 Prozent. Aber auch andere Gesellschaften sahen seit Neujahr ihren Kurs um 100 bis 200 Prozent gebessert: Höchster Farbwerke, I. D. Niedel, Akkumulatoren tzagen, Köln-Nottweiler Pulver. Weil auf einem Kassamarkt, wo Effekten im Gesammtwerth von 100 Milliarden notirt werden, ein paar Aktien auffällig schnell steigen, sollte man noch nicht Alarm blasen. Das geschah aber. Nach dem Neichsbankpräsidenten entsetzte sich der Staatskommissar Dr. Goeppert und auf ihn folgte Herr von Gwinner als Vörjenjeremias. Im Ausland wird man glauben, der deutsche Kapitalmarkt sei unterhöhlt; und sich hüten, Geld nach Deutschland zu geben. In England und Frankreich steht der Bankdiskont auf 3, bei uns noch auf 5 Prozent. Die Differenz ist groß genug, um zu Anlagen im deutschen Zinsbereich zu locken. Aber die ewigen Warnungen und Nufe nach Polizeihilfe verscheuchen die fremden Kapitalisten.

Herr von Gwinner, der die Konjunkturgunst weichen sieht, hat sich mit seiner tzerrenhausrede in England beliebt gemacht: die Furcht vor schlechtem Industriewetter jagt die Kauflustigen aus Deutschland an fremde Börsen. Den Banken ist gesagt worden: „Schränkt Euren Kredit ein; fordert hohe Zuschüsse von der spekulirenden Kundschaft; sorgt für Liquidität". Gut. Die Finanz hat die Berechtigung solcher Wünsche zugegeben und Besserung gelobt. Das geschah im Februar. Durfte man nun nicht, fürs Erste, des grausamen Spiels genug sein lassen? Werden anderswo Banken, Börse und Publikum immer wieder gewarnt und mit Polizeimaßregeln bedroht? Unser Börsenkom»

missar schreibt an den Börsenvorstand: „Der Umfang der Spekulation auf dem Kassamarkt giebt zu ernsten Besorgnissen Anlaß". Weil Vogtländer und noch ein paar Kleine hastig gestiegen waren: „ernste Besorgnisse". Denn das Publikum spekulire zu viel. Daran wird kein Kommissar es je hindern. Herr Goeppert „verkennt auch nicht, daß dem Börscnvorstand Mittel zur Unterdrückung der Mißstände kaum zu Gebot stehen". Das einzige Mittel, das ihnen wirklich zu Gebot steht, haben Börsenvorstand und Staatskommissar in Sachen Vogtländer nicht angewandt. Als der Kurs den Sprung von 9l) Prozent machte, konnten sie ihn streichen. Sie thatens nicht; aber der Kommissar ist in Herzensangst, weil einmal schnell viel eingeheimst wird. Die Börse grinst. Nun aber trat der Oberste der Deutschen Bank auf den Plan, sprach von der „Woge, die sich zu überstürzen droht", und schien die Ueberzeugung anzudeuten, daß uns sehr trübe Zeit nahe. Für ein Weilchen wurde die Börse kopfscheu und ließ , manchen Kurs fallen. -Dann warf sie der Deutschen Bank vor, daß in ihren Wochenberichten eine andere Melodie gespielt werde als von dem Dirigenten im Herrenhaus. Das Hagelwetter zog rasch vorüber, nachdem erklärt worden war, Herr von Gwinner habe es nicht so schlimm gemeint. Vielleicht erinnerte man sich auch der günstigen Prognosen, die aus dem Munde des Staatssekretärs Delbrück und des Dr. Albert Ballin gekommen waren; und der beglaubigten Ziffern, deren Autorität neben der Ewinners am Ende noch immer bestehen kann.

Der Kurs ist so vielen Einflüssen zugänglich, daß er nicht immer im richtigen Verhältniß zum inneren Werth der Aktie stehen kann. Aber Spekulation und Publikum sind oft genug ernüchtert worden und bedenken jetzt schon vielfach, wie der Hase morgen laufen werde. Die Banken könnten dämpfen; wollen und müssen aber Geschäfte machen. Ein Bankdirektor als Cato Censorius? Das geht nicht. In den Depositenkassen wird beinahe alltäglich gesündigt. Der Vorsteher erfährt vielleicht, daß ein wohlhabender Angestellter sich für ein Papier interessirt. Da er den Mann als vorsichtigen Taktiker kennt, folgert er, daß da „was los ist", und empfiehlt die Aktie der Kundschaft. Plötzlich regt sich die Kauflust, der Kurs hüpft rasch und der Angestellte, den nur Zufallslaune dem Papier zugetrieben hatte, verkauft mit gutem Gewinn. Auf solche Weise können „Börsenkonjunkturen" entstehen. Sagt denn der amtliche Kursbericht, wie Nachfrage und Angebot entstand? Das Wichtigste verschweigt er und überläßt das Publikum Gerüchten und Vermuthungen. Der Staatskommissar hat angeregt, das für den Kassamarkt geltende System des Einheitkurses (die Makler stellen auf Grund der ihnen vorliegenden Kauf- und Verkaufordres den Kurs fest, zu dem sie die Mehrzahl der Aufträge erledigen können; dieser Kurs wird in die amtliche Liste notirt und veröffentlicht) in bestimmten Fällen zu beseitigen. Wenn ein Papier in so großen Mengen umgesetzt wird, daß sich neben dem offiziellen Schrankenverkehr noch ein freier Markt bildet, sollen, ähnlich wie im

Die Zukunft.

Ultimohandel, mehrere Kursnotizen, mindestens aber ein Held- und ein Briefkurs, gegeben werden. Diese Vervielfachung des Kurses soll hindern, daß die Entscheidung sich auf einen einzigen Zeitpunkt konzentrirt und die Möglichkeit des Ausgleiches allzu schroffer Hebungen und Senkungen schwindet. Die Ultimopapiere sind in ihren Bewegungen weniger heftig als die im Kassahandel stehenden Effekten. Auf dem Ultimomarkt giebts keine plötzliche Brandung mit haushohen Wellen; giebts auch nur Gesellschaften mit mindestens 20 Millionen Mark Aktienkapital, während für die Kassanotiz in Berlin schon ein Grundkapital von 1 Million genügt. Doch der Einheitkurs ermöglicht dem Publikum, die Ausführung seiner Aufträge zu kontroliren, und zwingt selbst schwankende Bankiergemüther zu Treue und Redlichkeit. Will man ihn, hier und da, opfern, so sind andere Garantien nöthig.

Durch technische Mittelchen läßt sich der Werthpapierkurs nicht hemmen. Seinen Weg besser als bisher zu sichern, versucht eine (vom Bundesrath noch nicht bestätigte) Entscheidung des Börsenausschusses. Sie beseitigt zwei alte Gewohnheiten: die Berechnung von Stückzinsen bei Aktien und die Abtrennung des Dividendenscheines von Kassapapieren am Ende des Kalenderjahres. Auf dem Kurszettel findet man bei jedem Dividendenpapier einen Hinweis auf 4 Prozent Zinsen. Diese Zugabe ist ein Widerspruch in sich; denn eine Aktie bringt keine festen Zinsen. Nicht Menschenfreundlichkeit, sondern Bequemlichkeit hat dieStückzinsen ersonnen.Daß man einem dividendenlosenPapierbeider Abtrennung des Dividendenscheines Ä Prozent am Kurs zuschlägt/ist sinnlos. Und soll, nach dem Spruch des Börsenausschusses, nicht mehr geschehen. Nicht alle Interessenten waren damit einverstanden. Die Abschaffung eines anderen Brauches fand mehr Beifall. Wie die Ultimopapiere, sollen auch die vsr Ossss, verhandelten den Coupon erst nach der Generalversammlung verlieren. Das ist vernünftig; denn eine Dividende ist erst gewiß, wenn die Aktionärversammlung sie bewilligt hat. Nach dem alten Brauch wird sie den Kassapapieren schon am Ende des Kalenderjahres angerechnet. Auf dem lockeren Grund bloß,er Schätzungen wird eine den Kurs berührende Operation vorgenommen. Am Tag danach sind Aktie und Dividende getrennte Größen, die manchmal auch verschiedene Besitzer haben. Der alte Aktionär, der seil« Stücke verkauft hat, bleibt Eigenthümer der Dividendenscheine bis Hum Tag der Auszahlung; sein Nachfolger hat kein Recht auf die Dividende des letzten Geschäftsjahres. Wenn die Generalversammlung nun eine Dividende beschließt, die von der bei der Couponabtrennung für sicher gehaltenen abweicht? Dann war der Kurs zu hoch oder zu niedrig und von den beiden Aktionären hat einer zu theuer gekauft oder der andere zu billig abgegeben. Solche Enttäuschungen werden unmöglich, wenn die Dividende die Aktie zur richtigen Zeit verläßt; und der Kurs kann sich, ohne technische Hilfen oder Hemmungeni kklnn von selbst auf den Tag der Dividendenzahlung einstellen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der I„k„„fl in Berlin, — Dr„ck vo > Paß « Garleb G, m, b, g, in Ber in.

Berlin, den 15. Juni 1912.
Titanic.
Deport.
iebenWochen nachderfünfzehntenAprilnacht,deren bestern-
ter Himmel den Dampfer „Titanic" (von der White Star
Line) sich steil aufbäumen, sich tief in den Grund des Atlantischen
Meeres bohren sah, ist der erste Bericht über das Ergebniß der
Untersuchungveröffentlichtworden,diederUrsachedes gräßlichen
Anglücks nachforschen sollte. Daß der ernsthafte Betrachter in
Wesentlichem aufVermuthung, aufsubjektive Wahrscheinlichkeit-
rechnung angewiesen bleiben werde, war zu erwarten. Seit die
Spanier ihre philippische Armada (deren Werth auf fast zwei-
hundert MillionenMark geschätzt wird), hundertvierzehn Jahre
danacheineneue,mitdemSchatzkammerguteinesMärchensultans
befrachtete Flotte, die Briten am südafrikanischen Kap und im
Schwarzen Meer schwimmende Goldherbergen verloren, ist kaum
jemals, bis in unseren Lenz, bis ins Getos des Sturmtages, dessen
Opfer einemitBargeldhaufenbeladenedeutscheMastbarkwurde,
mit haltbarer Sicherheit die Ursache eines Schiffsunterganges
festgestellt worden. Die Zeit ist freilich verklungen, da Elisabeth,
nach 5er Vernichtung des Feindes, der ausgezogen war, Maria
Stuart zu rächen, sich mit der Prägung des eitel frommen Satzes
begnügen durfte: ^Mavit äeus et clissipati 8vnt. Moderner Men-
schenwitz will in die untersten Gründe allerDinge eindringen, je-

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_349.html[18.07.2014 17:53:45]

dem Körper, Instrument, Spielzeug das Geheimniß seiner Kon»
struktion und Destruktion, seines Lebens und seiner Zerstörbarkeit
ablauschen,ablisten,abtrotzen; und hat dazu, auch wenn der Schau-
platz des Lebens und Sterbens der Ozean war, Mittel, deren
Möglichkeit der Ahn noch nicht träumte. Das Gerücht von einem
Anfall macht, auf mindestens zweiErdtheilen, einHeer von Spä-
hern mobil. Das scheut keine Kosten, manchmal auch keine Gefahr,
ündseineMannschaftkämpft, unter hastigerAufbietung aller taug-
lichen Künste, nicht um Tressen, Knöpfe und Kriegsorden, son»
dern um Nahrung, Geltung, Beförderung im Berufsstand. Eine
Hochfluth von Nachrichten, vonjedem Zweifel entrückt scheinenden
Tatsachen umzischt und umbrüllt den Zeitungleser; und der arg-
los hinhorchende glaubt am nächsten Morgen, Alles zu wissen.
Diesmal waren obendrein siebenhundert Menschen von dem ge-
fährdeten Schiff ins Leben gerettet worden: da mußte die Wahr-
heit doch,nirgends mißdeutbare, rasch ins Licht prallen oder sickern.
Daß diese Geretteten selbst nichts wissen konnten, daß sie aus
dumpfer Sinnenwirrsal, aus blinder Betäubung ins jähe Er»
lebniß starrten und nur einThor auf die Zuverlässigkeit ihrerGe»
diichtnißbilder schwören durfte, ward nicht bedacht; mit jedem er-
raffbaren Stoff, wie so oft schon, der Aberglaube genährt, unserem
Dienst, der Modernen, seiAlles verknechtet, was Wissen schafft.
Warten? Die blaffe Vorstellung läßt den Genius der ringsum
längst zum Nummelplatz erniederten Presse in wüthendem Hohn
aufheulen. Einmal nur, ein einziges Mal vor lechzender Neu-
gier bekennen, daß man noch nichts wisse? Undenkbar. Die Kund-
schaft, die viel zu wissen wähnt, doch Alles wissen möchte, fieleüber
Nacht ab; Inserenten und Abonnenten ließen sich am Ende gar
vom flinksten Nachbar ködern. Auf Dessen Gemüsefarm wüchfe
fortan die Oeffentliche Meinung. Nein. Alle wissen Alles. Ieder
sagt von Iedem, daß er „in unvornehmer und leichtfertiger Weise
Sensation zumachen suche".Ieder ist selig, wenn er zurSensation
Brauchbares erlangt. Ieder rast, wenn es nebenan ins Schau-
fenster kommt. Dem Berichterstatter, den Gewissen oderBewußt-
sein hinderte, jeden Tratsch und Quatsch eilig in die Centrale zu
schicken, wird eine Nüge telegraphirt, deren Bittersalz bis in den
Darm wirkt. »Viel bringen": ist die Losung. „Alles bringen«:
das Ziel. Oben, in Niefenlettern über drei Spalten hin, ein Titel,

ders in sich hat; darunter zwei Dutzend von der Hintertreppe geholter Ueberschriften. Sind nicht wenigstens anderthalb Seiten mit »eigenenDrahtberichten" gefüllt, so hats kein Ansehen. Herbei, was irgendwo aus derRotirpresse aufHolzpapier kam; was ein Molenbummler aus dem Gestammel eines Aushilfsteward entziffern wollte. Sorgsam wird morgens und abends geprüft, ob der Konkurrent auch nicht «mehr habe"; hat er mehr, dann wird, was Beine hat, an die Pumpen gewinkt. Warten! »Nach acht Tagen liest kein Mensch mehr das Zeug." Ist das Gemeldete falsch: thut nichts; Herr Omnes merkts wohl nicht, man macht ihm auch was vor. Die Zahl derNachdenkenden,Nachwägendenistwinzig; kommt für die Auflage nicht in Betracht. Von Hundert haben NeunundneunzigwederMußenochLustzurRückschau. HerrOmnes will schnell gefüttert sein: also werft ihm alle Schwatzfetzen, die zu erwischensind, durchs Spatiengitter. »Wir haben elf Spalten darüber, drei und eine halbe mehr als das Tageblatt!" Dann ists vollbracht. Nach dieser Methode (die schon altundmüdeaussieht) ist auch im Fall „Titanic" gearbeitet worden. Zuerst sollte kein Menschenleben verloren sein, nicht eins, und Winselhymnen priesen dieAllmachtmodernenTechnikergeistes,derdiefeindlichen Elemente gebändigt, in Botmäßigkeit geduckt habe.Dannwar das Schiff mit Mann und Maus gesunken. Dann nur eine Schaar Sterbender und Toter auf die» Karpathia"geborgen worden. Thema: Noch immer hassen die Elemente das Gebild aus Menschenhand. KeinBaum wächst bis in denHimmel. Herrlich weit haben wirsgebracht.Doch wirmüssen noch weiter.Sindsmorgen.Trostin Thränen. Kapitän Smith? Trunkenbold und Taugenichts. Nein: hehrerHeld derPflicht, wie Erde und Meer keinen je sahen. Beim Schlemmermahl hat er sich in Sinnlosigkeit gesoffen und denDienst versäumt. In der Sekunde des Zusammenstoßes, nüchtern und wachsam, aus der Kommandobrücke gestanden und mit majestätischerRuhe danach dasRettungwerk geleitet. Sich auf der Brücke erschossen. Ein hilflos verlassenes Kind gepackt, auf feinem Arm durch die Fluth in ein Boot getragen und sich lächelnd ertränkt. Die Mannschaft? Heute Lüdriane und morgen Heroen; aus der zuchtlosen Horde wird ein Musterbild straffster Dis^ylin und übermorgen eine träge, des Seewesens unkundige Sippe, in deren Hirn nur Selbstsucht flimmert. Besinnt Euch! Und erwägt, nach

file:///D|/0515/ocr%2070er/dz%20079_351.html[18.07.2014 17:53:46]

der Abkühlung, ob es vernünftig ist, Unsummen hinzugeben, um mit allen Künsten zeitgemäßer Reporterschlauheit Millionen zu blenden, von jedem in Klarheit führenden Weg abzusperren.

Ietzt haben wir, endlich, einen Bericht. Einen, unter Laienleitung, aus einer vor geputztem Schaupöbel oft in den Formen des Vnnkeetheaters geführten Untersuchung entstandenen Bericht, der, als ein von der Kommission dem Senat der Vereinigten Staaten vorgelegter, immerhin ernsterer Beachtung würdig ist als der Reporterkehricht. Wer ihn (auf den hintersten Füll« seiten der großen Nachrichtenblätter) gefunden hatte, konnte mit nicht ganz stumpfer Nase bald die Tendenz erwittern: deramerikanischen Menschheitins Bewußtsein zu hämmern, wie viel an Euro-Pens überlaut gerühmten Schiffen der Besserung bedarf. »Ists nachgerade nicht unerträglich, daßUncleSam, auf der bewohnten Erde der Stärkste und Zahlungfähigste, seinen Massentransport von Menschen und Waaren, wie irgendeine sacht aufblühende Kolonie, der welken Tante Europa überläßt? Müssen dieUnited States sich nicht schleunig eine Recordrhederei sichern, die alle Poolfirmen schlägt und den Löwentheil aller von Amerika kommenden, nach Amerika gehenden Menschen und Güter an sich reißt? Nur unter dem Sternenbanner kann ein Passagier- und Transportdienst entstehen, der demBedürfniß derZeit völlig genügl." Solche Mahnung, Cunard und White Star, Hamburg-Amerika-Linie und Lloyd aus dem Herrschaftrecht zu drängen, lauert hinter den „thatsächlichen Feststellungen" des Berichtes. Die scheinen dem Blick nicht unanfechtbar. Der schroffste Tadel trifft den Kapitän Edward I. Smith, weil er alle Meldungenmißachtet habe, die ihn vor Eisbergen (welchen?) warnten. Smith ist - tot; hatnichtvordenSenatorengestanden, diesich das Richteramt anmaßten. Ob er, warum er den Warnern sein Ohr verschloß: kein Ueberlebender kanns sagen. Die Fahrstraße war nach der Uebereinkunft dergrößtenSchiffahrtgesellschaftenvorgeschrieben: die bis heute als die kürzeste erkannte, die durch das Gebiet des Treibeises führt. Nach ein paar Probefahrten vermag auch der beste Kapitän seinSchiff, dessenLavir- und Widerstandsfähigkeit nicht so genau zu ermessen, daß nur Leichtfertigkeit einen Irrthum erklären könnte. Die Möglichkeit, daß der„Titanic", nachirgendeiner Beschädigung seines Leibes oder der eingegliederten Ma-

schinen, auf der Meeresfläche unhaltbar werde und aufden Grund sinke, galt selbst deutschen Seeleuten als unter allen Umständen ausgeschlossen. Smith hatte im Augenblick des Zusammenstoßes nicht den Wachdienst; war nicht auf der Brücke. Wer will heute beweisen, daß der bewährte Mann den Anprall nicht vermieden hätte? Wer über Schuld oder Unschuld des Ersten Offiziers, der den Kapitän im Kommando vertrat, ein fest begründetes Urtheil sällen? Wer sich in die Gewißheit dunkeln, seinBlick könne durch dasGeträhn von hundertAussagenInteressirter bis zur tiefsten Ursache des Unglücks hinabdringen? Von den Schiffsingenieuren, die, unter der Wasserlinie, in den Maschinenräumen zuerst die Wirkung des Bergstoßes gespürt, die Herkunft der ungeheuren Schiffswunde erkannt haben müssen, ist nicht einer gerettet worden. (Kein Blatt, kein Heldenlied sang ihres Namens Ruhm.
Und doch haben sie alles eisernem Menschenwillen, furchtloser Menschenkraft Erreichbare geleistet: die Pumpen bedient, für die Erhaltung der Elektrizitätanlage, alfo für Licht und Funkentele« graphie, gesorgt und nicht eine Minute lang, um die Möglichkeit ihrer Lebensbergung zu bedenken, der grausamen Pflicht gefehlt. Wären sie ihrer heißen Hölle entlaufen, mit dem Schwimmgu't ins Wasser gesprungen: wer weiß, ob auch nur drei Dutzend der Passagiere heuteim Sonnenbereich wandelndürften? Dietreuen, tapferen Männer haben sich dasRecht auf einDenkmal redlicher verdient als mancher Gekrönte.) Der Ausgucker, der die Gefahr durchsTelephonaufdieKommandobrückezumelden hatte, scheint nicht von Fahrlässigkeitverdacht belastet zu sein. l<«n liquet. Die Washingtoner Senatoren aberplagt kein Zweifel: dasUnglück geschah, weil die Eiswarnung überhört worden war. Sie wissen auch, als hätte ihr Auge es mit eigenem Scharfblick gefehen, daß die Abtheilungen, die wasserdicht sein sollten, nicht wasserdicht waren. In dem Bericht wird diese Behauptung nicht erwiesen. Sie scheint die Forderung stützen zu sollen, daß jeder Schiffsleib in allen Theilen durch zwei wasserdichte Bodenbezüge, zwei undurchlässige Häute geschützt werde. Zur Beantwortung solcher Fragen sind nur die Sachverständigsten berufen. Wenn ein Schiff, das sechzigtausend Tonnen wiegt, mit Volldampf, mit einer aus dreihundertfünfzigtaufend Metertonnen bezifferten Energie aus einen gewaltigen Eisberg prallt: muß dann nicht die festeste Dop-

Die Zukunft,
pelhaut bersten? Ein Schnellzug, dessen Gewicht ein Hundertel, dessen Energieaufwand ein Vierzigtel des für das Schiff angenommenen beträgt, ist nach der Entgleisung und dem Zusammenstoß mit gemächlich herrollenden Güterwagen vielleicht nur ein Splitterhaufe. Die kapitolinische Weisheit aus Washington tadelt auch, daß die Passagiere nicht durch ein Alarmsignal auf die Lebensgefahr hingewiesen wurden. Im Sumpfgelände der Massen-Psychologie, über die, von Hobbes bis aufLebon, doch mancherlei Kluges gesagt worden ist, waren diese würdigen Senatoren nie heimisch. Was hätte der Alarmruf genützt? Wie beim Bazarbrand in der pariser Rue Iean Goujon wärs geworden. Mit Fäusten und Füßen, mit Hieb und Stich hätten die Geängsteten jedes lebende, keuchende Hinderniß wegzuräumen getrachtet; über zertrampelte Rümpfe, zerkrallte Köpfe wären sie gestiegen, um im Boot noch ein Plätzchen zu erhaschen. Wie wars denn, als, nach dem Untergang des Meertitanen, Alle wußten, wie es um sie stand? Von zwei Seiten schob und schleuderte schwimmende Menschheitsich an die Boote, den letztenRettunghort. Ietzt streift ihre Hand das Ruder. Ietzt umklammert sie die oberste Bordkante. Tastet aus dem Eiswasser nach dem hellenWimpel des Lebens. Wölfisch aber ist der Sinn der fürs Erste Geborgenen. Sie könnten zusammenrücken, sich dichter pferchen und so den Brüdern, die noch einmal hoffenlernten, Raumschaffen. Siewollen nicht. Wollen nur sich; um jeden Preis jede Sicherung ihres Lebens. Die Aufnahme derAsylsucher könnte das Boot überlasten, gefährden. Mitleid wäre Sünde; Nächstenliebe in solcher Noth ruchloser Frevel wider dasWaltenderVorsehung, dieIedemseinSchicksalbestimmt hat.Unmöglich; keinPlatz mehr." Die Hände weichen nicht; halten, eiskalt und krampfig, das Boot und hemmen seine Bewegung. Von keiner Lippe fällt noch ein Wort. Nacht ist und der Kahn trägt die spärlichen Bleibsel der Lebensgewißheit. Im Dunkel werden Messer aufgeklappt; werden die bleichenHände der aus eisiger Fluth Heraufflehenden vom Gelenk abgeschnitten. Bläulich gleiten sieüberdieBootswand. UndmitblutendemArmstumpfsinkt einer MutterSohn, einesMenschenBruderindengurgelndenSchlund. KeinWort kriecht über dieLippe. KeinAuge sucht das desNachbarö. Schweigen. Darf der erste Eroberer einer Planke, die für Zwei zu schwach wäre, Den nicht fortstoßen, der sie ihm streitig

macht? Nothwehr gebot uns, zu töten. Wie sie Königen oft gebot, die Schmälerer ihres Herrschaftrechtes zu vernichten. Wir haben gemordet. Wir mußten morden. Um zu leben;um die Möglichkeit unserer Rettung nicht zu verringern. Dennoch thut Ieder, als habe er die grausige Amputation nicht gesehen. Kein Zeuge, kein Kläger: kein Richter. Vorwärts! Solcher Vorgang lehrt ahnen, was nach einem Alarmruf geschehen wäre. Am Rand seines Lebens hat Kapitän Smith sich auf der höchsten Pflichtzinne bewährt. Daß er die Passagiere nicht aus der zuversichtlichen Stimmung aufschrecken ließ, hat einem Drittel das Leben gerettet. Die Senatskommission spricht über die Todesstunde des Schisses ungefähr wie Ouestenberg über des Friedländers Feldzüge und Schlachten. Mannschaft und Offiziere kannten einander kaum; waren auf dem neuen Schiff noch nicht zu Haus. Der Board of Trade hatte die Einrichtungen nicht gründlich geprüft. Die Zahl derRettungboote war viel zu klein; ihre Ausrüstung und Bedienung unzulänglich. Nach demBericht ähnelt der „Titanic" dem Schreckbild des Pferdes, das alle erdenklichenMängel, alle Siechthumsursachen in sich vereint. DochfühltmanAbstcht; undist von dem Antrag verstimmt, Europas Schiffahrt, wenn sie die amerikanische Küste anläuft, unter das in den Vereinigten Staaten geltende Gesetz zu zwingen und ihr jede Pflicht aufzubürden, deren Erfüllung die Hüter der Sterne und Streifen nötnig dünkt. Daß in großen Provinzen des britischen Rhederreiches längst das Vankeekapital herrscht, daß auch im Bezirk der White Star Line derWilleMorgans und seinerKonsorten wirksam ist, genügt den Imperialisten von Washington nicht mehr. Dem Kapital, dessen Nationalität meist so unsicher wie seine Herkunft bleibt, trauen sie nicht,und wo sichsallzuhochhäuft,jagtesihnenAngstinsGebein. Sichtbare Machtzeichen heischen sie. Ihre Fahne soll vom Mast der größtenAtlantisfahrer wehen. IhrGesetz herrschen. DerTod des Titanen bietet solcher Absicht ein taugliches Wortwerkzeug. Wird der englische Bericht das Ereigniß der fünfzehnten Aprilnacht stärker belichten? Die Untersuchung wird mit kühler Ruhe und sicherer Sachkunde geführt. Aber die wichtigsten Thalzeugen sind lange schon stumm. UndSmith rief, als letzteLosung; .Seid Briten!" Britaniens Flagge darf nicht verbleichen.

Stead, der die „Keviev «f Reviews" herausgab, mit Königen und mit Geistern verkehrte, Lebende und Tote ins Gehege seiner Interviewerwünsche zwang und als Weltfried ensförster alleWälder durchbirschte, war vor zwanzig Iahren auf dem Weißsterndampfer „Majestic« nach NewVork gereist. Kapitän: Edward I.Smith. Vierzig; seitvierIahrenimDienstderWhiteStarLine.
Die Persönlichkeit des Schiffsführers muß sich dem Gedächtniß des Schriftstellers tief eingedrückt haben. In seiner Zeitschrift hat Stead 1893 eine Skizze veröffentlicht, die ihn wieder als Fahrgast eines von Smith geführten Schiffes zeigt. Der ist nun über die Schwelle des sechsten Lebensjahrzehntes getreten; noch aber aufrecht und stark. In ihm, den Furcht nie beschlich, verkörpert sich der Inbegriff aller Seemannstugend. Sein Schiff ist anUmfang, Ausstattung, Schnelle dem „Majestic" weit voraus; keine Küste hatte je zuvor einen so großen, so geschwinden, so prächtigen Dampfer erschaut. Die Vorstellung, daß er sinken könne, wird, wie ein Kindermärlein, belächelt. Dennoch: ein Eisberg spaltet ihm die Flanke und schleudert den tötlich verwundetenTitanen in den Trichter, über dem dieWogensich schnellzu neuemLustspiel paaren. Stead und Smith versinken, ertrinken. Neben Abertausenden, die ins selbe Leichenfeld gebettetwerden. Was im Dezember 1893Literatur war, wird im April 1912 Ereigniß. Ein Eisberg schlitzt den Leib des Luzusdampfers, auf dem Smith befiehlt, Stead in die Neue Welt reist; des Dampfers, der als das höchste allerWerftwunder ausposaunt ward. Beide Männer versinken, ertrinken; mit ihnen fünfzehnhundert Menschenkinder. Der Zufall solcher Vision braucht uns nicht aufzuhalten; nöthigt aber in die Vermuthung, daß Smith die Eisgefahrniemals unterschätzt hat. Hätte Stead sonst so laut vor ihr gewarnt? Oder sich Einem befreundet und greifend zu neuer Ozeanfahrt anvertraut, der sie nicht sehen, nicht alles zur Abwehr Nützliche thun wollte? »Unsere besten Schiffe sind heute so gebaut und gekleidet, daß der wildeste Sturm ihnen nichts anhaben kann. Auch, bei vorsichtiger Führung, der Nebel nicht, der unsere Iugend schreckte. Die von Grönland herschwimmenden Eisungeheuer,dieunterWasserkalbenund manchmal nur die Nasenspitze aus der kalten Strömung heben, ,ind höllische Kerle, gegen deren Wuth noch kein Heilkraut wuchs. In

ihrem Kurs oft ganz unberechenbar; drum die einzigen Feinde, vor denen auch ein Muthiger, wenn er für andere Leben verantwortlich ist, zittern darf."Solche Sätze muß Stead ausdemMunde des Kapitäns gehört haben. Und wir sollen glauben, das Smith, der Sechziger, ohne den Titel doch der Commodore der Weißsternflotte, beachtenswerthe Warnung in den Wind schlug und mit der Hast eines ungeduldigen, kußlüsternen Knaben ins Verderben rannte? Er ist tot; und Vicekapitän Wilde, sein Erster Offizier, konnte aus dem Grab nicht für noch wider ihn zeugen. Der „Titanic" war nicht (wie noch jetzt erzählt wird)eins der schnellsten Schiffe; und Smith nicht beauftragt, den Gipfelrecord zu schlagen. Die Cunard-Dampfer vom Mauretania-Typ waren ihm um vier, schon die 19dl) für die Hamburg-Amerika-Linie gebaute, Deutschland" war ihm um zwei Meilen und eine halbe in der Geschwindigkeitleistung voraus; die Maschine der 1893 in Englands Dienst gestellten „Campania" machte in der Minute mehr Umdrehungen. Die Turbinenrenner der Cunard-Linie, die an jedem Reifetag mindestens tausend TonnenKohle verspeisen, wären ohne Staatszuschuß nicht rentabel und müßten, um ihre Läuferleistung von fünf- auf sechsundzwanzigMeilen in derStundezu steigern, demPferdekraftaufwand einViertelhunderttausend zufügen. Die Rechner haben die Renner gezügelt. Haben, in der Sorge um ihre Bilanz, Aerzte und Hygieniker aufgetrieben, deren Gutachten vor allzu rascher Fahrt warnt. Die Fieberepoche des Ferndampferdienstes ist einstweilen uberwunden. Und Smith hatte keinen Grund, seinem neuen Schiff mehrzuzumuthen, als es bequem leisten konnte. Freilich durfte es, auf der ersten Fahrt, die den Ruf bestimmt, nicht träger sein als der Bruder »Olympia". Deshalb wurde die gerade Linie, die kürzeste Straße von Liverpool nach New Pork, gewählt und nicht, südwärts, vom Eis weggesteuert. Also keinRecord der Raschheit. War denn aber auch nur nöthig, unter allen Umständen die Stundenleistung von einundzwanzig Meilen zu sichern? Unter hundert Menschen ist kaum einer, der nicht gern einen halben, einen ganzen Tag länger fährt, wenn er sich dadurch stärker assekurirt glaubt. Ein Katzensprung bringt ja nicht über den Atlantic. Und über einer Schraube, >>on deren hitzigem Lauf die Diele stöhnt und der Sessel Zitters sitzt sich nicht gut. «So seht Ihrs von draußen. Meint Ihr, wir ver-

feuern unsere theure Kohle des Vergnügens, der Ehre wegen? Die Asche sei Weltkindern lieber als Tantieme und Dividende? Blech. Wenns nach uns ginge, wären wir noch im sanften Trab der Kingsin-Linie. Da wars eine Lust, zu reisen; und wurde es mal unlustig, weil ringsum Sirenen ins Nebelgrau heulten, dann lag man still, scheuchte die Nahenden aus der Gefahrzone und wartete, bis die schmierige Watte irgendwo riß und die Luft wieder sichtig wurde. Ein Iahrhundert scheints her. Die Wehr-Pflicht zur Konkurrenz hat uns aus der Ruhe gerüttelt. Iedes Semester beschert neue Schiffahrtgesellschaften. Selbst der klein-bürgerlich stille Norweger weitet seine Amerika-Linie insMode-maß. Schon wird um Stunden gefeilscht und Pfiffig ergrübelt, wie der Fahrplan zu tünchen, der Nebenmann zu übertrumpfen ist. Was würdet Ihr erleben, wenn jede Kapitalistengruppe das Recht hätte, aus den germanischen Ländern einen Schienenweg nach Paris oder Rom zu bauen und in dem ihr beliebigen Tempo zu befahren? Konkurrenz ist kein Mädchenschulspiel. Wer nicht mitkann, verreckt auf der Strecke." In London und Hamburg,Mar-seille undBremen: überall die selbe Begründung. Und überall la-chendie Fachleute, wenn sie das Preßgezeter hören, das denWett-bewerb um dieSchnellheit insFegefeuer verdammt. „ Kennen diese Herren denn keine andereRücksicht als die auf den Gelderwerb? Dünkt sie beim Kundenfang kein Reklamemittel zu schlecht? Ein Gewerbe, über dessen Palästen die nackte Profitsucht als Gottheit thront, scheidet sich selbst aus dem Ethos unserer sozial empfinden-den Zeit." Und so weiter. Als ob die Zeitungmacher es nicht noch schlimmer trieben als die Rheder; den Ruhm der Raschheit nicht noch gieriger suchten. „ Wie wir vor allen anderen Blättern melden konnten":vonPapierstelzenkreischtderSatznach demOrdenpourle nierite. ImDienst solcher Profitsucht sei das Streben nach Flinkheit unschädlich?Wers glaubt, hat beim Blick auf die Leichenliste des „Titanic" geschaudert, doch nie, Zwischenzwei Sonnenaufgängen, die entmannten, entweibten Opfer derMassenvergiftung gezählt. Größe ist eine bessere Rentensicherung als Schnelle. Da die Konkurrenz hindert, die Stundenleistung unter zwanzig Meilen zu senken, baut man gern geräumige Schiffe: der Maschinenkraft-bedarf wächst nicht völlig ins Maß des Leibes und ein großes Schiff bezahlt drum die Raschheit nicht so theuer wie eins von mittlerem Umfang. Als der (an Länge und Deplacement der

»Deutschland" ähnliche) «GreatEastern" sich zur erstenAusreise rüstete, wars noch schwer, seinen Mammutbauch mitFracht zu füllen. Die findet derGroßrheder,der demNordatlantischenPool angehört, inguten IahrenjetztwenigstensfürdieRückfahrtvonAmerika fast immer.Dehnt sich derKörper,so schrumpfen die Schnellheitspesen. Der «Imperator" (Hamburg-Amerika-Linie), der neulich vom Stapel lief, ist um ein Riesenstück länger, als der «Titanic" war, und drückt einen Kasten vom Umfang der «Deutschland" ins Zwerghafte. Elf Stockwerke. Von einer Bordwand zur anderen dreißigMeter; vom Kiel bis an den Schornstein fünfundfünfzig; vom Bug bis ans Achterdeckende ein Viertelkilometer. Deplacement von fünfzigtaufend Tonnen. Wohnraum für fünftausend Menschen. Fahrstühle. Große Badebassins mit einem breiten Sonderbecken für Freischwimmer. Speise-, Fest-, Musik-, Tanz-, Turn- und Massirsäle. Damensalons. Kaffeestuben. Bierschank. Luxusrestaurant. Bar. Konditorei. Spielplätze für Erwachsene und Kinder. Das ist noch lange nicht Alles. Record? Auf dem «Titanic" sah es kaum ärmlicher aus. Konnte man Tennis spielen, auf Kamelen durch Wüstensand reiten, echte Perlen und Spitzen einhandeln. Am vierzehntenAprilabend wurde den Bewohnern der Ersten Kajüte ein Mahl vorgesetzt, dessen Speisenkarte den Untersuchungakten eingeheftet werden müßte. In memonam. Neunzehn Platten, Hors d'oeuvre. Austern. Lachspastete mit Gurkensauce. Filet MignonK la Lili. Ragout von lyoner Hähnchen. Lamm. Ente inAepfelsaft. Rindsnierenbraten. TaubenmitKresse. Spargel. Gansleberpastete. Pfirsichgelee in Chartreuse.Pudding. Chokoladentorte. Eis. Dazwischen Gemüse, Reisgerichte, Pflanzenmark, Sellerie, gefrorener Champagnerpunsch. So lebten sie alle Tage. Das letzte Wort, das sie, nah beim Kap Race, lasen, war: Eis. Zwei Stunden danach meldet der Auslugmann Reginald Lee: »Eisberg dicht vor uns!" Hört durchs Rohr den Dank, die Signalglocke, spürt noch, wie sich das Ruder anstemmt; zu spät. Von der letzten Sprosse der Strickleiter, die ihn aufs Deck trug, sieht er Heizer mit ihren Kleidcrbündeln fuchteln und fängt ihren Schreckensschrei auf: alle Kohlenkammern seien überschwemmt und die Eisfluthen nicht mehr zu dämmen. Mitternacht.

Der „Titanic" war das größte Dampfschiff, nicht eins von den schnellsten; doch seinSilbersternblinkteaufeinenRecord des Unsinns hernieder. Wollen die Meertitanen sich damit weiter

brüsten, dann ist allerLiebe, alles Hasses Mühe nutzlos verthan. Rettungboote, die jedem Kohlenschlepper, jedem Küchenjungen Raum gewähren? Dann muß ein»Imperator" sechzig Boote mitschleppen, deren jedes mindestens achtzig Menschen faßt. And wie oft ist die See so still, die Hilfe so nah, die Schiffsordnung so ungestört, daß die Boote unbeschädigt ins Wasser kommen und in Sicherheit bringen? Nothobdach für ein tausendköpfiges Volk: lieber dann, wie der Deutsche Kaiser thut, ein Begleitschiff auf die Reise mitnehmen; oder, statt eines Riesen, zwei mittelwüchsige Dampfer zugleich,mit demselbenKursbefehl, ausschicken, aufdaß einer dem anderen aus derFährniß helfenkönne.Menschenschuld? Vom sicheren Port läßt sich gemächlich rathen. Smith war den Kameraden das Vorbild seemännischerTüchtigkeit; daß er aufder ersten Fahrt des neuen, mit Millionen beladenen Schiffes die Pflicht versäumt habe, müßte bündig bewiesen werden. HerrIsmay, Direktor der White Star Line, wurde (und wird noch) ein Scheusal gescholten. Vielleicht ist ers. Thatsachen, die ihn in die Sünderecke weisen, kamen bis heute noch nicht ans Licht. Er war Passagier, dem Kapitän unterthan und hat sich, wie fünfhundert andere Passagiere, aus dem sinkenden Schiff ins Leben gerettet. Spät; nachdem er an der Rettungarbeit redlich mitgewirkt hatte. War von ihm zu fordern, daß er als Heros sterbe? Wem hätte sein Martyrtod genützt? Der Sterngesellschaft, der er sich bis zum letzten Wank verlobt fühlen mußte, wäre der wichtigste Zeuge entzogen worden.DereinzigeMann,dessenAussageverhütenkonnte,daßdie Wucht der Regreßansprüche und der Widerstand der Ersatzpflichtigen auch die Company in vernichtende Wirbel reiße. Er hatte das Schiff nicht gebaut noch geführt; und der Kapitän, den einKontorkönig in unziemliche Eile gehetzt hätte, stünde als Wicht vor dem Richterstuhl. Die Menschheit, selbst die auf Papiermärkten wimmelnde, hatsich (nicht zum ersten Mal merkts der Betrachter) noch immer nicht in die Denkform der Aktienzeit gewöhnt. Herr Ismay ist nicht, wie manche Stütze der von Ibsen und Kielland beleuchteten Gesellschaft, ein Privatrheder, der für seinen Profit bangt und tri, gt, sondern einGlied desGesellschaftvorstandes, derdieLebensmöglichkeit des Unternehmens und drum den Vortheil der Aktionäre zu wahren hat. Er wäre nicht der schwärzeste Schuft, fondern der dümmste Tropf gewesen, wenn er mit hellem Bewußtsein ein untüchtiges Schiff aus demHafen getrieben, zu wilderMeer-

hay gespornt undsodemRufderGesellschaWnLeckgerissenhätte dessen Dichtung wohl erst nach Iahren gelang. Soll rechtwärts^ linkwärts das inquisitorisch dräuende Auge nach Menschenschuld spähen und der Aberwitz des Systems dem Gericht entschlüpfen? Eines Systems, dessen höchstes Ziel ist: die Schiffsgäste mit hunderttausendBlendmitteln vergessen zulehren,daßfie auf demOzean sind? Nur ein im Kulturwaarenhaus Aufgeputzter wills vergessen. Weil er unfähig ist,dasMeer zu erleben, aufGoldstuckund Marmor starren, zwischen Morgen und Abend dreimal warme Speise schlingen, sich in ein Orientalenbad, ein pariser Hetärencafe, an einen moskauer Schlemmertisch, zu Ritz, Maxim, in die Eremitage oder zu Cecil träumen, um Perlen schachern oder auf dem sichtbarsten Deckplatz einen Kamelrücken erklettern. Di^s will der Pankee? Und gliche er, der Prototypus, dem Goldgräber einer ver« schollenen Mär, dem Nishnijmeßner, der dem dicksten Zigeunermädel einen halben Hundertrubelschein hinwirft und auf ihr bemaltes Menschenantlitz die Weisung speit, die andere Hälfte nach Zwei unter seinem Laken zu suchen: ists rühmlich, solche Triebe zu streicheln, gegen hohen Zins in Sattheit zu päppeln?

Ists vernünftig? Den Pomp, das Prassen und wüste Spiel sieht auch die Mannschaft. Knirschend der geplagte Schiffsoffizier. Fünfunddreißig Iahre alt. Vier Iahre gefahren; Navigationschule; Militärdienst; zwei Iahre auf Frachtdampfern; wieder Schule; Kapitänsexamen; Eintritt in eine Großrhederei; zuerst hundertzehn, jetzt hundertachtzig Mark Monatsgehalt; über zweihundert kommt er so bald nicht, über dreihundert kaum jemals; braucht dabei für die Uniformröcke(Rhederei und Militär) schon einen Haufen; und kann stets, ohne Angabe eines Grundes, aus demDienst entlassen werden.HeirathwäreLeichtsinn;dieFamilie müßte darben und sänke in Pfützen, wenn eine Zeit schlechten Geschäftsganges den Ernährer vomPassagierschifs auf einen Kohlendampfer scheuchte. Hartes Brot. Und eine Verantwortunglast wie kaum irgendwo auf festem Boden. »Der Wachhabende hat bis zurUebernahme des Kommandos durch den Kapitän in jeder Hinsicht nach eigenem Ermessenzu handeln und sich jeder Zeit bewußt zu sein, daß er inAbwesenheit des Kapitäns die vosie Verantwortung trägt." Das liest der Schiffsoffizier im Vorwort zum Wachordrebuch. Die volle Verantwortung für die Sicherheit des Schiffes, durch das fünftausend Menschen kribbeln, das dreißig

Millionen gekostet hat und noch vierzig speichert. Der Entgelt ist mager. Dazu dieses verwirrende, aufreizende Schauspiel. Tag vorTag. ZwischenLunch undThee wird an einem Tisch, nicht von Schlemmern, seinMonatssold verzecht. Rechts Tanz, links Tennispartie. Unter der Pflichtsphäre regt sich in demAusgucker der Nachgedanke: «Wie hättest Du denBallgeschlagen,denderLange morgens so plump verhieb?" Und am Tau zittert die Hand des Iungen, dessen Blick vor einer Stunde die Ballblöße duftender Damenstreifte.DieGesammtleistungdieserschlichtenSeemenschen übersteigt jede Schätzung; übertrotzt die Gefahr. Wer aber säße getrosten Herzens in einem Eisenbahnzug, dessen Bedienung« Mannschaft, Führer und Wächter,auf einem Schauplatz buntesten Protzenvergnügens und frechster Snobgaukeleizu arbeiten hätte? Manches mag auf dem „Titanic" schlecht gewesen sein; schlechter noch als aufdem»GreatEastern",vondemMctorHugo einst sang: »Oeuk ctel'itänclontl'Komme avait tait unnavire!« Dessen Eingeweide dem Dichter von einer Feuersbrunst durchlodert, dessen Anker ihm ins Gewicht eines Thurmes zu wachsen schien. Viel schlechter. Ueberlebt dennoch nicht Großes im Gedächtniß? Marconi wurde schnöder Geldgier verdächtigt; dann kaum noch erwähnt. War aber der Nutzen des Werkes, das der junge Sohn italischer Erde auf der von Heinrich Hertz gefügten Grundmauer erstehen ließ, nicht gestern noch unermeßlich? Dem Findergenie Marconis, das die Möglichkeit schuf, aus finsterer Meilenferne, durch Sturm und Nebel, Helfer herbeizurufen, danken die siebenhundert Gerettetenihr Leben.Ihm; und dem tapferenIüngling,der noch in höchster Schiffsnoth nicht von dem Funkenapparat wich. Lernet inMenschlichkeit wieder Größe suchen! Als die Fluth schon in die Maschinen schlug und der Titanenrumpf sich, wie eines zu Tode getroffenenWildthieres, bäumte, spielte die Schiffskapelle, als waltete stillster Friede, noch den Choral:«Näher Dir nun, Herr Gott!" Kein armerMusikant entlief schlotternd der Trösterpflicht. Kein Steward, kein Heizer drängte sich in den Sonderdienst der Dollarpotentaten, deren jeder ihn, Kind und Kindeskind mit lässigem Griff in den Glanz heben konnte. Sieben Achtel aller Frauen gerettet,fechsHundertmillionäre ertrunken: dieserGrabsvruch überdröhnt für immer die schrillsten Rügelieder.

Hermann Harry Schmitz.*)

Hermann Harry Schmitz, wie manches Mal haben wir, wenn Sie als ein leidenschaftlich interessirter und aufgeregter Zuschauer bei dem Passionspiel unseresLebens doppelt elend, hager und eingestürzt aussahen als gewöhnlich, darüber gescherzt, daß ich dereinst an Ihrem Grabe die Leichenrede halten müßte. „Mitbürger!"(So ungefähr würdeich dann beginnen undein trau« riges Gesichi dabei aufzuziehen versuchen wie Falstaff, da er Heinrich den Merten tragirte.) „Mitbürger! Hermann Harry Schmitz ist nicht mehr. ‚Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian', wie Lessing sagen würde. Er wird Euch keine Grimassen mehr vorschneiden unv keinen tollen Schabernack mehr treiben. Er wird Euch nicht mehr ärgern, nicht mehr kitzeln, nicht mehr zum Lachen noch zum Fluchen bringen. Er ist ganz und gar unschädlich geworden bis auf seine Bücher, die er uns hinterlassen hat und die niemals auf lden Index gesetzt werden, weil sie als viel zu harmlos gelten. S, «ine Mitbürger, er war gar nicht so harmlos. Laß es mich Dir nachsagen, edler, nun ganz erblichener Freund; denn darum habe ich Dich lieb gehabt! Er war auf manche Menschen, und nicht die besten unter uns, höllisch geladen und für solche war es eben so gefährlich, mit ihm umzugehen, wie mit einem nicht abgestellten. Revolver. Ja, ich scheue mich nicht, es an seinem Grabe zu sagen, 'er hat manche seiner Kreaturen geradezu gehaßt. Ich nenne in Parenthese, um ihm nicht hinterdrein noch zu schaden, nur seine umständliche, schwerfällige Tante Gottmeih Schlüngel, die sich plump wie eine Dampfwalze durch unser heutiges Leben drängte, ioder seine schrecklichen Bekannten Benders, die er vor lauter Hatz "fast wieder geliebt hat: diese ewigen Benders, die wir Alle kennen, mit ihrem Hausputz im Frühjahr, der sich regelmäßig alle Iahre wiederholt, Benders, die eine Kaffeemaschine haben, die Alles besser wissen, denen nichts mehr geschehen kann, weil sie gegen jede, Anbill des Geschickes versichert sind, Benders, die Einen mit nützlichen Rathschlägen auf den Bahnhof bringen, denen man An-Hichtpostkarten schreiben muß, die man an der Table d'hote in der Sommerfrische wie im Riesenspeise- oder im Zanderturnsaal des Sanatoriums wieder- und wiedertrifft.

Die Grotesken dieses edlen Iünglings sind unter dem Titel: „Der Säugling und andere Tragikomoedien" im Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen.

Es gab eine Zeit, meine lieben Leidtragenden, da der Künst»
ler (und zu dieser Gilde darf man den teuren Toten mit größerem
Recht als Julius Molff oder Sttilie Wildermuth zählen) sich nichts
Lieberes wußte als Dieses: dem braven Bürger das Gruseln beizu»
bringen und ihn durch Seiltanzen, Feuerfressen und Zaubereien
zu verblüffen und vorher wie nachher dabei laut: „Ecco! Ecco!"
zu schreien. Nein, ein solcher Buhmann ist unser Hermann Harry
Schmitz nie gewesen. Er hatte dafür eine gute, fast zu gute Kinder»
stube hinter sich. Seine Manieren waren wie seine Fingernägel
wohlgepflegt und peinlich gnt gehalten. Er behandelte feine Mit-
menschen im Leben stets, wie wir Alle, mit vorzüglicher und ausge-
zeichneter Hochachtung; und kein unbezahlter Schneider klagt an
feinem Grabe. Er war kein Bürgerfresser, dieser gute selige
Schmitz. Er war es schon seinem Namen, der ihm zu seinem
«Entsetzen bei der großen Namenauslosung zugesprochen und ange-
hängt worden war, schuldig, sich nicht niederträchtig und ausge-
sucht teuflisch zu benehmen. Die gute Fee, die sich trotz dem Sox-
lethapparat, der ihn als Säugling gerettet hat, nicht abhalten ließ,
auch an seiner Wiege wie beim Dornröschen zu erscheinen, hatte
ihm gleich Vorick, Hamlets einziger schönen Iugenderinnerung,
eine gute Gabe verliehen: einen unendlichen Humor. Freilich nicht
den beliebten niederdeutschen Humor mit der berühmten Thräne
im Auge, sondern mehr den nihilistischen, zerstörerischen, auf Bu-
denstreiche und entsetzliche Finales ausgehenden Humor des von
der Akademie gejagten Historienmalers a. D. Herrn Wilhelm
Busch aus Wiedensahl.
Daher sind seine fürchterlichen Schlüsse, die mir mit das
Liebste an dem munteren Kauz gewesen sind, zu erklären: dieses
Tohuwabohu, in dem seine meisten Grotesken auslaufen, dieses
Kaputschietzen seiner Figuren am Ende, dieser Wandalismus, der,
notabene, in jedem Deutschen steckt, diese läppischen Kindereien,
wie da? verehrungwürdige große Publikum sagte, die er zum
Schluß seinen Geschichten wie einen gräulichen, neunundneunzig-
nml geringelten Schwanz anhängt. Dieses germanische metaphy-
sische GemüthZbedürfnih, hernach irgendwie Nadau zu machen, das
den edler Holsteiuer Detlev von Liliencron, wenn er betrunken war,
mit Vorliebe in eine Schießbude zu treiben pflegte, beseelte auch
zinseren sanft Verstorbenen, Er hat sich leider dadurch viele Sym-
pathien und, was schmerzlicher für ihn war, noch mehr Käufer
verdorben. Denn der heutige Deutsche hat es gern, wenn die
Sachen, die er noch zu lesen geruht, still und vernunftgemäß aus-
gehen und plötzlich, aber motivirt wie unaufgezogene Uhren, stehen

bleiben. And er scheut Dinge und Erzählungen, die damit enden, indem sie abrasseln wie tollgewordenes Zeigerwerk, das sich ohne Hemmung auf einmal blitzschnell zu drehen anfängt und schließe lich taub läuft. Der normale Deutsche rückt hörbar und unverkennbar von Einem ab, der eine Schraube los hat. Der Spleen ist, Gott sei Dank, eine englische Krankheit geblieben, die nicht unter den schwarz und weißen Fahnen gedeiht. Wir sind immun gegen dieses Gehirngift; oder wir werden es, wenn wir auf eine kurze Zeit nach Berlin deportirt worden sind.

Ach, ich glaube, ohne mich einer Leichenlästerung schuldig zu machen, bei dem Entschlafenen war sicherlich irgendwo mindestens eine Schraube los. Er konnte bei den lautesten und neusten Errungenschaften unserer modernen schnelllebigen (schon diesesWort war ihm gräßlich) Zeit vor Nervosität zittern wie ein Pferd vor einer Eisenbahn oder einem Automobil. Ganz einfache Dinge, die ein Kind heute schon ohne inneren Schaden absolvirt, wie eine Schaukelbadewanne, das Ostende des kleinen Mannes, ein Kursbuch oder eine Steuererklärung oder die spiralförmig gewundene Sperre vor einer Theaterkasse konnten ihn^noch rabiat machen. Eine einfache Blinddarmamputation, der sich jetzt jeder bessere Bankier und jede vornehme Dame, die auf sich hält, wie einer einfachen, harmlosen Badereise zu unterziehen Pflegen, regte ihn noch in übertriebener Weise auf, ja, hätte ihn fast ins Irrenhaus gebracht. Er gehörte zu Denen, die das Röthsel der Sphinx nicht mit der Promptheit und Einfältigkeit eines Oedipus errathen und beantworten und damit Alles gefressen zu haben glauben. Er stutzte vor allen Neuheiten und hörte im Gegensatz zu Denen, die Alles,selbst dasFliegen,schon als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen, niemals auf, sich zu verwundern, so lange er seine innere Maschine laufen ließ. Dabei war er durchaus nicht altmodisch gesinnt. Er spielte nicht auf der grünen Wiese mit einer Mandoline oder Ziehharmonika hinter unserer Zeit Perstecken und ich muß ihm darum den schönen und gemüthvollen Titel „Heimathdichter" noch nach seinem Tod vorenthalten. Drum fiel ihm auch nicht ein, Gott einen guten alten Mann zu heißen, sondern er rief zum Kummer seiner stillen und behaglichen Mitreisenden mitunter laut nach dem Beschwerdebuch und stellte sich manchmal fast so an,als hätte er gar dieNothbremse ziehen wollen.

Wenn er einen weißen Bart gehabt hätte statt eines ironischen Mundes, so wäre er vielleicht der große deutsche Gesellschuft refornmtor geworden, als dessen Vorläufer Iohannes dereinst Sudermann erstanden ist. Aber diese prachtvolle Rolle des

deutschen Shaw verdarb er sich dadurch, daß, er, statt ernst zu bleiden, immer wieder ausplatzen mußte und gleich einem total Betrunkenen die ganze Sache und die heutigen Leute zu komisch fand. So sahen wir ihn oft (und wir wollen, an feiner frischen Grube stehend, ihn jetzt dieser Sünde lossprechen) auf offener Straße oder zwischen unserer ernsten Arbeit, die nach Schiller des Bürgers Zierde ist, fachend herumstehen und Hörten ihn wie einen Berauschten auf einem Maskenfest unaufhörlich wiederholen: „Es ist zu komisch, zu komisch!" Er hatte freilich den Takt und die von Gott gewollte staatsbürgerliche Bescheidenheit, seine höchst zweifelhafte 'Weltanschauung oder die Rudimente einer solchen nicht als Evangelium auszuschreien, was man sich übrigens auch verboten hätte. Er machte sich im Leben kaum breiter als jetzt im Tode und lehnte sich still und scheu auf den kuriosen Posten, den er in der Welt einnahm, gleich dem kleinen, dünnen iSpazirstöckchen, das ein Thunichtgut an einen Baum an der öffentlichen Promenade hingestellt hatte und das ganz Krähwinkel in Revolution und Nervenzerrüttung brachte. An diesem seinem besonderen Platz, von dem er die Leute bald wie ein Konkav-, bald wie ein Konvexspiegel, dergleichen man wohl noch auf kleinen Iahrmärkten sieht, abmalte, ließ er sie vorbeipassiren: den Lieutenant Anatol Brustkorb, den Rath Schnödelkrum, den Chirurgen Professor Langebühdel, den Gießkannenfabrikanten Pröbster, die Tante Ameisenei, denFürsten von Printe-Hefeteil-Hubbelrath, die Pantherdame Lola Hirschtalg, die Waarenhausdirektrice Veranda Cohn, den Naturschwärmer Goliath Bumke, den Versicherungagenten Engerling Daumentrost, den Kolonialwaarenhändler Mehlenzell, das Dienstmädchen Anna Knaterbull, den Engländer Mister Botteram, und wie sie Alle bei ihm heißen mochten. And auf dieser ihm nach dem Willen des Höchsten zuertheilten Stellung als Oki'oni^usur Lomi^us unserer Zeit hat ,er Stand gehalten bis ans Ende, da der Tod seine schwarze Visitenkarte mitx. z>. o, bei ihm abgab,dieermit einer seiner liebenswürdigen Verbeugungen in Empfang nahm. Er war als ein allzeit fröhlicher Spektator seiner Mitmenschen (ich scheue mich nicht, meine Leichenpredigt mit einem Schwung wie Bossuet, der größte Kanzelredner des allerkatholischsten Königs, zu enden) ein Phänomen, ein sehenswerthes Wunderthier. Möge ihm die Erde leicht sein, wie er ihr leicht gewesen ist! ^vs sinims, n«Q og.näiäa,!"
Kaiserswerth. Herbert Eulenberg.

Erich Korngold.

Geschichte des jungen Korngold klingt wie ein Märchen.
And im Grunde ist sie auch eins. Denn das Wunder, das in !jedem richtigen Märchen verkommen muß, hat sich unter Umständen ereignet, die stark an die Fähigkeit, zu glauben, appelliren. Der junge Korngold lag anMasern krank. ImFieber fühlte das Kind etwas Unerhörtes und Neues in sich; es hörte plötzlich Melodien und spürte das brennende Verlangen, dieseMelodien zu spielen und aufzuschreiben. Von dieser Zeit an beginnt das Schaffen eines Knaben, der vor Kurzem erst im leipziger Gewandhaus wie ein alter Meister begrüßt und gefeiert worden ist. In einem Zeitraum von vier Iah« ren hat das Kind Räume durchmessen, Fertigkeiten erworben, die wir Anderen mühsam durchmessen, mühsam erwerben. Zwischen dem wunderlichen Tag, da es den Musiker in sich entdeckte, bis zu jenem, da es sich überwand, liegt ein Prozeß der Verinnerlichung, der in der Geschichte der Musik fast vereinzelt dasteht. Ein Wunderkind, sagen Alle, die das Wunder dieses Kindes nicht kennen und /glücklich sind, eine Erscheinung durch ein Wort zu erledigen. Aber beim jungen Korngold fehlen gerade die üblichen Attribute des Wunderkindes: das „für sein Alter Erstaunliche", die „Frühreife". Sobald der feurige Bub mit den großen schwarzen Augen am Klavier sitzt und seine „Sachen" spielt, verliert man ihn als die Erscheinung eines Kindes. Das Zufällige verschwindet, das Dauernde, mit dem Wesen Verbundene tritt hervor: kein Kind, kein Mann, ein Meister spielt Dinge, die ein Meister geschaffen hat. Das Wunderkindliche ist nicht in sich geschlossen; es liegt so zu sagen nach zwei, drei Himmelsgegenden frei jund.offen. Dort und da sieht man Wege in die Zukunft. !Ganz anders begiebt sich, .trägt sichdasWunder des jungen Korngold zu. Um Alles, was er schafft und spielt, schließt sich ein Kreis, thut sich eine Sphäre auf, darin der Keim schon zur Frucht geworden, das Werdende im Glanz der jugendlichen Sonne gereist erscheint. Versprechen und Erfüllung decken einander und Nirgends bleibt Wünschbares." „Man kann nicht sagen: „Der junge Korngold wird"; noch: „Wenn er sich entwickelt, darf man von ihm Dies und Ienes erwarten." Sondern: „Der junge Korngold ist."
Er ist, was er werden mußte.
In der Zone der Iugend findet man ziemlich oft durch Fleiß und frühen Ernst erworbene Tüchtigkeit in musikalischen Dingen. Kinder, die das Technische spielend überwinden, sind wahrhaftig nicht selten. Der Fall Korngold aber liegt ganz anders. In diesem

Kind ist s, priori, was wir erwerben. Die Totalität seiner musikarischen Natur verblüfft und übertrifft das Dagewesene. Das Fertige, Geschlossene, Gereifte in ihm sah Niemand werden und Stadien durchlaufen. Der junge Korngold hat den Ernst und die Größe des Kindes. Im „Schneemann", im Klaviertrio, in den Klavierstücken, in den beiden Klaviersonaten steht das Monumentale oft dicht ne« ben dem witzigen und grotesken Einfall, das Blühende, Verklärte, Sinnliche und Duftige neben jdem Gepanzerten, neben) dem mit Ge« danken Beschwerten: das Kind neben dem Mann, der seine ernsten, weihevollen und doch auchAugenblicke einer in Sehnsucht geläuterten Heiterkeit hat. Dieses Kind ist ein Kind seiner Zeit. Der junge Korngold hat wenig Orchestermusik gehört, selten die Konzertsäle gesucht. Die Erfahrung dieses Kindes verschwindet hinter dem Ursprünglichen und Instinktiven. Seine Musik trägt das in Schwung und Feuer erschaute Bild unserer Tage. Sie athmet mit demAthem der Neuen, sie schreitet und tänzelt mit dem Gewicht und mit der Grazie einer in ihren Mitteln stark bereicherten Musikergeueration. Im neuen Klang aber entfaltet dieser wundervolle Knabe die alte Seele, die Musikantenseele der alten Unsterblichen. Wer das „Komponiren lernt", steht zaghaft vor der hohen Mauer der „Form", davor die musikalischen Gesetze als gepanzerte Wächter stehen. Du nimmst den ersten Vorhof, den des strengen Satzes, und den zweiten, den des freien, und nun erst darfst und kannst Du zeigen, wer Du bist; nicht, was Du durch die Form wirst, sondern, was die Form aus Dir und durch Dich empfängt, mußt Du zeigen. And hier, an der Grenze vom Erworbenen zum Eigenen, beginnt das Leid des Komponisten. Er wird ein Komponist oder er wird im wahren und edlen Sinn des Wortes ein Tondichter. Das schöne Wort Tondichter ist leider verloren gegangen. Man gebraucht es nicht mehr, weil die Komponisten mit dem Titel Komponist zufrieden und glücklich sind. Aber der Begriff, glaube ich, ist, stillschweigend gleichsam, geblieben und wird bleiben, so lange die Fähigkeit der Kulturmenschen bleibt, Höheres, vom Niederen zu unterscheiden. Der Tondichter nun schafft sich die Form, die ihm der Einfall mitbringt. Er wandelt, entzaubert und entwickelt den Sinn der ehrwürdigen und ewigen Gesetze des Klanges und die Vorschriften des Satzes, welche die Schönheit erlassen hat. And gerade darin hat es der junge Korngold zu einer Meisterschaft gebracht, die jeden Musiker fortreißen müßte, sofern er nicht im Innersten gekränkt wäre. In der Geschichte des jungen Korngold freilich giebt es Viele vom Schlage der Gekränkten und Zurückgesetzten. Man kanns verstehen, kanns fühlen. Schließlich ists ja doch

fatal, daß der junge Korngold im neunten Jahr seines Lebens schon hatte, was sie im Schweiße ihres Angesichtes erobern und sich mühsam abringen. Das Wunder dieses Knaben, der sich nichts ab« zuringen hat, ist für sie ein verdrießliches! Wunder. Aber ich meine, daß man doch nicht, über diese Verdrießlichkeit hinaus, an das Wunder selbst tasten dürfte, sofern es beim guten Willen und der Redlichkeit des Gekränktesten bleiben soll. Neben Solchen, die nicht mitgehen können, giebt es die Anderen, die nicht mitgehen wollen und die daraus obendrein eine Tapferkeit jund eine Tugend machen. Der Vater Iulius ist Musikkritiker der „Neuen Freien Presse". Natürlich, rufen sie, da gehts leicht. Da braucht der Vater nur zu winken.' und die Klavierspieler und die Dirigenten thun sich auf und lächeln freundlich, weil sie die Zeitung als sicherstes Instrument zur Erwerbung der AnsterblichkeitHetrachten. <And auch die Kritiker „fürchten" fich und schwingen das Rauchfaß vor dem jungen Korn- hold, um dem „alten" ein Opfer zu opfern. And so beiläufig.
Der Bub leidet darunter, hat weder den liebenden Eifer des Vaters nöthig noch die „Aufmachung"durch Wohlwollen von dieser oder jener Art. Eine Erscheinung wie diese rückt aus dem Lärm und vor Allem aus idem Bereich jener Lächerlichen, die immer noch glau« ben, eine Zeitung sei im Stande, Unsterbliche, zu ernennen, wie der König von England seine Pairs. Ich habe keine Sorge um ihn, „ob was aus ihm wird," aus ihm, der heute schon mehr ist, als die An- deren im glücklichsten Falle werden können. Für mich ist der junge Korngold ein Phänomen von ganz seltener, ganz köstlicher und Hochinteressanter Einsamkeit, ein Phänomen von Dimensionen, die heute schon die Grenzen des Jugendlichen hinter sich lassen. Ein Fall von schwerer, später, reifer Kunst, die auf dem Humus der Kindlichkeit doppelt schön und verheißungvoll emporblüht, die zum Himmel lodert, wie die blaue Flamme zum nächtlichen Himmel Nietzsches. Ein Fall von Instinkt und musischer Arsprünglichkeit. Ein Fall von elementarer Schöpfungskraft und Einfallsfülle. And schließlich nicht einmal ein Fall .mehr, sondern Etwas, das vorgeht, das sich ereignet, das sich abspielt, wie eine Erscheinung, die sich nicht erklären läßt.
Nicht Zufall ist es, daß sie in Wien aufsteigt, daß sie die Tatze des Löwen und den lieblichen Blick wienerischer Kindlichkeit vereinigt. Wien ist die Hauptstadt des deutschen Talentes, nament- lich des musikalischen. Hier wächst der echte, wenn auch nicht immer zum Artheil reife Enthusiasmus, der zur Aeberschätzung hinneigt und auf dessen Grunde eine ganz merkwürdige Zärtlichkeit, ein hanz vereinzeltes Vertrauen in die Kraft der Kunst lebt. Die Aus«

wüchse können das Gesamtbild nicht trüben. Hinter den heftig streitenden Musikparteien steht das Gefühl einer unbegrenzten Dankbarkeit für jede Wohlthat, die aus der Musik fließt. Hier „musizirt" man in allen besseren Häusern. Hier leben die leidenschaftlichen Partitur-Mitlefer. Hier wächst das ewig sich erneuernde, jubelfreudige uns opferbereite Publikum der vierten Galerie, das Publikum der Opernlieblinge und Stars, hier gedeiht der Begriff Gemeinde im Geist einer lebhaften künstlerischen Theilnahme. Hier hausen endlich die Sonderlinge, die „Typen", die Interessanten. Und in den Rahmen dieses höheren Treibens und Empfindens tritt die Gestalt eines schöpferischen Knaben. Ich blättere die Kom-Positionen dieses Knaben noch einmal durch: die Klavierstücke, das reizvolle „Schneemann"-Ballet,die beiden Klaviersonaten, das Klaviertrio. Arbeiten eines Kindes. Reif und schwer, oft schmerzhaft groß im Wurf, kühn im Konzept, gewaltig im Aufbau und in der Steigerung, dabei doch geklärt und geläutert durch eine blühende und ganz ursprüngliche melodische Erfindung. Moderne Musik, gesehen und gestaltet durch den genialen Instinkt eines Knaben. Das Wunder dieser Erscheinung wächst aber, seit dieser Knabe für das große Orchester schafft. Eine Schauspielouverture ist unter Artur Nikisch im leipziger Gewandhaus aus der Taufe gehoben worden. Sie zeigt die machtvolle Eigenart des Knaben, seinePhantasie, seine sichere Empfindung für das Dramatische, seine blühende Melodie, iseinen Einfall im Bau der Kontraste. Das Orchester meistert er wie ein Gereifter und Vertrauter; und klatscht in die tzände wie ein richtiges Kind, das neugierig ist, obs auch schön klingen wird. Die Erwachsenen schütteln den Kopf. Aergern sich auch. Sind wild darüber, daß, hier einem Kinde gegeben ist, was sie durch Arbeit und Mühe jerwerb en. Vertrusten sich gegen das Wunder. Aber Das nützt wenig. Was echt ist und vom Himmel gefallen, wird stärker als seine Widersacher. Mich packt dieses Ereigniß in der Kinderwelt. Es stimmt mich zu Iubel und nicht zu Zweifel. Keine Sorge fühle ich für dieses Kind. Unser Leben ist arm an Erlebniß. Um so reicher müßte man dieses begrüßen, um so zärtlicher und rückhaltloser fördern, um so freudiger >ih?m die Ehre zollen, die sonst so leicht und so verschwenderisch an Mittelmaß und redliche Tüchtigkeit abgestattet wird. Dieser kleine Meister aus dem Lande der Jugend ist stark genug, sich zu erobern, was man ihm verweigern möchte.
Wien. Hans Liebstoeckl.

Die Heimkehr des Falken.
Die Heimkehr des Falken.*)
^Mein: er hätte gestern der allerdings heftigen Ohrenschmerzen und AWV des kalten Mondscheines halber noch lange nicht Opium nehmen müssen. Zwar waren dann goldene Sterne zum Tanz an der Zimmeldccke erschienen, überirdischen Rosenduft und unnennbares Entzücken verbreitend, bis Granatäpfel, die eine durchaus angenehme Bitterkeit mit ihrer Süßigkeit verbanden, auf seinen Lippen zergingen und er eine Mir Taimuri-Melone zu kosten vermeinte,' von solcher Zartheit des Geschmackes, daß er darüber in Ohnmacht fiel. Aber als er endgiltig aus dem Schlaf sank, lächelte nicht in ihm die Seligkeit des genesenden Iünglings; dumpfe Schauer rüttelten an einem der vielen Anstrengungen satten Körper. Von außen kam gewiß mehr keine Hilfe. Die Türkise vom Berge Myoghil hatten nicht geholfen. Vergebens trug er ein goldgeziertes Geflecht aus den Schwanzhaaren der Bcrgkuh. Wie viele Aerzte und Mullas waren befragt worden! Keiner fand den Trank der Gesundheit. Auch die Träume waren nicht die beruhigendsten gewesen. Gänse hatte er gesehen, die sich in der Schlinge ihres Halses an Aesten kahler Bäume erhängt hatten. Die mehl deutige Auslegung, die Abul Baka, der Oberste der Koranstecher, diesem Gesicht gegeben, war ebenfalls Alles eher denn befriedigend zu nennen. Schwäne zu werden, hätten die Gänse diese streckende Itebung ihres Halses vorgenommen. Dem Padschah stehe bevor, in ein Reich einzuziehen, in Vergleich zu dem das reiche Hindostan ein kahler Ast sei. Noch wollte er nicht in jene Welt, in die ihn nur der Tod gebären konnte.... Zwar, wenn man die Sache recht bedachte: was gab ihm noch das Leben? Heute, kaum er sich mühsälig erhoben, das nicht eben große Vergnügen, den unseligen Maharadscha Tschanden Singh in Abjchiedsaudienz zu empfangen. Den selben Maharadscha, den er seines Landes beraubt, gedemüthigt und mit einer dürftigen Statthalterschaft abgespeist hatte. Aber welcher Dschinn hatte auch diesen Menschen geheißen, Humaiun einen wunderschönen blauen Falken zu schenken, der nach kurzer Zeit, einen Reiher verfolgend, entflogen? Da der arme Humaiun gerade in der Genesung von einer heftigen Krank« heit begriffen war, so hatte durch diesenVerlust heraufgerufener Schmerz einen Rückfall verursacht, der den Kranken in ein dumpfes Hinbrüten

Eine Probe aus dem wunderlich-kräftigen Phantastenbuch,
das, unter dem Titel „Der Selbstmord eines Katers", bei Georg Müller erscheint. Ein Phantastenbuch muß mans wohl nennen. Der Verfasser (wohin er will und gelangen kann, welches Entwickelungstadion seinem Talent erreichbar ist, fühlt man noch nicht recht) hat sich ein Weltbild erträumt und müht sich, fast allzu eigensinnig, den Leser in den Glauben an die Realität dieses Weltbildes zu zwingen.

versenkte, aus dem ihn nicht einmal der Anblick ähnlicher Falken reißen konnte. Und er, der Vater, mußte sich gesund stellen, täglich blutenden Herzens Siegesfeste feiern, Dankgebete sprechen, nach wie vor gleichgiltige Menschen empfangen, jedem halbwegs mächtigen Mogul seine außerordentliche Freude aussprechen, ihn zu sehen... Allah sei Dank! Die frische Luft begann ihre Wirkung zu thun, die Sonne schien freundlicher zu scheinen, die Geschwüre brannten nicht mehr, er fühlte sich wieder wohler, die Leichtigkeit des Schrittes, die er anfangs der tausend Augen des Hofes halber erzwingen gemußt, sie stellte sich von selbst ein. Die Kraft kam zurück. Was sollte, was konnte er thun? Sollte er saure Kirschen, rothe Brustbeeren, Trappeneier essen, das Weiße Thier jagen, unter gewaltigem Palmweintrinken auf einem Eangesschiff das Fest der Erinnerung an irgendein Weib oder eine Schlacht mit tausend Toten feiern, deren blutige Augen ihn dann doch unwiderruflich in der nächsten Nacht heimsuchen würden?... Kämpfe wüthender Kamele und Elefanten auf einer Insel, wo sie nicht ausbrechen konnten: recht spannend; außerdem hätte er längst schon wissen wollen, wie sich ein Rhinozeros einem Elefanten gegenüber verhalten wülde. War er aber dann besser als der kleine Nasir Schah von Benzol, der Liebhaber der Kampfheuschrecken? Wie wäre es, wenn er über die Dschamna schwämme und versuchte, in weniger als dreiunddreißig Stößen hinüber zu gelangen, was er noch im vorigen Iahr geleistet, womöglich zu unterbieten? Nein! Die Anstrengung konnte ihm schaden; besser: er stellte sich vor den Spiegel und schaute, wie ihm das goldene Diadem und der goldene Gürtel des besiegten Rana Sanka zu Gesichte ständen Was hinderte ihn, künftiger Langeweile vorbeugend, den Auftrag zu ertheilen, ihm nach und nach alle Unterthanen und Unterthaninnen seines ungeheuren Reiches vorzuführen, auf daß er jeden ansehe und mit ihm spreche, ob vielleicht mit einem von ihnen eine Vereinigung der Seelen möglich wäre und er dadurch vollends genese, den Dattelbaum seines Daseins auf den Dattelbaum des Daseins eines Anderen pfropfend zur süßeften Frucht der Freundschaft... Dies konnte er; was noch? In doppelt besohlten Stiefeln von einer Mauerzinne Agras hoch durch die Luft zur anderen springen, unter jedem Arm einen Mann... Und Gedichte machen im Metrum Zerb gerb, abter gah, mahbun mehzufl Viel mehr Möglichkeiten standen ihm ja nicht zu Gebot. Alles kehrte wieder. Der Fall der Sonne, der Aufstieg des Mondes und übrigen Himmelsgeschmeides, nein: Himmelsgelichters. O Größe des Wechsels! Und da gab es noch Leute wie diesen Tokteh Bugha Sultan, die vermittels des im Kopfe eines Pferdes gefundenen und in Thierblut getauchten Zaubersteines der Abwechselung wegen Regen machten, wenn es trocken war, und umgekehrt... Wenn er sich wenigstens betäuben könnte! Sein Verlangen nach Wein wurde plötzlich so heftig, daß er fast Thränen vergossen hätte vor unbefriedigt-wüthender Begierde. Und da: wahrhaftig, die Gärtner rechneten gar nicht mehr mit seiner Genesung und ließen den

Park in Verwahrlosung fallen. Ein Haufen Ameisen mitten im Weg. Die einen schleppten mit ihren Kieferzangen Samenkörner von gewissen Kräutern herbei, andere zogen Eier an die prangende Sonne, wieder andere trugen unter großer Trauer die Leichen der Gestorbenen fort... Wie es bei seiner Beerdigung zugehen würde? Er sah es vor sich: die Trauerceremonien würden verrichtet werden, und nachdem die Trauerzeit vorüber und die von Allah bestimmte Anzahl von Thränen abgeweint, würden von Köchen, die es nichts anging, Speisen zugerichtet und an Vettelmönche, Arme und Hilfbedürftige vertheilt werden. Der Scheich ul Islam würde Lesen des Koran und Gebete für die Seele des Verblichenen anordnen und die Trauer der verschiedenen Herzen durch diese Zeichen der Liebe beschwichtigt sein. Der Nachfolger, wer er auch sei, würde nach einigen Tagen ruhig dem Guß einer Kanone zusehen und die Früchte des Mangobaumes genießen, dabei den Tanz eines Mädchens bewundernd. Mehdi Kwajeh, sein Schwiegersohn, vielleicht nicht, denn dieser Kriegsheld hatte nie den Muth, ein vollbrüstiges Weib gerade anzuschauen... .

Gut, daß Syed Dekni Schirazi ihm jetzt entgegenkam. Er hatte diesem Wasserfinder erst unlängst große Geschenke gemacht, aber mit den Wasserkünsten im Garten war es noch recht armsälig bestellt. Wegen der Unordnung im Park zur Nede gezogen, machte der Syed lächerliche Ausflüchte und konnte den Wein am Schluß nicht hindern, mit leiser werdender Stimme zu fragen, ob, was Allah verhüten möge, Sultan tzumaiun Khan wirklich krank darniederliege. Eine schneidende Handbewegung, das Mahnwort: „Die rothe Junge giebt den grünen Kopf oft den Winden preis", ließen den Schwätzer verstummen; plötzlich jedoch schrie der Syed mit den Fingern in die Luft, solche Heftigkeit der Freude im Antlitz, daß selbst der Muthigste sich schnell einige Schritte von ihm entfernt hätte, in der Meinung, der Wasscrfinder sei vor Schrecken in Wahnsinn gefallen. Aber ein wohlbekannter schwarzer Punkt, auf einen anderen größeren niederstrebend, ließ den Padschah die Freude des Syed theilen und der besseren Aussicht wegen an den Teich vortreten. Einer der kleinen Kieselsteine am abschüssigen Ufer machte ihn straucheln. Vielleicht hätte er sich vor dem seiner Erkältung gefährlichen Vad noch retten können, aller ein Nest vom Genuß des Opiums hinterbliebener Trägheit und noch Etwas in ihm, das gern wissen wollte, welchen weiteren Verlauf die Dinge nehmen würden, wenn er in den Teich fiele: Dies hinderte ihn daran, sich vor dem Sturze zu bewahren. Und als er auf einmal im kalten Wasser auf dem Grunde lag, schien ihm in der Erstarrung seiner Seele ein solches Ende recht zu sein. Nur unwillkürlich regte er die Hände und tauchte auf. An das hochliegende Ufer konnte er nicht, Falke und Neiher, größer werdend, ließen ihn staunen über die Sinnlosigkeit der noch unabsehbaren Umwälzungen, die in einem so gewaltigen Neich ein kleines Thier hervorzurufen vermöge. Ein Thier, das ihn und Humaiun vom Leben zu trennen vermöchte und von Hin»

dostan, dem unter tausend Gefahren errungenen. In nicht/ mehr Zeit, als Milch zum Sieden brauchte. Vorige Woche noch hatte er selbst« bewußt niedergeschrieben: „Wir Dichter sind die Führer jener An« dern, die mit uns im Schlafe wandern", und heute warf ihn (o Mangel an Wachheit und Geistesgegenwart!) ein alberner Falke ins Grab... Dem Syed hatte er mit Enthauptung gedroht: und nun lag er im Teich des Syeds!... Dann aber kehrte ihm das Lächeln wieder, als er ö^r Dorflehrer gedachte, die unter Palmen, der Derwische, die in Moscheen von dem unscheinbaren Werkzeuge reden würden, dessen sich Allah bedient, um einen Aergerniß und Nachahmung erregenden Weintrinker und Vater eines Weintrinkers zu verderben... Die Schwertlilien am gegenüberliegenden Ufer verbeugten sich vor dem Wind und ein weit weg im Leben mit erschrecktem Schrei auffahrender Pfau erinnerte sein dämonisches Gedächtniß nur an eine alte Aufzeichnung, in der er gesagt hatte, wie nach der Lehre des Imams Abu Hanifeh das Pfauenfleisch eine erlaubte Speise sei, aber gleich dem Fleisch der Dromedare mit einigem Widerwillen genossen werde. Selbst Wucht, Blut und Koth des niedersausenden Reihers rissen ihn nicht aus seiner kalten Benommenheit. Erst der Syed, der den Teich angelegt hatte und ihm nun beim Herbeieilen einiger Höflinge zaudernd und ängstlich nachgesprungen war, als fürchte er die Rache des künftigen Herrschers, wenn er sich allzu hilfreich erzeige, erst der Syed gab ihn einigermaßen dem Leben wieder. Mit einer Art Schadens: eude sah er die Angst des Wasserfeindes in dessen Hand zittern, dann sah er irgendein Buch, am Besten seine Denkwürdigkeiten, ge« bunden in die Haut seines Retters, in die Welt hinausgesandt von den Feinden Humaiuns, von Medhi Kwajeh oder wer sonst sein Nachfolger war. Der Syed und einige Höflinge halfen ihm ans Land, trockene Mäntel wurden mit großem Eifer gereicht, er stieß sie zurück: nun konnte ihm nichts mehr helfen. Ia, wenn jener mongolische Wund« arzt anwesend wäre, der ihm vor Iahren die Schädelwunde geheilt und andere Wunderkuren vollbracht hatte, dann allerdings! Aber der gesegnete Mann war seit Langem schon wie verschollen... Haha! Fast hätte er der Versuchung nachgegeben und den schuldtragenden Kiesel gesucht und aufgehoben, auf daß ihn der diesem Stückchen Erde Alles verdankende Thronfolger in Gold fassen könne. Der ungleich schuldigere Falke... Da sah man schnell, wie es um ihn und Humaiun stand: Keiner vom Hof hatte sich um das unheilbringende kostbare Thier gekümmert; es konnte fortfliegen, wann es wollte. Er streckte den Arm aus: der blaue Falke Humaiuns, blutigen Flaum in den Fängen, kam unsicher über die Kiesel geschritten und schwang sich ihm auf die Faust. Er preßte den heißen Thierkörper gierig an sich. Viel« leicht kam Genesung, vielleicht war der Falke Glück; denn wie hatte er gelebt in den Tagen, da der Vogel fern war! Ietzt, jetzt würde wieder Friede einkehren in das Haus seines Herzens. Oder hatte Maharadscha Tjchanden Singh, durch Mehdi Kwajeh von Humaiuns krankhafter

Porliebe für seltene Falken in Kenntniß gesetzt, aus Rache einen flnchtliebenden Falken abgerichtet, all dies Unheil zu bewerkstelligen? Und dabei stand auch schon der widerwärtige Pagan im Geist vor ihm, das einzige Auge von einem furchtbaren, blaurothen Aussatz umfressen... Geschrei! Ein Eunuche hatte, zwei Schritte von ihm, eine große Schlange erschlagen. Aus ihr kroch eine dünnere, welche, offenbar kurz vorher verschlungen, nicht im Geringsten beschädigt war. Aus der dünnen, betäubten kam wieder eine große Ratte hervor, die gleichfalls nicht verletzt schien. Ein böses Vorzeichen! Die große Schlange war natürlich er, die kleinere und die Ratte Humaiun und der Falke. Dies und in seinen Adern das Rauschen eines nicht inehr fernen Fiebers ließ ihn nun jede Täuschung der Großen außer Acht lassen. In ihm schrie es wie unabänderlich: „Der Falke kam, so muß ich gehen". Ohne daß er wußte, wieso sich ihm dieser Gedanke aufgedrängt hatte. Wohlan: brachte sogar der geliebte Vogel Humaiun keine Genesung, dann sollte Abul Baka nicht umsonst gesagt haben, der Allmächtige habe zuweilen das werthvollste Besitzthum eines Freundes als Opfer für das Leben eines Anderen angenommen. Ob er einige Monate mehr oder weniger sich hinschleppte, jetzt von einem sinnlosen Aufregungzustande erfaßt, dann wieder eiskalt: Das war nicht von Belang, wenn durch den spärlichen Einsatz so freudloser Tage der junge Humaiun dem Leben und Thron erhalten werden konnte. Besser auch, ruhmvoll für den Sohn zu sterben, als nach dessen Hingange qualvoll unter dem Gift der Tochter eines vertriebenen Herrschers, dem Dolch eines Wesirs zu enden oder zur Abwechselung, wie sein Vater, bei der Besichtigung eines Taubenhauses angeblich in Folge eines Fehltrittes vom Felsen zu stürzen. Und wie, wenn die Krankheit Humaiuns Verstellung oder der Rath des Koranstechers mit einem anderen Prinzen und Verschwörer verabredet war? Eine Rechnung also mit seiner Liebe zu Humaiun, der, ob nun scheinbar krank oder in Wirklichkeit dahinsiechend, dann doch trotz seiner Aufopferung ermordet, das Reich einem Fremden überließ? Daß er immer Thaten, die zu vollführen vielleicht nur er schlecht genug war, Anderen zutraute! Humaiun sollte sich krank stellen, um dadurch den Opfertod des Vaters heraufzubeschwören? Wohin seine Gedanken sich noch versteigen würden!
Am Ende war das ewige grundlose Mißtrauen der Wurm, der an seinem Leben fraß. Stets war er den Menschen gegenüber ein Löwe ohne Heiligen gewesen, während in allen anderen Löwen ein Heiliger saß, der es nicht zuließ, daß Schwächste überfallen wurden. Richtig: er war ja kein Löwe, er hieß Baber: Tiger. Als Kind schon hatte er grausam Gras zerzupft, Blumen geknickt, Zweige gebrochen, Käfer und Menschen gemordet! Nun war die Reihe an ihm. Vor dem Palast des Sohnes angelangt, drehte er sich nach der Sonne um, denn ein Gefühl klagte in ihm, die Sonne sei verschwunden und werde nicht mehr sein. Kalt, eine gelbe Metallscheibe, klebte die Sonne an einem grauen Himmel, als könnte sie sich lösen und jeden Augenblick herabfallen,

auf keinen Anderen als auf ihn. Zur Strafe. Er bückte sich unwill»
türlich, wie um auszuweichen, lächelte dann über die krankhafte Furcht
und sein noch dienstwilliges Gedächtniß, das ihm bei diesem Schrecken
des Auges, anscheinend ein eigenes Leben führend, unbeirrt und mit
kaltem Hohn jene Gewaltigen der Vorzeit in Erinnerung gebracht
hatte, die, wenn sie sich von der Erde erhoben, den Kopf senkten, um
in den Himmel kein Loch zu stoßen... Das also war der Abschied von
der Sonne, dem Garten, dem Leben! Oder? Es war und blieb doch
ein thörichter Einfall, von einer großen Schlange zu verlangen, sie
solle eine kleinere, von dieser wieder, sie solle eine Natte verfchlingen,
nur zu dem Zweck, daß er, der zufällig Vorübergeworfene, aus ihrem
Tod und dem Ueberleben der anderen Thiere sein Schicksal entnehmen
könne! Oder ein Falke entflog, um tätliches Siechthum des Besitzers
hervorzurufen, kehrte zurück und stürzte dadurch den kränkelnden Va-
ter des Besitzers in einen unangenehmen Teich. Aber Maharadscha
Tschanden Singh, hieß es nicht von ihm, sein Auge vermöge Tod aus»
zustrahlen? Seinem Besitz entstammte der Unglücksvogel. Vielleicht
waren dem Vaganen magische Kräfte nur seines furchterregenden Aus»
sehens wegen zugeschrieben worden! Dann mußte es zur Heilung Hu»
maiuns genügen, wenn der Kranke den Falken wiedersah; sonst blieb
nichts übrig als: den Zauber durch einen noch mächtigeren zu brechen.
Humaiun erkannte weder ihn noch den Falken. Der Iüngling
sah, ohne zu sehen. Eingesperrt in ein dumpfes Brüten, betrachtete er
mit theilnahmlosen Augen, denen jeder Ausdruck fehlte, bald das
Schloß seines Gürtels aus roth und weiß geflammten Stein, bald
nestelte er an den Schnüren seines Oberkleides. Da gab es keine an-
dere Hilfe. Wenn der Sohn weiterleben sollte, mußte eben Einer na»
mens Zehir eddin Muhammed, genannt Vaber, sich damit bescheiden,
die Form seines Daseins zu verändern. Falls der Sohn, wann immer,
nur auf einen Augenblick zur Besinnung erwachte und erfuhr, der
Vater sei für ihn in den Tod gegangen: Dies würde genügen, Hu»
maiun dem Leben wiederzugeben. Es war ja so einfach; wenn er das
Gelöbniß geleistet, würde er sich einbilden, er müsse sterben, damit der
Sohn leben könne, und an dieser Einbildung würde er sterben, Hu»
maiun aber durch die Kraft einer anderen Einbildung der Betäubung
entrissen sein...
Er ließ Humaiun auf dem Lager in die Mitte des Saales tragen.
Abul Vaka, seinen Entschluß wortlos gutheißend, begann, laut zu be»
ten. Aizam eddin Ali Khalifeh, der Großwesir, das Vorhaben ahnend,
fiel ihm mit einer etwas tänzerhaften Geberde zu Füßen und beschwor
ihn jammernd, abzulassen von seinem Plan. Die alten Weisen hätten
gesagt, nur das Theuerste unseres leblosen Gutes solle dem Himmel
geopfert werden. Die anderen Höflinge, gleich eben so vielen Affen, be-
nutzten ähnliche Mienen und Worte, hüteten sich aber weislich, die
Gunst des unbekannten Nachfolgers durch allzu dringliche Bitten zu
verscherzen. Eine Bewegung seiner Hand zerfetzte die Reden der Knien»

den in der Mitte und machte sie sinnlos. Der Scheich ul Islam, eilig herbeigeholt, erschien und mit ihm zu gleicher Zeit zwängte sich in lächerlicher Weise der dicke Sultanringer Zadik durch die Thür. Der Scheich empfing die Weisung, das öffentliche Gebet für den Landes-Herrn von nun ab für Humaiun verrichten zu lassen; der Leibringer fragte lärmend alle Welt, was denn aus ihm werden solle, wenn sein Beschützer ihn und die Erde zu berauben, zu verlassen willens sei. Kaiserliches Schwert, Fahne, Roßschweif, Trommel und Sonnenschirm wurden Humaiun zu Füßen gelegt. Ihm die Waffen umzugürten, war bei seinem Zustand nicht räthlich. Dann ward der Iüngling nach mongolischem Brauch auf ein weißes Lammfell gesetzt und zum Khan aller Khane ausgerufen. Bleich und blicklos saß er da, wie die heidnischen Götzenbilder, die er eines Tages in Folge von Magenschmerzen in Indien hatte vernichten lassen. Ein Kind, dem in solcher Weise gehuldigt worden, hätte sich geregt, geweint oder mit den Füßen gestrampelt; Humaiun aber war in einer Weise anwesend, als ob ihn die ganze Sache gar nicht anginge. Ein toter Kaiser saß auf dem Thron von Hindostan. Bald jedoch würde der Abgestorbene zu neuem Leben erwachen. Der Sohn würde in dem Augenblick, wo der Vater das Gelübde that, mit einem feurigen Blick wieder Besitz ergreifen von den lodernden Schönheiten dieser dem Iüngling noch neuen und kostbaren Welt, er aber still und lautlos hinsinken, wie Isfendiar der Dulkarnain mitten im rasenden Kampfe mit Rustan vom Roß glitt, weil weit weg auf einer wüsten Insel im Meere ein Mann seinen Seelenvogel erwürgte. . .

Wenn ihn nur nicht, bevor er das Gebet vollendet, das heranschleichende Fieber überwältigte!

Als er zum ersten Mal stumm betend im Kreis um das Lager Humaiuns herumschritt, vermochte er seine Gedanken noch nicht auf das Eine, das notthat, zusammenzuballen. Er sah nur einen mißfarbigen Wasserkreis am Boden und ihm kam in den Sinn: die Freundschaft Burhan eddins, des Königs von Bamian, müsse in den Wogen des Kampfes nothwendig eben so undicht werden und Farbe lassen wie der von ihm übersandte Seidenmantel im Teich, Dann schien ihm, als hätte er eine ähnliche Bewegung schon oft vollführt, das letzte Mal in Kafferistan, als er das Grab des Heiligen Lameh, des Vaters Nöahs, umwallte... Wieder und wieder wurde er um Humaiuns Bett gerissen, rastlos, alle Gedanken fielen aus ihm heraus, kleinliche und furchtbare, ihm war, wie wenn seine Seele aus ihm herausgehoben würde und wagrecht über Humaiun schwebte. Das Schweigen, das über Allen lag wie eine schwere Scheibe, schwoll an zu den mit über« menschlicher Kraft herausgestoßenen Worten „Ich habe es gewendet! Ich habe es gewendet!" Und diese Worte kamen nicht aus dem zusammengcpreßten Mund, sondern entrangen sich seinen geballten Fäusten. Er fühlte noch, wie Etwas in ihm zusammenbrach; gleich als hätte die furchtbare Anstrengung den Rest seines Lebens mitgenom-

inen: er siel um, ward behutsam wie ein Weib aufgehoben und irgendwohin gebettet. Und dann begann die Flucht. Er mußte fliehen, vor dem Wasser, dem Feuer, dem Schwert und dem Wind, der Sonne, den Bäumen und Menschen. Und lehnte er am Anfang auch noch so sehr an der Mauer von Samarkand und sprach Necht Denen, die es haben wollten: die Mauer begann, zu wanken, er fiel; im emporsteigenden Staub wurden feindliche Netter sichtbar. Wenn er sich noch retten wollte, mußte er in den Fluß. Wie ihn die Strömung immer zurückwarf! Schon erstarrte er im Wasser. Gavials hinter ihm, nein, es waren Krokodile. Eile war nöthig. Er würde von nun an auch immer den Andersgläubigen Almosen geben wie die Susis. Endlich am Ufer. Eine Hütte, Sicherheit vor den Feinden. Ein Greis war in der Hütte, ein Scheich in grünwollenem Kleide, auf dem Turban die Schwungfeder eines Falken. Der Alte sah jenem mongolischen Wundarzt ähnlich... Er war es. Nettung! Der Mann schüttelte eigensinnig das Haupt. Sein grauer Vart war von axtförmiger Gestalt...
Vaber krümmte sich unter den Streichen des Bartes bei jedem Micken des Kopfes. Es war nicht ein Kopf; nun waren es schon viele Köpfe. Abgeschnittene, verbissene Schädel mit aufgeschlitzten Aasen begannen, zu grinsen, und liefen ihm nach. Nichts Menschliches lag in den Gesichtern der Enthaupteten; es waren die Häupter der ersten Onager, die er getötet... Blutig krochen sie am Boden und die Gebisse schnappten auf und klappten zu und eins schloß sich über ihm, daß er aus dem Fieber fuhr. Das Fieber ließ ihn auf einen Augenblick los, dafür packte ihn sein Gehirn. Keine Nuhe. Er mußte feststellen, wie nichts auf Erden umsonst sei, jedes Oute eines Tages seinen heimlichen Giftzahn weise. Der Wundarzt, dafür, daß Der ihn vor Iahren geheilt, kam in schrecklicher Gestalt, feinen jetzigen Zustand zu verschlimmern. Der erste Onager, an dem er seine Iägerlust befriedigt, erschien ihm, furchtbar blutend, mit durchschnittener Luftröhre. Nichts, nicht einmal das kleinste Thier, das er gemordet, ging an ihm spurlos vorüber. Im Gedächtniß blieb es verstrickt und in der Stunde seiner Krankheit, seiner Schwäche im Traum und Fieber kam es dahergelaufen wie aus einem Hinterhalt, in der scheußlichsten Gestalt, überfiel ihn und rächte sich.
Was war Das? Ein Schluchzen, Eine weiche Hand auf seiner:
Maasumeh Sultan Begum; seine Tochter. Was weinte sie, die da irgendeinmal irgendwo seine Tochter gewesen war? Ach ja, er lag im Bett und war wohl krank. Nein, er war nicht trank, er mußte nur schnell sterben, damit Humaiun leben konnte. Oder war sie am Ende neidisch und betrübt, weil er nicht für sie starb? Eltern sterben immer für ihre Kinder, Nicht einmal, sondern oft. Und diesmal war es eben endgiltig. Kinder, Sohne, Töchter: gab es Vas wirklich? Ein Same fiel in die Nacht hinaus zu einem Weib und wuchs zum Leben oder sank zum Koth ... und er, er lag nun im Bett und starb heldisch für Einen, der eben so gut auch Kotb hätte sein können!... Was netzte sie ihm

seine Lippen mit Milch? Wenn er nur noch einmal reden könnte! Er hätte es hinausgeschrien: Ich will sterben, sterben! Vielleicht wäre er durch die Anstrengung dann wirklich gestorben. Wozu sollten ihn die Geschwure im Nacken noch länger quälen? Fort, fort... Nun gab es keine Brücke mehr, es war Ueberschwemmung, der schwarze Fluß hatte feine Furten mitgenommen; und er war drüben. Wie hätte sonst sein Auge gefunkelt zu den erlesensten Früchten seiner Heimath! Ueberall waren sie im Zimmer ausgespreitet, ihn, den Erwachenden, durch die Freude über sie am Leben zu erhalten. Und dort, gewiß aus ähnlichem Grunde, in der anderen Ecke des Gemaches stand der Knabe Arsir, auf dem hochgestreckten Arm den blauen Falken tzumaiuns. Ietzt gerade nahm der Müde die zweite Hand in Anspruch. Auf dem Tisch winkten Krüge Weines ihn ins Leben zurück, aber Einer in ihm schrie jäh, qualvoll: „Nein, nicht wenn ich krank bin, will ich freveln". Vergebens suchte er seine Gedanken zu sammeln. Sich an irgendeinen Satz wie an einen Strohhalm zu klammern. jEs ging über ihn hinweg. Verworrene Bilder. Dumpf und benommen, wußte er nicht: träumte er noch einmal, was er an allen Ecken und Enden der Erde erlebt hatte, oder war Das, was er erlebte, ein alter Traum? Anfangs hielt sein nimmermüdes Hirn noch Dies: alle die Träume waren nicht klar und voll, sondern entbehrten der Rundung, des Lichtes, als hätte die gepeitschte Seele, alles Irdische kalt, satt und verächtlich von sich wei« send, es eilig, zu wichtigeren Dingen vorzudringen... Wenn dieDinge nur nicht wieder auf ihn einzuhauen begannen, regellos auf ihn losstürmend aus den versunkensten Städten seines Gedächtnisses! In Allem vermeinte er das Sausen der Ewigkeit zu hören. Der Flügelschlag des Falken, besorgte Mienen von Verwandten rauschten endlos und ewig über ihm und Einer, in einem dahinschießenden Kahn aufrechtstehend, brüllte schmerzlich: „Kennen möchte ich das Thier, das die Zeit srißt..Alles begann, zu weben, zu surren, zu sausen, zu rauschen, zu flattern, zu schwimmen, zu schwellen, zu schweben; er sank und sank. Er fiel in die Verdammniß: unter den wüthenden Paganen der Burg Dschanderi war er, völlig nackt mußte er, der Kaiser, mit ihnen, den Nackten, auf sein eigenes Heer anstürmen, niederhauen, was im Weg war, und verflucht mit den verzweifelten Heiden im Wahnsinn der Angst über die Mauern der Burg hinausspringen, nackt ins Bodenlose... zerschellen! Seine Hand hing schlaff nieder, von seinem Antlitz glitt die Qual, jede Spannung löste sich, befreit reckte Arsir die Faust und warf den Falken in die Höhe: das Zeichen. Ein Donnerschlag, die Kanone vor dem Palast, zerberstend, warf die Baberisoldaten, die sie abfeuerten, an Mauern und Bäume, ihr Blut, mit Splittern gemengt, spritzte ins Zimmer über den Toten mit dem Gebrüll der anderen Baberisoldaten: „Lang lebe Padschah tzumaiun!" Und der Falke schwang sich ins Freie. Albert Ehren st ein,

, ie Lebenskraft der Standard Oil Company spottet aller Gerichts» urtheile. Die Form des amerikanischen Petroleumtrusts ist in Scherben geschlagen worden; was aber nach der Zerschmetterung ge» schal), sieht wie eine boshafte Satire auf die Gesten der Staatsgewalt aus. Seit der Zerlegung der Standard Oil Company in ihre ursprung» lichen Vestandtheile sind die alten Aktien der Gesellschaft um WD Pro» zent gestiegen und haben damit bewiesen, daß die gegen Trusts ausge-sprochenen Todesurtheile auch als Hausfemotive verwerthbar sind. Während die Herren Nockefeller K Co. mit der „Neorganisation" des Petrolcumconcerns beschäftigt waren, wurde an der Börse der Kurs in die Höhe getrieben. Die „Kenner" blufften das Publikum: Aktien von Untergesellschaften der Standard Oil erkletterten steile Höhen und Divi-denden von nie geahnter Fülle wurden verheißen. In dem Haus Num-mer 26 am Broadway, dem Wohnsitz der Standard Oil, weiß man na-türlich von diesen Dingen absolut nichts; denn der amerikanische Pe-troleumtrust ist juristisch tot. In der Wirklichkeitwelt gehts ihm sehr gut. Zwei wichtige Ereignisse haben der Geschichte des amerikanischen Oeltrusls eine neue Etape gebracht: die Auflösung des österreichisch-ungarischen Petroleumkartells und die Gründung einer Petroleumge-sellschaft in Amsterdam. Das Kartell hat nur ein halbes Iahr lang be-standen. Ich habe hier die Verhältnisse geschildert, die zur Errichtung des Syndikates drängten. Die österreichischen Naffinerien bedrohten einander durch Unterbieten der Preise, da txrs "Rohmaterial billig war; und die Tochtergesellschaft der Standard Oil, die Vacuum Oil Co., machte durch ihren Wettbewerb mit der inländischen Produzentenpar-tei die Lage noch unbequemer. Um den Amerikanern das Handwerk zu legen, sperrte die Negirung ihnen den Absatz. Sie verbot den Transport des amerikanischen Petroleums. Die Sperre besteht noch; aber der Zustand des Marktes hat sich geändert. Der Preis des Noh-öls ist so hoch, daß die Naffinerien keine Möglichkeit mehr haben, ein-ander mit Unterbietungen zu ärgern. Wenn das Nohprodukt theuer ist, kann das Fabrikat nicht billig sein. Die Gestaltung der Preise hob die Rothwcndigkeit des Kartellschutzes auf. Die Naffinerien, die nur für das Inland arbeiten, wollten den Exporteuren nicht mehr den verein-barten Entgelt zahlen, weil sie der Meinung sind, daß die österreichi-sche Maare im Ausland theuer genug ist und keiner Aachhilfe bedarf. Hätte die Negirung zugelassen, daß der Petroleumpreis auf den hei-mischen Märkten erhöht werde, so wäre das Kartell geblieben; da die Preissteigerung nicht durchzusetzen war, wurde der Ning, als unnöthig, abgestreift. Run fragt sich, wie der Staat mit der noch immer gefessel-ten Vacuum Oil verfahren wird. Wird er ihr die Ketten abnehmen? Die Entscheidung ist wichtig. Wird Friede geschlossen, dann hat der „Leichnam" der Standard Oil einen Sieg errungen, um den die lebende Gesellschaft Iahre lang gekämpft hat. Daß ein Bündniß für möglich

gilt, ist durch den Verkauf der Aktiengesellschaft für österreichische und ungarische Mineralölprodukte „Olex" an den bekannten deutschen Petroleumconcern, die Deutsche Erdöl«Aktiengesellschaft, bewiesen worden. Das deutsche Unternehmen soll den Vermittler zwischen Dollar und Krone spielen. Die Oesterreicher könnten auf diese Weise einen Frieden nach zwei Fronten schließen; denn auch der deutsche Markt war Kriegsschauplatz. Natürlich werden die Amerikaner als wefentliche Vorbedingung friedlicher Auseinandersetzung die Befreiung der Vacuum Oil aus Ketten und Banden fordern. Giebt die wiener Regirung nach, so opfert sie die Herrschaft über die Raffineurs. Und die in Amerika totgesagte Standard Oil triumphirt in Europa.

Nur einen gefährlichen Gegner hat sie: die Königliche Niederländische Petroleum-Gesellschaft, die in Ostasien herrscht. Sie verfügt über die Hauptquellen in Niederländisch-Indien; und der amerikanische Trust müßte auf Bornes, Iava, Sumatra selbst Oelterrains nnd Rasfinerien haben, um mit der „Königlichen" auf den Märkten in Indien, China, Iapan konkurriren zu können. Die Niederländische ähnelt in ihrem Aufbau der Standard Oil; ihr Concern umschließt die Gewinnung des rohen Oels bis zum Vertrieb und Transport der raffinirten Waare. Sie hat eigene Raffinerien, Röhrenleitungen und Tankschiffe. Die Produktion in Niederländisch-Indien beträgt etwa IVs Millionen Tonnen im Iahr und ist eben so beträchtlich wie die Petroleummenge, die Galizien oder Rumänien hervorbringt. Auf die „Koninklijke" sind die Holländer sehr stolz; denn sie erlaubt ihnen, sich in die Tage zurückzuträumen, da die „Pfeffersäcke" die Tradition der Dollarkönige schufen. Sie ist über zwanzig Iahre alt, aber nicht so schnell groß ge« worden wie Rockefellers Kind. Das solide holländische Phlegma that ihr gut; allmählich hat sie die ganze Produktion der Großen Sundainseln an sich gebracht. Das Aktienkapital von 50 Millionen Gulden hat einen Börsenwerth von etwa 275 Millionen. Die Koninklijke Maatschappij hat die Politik der Vankeetrusts nachgeahmt: Rivalen wurden unterjocht oder, Wenns nicht anders ging, durch Freundschaft-Verträge gebunden. Die Niederländerin steht in Verbindung mit der Europäischen Petroleum«Union; mit Rumänien (durch die zweitgrößte Gesellschaft des Landes, die „Astra Romana", und durch einen Pakt mit der zum Concern der Deutschen Bank gehörenden Steaua Romana); und in Niederländisch-Indien saugte sie acht Petroleumgesellschaften auf, die ihr das Monopol im „fernen Osten" streitig macheil konnten. Ihre wichtigste Verbindung ist die mit der englischen Shell Transport and Trading Company und der Asiatic Petroleum Company; auf diesem Wege kamen auch Rothschilds Petroleuminteressen in ihre Einflußsphäre. Mit der Hilfe der Shell-Company beherrscht der holländische Trust nicht nur Ostasien, sondern auch den Benzinverkauf in Europa. Dieses Nebenprodukt kann auf den asiatischen Märkten nicht untergebracht werden und wird deshalb zum billigsten Preis in Europa verkauft. Die Amerikaner, die selbst viel Ben-
»

zin brauchen, können nicht so billig exportiren wie die Holländer. Kapital der Gesellschaften, die von der „Königlichen-Shell-Gruppe*^ kontrolirt werden, ist viel größer als das Stammkapital der Königlichen Niederländischen Petroleum-Gesellschaft, die selbst nur noch Aktienhalterin eigener Produktion- und Verkaufsgesellschaften ist.
Die Standard Oil Company, die einst auch den ostasiatischen Markt beherrschte, hat oft versucht, die niederländische Gesellschaft zurückzudrängen (vor anderthalb Iahren wurde das in Iapan bestehende Kartell der von der Standard Oil abhängigen Petroleumgesellschaften aufgelöst, damit der Kampf gegen die Niederländerin ohne Rücksicht auf die Preise geführt werden könne); vergebens. Ietzt wird ein neuer Vorstoß geplant. Eine in Amsterdam gegründete „Niederländische Koloniale Petrolenmgefellschaft" zeigt ihr Banner neben dem der „Königlichen". Freund oder Feind? Das neue Unternehmen hat ein Aktienkapital von 26 Millionen Gulden und Beziehungen zu der in Rotterdam seßhaften holländischen Tochtergesellschaft der Standard Oil, der American Petroleum Co., deren Direktoren an die Spitze der neuen Gesellschaft traten. Verdächtige Symptome. Die neue Gesellschaft wird in Ostasien Petroleumkonzessionen zu erlangen suchen, um im Bereich der Königlichen Gesellschaft Oel aus der Quelle zu schöpfen. Die Fracht bereitet die schlimmste Schwierigkeit. Hat das Oel einen weiten Weg bis auf den Markt, so ist natürlich gegen den Produzenten nicht aufzukommen, dessen Absatzgebiet nah ist. Den Vankees haben die hohen Trans-Portkosten oft genug das europäische Monopol gefährdet. Wie es in Asien wird? Das hängt von dem Maß der Kontrole ab, die heute noch neben der Königlichen zu erreichen ist. Die warnt vor dem Ehrgeiz der Amerikaner, die, nach dem Sieg über die Konkurrentin, das Welt-Monopol auf dem Petroleummarkt erreicht hätten. Die andere Partei leugnet die Abhängigkeit von der Standard Oil und weist auf das Monopol der „Königlichen", die nur von Profitsucht geleitet werde. Richtig ist, daß die holländische Regirung, wenn sie ihre Gesellschaft, in deren Adern eben so viel englisches und französisches wie niederländisches Blut fließt, unterstützt, auch nur ein Privatmonopol fördert.
Mönch und Rabbi. Wie bei uns, wird auch in Holland die Verstautlichung des Petroleumverkaufs empfohlen. Daß die holländische Regirung ihre Hand auf die Königliche Gesellschaft legt, ist aber nicht so wahrscheinlich wie ein Bündniß zwischen den Rivalen. Beiden sind amerikanische Grundsätze nicht fremd; und Rockefellers Schüler ziehen Kompromisse stets unsicheren Feldzügen vor. Daß die Koninklijke Maatschappij die amerikanische Gegnerin in deren Stammland aufgesucht hat, spricht nicht gegen, sondern für die Möglichkeit eines Ausgleiches; kaum giebts noch einen Petroleumdistrikt, wo die beiden Monopolhelden nicht benachbart sind. Und der Schlußesfekt? Vielleicht ändert sich das Bild des Petroleummarktes ein Bischen; aber die Kosten des Kampfes und des Friedensschlusses werden unter allen Umständen, wie immer, dem Verbraucher aufgebürdet. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m. b g. in Berlin.

Berlin, den 22. Juni 1912.
Kinetoskop.
Titanomachie.
^A'as vor acht Tagen hierüber Leben undTod desWeißstern-
Kampfers „Titanic" Veröffentlichte hat mir allerlei Briefe
eingebracht; zustimmende und widersprechende. Aberglaube (der
auchimKopfeinesinderHumanistenschuleErzogenennistenkann)
fragt, ob derUebermuth frechen Menschenwitzes nicht schon in dem
Schiffsnamen fühlbar wurde. „Bei der Taufe eines zur Meer-
wanderungBestimmten an dieTitanen erinnern: ein bösesOmen!"
Ruhig schmatzende Weltbürger, deren letztes Strebensziel der
Civilversorgungschein ist und deren Sticrnacken drum jede herr-
schendeOrdnung stützt,waren die vonUranos imSchoß derGaia
Gezeugten freilich nicht. Ihr Häuptling, der von dcrMuttcr auf-
gestachelte Kronos, hat den Vater entthront und entmannt; und
die ganze Sippe hat die Beihilfe zu dieser Kronprinzcnthat im
Tartaros gebüßt. Doch in der Titanomachie half der Uranide
Okeanos (an den der White Star-Täufer eher als an Iapctos
und Hyperion gedacht haben muß) dem für Recht und legitime
Ordnung fechtenden Zeus, dem Rächer des von derMachtzinne
gestürztcnAhnherrn. Und Briareos-Aigaion, der aufPoseidons
Ruf, um den starken Zeus zu fesseln, aus dem Meeresgrund stieg,
wardasAbbild des tosenden, die Stimmcdcs brüllcndcnWcllen-
gebirges,abcrkeinTitan,sondcrnvomStammderHekatonchcircn,
S4

deren hundert Hände mit der Kyklopenfaust den Sieg über die rebellischenUranoskinder entschieden hatten. Ist die Titanin Themis nicht zur Schützerin desRechtes, zur Patronin aller Gerechtigkeitfabriken geworden? Name ist Schall und Rauch. An den Griechenolymp odereinenRömerimperator, anGeorgeWashington oder AugusteVictoria erinnert ein modernes Masseneilschiff wohl noch weniger als an einen Riesen, der mit hundert Armen die Elemente zu bändigen trachtet. Blickt in die Maschinenhölle (»^u tonci ckune kournaise «n voit vaZuenient cleL etres tenebreux marcKer clan8 cies nuöes": Victor Hugo), in den schwarzen Abgrund derBunker: nie drang vomHimmelslicht einStrählchenindiesen engen Schacht. Tartaros, Titan, Aigaion: Erinnerungleiter.

Zustimmung kam aus denKojen der Schiffsoffiziere. «Endlich einmal für unseren Stand ein freundliches Wort! Unsere Zahl ist klein (immerhin größer als die der Theaterleute, die ein Sondergesetz verlangen und, wie es scheint, erhalten); wir sind selten auch,wenn für denReichstag gewählt wird,inderHeimath und können denKandidirenden keinStimmenhäufleinversprechen. Unsereins kommt fast nie zurAusübung des,wichtigstenBürgerrechtes'. Natürlich kümmert sich also Niemand um uns. DieMannschaft hat, mit dem Beistand der Sozialdemokraten, in der Seemannsordnung allerlei Wesentliches durchgesetzt. Wo aber ist derAbgeordnete,der sichunsererSacheannimmt? Schlechtgenug gehts uns. Und wenn Ihr Wort bewirkt, daß man sich in Berlin einmal mit unsererNoth beschäftigt, wärsein Glückfür den Stand und das ganze Schiffahrtgewerbe. Güter im Werth von acht bis zehn Milliarden werden in jedem Iahr unter unserer Führung aus und nach Deutschland gebracht. Für gute Ladung, Ankunft, Löschung sind wir verantwortlich; haben also kein unwichtiges, kein leichtesAmt. Darf manabercinemVaterrathen,seinenIungen in diese Laufbahn zu schicken? Harte Arbeit, geringer Lohn, unsichere Zukunft! so ist nnser Schicksal. Der Knabe hat seinen Marryat verschlungen, träumt von Abenteuer und Seeheldenthat, liest vielleicht auch die Schilderungen des Schulschiffvereins und läßt sich von dem an Adelsdrill erinnernden Titel ‚Kadett' locken. Und derHerrPnpa weiß nicht, daß sein Bengel, wenn das Rhcdergeschaft eine Weile nicht gcht, trotz dem schönenTitel ohne langes Federlesen weggeschickt wird und noch froh sein muß, auf

einem Kohlendampfer Unterschlupf zu finden. DaßerdiezumAmt des Schisfsoffiziers nöthige Fähigkeit erworben habe, wird dem jungen Herrn bescheinigt, wenn er vier Iahre gefahren ist, neun Monate die Navigation gelernt und die Schlußprüfung bestanden hat. Nach der Militärzeit ist er für Segelschiffe und Frachtdampfer nun leidlich reif. Will er, nach abermals zwei Iahren, höher hinauf, dann muß er nach der Qualifikation zum Reserveoffizier streben, ohne die bei den großen Gesellschaften auf Beförderung selten zu hoffen ist. Und hat er die Anwartschaft auf das Porteepee und ist glatt durchs Kapitänsexamengekommen, dann wird er, wenn nicht gerade eine Schiffahrtkrisis den Personalbestand verringert, Vierter Offizier. Ueberall können Sie hören, daß auch bei Großrhedereien der Sechsunddreißigjährige noch nicht eineFamilie anständig zu ernähren vermag. Nach zwanzig Dienstjahren hat der vom Glück Begünstigte viertausend Mark. Vierhundert ungefähr kostet ihn auf Passagierdampfern die vorgeschriebene Uniform; die kaiserliche, wenn er Reserveoffzier ist, auch einen hübschen Posten. Daß Mancher, nach langer Fahrt, im Hafen mal über die Schnur haut, ist wahr. Aber was bleibt selbst dem soliden Mann von vierzig Iahren für Frau und Kind er? Einen festenVertrag hat ernicht; kann,ohne Angabe des Grundes, entlassen werden. Als Erster, dem oft die ganze Betriebsleitung anvertraut ist, mußte er mit zweihundertzehn Mark für den Monat anfangen. Nur der Sparsame kommt ohne Schulden durch. Daß er in einem Kabinchen lebt, dessen Enge die Passagiere mit offenem Mund anstaunen, und sich bei Tag und bei Nacht ganz dem Dienst hingeben, mit dem Schiff untergehen muß, versteht sich von selbst. Müßte man den täglich von Entlassung,Verkrüppelung, Tod Bedrohten nicht auch reichlicher lohnen und mit seinem Interesse fester an denDienst binden? Der tüchtige Arbeiter hats, ohne Kleiderpflicht und Standeszwang, im Leben bequemer. Aus Nächstenliebe wird man für uns wohl nicht viel thun. Das Unglück beim KapRace hat aber allzu deutlich gezeigt, wie viel, für Verfrachter und Fahrgäste, von der Leistung, der Wachsamkeit und Umsicht der Schiffsoffiziere abhängt. Die Leiter der großen Gefellschaften und die Mitglieder der Kommission, die Betriebsbesserungen vorschlagen soll, müßten bedenken, daß Deutschlands wachsende Handelsflotte guten Menschenstoff braucht und auf di?

Dauer nur erlangen kann, wennsieunseremStand eine halbwegs sichere und zulängliche Basis gewährt. Noch hat er sie nicht."
Das Schicksal des „Titanic" lehrt wieder erkennen, welche ungeheure Verantwortlichkeit auf dem Lenkereines Ozeanrenners lastet; was eines Einzelnen Hande n und Unterlassen da wirken kann. Nur des Kapitäns? Das glaubt mancher Laie; und bedenkt nicht, daß der Kapitän, der ihm Sinnbild und Inbegriff der Schiffshoheit ist, selbst als ein dem Stamm der Hekatoncheiren Entsprossener nicht überall sein könnte und deshalb die Brücken» dienstpflicht ihm Untergebenen anvertrauen muß. Auch in der Sterbestunde des Weißsterndampfers hatte der Erste Offizier das Brückenkommando; mit ihm wachte ein jüngerer Kamerad. Warum (wird in einzelnen Briefen gefragt) wich der Kapitän von seinem Posten, da er doch vor Eisbergen gewarnt worden war, und warum ließ er in solcher Fährnißzone nicht mit halber Kraft fahren? Ich weiß es nicht; und da Kapitän und Erster Offizier tot sind, wird nie ein Tribunal den Thatbestand so „feststellen", daß Zweifel ihn nicht verrücken kann. Nur soll das Festlandshirn sich erinnern, daß ein Automobil dem Hinderniß behender ausweicht als eine Pferdedroschke, also auch ein schnell rennendes Schiff nicht schwerer zu lenken ist als ein langsam trabendes; und soll nicht wähnen, die Warnung müsse sich dem Kopf des Schiffsführers tief eingedrückt haben. Der wußte ja, daß er im Nordatlantic Eisberge treffen werde; hat sie hundertmal getroffen und ist von derWarnung nicht im Mindestenüberraschtworden. Warnung wovor? Vor Eisbergen, die er noch nicht sieht, derenDa» sein ihm aber längst gewiß ist und mit denen schon bei der Vor» schrift der Fahrtlinie gerechnet wurde? Soll er einem Berg ausweichen, der, viele Stunden zuvor, an einer anderen Stelle des fast dreizehn Längengrade umfassenden Eisgebietes von einem anderen Schiff aus gesichtet worden war? Ihm ist die Warnung nicht ungewöhnlicher als irgendeine Wettermeldung, die glaub» hafteAnnahme bestätigt; und er kann nurvon demEisberg weg» steuern, den der Ausgucker seines Schiffes gemeldet hat. Dicker Nebel muß ihn Tage lang auf derBrücke halten; die Anordnung eines Ausweichmanövers darf er, mag sichs um ein entgegenkommendes Schiff oder um einen Eisberg handeln, in hellerNacht getrost dem zum Brückendienst berufenen Offizier überlassen.
/

„Getrost? Die Eltern, Kinder, Geschwister der Ertrunkenen werden anderer Meinung sein." Sicher; habeninihremLeid auch nicht die Pflicht zu nüchterner Wägung des Wirklichkeitweltgeräthes und bedenken, trotz Malmslätt, kaum, wie viele Menschen alljährlich auf der Eisenbahn zerquetscht, zerrissen, von Gasgif getötet werden. Vielleicht that der Ausluger die Augen zu svä auf; gab der Brückenkommandant falschenBefehloderwurdevom Bediener des Signalapparates mißverstanden. Das konnte geschehen, auch wenn neben dem Mann am Ruder ein Musterkapitän stand. Das bleibt, leider, möglich, so lange Menschenhirnc nicht injeder Sekunde mit der Zuverlässigkeit einer guten Maschine arbeiten. Man könnte denAusguckdienst einem älteren Offizier anvertrauen; durch internationale Vereinbarung, um die Wettbewerbsgefahr zu mindern, die Fahrgeschwindigkeit vorschreiben; Flöße mit aufrichtbaren Stahlpfählenfordern, an die, im Nolhfall, die Passagiere zu binden sind. Doch wie der Bergmann in einem starkenFörderseil die besteSicherheitbürgschaft sieht,so ist demSee' mann die Kerngesundheit seines Schiffes wichtiger als aller vom Grünen Tisch verfügte Krimskrams. Vielleicht entschließt man sich bald, die Schotten, mindestens in den Stockwerken unter der Wasserlinie, für immer, nicht für Fährnißstunden nur, dichten zu lassen und denVerkehr überTreppchen oderFahrstühle zuleiten. Sind die Schiffstheile durch unzerbrechliche Schranken von einander getrennt,dann braucht derRumpffich nichtaneinerFlankenwunde zu verbluten, dervorn lecke oderim Seitenrippcnbezirkvom Wasser überschwemmte Riese nicht zu sinken. Unbequemer wird dann das Leben an Bord. Muß es denn so bequem sein wie bei Ritz, Waldorf, Adlon? Ist wirklich die Hauptpflicht der Rheder, mit hunderttausend Blendmitteln die Schifssgäste vergessen zu lehren, daß sie auf dem Ozean sind? Die Herren Astor, Bruce, Guggenheim, Roebling, Strauß, deren Gesammthabe auf andert-halb Milliarden geschätzt wurde, hätten es nicht verlangt; auch die Thalbewohner aus dem Millionenland nicht. Die reichen Leute wollen auf jeder Seite die besten Oberdeckplätze, luftige Kabinen mit breiten Betten, geschütztenRaum für ihre Automobile (nächstens wohl auch für eigene Rettungboote mit Proviant, Funkenlelegraphen und Wärmapparat) und zahlen dafür jeden Preis. Wollen aber weder überfüttert noch mit Kamelritten, Tennis-

spiel,Konzert oder Tingeltangel ergötzt werden. Bewegungmög» lichkeit, schmackhafte Speise und den der Gesundheit nützlichen Komfort heischen sie. Alles Uebrige ist fürs Plakat, das des Nachbars überschreien soll. Noch nahte Keinem der Wunsch, über den Sitzwagen und der Lokomotive eines SchienenzugesLaubengänge anzulegen, in denen die Fahrgäste zechen, auf Maulthieren reiten, nach Kegeln schieben oder mit einer Damenkapelle schäkern könnten. Unsinniger Frevel, würde dem Empfehler zugebrummt; wir müssen uns hüten, das Personal zu zerstreuen und die Passagiere in Zuchtlosigkeitzu locken.Die Mannschaft derPrunkschiffeumtollt ein ewiges Fest. Und wirds jäh unterbrochen, dann soll sie für die beneideten, die gehaßten Prasser sterben, als habe ihr Same sie einst gezeugt, als seien sie lebend die ihr Nächsten gewesen. Von Staates wegen, durch neuenBureauzwang, den Nhe» dereien das Leben sauer machen? Nutzlose Scheererei. (Und:cl,2. rity beding at nome! Thut denn der Staat, der seine Züge noch im» mer mitGas beleuchtet,imStadt- und Vorortverkehr täglichohne Skrupel überfüllen läßt und an den Persuch drahtloser Strecken» verständigung noch gar nicht zu denken scheint, alles von der Sicherungpflicht Gebotene?) Ein Niesenschiff kann nicht die zur BergungTausender nöthigenBoote mitschleppen; und wer bürgt dafür, daß sie heil aufs himmelan gebäumte Wasser kämen und die zurBedienung brauchbare MannschaftdemgefährdetenSchiff und seiner Fracht jetzt just entbehrlich wäre? Eben so sinnlos ists, vom sicheren Port aus die Geschwindigkeit und die Navigation vorzuschreiben. Vielleicht ließ Kapitän Smith sein Schiff schnell durchs Eisgebiet laufen, um die helle Nacht auszunützen und nicht in Nebel zu gerathen, der im Nordatlantic kein seltener Gast ist. Vor solcherFachgewissensfrage hilft keine Generalanweisung zu erlösender Antwort. Wenns nach dem Willen de^ Nheder ginge, würde die Schiffsschraube nicht allzu hastig gedreht und nicht jeder Kessel geheizt. Weil der Konkurrenzdrang sie hindert, die Stundenleistung unter zwanzig Meilen zu senken, bauen sie große Schiffe, deren Naschheit nicht so theuer wird wie die kleinerer Geschwister. Die Leiter großer Gesellschaften gleichen nicht den Helden der Iudenanekdote von der Policelist. Erster: „Warum siehst Du so vergnügt aus?" Zweiter: „Ich hab' mich heute versichern lassen; gegenFeuer» und Hagelschaden." Erster:

Kinetoskop.
«Wiemachst DuHagel?" DieRheder werden jetzt manchmal be-
handelt, als »machten" sie EisbergeundSchiffbrüche; alsgrinstcn
sie Pfiffig, wenn ein versicherter Kahn in die Tiefe sank. Alberner
Kram. Kehrt auf die Schanzen der Vernunft zurück, Amerika"
fahrer! Fragt nicht, ob von Dover bis nach Sandy Hook noch ein
paar Stunden abznknausern wären. Schämt Euch der Schwimm-
Protzerei und lebt an Bord so, daß der seiner Scholle entrissene
Bauer, der darbende Arbeitsucher aus dem Schiffsverließ, in das
er gepfercht ist, ohne Ekelgrimm in Euer Eden hinaufschielen kann.
Wedekind-Spiel.
Im Deutschen Theater hat, nach einem an Freude armen
Theaterjahr,HerrFrankWedekindeinpaarseinerälterenDramen
aufgeführt. Diese Dramen bieten nichts von Alledem, was sonst
ins Theater lockt; weder eine starke, die Wissensgier spannende
handlungnochMenschen,diederDurchschnittszweifüßleraufden
ersten Blick als Seinesgleichen erkennt; nicht viel Buntheit, noch
weniger Klarheit. Diese Dramen gefallen auch der Masse noch
nicht. Und von zehn Theaterbesuchern wußte sicher kaum einer zu
sagen, was eigentlich «gemeint war", wo er das Hauptthema zu
suchen habe und welchen Eindruck er heimtragen sollte. Dennoch
gingen die Leute hin; zwei Wochen lang, Herr Wedekind wurde
beschwatzt, als habe er den Berlinern den »Großen König" oder
die »Großen Rosinen" geschenkt. Ein merkwürdig polyglottes
Talent nannte ich vor zehn Iahren den nur im Zunftkreis Be-
kannten; eins, dem die lustigsten Bänkelsänge und die wüstesten
Melodramenstimmungen gelingen. Er scheint alle Kulturcentren
der alten Europa zu kennen, in allen Perversitäten den Kursus
durchschmarutzt zu haben, in der höchsten Hochstaplerwelt heimisch
zu sein. Nichts von der Kammerdienerehrfurcht, gar nichts von
derMoralpredigerwuth, die den deutschen Schriftsteller sonst beim
Eintritt in die große Welt anwandeln. Ein respektloser Kerl, der
uns das moderne Hofstück schreiben könnte, nicht nur die billige
Serenissimusschnurre. Amoralisch; »Das Leben ist eine Rutsch-
bahn": das Schlußwort desMarquis vonKeith könnte über seinen
sämmtlichen Werken stehen. Unlogisch; was er darstellt, mußte
nicht, konnte aber so sein. Deshalb, da wir die unlogischen Tra-
goedien nun einmal, mitArcher,Melodramen nennen, eigentlich

immer, wenn er Ernst macht, melodramatisch. Und in den Mitteln nie wählerisch; manchmal glaubt man, vor einer amerikanischen zlion ^ sitzen, wo die grasseste Sensation die schlaffen Nervenbündel auspeitschen soll; vor Barnums Gräuelsammlung. Dann wieder ganz unverzerrte, ungeputzte Natur; und eine Psychologie, der Genieblitze vorwärts leuchten. Auch das Tempo ist amerika» nisch. Ein Antipode des umständlich trödelnden Naturalismus, mit dem erdochaufwuchs. Schnell,schnell;nur nichtlangeweilen! Eine Leiche? Weiter, eheste kalt wird. EineFamilienkatastrophe? Weg, ehe uns der Gestank in die Nase steigt. Was liegt daran? Das Leben ist eine Nutschbahn. Oder ein Tollhaus, Oder ein Brunstrevier, wo Hysterie und Satyriasis sich paaren. Das Ein» fache, Normale scheint für diesen Dichter nicht vorhanden. Was er aber sieht, sah kein anderes Auge je so. Ein Excentrickünstler. Ein Serpentinedramatiker? Nichts für unschuldige Kinder noch für schlichte Seelen, die von keuscher Heimathkunst und anderen philistrischenIdealen träumen. Auch keinAlltagsfutter, von dem Einer sich nähren kann. Doch wie geschaffen, um müden, überreizten Weltstädtern mit verruchten Künsten die Zeit zu kürzen. Der Negisseur schamloser Bacchanalien, der sich selbst und die ehrenwerthe Festgenossenschaft unbarmherzig höhnt. Dabei ein Dialog, der anPaganinisHexentanzund mow perpetun erinnert; und ein heller Theaterinstinkt, der unmöglich Scheinendes möglich macht. Sein „Erdgeist" wirkt nicht der Gottheit lebendiges Kleid. EinFrauenzimmer, das als Waise inNachtkaffeehäusern barfuß Streichhölzer verkauft, auf geradem Weg in die niedrigste Nuttenprostitution geräth, entdeckt, gewaschen, parfumirt, möblirt, als Modell benutzt, alsBalletstern gezeigt, geheirathet, geschieden, wieder geheirathet wird und mit seinem gemeinen Weibchenreiz Alles an sich zieht, Greise und Kinder, Künstler und Hochstapler, Prinzen und Gauner, Idealisten und Lesbierinnen. Ihre Männchen töten sich oder werden von ihr getötet; ihre Tribaden müssen zusehen und warten, bis sie Zeit hat. Ihren Entdecker und Quälgeist knallt sie selbst nieder, da er sie bedroht, nennt ihn dann den „Einzigen, den ich geliebt", und bietet sich,vor derLeiche, seinem Sohn an: wenn er sie vor dem Schwurgericht bewahrt, kann er „ verlangen,was er will." Sie hat nur in einer Münze zahlen gelernt, in der überall giltigen Währung, die hübschen Proletarierinnen

leicht vorwärts hilft;und weilsie stets zahlen kann,stets zuzahlen be-
reit ist, demLiftboy, dem schmutzigsten Strolch, wenn sie ihn braucht,
und weils ihr anKundschaft nie fehlt, verliert sie nie ganz ihreNuhe.
Heute eine Nobe für fünfzehntausend Mark, morgen in Lumpen:
einerlei; übermorgen beißt ja wieder ein Goldfisch an. IederLieb-
haber heißt sie, sieht sie anders; und jeder hielt doch das selbe Lust-
fleisch im Arm, hat das selbe Zugpflaster auf der brennendenStellc.
Erdgeist? DerTitel klingt einBischen zu tiefsinnig für die bitter-
böseMär von derkleinenBabylonierin.DieFortsetzungträgtden
passenderen (und witzigen) Titel „ Die Büchse der Pandora". Lulu,
die erdgeistliche Aeffin aus dem Lande Nod, wird von ihrer sap-
phischen Freundin aus dem Zuchthaus geschmuggelt, flieht mit
einemAthleten nach Paris, vermiethetsich dort fürWochen, Tage,
Stunden, kuppelt, spielt und läßt spielen, wird von Erpressern de»
nunzirt, flüchtet nach London und endet, als syphilitische Winkel»
prostituirte, in einer Leichenkammer unter dem Lustmördermesser
IacksdesAufschlitzers.derendlichAdam,endlichanEva rächt...
Das riecht Euch nach denMüllhäuschen derHintertreppe? Mag
sein; doch die zwingende Gewaltderkurzen Visionen.dieLebens-
fülle dieser Welt tragikomischer, mit unerschütterlich ernsthafter
Miene am Marionettendraht gelenkter Figuren, den ungebro-
chenen Schöpferwillen einer im Engsten froh und frech einher-
flatternden Phantasie und dieGrazie.die mitPriapeienjonglirt:
das Alles muß jeder moralinfreie Kenner bewundern. So sah ich
den mitBewußtseinWunderlichen, bevor die Märchensatire „So
ist das Leben", das Schauspiel „Hidalla oder Sein und Haben"
und die Totentanzszenen veröffentlicht waren. Dieser Dichter,
sagte ich, blieb lange unbeachtet und wollte sich am Ende als
Schlangenmensch,CakewalktänzerundFeuerfresserAufmerksam»
keit erzwingen. Das gelang ihm. Vielleicht besinnt er sich nun, da
er die Wirkung, die Wirkensmacht des aufgeführten Dramas er-
lebt hat, und findet, daß es der Darstellung würdigere (womit nicht
gemeintist: moralisch würdigere)Gegenstände giebtals Satyriasis
und Hysterie,Abenteurerstreiche, Strolchzunftkniffe und Dirnen»
wirthschaft. Er braucht nicht länger mehr alsArtist umBeifall zu
buhlen. Kann Künstler sein und die Vnnkeehumore zum Tempel
hinausjagen. Laß sie in die Säue fahren, Herr der Hoffnungen!
Der „Erdgeist "war eine Sensation, ein Bauchtanz der tota mulier.

Der Erdgeistdichter ist robuster als Alle, die ringum nach dem selben Kranz langen,und,in seinem Bezirk, nicht ärmer alsOskar Wilde, der, nach parodistischen Schwänken, Herodes und Salome zu schaffen vermochte. Den Deutschen hat nie einMoliere gelebt, der im Possenspiel die dunkelsten Klüfte der Psyche, die tiefsten garben bestrahlte. Erwuchs erihnen im Lande derMedersachsen? Herr Wedekind wird jetzt gehört. Was hat er zu sagen? „UnterMoral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginären Größen. Die imaginären Größen sind Sollen undWollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Nealität nicht leugnen." (Frühlings Erwachen.) „Es giebt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die etwas Anderes alsHabe und Gutzum Gegenstand hätten. Undglauben Sie nicht, daß sich die Welt hierin ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder hingerichtet." »Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung machen." „Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich fetzte, gerecht zu werden." »Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst ist, daß man es richtig auszubeuten versteht." „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?" „Auf die Frage, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehendenNeligionen geprüft und fand nirgends einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine summarische, symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person." „Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, Necht zu behalten." „DasLeben ist eineNutschbahn." (Marquis von Keith.) „Der Durst nach Schönheit ist ein nicht minder göttliches Gesetz in uns als der Trieb zur Bekämpfung der Erdenqual." „Sind meine Gedanken unrichtig, dann beseitigt mich die Welt in ihrer Unerbittlichkeit, ohne sich nach mir umzusehen. Nimmt aber die Menschheit meine Gedanken auf, dann gebührt der Menschheit das Verdienst, nicht mir." „Ich wollte die Menschen verleiten,

Erntefeste zu feiern, ohne daß Ernten eingebracht waren; ich wollte sie verleiten, Richtfeste zu feiern,ohne daß Häuser gebautwaren." „Der nächste Freiheitkampf der Menschheit wird gegen denFeu« dalismus der Liebe gerichtet sein." (Hidalla.) „Der Sinnengenuß ist der Lichtstrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige unge-' trübte Glück, die einzige reineFreude ist, die das Erdendasein uns bietet." „Was thue ich noch auf derWelt, wenn auch derSinnen-genuß nichts als höllische Menschenschinderei, nichts als fanati-sche Menschenschlächterei ist, wie das ganze übrige Erdendasein?" (Totentanz.) Das ist Einiges von Dem, was er zu sagen hat.

Er sagts nicht immer gut (auch in den citirten Sätzen mußte ich kleine Flüchtigkeitspuren tilgen); die Sprache war schon in „Hia-dalla" die Partie Konteu8e und ist in den Totentanzszenen (die ich überhaupt,mit ihrem durch dieApagogereifenMenschenverstan-des leichtzu bändigenden Knabentrotz wider die „sittlicheWeltord-nung", nicht gern im Werk des Erwachsenen sehe) bis ins bewußt Abstruse verwildert.Aber er hatEtwas zu sagen; und die an einzel-nen Aphorismen bewährte Stilkunst beweist, daß ers, wenn er den Fleiß nicht so innig haßte, eben so gut sagen könnte wie irgendein MoralistseitdenTagenLabruyeres,derdenSchreiberneinschärfte: «de qu'il xs au monäe cie plus rare, ce sont lesäismank et les perle8." Herr Wedekind findet oft, fast zuoftDiamantenund Perlen, müht sich aber selten, sie zu schleifen, zu reinigen,und vertheilt sie dann aufsGerathewohlunterseineGeschöpfe. Ohnezubesinnen,obdas Kleinod denBeschenkten auch kleiden werde; ohne, wie der Drama-tiker doch müßte, zu fragen, ob diefe Worte im Munde dieses Men-schen auch möglich seien. WillerdennMenschen zeigen? Neben-bei vielleicht; das Wichtigste ists ihm nicht. Nachschaffen, nach-stümpern, was auf jeder Straße, in Schänke, Kontor, Ballsaal besser zu sehen ist: wozu? Manchmal ists, als hörte man Gespen-ster plaudern. Erlebnisse und Visionen ausplaudern. Iedes für sich. Ohne Gehör zu fordern und zu finden. Eins redet am Ohr des anderen vorüber. Diese Spukgestalten verstehen einander fast nie; und tagt das Verständniß, dann heult die Glocke Mitternacht und ruft die Schemen ins kalte Bett. Dann stirbt, im Hofnarren-kiltel, König Nicolo, den der Schweißfuß eines Metzgermeisters vom Thron gestoßen hat. Prügelt ein Metzgerknecht den Gründer der Feenpalastgesellschaft aus der Marquiswürde heraus und

zwingt den Hochstapler, nach der Polizei zu rufen. Dann erhenkt sich Karl Hetmann, den, als er sein großes moralphilosophisches Werk „Hidalla oder die Moral der Schönheit" fertig hatte, ein Cirkusdirektor gegen hohen Sold als Dummen August miethen wollte. Auf derRutschbahn ausgeglitten; denHals oderauchnur ein Bein gebrochen. Sie müssen von vorn anfangen oder für immer aufhören. Gerade, als sie hoffen durften, mit der Weisheit Enttäuschter Verständniß zu finden. Eine wüste Sippe.

Nicht immer wars so. Als ich die Kindertragoedie »Frühlings Erwachen" las, mußte ich an den Mimus der Griechen, Sizilier und Römer denken, an die dialogischen Volksspiele, in denen Männer und Frauen ohne Maske, Kothurn oder Soccus auftraten, die arckimima und der pamsitus,undSchnurrenundZoten aus der dem Blick sonst verhüllten Tiefe vortrugen. Da durfte nach Lust und Laune improvisirt werden und selbst das Frechste war nicht verpönt, Herondas, dessen in einem Papyrus erhaltene choliambischeMimen der münchenerProfessorCrusiusübersetzt hat, war noch ziemlich zahm. Was man heute die Pointe nennt, fehlt seinen Geschichten. Eine Mutter läßt ihren ungerathenen Iungen vomLehrer prügeln und fordert, als der arme Bengelschon braun und blau geschlagen ist, noch mehr Hiebe.Das wird ihm gut thun." Eine Eifersüchtige hat das selbe Heilmittel einem sexuell untreuen Sklaven zugedacht, begnadigt ihn aber, weil eins ihrer Lustmädchen sie darum bittet. DerBordellbesitzerBattaros führt vor Gericht seine Sache gegen einen Fremdling, der ins Freudenhaus einbrach und ein weiblichesWerthobjekt wegschleppen wollte. Und so weiter. Außer demFrauenfleischhändler (den HerrWedekind, wohl nur poureMerIeb«urZeois,indenTotentanzszenenalseinen Weltbeglückervcrherrlicht), dem ungemeinwürdevollenlen«, kommen Huren, Tribaden, Kupplerinnen auf die Bühne und reden so unhold, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Alles geht aber ganz schlicht zu, ganz einfach. Niemand wundert sich über die Schmutzhäufung,Niemand wühlt gierig in demKehricht. Weder Ekel noch Mitleid regt sich. Wie in einer Welt, die das Schamgefühl noch nicht kennt, noch diesseits von Gut und Böse ist, den Kruzifixus noch nicht erblickt hat. Drum lächeln wir sanftund entsetzen uns nicht, wie bei manchemDirnengespräch des Aretiners, staunennichteinmal,wieetwaüberPoggios „Facetten"; sind ganz

ruhig. Wir athmen hellenische Luft und wundern uns höchstens über die gehalteneRuhediesesnervenlosenRealismus. IhrAlle wißt längst ja, daß so das Leben ist, spricht Herondas; warum also nicht drüber reden? Hinter Golgatha mußte die Tonart anders werden; da erst konnte der Mimus Wedekinds entstehen. Die Kindertragoedie isteinBündelvonDialogen,ganzgenialisch starken und schwächeren. Manchmal sinds drei, vier, mehr Sprecher. Kinder und Eltern. Knaben und Lehrer. Pubertätwehen. Buben und Mädchen imHeuschober. AmSchluß schwatzt der Teufel, der als „vermummter Herr" auftritt, dem Tod eine Iünglingsseele ab. Das Ganze ist ohne Architektur; und weist dennoch, als ein starkes,aus eigenem Recht gezeugtes Künstlerwerk, seinen Schöpfer in die vorderste Reihe der Lebenden. Dann kam dieLulu-Zeit, „ Fürstin Russalka«,»Minechaha", Gedichte, Skizzen,Chansons. Die Welt als Cirkus, dachte ich. Warum nicht? Das Uebcrraschende macht Glück. Die Schmeichelei erschöpft sich auch vor dem Thron der Menschheit. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Nichts Spirituelles also; nichts,was auch vönWeitem nurandieKrone der Schöpfung erinnert. Dressirte Thierchen, die das ganze Cirkusprogramm, das alte,wie Geburt und Tod unveränderliche, durchmachen. Iockeysprung aufs ungefattelte Pferd. Mit den Füßen amTrapez hängen und denPartnerimFlugauffangen. Kleider-Wechsel auf galopirendem Gaul. Durch den Seidenpapierreifen. Eine Kanonenkugel auf dem Bauch tanzen lassen. DerKautschukmann. Das melancholische Schwein mit der Mundharmonika. Das ganze Gabelthierreich in Aktion. Und der Herr Direktor führt selbst die merkwürdigsten Exemplare vor, erklärt ihre besondere Wesensart, leuchtet mit eigener Hand ihnen unter das Schnäuzchen oder die Nasenspitze. Ist selbst dann wohl auch der arckimimug, der den stupiclus foppt, den parssitus dem Gelächter preisgiebt; und rechnet sich mit Stolz zum verufenen Volk. Das konnte gefallen; mußte eigentlich. Weil es neu war, »mal was ganzAnderes",und dem Geschlechtlichen weitenRaumließ. Animalisch: also amoralisch. Seltsam nur ein fast kirchenväterlich grimmerWeiberhaß;einegarnichtinsCirkusprogramm passende Wuth gegen die lüsterne Menschenverderberin. Das war, nach Nietzsche und Strindberg, ja aber auch in der Mode. Und dieser

Hasser hatte, wieHerondas, die Scham nie gelernt. Hauptvergnügen: Eva, zwischen zwei Clowns, nackt am Pranger zu stäupen. Ietzt thront sie in der Glorie. Die Kindertragoedie war dem »vermummten Herrn", die im Bordell spielenden Totentanzszenen sind«meiner Braut in innigsterLiebe" gewidmet. Vom Cirkus durchs Lupanarium in die Brautkammer: mir fehlt derKurvimeter für diefe Wegkrümmung. Fehlt leider auch der Sinn für die These, die der Bräutigam mit ungeheurem Ernst verfocht. Die hohe Schätzung derIungfräulichkeit dünkte ihn unsittlich, die meretrix, die den Stallburschen feile lupa selbst, weil sie Wonnen gewährt, nützlicher unddeshalb höher zuschätzen alsdasIüngferchen,das dem Mann ängstlich den keuschen Schoß versagt. Darüber ließe sich Manches reden. Das Thema reicht bis an die Grundmauer des Gesellschaftbaues; und tiefer hinab. Bis in Urmenschliches; und vielleicht noch tiefer. Von der Familie (den Kindern besonders), vom Staat, von sozialen und politischen Notwendigkeiten wäre da am Ende auch einWörtchen zu sprechen. Aus dem Mund eines Vierzigers mußte diese wedekindliche Weisheit überraschen. Nur die mit dem Wort schnell fertige Iugend verklettert sich sonst auf solche Tiraden. In London, sagt der Marquis von Keith, macht man mit Sozialdemokratie und Anarchismus keinen Effekt mehr. Wollen wir rückständiger sein als der 8k«pKeeper und Stapelartikel für nagelneu nehmen?Wir erleben denTag nicht, der die Mädchengymnasien durch Hetairenschulen ersetzt, die Kirchen in Vorneia umgewandelt sieht; unsere Enkel auch nicht: also mag die Frage neben anderen hochnothpeinlichen ruhen. Zu verzeichnen ist nur, daß die Frau bei unserem Poeten in Gunst gekommen ist; wenns mit rechten Dingenzugeht, bittet er auf den Knien der Lustspenderin Lulu allen Unglimpf ab. Zu verzeichnen ist aber auch, daß er auf seine Weise moralisch geworden ist, ein Moralprediger sogar; denn auch die «Moral der Schönheit" ist eine. Thesen, Moral: die Lieder von der gemordeten Tante und dem Liebchen ohne Hose klangen anders. Nun gilts, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Wirklich? Noch hoffe ich, daß es so ernst nicht gemeint ist. Eine Marotte, die, statt der alten Schellenkappe, für ein Weilchen aufs Haupt gestülpt ward. Auch als ein Rückfall in gewisse Romantikerstimmungen ließe sichs deuten; in Stimmungen, die noch den Slavenapostel Dostojewskij und den soignirten

Fastenprediger Dumas übermannten. Zorniger Aufschrei gegen die ewig Korrekten, die im Warmen sitzen. Künstler und Dirne: zweiAusgestoßene, die sich verbünden. Ziemlich altmodisch; denn die Künstler leben heutzutage als Bourgeois unter Bourgeois und die Prostituirten haben Etwas in der Gemeindesparkasse, sind gute Hausmütter und finden meist noch zur le retour achtbare Ehegefährten. Herr Wedekind aber fühlt sich noch immer alsAusgestoßenen; herbei drum, Ihr, ohne Stola und Falbel!
Ersieht vierschrötig aus.Auf dem kurzen Numpf sitzt einsehr großer Kopf. Der Kopf eines späten, von wildem Leben mitgenommenen Caesaren; oder eines heimlosen Mimen, der viel Ekel schlucken mußte.Einen Zwergriesen nennt Wedekind seinen Het. mann; Sitzliesen nennt der Berliner Leute, die sitzend größerscheinen, als sie sind. Er sieht stämmig aus. In dem ernsten, fast immer düsteren Gesicht vibriren die breiten Nasenflügel aber bei jedem Wort, schon bei der Vorbereitung des Wortes (wie eines sehnsüchtigen Mädchens Nüstern). Der vierschrötig Scheinende ist sicher höchst sensitiv.An langenArmen derbe Fäuste; und eine Epidermis wie aus Spinnengewebe. Der mag im Erleben arg gelitten haben; und erlebt hat er wohl genug. Viele Länder, viele Lebenskreise sah er; kreolischeTänze und Würfelspiel inSpelun» ken; Schwindelgründungen und Brunstkämpfe ums Weibchen; auch hinter dem Gitterfenster saß er (weil man ihn derMajestätbeleidigung schuldig gefunden hatte.) In feinen letzten Dramen wars oft, als schreie er nach Verständniß; brülle und schluchze: Nehmt mich endlich ernst, laßt mich nicht länger den Narren spielen! Aus der Kappe des Königs Nicolo glaubte ich den Nuf zu hören: „Ich habe zwar nicht die Königsgrimasse, die EurenBret--, termajestäten heute das Herrschaftrecht über die Vielzuvielen sichert, und bin auch sonst ein wilder, verbuhlter, allzu bunt getigerter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeister, vor denen Ihr kniet, weil sie feist und plump, also würdig sind; und so ist Eure Welt eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtnisses den thronendenMetzgernSpäße vormachen,bezahlte Wahrheiten auftischen muß. "Dieser Nicolo hatte mancherleiTalente; doch kein zulängliches.Erkonntereden,nichtübereden, auf der Laute klimpern, doch keine starke, nie vorher gesungene

Weise haschcn,zuschneiden,nichtnähen;undward,wenileralsTragoede die Seelen erschüttern wollte, als Perle aller Possenreißer gepriesen. Aus Hetmanns Munde, des häßlichen, verkrüppelten Schönhcitsuchers, klingt der Nuf noch schriller. Hört Ihr ihn? „Mich stießdieGesellschafteinst als unbrauchbar aus ihrenKrei» scn. Ich gingnichtzu Grunde; kamzurückundbotihr wieder meine Dienste an. Die Gesellschaft stieß mich wieder als unbrauchbar hinaus." Unbrauchbar, ausgestoßen. AlsKönigund als Schneider, als Sänger und als Neligionstifter unzulänglich; nur als Narr und Cirkusclown zu verwenden. Klagt da wirklich nur der verkannte Literat, der in das ihm gebührende Fach möchte, der Tragoede, der Possen reißen soll? Nein. Da entblößt ein Mensch die Scham, zerkrallt sich Einer die Brust, der wirken möchte, nicht um Beifallslärm schwitzen. Der die Stille um sich nicht erträgt und den Applaus auch nicht sättigt. Dem das Dichten nicht mehr ist als dem alten Ibsen, dem Schöpfer Hildes, Borkmans, Nubeks. Der irgendwo mitarbeiten und seines Lebens Spur in derMen» schenwelt lassen möchte. In seinen Hochstaplern sogar regt sich dieser Drang. Keith, „die Kreuzung von Philosoph und Pferde» dieb", derGlücksritter, demimmergerade dereine unentbehrliche Dollar fehltund „Alles an den letzten dreiTagen scheitert", sehnt sich nach der That mehr als nach dem Glanz, läßt sich drum, mit all seiner Gaunerschlauheit, stets von plumperen Betrügern ausplündern und ist nicht lächerlich, sondern beinahe erhaben, wenn er, nach tausend Schwindeleien, mitHeilandsmiene stöhnt: „Un» recht leidenist besserals Unrecht thun!" Warum stieß manihn aus? Gab ihm keinen einzigen von all den freien oder schlecht besetzten Arbeitplätzen? Verbannte ihn ins Neich der Phantasie, wo er nur einDichterwerdenoder, wennsauchdazu nicht langte, Trug» geschäfte aushecken konnte? War er und war sein ernsthafterer Vetter Karl Hetmann in derOekonomie dieserWelt nicht zu derwerthen, dann hole der Teufel morgen den ganzen Plunder! HerrWedekindwäreimKlima einesanderen Schicksals vielleicht ein Finanzagent ersten Nanges geworden. Er hat Sinn für Geschäfte. (Verkennt nur die Dimensionen völlig; Keiths armsälige Gründung, eine Million Aktienkapital, zwanzigtauscnd MarkGehaltfürdenDirektor,scheintihmcine'Riesensache.)Seinc Transaktionen haben, auch wenn alle Einzelheiten falsch sind, den

richtigen Stil. Dieser Visionär ahnt doch, wie es in den Hirnen der Menschen aussieht, die große Summen in Bewegung setzen. Er könnte das LebensdramaStrousbergs schreiben, desMannes, der zu früh kam und, als Sünder, hart gestraft wurde, weil er schlechte Geschäfte gemacht hatte; des Genies, dem außer dem nöthigen Sitzfleisch auch das Talent zum Glücksgünstling fehlte. Oder dieTragikomoedie von dem göttlichen Erpresser ausArezzo, der je nach Bedarf erbauliche Bücher und Zotengedichte schrieb, die Heiligste Iungfrau und die lüderlichsten Weibsbilder malte. Der wirkte, auf feine Art. Was bleibt heutzutage? Ein Literat der sich im Beruf wenigstens nicht prostituiren will; am Anfang des Kampfes ums Dasein nicht ausreichend gerüstet war; und nunallelohnendenPlätzebesetztfindct. Immer schreiben; warten, bis man irgendwo aufgeführt wird und sich durch absonderliches Wesen bemerkbarmachenkann; undselbstdann? Keine dauernde Wirkung; auch kein Ertrag, der das Leben zum Luxusfest wandelt. Ausgestoßen, gezwungen, sich zum Zeitvertreib anzubieten; wie da draußen die Dirne, die auf die clißniwz matronaliz verzichten mußte; die, sagtHctmann auch von ihr, „wie ein wildes Thier aus Fleckig, also
unbrauchar. Ietzt stört mich auch Hetmanns These nicht mehr. Unterschätzung der Iungfräulichkeit; Kampf gegen die monogamische Moral; Gründung eines Bundes zur Züchtung vonNasse» menschen, eines Bundes, in dem Männer und Frauen einander zur Gewährung der letzten Gunst verpflichtet sind. AllesUnsinn. Hetmann(und sein Schöpfer) ist viel zu klug, um glauben zu können, Promiskuität könne schöne und kräftige Menschen schaffen, Het» mann ist das ungenützte, mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit beladene soziale Genie, das zusehen muß, wie Andere, Hohlköpse und Lumpen, munter Kinder zeugen, das mit dem Zwergriesen» schädel gegen die Mauer des Familienhauses rennt, geprügelt, ausgelacht wird, inderArenadenAugustspielensoll und sich endlich selbst henkt. Und Helmann ist nicht nur ein schreckendes, son» dern auch ein tröstendes Bild. So stark, spricht (wenn ich richtig höre)derDichter,ist leidenschaftlicherGlaube.so mächtig derNhythmus einer Persönlichkeit, daß dieser schönheitsüchtige Krüppel, der doch barenUnsinn bekennt, als ein echterPrinzaus Genielandvor uns steht. Auch im Frack des Dummen August vor uns stünde.

Die Persönlichkeit siegt? Immer, spricht Goethe und feiert sie fromm als höchstesGlückderErdenkinder. Immer, fagtWede» kind (und unter dem tragischenBlick verzieht der unschöne Mund sich zu einem Lächeln, an dem der vermummte Herr seine Freude hätte), immer, wenn sie sichzurechterZeit noch bescheidet. Ich bot derGesellschaftmeineDienstean. Vergebens. Als ich in derQual erzwungener Unfruchtbarkeit aufschrie, hieß es, ich halte mich für einen ins falsche Fach gequetschten Literaten und mein ganzer Ehrgeiz sei, Helden, nicht komische Nollen zu spielen. Als Menschen, als Wirkenden will man mich nicht. Aber die Persönlichkeit siegt, wenn sie ein Schlupflöchlein findet, das sie vor dem Erfrieren schützt. Ich gehe ins Mimenvolk. Auf Wiedersehen im Deutschen Theater! Da will ich, in der Heimath, die Leidenschaften und die Thaten spielen, die ich in Eurer Bourgeoiswelt nicht leben durfte. Da wirkt er. („Du kannst im Großen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an.") Bläst unbefeeltemFIeisch, Männern und Weibern, seinen Odem ein und zwingt berliner Geschmäckler, ihm, unter dem Brachmond, zu lauschen.„ Iedem Namhaften holt der Schauspieldirektor heutzutage sonst die Sterne vom Himmel des Nachbargartens; für die winzigste Nolle aus dem fernsten Sprachreichswinkel den tauglichsten Spieler, die zierlichste Maid; läßtDekorationen malen, Naumkünstler und Lichtergrübler schalten und jede Klippenszene zwanzigm al durchprobiren. VonAlledem habe ich nichts. Wills auch nicht. Ich brauche weder Garde noch große Kanonen; kannauchmitKrümpernsiegen. Ohne neue Prospekte, WochendrillundNegiekunststückebeweise ich, daß meine Dramen sich auf den Brettern halten und just für Weltstädter mit verdorbenem Magen das rechte Futter sind. Ums zu beweisen, recke ich mich breit vor sie hin und verkaufe an der Kasse den Einlaß in mein Persönlichstes. Innolet! (UrgroßonkelVespasian würde noch in manche Ecke unserer Welt passen.) I^nn clolet? Das geht Euch nicht an. Iedenfalls bin ich meines Schicksals Schmied und Keinem zu devoterem Dank verpflichtet als mir selbst." So dürfte derarcdimimuz Frank heute sprechen. Eine Weile schiens, als sieche ihm der Humor, als wolle er, weil er müsse, auf denSchießplatz derPathetikerabschwenken. „SchloßWetterstein" und „Franziska" haben uns diese Furchtrunzel von der Stirn gebügelt; noch geht die stämmige Frechheit, mit zerschun»

denenNerven freilich, beiTage bloß, spielt mit derNichtwageder Titanide, greift, wie nach billigem Nachtgeschirr, nach dem Heiligen Gral und kitzelt Erzengeln die Wade. Allerlei Brimborium ist dabei. Niemand soll wissen, woran Der glaubt. Thut nichts. Die Censoren sollen den Mann nicht verärgern; sollen, statt ihn als Schmutzschreiber zu ächten,über seinenPamphletenschwitzen, bis aus dem Stank eines mittags („Nun gerade!") mit Pedanteneifer gedüngten Papierackers ihnen das Nüchlein besonderer Sittlichkeit in dieMerkernase steigt (derenFlügel dann vielleicht eben so flattern lernen wie die des empfindsamen Dungfinders); und, bevor sie ihn ächten, die Nieren der Leute beschnüffeln, die sie vor ihm schützen möchten, Und Herr Neinhardt, der Einzige, der inBerlin Etwas für denDichter gethan hat, soll uns im Herbst oderWinter das ganze Spiel noch einmal bieten, Schwülste und Beulenwegzaubern, auf leichtzuüberrumpelndePosteneine große Kanone stellen und den alten die neuen Stücke, den Spielschülern die erprobte Mimenschaar anreihen. Dann wirdüberdieCirkus-Philosophie und über die Theaterweltanschauung des Aristophanessprossen aus Hannover noch Manches zu sagen sein.

Tisza.

In Wien hat vor Abgeordneten einst ein Kriegsminister geseufzt: „UnserHeer verdorrt!" Die Entkräftung schien unaufhaltsam; kein Kraut dagegen gewachsen. Der Bundesgenosse mußte die Unmöglichkeit, in absehbarer Frist das Habsburgerheer auf die Höhe zu bringen, in feinen Kalkul stellen. Deaks Ausgleich (des zwischen Oesterreich und Ungarn entstandenen Interessenzwiespaltes) ließ dem Kaiser und König diemilitärische Oberhoheit; dasKriegsherrnrecht, die Organisation,Eintheilung, Ausbildung der seinen beidenNeichen gemeinsamen Armee nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Nur die Verwaltung sollte genöthigt sein, sich mit dem Willen derParlamente und Delegationen irgendwie abzufinden. Mit demKronrecht wäre auch die Einheit des Heeres zerbröckelt. Das aber wollte die Machtgier eigensinniger Magyaren. Dualismus auch im Heer: so war seit zwanzig Iahren ihre Losung; das Ziel: eine von allen Oesterreichern gesäuberte, vom FeldzeugmeisterbiszumNekrutenauchimDienstnngarisch sprechende Armee. GrafAlbertApponyi hat schonalsHauptderNatio-

nalpartei (dem die Verbündung mitKossuthundIusth nicht zuzutrauenwar) dieGründungeinerungarischenMilitärakademiege» fordert, in der seine Landsleute, wie die Oesterreicher in Wiener» Neustadt, zu Offizieren erzogen werden könnten. Andere Wünsche, aus dem selben Mehlteig geknetet, sind aufgetaucht, verschwunden und wiederans Licht geholt worden. FranzIoseph, der seit Kleinster doch nachgeben gelernt hatte, blieb als Kriegsherrunbeugsam; ließ sich weder durch Schmeicheln noch durch Drohen ein Kettenstück seinesNechtes ablisten. Er wußte, daß der Begriff der Heeresgemeinschaft zum Schemen werde, wenn die Einheit derDienstsprachefalleundderösterreichischedenungarischen Offizier nicht mehr verstehe; daß aber auch die Numänen, Serben, Slovaken,die imUngarischenNeichstag höchstens ein Fünftel der Sitze erlangen können, doch im Heer die Mehrheit haben, sich wider den Wagyasirungversuch stemmen würden. Nationaler Hader in der Armee:dann wankt die Grundmauer unter dem Haus Habsburg-Lothringen. Lustren lang währte der Streit. Kriegsminister und Generalstabschef rangen die Hände. Immer kam aus Budapest derTrutzruf: »Einem selbständigen Königreich gebührt ein nationales Heer,das nur die Landessprache spricht und nur Landeskindern gehorcht. "Ob dieses Königreich sich aus eigener Kraft gegen die Slavenfluth behaupten, auf der Großmachthöhe haltenkönne, wurde nicht erwogen. Franz Ioseph blieb fest; ward aber müde und sprach, vor Ostern, zu demMinisterpräsidenten Grafen Khuen-Hedervary.als wolle er lebend der Krone entfagen. Selbst dieses stärkste Druckmittel wurde als unwirksam erwiesen. Khuen ging, Herr von Lukacs wurde sein Erbe: und Alles blieb dennoch, wie es gewesen war; die Separatisten (Unnabhängigkeilpartei) sperrten, unter Iusths und Apponyis Führung, derWehrreform und dem Militärstrafgesetz den Weg. So ging es seit dreizehn Iahren. Entweder gabs für das von Wien Verlangte in Budapest keine Mehrheit oder diese Mehrheit wurde gehindert, ihren Willen durchzusetzen. Anträge kamen in Geschwadern und wurden in Dauerreden begründet. Abstimmungen hielten das Haus Stundenlang auf. EinDutzend zwischen zweiAbendröthen. Half nichts Anderes mehr, so wurde gebrüllt, geheult, gepfiffen, im Chorus gesungen. Das Ganze heißt „technische Obstruktion."
Graf Stephan Tisza, Kolomans Sohn, hat wider sie den

Speer zu heben gewagt. Zumzweiten Mal. Vor acht Iahren, als Ministerpräsident, der, wie die Banffy, Khuen, Szell, Wekerle, um das nationale Selbstbewußtsein für die nächste Wegstrecke zu sättigen, in Wien Konzessionen erpressen mußte und fürdieArmee mehr erreicht hatte alsirgendeinVorgänger, merkte er einesTages,daß er in Ohnmacht abdanken oder die Zwirnsfäden der Geschäftsordnung zerreißen müsse. Er blickte zuGladstone auf, dem Götzen des Liberalismus, und entnahm derol^parliamentaryliana' den Schlußzwang, die übel berüchtigte cISture, die der Obstruktion den Athem abschnürt. Eine verwegene Herrschernatur und ein ganzer Kerl ward er hier damals genannt. Seine Partei aber am nächsten Wahltag wie reifeFeldfrucht weggemäht. Isternunängstlich geworden und nach Laodikeia gezogen? Nein. Noch unter grauem Haar röthet ihm angeboreneFarbe der Entschließung die Wange. Seine Partei, deren Tod von allen Thürmen verkündet worden war, sitzt wieder in der Mehrheitmacht; und wieder setzt er ihre ganze Habe auf gefährliches Spiel. Erfühlt: Franz Ioseph hat für Ungarn so viel gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt; Ungarn wird,wenns demReich noch länger diezurWehr nothwendige Waffe weigert, als Hemmschuh von Deutschen und Slaven gehaßt und, Wenns mitRüpeln nicht fertig wird, r»n Europa verachtet. Er hat vielleicht gelesen, was Goethe vor neunzig Iahren in Eger zu dem Rath Grüner sprach: «Da jeder König von Ungarn die Aufrechterhaltena, der Konstitution beschwört, so läßt sich auchdasGuteundNützlicheleidermitGewaltdemLande nicht ausdrängen. Doch dürften einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiser Ioseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird." (Ohne zu ahnen, daß er einen goethischen Gedanken wiederhole,hatLueger im wienerReichsrath gesagt, den Kaiser vonOesterreich werde dieGewifsenspflicht nöthigcn, vomWeg der konstitutionellen Rechtsordnung abzuweichen und den Ungarn, deren König er ist, eine beiden Reichshälften erträglicheVerfassung aufzuzwingen.) Dem Starrsinn Franz Ferdinands wäre der Wille zu solcher Gewaltanwendung im Dienst der Staatsräson zuzutrauen. Ists klug, zu warten, bis er auf dem Thron sitzt, und erst mit ihm dann um die Wehrvorlagen zu feilschen? Klüger, mit dem alten, milden Herrn ins Reine zu kommen, aus seiner Hand den Preis der Willfährigkeit zu erbitten

und später drauf zu pochen, daß man dem Nationalstolz alles Erlangbare abgefordert habe. Ungarn wird verächtlich, wenn seine Neichstagsmehrheit.die dem Lande dieNegirung stellt, nur flennen, nicht handeln kann; wird lächerlich. Führt nur Gewalt ans Ziel, so soll ein Ungar sie, nicht ein Oesterreicher, anwenden. Dann bleibt demLande schimpflicheDemüthignng erspart. Daß die Sie» benundsechziger über dieAchtundvierziger gesiegt haben, muß endlich doch zu pragmatischem Ausdruck kommen. Erwiesen werden, daßFranzDeak imNecht war,alser1865im?e5til<apIndieW5glichkeit zeigte, Ungarns Selbständigkeit mit dem Bedürfniß der Neichsgroßmacht zu vereinen. Freilich: wer sich dieses Kampfes erdreistet, mnß des Königs, dergemeinsamenMinister, desMag» natenhauses, der Behörden und der eigenen Partei sicher sein. DieseSicherheüjchafftsichGrafStephanTisza. SagtAllen: „Ich gehe durch Dick imd Dünn; so weit, wie ich gehen muß. Ueber Zwirnsfäden werde ich nicht stolpern. Vor einem Paragraphengitter nicht zaudernd stehen. Aber kreischt nicht, wie aufgescheuchte Pfauen, Wenns etwa blutige Köpfe giebt. Für Ungarn trage ich gern meine Haut zu Markt; nur mag ich,während dieFeindschaft mit Pechfackeln meinen geschundenen Leib umheult, nicht hören, daß ich abermals durch blinden Ungestüm die Partei, dasLand, die Krone in Wirrniß und Morast gerissen habe." Eljen Tisza! Eine Donnerlegion folgt Deinem Wink. Iubel im Donauland. Alle Schwichtigungversuche sind ander selben Klippe gescheitert. HerrIuliusvonIusth.GeheimerNathSeinerMajestät, Ex» cellenzundVolkstribun,hat in seinerHybris die Koalition(Apponyi-Kossuth-Wekerle) zerschlagen, die Nachfolge abgelehnt, jeden Frieden,jedenWaffenstillstand sogar vereitelt.DieMinderheit.ein Drittel gegen zwei, langt nach dem Mehrheitrecht; will, daß Wehr- und Wahlreform nach ihrem Belieben gestaltet werde, und verrammelt, mit täglich erneutem Eifer, den Militärvorlagen den Weg durch denNeichstag. Tisza läßt sich zum Präsidenten küren. Sturmwarnung. Schurke, Schuft, Iudas, Landesverräther, Volksfeind, Stallknecht der Hofburg: so johlt es von links; und durch alle Gassen wird getutet, daß die Wahl erschlichen, ertrogen, erfälscht, alfo ungiltig sei. Der Gewählte lächelt. An einer Geschäftsordnung soll derStaat wehrlos versiechen?Die ist ja nicht einmal ein Gesetz, bindet nicht alle Bürger, ist nur die kodifizirte

Kinetoskop.
Ig?
Willensmeinung einer Mehrheit. Weg mit ihr, wenn sie neuem Anspruch nicht genügt; und eine andere her. Als die Kniffe der «technischenObstruktion" versagen,verschanzt Iusths Truppe sich hinter stärkere Künste. Bringt Pfeifen, Trompeten und Kindertrommeln ins Hohehaus, zerbrichtdiePulteundmachtmitBlech- und Holzinstrumenten, mit Mund, Händen und Füßen aus Trillern, Wirbeln, QuerpfeifengequiekundPaukenschlägeneinHöllenkonzert, das Satanas sich bei der Galacour auf dem Blocksberg nicht lange gefallen ließe. Geheul, Gewieher, Getrampel, Katzenmusik; dazwischen die rüdeste Schimpfrede. Ermahnung zu Ruhe? Durch das Hohngelächter schwirrts: Schurke, Schuft, Iudas; die ganze Leier. Ietzt ists Zeit, Hundertzwanzig Schutzleute marschi« ren in den Saal. Sechzig Hausfriedensbrecher werden hinausgewiesen. Sie kehren zurück, brüllen, pfauchen, blasen Fanfare: und werden wieder ins Treppenhaus spedirt. Einer von ihnen, den der Börsenterminhandel mit Getreide bis gestern friedlich nährte, stürzt mit geladenem Revolver auf den Präsidentensitz los, fehlt mit zwei Schüssen das Ziel und verwundet sich dann selbst. Kein Wörtchen des Tadels kommt über der Gefährten Lippe. Der tückisch gemordet werden sollte, hört keinen Laut des Mitleides aus dem Gischtkreis der Gegner. Priester ballen ihm die Faust entgegen und flehen Gottes Fluch auf sein Haupt herab. Tollwuth. Kolomans Sohn aber sitzt lächelnd, wie beimHochzeitmahl eines Freundes, rügt manchmal nur, in gelassenem Ton, die Kindereien, die plumpen Operettenspäße der Leute, die seine Ehre bespeien, seinLebenvernichtenmöchten, und scheint sich imGetümmel erst recht behaglich zu fühlen.(Theater? Nichtmehr, alsderMagyar von allem öffentlichenWesenfordert.)WozuderLärm? Die Wehrvorlagen werden im Sturmschritt durchs Dickicht getragen und übermorgen vomHaus derMagnaten endgiltig angenommen. Dann hat Ungarn den Wienern bewiesen, daß es noch wollen kann: und dieser Zweck heiligt selbst das sündigste Mittel.
Wie es ausgehen wird? Zwar ist die Wehrreform im Hafen (und kann, wenn im wiener Reichsrath, wie denRuthenen, auch den Polen und Czechen ein Trinkgeld bewilligt wird, noch im Iuni Gesetz werden); zwar hat der alte Kaiser den Grafen Tisza wie den aus siegreichem Feldzug heimkehrenden Generalissimus in der Hofburg empfangen, der alte Sachfenadelssproß Görgei, der

einst die Kroaten, dannWindischgraetz schlug und auf Habsburgs Trümmern Diktator von Ungarn wurde, ihm zur Rettung aus Lebensgefahr gratulirt. Doch Franz Ioseph ist in dem Rechtsstreit Partei; und Görgei, der von den Russen Uebertölpelte, bei Vilagos ruhmlos Entwaffnete, war stets Kossuths Feind, hat die Vertreter des Rechtes und der Ordnung, als „die Schreiber vonDebreczin" laut geschmäht und ist selbst Iahrzehnte lang des Landesverrathes bezichtigt worden, ^rcaäes ambo; schöne Seelen finden sich zu einander. Und der Mann auf der Straße, der in Ungarn von derMuttermilch oft flink zumTokaierübergegangen ist und seitdem nie nüchtern wurde, scheint gestimmt, Stephanum noch einmal zu steinigen.Wer will im Bezirk des Magyarenglobus den Windwechsel berechnen? Noch seufzen, mit gefalteter Magisterstirn, selbst Gescheite, der Graf habe tapfer, doch häßlich gehandelt. Polizei imParlament! Wir kennen den Text; undunser Urtheil ist fertig. Gegen sechs schuppige Hechte, die im Karpfenteich um sich beißen, die Polizei (wie in Preußen geschah) mobil machen, istThorheit; entblößt dieArmuth anWürde und Humor. Hundert Bläser, Trommler, Pfeifer, Schimpfer, Trampler müssen aus dem Saal: oder derReichstag sinkt in den Kinderspott. Wer einer Mehrheit den Willenskanal zu verstopfen trachtet, sündigt wider den Heiligen Geist des Parlamentarismus, der die Mehrheit mit dem Herrscherrecht gekrönt hat. WelcherRichter wird zögern, denLümmel, der sich Kollegen nenntund dennoch mit wüstem Lärm die Berathung stört, aus dem Zimmer werfen zu lassen? Im Berathungsaal des pesterReichstages war die Horde von Trägern der ältesten Adelsnamen, von denApponyi, Bethlen, Karolyiund Konsorten, geführt.SollteTiszadeshalbihrTreibendulden?Oder die Karkasse einer Geschäftsordnung mit tieferer Ehrfurcht betreuen als dasWohl seines Vaterlandes? Fromm, wieAndrassys launycher, fürs politische Geschäft verdorbener Sohn, die Hände kreuzenund sich an jeder Verantwortlichkeit vorbeidrücken? Wenn der Drang unerträglich wird, istjedesMittelgerecht, das ihn rasch zu enden vermag. Graf Tisza (der nicht nur eine Faust, der auch einHirn ist und in derZeitder Balkankrisis über Oesterreichs und Ungarns Zukunftpflicht so klug sprach wie nach ihm noch Keiner) hat gehandelt, wie er mußte. Nicht so schlau, nach so kalter Errechnung persönlichen Vortheils, wie insolcherLage derVater gethan hätte; nicht als Mächler, sondern alsMann. Schuft, Schurke, Ver-

räther? Kindergeplärr. Bosheit könnte ihm höchstens nachsagen, er habe um Bewunderung gebuhlt. Und seine Antwort würde lauten, daß nur einem Narren derHoffnungwahn zuzutrauen sei, mit dem Ruf eines Büttels sich unter Schwätzern festen Anhang zu werben und sich weich in Massengunst zu betten. Peitschte ihn Eitelkeit vorwärts? Dann wollte er als Opfer, nicht als Rechtsschlächter im Gedächtniß haften; im Reich des Heiligen Stephan ein MarcusCurtius werden. Aufdemforum Kungaricum sah sein Auge eine Kluft, das Wahrzeichen höchster Staatsgefahr, und sein Ohr vernahm, daß der Erdschlund sich erst über dem besten Besitz der Heimath wieder schließen könne. Mnth und Wehr sind jedes Landes köstlichster Besitz: so mag, wie der Römerjüngling, auch der alternde Magyar gedacht haben. In blankerWaffenrüstung ist er in den dunkel gähnendenAbgrund gesprungen.Um der Sonne näher zu sein? Er hat gewiß nicht verkannt, daß nur äußerste Noth ihn nach dieser That in den Glanz heben werde. Und die Nachrede geahnt: »FürFranz Ferdinand hat er, denKönig von morgen, gearbeitet. Oesterreich mag ihm danken und der Kroat ihm den Rockzipfel küssen." Unter Memmen ein Mann. BeschleunigtseinThundieStärkungderGenossenwehr,dann istauchDeutschlandihmzuDankverpflichtet. Einstweilenlabtuns derAnblick des mit dreifachem Erz Gegürteten. Und der hübschen Kulturform,indiederParteikriegsanftgepreßtward.DerPolizeiinspektor grüßt, die Hand an derMütze, ehrerbietig die Excellenzen und Hochwohlgeborenen, die er hinauswerfen soll; hört ihre Schimpfreden, die gröbste Kränkung des Ministerpräsidenten, geduldig an; beruft sich,stramm,nur auf denBefehl,an demernicht kritteln noch rupfen dürfe; bittet, im Ton des Untergebenen, ihm keine Schwierigkeit zu machen;verhandelt, schmeichelt, scherzt und erreicht schließlich stillen Abzug der Trommler und Pfeifer. Den Trotzigsten, die nur roher Gewalt weichen wollen, legt er die in Leder gekleidete Hand auf die Schulter und schmunzelt:Eure Excellenz wollen Dies gefälligst als Gewaltanwendung betrachten!" Der Trotz ist entwaffnet; die Schellenbaumträger entschwinden. Dieser Pawlik bleibt uns neben Porick: höchsten Humores voll.

Westrom.

Daß wir, all im Firnißglanz, noch als Barbaren betrachtet werden, lehrt, immer wieder, der Blick in das Westgetriebe. Kit-

chener, der Sieger von Khartum, hat auch aus Malta ein Tro»
paion an den Nil gebracht. Seine Truppenmacht wird gemehrt
(zu welchem Zweck wohl?) und Gibraltar,mit bedächtiger Schnelle,
stärker armirt.DenTriumph hatte einBerichtvorbereitet.der dem
Britenohr anders klang als Cromers Selbstlobgesang und die un-
reine Melodie des Zauderers EldonGorst.Am Liebsten würde der
neue Landpfleger das Ioch der Kapitulationen („die den Fort-
schritt Egyptens hemmen"), mit ihrem Zwang zur Wahrung
des Fremdenrechtes und der internationalen Gerichtshöfe, ab-
schütteln. Das darf er noch nicht. Immerhin wirds gut sein, mit
TewfiksSohnAbbas, dem bald vierzigjährigen Khedive, inLon-
don jetzt ein ernstes Wort zu reden. Inzwischen wirbt derDiplo»
matische Agent (so schlicht ist dieses Statthalters Titel) mit klugem,
klug verhülltem Eifer um das Vertrauen der Musulmanen: schafft
ihnen Arbeitmöglichkeit und Absatzgelegenheit, Schulen und
Märkte; klebt sie mit dem Leim ihres Eigennutzes an die Stütz-
pfeiler derBritenverwaltung. Daß sie, fast überall, imWirbeldes
KriegesumLibyen ruhig geblieben sind.wird ihm hoch angerechnet.
Ein größeres Heer, inNordwest, auf starker Basis/eine brauchbare
Flotte: undderstolzeAraberselbstschicktsichin den Gedanken, daß
Egypten ein Theil des Britenimperiums ward. Unter Honorius
hat Alles ja, was damals Afrika hieß, mit Gallien, Britanien,
Italien und Spanien, zum Weströmischen Neich gehört. Ietzt
giebts ein britisches Indien, einen Suezkanal; und die Barbaren»
gefahr dräut schlimmer als hinter der Schwelle der theodosischen
Zeit. Nicht nur in derNordsee. Als die Engländer aus dem Mittel-
meerkriegsrath heimgekehrt waren, sprach im pariser Bourbonen»
haus der Ministerpräsident Poincare: „Unser Verhältniß zu
Deutschland hat die Tonfarbe anständiger Höflichkeit. Wir haben
mit diesem Neich Fragen zu erörtern, die an dem Vertrag vom
vierten November 1911 hängen und über deren Beantwortung
wirnochnichteinigsind.Wirbemühenuns,klare,bestimmte,hinter-
haltloseAntwort zu finden. Mißlingt derEinigungversuch, dann
muß das Schiedsgericht entscheiden. MitBritanien und Nußland
sind wir in steter Intimität." Kriegsminister Millerand: „Vom
nächsten Iahr an werden wir in unserem nordafrikanischenNeich
Eingeborene ausheben und zu modernem Felddienst erziehen."
In barbai-nz! SpuktAlarichs Schatten noch? Auch ein neues West-
rom würde nicht an einem Tag erbaut; einer kanns stürzen.

Unsterblichkeit.
W1
Ansterblichkeit.
'/^^bzleich mein ganzes volles, warmes Herz
A^Stz In meinen Versen schlägt, so weiß ich doch:
Mein Herz ist nicht so reich, so stark, so heiß,
Daß nicht schon bald das Lorbcrreislein Ruhms,
Dcß mich die gütige Mitwelt würdigt, welkt.
Unsterblichkeit! Du Traum des Schaffenden!
Was unter Wehen wird, will sein und bleiben,
Will wirken und bestehn, Unsterblichkeit!
Die furchtbare Gewalt des Eisgangs riß
Aus der berühmten altcn prager Brücke
(viel groß Geschehn agirtc auf der Brücke),
Riß aus der Brücke einen ganzen Pfeiler;
Nun Ilafft ein Loch in ihrem (ZZuaderbau.
Auf dem verebbten Strom trug uns ein Boot,
Uns junge Dichter, Bildhauer und Maler,
Zum grausen Unheilsort. vorfrühlingsglanz
Umschmeichelte die fürchterliche Wunde.
Und da, erst durch den Mauerriß erlöst,
Entdeckt sich uns Geschriebenes im Siein;
Da waren Nam' und längstverschollnc Zeit,
vom Moos fast überwuchert, aufgezeichnet:
Der Brücke Steinmetz hatt' es eingemeißelt
Und schrieb dabei: „Daß ich unsterblich sei,
Setz' ich mein Nam' und Jahr und Wappen bei.
Es fließt der Strom und also strömt die Zeit,
Mein ehrlich Name bleibt in Ewigkeit!"
Wir starrten schweigend auf die traurigen Worte,
wir Schaffenden; wir ruderten zurück
In unserem Boot und schauten wunden Blicks
Den Strom entlang . . .
Doch nein! Ich will nicht klagen!
Mir ward vergönnt, manch Schönes schön zu sagen,
Ich Hab' in manches Herz Sehnsucht gesenkt
Und manchen Blick aus Edles hingelenkt
Nur durch mein Lied, nur durch mein warmes Wort.
Die Sehnsucht nach dem Schönen wird nicht sterben,
Ich weckte sie, sie wird sich weiter erben,
Sie lebt unsterblich in den Herzen fort
Und wird in fernen, fernen, späten Tagen
In eines Enkelkindes Herzen schlagen
Und blühn und glühn, daß sich mein Wunsch erfüllt,
Wird sein und wirken als ein starker Samen,
wenn auch kein wilder Eisgang meinen Namen
Dem Blick des späten Enkels jäh enthüllt . . .
Viag. Hugo Salus,
«LS

Die Zukunft.

Das Recht der Schauspieler.*)

ls vor fünfzehn Iahren eine Schrift erschien, verfaßt vom Dr. Max Burckhard, der damals Direktor des Burgtheaters war, und genannt „Das Recht der Schauspieler", fragte man: Giebt es denn Das? Nein, Das gab es damals nicht. Und heute? Heute sind wir weiter. Gewisse Rechte hat der Schauspieler seitdem doch allmählich schon durchgesetzt; dieses und jenes. Recht, Aber im Allgemeinen giebt es freilich ein Recht der Schauspieler noch immer nicht.

Damals fand Burckhard den Druck der Verträge nicht so sehr darin, „daß dem Unternehmer zu viel Rechte eingeräumt sind", wie darin, „daß den Rechten der Unternehmer keine Rechte der Mitglieder entsprechen". Inzwischen sind einzelne Rechte der Mitglieder nun doch erkämpft worden. In Oesterreich ist Dies vor Allem dem unermüdlichen Bühnenverein zu verdanken; und besonders haben sich, nach Burck-haid, drei Männer verdient gemacht: die Abgeordneten Dr. Ofner und Dr. Urban und ferner Herr Bolz-Feigel, ein richtiges Stehaufmandl, das platt hinzulegen den Gegnern noch immer nicht gelungen ist; er redet fort. Im Deutschen Reich ist es der Abgeordnete Dr. Maximilian Pfeifer, der die Sache der Schauspieler führt. Und so ist endlich Eins wenigstens erreicht worden: die Schauspieler haben selbst Muth be-kommen, sie lassen sich jetzt doch nicht mehr Alles gefallen. Sie gehen jetzt, wenn es zu arg wird, zum Richter; und sie haben in vielen Fällen den Richter für sich. Ich finde, sie können gar nicht oft genug, gar nicht schnell genug zum Richter gehen. Wenigstens erfährt so das Publikum von ihrer Noth. Das Publikum glaubt ja noch immer an das „heitere Bühnenvölkchen", Diese Legende muß erst zerstört werden, wenn dem Schauspieler geholsen werden soll. Bor fünfzehn Iahren schrieb Burck-hard: „Sozialpolitisch ist der Schauspielerproletarier schlechter daran als der Arbeiterproletarier, denn wir haben Gewerbeordnungen, Fa-brikordnungen, Arbeiterschutzgesetze und so weiter, aber wir haben keine staatliche Theatergesetzgebung, und was sich etwa so gelegentlich nennt, ist vorn Feuer- und Sicherheitpolizei und hinten Censnr." Das gilt noch heute. Und man kann es dem Publikum, das sich von alten Porstellungen schwer trennt und nicht gern umlernt, gar nicht oft ge-nug an handgreiflichen Beispielen zeigen, daß es noch immer gilt. Wie will der Schauspieler aber seinen Fall vor das Publikum bringen, als indem er zum Richter geht? Dies geschieht zuweilen gar nicht so sehr, um den Richter anzurufen, als um das Rechtsgefühl des Publikums aufzurufen. Gelingt Das erst, so haben die Schauspieler schon halb gewonnen.

Eine tapfere Wiesbadener Sängerin, Fräulein tzeßllöhl, hat neu-

*) Aus einem Band „Essays", der im Inselverlag erscheint und neben Charakteristiken bedeutender Menschen Abhandlungen über wichtige Kulturfragen und Zeitprobleme bringt.

lich den König von Preußen als ihren obersten Theaterherrn verklagt. So weit diese Klage einen Abzug betraf, der ihr, wie sie bewies, ungerecht gemacht worden war, hatte sie den Richter für sich. Aber den anderen Theil der Klage, den wegen ungenügender Beschäftigung, wies der Richter ab. In einem anderen Fall ist entschieden worden, daß der Schauspieler ein Recht auf Beschäftigung hat. Das wird nun hoffentlich auch Andere ermuthigen, denn es giebt künstlerisch und wirthschaftlich kaum eine bösere Gefahr für den Schauspieler als die der ungenügenden Beschäftigung, gegen die er bisher wehrlos schien.

Wenn ich mit einem Verleger einen Vertrag über einen Roman schließe, worin der Verleger diesen Roman gegen ein bestimmtes Honorar übernimmt, so giebt mir dieser Vertrag zwei Rechte. Ich habe dann nicht nur ein Recht auf dieses Honorar, sondern ich habe dann auch ein Recht darauf, daß mein Roman wirklich erscheine. Der Verleger dars nicht meinen Roman ungedruckt liegen lassen und mir etwa sagen: Du hast ja Dein Geld, was willst Du denn noch? Er darf es nicht, nicht nur, weil er mich dadurch in meinem Ehrgeiz oder meiner Eitelkeit (oder wie immer man mein Vedürfniß, den Roman zur Welt zu bringen, nennen mag) schädigen würde, sondern auch deshalb nicht, weil er mich auch wirthschaftlich schädigen würde: denn wird mein Roman gedruckt, gefällt er, findet er Leser und Freunde, so wächst dadurch der Werth (nicht der künstlerische natürlich, aber der wirtschaftliche) meines nächsten Romans, der dann mit ganz anderen Hoffnungen erwartet wird, und um diesen Werthzuwachs bin ich betrogen, wenn der Verleger mir zwar das ausbedungene Honorar bezahlt, aber das Manuskript in seiner Lade vermodern läßt. Wenn ich bei einer Zeitung anfrage, ob ihr für dieses oder jenes Honorar ein Aufsatz, ein Gedicht, eine Novelle erwünscht sei, und sie nimmt dieses Angebot an, so verpflichtet sie Dies nicht etwa nur, mir das Honorar zu bezahlen, sondern auch, den Aufsatz wirklich abzudrucken. Und Dies wieder nicht blos aus „idealen" Gründen: weil ich meine Meinung äußern will oder weil ich in irgendeiner Frage mitrathen und mithelfen will oder um der lieben Eitelkeit willen, mich gedruckt zu sehen, sondern auch aus dem selben wirtschaftlichen Grund. Mit dem Schauspieler ist es eben so. Der Schauspieler, der einen Vertrag mit einem Theater schließt, erwirbt dadurch nicht nur ein Recht auf die bedungene Gage, sondern auch ein Recht auf angemessene Beschäftigung. Und diese Beschäftigung fordert nicht etwa nur sein Ehrgeiz, sondern auch sein wirthschaftlicher Sinn: denn der Schauspieler, der nicht angemessen oder gar nicht beschäftigt wird, ist nach zwei Iahren kaum mehr die Hälfte Werth. Ia, für den Schauspieler liegt es noch schlimmer als sür den Schriftsteller. Den Schriftsteller, den der Verleger oder die Zeitung nicht druckt, hindert wenigstens Niemand, weiterzuschreiben; er braucht ja dazu, wenn ihm was einfällt, nichts als Tinte, Feder und Papier. Aber der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch verhindert, Schauspieler zu sein: denn er braucht ja dazu die

Bühne, Der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch, daß er sein Talent nicht üben kann, mit der Zeit um sein Talent gebracht. Schauspielerische Begabung läßt sich nicht auf Flaschen ziehen, sie braucht Aufgaben, braucht Proben, braucht den Wetteifer, braucht den Reiz der Berührung mit dem Publikum, braucht den Erfolg; sonst verkümmert sie. Man kann im stillen Kämmerlein ungekannt ein großer Dichter und ein großer Maler sein. Aber der Schauspieler, den sein Direktor spazirengehen läßt, kommt um.

Nun wendet man ein: Der Direktor wird doch nicht aus reiner Bosheit einen Schauspieler spaziren schicken. Aus Bosheit meistens nicht; obwohl auch Das vorkommen soll. Aber vielleicht, um sich den Schauspieler gefügig zu machen; er droht ihm: Wenn Du mir die und die Rolle nicht spielst, zu der Du nach Deinem Vertrag nicht verpflichtet bist und zu der ich Dich also nicht zwingen kann, dann spielst Du mir in dies«' Saison überhaupt keine Rolle mehr; wir wollen einmal sehen, wer stärker ist! Das ist ja das Schlimmste, daß der Direktor stärker ist, und so lange wird für die Schauspieler noch immer nichts erreicht sein, bis das Gesetz dafür sorgt, daß die Direktoren nicht mehr die Stärkeren sind. Oder aber ein anderer Fall: der Direktor hat sich getäuscht, der Schauspieler kann nicht, was der Direktor von ihm erwartet hat. Ia, warum soll dann der Schauspieler die Dummheit des Direktors büßen? Kann ein Direktor nachweisen, daß ein Schauspieler ganz unfähig ist, die Rollen zu spielen, für die der Direktor ihn doch engagirt hat, so wird ein billiger Richter den Direktor verhalten, dem Schauspieler die ganze Zeit, für die er engagirt worden ist, Gage und Spielhonorar zu bezahlen, ferner den Schauspieler, damit er nicht feiern muß, für ein anderes Engagement freizugeben und endlich den Schauspieler für die Beschämung, die ihm durch den Irrthum des Direktors zugefügt worden ist, angemessen zu entschädigen; und der Direktor wird beim nächsten Engagement klüger sein. Heute kann jeder Kretin, der sich ein Bischen Geld zusammenpumpt, Theaterdirektor werden; er engagirt zwölf Schauspieler für jedes Fach, einer wird schließlich schon darunter sein, der gefällt, den behält er, die übrigen elf läßt er so lange spazirengehen, bis sie froh sind, wenn er den Vertrag mit ihnen löst. Die Unfähigkeit der Direktoren wird heute aus den Taschen der Schauspieler bezahlt.

Aber es kommt auch vor, daß ein Direktor, der einen Schauspieler engagirt, überhaupt von allem Anfang an keinen Augenblick daran denkt, ihn zu beschäftigen. Es kommt vor, daß der Direktor ein Protz ist, der nur möglichst viele Namen ankündigen will, um der Reklame willen. Und es kommt noch öfter vor, daß ein Direktor einen Schauspieler engagirt, nicht, damit er ihn hat, sondern nur, damit ihn ein anderer Direktor nicht hat. Es gehört zu den scheußlichsten Sinnlosigkeiten des theatralischen Großbetriebes, daß Schauspieler engagirt werden, die man gar nicht braucht, nur, um sie der Konkurrenz wegzu^ nehmen. Und darum ist das Recht auf Beschäftigung nicht nur für den

Ein Brief.

Schauspieler nothwendig, sondern auch für die künstlerische Gesundung unseres Theaters.

Die Direktoren antworten mir immer: Ia, dann wird es aber schwer, Direktor zu sein! Worauf ich ihnen stets sage: Hoffentlich; denn Das will ich ja gerade. Es soll so schwer werden, daß schließlich nur noch ein kunstbereiter, kunstverständiger, kunstergebener Mann, der nicht blos Geld, sondern auch Einsicht, Geschmack und das nothwendige Können hat, Direktor werden kann.

Salzburg. Hermann Bahr,

^sW, laut des folgenden Briefes mitzutheilen, mit dem mich Herr Professor Dr. Ehrenberg in Rostock beehrt. „Gestatten Sie, daß ich Sie auf einige Irrthümer Ihres Artikels in der Nummer 30 der .Zukunft' auf« nierksam mache: 1. Sie charakterisiren durchaus irrthümlich meine wissenschaftliche Methode. 2. Ihre Angabe, daß das Institut für exakte Wirthschaftforschung noch nicht existire, ist irrthümlich; es besteht schon seit 1908 als Abtheilung des Staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Rostock. 3. Ihre Angabe, daß die Vereinigung für exakte Wirthschaftforschung in diesem Iahr ihre erste Hauptversammlung abgehalten hat, beruht auf einem Irrthum; es war schon ihre zweite Hauptversammlung. Eben so verschweigen Sie, entsprechend der sonstigen Praxis, alle bisherigen Ergebnisse der exakt-vergleichenden Methode. Die Richtigkeit dieser meiner Mittheilungen werden Sie aus den beifolgenden Drucksachen ersehen". Wenn man, fern von Quellen und außerhalb aller Verbindungen lebend, auf die Information durch ein paar Zeitungen und Zeitschriften und zufällige Büchersendungen angewiesen ist, kann Einem leicht geschehen, daß man von einer Hauptversammlung, einer Gründung nichts erfährt. Verschwiegen habe ich nichts; „alle bisherigen Ergebnisse der exakt vergleichenden Methode" kenne ich nicht, und hätte ich sie gekannt, so würde ich wahrscheinlich nicht darauf eingegangen sein, weil ja nicht diese Methode, sondern das Buch von Professor Pohle der Gegenstand des Aufsatzes war und Professor Ehrenberg nur in einer über die gegenwärtigen Professorenstreitigkeiten kurz orientirenden Einleitung erwähnt wurde. Natürlich bin ich dem Herrn Professor dafür dankbar, daß er mir ermöglicht, zwei Iirthümer zu berichtigen, und auch dafür, daß er mir Material sendet, aus dem ich mich davon überzeugen kann, ob ich seine Methode falsch charakterisirt habe.

Neisse. KarlIentsch.

Die Zukunft,
Tantieme.

er Streit um die Tantieme ist so alt wie die Aktie. Der Aktionär glaubt, daß sein (aus der Uebernahme des Risikos erwachsenes) Vorrecht den Kletterversuchen der Tantiemen Halt gebieten darf. Die Aktiengesellschaft hat sichtbare Wandlungen durchgemacht. Das Grundkapital wuchs in neunstellige Ziffern hinein; die Gewinne wurden, wenn das Geschäft gut ging, achtstellig und die Tantiemen dehnten sich bis ins siebente Zahlenglied, Die Banken herrschen in allen Regionen der Wirthschaft und sind meist in den Gesellschaften vertreten, denen sie Kredit gewähren. Die Fäden laufen aber nicht nur vom Gewerbe zur Finanz: sie kreuzen sich auch im Bereich der gewerblichen Unternehmungen; und diese Gemeinschaften, die durch Fusionen oder weniger enge Verbindungen hergestellt sind, haben zu einer Häufung der „Verantwortlichen Personen" geführt, die Tantieme fordern.

Daß die Geschäftsführer am Gewinn betheiligt werden, ist vernünftig. Der Vorstand, der nur aus festes Gehalt gesetzt wäre, hätte nicht immer den Drang, seine Kraft für eine Steigerung des Gewinnes einzusetzen. Da sein Gehalt von der Größe des Ertrages unabhängig ist und ihm auch gezahlt wird, wenn für die Aktionäre nichts übrig bleibt, käme es selten zu dem wünschenswerthen Elan, Daß diese Auffassung richtig ist, zeigt der Versuch, das System der Tantieme oder Gratifikation auch in den Bereich der Lohnarbeiter zu übertragen.

Freilich muß man die Geschäftsführer von den Kontroleuren scheiden. Der Vorstand hat ein besseres Recht auf Gewinnbetheiligung als der Aufsichtrath, Dieser Unterschied wird durch die Berechnung der Tantiemen erkennbar gemacht, Paragraph 237 des Handelsgesetzbuches bestimmt: „Wird den Mitgliedern des Vorstandes ein Antheil am Iahresgcwinn gewährt, so ist der Antheil von dem nach Vornahme sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen verbleibenden Reingewinn zu berechnen; Paragraph 2^5 sagt: „Erhalten die Mitglieder des Aufsichtrathes für ihre Thätigkeit eine Vergütung, die in einem Antheil am Iahresgewinn besteht, so ist der Antheil von dem Reinwinn zu berechnen". Paragraph 24S sagt: „Erhalten die Mitglieder bungen und Rücklagen sowie nach Abzug eines für die Aktionäre bestimmten Betrages von mindestens 4 Prozent des eingezahlten Grundkapitals verbleibt". Dieser Wortlaut läßt immerhin allerlei Deutung zu. Wie stehts, zum Beispiel, mit dem Gewinnvortrag? Die meisten Kommentatoren meinen, daß der Vortrag des vergangenen Jahres tantiemepflichtig sei, der neue Vortrag, als eine Rücklage, frei bleiben müsse. Doch auch eine andere Meinung hat noch Vertreter. Die neunte Auflage des Kommentars von Staub, die 1912 erschienen ist (bearbeitet von Heinrich Könige, Albert Pinner und Felix Bondi, der an die Stelle des verstorbenen Iustizrathes Iosef Stranz trat), stellt sich aber auf den Standpunkt der Praxis und der Theoretikermehrheit. Die dem Vorstand zufallende Gewinnquote wird durch das von der Gene-

"ralvnsammlung der Aktionäre genehmigte Statut bestimmt, das stets geändert werden kann. Sind die Vorschriften auf ein junges Unternehmen zugeschnitten und ist dieGesellschaft seitdem beträchtlich gewachsen, so muß natürlich auch das Verhältniß von Tantieme und Reingewinn dem neuen Zustand angepaszt werden. Das ist nicht immer leicht; ein Einzelner kann sich um die EntWickelung der Gesellschaft solches Verdienst erworben haben, daß man sich scheut, formale Bedenken zu äußern. Neulich wurde die hohe Tantieme des Generaldirektors Gerstenberg von der Versicherunganstalt Victoria getadelt. Für 1911 wurden 78000« Mark Dividende und 694284 Mark Tantieme gezahlt. Der Generaldirektor bekam mehr als 600000 Mark (Gehalt und Tantieme). Ini Iahr 1893 hatte die Tantieme des Vorstandes 52 246 Mark betragen, während die Aktionäre 342000 Mark erhielten. Daß dieser Generaldirektor eine besonders hohe Vergütung fordern darf, ist nicht zu bestreiten. Herr Gerstenberg hat die Gesellschaft zu Dem gemacht, was sie geworden ist; und ein Organisator ersten Ranges ist für ein Versicherungunternehmen unbezahlbar. Unter der Leitung Gerstenbergs wuchs das Vermögen der Victoria von 37 auf 885 Millionen, die Einnahmen an Prämien und Zinsen von 8Vs auf 181, der Iahresgewinn von IVs auf 36 und der Gssammtbestand an Lebensversicherungen von 134 auf 2122 Millionen. Das Verlangen, die statutarischen Bestimmungen zu modernisiren, ist dennoch berechtigt, ein verständiger Ausgleich zwischen Dividende und Tantieme in jedem Fall nöthig.

Mit dem Alltagsmaßstab ist in diesen Bezirken nicht auszukommen. Der fruchtbare Gedanke eines Mannes hat das Unternehmen ermöglicht. Darf man nun fragen: „Warum werden dem Mann so hohe Tantiemen bezahlt, da das Geschäft doch von selbst geht?" Der Gedanke war produktiv; und sein Finder hat ein gutes Recht auf einen Theil der Früchte. Damit ist nicht gesagt, daß die Tantieme aller Grenzen spotten darf. Sie muß ihre Berechtigung erweisen. Der Hinweis auf die Verantwortung genügt nicht; die wäre schließlich auch mit festem Gehalt bezahlbar. Noch schwieriger wird die Sache beim Aufsichtrath, Neben Personen, die nur dekorativ wirken sollen, stehen Berather, die wichtige Finanztransaktionen ermöglichen, und Acquisiteurs, die Geschäfte bringen. Ein Bankmann, der im Aufsichtrath einer Industriegesellschaft sitzt, hat oft Beträchtliches zu leisten. Er wird dafür zwar von seiner Bank bezahlt, darf aber für die dem anderen Unternehmen zugewandte Arbeit einen Sonderentgelt fordern.

Die Tantieme des Aufsichtrathes ist übrigens nicht von einer bestimmten Thätigkeit abhängig. In diesem Sinn hat das Reichsgericht entschieden. Eine Gesellschaft weigerte einem Aufsichtrathsmitglied die Tantieme, weil es „in dieser Eigenschaft nichts gethan habe". Die Vorinstanz hatte gesagt, die Tantieme müsse gezahlt werden, weil sie eine „Risikoprämie für die Verantwortung" sei, die vom Aufsichtrath gefordert werde. Durch die Statuten könne die Tantieme von einer besonderen Thätigkeit abhängig gemacht, ohne solche Bestimmung aber

dürfe sie nicht verweigert werden. Das Reichsgericht sprach, die zu vergeltende Leistung des Aufsichtrathes bestehe in der „einwandfreien Erfüllung seiner Obliegenheiten". Das heißt: der Aufsichtrath darf die Verantwortung, die er zu tragen hat, nicht Passiv nehmen. Doch genügt der Nachweis, daß er sich keiner Pflichtverletzung schuldig gemacht habe. Eine bestimmte Thätigkeit ist, ohne besondere Vereinbarung, nicht von ihm zu verlangen. Dem Aufsichtrath darf also die Vergütung nur geweigert werden, wenn ihm grobe Vernachlässigung seiner Pflichten nachgewiesen ist. Nach den Paragraphen A6 und AS HGB erfüllt der Aufsichtrath seine Pflicht, wenn er „die nöthigen Revisionen vornimmt; über die wesentlichen Geschäftsvorgänge in Berathung tritt; dafür sorgt, daß ihm genügender Bericht erstattet wird, um dm Geschäftsgang zu kontroliren; bei der Bilanzprüfung die im Verkehr übliche Sorgfalt anwendet" (Staub). Fordert man mehr vom Aufsichtrath, so wird dessen Thätigkeit zu einem Hauptamt, das auf eben so sichere Vergütung Anspruch hätte wie das der Direktoren. Da die Aufsichtrathstantiemen vom Reich mit einer Steuer von 8 Prozent belegt sind, so hat ihr Fortbestand auch eine fiskalische Bedeutung. Im Steucrjahr 1911/12 betrug die Einnahme 5^ Millionen, die versteuerte Gesammtsumme also 71Vs Millionen.

Daß die Tantieme oft rascher wächst als die Dividende, liegt an der Berechnungvorschrift, Eine Gesellschaft kann sich selbst aber die Bedingungen schaffen, die sie zu brauchen glaubt. Ueber den Berechnungmodus wird nicht selten gestritten. Ietzt soll das Reichsgericht entscheiden, ob die Tantieme des Aufsichtrathes aus dem Reingewinn mit Einschluß der Vorstandstantieme zu errechnen ist. Das Gesetz spricht nur vom Abzug sämmtlicher Abschreibungen und Rücklagen und von h Prozent des eingezahlten Aktienkapitals. Der Wortlaut ist also gegen die Auffassung, daß die Bezüge des Vorstandes nicht tantiemepflichtig seien. Da das Gesetz die abzuziehenden Posten einzeln nennt, wäre wohl auch die Vergütung des Vorstandes mit aufgezählt worden, wenn sie dem Aufsichtrath nicht zu berechnen wäre.

Jede Gesellschaft kann die Einkünfte des Vorstandes und des Aufsichtrathes durch einen dicken Grenzstrich trennen. Falsch ist, zu sagen: „Der Aufsichtrath soll erst bezahlt werden, wenn die Gesellschaft mehr als Ä Prozent Dividende giebt; bis dahin hat er nichts zu bekommen". Diese Auffassung steht im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen über die Obliegenheiten des Aufsichtrathes. Für die Verwerthung des Betriebskapitals hat in erster Linie der Vorstand zu sorgen, der die Geschäfte führt. Der Aufsichtrath hat diesen Vorstand nur zu kontroliren. So hat sichs der Gesetzgeber in seiner Arglosigkeit gedacht. In unserer Wirklichkeit macht jeder tüchtige Vorstand mit dem Aufsichtrath, was ihm beliebt. Auf den Gedanken, ihm die Tantieme herunterzuknausern, wird er freilich nicht kommen. Er will, ganz caesarisch, wohlgenährte Leute um sich sehen, die zufrieden sind und ihm, im eigensten Interesse, lohnende Geschäfte bringen. L adon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — «erlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G. m, b. ß. in Berlin.

Verlin, den 29. Funi 1912.
Aquilifer.
Vexillum.
Dritter Februar 1899. BeimFestmahl des brandenburgischen Provinziallandtages spricht Wilhelm der Zweite: „Sicher ist derFriede, der hinter dem Schild und unter dem Schwert des Deutschen Michel steht. Allen Völkern den Frieden herbeiführen zu wollen,ist ja ein herrlichesBeginnen;aber bei der ganzen Berechnung wird ein Fehler gemacht. So lange in der Menschheit die unerlöste Sünde herrscht, wird es Krieg und Haß, Neid und Zwietracht geben; so lange wird ein Mensch versuchen, den an» deren zu übervortheilen. Was aber unter den Menschen Gesetz ist, Das ist es auch den Völkern. Deshalb wollen wir trachten, daß wenigstens wir Germanen zusammenhalten wie ein festerBIock." (Die Große Nevolution, hat, in derDebatte überSardousThermidorspektakel, Clemenceau gerufen, ist ein Block, von dem man nichts abhacken darf. Seitdem ist das Wort auf der Wanderung. Von derLippedes dritten Kaisers schlüpft es in den Sprachspeicher des vierten Kanzlers.) „An diesem rocker cle brande des deutschen Volkes, draußen, weit über die Meere, und bei uns zu Haus in Europa, möge sich jede denFrieden bedräuendeWelle brechen." Vier Monate später, nach der Segelregatta, spricht Wilhelm in Brunsbüttel: „Mein Grundsatz ist, überall, wo ich kann, neue Punkte zu finden, an denen wir einsetzen, an denen unsere Kinder

und Enkel sich ausbauen und Das nutzbar machen können, was wir ihnen erworben haben. Langsam nur hat das Verständniß für Wasser« und Seewesen, für die Wichtigkeit des Meeres und seinerBeherrschung beiunserenLandsleutenPlatz gegriffen; aber das Verständniß ist erwacht, und wenn einmal beim Deutschen eine Idee, ein Gedanke Funken gefangen hat, so wird er auch bald zu lodernder Flamme. So wird es auch hier sein." Erster Iuli-abend des selben Iahres. In Lübeck ist ein Pachtklub gegründet worden, als dessen Gast der Kaiser spricht: «Ich erinnere an einen altenWahlspruchLübecks: ‚DasFähnlein ist leicht andieStange gebunden, aber es kostet viel, es mit Ehren wieder herunterzu-holen.' Das ist ein Wort, dessen auch wohl jeder Seglereingedenk sein wird, wenn er morgens an den Start geht. Aber ich möchte den alten Spruch auch aus einem weiteren Gesichtspunkt betrachtet wissen. Ein ander Fähnlein, unseres Reiches Panier, habe ich im Auge. Kaiser Wilhelm dem Großen verdanken wir es; er festigte es an denMast,an dem es, wie einst Nelsons Flagge, festgenagelt bleibe. Und so wollen wirAlles dazu thun,daß es mit Ehrendort oben wehe, so lange es Gott im Himmel gefällt; und wenn er be-stimmt, daß es einmal wieder niedergeholt werde, dann möge er fügen, daß es nur ‚mit Ehren' geschehe". Mancher französische Bachtbesitzer hat in Kiel mitgesegelt und mitgeschmaust und aus ‚dem «Figaro" erfahren wir, daß der Deutsche Kaiser dem berliner Marinevertreter der Republik den Wunsch ausgesprochen habe, das Schulschiff «IpKiZenie" zu besuchen. In Bergen geschiehts; fünfTage nach der lübeckerRede. Ueber die Deutschenbrücke und den Fischmarkt drängen, an der Haakonshalle vorbei, die Ber-genser auf dieAußenrhede. Kapitän Manceron empfängt am Fuß der Schiffstreppe den hohen Gast; die Mannschaft salutirt bei klingendem Spiel; am Hauptmast wird die deutsche Kaiserstandarte gehißt; und nach dem Schülermanöver donnern einundzwanzig Schüsse demScheidenden denGeleitgruß.In einem Telegramm an denPräsidententerFranzösischenRepublikpreistWilhelm „den Glücksfall",der ihmgestattethabe,die »sympathischen, ihresedlen Vaterlandes würdigen" jungen Seeleute auf seinem Weg in die Nordfjords zu sehen. BittetdieSchiffsoffiziereundeinpaarDutz-end Schüler zur Abendmahlzeit auf die «Hohenzollern".Weltge-schichtlicheWendung?Werdas demBuchOeKbuIisacllpKiMniam

pertinentibus angehängte Kapitel liest, muß dran glauben. Auf hundertZeitungblättern steht das Evangelium: Was der Eisenkanzler vergebens erstrebte,warddemmilderenKaiseralsLohnseinesMühens; Wilhelm hat die verhärtete Rinde der Franzosenherzen gesprengt, die nach dreißigjährigem Frieden immernoch Grollenden versöhnt und durch eine ganz persönliche Politik der Ruhe Europens eine festere Stütze gefunden,als dersanfte Lockruf desWeißen Zaren vermochte. Die fernsten Enkel werden drum denFriedensbringer rühmen, dessen nie versagender Zaubererkunst das holde Wundergelang. DieFranzosenbleibenkühl. Friedenskongreßim Haag, neue Verhandlung wider Dreyfus, pariserWeltausstellung in Sicht: allzu grob darf derKluge nicht werden. Muß auch, nach der Iphigenienhuldigung, der goethischen Mahnung gehorchen und »meiden, im Enkel die Züge desAhnherrn zusehen". Immerhin hören wir, der kaiserliche Bordbesuch habe das Selbstgefühl der 1879 Besiegten auf eine harte Probe gestellt. Trotzdem Wilhelm bei der Einfahrt in die bergische Rhede aus allen Schiffen seines Geschwaders dieFlagge derRepublik hissen ließ, trotzdem er «plus que courtois« war und dem Kapitän Manceron sagte, Frankreichs Marinepersonal sei viel besser als Deutschlands,habe er nicht vermocht, die eisige Höflichkeit der französischen Mannschaft auf einen wärmeren Ton zu stimmen. Das schmeckt nicht nach Versöhnung. Schadet aber nicht. Ein Amerikaner hört aus dem Munde des Kaisers das Wort: »Flottenverstärkung schützt den Frieden besser alsirgendeinHaager Kongreß." UndalsWilhelms Rennyacht in Cowes einen Preis ersegelt hat, lesen wir, unter dem Erntemond, zwischen Briten und Deutschen, den Vettern, die kein Interessenspalt scheide, sei in dieser denkwürdigen Stunde das Band der Freundschaft unzerreißbar geworden. Meteorpolitik wirkt nicht lange. In den Berichten über die Kieler Woche, die ernsten Deutschen der nortus cleliciarum geblieben ist, finden wir diesmal kaum einen Franzosennamen. Die Republik, derenLiebe uns vor dreizehnIahrengesichert worden sein sollte, zeigt dem Deutschen Reich so heftigen Groll wie niemals seit dem großen Krieg; läßt ihre Wortführer rückhaltlos aussprechen,daßdiewichtigsteNationalpflichtdieVorbereitungderRache fordere; hat ihr Heer wieder lieben, täglich bejauchzen gelernt; und würde die Leute ächten, die in den Lichtkreis deutscher Höf-

festezu tretenwagten. Armour(Schweineschlächter),Lipton(Theehändler), Morgan (Stahl, Bahnen, White Star) sind jetzt die kie« ler Helden; sitzen, vor Ministern und Admiralen, auf dem Ehrenplatz undwerden,alsHundertmillionenmänner,vomReichshaupt wie ebenbürtige Kronenträger behandelt. Die Hoffnung, Frankreich zu versöhnen, ist zumAschenhäuflein geworden. Die Stimmung wieder wie am Tag der laut bekannten Sehnsucht nach dem Germanenblock.Auf eine kurzeTischredeseinesBruders (die ihn dreizehnmal „ Eure Majestät" nennt) antwortet der gekrönte Kommodore des Kaiserlichen Pachtklubs mit einer Fanfare zum Ruhm der angelsächsischen Seeleute. »Die diesjährige kielerIubiläumswoche hat wesentlich dadurch eine so schöne EntWickelung genommen daß in Haufen Dampf- und Segelyachten aus England herübergekommen sind, um unserFest mitzufeiern und im Sport sich mit uns zu messen. Da glaube ich, aus Aller Herzen zu sprechen, wenn ich den Herren von ganzemHerzen Willkommen und Dank entbiete." In derStunde,da des Kaisers neuerBotschafter, Freiherr Marschall von Bieberstein, im Buckinghampalaft die Urkunde seiner Beglaubigung in die Hand des Britenkönigs legt. Wieder soll eine Nation, die den Nachbar unfreundlich ansah, versöhnt werden; und die Weise klingt fast wie die im Iuni 1899 vernommene. In Brunsbüttel hat, alsTischgast der Hamburg-Amerika-Linie, der Kaiser wieder von der deutschen Flagge geredet, die ihm, wie einst dem Römerlegionär der unter den mit Blitzstrahl und Donnerkeil bewehrten Fängen des Goldadlers flatternde Stangenwimpel, das Symbol stolzer Reichsmacht scheint. «Die Flagge muß in Ehren wehen und ihr Tuch darf nicht leichtsinnig in den Winden entfaltet werden, wo man nicht sicher ist, sie vertheidigen zu können. Sie werden verstehen, warum ich Zurückhaltung geübt habe in der Ausbreitung der deutschen Flagge, wo sie vielleichtvon Manchem gewünscht und ersehnt war. Ich habe mich von einem alten hanseatischenGrundsatzleitenlassen, der in markigen Lettern am Rathhaus zu Lübeck steht: ‚Das Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet viel, es mit Ehren wieder herunterzuholen'. Nun, meine Herren, ich glaube, mir wohl vindiziren zu können, daß bisher, so lange ich regire, noch Niemand der Ehre unserer Flagge zu nah getreten ist. Dafür kann ich mich einsetzen und dafür kann ich stehen: wo Sie vorangehen, da wird

meine Flagge Ihnen folgen. Das ist so im Großen und im Kleinen. Ieder bindet morgens seine Flagge an den Stock und hofft, zu siegen. Das gelingt nicht Iedem. Trotzdem freuen wir uns, daß der heutige Tag der Elbregatta nicht nur deutsche, sondern auch viele Fahrzeuge eines uns verwandten und befreundeten Volkes herbeigeführt und das Bild zu einem farbenreichen gemacht hat. Darumwollenwirunsfreuen.Und ich spreche hier wiederum von ganzem Herzen meine Hoffnung aus, daß der Segelsport und der Wassersport auf der Elbe und auf der Ostfee, im Binnenland wie auf dem Meer blühen und gedeihen möge." Der würdigste Epilog zum Marokkojahr: fo winselts aus der byzantinisch gestriegelten Meute. Deutsche, die vor fremdem Ohr nicht gern erörtern, ob im letzten Vierteljahrhundert der Neichsehre Tort angethan ward, tasten nach einemFü'dchen, das Kleines dem Größten, den Segelsport der Gunstjäger und Snobs dem Ansehen und der Weitung deutscher Neichsmacht verknüpfen könne. Dann fragen sie, zweifelnd, ob je schon, in aller Geschichte, ein Kaiser, ein König, dem das Volk seiner Landsleute ungeheure Wehrmittel anvertraut hatte, beimMahlBestätigungderThatsache heischte, daß er des Neiches Flagge nicht vonFremden in den Staub zerren ließ. Ob diese Flagge der kühnen Vorhut deutschen Handels stets gefolgt ist. Ob der Westsultan, der vom Deutschen Kaiser als sou» verainer Herr eines unantastbaren Landes angesprochen worden war, jetzt, da diesesLand auf des selben Kaisers Befehl den Franzosen ausgeliefert worden ist, der Wimpelverheißung noch gläubig trauen solle. Ob das weithin hörbare Geständniß, daß im vorigen Sommer die deutscheHoffnung aufSieg verregnete, daß Deutschland nicht sicher war, seine Flagge gegen den Schwärm derFeinde vertheidigen zu können, derLippe desNeichshauples entschlüpfen mußte. Und warum das Volk, dessen Einspruch den Sieg des Gegners entschied, nun wieder ein befreundetes Verwandtenvolk heißt und denLöwentheil des Lobes einheimst. War damals „das Flaggentuch leichtsinnig in den Winden entfaltet worden", dann gebührt den solchen Frevels Schuldigen strenge Nüge. Denen, die an der Susküste Praestigien erangeln wollten. Nicht derNation. Der ist das Flaggenseil unerreichbar. Der war imAgadirsommerdas schmerzlichste ErlebnißdieWisperbotschaft, Deutschlands Heer sei nicht so stark, wie es unterwach samer Pflege

geworden sein mußte. Und der Entschluß, dieses Erlebniß an der Elbmündung zu illuminiren, schien ihr weder nothwendig noch nützlich. Denn die Führung des Reichsgeschäftes ist ein anderes Ding alsirgendeinWassersport.DerSegler,dermorgenszusiegen hoffte und abends die besiegte Flagge vom Stock niederholt, hat nur seinen Privatbesitz, seine persönliche Ehre nur ins Wettspiel getragen. Im schlimmsten Fall entging ihm ein blinkenderPokal. Ward wieder, nach langem Mißvergnügen, glorreicher Sommer? Zum dritten Mal imLauf einerWoche hat, als derThemseklub ihm einen Becher geschenkt hatte, der Kaiser den Britenleun gestreichelt. »Möge dieseWoche ein neuesGlied in der Kette persönlicher und sportlicher Freundschaft zwischen unseren beiden Klubs und Ländern sein! Möge der Cumberland-Becher hier stehen als ein sichtbares Pfand dieser für Großbritanien und Deutschland so natürlichen und werthvollen Freundschaft!" Der Sprecher des Themseklubs hatte jedes politisch deutbare Wort vermieden. Und in der selben Stunde hatte im londoner Unter-, haus Schatzkanzler Lloyd George angekündet, daß England, um von der deutschen Marinemehrung nicht überholt zu werden, für seine Flotte noch in diesem Iahr eine Haushaltserhöhung um zwanzig Millionen Mark, in den nächsten Iahren um viel höhere Summenbrauche.Hochzeitbratenriechtanders.VonDeutschlands Recht auf den Dreizack und auf dieMitwirkung zujeder den Erdbesitzwandelnden Entscheidung,vondenFängendesZollernaarsund demAdmiraldesAtlantischenOzeansistnichtmehrdieRede.«Ein neuesGliedinderKettenatürlicherFreundschaft."NeueMorgen« röthe unerfüllbarer Hoffnung? Frankreich bejubelt das elsässische Pamphlet «Professor KnätscKKe' oeuvres cnoisies 6u Aranci savant allemaiici et cle sa fille rllsa«. Und bis nach Wik, Holtenau, Friedrichsort müßte die Stimme des Mannes dringen, der über dem KielerBusen Preußens Flagge an den Dänenstock band. „Sym« pathien und Antipathien in Bezug auf fremde Mächte und Per« fönen vermagich vormeinemPflichtgefühlim auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder von mir noch von Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so

hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. In der Gefühlspolitik giebt es keine Reziprozität. Iede andere Regirung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen. Unsere Gefühle acceptirt man, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieserAusbeutung zu entziehen,und behandelt uns danach. Das heißt: man dankt uns nicht einmal dafür und respektirt uns nur als brauchbare Dupe." Wer lauscht solcher Warnung? Humbug.

Phineas TaylorBarnum aus Connecticut, der ein Niggerweib als die hundertsechzigjährigeAmme Washingtons ausstellte, den Genuß alkoholischer Tränke als die Erbsünde verschrie und der Menschheit das ewig unausschöpfliche Werk «Ine Kumbugs «f tKe vorlcl« schenkte, konnte in seinem MaharadschaschloßIranistan nicht ahnen, daß er bald nach seinemTode den Landsleuten ein harmloses Kindergemüth scheinen, daß ihn aus dem wärmsten Eckchen im Bereich der Pankeephantasie ein Politikmacher wegdrängen werde. Einer gar, der auf Washingtons hohem Sitz gethront hatte. Wäre der edle Phineas nur hundertzwei Iahre alt geworden und aus Connecticut bis in die Hauptstadt vonIllinois gekommen, dann hätte er, in Lust und in Wehmuth, erkannt, daß all sein Mühen nur einemGrößercn den Weg gebahnt habe. Dann hätte eraberauch denWeltmessenheldengefunden, mit dem, in der kahlstcnBretterbude, mehr Geld zu verdienen war als mit denschwarzenZitzenderMythosammeundmitderNachtigalkehle derSchwedinIennyLind.Allcs hätte erdemErbengegönnt: nur den Einen nicht, der seit elf Fahren den Blick dreier Erdlheilc an sein hehres Bild zu fesseln vermochte. Um dieKosten derAusstellung zu decken, hätten Europcns Kroncnträger sich zu einem Garantiefonds vereint. Denn nie war an Lebendigem Heil und Segen der Monarchie so deutlich zu zeigen wie an dem Reden und Handeln dieses Republikaners, der das Haupt der größten Republik gewesen war. Das wäre was für den Ethiker von Iranistan geworden. Zehn Dollars das Ticket. Da Barnum tot ist, bleibt nur eine Hoffnung uns noch. Der Kinematograph (der wichtiger und nützlicher ist alszweiDrittelallerSprechspielhäuser und drum schon in seinen plumpen Anfängen freundliche Förde-

rung verdient) wird für die Dauer eines Filmlebens die Hoch«
gestalt des Preisboxers festhalten, der von dem Sitz der Ieffer-
son, Monroe, Lincoln in den Manegesand, vom Kapitol in die
Pfütze niederstieg. Daß seines Lichtbildes Mund stumm bleiben
muß, wird uns (wie stets die Wortlosigkeit der Kinematographie)
zur hellsten Freude. Wir können denKerl noch leben sehen; noch
länger ihn reden zu hören, wäre dem Europäerohr unerträglich.
Die fünfundzwanzig Männer, die, von George Washington
bis ausMacKinley,denVereinigtenStaatenvonAmerika präsi-
dirten, haben, alle zusammen, nicht so viel Lärm gemacht wie der
sechsundzwanzigste Präsident: Herr Theodore Rooseveltaus dem
Staat New Port. Der schnitt gern in alle Rinden ein, daß er der
klügste und tapferste, der reinste und größte Mqnn seines Iahr-
hunderts ist; mindestens seines. Iurist, Kameralist, Historiker,
Nationalökonom, Verwalter, Kriegsmann, Marinetechniker; Or-
ganisator und Oberst der rougk riclers und Sieger von Las Gua«
simas; Ächill und Homer in einer Person: denn er selbst hat seine
kubanische Heldenleistung andächtig der Menschheit geschildert,
Als er, nach der Ermordung Mac Kinleys, am vierzehnten Sep-
tember 1901 Präsident geworden war, kam hastiges Leben ins
Weiße Haus.DerVorgänger, einMannvonungewöhnlicherIn-
telligenz,Voraussichtund Willenskraft, hattesich stillgehalten und
war nur ins Licht getreten, wenn ein Staatsinteresse ihn aus dem
Schatten trieb. DerneueHerrwolltegesehen,imhinterstenWinkel
des Erdballes gekanntseinundwarunermüdlich indemBemühen,
den wcrthcn Namen dem Stamm derWeltesche einzukerben. Auf
Kuba und imPhilippinenarchipel hattemancherAmerikanermu-
thig seinePflicht erfüllt; von keinem ward,nicht einmal von demHel-
denHobson,so viel geredet wievondemReiteroberstenRoosevelt.
Der organisirte seinenRuhm.Dersicherte heute demOnkelSam das
Imperium. Rief, ein auf Kosten derTrusts durch die Klippen der
Volkswahl Gelotster, morgen zum Kampf gegen dieUnternehmer-
kartelle, deren Häupter er reiche Räuber schimpfte. Und versprach,
übermorgen dem Menschengeschlecht höhereKultur,denBürgern
der Vereinigten Staaten die Gesundheit und Sauberkeit des
öffentlichen Wesens herbeizuzaubern. llic et ubique. Verdäm-
merte ein Tag, an dem von ihm gar nichts zu erzählen war (nicht
einmal, daß er wieder einem Deutschen die Herrlichkeit des Ni-

belungenliedes gerühmt habe), dann mußte wenigstens über die Tochter des Allumfassers rasch noch Etwas in die Zeitung. Ein Demagoge von stattlichem Format; nie von Skrupeln undZweifeln geplagt; zu schneller Auffassung und Anpassung fähig; und mit einem in derNeuenWeltnie erblicktenMuth zu derAllure des sieghaften Imperators. Eine irgendwie beträchtliche Lebensleistung des Fünfzigers ist von Weitem nicht zu erkennen. Er hat die Ställe der Union nicht gereinigt, der Trusthydra nicht einen Kopf abgehauen; nur, durch die Aengstigung der Kapitalisten, seine Heimath in eine Krisis gerissen, deren Folgen Iahre lang schmerzend nach» wirkten. Amerikaner der höheren Geistesschicht sprechen im Ton ironischerGeringschätzungüberden Wannund seine Bluffs. Doch muß in ihm ein Stück der„Volksseele" zu robustem Ausdruck gekommen sein: sonst hätte er im Vankeegedräng nicht solchenAnhang erworben und bewahrt. Dem Deutschen Neich hat er sich (besonders in Ostasien) gefällig gezeigt. Auch anderen Staaten, von deren Oberhäuptern seine Eitelkeit nicht so fettes Futter erhalten hatte. Während des Marokkostreites hat erDeutschland zu bescheidener Mäßigung,Frankreichzufurchtlofer Annahme des Konferenzplanes ermahnt und,mit feinem Staatssekretär Eli hu Noot.fo geschickt operirt,daßervomDeutschenKaiserundvondenfranzösischenMinistern zugleich Dankdepeschen bekam. Schließlich setzte Iusserand doch mehr bei ihm durch als Speck von Sternburg: im Februar und im März 1906 empfahlendringendeTelegrammeNoosevelts Wilhelm dem Zweiten dieAnerkennung der franko-spanischenPolizeiherrschaft. Die drei Depeschen des Kaisers (vom vierzehnten, fünfzehnten, fiebenzehnten März) blieben in Washington ohne Wirkung. Der Präsident weigerte sich, den Franzosen (wie Wilhelmvonihm erbat) zurAnnahme des österreichischenVorschlages zurathen,undfügtedie(nurnachsodrängendemAnrufverzeihliche) Mahnung hinzu, Deutschland möge sich durch den Verzicht aufungerechte Forderungen für die ihmvonFrankreich gewährten Konzessionen dankbar erweisen. Seitdem war Mr. Henry White, der fürAmerika inAlgesiras Bevollmächtigte, nur noch in Frankreichs Dienst thätig. Das am sechsundzwanzigsten März dann auch die deutsche Zustimmung zu der Polizeiordnung erlangte, die es gewünscht hatte. Die Geschäftsführer der DrittenNepublik wußten (und wissen noch heute),daß erstNooseveltsHilfe ihrenSieg ermög-

licht odermindestens beschleunigt hat.In denVereinigtenStaaten. wo man sich eigentlichnurfürSüdamerikaundOstasieninteressirt, wurde der ganzeHader nicht langebeachtet. Wir aberhaben, trotz kleinen Gefälligkeiten, keinen Grund, den Mann der rouZK riäers als einen Heros und bewährten Freund des Reiches zu feiern. Als er in Paris war, ists mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen worden. Der Präsident, der Staatssekretär (Mr. Elihu Root),derBotschafter (Mr. Henry White) der Vereinigten Staaten haben sich im Februar und März 1906 eifernd immer nur für Frankreich bemüht. White erbot sich, die französischen Wünsche in einen Vorschlag zu fassen, der als ein Antrag Amerikas der Konferenz vorgelegt werden solle. Roosevelt ließ, da ihm gesagt worden war,dieoffeneParteinahmefürFrankreichkönneihm,als mit dem Monroe-Dogma unvereinbar, Tadel eintragen, Herrn White sichtbare Zurückhaltung und heimliche Geschäftigkeit vorschreiben. (In Algesiras selbst,sagte HerrTardieu,„wußteIeder, daßWhite mit klarer Bestimmtheit für unsPartei genommen hatte, und man konntesichdenken,daßernichtohneInstruktionhandelte. Wir hatten auch die wiederholte Zusage des PräsidentenRoosevelt,daß die amerikanischeRegirung hinter denCoulissen für uns wirken und bis ans Ende der nütz liche Vertheidiger unserer Vorschlüge bleiben werde.") Speck vonSternburg bittet in Washington den Staatssekretär, Frankreichs Widerstand gegen die deutschenAnträge nicht immer zu stärken. Wilhelm selbst telegraphirt dreimal an denPräsidenten, Vergebens. Auch im Bankstreit stehen die Vereinigten Staaten aufFrankreichs Seite undRooseveltbeschwört («ävec msiswnce") den Kaiser, die pariser Wünsche zu erfüllen. Weigert sich, den österreichischenVermittlungvorschlag zu empfehlen undWhite dafür stimmen zu lassen; sagt offen heraus, daß nur die Rücksicht auf die Monroe-Doktrin ihn hindere, diesen Vorschlag energisch zu bekämpfen. Der Vorschlag fällt; inderAntwort auf Roosevelts dritte Depesche erwähnt Wilhelm ihn gar nicht mehr und am selben Tag sagt Tschirschky zu Bihourd: «Da wirthun,wasSie wollen, sehe ich keine Schwierigkeit mehr." «Die Thatsache, daß Roosevelt zu Wilhelm dem Zweiten so deutlich sprach, ergänzte den Eindruck Dessen, was Graf Lamsdorf das Tadelsvotum Europas nannte. Roosevelt hat uns geholfen, weil er fand, das für die Ruhe des Erdballes nothwendige Gleichge-

wicht der Kräfte sei nicht von Frankreich, sondern vonDeutschland her bedroht." (Tardieu.) Einmal konnte Herr Roosevelt uns ein nützlicher Freund werden. Er hat für Frankreich optirt und der Dritten Republik fast mehr noch genützt als Grey undLamsdorf. Wir haben also keinen Grund, diesem Mann dankbar zu sein. Seit er nicht mehr Präsident ist, hat die Reklame sich vcr- doppelt. Verhundertfacht: wäre richtiger. Theddyübernimmtdie Leitung einessozialpolitischenBlattes. Nennt sich, dergestern noch seine Hand über die ganze Erde hatte und Euch, wie weiland der fünfte Karl, Alles in Allem war,auf dem Klingelthürschild schlicht Redakteur. SchreibtLeitartikel (deren zwölf just einDutzendma- chen). Geht nachAfrika jagen. Schießt, was anWüsten-und Tro- penthieren je vonZoologen erwähnt ward.Stürzt sich inLebens« gefahr. Undkommtniemalsum. I^uIIä clies Zine linea. Dieberühm- testenGastmimen gilbt derNeidundCarusosManager mußeine . Massenverschwörung ersinnen, um fürseinen Star amHolzpapier^ firmament noch ein Plätzchen zu finden. Tag vor Tag hört die Menschengemeinschaft, was der Unermeßliche gewagt und voll- bracht hat.Als sie dieIagdgeschichten nicht mehr verdauen kann, wird sie mit Kunstpräparaten gepäppelt. Theodoros tost heran. InKairo, wo ein in Oxford undZürich erzogener muslimischer Apo« theker im Februar den alten PremierministerButros Pascha er- schossen hat, hält er,vor demOhr desSirEldonGorst,eincRede, die denMord als eineSchandthatbrandmarktunddenEgyptern barsch kündet, ihr Streben nach einerVerfassung sei verfrüht. Weiß er, daß der schlaue, gewissenloseKopteButros(die sechshundert- tausend Kopten wünschen, ihres Vortheils wegen, die Fortdauer derBritenherrschaftüberdieelfMillionenMohammedaner)Cro- mers willigstes Werkzeug war? Daß er 1899 seinenNamen unter den Vertrag setzte, der den mit dem Blut und dem Geld der Egypter eroberten Sudan zu einer britischen Provinz machte? ImKampf um den Suezkanal gegen seine Landsleute für Britanien focht? Die Presse knebelte und Ieden, der einem Engländer ein Härchen gekrümmt hatte, mit Peitsche und Strang strafte? Kennterden Zu- stand Egyptens und hat er, als Gast des Eroberers, das Recht, die Unterjochten ausihrerHoffnungzuscheuchen?InRom: neuer Bluff. Er möchte denPapst besuchen.Pius hatsichgestern an dem amerikanischenVicepräsidentenFairbanks,dervorder erbetenen

Audienzin derMethodistenkirchepredigte,geärgertundwilldrum Herrn Noosevelt nur empfangen, wenn der Kömmling sich verpflichte, nicht zu Sektenversammlungen zu reden. Bedingungen? Vorschriften? „Ich werde den Papst nicht besuchen." Am Nil und am Tiber: Weltskandale, derenWiderhallTheodors Namen bis an die fernste Küste trägt. Ueber Wien und Budapest kommt der Applauslüsterne dann nach Berlin. Da schon bekannt ist, daß ihm das Oberhaupt des Deutschen Neiches Monarchenehren gönnen will, durften die Nepräsentanten andererNeiche sich nicht ganz zurückhalten. Franz Ioseph gab dem Neifenden ein Diner, stellte ihm eine Hofkutsche und eine Hoftheaterloge zur Verfügung; ließ ihn aber weder vom Bahnhof abholen noch im Hotel Krantz von einem Sohn des Haufes Habsburg begrüßen. Und wird sich der Enthaltsamkeit gefreut haben, als er hörte, mit welcher schlauen Demagogenkunst der in Wien immerhin Verpflichtete in Budapest das Magyarensehnen nach Unabhängigkeit gepriesen hatte. Ver» pflichtet? Theodoros zeigt lächelnd fein Pferdegebiß. Verpflich» tung giebts für ihn nicht.Laut wiehert er: „Wenndem Deutschen Kaiser einfiele, von mir zu fordern, ich solle, nachdem ich ihn gesehen habe, nicht mit den polnischen Politikern verkehren, die Polens Trennung von Preußen erstreben, würde ich sagen: Diese Bedingung nehme ich nicht an und verzichte lieber auf das Vergnügen einer Audienz." (Herr Lambert, Noosevelts Anhänger, hatdcnAusspruchamsechstenApril1910imNewPorkAmerican veröffentlicht.) Was jedem Anderen geweigert wird, ist Diesem erlaubt. Er darf laut erklären, der persönliche Verkehr mit dem Deutschen Kaiser könne ihn nicht hindern, Männer aufzusuchen, die ihre Heimathprovinz vom Stammlande dieses Kaisers lösen möchten. Ihm schadets nicht. Weil King Edward gestorben ist, giebtskeineHoffeste;dochdemNeisendenwerdendeutscheTruppen „vorgeführt" und er darf in der berliner Universität eine Nede halten, deren langweilige Trivialität nur durch ein schmetterndes Loblied aufWilhelm den Zweiten unterbrochen wird. Die ungemein schnelle EntWickelung der Vereinigten Staaten zum Weltimperium hat die Amerikaner der Gefahr hochmüthiger Selbstüberschätzung genähert. DieVankeeneigung in den Glauben, der Amerikaner sei der vollkommene Ausdruck moderner Menschheit und dürfe auf seinerHöhe den zwischenBasalten und verfallenen

Aquilifer.

Schlössern keuchenden Europäer belächeln, wird begünstigt, wenn Europa die Sippe Ionathans würdelos umdienert. Ob drüben die ernsten Menschen, deren Geldgier nicht ärger, deren Pflichtgefühl und Kultursehnen nicht geringer ist als deutscher Kaufleute, stark genug sind, um ihr Land vor der Schädigung durch Demagogenkniffe zu hüten, bleibt abzuwarten; die Schätzung amerikanischer Nüchterheit müßte schrumpfen, wenn Gauklerbravour dort . aufden höchsten Sitz hülfe. Daß die Reklamereise des Herrn Roosevelt an grotesker Widrigkeit alles bisher Erlebte übertraf, fühlte Ieder und sagte (nicht zu laut freilich)Mancher. Der unersättlich Beifallssüchtige toste durch Europa, sprudelte überall die selben muffigen Schmeichelreden aus der Hengstkiefernöffnung, drückte hundert Hände und empfahl sich dem Wohlwollen der Zeitungmacher. Zweck des Management: den Bürgern der Vereinigten Staaten zu zeigen, daß sie einen Präsidenten haben können, dem Europens Altjungfernzärtlichkeit nichts versagen wird. Uns war derReisende einPrivatmann ohne irgendwie beträchtlicheLebensleistung; dankbar aufjauchzender Liebe unwerther als in Berlin allein drei Dutzend deutscher Männer. Einer, der als Staatshaupt unsere Politik und unsere Wirthschaft in ihrem Drange gehemmt hat. Daß man ihn in der Aula der berlinerUniversität eine Vorlesung halten ließ,ist ein von keuschen Gelehrter beseufzterSkandal, der das Rektorat desProfessors Schmidtim Gedächtniß der Nachlebenden bemakeln wird. Auf die Lehrstühle der Hochschulen gehörenMänner der Wissenschaft. Der istHerrRooseveltfernerals einGewerkschaftvertretervonmittlererTüchtigkeit;schoninderpariserSorbonnehatte er bewiesen, aufweiche abgegrasten Gemeinplätze er, mit der stolzenMiene desOffenbarers,dieHörer zu führen wagt.Und die den Berlinern zugedachte Kathedralrede ließ er, ehe sie gehalten war, durch sein Preßbureau dem Erdkreis künden (sammt dem fürs Kaiserschloß bestimmten Schmeichelcouplet, das Abgebrühten zu heiß ins Gesicht schlug); ließ auch da schon melden,daß sie dieHörer begeistert, in Beifallssturm hingerissen habe. Der Demagoge, wie er im Buch steht. Zuerst im Buch der Griechengeschichtestand. „EineAutorität gab es nicht; keineAristokratie, kein Beamtenstand, kein Kollegium sachverständiger Staatsmänner, nichts war da, was der Bürgerschaft einen Halt geben konnte. Die Demagogen wurden aus Führern und Vera-

thern des Volkes dessen Diener und Schmeichler. Sie machten sich dadurch beliebt, daßsie den Bürgern nach dem Munde redeten und deren niedrigen Trieben Befriedigung zu schaffen suchten. Klcon hatte ein plumpes und gemeines Aussehen, eine rauhe Stimme und eine polternde Art, zu sprechen. Inrohem Kraftgefühl that er sich etwas darauf zu Gut, nichts Anderes zu sein als ein Mann des Volkes. Unter den Mitteln, die er zum Erwerb der Volksgunst anwandte, war das wirksamste derAntrag,denRichtersold zu verdreifachen. Seitdem war er der Held des Tages, der Liebling des Volkes. Er suchte die Majorität derBürgerschaft an sich zu ketten und zu diesem Zweck alle Tagesfragen geschickt auszubeuten.Wenn erredete, sahmanihninheftigsterBewegungaufund niedergehen und mitbeidenArmengestikuliren;dasGewand wurde hin und her geworfen und die Stärke seiner lauten Stimme bis zum äußersten Maß angestrengt. AmWohlsten war ihm, wenn er das Volk in fieberhafter Aufregung sah, und er benutzte alle Mittel, sie zu nähren und zu steigern. Seine Meisterschaft bestand darin, durch persönliche Angriffe und leidenschaftliche Schmähungen seine eigene Person zu heben. Den einsichtigen Bürgern, die Besonnenheit undRuhe für das erste ErfordernißpolitischerThätigkeit hielten, wurden die öffentlichen Geschäfte gründlich verleidet und das ganze Wesen derDemokratic kam in Mißachtung." Das hat Curtius über Kleon gesagt. Aehnelt dem Sohn des LederfabrikantenKleainetos nichtderEnkel holländischer Calvinisten? Und hat der dickeTaft, gegen denRoosevelt seitMonatenSteine und Schmutzklumpen schleudert, nicht manchen Wesenszug mit dem vonKleonsNeidunoHaß verfolgtenNikias gemein? »Immer wars ihm um einen gewissen Schein zu thun; seine Anhänger waren bemüht, den Ruf seiner unablässigenArbeitsamkeit zuvcrbreiten und zudringliche Besucher von seinerThür zu weisen. In seinem Benehmen war er gemessen und feierlich; er verleugnete seineUeberzeugung nicht,sprach sich aberungernaus,weil ervon Natur scheu war und immer fürchtete, inWort oderThat sich Etwas zu vergeben. Ihm fehlte derMuth, seinePerson einzusetzen. Menschen vonverächtlichemCharaktergelang es,Machtüberihn zu gewinnen. Er war nicht der Mann, die großen Schwierigkeiten, mit denen die Partei der Gemäßigten zu kämpfen hatte, zu beseitigen. Doch hatte die Bürgerschaft noch Urtheil genug, um zu er-

kennen, daß neben den neuen Demagogen Männer wie Nikias ihr im höchsten Grad nützlich seien. Deshalb bewahrte sie dem Nikias, trotz seinem Mangel an Entschlossenheit, ihr Zutrauen und schätzte ihn als treuen Rathgeber." Eine Weile mußte man fürchten, Seh« kraft und Selbstachtungbedürfniß der Amerikaner seien geringer als derAthener. Theodoros, der doch keinen Tag vonPylos erlebt hatte,saß fest in der Volksgunst und einAristophanes,derihn,wie den paphlagonischen Sklaven des alten Ritters, amKomoedien-pranger gestriemt hätte, wäre von derMehrheit, dem Mittelstand, ausgezischt und als Volksfeind gevehmt worden. DieserMittel-stand blieb HerrnRoosevelt Stütze und Stab. I^ouZn ricter (dessen Heldenleistung beiLasGuasimas vonNüchternenfreilichgeleug-net wird.) Oberst (einAstor,der sich,mit demfelbenRecht,Colone! nennt, streift die Klippe der Lächerlichkeit). Ein Mann, der sich selbst gemacht hat (nachdem er, der reiche Harvard-Zögling, schon als Vierzigjähriger von MacKinley zum Unterstaatssekretär im Marineamt ernanntworden war). Reiter und Iäger. Werber für Flotte und Weltherrschaft. FreundderFreiheitunddesRechtes, des Friedens (Nobelpreis) und imperialistischer Kühnheit. Schir-mer der Armen, jeglicher Unschuld. Das überragende Muster lichter Redlichkeit. Die Reichen sind ihm niederträchtige Räuber. Den weisen Harriman, an dessen bedachtem Willen zwanzigtau-send Millionen Mark hängen,nennt er einen Bürger, wie ihn der Staat sich nicht wünschen dürfe. Unternehmerbündnifse, Syndi-kate, Trusts? Für Europa mögen sie taugen; für Rückständige, die noch an die Wohlthat der Vereinung zu festem Gefüge glau-ben. Nicht für die Neue Welt. Die braucht freie Konkurrenz, freie Käuferwahl unter tausend Produzenten. Freiheit jeder Sorte. Alles für, Alles durch das Volk. Das ist klüger als der hellste Einzelverstand. Das fühlt immer, was ihm frommt; ist sich immer des rechten, ansZielseinesWunschesführendenWeges bewußt. Das wandelt, wo es sichselbstregirt, die Wüste ins üppigste Eden. Frohe Botschaft. Der sie bringt, lacht oder brüllt, ballt die Faust oder spreitet dieArme, wirft den Kopf rückwärts, fletscht die Zähne, springt und fuchtelt, schickt Flüche und Segen über den Lippen-wulst. EinFreunddesVolkes. Derhausgötzedes Mittelstandes. Republikaner. Natürlich. Wenn zwischen den zwei ameri-kanischen Parteien, deren Ursprung von derStimmung derSkla-

venkriegszeit untrennbar ist, noch ein Grenzstrich sichtbar bleibt, ists der nur, der Centralisten von Partikularisten scheidet. Beide sind fürRepublik und fürDemokratie. Die sich Republikaner nennen, wollen die souveraine Einheitmacht des Reiches über die Staaten, aus deren Verbündung dieses Reich entstand. Die Demokraten heischen fürjedenBundesstaat das unbeschränkteSelbstbestimmungrecht, das der Individualität Raum zu Wachsthum und mündigemHandeln läßt. Daß einMann vom Schlag Roosevelts mit noch heftigerem Eifer als vor fünfzig Iahren Abraham Lincoln sich für die Allgewalt der Reichshoheit einsetzen muß, brauchtDenen Nicht bewiesen zu werden, die auch nur denUmriß diescrmitEhrgeizvollgestopftenMenschenhülsesahen.DieOberhoheit desReichesverkörpertsich in dem Präsidenten: und ein Amt, in dem Theodoros der Große saß und wieder sitzen will, darf nicht durch Sonderansprüche einzelnerReichsglieder geschmälert werden. Ein lockerer Staatenbund stünde als Spottgeburt vor seinem Auge;er will ein Imperium, in dem das Haupt allen Gliedern allmächtigbefiehlt.UnderwardreißigIahrelangeinParteimannvon blindem Gehorsam und unübertrefflicher Selbstzucht. Er wußte, daß in denUnited Staates die Partei von allen Organisationen die stärkste ist; Zweck, nichtnurMittel; eine Maschine, die, weilsie einer Gottheit lebendiges Kleid zu weben, also bei Tag und bei Nacht durch Transmissionen auf die Volksstimmung einzuwirken hat, niemals ruhen darf. Damit war erzufrieden. Völligauchmitdem Diktatorenrecht des Maschinenaufsehers, derjeden Einspruch des Eigensinns, sogar vernünftig scheinenden, herrisch, ohne Grundangabe, abwehren dürfe; und mit demBrauch,dieimWahlkampf als tüchtig Erprobten nach dem Sieg mit Amt oder Pfründe zu belohnen. So, dachte er, muß es sein; nicht nur, weil jede Arbeit bezahlt sein will, sondern, weil die durch den Sieg in die Macht gelangte Partei sofort zuverlässige Regirungwerkzeuge braucht und nur im Lager ihrer Truppen finden kann. „Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott." Hat nicht selbstdersaubere Cleveland,dem unserBlaine unterlag, denNachtrab gewarnt, die Sitte, die jedem Sieger ein Beutestück hinwirft, ruchlosen Frevel zu schelten? Das Beutcrccht und das Räderwerk der Parteimaschine haben dem jungen Herrn Roosevelt ins Vicepräsidium und, nach der Ermordung Williams Mac Kinley, ins Prä-

Aquilif«. S2S
sidium geholfen. Haben ihm, nach Hearsts «Enthüllungen", im November 1908 ermöglicht, die Nachfolge seinem Freund William Howard Taft zu sichern, der für den höchsten Platz nicht geboren, nicht einmal erzogen schien. Behagte er just deshalb dem Herzendes grobenReiters und zärtlichenFreundes? Der durfte sich nicht zu neuer Wahl stellen. Lincoln, der sich gegen eine dritte Nomination sträubte, hat durch sein dem Volksgefühl tief eingefurchtes Beispiel den Ehrgeizigsten aus dem Wunsch geschreckt, länger als acht Iahre Präsident zu bleiben.Roosevelt mußte gehen. Warum auch nicht? Er konnte ja wiederkehren. Der fette Taft, anständiger Durchschnitt, kommt nicht weit; wird gewiß nicht zum zweiten Mal gewählt. Und weicht demüthig ins Dunkel zurück, wenn die Nation ihren Theodor als Retter aus Nöthen herbeifleht. Weil er zu solcher Devotion nicht bereit war, soll der Talgklumpen im Feuer schmelzen. Wird die Partei, die ihm anhängt, plötzlich als ein Ungeheuer, ihre Maschine als ein Teufelswerk auf offener Straße geschmäht. Und der unermeßliche Republikaner schielt mit einem Buhlerlächeln ins Lager des Feindes. Des Feindes von vorgestern, aus dessen Heer er heute Zuzug erwartet. Ins Lager der Bryan und Parker. Ob die Einzelstaaten dem Kongreß und dem Obersten Bundesgericht ein paar Hoheitrechte abzwicken: was schierts ihn? Wenner erst wiederim Weißen Hause sitzt, wird sich schon Alles finden. Er hat Rousseaus Lehre und Kleons Leben durchaus studirt. Weiß, das mit der Vertun« dung der «natürlichen" Gleichheit aller Menschen, mit dem Gerede von angeborenem Recht und verpflichtendem Gesellschaftvertragnoch jetzt jedeMassezuködernist; sast jede auch nach einem Tyrannen lechzt, den sie selbst sich geschaffen hat. Wie hat der athenische Großgerber seinen Sieg organisirt? Er war Patriot, Feldherr, Mann des Volkes, Marktgaukler. Alles inAllem. Täglich zu sehen, zu hören. Ließ die vom Pöbel beneideten Ritter, alle in einemBesitzrechtWohnendenvonseinenSykophantenüberwachen. Dieser hat ohne Erlaubnißschein Feigen exportirt, Iener besinnt denVerrath des Vaterlandes. PreßtDiesem eine Bußsumme ab; legt auf Ienes HabeBeschlag. DieMethode hat sich in manchem Iahrhundert, in jeglicherZonebewährt.PräsidentRooseveltwar noch stolz darauf, daß er unbequeme Senatoren von Polizeispitzeln belauern ließ. Alles für das Volk! Dem würde die Erhöhung
ss

des Richtersoldes nichtin denKrampassen.DaswillselbstRichter sein. Soll auch: dervonGottGesandteverheißtihmdieBefugniß, jedenRichter, dessen Spruch derMehrheit nicht gefiel, aus seinem Amt abzurufen und durch einen dem Nationalwillen fügsameren Bürgerzu ersetzen. (Kleon muß zeitgemäß werden.) Bürgerl Sind wirs nicht Alle? Alle anRechten und Pflichten gleich. Demokrat oder Republikaner: wer die Sterne und Streifen liebt, ist willkommen. Wer eine Stimme hat, die Herrn Theodore Roosevelt siegen hilft. Das ist die Hauptsache. Reichseinheit, Autorität, Ordnung : darüber reden wir später; im Weißen Haus.Vor vierIahren pries der zumAbschied Gezwungene den liebenFreund Taft als den edelsten, gescheitesten, muthigstenMann, den desPräsidentenamtes würdigsten. Doch der zum Statthalter, Stuhlwärmer Erkürte will nach seiner Ueberzeugung regiren, nicht vor dem Wink des Pathen sich ducken. Dieser Wanst! Die Maschine soll für ihn arbeiten, ihm, dem Boß, für eine neue Regentenzeit Kraft spei« chern und Stimmung schaffen? Dieser Wicht! Dieser eitle Hohlköpf! Dieser Knecht reicher Räuber! Also war Ihre gute Meinung ein Irrthum? Unsinn; ein Produkt niederträchtigen Truges. Die Wulstpuppe hat mir den ehrlichen Mann und den treuen Freund vorgemimt. Aber er soll mich kennen lernen; er und seine ganze Bande. Unsere, Ihre Partei, Colonel Roosevelt? Bande! Das Schandgethier aus der Offenbarung Iohannis. Die große Hure von Neu-Babylon. Gauner, Wucherer, Wegelagerer, Strolche: von oben bis unten. Hängt ihm das welke Fett nicht in Schrumpelwülsten wie dem rosinfarbigen Vieh, das die strotzende Schmach trug? Ietzt wird, endlich, dem geduldigen William Howard des Schimpfes zu viel. Er ist ein Gentleman und hat drum lange geschwiegen; lächerlich, gar verächtlich mag er nicht sein. Weil er sein Amt still und anständig betreut und der Massen« Phantasie keinFutter zu bieten hat, soll der Pferdemensch ihm vor den Landsleuten die Ehre zertrampeln? Mit einem Faustschlag hieb er einst einenLümmelnieder,derimWahlkampfdieBrunnen OeffentlicherMeinung vergiftet hatte. So stämmig ist ernoch unter dem Speckhemd; so stark trotz aller seitdem gethanen Arbeit. Auch das schmetternde Iugendlachen hat er noch nicht verlernt. Er lacht den brüllenden Prahlhans aus. Und hebt dann erst die Faust. Der attische Kleon hatte keine Presse; der amerikanische hat

elne.Ein Rieseninstrument,das über zweiErdtheile hintönt.Ward je, seit Meinungen en gros hergestellt und verschleißt werden, ein Mensch gezeugt, der in die Zeitungwelt so vollkommen taugtewie Theodoros? Gekrönte können, mag ihr Wunsch danach langen, sich nie ganz vor den Gaffern entblößen. DerRauhreiter und PS-belmessiaswill von keinem Schleier geschützt sein.Von ihm giebts immer was zu erzählen. Tag vor Tag. Auf allen Vieren ist er durch ein Dickicht gekrochen. Hat einen Botschafter angeschnauzt. Sein Kind als Spielball benutzt. Auf denTisch des Höchsten Gerichtshofes gehauen, daß alle Tintenfässer Polka tanzten. Dem alten Rockefeller den Vollmondskontur seiner Kehrseite gezeigt. Ins dreißigste Deutschenantlitz gesprudelt, daß er auf der schönen Erde nichts Schöneres kenne als den Heldensang von denNibelungen. Einen Lachkrampf bekommen, weil ein Witzblatt ihn in Wilhelms Kürassierrock, mit blankem Adlerhelm, hohen Stülp« stiefeln und schwarzem Panzer, vor Ionathans Zwinkerauge gestellt hatte. Und er ist selig, wenn sein Name recht oft, recht breit, über recht langen Spalten imTageblattsteht;möchte ihn amLiebsten, wie eines Seifenfabrikanten, Luesdoktors oder Cigarettenklebers,inseriren.Er denkt inLeitartikelform,sprichtwiePulitzers besterReporter und seine Träume sind druckreif für den Zeitungtheil, der »Vermischtes" oder »Lokales" bringt. Der echte Iournalist muß ihn lieben. Die meisten lieben den Mann auch, der ihremHandwerk,Hirnwerkso herrlich angepaßt ist, und mästen ihn, auch wenn sie anderer Tendenz vermiethet sind, mit dem Süßstoff ihres Wohlwollens. Was haben wir, in Deutschland, über den Budenheros gelesen, der Allen doch, von Heydebrand bis zu Scheidemann, ein Gräuel sein müßte! (Einer nur sie htm ihm vielleicht das große, Nacheiferung weckende Muster: Excellenz Dernbürg; die Iungfernhaide möchte wohl Urwald, derHalenseeMichigan sein.) Nirgends ist für den Ruhm des Mannes so emsig, so innig gearbeitet worden wie bei uns. Daß es geschah,hatindie Heimath desVergotteten allmählichzurückgewirkt.Wenn die ernsthaften Deutschen, hieß es drüben, so viel an dem Mann finden, muß doch mindestens Etwas an ihm sein. Pas denn? »DieKraft eines zähen, unbeugsamen Willens". Schön. Des Willens wo« zu? Hier stockt der Ruhmrede Strom. Was hat dieser Präsident gewollt und was will heute der Oberst? Sich; er schindet de»

Leib und zermartert die Hirncentren: nur, um sich in die Glorie zu heben. Hat er denn die Spanier geschlagen? Das geschah unter Mac Kinley. Hat er die Philippinen dem Reich eingegliedert? Taft hat sie, mit. der stillen Geduld des Starken, sacht in das neue Schicksal gewöhnt und den spröden Sinn des Infelvolkes so gesänftigt, daß es zu Selbstverwaltung fähig wurde. Wo ist Roosevelts Lebensleistung? Wo das Beträchtliche, das ihm gelang? Er wußte, daß die inNoth Schmachtenden froh aufheulen, Wenns den Günstlingen Fortunas an den Kragen geht, und witterte in der Iagd auf Trustheger die Möglichkeit eines weithin widerhallenden Erfolges (nicht: einer fortwährenden Wickung). Daß auch das Kapital nach Imperien strebt, die nur von verbündeten Heerhaufen zu erstreiten sind, daß ohne Syndikatsschranke die Waare verschleudert, der Ehrlichste vom Sklavenausbeuter unterboten würde, kümmerte ihn nicht; eben so wenig, daß ein Kampf, der das in die Neue Welt verliehene Geld entwerthet, dem Darleiher den auf Treue und Glauben versprochenen Zins raubt oder kürzt. Er wollte populär sein; und ists geworden. Der Herakles, der sich nach Lerna, bis ins Sumpflager des schupptgen Ungethüms wagt. Und sollte vor Mr. Taft zittern, den fein Arm mühsam einst auf den Gipfel schleppte? Kinderei. Tollkühn stürzt er sich in denKampf. Wie der populärste Athener, der nach Thrakien zog, den Spartanerfeldherrn Brasidas zu besiegen.
Seit er spürt, daß er die Gefahr unterschätzt hatte, läßt er sich hemmunglos in den Taumel gleiten. Als lebendes Plakat zieht er durch die Staaten; schmeicheltund droht, wimmert undpfaucht. Aus eigenem Recht kandidiren? Das ist im Land Washingtons noch nie gelungen; selbst demAdmiralDewey hatderVersuch nur Spott eingebracht. Also braucht er die Partei, dieMaschine. Hat derKonvent ihn „nominirt", dann erst kann er, im November, sich mit dem Demokraten messen. Geld hat er; muß er haben. Ietzt schon sind fürAgitation, Reisen, StimmenkaufRiesensummen aufgewandt worden. Woher? Niemand zeiht ihn derBestechlichkeit. Morgan, heißts, hat ein großes Interesse an der Wahl des Mannes, der, als er 1907 dieLinderung der Geschäftspanik und Geldnoth vom Stahltrust erbat, zugesagt habe, in einem wichtigen Fall die Schärfe des Trustgesetzes zu stumpfen. Stahlgeld also. Obs wahrist? Wenn ihn nicht eine starkeKapitalistengruppe stützte.

wäre ihm längst derAthem ausgegangen. Und noch hat erRede-
hallen, Salonwagen, Reklamen, Festschmäuse, Musikanten; alles
dem Wahlmacher Unentbehrliche. Ueber die Parteikasse verfügt
Taft.Ueber die ganze Maschine. Drum muß sie inStückezerfchla-
gen werden. Nein: noch mag sie dauern. Wer weiß ? Am Ende wirkt
derNimbus noch einmal. Dann ist er Parteikandidat und braucht
jedesRädchen. Abwarten? Nicht sein e Sache. Tast bleibt in Wash-
ington. Roosevelt fährt mit seinem Generalstab nach Chicago, setzt
sich, da ihm der Eintritt in denKonvent durch denBrauch gewehrt
ist, ins Hotel Washington (sveet Korne!) und befiehlt, durchs Te-
lephon, seiner Mannschaft, was sie zu thun, wann sie Pathos zu
leisten,wann sie zu kreischen habe. Iedes Fähnlein marschirt mit
Musik auf;jedes hat seinbesonderesAbzeichen und seine Hymne.
Stimmen fürTaft? Ungiltig; erkauft; erschwindelt; im Straßen»
raub errafft. Wer foll dem Konvent Vorsitzen? Root (der unter
RooseveltStaatssekretär war,alsDelegirter aber fürTaf tkämpft).
Schmach:Schande;Verbrechen; ein Schakalaus demTrustbezirr;
infamste Fälschung des Mehrheitwillens. Vergebens: Root wird
gewählt. Und aus dem Hauptquartier kommt, aus dem Munde
des im erstenTreffen geschlagenen Strategen, flink die Botschaft:
‚Root ist der fähigste Mann, der feit Iahrzehnten in irgend-
einem Land der Erde zu öffentlichem Wirken berufen ward. Ich
sah nie einen tüchtigeren Kerl und würde von Oyster Bay auf
dem Bauch bis nach Washington kriechen, wenn ich ihm dadurch
den Präsidentensitz im Weißen Hause sichern könnte." Tollheit?
Dann ists eine, die, nach dem Wort des Polonius, Methode hat.
Root will ja nicht, kann ja nichtTafts Erbe werden. Warum also
nicht als unbefangener Schätzer fremden Verdienstes, auch des
vom Feind erworbenen,vor dem gerührten Volkparadiren?Dann
tobt der Lärm weiter; in der heißen. überfülltenHalle und auf der
Straße. Schimpf, Flüche, Pfiffe, Schüsse: Alles nach dem Pro-
gramm. Ein Theatermädchen entwickelt dem keuschen Busen ein
BildRoosevelts, küßt es in brünstigerAndacht und wird wie ein
Palladion durch das Saalfeld getragen. AndereWeiber werden
zu Hyänen.Neger schnarchen, rülpsen, fragen, mit triefender Stirn,
ob sie ihre Stimme nicht zu billig verhandelt haben. » tturrsn f«r
l'eciciy!« Vorbei. Taftistnominirt. Ueber hundertStimmcn Mehr-
heit. Schmach, Schande, Verbrechen. Weh diesem Sieger! Ietzt

zersplittert feine Partei sammt ihrer Maschine. Jetzt naht, auf schnaubendem Roß, Theodors Rache. Er gründet, heute noch, die neue Fortschrittspartei. Die Partei der ehrlichen Leute. Denn die Republikaner sind als Diebe, Fälscher, Halsabschneider entlarvt. Alles für, Alles durch das Volk! Dem allein gebührt das Recht, die United States zu regiren. Das braucht keinen Vormund und darf fordern, daß die Beamten, die Richter zumal, seiner Weisung gehorchen. Die Trusts werden unter Staatsaufsicht gestellt, die Zolltarifsätze demMassenbedürfniß (des Ostens oder des Westens?) angepaßt, die Frauen, alle mündigen, ins Wahlrecht zugelassen. Wer zweifelt, daß an solche Fahne sich derSieg heften werde? Taft mag sich baldnach eincr Privatwohnung umsehen. Der Freund vom vorigen Donnerstag verschreit ihn als Dieb. Schreibt, als Erstes Gebot, auf die Programmtafel der neuen Partei die vier Warnerworte: „Du follst nicht stehlen!"
.. .Morgen, sprichtin einem newyorkerKaufmannspalast kühler Menschenverstand, wird man in Europa nun wieder plärren, daß wir ekelhaftes Gesindel seien, Protzen, Geldschaufler, unfauberer Menschheitkehricht. So scheints dem Fernen wirklich. Ist aber anders. Zunächst: das Spektakel der Würdelofigkeit kann noch länger währen; und mit dem Triumph Roosevelts enden. Kann. Warum auch nicht? Er verspricht denLeuten, denMillionen, die es hier sogar, ohne Kastenhemmniß, zu nichts gebracht haben, das Blau vom Himmel, mehr, als ihr keckster Traum zu wünschen wagte, hetzt die Darbenden gegen die Satten, hat dieAnziehungskraft der Halbirren, die skrupellos nur an sich glauben, und triffts diesmal wieder so gut, daß auch die Demokraten uneinig sind. Meinen Segen hat er.Aberwitz kann nur an sich selbst ersticken.UnsereBesten vergeudenkeinen Blickandas elende Zeug. Siemehrenden Wohlstand des Volkes und wimmern nicht, weils dabei nicht stets ganz sauber zugeht. So ist der Lauf der Welt; der vernünftigsten, die bis heute entdeckt ward. In anderen Ländern würde man zetern, eine Revolution ankünden und alle bewegliche Habe zwischen Eisenwände einsperren. Wir sind jung und gesund, sehrreich und ganz furchtlos. Die Schatzkammer dieses Bodens kann keinHumbug uns leeren. Die Abzapfung einerDollarmilliarde verschmerzt sich hier schnell. Auf der höchsten Kuppe erst stirbt derUnsinn. Wir sind stark; und warten, behaglich lächelnd, auf seinen Tod.

Die Zukunft. v.79 1912. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
◉ Full-text ○ Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

☑ Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.79 1912.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015048708617?urlappend=%3Bseq=438

Embed this book

About versions

Version: 2013-08-09 04:07 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 15
- Section 3 - 30
- Section 4 - 35
- Section 5 - 46
- Section 6 - 51
- Section 7 - 61
- Section 8 - 69
- Section 9 - 82
- Section 10 - 85
- Section 11 - 92
- Section 12 - 103
- Section 13 - 105
- Section 14 - 129
- Section 15 - 137
- Section 16 - 145
- Section 17 - 153
- Section 18 - 169
- Section 19 - 171
- Section 20 - 181
- Section 21 - 187
- Section 22 - 189
- Section 23 - 192

Section 24 - 203
- Section 25 - 205
- Section 26 - 207
- Section 27 - 208
- Section 28 - 209
- Section 29 - 211
- Section 30 - 223
- Section 31 - 237
- Section 32 - 238
- Section 33 - 239
- Section 34 - 251
- Section 35 - 265
- Section 36 - 268
- Section 37 - 273
- Section 38 - 275
- Section 39 - 305
- Section 40 - 307
- Section 41 - 323
- Section 42 - 329
- Section 43 - 332
- Section 44 - 341
- Section 45 - 343
- Section 46 - 348
- Section 47 - 354
- Section 48 - 355
- Section 49 - 359
- Section 50 - 363
- Section 51 - 372
- Section 52 - 375
- Section 53 - 377
- Section 54 - 384
- Section 55 - 405
- Section 56 - 409
- Section 57 - 411
- Section 58 - 427
- Section 59 - 431

Search in this volume

Search in this text Find

zersplittert feine Partei sammt ihrer Maschine. Jetzt naht, auf schnaubendem Roß, Theodors Rache. Er gründet, heute noch, die neue Fortschrittspartei. Die Partei der ehrlichen Leute. Denn die Republikaner sind als Diebe, Fälscher, Halsabschneider entlarvt. Alles für, Alles durch das Volk! Dem allein gebührt das Recht, die United States zu regiren. Das braucht keinen Vormund und darf fordern, daß die Beamten, die Richter zumal, seiner Weisung gehorchen. Die Trusts werden unter Staatsaufsicht gestellt, die Zolltarifsätze demMassenbedürfniß (des Ostens oder des Westens?) angepaßt, die Frauen, alle mündigen, ins Wahlrecht zugelassen. Wer zweifelt, daß an solche Fahne sich derSieg heften werde? Taft mag sich baldnach eincr Privatwohnung umsehen. Der Freund vom vorigen Donnerstag verschreit ihn als Dieb. Schreibt, als Erstes Gebot, auf die Programmtafel der neuen Partei die vier Warnerworte: „Du follst nicht stehlen!"
.. .Morgen, sprichtin einem newyorkerKaufmannspalast kühler Menschenverstand, wird man in Europa nun wieder plärren, daß wir ekelhaftes Gesindel seien, Protzen, Geldschaufler, unfauberer Menschheitkehricht. So scheints dem Fernen wirklich. Ist aber anders. Zunächst: das Spektakel der Würdelofigkeit kann noch länger währen; und mit dem Triumph Roosevelts enden. Kann. Warum auch nicht? Er verspricht denLeuten, denMillionen, die es hier sogar, ohne Kastenhemmniß, zu nichts gebracht haben, das Blau vom Himmel, mehr, als ihr keckster Traum zu wünschen wagte, hetzt die Darbenden gegen die Satten, hat dieAnziehungskraft der Halbirren, die skrupellos nur an sich glauben, und triffts diesmal wieder so gut, daß auch die Demokraten uneinig sind. Meinen Segen hat er.Aberwitz kann nur an sich selbst ersticken.UnsereBesten vergeudenkeinen Blickandas elende Zeug. Siemehrenden Wohlstand des Volkes und wimmern nicht, weils dabei nicht stets ganz sauber zugeht. So ist der Lauf der Welt; der vernünftigsten, die bis heute entdeckt ward. In anderen Ländern würde man zetern, eine Revolution ankünden und alle bewegliche Habe zwischen Eisenwände einsperren. Wir sind jung und gesund, sehrreich und ganz furchtlos. Die Schatzkammer dieses Bodens kann keinHumbug uns leeren. Die Abzapfung einerDollarmilliarde verschmerzt sich hier schnell. Auf der höchsten Kuppe erst stirbt derUnsinn. Wir sind stark; und warten, behaglich lächelnd, auf seinen Tod.

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy

- Privacy
- Contact

Van 't Hoff in Deutschland.*)

„Charlottenburg, 23. «. 96.

»ieber Freund, beim Durchblättern der mir zugesandten Vearbei» tung der ‚Zwä«-° war es mir angenehm, die amsterdamer Zeit, mit dem vielen Outen, das sie mir brachte, nochmals zu durchleben; ich hatte übrigens in der letzten Zeit mehrmals Gelegenheit, Das zu thun beim Ordnen meiner Papiere, die sich etwas chaotisch angehäuft hatten. Es liegt etwas Eigenthümliches in einem so völlig neuen L«- den und ich habe große Hoffnungen darein gesetzt. Unsere Wohnung ist vorzüglich; auch die Lage ist eine glückliche, halb draußen, halb in der Stadt. Grunewald können wir zu Fuß erreichen, am Abend per Bahn zurückkehren und in der Nähe unseres Hauses aussteigen. Ich finde nun endlich auch Zeit, mich meiner Familie mehr zu widmen, und Das hat gerade in fremder Umgebung etwas Anziehen» des. Die Kinder gehen alle zur Schule. Alle, außer dem Iüngsten, ha- ben einmal geweint, weil Alles nicht genau so war wie früher; aber Kinder gewöhnen sich schnell, wenn sie nur gesund sind, und in dieser Hinsicht scheint mir die Luft hier vorzüglich. Ich selbst habe zwei Aka- demiesitzungen beigewohnt, auf die ein gemüthliches Zusammensein unter Genuß einer ehrsamen Tasse Kaffee folgte, und Mittwoch fange ich »ls ‚Ordentlicher Honorarprofessor' meine Vorlesung (eine Stunde pro Woche) an. Als Laboratorium habe ich, um bald im Gange zu sein, vorläufig eine Wohnung gemiethet, die ich mit Meyerhoffer zu- sammen einrichten werde. Der erschien schon bald auf der Bildfläche und wir beabsichtigen in erster Linie, die Salzbildungen von Staßfurt und deren Verarbeitung von den neuen Gesichtspunkten aus zu unter- suchen, und zwar in größerem Maßstabe. So ist für Alles der Grund- stein gelegt; und gesellschaftlich kann ich mich mit Allen, die ich sehe,

*) Vor sechzehn Iahren, als Van 't Hoff aus Amsterdam an die berliner Akademie berufen worden war, nannte ihn der heidelberger Ordinarius Professor Brühl hier den Schöpfer der Theorie der Lösun- gen und einen Hauptbegründer des Neiches der Stereochemie (Lehre von der Vaumgestalt chemischer Gebilde). Was der große Niederlän- der, der seitdem neben Emil Fischer in Verlin wirkte, bis zu seinem allzu frühen Tod geleistet hat, was er, als Mensch, For'cher und Leh- rer war, wird von seinem Schüler und Freund Ernst Cohen, Professor in Utrecht, in dem Vand (dem dritten der von Ostwali in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft herausgegebenen Sammlung „Große Männer") dargestellt, der den Titel „Iacobus Henricus van 't Hoff, sein Leben und sein Wirken" trägt, in seiner Mischung wissenschaft- licher Analyse mit feiner Wesenssynthese auch den Laien zu freuen nnd zu bereichern vermag und aus dem deshalb den Freunden der „Zu- kunft" gewiß ein paar Bruchstückchen willkommen sein werden. Zu» nächst spricht Van 't Hoff selbst: aus seinen Vriefen an Professor Cohen-

gut abfinden. Selbst der Wirtliche Vbergeheime 'Regirungzollinspek»
tor am Bahnhof, wo mein Mobiliar ankam, auf dessen Thür geschrie»
den stand: .Bitte, einzutreten ohne Klopfen und ohne Gruß' (was auch
Dante hätte verwenden können), dieser Inspektor wurde freundlich,
als er meinen Orden ,?our Iß msrits' erblickte und meine Papiere durch»
las. Er glaubte selbst, er wäre mir oft in Verlin begegnet. Ferner
machen wir Besuche, mein immer gut aufgelegtes Frauchen und ich,
bei den Celebritäten, die ich nicht immer unterzubringen weiß und die
sie fortwährend mit einander verwechselt; auch sind bereits drei Diners
in Aussicht. Siehe da: so Einiges über mein Thun und Lassen. Auch
fragte ein Korrespondent von ,De Telegraaf' an, wo ich wohne; er
wollte es in die Zeitung setzen. Vielleicht wirst Du es also dieser Tag«
lesen. Sage der alten Karde nochmals Dank in meinem Namen für die
Herzlichkeit der letzten Tage und nimm davon einen großen Theil für
Dich selbst: ich sandte Allen mein Bild. Die Urkunde sdie ihn: die
Schüler zum Abschied überreicht hatten) nimmt hier einen Ehrenplatz
ein; die fünfundzwanzig Unterschriften aus alter Zeit blicken auf mein
Thun und Lassen herab wie die hundert Jahrhunderte ihrer Zeit,äu
baut äss v^ramiäLL' auf die Schlacht in Eghpten.
Herzlichen Gruß!
Dein
F. h. van 't Hoff."
Am zweiten Iuli 1896 feierte die Akademie der Wissenschaften
zu Verlin in jährlicher Wiederkehr den Leibniz»Tag, jenen Tag, der
dem Andenken ihres Gründers gewidmet ist. Mit Spannung sah man
in dem engen, bescheidenen Naum der Akademie, dem nach eiuer alten
Standuhr aus dem vorigen Iahrhundert benannten „Uhrfaal", in
dem sich dichter als je Zuhörer und Hörerinnen aus der akademischen
Welt zusammendrängten, dem Auftreten des neuen Mannes entgegen.
Da es in dem Saal keine Estrade und keine Nednerbühne giebt, son»
dern die Akademiker einfach am anderen Saalende um einen langen
grünen Tisch beisammen und hinter einander sitzen, gehört eine ge»
wisse Kunstübung dazu, zwischen den Köpfen der Hörer hindurch die
einzelnen Unsterblichen heraus zu erkennen. Aber das neue Mitglied
fesselte sehr schnell die allgemeine Aufmerksamkeit. Auf einem kurzen,
aber schlanken und,beweglichen Körper sitzt ein ausgeprägter Charak»
terkopf, dessen Eindruck man nicht so leicht vergißt. Schmales, bart»
loses Gesicht von frischer Gesichtsfarbe; zwei kluge, lebhafte Augen
mit kräftigen Brauen über der langen, sanft gekrümmten Aase, dar»
unter ein wohlgeformter Mund mit schmalen Lippen, die Unterlippe
in de? Mitte leicht herabhängend, buschiges, volles, trotzig gesträubtes
Haupthaar; das ganze Gesicht wie ein Denkerkoftf des vorigen Jahr»
Hunderts, entfernt an Diderot erinnernd. Mit klarer Stimme, reinem
Deutsch, dessen französischer Nccent ein Wenig an Du Bois-Neymond
gemahnte, hielt er seine Antrittsrede:
„Hochgeehrte Kollegen! Wenn ich am heutigen Leibniz-Tagc als

neuberufenes Mitglied der Akademie mich in einer kurzen Ansprache an Sie wende, so find es in erster Reihe Worte des Dankes, welche ich Ihnen auszusprechen habe für die wissenschaftliche Auszeichnung, welche mir durch Ihre Wahl und deren Allerhöchste Bestätigung zu Theil geworden ist. Dann aber ladet ein Augenblick wie dieser auch zu einem Rückblick ein auf den eigenen wissenschaftlichen EntWickelungsgang und zu einer Darlegung der Ziele, welche mir vorschweben..
Mich, der für die chemische Technik bestimmt und dazu am Polytechnikum in Delft ausgebildet worden war, führten meine mathematischen Bedürfnisse alsbald nach der Universität Leiden und ich wrdmete mich der Mathematik, bis die alte Liebe zur Chemie wieder in den Vordergrund trat und mich einer Reihe großer Centren der Strukturchemie zuführte, bei Kekuls in Bonn und bei Wurtz in Paris, während ich dann meine Studien in Utrecht abschloß, wo kurz vor meiner Doktordissertation meine erste stereochemische Arbeit erschien. Dieser doppelte Drang, zur Mathematik auf der einen, zur Chemie auf der anderen Seite, hat sich dann meinen sämmtlichen wissenschaftlichen Bestrebungen aufgeprägt. Damals, in den siebenziger Iahren, stand so ziemlich fest, daß die Chemie ihre tiefere mathematische Begründung durch die Atommechanik hindurch erhalten würde und daß schließlich im Molekül etwa ein mikroskopisches Planetensystem zu erblicken sei..
So liegen denn auch meine ersten Versuche, die Chemie und Mathematik zu verknüpfen, etwas auf atommechanischem Gebiete. Mein Versuch zur EntWickelung oder vielmehr Gründung der räumlichen Molekularformel, speziell für Kohlenstoffverbindungen, liegt eben darin. Wie es jedoch öfters geht: das Hauptresultat lag nicht in der Richtung des Versuches; und so entstand auch aus der Atomlagerung im Raume nicht eine Atommechanik, sondern die Stereochemie. Sie hat sich bei ihrer raschen Ausbildung auf organischem Gebiete fast in den Vordergrund gedrängt und die früher der Lebenskraft zugeschriebene optische Drehung in den Bereich der toten Laboratoriumshilfmittel gebracht. Ein Schritt ist damit also wohl gemacht, jedoch kein Schritt, der bis zum Anschluß an die Mathematik führt.
Mag es dann noch schließlich mit der Chemie zur Atommechanik kommen, so ist klar, daß einstweilen die Brücke zwischen Chemie und Mathematik in einem ganz anderen Gebiete liegt, und zwar in dem der mechanischen Wärmelehre, unter möglichst beschränkter Mitberücksichtigung der kinetischen Theorie, Es sind dann die Erscheinungen der Dissoziation, des chemischen Gleichgewichtes, denen das Hauptinte» esse gebührt. Dafür eben lassen sich auf Grund der mechanischen Warmetheorie umfassende Gesetzmäßigkeiten entwickeln, die bis dahin durch den Versuch glänzend bestätigt wurden.
Speziell für den Zustand der verdünnten Gase und Lösungen ist Alles bis in die Einzelheiten ausgearbeitet und für eingehende Kenntniß eben dieser verdünnten Lösungen wurde diese Ausarbeitung von fundamentaler Bedeutung. Der längst gekannte, sogenannte osmotische

Druck stellte sich dabei als eine für die klare Einsicht wichtige Größ«
heraus, deren quantitative Identifizirung mit dem Oasdruck das An»
wenden sämmtlicher Oasgesetze auf die Lösungen und dadurch auch die
Molekulargewichtsbestimmung gelöster Körper erlaubt. Als dann durch
Arrhenius' Auffassung der elektrolytischen Dissoziation dieser Ein»
blick in die Natur der Lösungen seine Abrundung erhielt, lag auf ein»
mal ein ausgedehntes Feld zur Neubearbeitung vor. Und die physi»
talische Chemie kam zu einer bis dahin ungekannten selbständigen
Entwickelung. Gang richtig war eben, speziell auch durch Vstwald er»
kannt, daß, da die Verknüpfung von Chemie und Mathematik eben
durch die Physik hindurch in erster Linie Frucht trägt und diese Phy»
sik schon als mathematische Physik mit der Mathematik verknüpft ist,
zum völligen Anschluß vou Chemie an Mathematik eben das zweit«
verbindend« Glied, die physikalische Chemie, nothwendig wird. Nun
entstand eine Zeitschrift, entstanden Laboratorien für physikalisch«
Chemie, zu deren Eutwickelung ich nach Kräften beizutragen versuchte.
Für den Chemiker jedoch, der sich allmählich mehr mit Physik
und Mathematik zu beschäftigen gewöhnt hat, wird schließlich das
große Institut nicht mehr der geeignete Arbeitplatz; und so bin ich Ih»
nen im höchsten Grade zu Dank verpflichtet, daß Sie, unter Mitwir»
kung der hohen Negirung, mir eine Gelegenheit für Arbeit, Unter»
suchung und Unterricht beforgt haben, die meinen Bestrebungen mehr
angemessen ist. In welcher Nichtung ich da arbeiten werde, ist klar:
die Verknüpfung der Chemie und Mathematik bleibt mein Haupt»
zweck und jeder Anhaltspunkt in neuer Umgebung wird willkommen
sein. So möchte ich mich noch zunächst dem Theil der physikalischen
Chemie widmen, der sich mit den Umwandlungerscheinungen, der Dop»
pelsalzbildung, dem doppelteu Umtausch beschäftigt; auch dort ist An»
Wendung der Mathematik möglich und speziell anziehend ist die Aus»
ficht auf den nebenbei möglichen Anschluß an die staßfurter Industrie
und Geologie. Daß es sich dabei nicht um industrielle Zwecke in erster
Linie handeln wird, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Ich habe ja
mein Vaterland verlassen, eben weil ich weiß, wie gerade die deutsche
Wissenschaft von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die Pfleg«
des Wissens um des Wissens selbst willen schließlich die höchsten Ziel«
des menschlichen Strebens am Besten fördert."
Wohl Mancher wird sich über den Passus: „Für den Chemiker
jedoch, der sich allmählich mehr mit Physik und Mathematik zu be»
schästigen hat, wird schließlich das große Institut nicht mehr der ge»
eignete Arbeitplatz", als der Erfahrung nicht entsprechend, gewundert
haben. Ich glaube deun auch, daß hier die Worte Iustus von Liebigs
besscr am Platze gewesen wären, der seinem Freund Wühler eines
schönen Tages schrieb: „Das Lehren widert Einen an, wenn man älter
wird". Wie Dem auch sei: von jenem Tag an war, um mit Jacob
Grimm zu reden, für den Freun5 als Akademiker, im Gegensatz zum
Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens her»

gestellt; er durfte immer oben bleiben oder seine höchste Formel aussprechen und nur das Beispiel legte ihm eine wohlthätige Fessel an oder einen zugleich seine innerste Kraft stärkenden Zaum.
Ietzt endlich hatte Van't Hoff auch Mußе, der Naturforscher!?«-sammlung beizuwohnen. Im September 1896 gab er in Frankfurt am Main den Fachgenossen eine gedrängte Uebersicht über das Problem der Autoxydation. Im Sinn Faradays war diese Zusammenkunft auch für ihn selbst fruchtbringend, wie man aus folgendem Brief ersieht, den ich kurz darauf erhielt: „Ich war mit großem Vergnügen in Frankfurt und habe dort meine Mittheilung über Oxydation losgelassen. Ich war Vorsitzender der Gesammtsitzung für Chemie und Physik. Abends ging ich früh nach Homburg zurück, um morgens wieder frisch zu sein, und so konnte ich lange aushalten. Ich machte auch einen Abstecher nach Griesheim (vorher war ich in Leipzig bei Ostwald gewesen), Wo ich bei Direktor Lepsius wohnte; ferner ging ich nach Marburg, wo ich bei Rathke übernachtete. Einen halben Tag war ich mit Behring zusammen, der meine Ansicht über einige Punkte kennen lernen wollte. Sein Laboratorium für die Untersuchung der Antitoxine ist in Marburg und die Ausarbeitung im Großen ist von der Fabrik Meister, Lucius L Brüning in Höchst übernommen worden, die auch die Einrichtung des genannten Laboratoriums zum Theil übernahm. Was ick> speziell von meinem frankfurter Besuch mitgebracht habe, ist die Kenntnis; der Art, in der die Industrie und die reine Wissenschaft zusammenwirken. Auch ich machte bereits kleine Misous' in dieser Richtung, aus denen sich vielleicht Dieses und Ienes entwickeln kann. Angenehm war mir ferner, so ungefähr sämmtliche bekannten deutschen Chemiker persönlich kennen zu lernen, von denen ich mich nach Fischer zu Victor Meyer am Meisten hingezogen fühlte. Irre ich nicht, so habe ich mit Diesem ein persönliches Band geknüpft, das fortbestehen wird."
Schon bei meinen, ersten Besuchen in Berlin, nicht lange nach seiner Uebersiedlung, war mir die Umwälzung aufgefallen, die sich in dem ganzen Wesen des Freundes, ich möchte fast sagen: in seinem Charakter, vollzogen hatte. Ich war davon um so mehr überrascht, als die Frist, in der sie sich vollzogen hatte, eine überaus kurze war. Da auch seine nächste Umgebung den selben Eindruck hatte, so glaube ich, eine Täuschung als ausgeschlossen betrachten zu dürfen. Zwar hatte es auch früher in Amsterdam Stunden gegeben, in denen er, fröhlich vor sich hin summend, der Arbeit oblag; aber so aufgeweckt, wie ich ihn jetzt immer antraf, hatte ich ihn vorher nie gesehen. Sein drolliger Humor, der früher nur dann und wann zu Tage trat, war jetzt keine Seltenheit mehr; und (iuersSidils gi«tu!) er zündete sich sogar eine Cigarette an; früher hatte er niemals geraucht. Alles zusammengenommen, erhielt man den Eindruck, daß er in jeder Hinsicht zur Ruhe ge» kommen und Alles, was ihn in seinem früheren Wirkenskreis drückte und eine gewisse, Iahre lang währende Depression hervorgerufen hatte, von ihm abgewälzt war. Auch sein Wesen Anderen gegenüber

hatte sich vollständig geändert. Während er früher selten aus sich herauskam, gewann er nun jeden Fremden sofort durch seine Liebenswürdigkeit und manche werden sich gern der heiteren Gespräche erinnern, an denen er sich betheiligte. »Ost Komins Ss gsnis svsit un oosur ä'gntsvt!" Das wußten auch die stockholmer Freunde, als sie ihn aufforderten, der Feier beizuwohnen, die dort am siebenten Oktober 1898 zum Gedächtniß des fünfzigsten Todestages von Berzelius veranstaltet wurde. Dort sehen wir ihn als Vertreter der berliner Universitär, der Akademie und der Deutschen Chemischen Gesellschaft. Im Haus von Arrhenius verlebte er herrliche Stunden und war aufs Höchste be» friedigt von dieser Reise, der er die Bekanntschaft mit Mörner, Cleve, Loven, Berg, Nordenskiöld, Severin Iolin und Nilson verdankte.
Inzwischen waren ihm aus allen Theilen der Welt die höchsten Ehrungen zu Theil geworden, die einem Manne der Wissenschaft zufallen können. Da war es denn nur natürlich, daß seine Schüler, die über die ganze Welt verbreitet waren, den Plan faßten, den fünfundzwanzigsten Iahrestag seiner Doktorpromotion, also auch den Geburtstag der Stereochemie, zu einem besonderen Festtag zu gestalten. Einem Aufruf von Ernst Cohen, Van Deventer, Meyerhoffer und Reicher Folge leistend, ergriffen sie freudig die ihnen gebotene Gelegenheit, dem Meister ihre Dankbarkeit und Sympathie zu bezeigen.
Da er den Tag bei den Eltern in seiner Vaterstadt verlebte, wurde das Fift dort gefeiert. Die ehrwürdige, von Steven Hoogendijk gegründete „Bataafsch GenooisHap der Proefondervindelijke Wijsbegeerte" .zu Rotterdam rechnete es sich zur hohen Ehre, ihre Rä::me für den Festakt zur Verfügung zu stellen. Nachmittags versammelten sich dort die Mitglieder der Genossenschaft, eine große Reihe holländischer und eine Anzahl deutscher und anderer ausländischen Fachgenossen um den Iubilar und seine Familie. Nach Beendigung der Ansprachen fanden auch die vielen Verehrer und Freunde des Meisters, die sich nicht zum Wort gemeldet hatten, Gelegenheit, dem Iubilar und seiner Familie in Wort und Händedruck ihr« Glückwünsche darzubringen. Ganz besondere Freude machte ihm eine Depesche folgenden Inhaltes: „Dem weltberühmten Holländer, dem Gründer der Stereochemie, bringen am heutigen Tage ihre warme Huldigung dar die Beamten des Telegraphcnamtes in Amsterdam." Bald darauf fragte er bei mir an: „Kann ich den Telegraphisten nicht irgendwie meine Dankbarkeit zeigen?" Altmeister Hittorf hat damals über ihn gesagt: „Dem gottbegnadetcn Seher des Alterthums vergleichbar, welcher die dem gewöhnlichen Sterblichen verhüllte Zukunft seines Volkes klar übersah, vermochte Van't Hoff fast im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn tief in das Innere der Natur zu schauen und Beziehungen von gewaltiger Tragweite zu erkennen. Wie auch immer in der Folge die Entwickelung der organischen Chemie sich gestalten mag: seine Theorie vom asymmetrischen Kohlenstoff und der tetraedrischen räumlichen Lagerung der verbundenen Atome wird stets eine geniale Leistung blei-

Stock Exchange.
«37
Ken; und die zahlreichen Folgerungen, welche das Experiment noch fortwährend bestätigt, sind als unvergängliche Errungenschaften der Wissenschaft gesichert. Noch überraschender und unerwarteter waren die Entdeckungen, welche er in der physikalischen Chemie machte. Kein chemischer Prozeß ist so lange bekannt und so oft veranlaßt wie die Auflösung eines Stoffes in geeignetem Lösungmittel. Wässerige Lösungen nehmen wir ja täglich in großer Zahl als Nahrung zu uns und alle Vorgänge im thierischen wie pflanzlichen Organismus werden durch solche vermittelt. Obschon daher seit den ältesten Zeiten die Menschheit mit dem Lösungvorgang empirisch vertraut war, blieb dennoch kein chemischer Prozeß «n theoretischer Hinsicht dunkler. Die Wissenschaft hatte über ihn nur Regeln mit zahlreichen Ausnahmen, kein allgemeines Gesetz, bis Van't Hoff vor etwa fünfzehn Iahren die Rolle des osmotischen Druckes gelöster Substanzen hier erkannte. Er fand für ihn die selben einfachen Gesetze, welche der Druck der Gase befolgt, und wußte mit Hilfe der halbdurchlässigen Wände in thermodynamischer Weise Schlüsse zu ziehen, welche mathematischer Sicherheit sich erfreuen. Der Hinweis auf diese beiden großen wissenschaftlichen Thaten wird schon genügen, um den Stolz der Gesellschaft auf ihren Ersten Porsitzenden zu rechtfertigen."
Utr echt, Professor Dr. Ernst Coh en-
Stock Exchange.
euerungen an der konservativen londoner Börse: die Botschaft klingt fast wie die von einer Revolution. Aber die Wellen dieses Aufruhrs dringen nur in den Bereich der Börsenkundschaft, nicht in die Heiligen Hallen des Effektentempels. Man hat neue „offizielle" Bermittlergebühren beschlossen, um zwischen den Börsenmitgliedern und den Outsiders eine deutlicher sichtbare Grenze zu ziehen. Die londoner Stock Exchange ist stolz auf ihre autonome Verfassung. In Deutschland ist man an die Beziehungen zur Staatsgewalt gewöhnt und meint, der Börsenkommissar verleihe dem Institut eine besondere Würde. England kennt weder eine staatliche Aufsicht über den Effektenmarkt noch ein öffentliches Privilegium oder gar das Zugeständniß eines Monopols. Die londoner Effektenbörse, die seit hundertzehn Iahren in Capel Court ihren Sitz hat, ist ein privates Unternehmen, kann also stets durch eine Konkurrenzanstalt „ergänzt" werden. Die Stätte, die zwischen Bartholomew Lane, Threadneedle- und Throgmorton-Street den größten Fondsmarkt der Welt herbergt, steht unter der Herrschast einer Aktiengesellschaft. Die Mitglieder der Börse (ihre Zahl schwankt zwischen 5000 und 6500) müssen Aktionäre sein und habin außerdem gewisse Bedingungen zu erfüllen, die eine Sicherheit für

ihre Eignung zum „Ehrenposten" eines anerkannten Theilhabers der Stock Exchange bieten sollen. Da die Erlangung eines Börsensitzes nicht billig ist. versteht sich von selbst, daß buokst gkops kein tzeimath-recht in Throgmorton Street haben. Die Iobbers und Brokers (Iene, die Majorität der Börsenmänner, sind Eigenhändler, Diese Makler) wachen eifersüchtig darüber, daß kein Unberufener eindringe. Aber auch zwischen den beiden anerkannten Gruppen wird streng unterschieden (eine der letzten londoner Börsenreformen erhöhte, zum Nutzen des spekulirenden Publikums, die Scheidewand zwischen den Händlern mit eigener Waare und den Vermittlern); denn der Kunde, der kaufen oder verkaufen will, muß die Bürgschaft haben, daß der Kommissionär, dem er sich anvertraut, zu dem Geschäft objektiv steht. Die ungeheuren Summen, die das deutsche Publikum im Schlunde des londoner Minenmarktes verschwinden sah, sind also nicht durch die Schuld der Offiziellen in den Abgrund gerollt. Die Outsiders machen jede denkbare Reklame; den Mitgliedern der Börse ist alle Propaganda verboten. Eine londoner Firma, die inserirt, ist nicht als zur Stock Exchang« gehörig anzusehen. Die Vorschrift ist unzweideutig und wird durch periodisch wiederholte Bekanntmachung dem Gedächtniß immer wieder eingehämmert. Dem Börsenkomitee liegt daran, daß man über-» all wisse, den Mitgliedern der Fondsbörse sei nicht erlaubt, für Zwecke des Geschäftes zu inseriren oder durch Rundschreiben Kunden zu werden. Und diese Bestimmung gilt nicht nur für die Grenzen Großbritaniens, sondern auch fürs Ausland. Die Remisiers londoner Firmen dürfen also bei Inseraten, die ihrem eigenen Interesse nützen sollen, den Namen ihres Hauses nicht nennen. Das ist, noch bis vor kurzer Zeit, nicht beachtet worden, hat aber nun Geltung erlangt. Man wird also bei londoner Kursnotizen, die in deutschen Blättern durch Agenten englischer Firmen veröffentlicht werden, keine Namen mehr sinden. Daß die anständigen Bankiers auf unterscheidende Merkmale halten, kann ihnen Niemand verdenken. Seit die buekst «Kops zur Landplage geworden sind, legt jeder ehrliche Banker Werth darauf, nicht mit ihnen verwechselt zu werden.

Ob die neue Gebührenskala die reinliche Scheidung fördern wird, ist eine andere Frage. Der neue Tarif soll hindern, daß die Makler einander unlautere Konkurrenz machen; daß sie, durch besonders günstige Bedingungen, Kunden direkt oder durch Agenten und Vertreter (Remisiers) zu kapern suchen. Diese Methode ist natürlich bei den Outsiders heimischer als bei den zur offiziellen Börse gehörenden br«-lcsrs. Aber auch Die konnten, znm Beispilel: durch Theilung oder Rück-Vergütung von Provisionen, ihrem Geschäft vorwärts zu hIelfen versuchen. Gegen die Autorisirung der Mitglieder der Stock Exchange wehren sich nun aber auch solide Banken und Bankiers, die der Börse Kunden zuführen und in dieser Vermittlerthätigkeit nicht gehemmt sein wollen. Um den Brokers zu zeigen, daß sie schließlich doch von den Bankiers und deren Effektenkundschaft abhängen, haben einzeln«

Stock Exchange.
Firmen erklärt, daß sie für Aufträge, die an der Fondsbörse zu erledigen sind, von den Auftraggebern einen besonderen Zuschlag zur üblichen Vergütung fordern müssen. Damit kann erreicht werden, daß an der Stock Exchange zwischen Iobbers und Brokers (die Iobbers werden von dem neuen Tarif nicht berührt, da sie Eigenhändler, nicht Per mittler sind) eine Spaltung entsteht oder daß die Zahl der Geschäfte, die an der Börse selbst erledigt werden kann, abnimmt. Ueberall werden die Effektenmärkte mehr und mehr zu Ausgleichsgelegenheiten für „Spitzen"; was nicht im Bankbureau erledigt werden kann, kommt an die Börse. Diese EntWickelung wrd von den Priivatbankiers laut beklagt; denn ein wichtiger Bestcrndtheil ihrer Thätigkeit muß in solchem Zustand verkümmern. Wenn aber die londoner Kommissionhäufer glauben, ohne eine ihren Wünschen entsprechende Börse nicht auskommen zu können, so haben sie die Möglichkeit, sich eine eigene Stock Exchange zu schaffen. Freilich: eine so alte und bewährte Einrichtung braucht auch ohne Monopolrecht vor Konkurrenz nicht zu zittern. Nur müßte sie sich den Lebensbedingungen ihrer Elemente anpassen.
Riesensummen sind aus Deutschland und Frankreich für Goldshares nach London gegangen. Da ist jede Hoffnung auf Wiedersehen eitel. Was der Witwatersrand an Gold verschlang, darf sich neben Dem, was er hervorbringt, sehen lassen. In den letzten drei Iahren haben die Goldfelder des Transvaal für 2Vs bis 3 Milliarden Mark Ausbeute geliefert; und ihre Ergiebigkeit steigt noch. Aber die spekulative Verwerthung der Möglichkeiten, die das Goldland Südafrikas bot, war so hemmunglos, daß schon durch die vielen faulen Gründungen wcrthvolles Betriebskapital weggespült wurde. Wer fragte denn in den Tagen des Haussetaumels nach Nam' und Art der Papiere? Daß die Aktie an der Börse notirt wurde, genügte; schnell wurde sie in lächerlichster Weise überzahlt. Die „Konjunktur" hat sich jetzt aber so geändert, daß selbst die unter dem Schutz deutscher Großbanken stehenden Concerns versagen. Bei der Goerz«Gesellschaft, die zur Deutsehen Bank gehört, blieb die für 1909 gezahlte Dividende ein Findling - in der Wüste. Das Geschäftsjahr 1911 schloß mit einem Verlust von mehr als 80000 L. Der Buchwerth der Effekten senkte sich um 11870« Lz und noch ist fraglich, ob die neue Werthgrenze nicht weiter zurückgeschoben werden muß. Die General Mining and Finance Corporation, der Minenbereich der Dresdener Bank, der Diskontogesellschaft und Bleichröders, ist nicht besser daran als Goerz. Schon 1910 hatte einen Rückgang des Reingewinnes um fast 300000 L gebracht. 1911 steigert« diesen Rückgang um 150000 L und wies einen Verlust von 24600« L, fast S Millionen Mark, aus. Der Börsenwerth der Goldshares vom Witwatersrand hat sich im Iahr 1911 um 72« Millionen Mark gesenkt. Moral der Geschichte: Auch deutsche Großbankdirektoren können, wie der gewöhnliche Mensch, irren.
Erleichtert wurde die Geburt schwächlicher Gesellschaften durch die Mängel des englischen Aktienrechtes. Die Zulassung an die Börse

bürgt dort nicht im Geringsten für die Güte des Papiers; jede strenge Vorschrift für Prospekte, jede Garantie fehlt und der Staat hat nicht dreinzureden. Das (von den Aktionären der Stock Exchange gewählte) Börsenkomitee ist die einzige Instanz, die über Recht und Sitte wacht, Aber die Mängel des Kurszettels erben sich wie eine ewige Krankheit fort. Der berliner Staatskommissar, der eine Verfeinerung de? Kursnotiz für Kassapapiere wünschi, sollte sich einmal die Stock Exchange genau ansehen. Da wird jedes einzelne Geschäft, das zwischen Börsen-Mitgliedern abgeschlossen wurde, beachtet und der Preis in die offizielle Liste notirt. Die Angabe des Geschäfts und des Kurses (die Namen beider Partner müssen genannt werden) bleibt den Mitgliedern überlassen. Wenn sie aber die Einzelheiten des Abschlusses auf einem Zettel vermerkt und ihn dem Börsenkomitee vorgelegt haben, kommt der gezahlte Preis in die Kurslist?. Bei der großen Zahl der täglichen Geschäfte ist es fast undenkbar, einen richtigen „Mittelkurs" (Einheitkurs) zu finden, der dem Publikum die Möglichkeiten eines Kaufes oder Verkaufes zuverlässig zeigt. Die Kursliste (sie besteht aus etwa zwanzig engbedruckten Seiten) ist so umfangreich,, daß die Effektenmarktkunden sich mit Auszügen begnügen, die in den Zeitungen verösfentlicht werden. Der Nutzen einer dem Geschäftsgang genau angepaßten Feststellung der Kurse, wie sie sich der berliner Börfenkommis« sar wünscht, verfickert da also. Kurswahrheit ist ein relativer Begriff, Auch in London hat man sich bemüht, das Publikum gegen die Schwindeltaktik der buekst »Kops zu schützen. Aus der Angabe von zwei Kursen, des Verkauf- und des Kaufpreises (Brief und Geld), zieht der? unehrliche Bankier insofern Nutzen, als er dem Kunden, der verkaufen will, den niedrigsten Preis, statt eines Durchschuittskurses, berechnet, Er selbst sucht dann an der Börse die Gelegenheit, das Papier mit einem Nutzen, von dem der Auftraggeber natürlich nichts weiß, abzugeben. Dieses Verfahren wurde durch die Iobbers gefördert. Ein Eigenhändler nennt dem Makler, der ein Papier von ihm haben will, einen möglichst hohen, und dem, der ihm eins verkaufen will, einen möglichst niedrigen Preis. Diese Methode steht nicht im Widerspruch' zu der „Moral des Geschäftes". Ietzt aber fordert das Börsenkomitee, daß die Differenz zwischen zwei Preisen nach oben abgegrenzt werde. Die Technik ist im Kampf gegen die Unmoral ziemlich wehrlos.

Der londoner Effektenmarkt ist durch das wüste Treiben im Bereich der Minen- und Gummishares in üblen Ruf gekommen. Und wahr ist, daß Millionenverluste in der Throgmortonstreet leichter als an» derswo möglich sind. Unter die Vormundschaft des Staates aber will die Stock Exchange sich nicht beugen; und auch das Publikum zieht di« Freiheit schließlich dem Kontrolsystem vor. Man weiß in London eben so gut wie anderswo, was Schwindel ist, und geht den unsoliden Geschäftsleuten zu Leibe. Nur sind die Gesten weniger heftig als, zum Beispiel, in Berlin, dessen Börse doch die zuverläfsigsten Sicherheitvorrichtungen hat, die bis heute irgendwo erdacht worden sind. LadoN.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. ^
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Sarleb S. n>. b. g. in Berlin.